Н.р.о 135/4

Allgemeine Weltgeschichte.

Vierter Band.

Das Recht der englischen und französischen Uebersetzung behält sich der Verleger vor.

Allgemeine
Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Vierter Band.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1863.

Geschichte

des

Römischen Kaiserreichs,

der Völkerwanderung

und

der neuen Staatenbildungen

mit besonderer Berücksichtigung

des Geistes- und Culturlebens der Völker

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1863.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
I. Cäsar Octavianus Augustus und seine Zeit	1
1. Roms Staatsverfassung	2
2. Reich und Provinzen	8
3. Augusts häusliche Verhältnisse, Tod und Charakter	28
4. Roms goldenes Zeitalter in Literatur und Kunst	38
5. Germanien	82
A. Die Freiheitskämpfe der Deutschen gegen Rom	—
a. Drusus und Tiberius am Rhein	—
b. Die Varusschlacht im Teutoburger Wald	88
c. Die Feldzüge des Germanicus	92
B. Die Zustände im Innern	101
a. Germanische Völkerschaften	103
b. Staats- und Lebensformen	110
c. Deutsches und nordisches Religionswesen	119
1. Götter	124
2. Göttinnen	126
3. Helden	128
4. Weise Frauen	129
5. Wichte und Elbe	—
6. Elemente. Heilige Pflanzen und Thiere	130
7. Himmel und Gestirne. Der Tod	131
8. Weltschöpfung und Weltuntergang	132
6. Jesus Christus	134
II. Die römische Kaiserzeit bis auf Vespasian	145
1. Das Julisch-Claudische Herrscherhaus	—
A. Tiberius	—
a. Sein Charakter und seine Regierung	—

Seite

b. Germanicus und Agrippina 150

c. Ausbildung der Monarchie 153

d. Die Majestätsgerichte 155

e. Tiberius auf Capreä. Sejans Schreckensherrschaft und Ende 158

B. Gajus Cäsar Caligula 160

C. Tiberius Claudius Cäsar 165

D. Claudius Nero 174

2. Das Christenthum im apostolischen Zeitalter 186

3. Das Reich unter Galba, Otho, Vitellius 199

III. Die Flavier. Trajan und Hadrian. Die Antoninen 210

1. Titus Flavius Vespasianus . . . . —

A. Charakter und Regierung . . . . —

B. Der Krieg in Judäa und die Zerstörung Jerusalems 214

C. Der batavische Krieg 229

2. Titus (Flavius Vespasianus) 243

A. Charakter und Regierung . . . . —

B. Pompeji und Herculanum 245

3. Titus Flavius Domitianus 248

4. Nerva und Trajan 254

5. Aelius Hadrianus 265

A. Regierung und Reisen . . . . —

B. Der zweite judäische Krieg und Hadrians Ausgang 272

C. Hadrians Kunstliebe und Charakter 277

6. Antoninus Pius und Marcus Aurelius 283

IV. Cultur und Geistesleben im kaiserlichen Rom 297

1. Die verfeinerte Zeitbildung und die Satire . . . . —

A. Persius. Juvenalis. Petronius. Martialis 300

B. Lucian 306

2. Literatur und Wissenschaft 315

A. Uebersicht und Charakter . . . . —

B. Rhetoren und Sophisten 322

C. Die römische Dichtung in der Kaiserzeit 325

D. Seneca. Plinius. Tacitus 330

E. Lateinische und griechische Historiker der Kaiserzeit 342

F. Die spätere Literatur und die Jurisprudenz 351

3. Philosophie und Religionswesen 358

A. Das sinkende Heidenthum . . . . —

Seite

a. Die Philosophenschulen 358

b. Die religiösen Zeitrichtungen 378

B. Das Christenthum im zweiten und dritten Jahrhundert 386

a. Die Kirche unter dem Druck der Heiden . . . . —

b. Die Entwickelung der christlichen Lehrbegriffe und Kirche 401

4. Das Germanenthum 425

V. Die vollendete Militärherrschaft 431

1. Commodus und seine nächsten Nachfolger . . . . —

2. Septimius Severus und sein Haus 442

3. Auflösung der Reichseinheit von Maximinus Thrax bis Gallienus' Tod. 465

4. Die Kaiser aus den Donauländern 480

5. Diocletian und Constantinus 497

VI. Das römische Reich im vierten Jahrhundert 518

1. Constantins Alleinherrschaft und Ausgang (325—337) 519

2. Das Reich unter Constantins Söhnen 533

3. Julianus der Abtrünnige und die heidnische Reaction (361—363) . . 543

4. Valentinian und Valens 555

5. Anfang der Völkerwanderung und Valens' Ausgang 562

6. Theodosius der Große (379—395) 570

7. Fall des Heidenthums 578

8. Ausbildung und Verbreitung der christlichen Kirche 582

VII. Das getheilte Reich bis zum Falle Roms 608

1. Die Zeiten Stilicho's und Alarichs . . . . —

2. Aëtius. Geiserich. Attila 632

3. Untergang des weströmischen Reiches 647

VIII. Die neuen Staatenbildungen im sechsten und siebenten Jahrhundert 660

1. Italien unter Theoderich dem Ostgothen . . . . —

2. Das römische Abendland 679

A. Die Franken und Burgunder . . . . —

a. Die Gründung des Frankenreichs in Gallien . . . . —

b. Die Herrschaft der Merovinger 690

c. Die Zustände im Innern 699

B. Die Westgothen in Spanien 709

C. Die Angelsachsen in Britannien 718

3. Das Zeitalter Justinians 734

A. Allgemeiner Charakter . . . . —

Seite
B. Das Innere 740
a. Die Kaiserin Theodora und die Parteien der Rennbahn . . . . . . —
b. Der Nikaaufstand im J. 532 745
c. Justinians legislatorische Thätigkeit 750
C. Justinians Regierung nach Außen 755
a. Der Vandalenkrieg . . . . —
b. Untergang des Gothenreichs in Italien 766
1. Belisar und Vitiges . . . . —
2. Totilas und Narses 777
c. Die Grenzvölker 791
1. Der Norden und Osten . . . . —
2. Die Langobarden und die Zustände Italiens 804
4. Das byzantinische Reich bis zum Bilderstreit 818

I. Cäsar Octavianus Augustus und seine Zeit.

Literatur: Außer den Quellenschriftstellern, die im Laufe des Werks ihre nähere Darstellung finden werden, wie Tacitus, Vellejus Paterculus, Suetonius, Tranquillus (Kaiserbiographien), Dio Cassius, Flav. Josephus, Plinius Secundus d. Jüngere, Florus, Aurelius Victor, Eutropius, Herodian, Ammianus Marcellinus, Zosimus, den kleineren Geschichtschreibern der Kaiserzeit, der Kirchengeschichte des Eusebius u. a. m. und außer den schon erwähnten Werken von Schlosser, Drumann, der Real-Encyclopädie der Alterthumswissenschaft von Pauly, der Geschichte des röm. Rechts v. Walter, den Literaturwerken von Bernhardy, Westermann, Bähr, der Geschichte der Philosophie v. Heinr. Ritter u. a. m., wurden folgende neuere Werke vorzugsweise zu Rathe gezogen und benutzt: Tillemont, histoire des empereurs etc. (Paris 1720. 6 voll. 4°.) — Gibbon, history of the decline and fall of the Roman empire. — Charles Merivale: history of the Romans under the empire. (6 Bände bis zur Zerstörung von Jerusalem im J. 70 n. Chr.) — Karl Hoeck, Römische Geschichte, vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Bd. I. Abth. 1—3 (bis zum Tod Nero's.) (I. 1. 2. Braunschw. 1841 —43, I. 3. Götting. 1850). — A. Schmidt, Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. (Berl. 1847.) — Clinton, fasti Romani. — Die Monographien über einzelne Perioden: Lehmann, über Claudius und Nero und ihre Zeit (bis jetzt nur der 1. Bd. Gotha 1858). — A. Imhof, über Fl. Domitianus (Halle 1857). — H. Franke, zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen. (Güstrow 1837. 2. Ausg. Quedlinburg 1840.) — Ferd. Gregorovius, Geschichte Hadrians und seiner Zeit (Königsb. 1851). — Münter, der jüdische Krieg unter Trajan und Hadrian. (Leipz. 1821.) — Noel des Vergers, Essai sur Marc-Aurèle d'après les monuments épigraphiques. (Paris 1860.) — Vogel, über Diocletian (Gotha 1857). — Jac. Burckhardt, die Zeit Constantins d. Gr. (Basel 1853). — Finlay, Griechenland unter den Römern. (Leipz. 1861.) — 2. Zur Religions- und Kirchengeschichte: Ewald, Geschichte des Volkes Israel, Bd. 6. 7. (Göttingen 1858 ff.) — Die Kirchengeschichten von Neander, Gieseler, Hagenbach, Hase u. a. — Chr. Baur, das Christenthum und die christliche Kirche in den drei ersten Jahrhunderten (Tübingen 1853 und 2. Aufl. 1860), und die Abhandlung: Apollonius von Tyana und Christus. — Lutterbeck, die neutestamentlichen Lehrbegriffe, (Mainz 1852. 2 Thle.) — A. Ritschl, Entstehung der altkathol. Kirche. (Bonn 1857. 2. Aufl.) — Böhringer, die Kirche Christi und ihre Zeugen, in Biographien, 1. Bd. (Zürich 1842). — Herzog, Real-Encyclopädie für prot. Theologie und Kirche (Gotha 1854 ff.) u. a. m. — 3. Zur deutschen Geschichte: J. J. Mascou, Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der merovingischen Könige, (Leipz. 1750. 2 Bde. 4°.) — H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. (Gotha 1825—37.) — Gg. Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte. (Kiel 1844—60. 3 Bde.) — Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. (Göt-

tingen 1843 5. Aufl.). — Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme. (München 1837.) — Sybel, Entstehung des deutschen Königthums. (Frankfurt 1844.) — Künßberg, d. Recht der Deutschen, u. Wanderung in das germ. Alterthum. (Berl. 1861.) — J. Grimm, deutsche Mythologie. 3. Aufl. (Göttingen 1854 2 Bde.) — Wilh. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Götting. 1844). — J. W. Wolf, die deutsche Götterlehre (Götting. 1852). — E. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, (Leipz. 1859) u. a. m.

1. Roms Staatsverfassung.

Sehnsucht nach Ruhe. Die blutigen Bürgerkriege mit ihren erschütternden Katastrophen hatten Roms Kraft gebrochen: die stärksten und treuesten Bekenner republikanischer Grundsätze moderten auf der Küste von Thapsos oder in der Ebene von Philippi, der Freistaat, den einst der ältere Brutus ins Leben eingeführt, war in Wirklichkeit durch den Tag von Pharsalos, in der Idee durch die verzweiflungsvolle That des jüngeren Brutus aus der Welt geschieden. Der Kampf zwischen Volksstaat und Monarchie war zum Austrag gekommen; die politischen Leidenschaften schwiegen; das lebende Geschlecht sehnte sich nach Ruhe und Frieden, die Vornehmen, um sich an den Freuden und Genüssen zu ergötzen, welche die Fülle der Güter, welche Bildung, Kunst und Wissenschaft darboten, die Menge, um im behaglichen Müßiggang, fern von politischen Aufregungen und kriegerischen Anstrengungen und Gefahren, sorglos dahin zu leben, ihre Wünsche auf „Brod und Spiele" (panem et circenses) beschränkend, welche ihnen die Machthaber in reichem Maße zu bieten beflissen waren. Octavians Mäßigung. Unter solchen Umständen fiel es dem klugen Octavian, der tiefen Verstand und Herrschergaben mit Milde, Mäßigung und Beharrlichkeit verband und seinen brennenden Ehrgeiz und Fürstenstolz unter einfachen Formen, bürgerlichen Sitten und äußerer Unterwürfigkeit unter Gesetz und Herkommen zu verbergen wußte, nicht schwer, ganz in das Erbe des großen Cäsar einzutreten und die römische Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Gewarnt durch das tragische Ende seines Adoptivvaters ging jedoch Octavian dabei sehr vorsichtig und behutsam zu Werke. Statt auf einmal die ganze Fülle von monarchischer Macht und Ehre anzutreten, wie sie Cäsar bei seinem Tode besessen, folgte der Sohn dem gegebenen Beispiele der allmähligen und getheilten Aneignung der Gewalt und wiederholte somit den langsamen und gewundenen Gang zur Alleinherrschaft mit Pausen und Abstufungen. Dabei gab er den verjährten Vorurtheilen des Volkes in so weit nach, daß er sich nicht „König" nannte, die Anrede „Herr" mit Unwillen zurückwies, ja nicht einmal die immerwährende Dictatur annahm, auch nicht wie Cäsar auf Umwegen nach den Insignien der Königswürde strebte, sondern die republikanischen Namen, Formen und Magistraturen und die Benennung „Cäsar" oder „Kaiser" als Bezeichnung seiner Person und Würde beibehielt, sich aber allmählig alle Aemter und Gewalten vom Senat und Volk übertragen ließ, und somit die Monarchie unter dem Schleier der Republik verhüllte.

Für ihn hatte nicht der äußere Schein der Macht einen Werth, sondern das Wesen derselben. Er verzichtete gern auf den Herrscherprunk, wenn er nur in Wahrheit herrschte. Ja damit der Schein der Wahl und freien Uebertragung fortbestehe und der Schwache oder der eigensinnige Republikaner sich über die wahre Lage der Dinge wissentlich oder unwissentlich täuschen könne, unterzog sich Octavian von Zeit zu Zeit dem Gaukelspiel einer freiwilligen Niederlegung und Erneuerung der Obergewalt durch den Senat, eine heuchlerische Sitte, die auf seine nächsten Nachfolger forterbte. Dies geschah zuerst bei der wichtigsten Würde eines „Imperator", die früher nur von vorübergehender Dauer schon durch Cäsar als Inbegriff militärischer Machtfülle eine veränderte Bedeutung erhalten hatte. (III. S. 859.) Dieser Titel, den Octavian schon längst in dem Umfang wie sein kaiserlicher Oheim geführt, wurde ihm im J. 27 vom Senat auf Lebenszeit verliehen, als er in einem erheuchelten Vortrag erklärt hatte, daß er bereit sei, seine hohe Gewalt dem Senat zurückzugeben und in den Privatstand zu treten. Damit erhielt er den Oberbefehl über alle Streitkräfte des Reichs nebst dem damit zusammenhängenden Oberstatthalteramt über die Provinzen auf die Dauer seines Lebens. Wenn er sich dabei die Selbstbeschränkung auflegte, daß er dieses hohe Amt nur auf zehn Jahre zu übernehmen versprach, und unter den Provinzen nur diejenigen seiner eigenen proconsularischen Gewalt unterstellte, in welcher zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung die Gegenwart der Legionen erforderlich sei, die andern dagegen, die an ruhiges Gehorchen gewöhnt und von äußern Feinden nicht bedroht leicht zu behaupten wären, der Verwaltung des Senates überließ, war nur eine Täuschung; denn innerhalb zehn Jahren mußte die Alleinherrschaft so feste Wurzeln geschlagen haben, daß dann von einer Entziehung oder Niederlegung der Obergewalt keine Rede mehr sein konnte; und da kein Provinzland, mochte es näher oder entfernter von der Hauptstadt liegen, der militärischen Besatzungen gänzlich entbehren konnte, alle Befehlshaber und Unterfeldherren aber von dem obersten Kriegsherrn abhingen, so standen mithin alle Statthalterschaften unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Proconsuls; das ganze römische Herrschaftsgebiet war dadurch „mit dem Netze seiner militärischen Macht umstellt"; alle Siege und Eroberungen wurden dem Kaiser zugeschrieben, nur er war fortan zu Triumphen berechtigt. Es war daher nur eine Rechtsform, wenn der Senat, vollständig entwaffnet, einige Zeit nachher die lebenslängliche proconsularische Gewalt auch in den senatorischen Provinzen auf den Imperator übertrug und alle Statthalter ihm unterordnete. Zugleich ertheilten ihm die willfährigen Rathsherren den religiösen Ehrennamen „Augustus" oder der Geweihte, den Octavian forthin führte. In Folge des „Imperium" gebot der Kaiser unter Vermittelung seiner Legaten über 23 oder 25 Legionen, die über das ganze Reich zerstreut waren; in Rom selbst war seine Person von neun Cohorten Leibwächter (Prätorianer) geschützt, die zur Erhöhung ihrer Treue und

Octavianus als Imperator.

Ergebenheit doppelte Löhnung und beim Abschied reiche Geldgeschenke erhielten und zum Theil in einem Flügel seines „Palastes“ — so genannt von dem palatinischen Hügel — sich aufhielten, zum Theil bei den Bürgern in Rom und in der Umgegend untergebracht waren. Er hatte die Befugniß gegen Gesetz und Herkommen innerhalb der Mauern der Stadt Kriegskleid und Schwert, die Zeichen der Herrschergewalt zu tragen, und die Lorbeerbäume vor seiner Wohnung und der Eichenkranz am Giebel verkündigten den glücklichen Ueberwinder seiner Feinde und den großmüthigen Retter der Bürger.

Der Senat. Bereits war der Senat selbst in eine abhängige Stellung gerathen. Wir haben im dritten Theil gesehen, wie rücksichtslos Cäsar die Väter der Stadt zu behandeln pflegte; er und nach ihm die Triumvirn hatten die Curie mit ihren Creaturen gefüllt ohne Rücksicht auf Würde, Stand oder Verdienste. Dadurch war diese Körperschaft in der Achtung und im Vertrauen des Volkes gesunken. Augustus suchte sie aus der Erniedrigung und Verachtung zu reißen und den Mitgliedern wieder neues Ansehen zu verleihen. Kraft der censorischen Gewalt, die der neuen ihm übertragenen Würde eines „Sittenmeisters“ (Präfectus Morum) inwohnte, nahm er im Verein mit seinem Gehülfen Agrippa eine Reinigung des Senats vor. Gegen 200 Rathsherren wurden in möglichst schonender Weise zum Austritt bewogen, und durch würdige, der neuen Ordnung ergebene Männer ersetzt. Dann ließ er sich den Ehrentitel eines Princeps Senatus beilegen, wodurch die Leitung der Verhandlungen und Abstimmungen ganz in seine oder seines Stellvertreters Hände kam.

Augusts Absicht bei dieser in der Folge noch mehrmals wiederholten Reinigung war, den Senat, dessen Zahl auf 600 Mitglieder festgesetzt ward, zum Repräsentanten der Nation zu erheben, und indem er dessen Befugnisse erweiterte und dessen Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung neu ordnete, in ihm die ganze Nation zu beherrschen, vom Ersten des Senats zum Ersten des Volkes emporzusteigen und durch die Theilung der Hoheitsrechte zugleich einen Theil der Verantwortung auf ihn zu übertragen*). Comitien. Das Wahlrecht der Beamten wurde den Centuriat- und Tribut-Comitien belassen, aber da die Magistraturen nur die Befehle des Kaisers auszuführen hatten, so war ihre Stellung eine untergeordnete, ihre Amtsthätigkeit eine gebundene, und es war daher nur eine Vereinfachung des Staatsorganismus, wenn in der Folge die Volksversammlungen zu einer bedeutungslosen Schein-Institution herabgewürdigt und die Beamten vom Kaiser unmittelbar oder durch den Senat ernannt wurden. Die Präfecten der Stadt u. des Prätoriums. Die Aufsicht über Rom und über Italien legte indessen schon Augustus ohne alle fremde Mitwirkung in zuverlässige Hände; indem er den Stadtpräfecten mit ausgedehnten Vollmachten ausrüstete und zu seinem Delegaten und Stellvertreter ein-

*) Diese Maßregel gegen den Senat erregte dem Kaiser viele Feinde, daher er sich von der Zeit an mehr gegen Nachstellungen sichern zu müssen glaubte, theils durch Majestäts-Anklagen, theils durch strengere Ueberwachung. Ohne besondere Erlaubniß durfte kein Mitglied drs Senatorenstandes außerhalb Italiens sich aufhalten. Der Machthaber wollte verhindern, daß unzufriedene Große sich in den Provinzen Anhang verschafften und feindselige Unternehmungen gegen ihn ausführten.

setzte und in der Präfectur des Prätoriums ein militärisches Commando über die in Rom und Italien stehenden Truppen schuf. Beide Stellen, auf Lebenszeit besetzt, trugen den Keim des späteren Militärdespotismus in sich und verletzten am meisten die Formen des Freistaats, die Augustus in allem Andern bestehen ließ. Zugleich ließ sich Augustus die Vollmacht ertheilen die in Folge der Bürgerkriege bedeutend verminderte Zahl der Patrizier durch neue Aufnahmen zu ergänzen, ein Recht, dessen Ausübung den altrömischen Adel ganz und gar von dem Kaiser abhängig machte und den Glanz der Geburt verdunkelte. Doch behandelte er Ueberlieferung und verjährtes Herkommen mit großer Schonung. Er suchte die Geschlechter, welche die Stürme der Zeiten überdauert hatten, durch Gunstbezeigungen an sich zu ziehen, belebte ihre Familienculte und veralteten Religionsgebräuche und setzte sie, wo es nöthig war, durch großartige Unterstützungen in die Lage, ihrem Stande gemäß zu leben. Er wollte seinen jungen Thron mit dem Glanze der Vorzeit, der noch an dem alten Namen hing, verherrlichen. Und nicht nur das Patriziat suchte Augustus zu erhalten, auch die alten bürgerlichen Ständeunterschiede wurden möglichst geschont. Die Senatoren, durch Ausstoßung unwürdiger Mitglieder in der öffentlichen Achtung gehoben, trugen auch unter dem Prinzipat den breiten Purpursaum als äußere Auszeichnung ihres Standes; hatten besondere Sitze im Theater und erhielten durch Augustus noch die bevorzugte Gerichtsbarkeit, daß Verbrechen von Senatoren nur von der Senatsgemeinde selbst gerichtet werden konnten. Auch sollten sie nur mit Freigebornen gültige Ehen eingehen. In gleicher Weise wurde die Ritterschaft von den unwürdigen Elementen gereinigt und als besonderer Stand mit einem bestimmten Vermögen und äußern Vorrechten erhalten. Die jüngeren Glieder der angesehensten Ritterfamilien dienten wie in der republikanischen Zeit als „Nobelgarde" mit einem vom Staat gelieferten Streitroß im Felde und bei den prunkenden Aufzügen an dem großen Stadtfeste. Den Rittern standen alle curulischen Aemter und Militärstellen offen, so daß sie die Pflanzschule wurden für den Kriegs- und Civildienst, wie für den Senat. Aus ihnen wählte Augustus vorzugsweise die Procuratoren und Steuerbeamte für die Provinzen. Selbst die freie Bürgerschaft suchte der Kaiser vor der Mischung mit Fremden so viel als möglich zu wahren, indem er die Freilassung von Sclaven beschränkte und erschwerte. *Patriziat u. Ritterschaft.*

Als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte und als Haupt des Senats war Augustus Herr und Gebieter des Staats; aber es fehlte noch zu der Machtfülle, wie sie Cäsar besessen, ein wichtiger Bestandtheil — die tribunicische Gewalt. Auch diese wurde ihm im J. 23, aus Freude über seine Genesung von einer Krankheit und weil er den Luc. Sestius, einen Freund und Gefährten des M. Brutus, zur Theilnahme am Consulat berufen, auf Lebenszeit von Senat und Volk übertragen. Die Tribunenwürde hatte in den Augen der Römer einen geheiligten Charakter. Die glorreichsten Thaten der Volksgemeinde in der großen Zeit der Republik waren an das Volkstribunat geknüpft; in ihm erblickten die Plebejer das Palladium ihrer Freiheit und ihrer Rechtsstellung; die inneren Parteikämpfe von den Tagen Coriolans bis zum Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus hatten diese volksthümliche Magistratur zum Ausgangspunkt. Die feierliche Uebertragung auf Augustus verlieh diesem mithin eine religiöse Weihe; erst dadurch wurde zwischen dem Volk und dem Oberhaupte des Staats ein unlösbares heiliges Band geknüpft; der „Fürst" (Prin- *Die tribunicische Gewalt.*

ceps) als Schirmherr des Volkes anerkannt, die Hoheit der Volksgemeinde auf

Das Provocations- und Begnadigungsrecht.

den Machthaber übertragen. Das mit dem Tribunat verbundene Schutz- und Intercessionsrecht bei gerichtlichen Verurtheilungen wurde nunmehr zu einem kaiserlichen Appellations- und Begnadigungsrecht erweitert und über das ganze Reich ausgedehnt. Von allen Gerichtshöfen und aus allen Theilen des Reiches war in Sachen des peinlichen wie des bürgerlichen Rechts die Berufung an die kaiserliche Richtergewalt gestattet, somit im ganzen Herrschaftsgebiet die höchste richterliche Macht in Augusts Hände gegeben; und bei der gepriesenen Milde und Humanität desselben mehrten sich diese Berufungen an das kaiserliche Tribunal ins Unendliche, so daß bald eigene Gerichtshöfe für Appellationen in der Stadt und in den Provinzen errichtet werden mußten, dort unter dem Vorsitz des Stadtpräfecten, hier unter eigenen Consularen, auf welche der Imperator seine richterliche Hoheit übertrug. So wurde nicht nur die kaiserliche Appellations-Instanz, wie sie schon Cäsar zu begründen unternommen, im ganzen Reiche als höchster Gerichtshof eingeführt, der alle wichtigen Klagsachen, nachdem von den Prätoren oder Senatsgerichten das Urtheil gefällt war, nach und nach vor sein Forum zog, sondern auch ein tief eingreifendes Begnadigungsrecht als Attribut der Imperatorenmacht anerkannt, ein Gnadenrecht, das sein Füllhorn über Freie und Unfreie, über Bürger und Provinziale in gleicher Weise ergießen konnte. „Jeder Tempel, jede Kapelle des Kaisers in Italien wie in den Provinzen waren schützende Asyle; ihre Statuen und Bildnisse wurden zu rettenden Gnadenbildern, die den Arm der Gerechtigkeit oder Rache lähmten." Selbst Sclaven fanden Schutz am Altare des Kaisers gegen Härte und Unmenschlichkeit von Seiten ihrer Herren. Augustus legte auf die Uebertragung des volksthümlichen tribunicischen Schutzamtes solchen Werth, daß er selbst den Tag (27. Juni 731 d. St. 23 v. Ch.) als den Anfangspunkt seiner Herrschaft auf Münzen und Denkmälern bezeichnete. Drei Jahre nachher erhielt die kaiserliche Machtfülle ihren Abschluß durch die Ertheilung der

Die Consular-Gewalt.

consularischen Gewalt auf Lebenszeit an Augustus mit der Befugniß, seine Collegen oder Stellvertreter zu bezeichnen und zur Wahl vorzuschlagen und mit einer Erweiterung des Rechts, gesetzliche Verordnungen (Edicte) zu erlassen. Von der Zeit an nahm er im Senat seinen Sitz inmitten der beiden Consuln auf einem erhöhten curulischen Stuhle.

Das Pontificat. 12.

Damit war die gesammte Staatsgewalt in seiner Person concentrirt und als bald darauf durch den Tod des Lepidus das höchste Pontificat erledigt wurde, ließ sich Augustus auch diese Würde zutheilen und vereinigte somit noch die Oberpriestermacht mit der höchsten Staatsgewalt. Kraft dieses Amtes stand dem Kaiser die Aufsicht über die Staatsreligion und den Cultus, die Befragung der Orakelbücher und die Deutung ihrer Aussprüche, die Besetzung der geistlichen Stellen, sogar die Wahl der Vestalinnen zu. Und wie der Kaiser vermöge seiner imperatorischen und consularischen Machtfülle die höchste Richter-

gewalt über die Armee und in allen die Sicherheit des Staats betreffenden Rechtsfällen übte, so besaß er als Oberpontifex kraft des von nun an dem Staatsoberhaupt innwohnenden Jus sacrum die Entscheidung über alle Religionsfrevel und priesterliche Vergehungen.

Gesetzgebende Autorität des Kaisers.

Diese Vereinigung des höchsten Priesterthums mit der weltlichen Gewalt vollendete den kunstvollen Bau des Principats. Dadurch lag die ganze vollziehende und richterliche Gewalt in geistlichen und weltlichen, in göttlichen und menschlichen Dingen in der Hand des Kaisers; und wenn die gesetzgebende Macht noch einige Zeit der Form nach bei der Volksgemeinde stand, so war diese doch nur ein Schatten der alten Volkshoheit, da das herkömmliche Recht, welches den Edicten der Magistrate während ihrer Amtszeit Gesetzeskraft verlieh, nun, wo alle Amtsgewalt in Einer Hand auf Lebenszeit concentrirt war, jede anderweitige legislatorische Autorität zu einer leeren Form herabdrückte. Die kaiserlichen Verordnungen hatten im ganzen Reich gesetzliche Geltung. Sie bildeten den Kern und die Grundlage der „Constitutionen", die mit der Zeit gleichen Rang mit den Comitialgesetzen erlangten. Die kluge Mäßigung des Augustus, der bei Kriegs- und Friedensbeschlüssen gewöhnlich die Meinung oder Bestätigung des Senats einholte, der das Recht über Leben und Tod der Senatoren und Bürger niemals in verletzender Weise in Anwendung brachte, der die herkömmlichen Formen stets mit schonender Ehrfurcht beobachtete, war der Befestigung und Wahrung der gesetzgeberischen Autorität des Kaisers sehr fördersam.

Die kaiserliche Machtfülle.

„So bildete die Verfassung des jungen Kaiserreichs eine Monarchie, deren Hoheitsrechte zwischen der Nation und dem Oberhaupte getheilt waren," bemerkt Hoeck. „Gegen den entschiedenen Willen des Kaisers konnte kein Gesetz und keine Wahl zu Stande kommen, da sein tribunicisches Veto jede Aeußerung der Magistrats- und Volksgewalt vereitelte; auf der anderen Seite war aber auch, dem Rechte nach, sein Wille allein nicht hinreichend, die Annahme eines Candidaten oder eines Gesetzes zu bewirken; denn der Kaiser hatte weder dem Volke noch dem Senate zu gebieten. Indeß diese wechselseitige Beschränkung und Ergänzung der höchsten Staatsgewalt war nur in der Theorie vorhanden, nicht in der Wirklichkeit. Denn wo die gesetzlichen Befugnisse des Kaisers endeten, da wurden sie ersetzt durch eine Macht, von der die Constitution freilich nichts wußte, deren allmächtiger Arm aber jedes Staatsverhältniß umschlungen hielt. Es war die Alles überflügelnde und beherrschende factische Gewalt Augusts, welche die Schutzwehren gegen Unumschränktheit niederriß und dem Despotismus seiner Nachfolger die Bahn eröffnete. Der Senat bestand aus seinen Creaturen, das Volk war durch Brod und Spiele gewonnen, das Heer durch Beute und Geschenke an ihn gefesselt: und so hatte er in der Curie ein gehorsames Werkzeug seiner Pläne, die Comitien waren ein Wiederhall seiner Wünsche, und die Legionen vollstreckten bereitwillig die von ihm erhaltenen Befehle. Daneben mochten nun Senat und Volk sich der alten Formen des

Freistaates freuen; sie waren nichtige Schatten, wenn es dem Oberhaupte galt, seinen Willen durchzusetzen."

2. Reich und Provinzen.

Umfang des Reichs. Als Augustus in den sicheren Besitz der Alleinherrschaft trat, umfaßte das römische Reich die schönsten und berühmtesten Länder des Erdbodens und alle Culturvölker der alten Welt hatten in seinem weiten Schooße eine Stelle gefunden. Es reichte vom westlichen Weltmeer bis an den Euphrat und von der Donau und vom Rhein bis zu den Wasserfällen des Nil und den Sandwüsten Afrika's und Arabiens; und wenn auch in den ersten Jahrzehnten der Kaiserherrschaft innerhalb dieses unermeßlichen Raumes noch einige Völkerschaften nicht vollständig in das römische Rechts- und Culturleben eingetreten waren; wenn auch in den Alpen und Pyrenäen, an der unteren Donau und in den unzugänglichen Schluchten des Taurus einige kriegerische Stämme noch in ihrer wilden Freiheit beharrten und ihren Nacken nicht beugten unter die Ruthen und Beile der mächtigen Weltbezwingerin Roma, so war dies doch nur ein ohnmächtiger Trotz, mehr geeignet, die kriegerische Kraft der Legionen in Uebung und Thätigkeit zu halten als den Herren der Welt Furcht einzuflößen oder ihrer Macht Schranken zu setzen. Die Kriege, die Augustus selbst oder seine Legaten in den cantabrischen Bergen des nordwestlichen Spaniens oder in den Alpengegenden und in den dalmatischen Waldgebirgen führten, dienten nur zur Sicherung und Befestigung der Herrschaft und der Reichsgrenzen und gaben dem kaiserlichen Machthaber Gelegenheit, die Kriegsthaten und Triumphe der Republik zu erneuern. Die spanischen Gebirgsbewohner wurden in die Ebene verpflanzt und zu einem friedfertigen Verhalten gezwungen. Ihrer wilden Ungebundenheit entrissen gewöhnten sie sich an Ackerbau und geselliges Leben; bald wurden die spanischen Städte, mit Rechten und Freiheiten ausgestattet und durch Landstraßen mit einander verbunden, die Sitze römischer Bildung, der Tummelplatz regsamer Kräfte in Handel und Verkehr. Die Produkte des Bodens, die Gaben des Meeres, die Erzeugnisse des Kunstfleißes, Oel und Wein, Honig und Wachs, Wolle und gesalzene Seefische, wurden aus den spanischen Hafen in Menge ausgeführt und füllten die Seestädte mit Reichthum. Die wilden räuberischen Stämme der Alpenkette von Savoyen und Piemont bis nach Istrien wurden wiederholt mit der Schärfe des Schwerts geschlagen und zur Unterwerfung gebracht; die neu gegründete Militärcolonie Augusta Prätoria (j. Aosta) im Lande der Salasser, da wo die grajischen und penninischen Alpen zusammenstoßen, diente fortan als Schutzwehr des römischen Eigenthums im nordwestlichen Italien, nachdem der Trotz des kräftigen Bergvolks durch Wegführung der waffenfähigen Mannschaft auf den Sclavenmarkt zu Eporedia (Ivrea) gebrochen war. Im J. 15 v. Ch. wurden die

(Randnotizen: Spanien. — Die Alpenvölker.)

freien Stämme in Rhätien, Vindelicien und Noricum vom Bodensee und vom Innthale bis zum Busen der Adria bezwungen, als Tiberius von Gallien aus seine Legionen in das Quellgebiet des Rheins führte und dem von Süden vorrückenden Drusus die Hand reichte, dem kräftigen Jüngling, dem die Ehre bestimmt war, „der Freiheit des Gebirges die letzte Stunde zu bringen." Ein einziger Feldzug reichte hin, die Freiheit der vielfach gespaltenen und durch kein nationales Band zu einem Staatsganzen vereinigten Alpenvölker für immer zu vernichten. Ein Siegesdenkmal am südlichen Abhange des Gebirgswalles verkündete der Nachwelt, daß unter Augusts Führung und Auspicien vierundvierzig Völkerschaften, die alle mit Namen aufgeführt waren, durch das Schwert Roms bezwungen und unterworfen worden seien. Verpflanzungen der kräftigsten Volkstheile nach fernen Gegenden, Anlegung von Alpenstraßen, Errichtung von Burgen und Castellen mit Besatzungen, Gründung von Militärcolonien, unter denen Augusta Vindelicorum, die Mutterstadt von Augsburg, und Regina Castra, das heutige Regensburg, bald die erste Stelle einnahmen, sicherten die Eroberungen und gewannen der Herrschaft Roms neuen Boden, so daß in Kurzem alles Land zwischen Donau und Alpen dem Provinzgebiete des römischen Kaiserreichs angehörte. Zu gleicher Zeit wurde auch das große Ländergebiet von Istrien bis Macedonien und vom adriatischen Busen bis zur Save dem Reiche gewonnen und nicht nur die bisherige Küstenprovinz Illyricum durch die Gebiete der Japyden (Japoden) und Dalmatier vergrößert, sondern auch durch Eroberung der Pannonierstadt Siscia am Einfluß des Colaps (Kulpa) in die Save für die Feldzüge an der untern Donau ein Standort und Vorrathsplatz geschaffen. Umsonst hatten die Japyden ihre Hauptstadt Metulum mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt; der Kaiser selbst, an Schenkel und beiden Armen verwundet, setzte den Angriff so lange fort, bis alle wehrhaften Männer im Kampfe gefallen und die Weiber, Greise und Kinder entweder in den Flammen der brennenden Stadt oder durch eigene Hand umgekommen waren. In Kurzem erstreckten sich feste Militärlinien durch Pannonien und Mösien bis an die Südufer dieses Stromes, wo bald eine zusammenhängende Kette von Festungen unter dem Schutze von sechs Legionen die Gründung neuer Provinzen anbahnten und den räuberischen Einfällen der nördlichen Barbaren wehrten. Die thracischen Fürstenthümer südwärts des Hämus geriethen mehr und mehr in Abhängigkeit. Kotys, ein milder, freundlicher Fürst, wurde unter Tiberius von seinem grausamen Oheim Rhescuporis ermordet. Die Wittwe führte deshalb in Rom Klage, worauf der Thäter durch Senatsbeschluß abgesetzt und das Land unter die Söhne beider Könige getheilt ward. Unter diesen Verhältnissen faßte Roms Herrschaft immer mehr Boden, bis endlich der letzte Schatten von Freiheit und Selbständigkeit verschwand und ganz Thracien in den weiten Schooß des Weltreichs einging.

Das Gebiet der unteren Donau.

Die Kriege in Dalmatien und Pannonien.

Die in den Jahren 12 und 11 v. Chr. versuchten Aufstände der Pannonier und Dalmatier wurden von Agrippa und nach dessen Tod von Tiberius blutig unterdrückt. Die Wegführung der kriegsfähigen Mannschaft auf den Sclavenmarkt und die Entwaffnung der Zurückgelassenen stellte auf längere Zeit Ruhe und Gehorsam her. Aber der Freiheitssinn des streitbaren Volkes war noch nicht gebrochen. Empört über die Erpressungen Roms, das nach dem Ausdruck eines der Führer „zur Bewachung der Heerden nicht Hirten und Hunde, sondern Wölfe“ schickte, und über die Aushebung ihrer mannhaften Jugend zum fernen Waffendienst, griffen die Dalmatier und Pannonier im J. 6 n. Chr. abermals zum Schwert, um sich von der Steuerlast und dem Heerbann zu befreien. Rasch verbreitete sich der Aufruhr über das ganze Land; unternehmende Führer, von denen zwei den Namen Bato trugen, rückten verwüstend auf die römischen Waffenplätze Sirmium und Salona los; andere bedrängten mit großer Heeresmacht Macedonien; ein kühner Gewalthaufen drohte über Tergeste (Triest) in Italien einzubrechen; auch in den grasreichen Steppenländern jenseits der Donau waren die wilden Reiterschwärme der Dacier und Sauromaten in unheimlicher Bewegung; römische Handelsleute wurden beraubt und ermordet. Der Schrecken, der bei der Trauerbotschaft die Weltstadt überfiel und die kriegerischen Anstrengungen, die man in ganz Italien machte, bewiesen sattsam, daß man die Gefahr, die vom Osten der Adria drohte, nicht unterschätzte. Entlassene Veteranen wurden aufs Neue in die Legionen eingereiht; zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse ward eine Sclavensteuer angeordnet; mit Marbod dem Markomannenfürsten, den man zu bekriegen im Begriffe stand, wurde Frieden geschlossen. Drei Jahre dauerte der verheerende Krieg, nach Sueton der schrecklichste seit dem punischen. Mit 15 Legionen durchzogen Tiberius und sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, das pannonische und dalmatische Land von einem Ende zum andern, bald das Glück der Waffen versuchend, bald die Wege des Verraths und Zwietracht nährender Unterhandlungen wandelnd. Nach vielen blutigen Kämpfen übergab Bato die unüberwindliche Bergveste Anderium unweit Salona vertragsweise den Römern und zog mit den Seinigen nach Ravenna, wo ihm Tiberius als Preis des Abfalls von der vaterländischen Sache einen reichlichen Unterhalt bis zum Ende seiner Tage gewährte. Länger widerstand die auf einer steilen Höhe erbaute und von einem reißenden Strom geschützte Festung Arduba, in die sich der entschlossenste Theil der Insurgenten nebst vielen Ueberläufern geworfen hatten. Aber endlich nahte auch ihre Stunde. Nachdem der Kern der Besatzung bei einem Ausfall im blutigen Handgemenge gefallen war, warfen die Ueberlebenden die Brandfackel in die Wohnungen und suchten mit den Frauen und Kindern den Tod in den Flammen oder in den Wellen des vorbeirauschenden Stromes. Darauf unterwarfen sich die übrigen Orte freiwillig und von der Adria bis zur unteren Donau kehrte Alles zum stummen Gehorsam zurück. Aber das Land war verwüstet und die Menschen waren selten geworden in den blutgetränkten Gefilden. Bald bildete der große Strom von der Quelle bis zur Mündung die Nordgrenze des Reichs. Die thracischen Fürstenthümer gingen in der Provinz Mösien auf.

Asien.

Auch in den asiatischen Ländern waren noch manche Kämpfe zu bestehen, noch manche verwickelte Verhältnisse zu lösen, ehe die Staaten und Völkerschaften westwärts vom Euphrat sich der Herrschaft Roms in Furcht und Gehorsam fügten. War auch die von Pompejus gegründete Ordnung (III, 731 f.) im Ganzen bis auf Augustus in rechtsgültigem Bestand geblieben, so waren doch in Folge der Bürgerkriege gewaltige Umkehrungen in den einzelnen

Staaten eingetreten. Sowohl die Republikaner Brutus und Cassius als die Triumvirn Antonius und Octavian hatten die freundlichen oder feindlichen Gesinnungen der Fürsten, Städte und Landschaften mit Lohn oder Strafe vergolten, Rechte und Herrschaften verliehen oder geraubt, Gnaden und Ungnaden nach Verdienst oder Gunst zugetheilt oder entzogen. Als Augustus zehn Jahre nach der Schlacht bei Actium im Orient erschien, bestanden noch wie früher neben den vier römischen Provinzen (Asia, Bithynien, Cilicien und Syrien) einheimische Königreiche, weltliche und geistliche Fürstenthümer, Freistädte und andere Territorien in größerer oder geringerer Abhängigkeit von Rom und mit der Verpflichtung der Heeresfolge. Viele von diesen verloren bei verschiedenen Veranlassungen ihre bisherige Stellung und wurden in den römischen Provinzialverband hineingezogen.

So schuf Augustus nach dem Tode des gewandten Parteigängers Amyntas, des Dejotarus Feldherrn und Nachfolgers, aus dem größten Theil seiner Besitzungen die Provinz Galatia, welcher Lycaonien und einige Zeit nachher (als Dejotarus Philadelphus, der Urenkel des bekannten Galaterkönigs, starb) auch das binnenländische Paphlagonien beigefügt ward. Das pontische Königreich mit Kleinarmenien, Kolchis und den Küstenstädten Pharnacia und Trapezus beherrschte durch die Gnade des Antonius und Octavian der kluge und tapfere Polemon als „Freund und Bundesgenosse des römischen Volks“ und verband damit noch das bosporanische Königreich, die Erbschaft seiner Gemahlin Dynamis. Nach seinem Tode reichte seine Wittwe Pythodoris ihre Hand dem König Archelaos von Kappadocien, der seine Herrschaft gleichfalls der Gunst des Antonius und Octavian und seiner Ergebenheit für Rom verdankte. Auf diese Weise wurden die beiden Königreiche verbunden, eine gute Schutzwehr gegen die östlichen Barbaren. Aber die neue Schöpfung war nicht von Dauer. Schon unter Tiberius gingen Kleinarmenien und Kappadocien, nachdem Archelaos aus Angst vor der Anklage, die der ihm abgeneigte Kaiser im Senat wider ihn erhob, in Rom gestorben war, in die Provinz Kappadocien auf, der auch das Priesterfürstenthum von Comana beigefügt ward. Unter der Herrschaft Roms stiegen die alten Städte, vor Allen Nicomedien in Bithynien und Cäsarea in Kappadocien, zu hohem Glanz und Reichthum. Dioscurias und die sagenreiche Gegend am Phasis wurden der Knotenpunkt einer ausgebreiteten Handelsthätigkeit, der Markt der Welt, wo römische Kaufleute Wolle und Pelzwerk aus den Ländern des Nordens, Edelsteine, serische Gewänder (Seide) und Luxuswaaren aus dem fernen Osten einkauften.

Galatia.

Pontus und Kappadocien.

In ähnlicher Weise suchten Augustus und seine Nachfolger auch im Süden Kleinasiens die zerrissenen Gebietstheile zu vereinigen und in das römische Provinzialverhältniß zu bringen. Der Staatenbund von Lycien dauerte als „Ruine der Vorzeit“ noch einige Jahrzehnte in seiner Freiheit fort und Antonius und Octavian waren bemüht, die Wunden, die ihm Brutus geschlagen (III, 890) nach Kräften zu heilen; aber durch innere Zwietracht gelockert und in seinem Wohlstande geknickt vermochte der Bund sich nicht mehr zu erholen, so daß die Verwandlung in eine römische Provinz unter Claudius als eine Wohlthat erschien. Die Provinz Cilicien wurde durch Pisidien und die Insel Cypern erweitert. Die Bewachung der nach Syrien führenden „cilicischen Pässe“ war einer römischen Besatzung anvertraut; die Bekämpfung der räuberischen Stämme, die noch unbezwungen in den Gebirgen und Schluchten des Taurus und Amanus in wilder Freiheit fortlebten, überließ Augustus einigen einheimischen

Lycien und Cilicien.

Clientelfürsten. Erst unter Vespasian wurden sie der unmittelbaren Herrschaft Roms einverleibt. Syrien mit seinen Nebenländern kehrte nach der Schlacht bei Actium wieder in das alte Verhältniß zurück, das vorübergehend durch die Einfälle der Parther und durch die Schenkungen des Antonius an Kleopatra und ihre Kinder gestört worden war. Vier Legionen sorgten für die Ruhe im Innern, wie für die Sicherheit gegen die Nachbarstämme im Süden und Osten. Die nördliche Gebirgslandschaft Commagene mit der Stadt Samosata, der letzte Rest des Seleucidenreichs, blieb noch einige Zeit im Besitz eines abhängigen Fürsten, bis sie nach dessen Tod mit der Provinz Syrien vereinigt ward. Ein ähnliches Schicksal traf die Landschaft Judäa, welche die Römer lange mit besonderer Gunst behandelt hatten. Denn das julische Geschlecht war den Juden von jeher gewogen. Nach dem Tode des Königs Herodes, der sich durch Schmeichelkünste, Geschenke und Dienstleistungen das Wohlwollen und Vertrauen des Kaisers und seines Feldherrn und Schwiegersohnes Agrippa zu erwerben und zu bewahren gewußt, ging auch, wie wir gesehen haben, das von Parteiwuth und Zwietracht zerrissene jüdische Reich in die römische Weltherrschaft auf. Es wurde als kaiserliches Provinzland einem Procurator unterstellt, der, wenn gleich dem syrischen Statthalter zu Antiochien untergeordnet, doch die meisten Rechte übte, die in andern Ländern den Proconsuln oder Proprätoren zustanden, insbesondere das Verhängen der Todesstrafe. Doch war Judäa noch lange „Roms verzogenes Schooßkind;" das „Volk Gottes" blieb im Besitz seines Glaubens, seines Gesetzes und seiner Volksthümlichkeit (III. S. 309. 310); es war vom Kriegsdienst befreit und genoß in allen Ländern mancherlei Rechte und Privilegien.

Syrien. *Judäa.*

Die Römerherrschaft in Judäa.

Der Procurator („Landpfleger") von Judäa hatte seinen Sitz in der von Herodes angelegten neuen Hafenstadt Cäsarea (III. S. 308), die durch Handel und Verkehr unter der Römerherrschaft rasch emporblühte. Unter dem Schutze der römischen Besatzung, die an dem Sitze des Statthalters ihr Hauptlager hatte, ließen sich viele Fremde daselbst nieder. Der Landpfleger oder Statthalter war dem Proconsul von Syrien in allen Kriegssachen in der Weise untergeordnet, daß dieser auf sein Anrufen ihm Kriegshülfe leisten mußte. Denn die geringe Besatzung in Cäsarea und die kleine Mannschaft, die in Jerusalem auf der Burg Antonia ihr Lager hatte, genügte nur zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Friedenszeiten. Bei Festtagen, wenn große Volkshaufen sich in Jerusalem sammelten, begab sich der Statthalter mit einem Heerhaufen nach der heil. Stadt und „besorgte dann wohl immer auch vielerlei bis dahin verspartе oberstrichterliche und andere Geschäfte." Er wohnte dann in dem „Prätorium" neben der Antonia. Das Recht sprach er vom hohen Richterstuhle herab auf einem mit schönen Marmorsteinen verzierten Vorsprunge am Hause, das Verhör war in einem inneren Hofe. Auch in Samarien war ein kleines Heerlager. Wenn das jüdische Volk unter der römischen Herrschaft sich in seinen inneren Anliegen freier bewegen konnte als unter den Herodäern, so empfing es dagegen in Zöllen und Abgaben keine Erleichterung. Die Römer erhoben eine Vermögenssteuer (Kopf- und Grundsteuer), eine Abgabe von Häusern, von Marktfrüchten und mancherlei Gefälle. Die Tempelsteuer dagegen (auf zwei Drachmen berechnet) wurde als eine freiwillige Steuer angesehen und von Priesterbeamten erhoben, ohne daß sich die Römer um dieselbe bekümmerten. Eine allgemeine Schatzung, die Augustus nach der Besitzergreifung des Landes, etwa 10 Jahre nach Chr. G. durch den Ritter und Proconsul P. Sulpicius Quirinus anstellen ließ, um zu erfahren, wie viele Steuern das Land jährlich seiner Kopfzahl, seinen Fruchtäckern und seinen sonstigen Verhältnissen nach aufbringen könne, erregte die erste tiefe Mißstimmung unter den strenggläubigen Juden.

Die „Vierfürsten" aus dem Herodeischen Geschlechte.

Die kleinen Herrschaften, welche Augustus und sein Nachfolger der Familie des Herodes noch als Vasallenstaaten zu eigener Verwaltung überließen, wie die nordöstliche Landschaft mit

der alten Stadt Paneas, worin zuerst der gerechte und thätige Herodäer Philippos regierte und Paneas zur großen Stadt Cäsarea (Philippi) erweiterte, und Galiläa und Peräa, das Erbtheil des klugen, begehrlichen, den Römern schmeichelnd ergebenen Vierfürsten (Tetrarch) Antipas, gewöhnlich Herodes genannt, des Gründers der Städte Saphoris (Diocäsarea) und Tiberias, gingen nach einigen Jahrzehnten durch kinderloses Absterben der Clientelfürsten in das römische Weltreich auf. Dieser letztere, aus den Evangelien bekannte Herodes (Antipas), verliebte sich einst auf einer Reise nach Jerusalem in Herodias, die schöne Gemahlin seines Halbbruders Herodes, gleichfalls aus dem Herodäischen Geschlechte und beredete sie, ihren Gatten zu verlassen und ihm die Hand zu reichen. Dieser verbrecherische Ehebund trug dem Vierfürsten schlimme Früchte. Seine bisherige Gattin entfloh zu ihrem Vater, dem Araberfürsten von Petra und reizte denselben zum Krieg wider ihren ungetreuen Gatten, der sich von Herodias ganz und gar leiten ließ, unbekümmert um die dumpfe Unzufriedenheit seines Volkes wie um die laute Rüge des Täufers und Bußpredigers Johannes. Unter Caligula wurde Antipas auf die Anklage seines Vetters und Schwagers Herodes Agrippa seines Fürstenthums beraubt und nebst seiner Gattin Herodias nach Gallien verwiesen, wo beide starben. Aber unter Kaiser Claudius erlangte Herodes Agrippa der in Rom erzogene Enkel des großen Herodes noch einmal die Herrschaft über Judäa und Samarien, die er drei Jahre lang (41—44) behauptete. Abwechselnd Abenteurer und Glücksritter, dann Günstling und Schmeichler der Cäsaren, wurde er nach einer Christenverfolgung in Jerusalem plötzlich beim Anschauen der Circusspiele von einer schrecklichen Krankheit ergriffen, die ihm wenige Tage nachher den Tod brachte.

Die Wüstenländer im Südosten der syrischen Provinz waren von freien Araberstämmen bewohnt, welche das schweifende Raubleben als Erbtheil aus Urzeiten überkommen hatten. Augustus verfuhr wie einst Pompejus (III, S. 730). Er schloß mit dem Nabatäerfürsten Malchus von Petra, dem Nachfolger des Aretas, und mit dem Stammhaupte Jamblichus von Emesa, dessen gleichnamiger Vater von Antonius hingerichtet worden war, Bündniß und Vertrag, wodurch ihnen der Besitz der väterlichen Reiche gewährleistet ward mit der Verpflichtung, den Raubfahrten der Wüstensöhne zu wehren. Ein Versuch des Statthalters von Aegypten, Aelius Gallus, im J. 24 das glückliche Arabien zu unterjochen, nahm einen kläglichen Ausgang. Die Gluth der Sonne und die Gefahren des Klima's scheuchten die Eindringlinge bald zurück und schützten die Bewohner vor dem römischen Schwerte. Der Feldherr des Nabatäerfürsten, der den Wüstenzug geleitet hatte, büßte für den muthmaßlichen Verrath mit dem Leben. Doch wurde seinem Gebieter die Treulosigkeit des Dieners nicht zur Last gelegt. Die Araberstämme.

Mit den Parthern hatte Rom noch eine Ehrensache auszufechten; der Tag von Karrhä war noch nicht vergolten, das Blut der beiden Crassus und ihrer Waffengefährten schrie um Rache. Augustus trug jedoch kein Verlangen, sich und seine Legionen den Pfeilen der Eisenreiter bloszustellen. Aber das Glück war auch hier sein Bundesgenosse. Parthien und Armenien, damals in inniger Wechselbeziehung, wurden durch Thronkämpfe verwirrt. Tigranes, der Sohn des unglücklichen Artavasdes (III, S. 902. 908) rief Roms Hülfe an gegen seinen von dem Partherkönig eingesetzten Bruder Artaxias. Tiberius rückte mit Heeresmacht in Armenien ein und verlieh, da bei seinem Erscheinen Artaxias von den Einwohnern erschlagen ward, den Thron dem römischen Schützling (20 v. Chr.). Dieser Ausgang füllte den Partherkönig Phraates mit der Besorgniß, die Römer möchten sich für den Thronbewerber Tiridates Parthien u. Armenien.

erklären und ihm selbst das Schicksal des Artaxias bereiten. Er fügte sich daher der Forderung des Augustus und sandte die römischen Feldzeichen und Gefangenen zurück, die sich noch seit dem Unfalle bei Karrhä in dem fernen Ostlande befanden. Der Kaiser feierte die Rückgabe der Adler wie einen Sieg durch ein Opferfest und gelobte dem rächenden Mars einen Tempel.

Aber Armenien gelangte zu keiner dauernden Ruhe; bald stand es unter dem Einfluß Roms, bald erlangten die Parther darin die Oberhand; Könige wurden eingesetzt und vertrieben; Thronkämpfe und Partheifehden füllten das Land. Unter Nero setzte der parthische König Vologeses I. seinen Bruder Tiridates auf den armenischen Thron. Dadurch wurde der Krieg zwischen den Römern und Parthern von Neuem angefacht. Die treulosen Armenier gaben selbst die Veranlassung dazu, indem sie einerseits die Hülfe Roms anriefen, um nicht ganz unter die Botmäßigkeit des östlichen Nachbars zu gerathen, anderseits die Parther begünstigten, um nicht von Rom unterdrückt zu werden. Doch waren sie durch die Lage des Landes und die Aehnlichkeit der Sitten mehr den Parthern verwandt, bemerkt Tacitus, und auch durch Heirathen vermischt und aus Unkenntniß der Freiheit zur Knechtschaft geneigt. Damals erwarb sich Domitius Corbulo großen Kriegsruhm und erneuerte die Ehrfurcht vor Roms Waffen selbst unter der Regierung des elendesten Kaisers. Nachdem er die Mannszucht in den Legionen hergestellt, drang er siegreich in das gebirgige Land ein, eroberte die Hauptstädte Artaxata und Tigranocerta und setzte dem parthischen Thronbewerber einen römischen entgegen, der den Namen Tigranes führte. (58 n. Chr.) Fünf Jahre behauptete sich dieser und sein Nachfolger, ein Abkömmling der Familie Herodes, unter Roms Beistand; dann gewannen die Parther wieder das Uebergewicht und verliehen den Thron von Neuem ihrem Prätendenten Tiridates (63), ohne daß Corbulo's Nachfolger Cäsennius Pätus diesen Umschwung zu verhindern vermochte. Erst als Corbulo abermals mit Heeresmacht in Armenien einrückte, verzweifelten die Parther, gegen den Willen der Römer sich in dem Nachbarlande behaupten zu können. Man kam daher zu einem Vergleich. Tiridates verstand sich dazu, bei einer Zusammenkunft mit Corbulo seine königliche Kopfbinde vor dem Bilde des Kaisers niederzulegen und sie dann in Rom selbst aus dessen Händen wieder zu empfangen. Von dem an (67) blieb die Ruhe in den Ostländern längere Zeit ungestört.

Provinz Asia. In der Provinz Asia wurde in dem bisherigen Bestand wenig geändert: einige Städte wurden je nach ihrer Haltung während des Bürgerkriegs in ihren Rechten erhöht oder verkürzt; das Asylrecht der ephesischen Diana, das die Stadt zu einer Herberge für Verbrecher machte, erlitt eine Beschränkung. Durch die frischen Kräfte, die Augustus in die zerrütteten Gemeinwesen einführte, wurde in den alten Culturfitzen eine schöne Nachblüthe erzeugt. Die Künste des Friedens nahmen unter der Ordnung, der „segensreichen Himmelstochter", einen neuen Aufschwung, so daß im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft die Provinz Asia 500 bevölkerte Städte zählte. Von den griechischen Inseln und Städten zogen die Römer die Gegenstände des Luxus und der Genußsucht, den parischen und phrygischen Marmor für ihre Prachtbauten, den Wein von Chios, die Seefische von Rhodos, das Geflügel aus Kleinasien, den Honig vom Hymettus für ihre Leckermahle. Ephesus und Apamea waren die Markt- und Stapelplätze für die Produkte und Kunsterzeugnisse des Ostens. Hier

holte der römische Kaufmann die feinen Gewebe aus Babylon, Räucherwerk und Salben aus Arabien und Persien, Purpurgewänder aus Tyrus. Auf der Insel Kos wurden die feinen Frauenkleider bereitet, welche die Glieder mehr zeigten als verhüllten, jene wahrscheinlich aus Seidenstoffen bereiteten „coischen Gewänder", gegen welche Seneca so sehr eiferte.

Eben so wenig wurde in den Provinzen Achaia und Macedonien geändert; beide hatten sich schon lange an die römische Herrschaft gewöhnt, und wenn auch die erstere, welche das alte Griechenland bis zu den cambunischen und ceraunischen Bergen nebst den Inseln des ägäischen Meeres umfaßte, noch nicht, wie die letztere, allem politischen Leben entsagt, sondern während der Kriege der römischen Machthaber für den einen oder andern Partei genommen hatte, so waren doch die Römer jener Tage zu große Bewunderer der griechischen Bildung, als daß sie, wie früher Sulla, das Mutterland humaner Studien die Vergehungen Einzelner hätten mögen entgelten lassen. Cäsar, Antonius und Augustus vergaßen mit gleicher Großmuth die Unterstützung, welche Pompejus und Brutus bei den wankelmüthigen Hellenen gefunden und vergalten ihre Unarten mit Wohlthaten. Doch mäßigte Augustus die Gnadenfülle, die Antonius über Athen ausgegossen, indem er die Insel Samos, wo er mehrmals einen längeren Aufenthalt genommen, mit der Freiheit beschenkte. Aber wie sehr auch Hellas geschont und begünstigt ward, seine Lebenskraft war gebrochen; es vermochte sich zu keinem gesunden Staatsleben mehr aufzurichten. Achaia und Macedonien.

Die größte Sorgfalt richtete Augustus auf die Eroberungen seines Adoptivvaters im Keltenlande und auf seine eigenen Erwerbungen am Nil. Das große gallische Ländergebiet jenseit der Alpen erhielt erst durch ihn eine feste Provinzialordnung. Der Ueberwinder Cäsar hatte nicht Zeit gehabt, den Errungenschaften des Schwertes durch dauernde Organisationen Halt und Sicherheit zu verleihen; die alte Gauverfassung bestand fort, die Besteuerung war ungleich und willkürlich. Dieser lockere Zustand fand sein Ende durch Augustus, der auf einer Versammlung der angesehensten Stammhäupter und Aeltesten zu Narbo eine neue Eintheilung des Landes festsetzte und zugleich, behufs einer gerechten Vertheilung der Staatslasten, eine Schatzung der Bewohner und ihres Grundvermögens vornehmen ließ. Neben das alte Provinzland, das von der Zeit an den Namen „Narbonensisches Gallien" führte, traten nun noch drei weitere Provinzen: Aquitanien, von den Pyrenäen und Sevennen bis zur Loire; Gallia Lugdunensis, zwischen Loire, Seine und Marne bis Lugdunum östlich; Belgica, das große Nordgebiet, wozu auch die Sequaner und Helvetier gerechnet wurden. Die neuen Städte an der Rhone, Vienna, Lugdunum, ferner Augustodunum (Autun) und Burdigala (Bordeaux) wetteiferten bald an Reichthum, Handelsthätigkeit und Bildung mit der alten Provinz, mit Massilia, Nemausus, Arelate und Narbo; Lugdunum (Lyon), wo die Heerstraßen von allen Seiten mündeten, gewann eine große Bedeutung. Das transalpinische Gallien.

Da wo der Arar sich in den Rhodanus ergießt, errichteten die gallischen Völkerschaften auf gemeinsame Kosten dem Imperator Augustus ein prachtvolles Denkmal sammt Heiligthum, dessen Einweihungstag fortan als Nationalfest mit musischen und gymnischen Spielen gefeiert wurde. Im Norden wurde Augusta Trevirorum (Trier) der Mittelpunkt römischen Culturlebens; unter den Segnungen des Friedens erhob sich allenthalben Ackerbau, Industrie und Wohlstand. Das Land auf dem linken Ufer des Rheins, größtentheils von deutschen Völkern bewohnt, stand als oberes und unteres Germanien unter besonderer Militärverwaltung. Zur Sicherung der Rheingränze gegen die kriegerischen Germanen wurden längs des Stromes feste Standlager und Schutzwehren errichtet und die Besatzungsarmee nach und nach auf acht Legionen gebracht. Damit nahm der Städtebau an dem schönen Grenzfluß seinen Anfang. Köln wurde durch Steuerfreiheit und andere Vorrechte besonders begünstigt.

Afrika. Mit gleicher Umsicht und Sorgfalt ordnete Augustus die Besitzungen über dem Mittelmeer. Das Gebiet von Karthago und das Königreich Numidien, früher in zwei Statthalterschaften getrennt, wurden nunmehr zur Provinz „Afrika" vereinigt. An diese schloß sich westwärts das abhängige Königreich Mauretanien, das Augustus nach einigem Zögern dem in Rom erzogenen Juba, einem treuen und ergebenen Clientelfürsten, verlieh, bis unter Claudius die Stunde der Einverleibung in das Weltreich kam. Ostwärts der großen Syrte erstreckte sich bis an die Grenze Aegyptens die fruchtbare Landschaft von Cyrene, welche mit Kreta zu einer zweiten Provinz verbunden war. Cyrene u. Kreta.

Aegypten. Wenn Augustus diese beiden Statthalterschaften dem Senat zur Verwaltung überließ, so hielt er um so fester seine Hand über die Provinz Aegypten, die von der Oase der Wüste bis zum arabischen Meerbusen und von den Strommündungen bis an das Felsgebirg von Syene reichte. Ein vorgeschobener militärischer Posten im Lande Aethiopien wurde später zurückgezogen, da es nicht in Augusts Plan lag, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Aegypten betrachtete der Imperator als seine eigentliche Domäne, die er eifersüchtig hütete. Kein Senator durfte ohne seine ausdrückliche Erlaubniß das Land bereisen; ein vertrauter, zuverlässiger Mann des Ritterstandes führte die Verwaltung und den Oberbefehl über das beträchtliche Besatzungsheer. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die günstige Lage lohnten die Sorgfalt, die Augustus dem Ackerbau, den Bewässerungsanstalten und dem Handel angedeihen ließ: Aegypten erreichte in der ersten Zeit der Römerherrschaft eine Blüthe, welche die Jahre der Pharaonen und Ptolemäer in Schatten stellte.

Aegypten wurde nicht nur die Kornkammer für die hungernde Bevölkerung der Hauptstadt; die feinen Gewänder aus Linnen und Baumwolle mit Stickereien geschmückt waren noch jetzt, wie im hohen Alterthume hochgeschätzte Waaren und bei der Schreiblust der Römer bildete die Papyruspflanze einen wichtigen Ausfuhrartikel.

Zugleich war Alexandrien der Stapelplatz und Markt für die indischen und arabischen Güter, für die zarten Gespinnste aus Baumwolle, vom gewöhnlichen Kattun bis zu den feinsten Musselinen, für die edlen Gewebe, die als „serische Gewänder" die Luxuskleider der römischen Frauen bildeten, ja sogar bereits von verweichlichten Männern als Tracht gewählt wurden, ein Produkt der Seidenraupe, über dessen Erzeugung und Vaterland im ganzen Alterthume ein geheimnißvolles Dunkel schwebte. Vom rothen Meer aus fuhren jährlich über hundert römische Transportschiffe nach Indiens Westküste und nach dem persischen Meerbusen, um die geschätzten Erzeugnisse der Tropenländer und die edeln Güter der östlichen Länder und Meere, Gewürze und Spezereien, Weihrauch und Myrrhen, wohlriechende Salben und Färbestoffe, Elfenbein, Edelsteine und Perlen und andere Gegenstände des Luxus in ihrer Heimath zu erwerben und mit großem Gewinn in Rom, in Bajä und in den reichen Landsitzen der Nobilität zu verkaufen. Die serischen (chinesischen) indischen und arabischen Waaren, die ihren Weg über Alexandrien nach Italien nahmen, sollen jährlich über zehn Millionen Thaler unseres Geldes betragen haben. Aber der große Wohlstand gereichte den Eingebornen weniger zum Vortheil als dem herrschenden Volke. Das drückende Besteuerungssystem, das die Ptolemäer eingeführt hatten, dauerte fort und wurde mit der Zeit so unerträglich, daß das in Verzweiflung gebrachte Volk wiederholt zur Selbsthülfe schritt, dadurch aber nur seine Leiden vermehrte und die Provinz immer mehr der Verarmung, dem Verfall und der Verwilderung entgegen führte. Besonders nöthigte das Unwesen der Bukolen oder „Rinderhirten," jener zahlreichen Räuberbanden, die in dem unzugänglichen Röhricht der Sümpfe am mittleren Nilarm hausten, ihre Frauen und Kinder auf kleinen Barken schützten und jeder bürgerlichen Ordnung entgegen feindselige Raubzüge in die benachbarten Gegenden unternahmen, die folgenden Kaiser zu häufigen Kriegszügen in das Nilland.

Aus allen diesen Einrichtungen und Organisationen erkennt man den klaren Plan des verständigen Herrschers, den losen Zuständen der Republik mit ihren Erpressungen und Willkürlichkeiten ein Ende zu machen, dem Freveln am fremden Eigenthum zu wehren und das ganze Reich in eine feste monarchische Form zu bringen. Was Cäsar in Zeiten heftiger Aufregung und Parteikämpfe begonnen, führte der glücklichere Nachfolger unter ruhigeren Verhältnissen im großartigsten Maßstabe zum Ziele. Die Provinzen, durch Gesetze und Rechtsordnungen vor Druck und Mißhandlung geschützt, erhoben sich zu neuer Blüthe, ja manche, wie die Alpenvölker, wie Gallien und Spanien, traten jetzt erst in ein würdiges Staats- und Culturleben ein. Die hellenischen Staaten freilich vermochten sich unter Roms eisernem Arm nicht mehr zu der früheren Größe emporzuringen; aber davon lag die Schuld mehr in der eigenen Entkräftung, die sie sich schon vor der Römerherrschaft durch ihre selbstzerfleischende Wuth bereitet hatten. Die Rollen ihrer Geschichte waren ausgespielt; sie siechten langsam dahin an den Wunden, die sie sich mit eigener Hand geschlagen. „Jugendzeit und geistige Schöpferkraft vermochte Rom den hellenischen Stämmen nicht wieder zu erwecken," bemerkt Hoeck, „aber es verlieh, was in seiner Macht stand. Es bewahrte Vorderasien vor dem ärgsten Loose, den östlichen Barbaren zur Beute zu fallen, es rettete hier die Nachblüthe der hellenischen Resultate.

Cultur und bereitete diesen wie andern Völkern den Zustand eines erfreulichen Privatlebens am Abend ihres alten geschichtlichen Daseins."

Provinzial-Verwaltung. Die Monarchie heilte die Wunden, welche der Freistaat den Unterthanenländern geschlagen, durch zweckmäßige Einrichtungen und löbliche Verwaltung. „Die Zeiten waren nun vorüber, wo das Recht des Siegers unendliche Summen der Besiegten auf einmal nach der Hauptstadt wandern hieß, und wo Rom, was edlere Zeiten und Völker geschaffen, die herrlichsten Werke fremder Kunst, sich aneignete." Waren auch die Abgaben und Gefälle, die Grund- und Vermögenssteuer, das Kopfgeld und andere Leistungen, welche von den Senatsprovinzen durch Quästoren für das Aerar oder den Staatsschatz, von den cäsarischen durch Procuratoren für den Fiscus oder die fürstliche Kammer und Kriegskasse von den Provinzialen erhoben wurden, nicht gering; wurden auch in der monarchischen Zeit wie in der Republik die Bergwerke, die Hafen- und Grenzzölle für die Regierung in Anspruch genommen und an Staatspächter vergeben; war auch die Verpflichtung zum Kriegsdienst hie und da drückend; so wurden alle diese Lasten weit aufgewogen durch den Zustand der Ordnung und Gerechtigkeit, den Augustus allenthalben zu begründen bemüht war; durch die Verantwortlichkeit der Statthalter und Landpfleger, die der Kaiser entweder unmittelbar oder unter Beiziehung von Senat und Volk anstellte mit festen Jahresgehalten und genau bestimmten Bezügen für Ausrüstungen und Reisen; durch den geregelten Geschäftskreis, der gegen alle eigenmächtige Handlungen und Ueberschreitungen der Statthalter und ihrer Legaten und Unterbeamten einen Damm bildete und die Berufung an das kaiserliche Appellationsgericht als Schutzmittel gewährte; durch die Oberleitung und höchste Militärgewalt des Kaisers, welche die Provinzbeamten in die gesetzlichen Schranken wies; durch die immer häufiger eintretende Umwandlung der Naturallieferungen (des Zehnten vom Getreide, des Fünften von der Wein- und Oel-Ernte) in feste Geldabgaben nach einem Durchschnittspreis und billigen Census; durch Milderung der Kriegs- und Steuerpflicht mittelst Befreiungen einzelner Gemeinden und Landschaften; durch die Fernhaltung verheerender Kriege und feindlicher Einfälle und durch die Gleichberechtigung Aller auf Führerstellen und militärische Ehren. — Augustus legte den Grund zu dem großartigen Straßensystem, wodurch die Provinzen unter sich und mit dem kaiserlichen Rom in Verbindung gesetzt wurden. Heerstraßen, deren Structur und Länge noch jetzt mit Bewunderung erfüllt, erleichterten den Verkehr nach allen Richtungen. Sie waren mit Meilensteinen geschmückt, die ihren gemeinsamen Ausgangspunkt in dem goldenen Meilenzeiger hatten, den Augustus selbst in der Mitte des Forum errichtete, und mit Stationshäusern (Mutationes) und Herbergen (Mansiones) versehen, jene zum Wechsel der Eilboten, Pferde und Wagen, da die Militärwege zugleich für die von dem Kaiser angeordnete Staatspost dienten, diese für Nachtlager. Auch die Verkehrswege zu Wasser mehrten sich; die räumliche

Heer- und Poststraßen.

Entfernung hörte auf, eine trennende Kluft zu bilden. Mit größter Schnelligkeit konnten sich die Heere von jeder Gegend des Reiches nach einem andern Bestimmungsort bewegen, konnten die Befehle des Kaisers in die entlegensten Theile befördert werden. Was in Rom vorging, trugen die Tagesblätter in kürzester Zeit nach allen Weltgegenden; Rom war der Mittelpunkt des Reiches, das Herz des öffentlichen Lebens.

Der umsichtige Colonisationsplan, den Augustus nach Cäsar's Vorgang in großartigem Maßstab zur Ausführung brachte, und der auch von den folgenden Kaisern befolgt wurde, trug vor Allem bei, römische Cultur, Sprache und Rechtskunde zu verbreiten und dem großen Reiche ein uniformes Gepräge zu geben. Die kaiserlichen Coloniegründungen waren von den segensreichsten Folgen. Denn während sie in den Ländern der Barbaren die Keime edler Menschenbildung und praktischen Rechts- und Staatslebens in einen jungfräulichen Boden senkten oder den alten verkommenen Culturstaaten frische Lebenskräfte und feste Staats- und Rechtsordnungen zuführten und dadurch den über das ganze Reich zerstreuten Männern der Toga einen Halt- und Mittelpunkt für ihre Handels- und Industriethätigkeit schufen; boten sie zugleich dem Imperator die zweckmäßigste Gelegenheit und den heilsamsten Weg zur Versorgung seiner ausgedienten Legionare und zur Ansiedelung verarmter Römer und Italiker. Und damit diese Ausführung nach überseeischen Colonien einen höheren Reiz erhalte, wurden die Pflanzstädte in der Regel mit dem römischen Vollbürgerrecht ausgerüstet und zu einem freien würdigen Staatsleben befähigt. Sie waren von der Jurisdiction der Statthalter befreit; ihren Gemeinderath und ihre Magistrate wählten sie in der Volksversammlung; ihre Prozesse wurden nach römischem Recht entschieden; kurz die Colonie war ein Abbild Roms im Kleinen, war eine Tochterpflanzung, worin die Sprache und Religion, die Sitten und gesellschaftlichen Lebensformen, das Recht und die Staatseinrichtungen der Mutterstadt auf gesundem Boden emporwuchsen und die verschiedenen Volkselemente sich unter dem Schirme politischer und bürgerlicher Rechtsgleichheit zu einem städtischen Gemeinwesen vereinigten. War in einer Provinzstadt die fremde Bevölkerung im Uebergewicht oder machten andere Ursachen die Einreihung einer Gemeinde unter die römischen Colonialstädte unthunlich oder unerwünscht, so trat sie in das Rechtsverhältniß der Municipien, die wohl das römische Bürgerrecht besaßen und wie die Coloniebürger einer Tribus zugetheilt waren, aber eine verschiedene Gemeindeverfassung und Beamtenordnung hatten und das Recht nicht nach römischen Instituten, sondern nach eigenen Gesetzen und Formen suchten. Es waren Freistädte, worin entweder keine oder nur wenige römische Bürger wohnten. Ihrer Verfassung lag in der Regel die italische Städteordnung zu Grunde. In allen Provinzen gab es solche Municipalstädte, bei deren Einrichtung man so viel als möglich altheimische Gewohnheitsrechte schonte. Die meisten wurden in Spanien gegründet. Sie beförderten die Civilisirung der Eingebornen, befreundeten diese mit römischen Zuständen und näherten sie dem römischen Leben. Ueberhaupt war das kaiserliche Rom beflissen, die in Italien seit Jahrhunderten zur Ausbildung gekommenen Einrichtungen, Verfassungen und Rechtsverhältnisse auch auf die Provinzen zu übertragen und einzelne Stadtgemeinden durch bevorzugte Rechtsstellung, durch Befreiung von der Amtsgewalt der Statthalter und durch Erleichterungen in der Besteuerung zu gewinnen; während man aber die Gemeinden in Spanien, in Gallien und in andern weniger cultivirten Ländern dadurch an die römische Herrschaft zu fesseln suchte, daß man sie in die Zahl der Municipien einreihte, oder sie durch Ertheilung des italischen Rechtes von der Grundsteuer befreite oder durch die Auf-

Colonisation.

Municipien.

nahme in das latinische Rechtsverhältniß den Communalbeamten das Ehrenbürgerrecht der herrschenden Stadt zusicherte und damit allen diesen Communen Eigenthumsrecht auf Grund und Boden, Handelsverkehr und eine selbständige Gemeindeverwaltung gewährte; gewann man die Griechenstädte in Hellas und Asien, welche auf die glänzenden Namen von Freiheit und Autonomie selbst dann noch hohen Werth legten, als diese längst zu einem leeren Schatten geworden, durch die Erhebung zu „freien Städten", eine ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelnde Auszeichnung, die ihnen die Selbstverwaltung ihrer Communalangelegenheiten mit freier Beamtenwahl und heimischen Gesetzen und Gerichtsformen zugestand, sie von Besatzungen und Einquartierungen befreite und ihnen das Münzrecht und das Eigenthumsrecht an Grund und Boden gewährte.

Freistädte.

Provinzial-Ordnung im Allgemeinen.

So waren die Provinzländer von einem Netze verschiedenartiger Verhältnisse durchzogen und mit allen Banden an Rom geknüpft. Lag auch dieser Mannichfaltigkeit der Rechtsstellungen zunächst die alte Politik des „Theilens und Herrschens" zu Grunde, indem man die Besserstellung als Lohn der Treue, der Hingebung, der Verdienste um die Regierung darbot und damit die Einflußreichen und Ehrgeizigen an das Interesse Roms kettete; so war diese Provinzialorganisation doch eine folgenrichtige Entwickelung des Staats- und Rechtslebens, wie es sich in der Republik ausgebildet hatte. Die römische Regierung strebte nicht nach Uniformität und Centralisation. Augustus und seine nächsten Nachfolger übertrugen nur das von dem Senat für Italiens Volksstämme und Gemeinden aufgestellte Vorbild auf die Provinzlande: je nach der Haltung und Ergebenheit wurden die Verhältnisse der Stadtgemeinden durch Verträge und Verleihungen geordnet. Die politische Stellung durchlief alle Stufen vom römischen Vollbürgerrecht in den Colonien und Municipien durch das italische und latinische Recht und die befreiten Communen bis zu den Unterthanenstädten, die der Jurisdiction des Statthalters in allen öffentlichen Angelegenheiten, sei es der Verwaltung oder der Rechtspflege, unterworfen waren. Aber selbst diesen letzteren blieb noch ein Schatten von Selbstregiment und Autonomie in der wenn auch hie und da beschränkten Wahl ihrer städtischen Beamten, in dem ungehinderten Fortbestand religiöser Vereine und Communalverbände, in dem Eigenthumsrecht über das städtische Vermögen. So treten uns fast überall in den Provinzen die Beweise eines wiedererweckten Wohlstandes, eines geordneten Rechtszustandes, eines durch Handel, Betriebsamkeit und Kunstthätigkeit belebten Daseins entgegen, und wo die Schriftsteller schweigen, da sind die großartigen Monumente der Baukunst, die Ueberreste von Tempeln und Hallen, von Theatern und Amphitheatern, von Bädern und Wasserleitungen deutlich redende Zeugen.

Italien.

Anders sah es in der Hauptstadt und in Italien aus. Auch hier trat die Monarchie in das Erbe der Republik ein, aber sie fand einen Zustand socialer Zerrüttung, der nicht mehr zu heilen war. Wir haben im vorigen Bande die Ursachen kennen gelernt, welche den italischen Bauernstand allmählig zu Grunde

richteten und die einst blühenden Landschaften einer Verödung entgegenführten. Wir wollen das traurige Bild der agrarischen Nothstände und Kämpfe, welche seit den Tagen der Gracchen Kraft, Wohlstand und Lebensmuth der Völkerschaften des mittleren und unteren Italiens verzehrten, nicht noch einmal aufrollen. Die Bürgerkriege mit ihren Aechtungen und Confiscationen, die Ansiedelungen verwilderter zum Ackerbau und zu den Werken des Friedens unfähiger Soldaten in den schönsten und ergiebigsten Gegenden, die Bewirthschaftung der Felder durch Sclavenhorden, die Vereinigung großer Landcomplexe zu geschlossenen Gütern und Latifundien hatten den freien Bauernstand früherer Jahre fast gänzlich vernichtet und die Halbinsel mit einer fremden Bevölkerung gefüllt, die keine Liebe und Anhänglichkeit an die Scholle hatte, die keine Pietät an die väterliche Hütte, an die ererbte Hufe knüpfte. Die ehrbaren, fleißigen und genügsamen Bauernschaften alter Zeit waren verschwunden und der Grundbesitz theils in die Hände der Reichen gerathen, welche das Getreideland entweder in Parks und Gartenanlagen, in Haine und Fischteiche zum Schmuck ihrer Landhäuser umschufen oder dasselbe aus Gewinnsucht behufs des Handels mit Wolle, Wein und Baumöl als Weideplätze für ihre Schaaf- und Rinderheerden oder als Oliven- und Weingärten benutzten, theils den Veteranen als Lohn ihrer Kriegsdienste überwiesen worden. An der Stelle, wo einst freie Bauernfamilien in zahlreichen Dörfern und Gehöften ein zufriedenes Dasein verbrachten und mit emsigem Fleiß ihr Kornfeld bestellten, sah man jetzt die kerkerartigen Herbergen der erkauften Sclavenhorden oder die halbverfallenen Wohnhäuser fremder Legionare, die mit Widerwillen und Mißmuth den ungewohnten Geschäften und Besorgungen oblagen. Und um die Nothstände noch zu mehren, durchstreiften zahlreiche Räuberbanden das Land und gefährdeten Eigenthum, Freiheit und Leben. Nur in der schönen und fruchtbaren Poebene, die erst später in das römische Staatsleben eingetreten war, bestellten noch freie Leute die ergiebigen Kornfluren, herrschte noch Wohlstand und Sicherheit in geordneten Verhältnissen, blühte noch Handel und Industrie in volkreichen Städten. Patavium, Cremona, Placentia, Parma versorgten Italien mit wollenen Tüchern und Teppichen und das Heer mit gesalzenem Fleisch.

Nicht erfreulicher war die Lage der Dinge in der Hauptstadt. Von den Bewohnern, deren Zahl man in dieser Periode auf 2 Millionen berechnet hat, gehörte beinahe die Hälfte dem Sclavenstande an, der in den Häusern und Villen der Vornehmen zerstreut die verschiedenen Geschäfte verrichtete, die ein großes Hauswesen mit sich bringt. Dazu gehörten nicht blos die Arbeiten und Dienstleistungen, die auch bei uns dem Gesinde und den Dienstboten anheimfallen, sondern auch solche Verrichtungen, die in unsern Städten den Handwerkern überlassen werden, wie die Bereitung der Kleidungsstücke und Nahrungsmittel, wie die Bauarbeiten und die Verfertigung von Hausgeräthe. Diese Rom.

Sclavenmenge diente dem Luxus und der Bequemlichkeit der Senatoren- und Ritterfamilien, deren Zahl sich höchstens auf 10,000 belaufen haben kann, von denen viele nicht viel mehr als den gesetzlich bestimmten Vermögenscensus (1,200,000 Sesterzien oder ca. 48,000 Thlr. für den Senator und den dritten Theil dieser Summe für den Ritterstand) besitzen mochten. Die ganze übrige Bevölkerung, gegen 1,200,000 Menschen, bildete die freie hauptstädtische Einwohnerschaft, die ohne festen Erwerb der Mehrzahl nach von der Hand zum Mund lebte und wovon ein großer Theil aus Fremden und Freigelassenen bestand. Sie waren, da die Gewerbe und Fabrikgeschäfte meistens von Sclaven zum Vortheil ihrer Herren betrieben wurden, der Großhandel und die Geldgeschäfte fast ausschließlich in den Händen der Ritter und Staatspächter lagen, die zu dem Behuf häufig in den großen Provinzstädten ihren Aufenthalt nahmen, besonders auf den Kleinverkauf, auf den Handel mit den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, oder auf die untergeordneten Schreiber- und Beamtenstellen angewiesen. Es fehlte mithin der wohlhabende Mittelstand, die Grundlage jeder gesunden Staatsgesellschaft; wie groß auch die Reichthümer sein mochten, die jährlich aus allen Himmelsgegenden in der Weltstadt zusammenflossen; sie mehrten nur die Genüsse und den Luxus der Vornehmen, die Kluft, die zwischen der senatorischen und ritterschaftlichen Nobilität und der hauptstädtischen Volksmasse gähnte, wurde nicht geebnet; es führten keine Uebergänge und Ausgleichungen von den Palästen prunkender und prassender Reichen zu den Hütten der armen und darbenden Menge. An diesem Mißverhältniß krankte die hinsterbende Republik, und wie sehr auch Augustus bemüht war, das Uebel zu mildern, die Schäden wurzelten zu tief, als daß sie gründlich hätten geheilt werden können. Die Zahl der Stadtbürger, die durch regelmäßige Getreidegaben aus den Staatsspeichern und durch mildthätige Gaben erhalten werden mußten, belief sich auf eine halbe Million; und doch war diese Unterstützung nur ein ungenügender Nothbehelf; viele der Ausgeschlossenen waren in keiner bessern Lage. „Es gab Tausende von freien Römern, die kein anderes Obdach hatten, als die öffentlichen Hallen und Säulengänge der Tempel, deren Hoffnung auf die Gunst des nächsten Augenblicks gestellt war und deren Sorge nicht zum folgenden Morgen reichte." Diese Nothstände waren um so unheilbarer, als der freie Römer selbst in der drückendsten Lage doch noch das Gefühl in sich trug, ein Glied des weltbeherrschenden Volkes zu sein, daß er durch den angebornen Nationalstolz und durch das ererbte Vorurtheil von den gemeinen Geschäften des Tages, die dem Fremden, dem Freigelassenen, dem Sclaven einen leiblichen Unterhalt, mitunter Reichthum gewährten, zurückgehalten wurde. Der süße Müßiggang in der genußreichen Stadt unter dem heitern Himmel galt dem freien Bürger als Vorrecht seiner Geburt. Es schien ihm weniger schimpflich, zu darben oder von Gaben und Almosen zu leben, als die Hände zur Arbeit zu regen; er verschmähte die körperliche Anstrengung des Feldbaues

und Handwerks und die Mühe im Dienste eines Andern; aber er trug kein Bedenken Unterstützung zu heischen und betrachtete die Getreidespenden und Volksbelustigungen als ein ihm gebührendes Recht. „Der freie Bettler sah noch immer mit Stolz auf den geschmückten Sclaven, dessen Gabe er nahm, wie die Frucht des Waldbaumes oder den Trunk aus der Quelle.“ Das leichte Leben in der Hauptstadt lockte aus allen Gegenden Italiens dürftige und arbeitscheue Menschen herbei; Rom wimmelte von Bettlern und Landstreichern, von Müßiggängern und Proletariern, welche vom Staat ihre Ernährung verlangten.

Augustus Fürsorge für die Hauptstadt.

Allen diesen Uebelständen suchte Augustus, wie schon vor ihm Cäsar, nach Kräften abzuhelfen. Um die brodlose Menge der Hauptstadt zu mindern, schuf er Wege der Auswanderung nach den Colonien; sorgte er für Ansiedelungen auf angekauften Staatsländereien; beschränkte er die Zahl der Getreideempfänger durch sorgfältige Prüfung der Vermögensverhältnisse und durch Ausschließung aller Fremden, aller Nichtbürger, aller solcher, welche die öffentliche Mildthätigkeit mißbrauchten. Aber alle diese Beschränkungen waren nur Palliativmittel; die Quelle des Elends wurde dadurch nicht geschlossen. Die Versorgung der Hauptstadt mit billigem Getreide war eine der schwierigsten Obliegenheiten der Regierung. Um die regelmäßige Zufuhr aus den „Kornprovinzen“ Sicilien, Afrika und Aegypten sicherer zu leiten, ließ sich Augustus selbst das Amt eines „Getreidepräfecten“, wie es einst Pompejus inne gehabt hatte, übertragen und bestellte dann eine beständige Magistratur zur Beschaffung und Ueberwachung der Einfuhr, des Marktes und der öffentlichen Speicher, aus denen die Bedürftigen monatlich ihr bestimmtes Quantum gegen Vorzeigung einer Marke bezogen. In Zeiten des Mangels und der Theuerung, die nicht selten einkehrten, wurden die Vertheilungen in größerem Umfange vorgenommen und jedes frohe oder glückliche Ereigniß war dem Kaiser stets eine willkommene Gelegenheit, durch außerordentliche Gaben und Geldgeschenke sich die Volksgunst zu erkaufen.

Für Italien.

Gleiche Sorgfalt wendete Augustus auf die übrigen Theile der italischen Halbinsel; durch Ansiedelungen suchte er die verödeten Gegenden wieder für den Ackerbau und die Industriethätigkeit zu gewinnen und benutzte Belohnungen und Vorrechte als Sporn und Aufmunterung zur Thätigkeit. Durch bewaffnete Schaarwächter und Geschwader säuberte er das Land von den Räuberbanden, schützte die Küstenorte vor den Piraten und löſ'te durch genaue Untersuchung der Sclavenherbergen (Ergastula) alle Freigeborne, die von den streifenden Rotten gefangen und verkauft worden waren, aus der Knechtschaft. Wie in den Provinzen trat auch in Italien mit der Monarchie ein neues Leben ein, schuf auch hier die hergestellte Sicherheit und Rechtsordnung Lebensmuth und Wohlstand. Die 28 Colonien, die Augustus theils mit Veteranen, theils mit hauptstädtischen oder italischen Ansiedlern aus den ärmeren Classen bevölkerte, erhielten eine zweckmäßige Staats- und Rechtsstellung. Ihre Gemeindeverfassung war der römischen nachgebildet und diente zugleich wieder zum Vor-

bild für die übrigen Municipal- und Präfecturstädte der Halbinsel. Alle besaßen neben dem heimischen Ortsbürgerrecht auch noch das römische Staatsbürgerrecht, die Civität; alle hatten das freie Wahlrecht ihrer Gemeindebeamten und Gemeindevorsteher (Decurionen) in der Volksversammlung, die Selbstverwaltung ihres Gemeindevermögens, den freien Religionsdienst in den überlieferten Formen und Festen, das städtische Gerichtswesen nach römischem Rechte; und wer nach Rom zog, trat in allen Dingen in eine Reihe mit den Altbürgern der Hauptstadt. Die frühere Verschiedenheit in der Rechtsstellung der einzelnen Gemeinden verlor sich allmählig unter dem Kaiserthum; alle Landstädte standen in demselben Verhältniß zur Hauptstadt und zur kaiserlichen Regierung, und auch in ihrer eigenen Verfassung und Verwaltung nahmen sie immer mehr ähnliche Formen und Einrichtungen an.

Gemeinde-Verfassung in Italien.

Ueberall begegnet man einem Decurionen- oder Stadtverordneten-Collegium von einer größeren oder geringeren Anzahl von Mitgliedern, die auf Lebenszeit aus den reicheren Bürgern gewählt oder aus den städtischen Magistraturen ergänzt, allmählig alle Gewalt an sich brachten und unter der Leitung von zwei oder vier Vorstehern (Duumviri oder Quatuorviri) die oberste Regierungsbehörde der Municipien und Colonien bildeten. Nur in den Präfecturstädten lag die Leitung der Verwaltung und des Gerichtswesens in der Hand des in Rom alljährlich ernannten Präfecten, unter dem eine Anzahl frei gewählter Gemeindebeamten die laufenden Geschäfte besorgten. Die Magistraturen sämmtlicher Landstädte waren denen der Hauptstadt in Namen und Geschäftskreisen nachgebildet. Die Vorsteher der Decurionen theilten sich in die Amtsverrichtungen der Consuln und Prätoren und wurden bei ihrem öffentlichen Erscheinen von Lictoren mit Steckenbündeln begleitet; Quästoren verwalteten das Gemeindevermögen und den öffentlichen Haushalt; Aedilen überwachten den Markt und den Kleinhandel und übten die städtische Polizei; Censoren führten die Bürgerlisten und Schatzungsrollen. Aber in Sachen des peinlichen Rechts wurde das entscheidende Urtheil in der Regel in Rom gesprochen. Das kaiserliche Appellationsgericht war für das ganze Reich die höchste juristische Instanz. In Oberitalien, das erst durch Cäsar aus dem Provinzialverhältniß in den römischen Staats- und Rechtsverband gezogen ward, unterlag auch die Rechtspflege in Civilsachen, die in den ältern Municipalstädten den Gemeindegerichten überlassen war, einer erheblichen Beschränkung. Da unter dem strammen monarchischen Regiment und bei der strengen Gliederung und Ueberwachung der Gemeindebeamten keine Volkserhebungen, keine unruhigen Bewegungen von Bedeutung zu fürchten waren, so war Italien, mit Ausnahme der Hauptstadt und der nächsten Umgebung, von Besatzungstruppen frei. Zur Beschützung der Küstenländer und Seestädte diente die bei Ravenna und Misenum aufgestellte Seemacht und in drohenden Zeiten konnte man leicht aus Dalmatien und Pannonien genügende Streitkräfte herbeiziehen. Dagegen bestand die Kaisergarde der Prätorianer, wovon 3 Cohorten zu je 1000 Mann in Rom, die übrigen sechs in den benachbarten Städten in Quartier lagen, meistens aus Italienern. Die Bewachung des Palastes und der geheiligten Person des Herrschers theilten sie mit einer germanischen und batavischen Reiterschaar.

Steuer- und Finanzverhältnisse.

Es liegt in der Natur jeder monarchischen Staatsverfassung, alle Verhältnisse in Uebereinstimmung zu setzen, die zwischen den Unterthanen obwaltenden

Unterschiede auszugleichen, dem ganzen Staate das Gepräge der Gleichförmigkeit aufzudrücken. Dies geschah sowohl in der Organisation der Provinzen und in den Gemeindeordnungen, die trotz der Abstufung in den Rechtsstellungen doch alle nach Einem Zuschnitt geformt, nach bestimmten Gattungen gegliedert waren. In ähnlicher Weise wurden auch die Steuer- und Finanzverhältnisse geordnet. Während in der republikanischen Zeit Rom und Italien eine bevorzugte Stellung behaupteten, und das Ausland für die herrschende Stadt ausgebeutet wurde, strebte das Principat nach einer Ausgleichung in den Pflichten und Leistungen wie in den Rechten. Die Zölle, die früher nur in den Unterthanenländern bestanden, wurden in der Monarchie auch auf Italien ausgedehnt und theils der Staatskasse, theils den italischen Stadtgemeinden zugewiesen; die Vermögenssteuer, von welcher Italien in den letzten Zeiten der Republik befreit gewesen, wurde für das ganze Reich nach Maßgabe des Census, der Vermögensschatzung, in gleicher Weise eingeführt; für alle in Rom und Italien zum Verkauf gebrachten Gegenstände wurde ein Kaufaccis (ein Procent des Preises, für Sclaven zwei, später sogar vier vom Hundert) für den Fiscus erhoben; von jeder Erbschaft, die nicht an Blutsverwandte nach dem Erbrecht fiel, mußte der zwanzigste Theil an die Militärkasse abgegeben werden; jede Freilassung von Sclaven war mit einer Abgabe belastet. Wurden schon dadurch unter dem Kaiserthum die Staatseinnahmen gemehrt, so geschah dies noch mehr durch die geordnete Finanzverwaltung, durch die Beseitigung der Staatspächter für die regelmäßige Grund- und Vermögenssteuer in den Unterthanenländern, durch die genaue Controle der Steuererheber, so daß nach Gibbons Berechnung die jährlichen Einkünfte sich auf mindestens hundert Millionen Thaler beliefen. Mochten auch davon über 30 Millionen auf Heer und Flotte kommen, mochten auch die Getreidevertheilungen an die Stadtarmen einige Millionen verschlingen, mochten auch die Besoldungen der Staats- und Provinzbeamten und die Ausgaben für die Polizei eine nicht geringere Summe in Anspruch nehmen; so reichten die Ueberschüsse doch noch hin, um großartige Bauwerke aufzuführen, um das Reich mit einem Netze von Landstraßen zu durchziehen, um die Schaulust des Volkes durch prachtvolle Spiele zu befriedigen, um durch Geschenke und Feste Soldat und Bürger zu erfreuen.

Die öffentlichen Bauwerke und Anlagen, die glänzenden Privathäuser und Villen, womit schon die Republik die Weltstadt und die Umgebung zu schmücken begonnen, mehrten sich mit jedem Jahre und wurden immer mächtiger und kunstvoller. Augusts Forum mit dem Tempel des „rächenden Mars", das Heiligthum des Jupiter Tonans auf dem untersten Theil des capitolinischen Hügels, der Apollotempel aus weißem Marmor auf dem Palatin, der Tempel des Quirinus auf der quirinalischen Höhe u. a. m. gehörten zu den glänzendsten Prachtbauten der Stadt. Herrliche Säulenhallen verewigten die Namen seiner Gemahlin, seiner Schwester, seiner Enkel; die Zahl der von ihm restaurirten Tempel wird auf 82 berechnet. Das Beispiel des Imperators wurde von seinen reichen und mächtigen Freunden nachgeahmt. Agrippa, dessen Verdienste um Bauwerke.

die Gesundheit und Reinlichkeit der Stadt durch die Herstellung der großartigen Abzugsgewölbe (Cloaken) schon früher erwähnt wurden (III, 903), verewigte seinen Namen noch durch eine Reihe glänzender Anlagen zum Nutzen und zur Verschönerung Roms. Er ließ zwei neue Wasserleitungen aufführen und die älteren in Verfall gerathenen wieder herstellen, so daß noch nie eine Stadt der Welt mit reinem Quellwasser in solchem Ueberfluß versehen war als das alte Rom, ein Vorzug, den die Stadt noch heute besitzt. Er vollendete und schmückte die von Cäsar begonnene Septa Julia auf dem Marsfelde zu Comitien und Spielen und umgab den Raum mit drei kolossalen Prachtwerken, dem Porticus des Neptun, den Bädern und dem Pantheon, dem herrlichen Rundgebäude zu Ehren des rächenden Jupiter und der Venus und des Mars, der Ahnen des julischen Geschlechtes. „Balken von Erz trugen das kuppelartige Dach mit seinen vergoldeten Ziegeln; Wände und Fußboden waren mit Marmor bekleidet." Noch jetzt gehört die „runde Marienkirche" zu den merkwürdigsten Bauwerken der ewigen Stadt. Auch das „Diribitorium", das umfangreichste Gebäude, das sich je unter Einem Dache befand, worin das Volk seine Getreidespenden und Stimmtäfelchen, der Soldat seine Löhnung empfing, war Agrippa's Werk.

Römische Zustände unter Augustus.

So war das große Weltreich beschaffen, über welches Augustus seit dem Tage bei Actium als Alleinherrscher 44 Jahre mit unbeschränkter Machtfülle gebot. Die Grenzländer waren durch stehende Heere geschützt, die, aus allen Ländern und Völkern zusammengesetzt, den Militärdienst als Lebensberuf gewählt hatten und ohne Vaterland und nationale Gefühle nur den Geboten des Kriegsherrn gehorchten; die Küstenländer standen unter der Aufsicht gut bemannter Kriegsflotten. Längs des Rheines bildeten acht in festen Standquartieren aufgestellte Legionen (zu je 6100 Mann zu Fuß und 726 Reitern) eine starke Schutzwehr gegen die Germanen und hielten zugleich Gallien im Gehorsam; Spanien war von drei Legionen besetzt; zwei standen in Afrika und eben so viele wachten für die Sicherheit Aegyptens. Vier Legionen schirmten Roms Herrschaft in Syrien und am Euphrat; die Donauländer wurden durch sechs über Mösien, Pannonien und Dalmatien vertheilte Legionen bewacht. Während somit die Ostgrenze durch 50,000, die Donauufer von 70,000 und die Rheinlande von 100,000 Mann Besatzungstruppen hinlänglich vertheidigt waren, hielten die in den Häfen von Misenum, Ravenna, Forum Julii (Fréjus) u. a. O. aufgestellten Flotten die Inseln und Seestaaten in Gehorsam und gewährten dem Handel und Verkehr Schutz und Sicherheit. Ein geregeltes Steuer- und Zollwesen brachte den Staatshaushalt in guten Stand und füllte Aerar und Fiscus; eine wachsame Polizei und Feuerwehrmannschaft, die Augustus über die vierzehn Regionen der Hauptstadt vertheilte, sorgte für Ruhe und Ordnung, bewahrte Leben und Eigenthum vor Frevelsinn und Bosheit und setzte den Ausbrüchen wilder Leidenschaften Schranken. Großartige Wasserleitungen, dauerhafte Landstraßen, stattliche Gebäude, Tempel und Hallen erregten die Bewunderung von Mit- und Nachwelt. Auf dem Marsfelde erwuchs aus Tempeln und Hallen, aus öffentlichen Gebäuden für Staatszwecke und zur Belustigung des Volks eine neue Stadt von Prachtbauten, die den Glanz der

Siebenhügelstadt überbot, „einzig in ihrer Art, unübertroffen in alter und neuer Zeit", so daß sich Augustus rühmen konnte, er habe eine Ziegelstadt angetroffen und hinterlasse eine Marmorstadt. In den Provinzländern schuf die verbesserte Verwaltung und Rechtspflege, die Beförderung des Handels und der Gewerbthätigkeit Wohlhabenheit und äußern Glückstand. Aber bei allen diesen Vorzügen krankte das kaiserliche Rom an schweren sittlichen Gebrechen. Das Freiheitsgefühl, der vaterländische Gemeinsinn, die Kriegstugend und die Kraft der republikanischen Zeit waren dahin; über dem Wohlleben, der Ruhe und den verweichlichenden Genüssen erlahmte der Arm des Bürgers und die Selbstachtung und der Männerstolz früherer Tage arteten in Knechtsinn und in kriechende Schmeichelkunst aus. Die Stadt wimmelte von fremden Glücksrittern und reichgewordenen Freigelassenen. Die alten Culturländer des Ostens sandten nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern auch Diener des Luxus, der Schwelgerei, der Wollust. „Mit den wenigen gesunden Elementen flossen hier alle Schäden und Gebrechen der menschlichen Gesellschaft zusammen und nagten an dem bereits spärlichen Reste altrömischer Sitte und Tugend; Rom wurde der Sammelplatz aller Nationen des Erdkreises." Das Interesse für das öffentliche Leben verschwand mehr und mehr, seitdem die Aemter und Würden nur leere Ehrenstellen ohne Macht geworden. Die Senatoren mußten oft durch Strafen zum Besuch der Sitzungen angehalten werden, obschon diese auf zwei monatliche Hauptversammlungen beschränkt waren; das Aedilenamt wurde als Last gemieden, bis der Staat die Kosten für die Veranstaltung der Spiele hergab; für das Tribunat mußten häufig Bewerber vom Kaiser aufgestellt werden. Die Bürger schämten sich nicht, in die Armenlisten sich eintragen zu lassen und an den öffentlichen Kornspenden und Almosen Theil zu nehmen; ja statt einem ehrlichen Erwerbe sich zu widmen, zogen es viele freie Römer, besonders aus dem Ritterstande, vor, als Gladiatoren um Kost und Lohn in die Dienste der Unternehmer von Fechterspielen zu treten und ihr Leben für eine rohe Volksbelustigung einzusetzen, die von nun an immer weiter um sich griff und um so verwildernder auf die Gemüther einwirken, die ungebändigten Triebe um so mehr wecken und reizen mußte, als die Laune der zuschauenden Menge, nach deren Wink der Sieger den darniederliegenden Besiegten entweder verschonte oder durchbohrte, über Leben und Tod entschied, ein Berufungsrecht, das unmenschlicher war, als der alte Gebrauch, den Zweikampf nur mit dem Tode des Einen der Fechter zu beendigen. Mit der rohen Schaulust hielt die sittliche Entartung und der Verfall der häuslichen Tugend gleichen Schritt. Wie sehr auch der Kaiser bemüht war, das Familienleben zu heben, durch Luxus- und Sittengebote dem übermäßigen Aufwand in Kleidung und Mahlzeiten und der wachsenden Ausschweifung der Frauen zu steuern, durch gesetzliche Bestimmungen mit Rechtsverkürzungen und Belohnungen das Eingehen anständiger Ehen und ehelicher Kindererzielung als eine Pflicht und Ehre einzuschärfen die

Scheidungen zu erschweren und dem wuchernden Laster des Ehebruchs zu wehren; die bequeme Ehelosigkeit mit der damit verbundenen Ausschweifung beider Geschlechter griff immer mehr um sich, in den höheren Ständen aus Neigung zu einem ungebundenen Leben und zu verbotenen Liebesgenüssen, in den geringeren Klassen aus Armuth und Arbeitscheu. „Das sittliche Verderben, nur in geringem Maße durch Augustus gehemmt, nahm bald nach ihm seinen raschen Fortgang; vor Allem als die Herrscher selber den Schleier zerrissen, der unter dem ersten Principat das Anstößige noch verhüllte." Doch hat selbst Augustus nie seinen Ursprung von der Venus-Aphrodite, der Stammmutter des Julischen Geschlechtes, verleugnen können.

3. Augusts häusliche Verhältnisse, Tod und Charakter.

Das Haus des Augustus.

Octavian hatte sich von seinen beiden ersten Gemahlinnen, der Tochter des
Publ. Servilius, mit der er schon in seinem achtzehnten Jahre sich vermählte,
und der Clodia, des Triumvirs Antonius Tochter, nach kurzer Zeit geschieden;
v. Chr. 38. auch von seiner dritten Gemahlin Scribonia trennte er sich ein Jahr nachdem
sie ihm eine Tochter Julia geboren, gefesselt von den Reizen der Livia,
39. der Gemahlin des Tib. Claudius Nero, die nun mit Einwilligung ihres bisherigen
Gatten als vierte Ehefrau in das Haus des Augustus eintrat. Ihre
38. beiden Söhne Tiberius (geb. 42 v. Chr.) und Drusus, den sie drei Monate
nach ihrer Verbindung mit Augustus zur Welt brachte, wurden im Hause des
34. Vaters Cl. Nero erzogen, aber bei dessen Tod von Augustus, den der Verstorbene
zum Vormund eingesetzt, in sein Haus aufgenommen.*)

---

*) Hauptglieder des Julisch-Augusteischen Hauses.

1) Octavianus Augustus. Gem. Scribonia
- Julia, d. ält. Gem. Vips. Agrippa.
  - Gaj. u. Luc. Cäsar, Agrippa Postumus, Julia d. jüng., Gem. L. Aemilius, Agrippina.
    - (Julia d. jüng.:) Aemil. Lepidus, Aemilia Lepida.

2) Octavia Gem. a) Marcellus b) M. Antonius
- a) Marcellus † 23
- b) Antonia d. ält. Gem. Domit. Ahenobarbus
  - Messalina.
- b) Antonia d. jüng. Gem. Drusus. s. unten.
- b) Domitius, Gem. Agrippina d. j.
  - Cl. Nero.

3) Livia Augusta Gem. Tib. Claud. Nero.
- Tiberius Gem. Vipsania
  - Drusus Gem. Livilla
    - Julia. Tiberius
- Drusus Gem. Antonia (s. ob.)
  - Livilla Gem. Drusus
  - Germanicus Gem. Agrippina
    - Nero. Drusus Gem. Aemil. Lepida, Gaj. Kaligula. Agrippina d. j. (s. ob.) Drusilla. Livia (Julia).
  - G. Claudius Gem. Messalina.
    - Octavia Britannicus.

Die größte Aussicht auf die Nachfolge in der Herrschaft hatte Marc. Marcellus u. Agrippa.
Marcellus, Sohn der kaiserlichen Schwester Octavia aus ihrer ersten Ehe. Augustus behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, häufte in schneller Folge eine Menge Ehrenrechte auf sein Haupt und vermählte ihn in jungen Jahren mit seiner Tochter Julia, zum großen Verdruß der stolzen und herrsch- 25.
süchtigen Livia, welche, da sie dem kaiserlichen Gemahl keine eigenen Kinder gebar, die erste Stelle nach dem Herrscher mit der Anwartschaft auf die Nachfolge ihren Söhnen Tiberius und Drusus zusichern wollte. Ein zweiter Rivale erstand dem jungen Marcellus in seinem eigenen Schwager Agrippa, dem berühmten Feldherrn, dem Augustus hauptsächlich seine Siege über Sext. Pompejus und über Antonius verdankte, und den er selbst durch die glänzendste Auszeichnung und durch Beweise von hoher Gunst zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt hatte. Als die Feindseligkeiten zwischen Agrippa und Marcellus immer mehr hervortraten, entsandte der Kaiser den ersteren unter einem ehrenvollen Vorwande nach Asien. Allein Agrippa, in dem Auftrag eine Art Verbannung erblickend, ließ die Provinz durch seine Legaten verwalten, während er selbst auf Lesbos weilte, das Auge unverrückt auf Rom gerichtet. Das Schicksal bewahrte Augustus vor unangenehmen Erfahrungen von dem gekränkten Stolze eines ehrgeizigen Mannes. Marcellus starb schon im J. 23, 23.
allgemein betrauert von dem römischen Volke, dessen Liebling er gewesen war. Der Verdacht lag nahe, daß er ein Opfer der ränkevollen leidenschaftlichen Livia geworden sei, welche, eine Claudierin von Geburt, den ganzen Hochmuth und herrschsüchtigen Sinn dieses alten Patriziergeschlechtes geerbt hatte. Nun versöhnte sich Augustus, bestürzt über die unruhigen Auftritte des J. 22 in Rom 22.
und die dabei zu Tage gekommenen Anzeichen einer Verschwörung gegen sein Leben, schnell mit Agrippa, und räumte ihm durch dessen Verheirathung mit Julia den ersten Rang nach ihm selbst mit der Anwartschaft auf die Nachfolge 21.
ein. Aus Neid und Eifersucht auf Livia willigte Octavia, des Kaisers Schwester, mit Freuden in die Scheidung ihrer Tochter Marcella von Agrippa, um dadurch die ehrgeizigen Pläne der kaiserlichen Gemahlin zu durchkreuzen. Einige Jahre nachher reis'te Agrippa in Begleitung der Julia nach dem Osten, 17.
um die verwirrten Verhältnisse und Thronkämpfe zu ordnen, die in verschiedenen Landschaften vom Bosporus bis nach Syrien eingetreten waren. Seine Anwesenheit war ein Segen für die asiatischen Provinzen und Clientelstaaten; er versöhnte die hadernden Reichsglieder durch Zuspruch und Machtgebote und verewigte den Namen seiner Gemahlin durch Gründung der Colonie Julia Felix an der Stelle der zerstörten alten Küstenstadt Berytus, die mit einer Besatzung von zwei Legionen versehen der Mittelpunkt der römischen Herrschaft im syrischen Lande wurde. Als Agrippa nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Osten nach Italien zurückkehrte, erlag er im 51. Lebensjahre einer Krankheit. Er starb in Campanien im J. 742 d. St. Augustus erwies dem Manne, März 12.

dem er so viel verdankte und der eben so sehr für das Beste des Staats wie für den Vortheil seines kaiserlichen Freundes bedacht war, die höchsten Ehren. Er ließ ihn aufs Feierlichste in der Kaisergruft zu Rom beisetzen, wobei er selbst die Leichenrede hielt, und überwies nicht nur, wie derselbe gewünscht hatte, dessen Gärten und Bäder der Stadt Rom, sondern theilte auch in Agrippas Namen bedeutende Geldgeschenke unter dem Volke aus.

Livia und ihre Söhne. Nun schöpfte Livia neue Hoffnungen für ihre Söhne. Sie brachte es durch ihre Ränke dahin, daß ihr Erstgeborener, Tiberius, damals dreißig Jahre alt, von seiner bisherigen Gemahlin geschieden und mit der verwittweten Kaisertochter, die dem Agrippa drei Söhne (Gajus, Lucius und Agrippa) und zwei Töchter (Julia und Agrippina) geboren hatte, vermählt ward. Mit Mühe unterdrückte Augustus seine Abneigung gegen den ehrsüchtigen, anmaßenden und finstern Stiefsohn.

Gajus u. Lucius Cäsares. Den Kreis von Freunden, den Augustus um sich gesammelt, hatte der Tod innerhalb weniger Jahre sehr gelichtet. Agrippa, Octavia, Drusus, Mäcenas waren in einem Zeitraume von vier Jahren (von 12—8) ins Grab gesunken. Desto ausschließlicher wendete der alternde Kaiser seine Liebe den beiden Enkeln Gajus und Lucius, den Söhnen seiner Tochter Julia und seines Freundes Agrippa, zu. Er nahm sie durch Adoption in das julische Geschlecht auf, legte ihnen den Namen „Cäsar" bei und ließ sie unter seinen eigenen Augen erziehen; ja er widmete selbst einen Theil seiner Muße ihrem Unterrichte und ihrer Ausbildung; sie waren seine gewöhnlichen Tischgenossen und wurden mit solcher Auszeichnung behandelt, daß man sie allgemein als die künftigen Reichserben betrachtete. Volk und Senat wetteiferten in Huldigungen und Schmeicheleien gegen die kaiserlichen Enkel, auf deren Haupt mit jedem Jahre neue Ehren und Würden gehäuft wurden. Dieser Glanz sollte den jungen Fürstensöhnen zum Verderben gereichen. Nicht nur, daß ihr eigenes Herz frühe mit Uebermuth und Herrscherdünkel sich füllte; Livia und Tiberius blickten mit Neid und Groll auf die Beglückten. Als Augustus, dem diese Gesinnung nicht verborgen blieb, den Stiefsohn durch den ehrenvollen Auftrag eines Feldzuges nach Armenien von der Hauptstadt zu entfernen suchte, lehnte derselbe in gekränktem Stolze die ihm zugedachte Ehre ab und bat um die Erlaubniß, auf der Insel Rhodus einige Jahre in wissenschaftlicher Muße verleben zu dürfen.
6. Sie wurde ihm gewährt und über seinen Wunsch ausgedehnt. Sieben Jahre verweilte er auf der griechischen Insel, mit mathematischen und philosophischen Studien beschäftigt und in nächtlichen Stunden unter Leitung des Thrasyllus die Gestirne beobachtend und aus ihrer Stellung die Geschicke der Zukunft deutend. Diese Entfernung, die Anfangs durch den Glanz der tribunicischen Gewalt, womit er vor seinem Abgang bekleidet worden, noch mit äußern Ehrenbezeugungen verbunden war, die aber mit den Jahren immer mehr

den Charakter einer Verbannung annahm, benutzte Julia, um die Abneigung ihres Vaters gegen ihren verhaßten Gatten zu steigern.

Hatte auch die leichtfertige, putzsüchtige und buhlerische Tochter durch ihren freien Lebenswandel und ihren Hang zu Vergnügungen dem Kaiser schon manches Herzeleid bereitet, so wußte sie durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Gabe witziger und anmuthiger Unterhaltung, durch ihre Bildung und feinen Schmeichelkünste den Zürnenden immer wieder zu versöhnen und zu gewinnen. Er verschloß die Augen, wenn sie den Schein den Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit, den er über das häusliche Leben der Kaiserfamilie zu verbreiten bemüht war, verletzte, wenn sie sich vor den Augen der Welt von einem Schwarm vornehmer Jünglinge von lockeren Sitten umflattern ließ. Grollte er ihr wegen eines zu freien Anzugs, so erschien sie bald darauf in dem ehrbaren Gewande einer Matrone und erheiterte den Vater durch eine scherzhafte Bemerkung. Der Kreis von blühenden Enkeln, womit sie seinen Thron umgeben und der die Herrschaft seinem Stamme zu sichern schien, stimmte ihn zur Nachsicht und Milde. Aber Livia's ränkevoller Geist fand Mittel und Wege, durch schwarze Kabalen das Band zu zerreißen und den lange bewahrten Glauben an die Unschuld der Tochter aus dem Herzen des Vaters zu tilgen. Sie wußte den finstern Argwohn in ihm zu wecken, daß Julia nicht nur durch ausschweifenden Wandel die Ehre des Kaiserhauses schände, sondern daß sie sogar mit ihren Buhlen feindselige Pläne gegen die Sicherheit des Reichs und seiner Person gefaßt habe. Denn nur auf diese Weise läßt sich der harte Schritt erklären, daß Augustus ohne Untersuchung die Tochter plötzlich nach der kleinen Insel Pandataria unweit der campanischen Küste verbannte und dem Senat melden ließ: sie habe sich im frechen Uebermuth so weit verirrt, daß sie Forum und Rednerbühne zum Schauplatz nächtlicher Orgien und zu Zeugen ihrer Buhlereien gemacht. Ihre wirklichen oder angeblichen Mitschuldige, größtentheils Feinde und Widersacher des Tiberius, theilten das Schicksal der Verbannung oder wurden, wie Julius Antonius, der geistreiche, gebildete, als Staatsmann und Krieger ausgezeichnete Sohn des Triumvirs, mit dem Tode bestraft. Das Mitleid und die Theilnahme des Volks begleitete die 38jährige Kaisertochter nach der Stätte ihres Elends. Ihre Schuld und Vergehen waren das Erbtheil einer entarteten Zeit und einer in Lüste und Laster versunkenen Stadt, ihre Strafe die Frucht des Neides und der Bosheit einer ränkesüchtigen Stiefmutter.

Julia. 2.

Ihr Leben in der Verbannung, das ihre Mutter Scribonia freiwillig theilte, war reich an Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie starb in Rhegium kummervoll und lebenssatt bald nach dem Vater. Der geistreiche und redegewandte Sempr. Gracchus, der in den Tagen des Glücks ihre Gunst und Liebe besessen und deshalb nach der afrikanischen Insel Cercina verbannt worden war, starb um dieselbe Zeit unter den Streichen der Mörder, die Tiberius gegen ihn aussandte, durch seine Standhaftigkeit im Tode nicht unwürdig des Sempronischen Namens, den er im Leben geschändet hatte. 14 n. Chr.

Tod der Enkel Gajus und Lucius. Mit der Verbannung der Julia begann die Reihe der Unglücksschläge, welche das Haus des Augustus einer Verwaisung entgegenführten und dem väterlichen Herzen tiefe Wunden schlugen. Noch in demselben Jahre trat ihr Erstgeborner, der 18jährige Gajus Cäsar als Oberbefehlshaber einer beträchtlichen Streitmacht den Feldzug nach Asien an, um die mit Hülfe der Parther von der römischen Herrschaft abgefallenen Armenier wieder zur Unterwerfung zu bringen und die unbotmäßigen Araberstämme zu züchtigen. Ausgerüstet mit dem proconsularischen Imperium über alle Provinzen des Orients, so daß die unumschränkte Militär und Civil-Gewalt in seine Hand gelegt und alle Statt-
1. halter ihm untergeordnet waren, zog der junge Oberfeldherr, begleitet von M. Lollius und andern erfahrenen und kenntnißreichen Männern, die ihm Augustus als Rathgeber an die Seite gesetzt, über Samos nach Aegypten. Tiberius, der den Stiefsohn während seines Aufenthaltes auf jener Insel begrüßte, konnte aus dem kühlen Empfange den Schluß ziehen, daß sein Stern im Sinken sei und daß Gajus Cäsar allgemein als der Reichserbe angesehen und geehrt ward. Von Aegypten ging der Zug über Palästina nach Syrien. Alles beugte sich vor dem kaiserlichen Jünglinge, dem die Weltherrschaft als künftiges Erbtheil beschieden zu sein schien, und wetteiferte in Huldigungen, Gunstbuhlereien und Ehrengeschenken. Man erkaufte von Lollius den Zutritt zu dem jugendlichen Imperator um hohen Preis. Den Feinden Roms imponirte diese Entfaltung von Macht und Hoheit. Die Nabatäer von Petra traten freiwillig in das frühere Verhältniß der Abhängigkeit zurück und der Partherkönig Phraates schloß in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem römischen Oberfeldherrn auf einer Insel des Euphrat einen Frieden, wie ihn der mächtige Gebieter vorschrieb und räumte Armenien, das dann nach kurzem Widerstand von den Legionen leicht bewältigt ward und wieder in die Zahl der Clientelstaaten eintrat. Nun schickte sich Gajus Cäsar zur Rückkehr an. Schwächlich von Körper und wegen einer bei der Belagerung der Stadt Artagira am Euphrat erhaltenen Wunde tief bekümmert, trug er nicht weiter Verlangen nach den Beschwerden und Gefahren des Krieges; er sehnte sich mehr nach Genuß und Ruhe als nach Ehre und Waffenruhm. Beides ward ihm versagt.
nach Chr. Febr. 4. Auf der Rückreise ereilte ihn der Tod in Lycien. Er hatte noch vorher die betrübende Nachricht erhalten, daß sein jüngerer Bruder Lucius Cäsar auf einem Feldzug nach Spanien achtzehn Monate früher in Massilia plötzlich einer
Aug. 2. Krankheit erlegen sei.

Tiberius. Mit dem Tode der beiden Cäsaren blühten des Tiberius Hoffnungen von Neuem auf. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie an Gift gestorben sind, das ihnen durch Livia's frevelhafte Kabalen bereitet worden. Schon die Zeitgenossen hegten diesen Verdacht. Man kannte die leidenschaftliche Natur der Kaiserin, die vor keiner Greuelthat zurückbebte und den rachsüchtigen, neidischen Geist ihres ältesten Sohnes, der kurz vor dem Tode des Gajus nach Rom

zurückgekehrt war und sich nun aus allen Kräften bemühte, in die offene Stelle einzutreten. Und wirklich gelang es den schmeichlerischen Verstellungskünsten des Sohnes und den Intriguen der Mutter, den Widerwillen des Kaisers gegen Tiberius einigermaßen zu überwinden. Er nahm den Stiefsohn wieder zu Gnaden an und kam durch dessen Adoption und Aufnahme in das julische Geschlecht den stolzen Hoffnungen und Wünschen Livia's huldvoll entgegen. Die Enkelin Julia, an Geist und Schönheit, wie an leichtfertigen Sitten und üppigem Wandel der Mutter ähnlich, und der jüngere Agrippa, der „Nachgeborne" (Posthumus) genannt, weil ihn Julia erst nach dem Tode ihres Gatten zur Welt gebracht, ein wilder Jüngling von trotziger, unbändiger Natur, rohen Sitten und leidenschaftlicher Heftigkeit, waren für die ränkesüchtige Livia und ihren tückischen Sohn keine gefährlichen Rivalen.

Julia d. j. u. Agrippa Posthumus.

Als selbst der Kaiser und die Kaiserin von Agrippa's Zornausbrüchen nicht verschont blieben, bewirkte die letztere, daß der unbesonnene zuchtlose Jüngling, obschon er zugleich mit Tiberius von Augustus adoptirt worden war, auf der kleinen Insel Planasia in militärischer Aufsicht gehalten wurde, wo ihn Tiberius im ersten Jahr seiner Regierung durch ausgesandte Mörder, angeblich in Folge eines hinterlassenen Befehles des verstorbenen Kaisers, aus der Welt schaffen ließ; und die jüngere Julia wurde wegen ehebrecherischen Umgangs mit Decius Silanus auf eine öde Insel in der Nähe Apuliens verwiesen und mußte den Rest ihrer Tage, zwanzig lange Jahre, in der Verbannung zubringen.

Des Kaisers Tod.

Das Glück, das dem Imperator in seinem öffentlichen Leben treu zur Seite stand und ihn durch viele dornenvolle Wege auf den Gipfel irdischer Herrlichkeit begleitete, verließ ihn in seinem Familienleben, in seinem häuslichen Kreise. Haß und Neid, genährt durch weibliche Leidenschaft, schieden Hof und Familie in zwei feindliche Parteien, welche mit Ränken und mit allen Künsten der Falschheit und Hinterlist einander entgegen arbeiteten und Frieden und Eintracht aus den Gemächern des Kaiserpalastes verscheuchten. Livia's Ehrgeiz und leidenschaftliche Natur war so allgemein bekannt, daß man sie sogar beschuldigte, sie habe die natürliche Lebensdauer ihres Gemahls durch Gift verkürzt, damit er nicht seinen Enkel Agrippa, mit dem er sich kurz zuvor auf seiner einsamen Verbannungsinsel unter heißen Thränen und Umarmungen ausgesöhnt hatte, in Ehren und Rechten wieder herstelle. Sie allein war um den Kaiser, als ihn auf einer Reise zu Nola in Unteritalien in seinem 76. Lebensjahr der Tod ereilte, und verheimlichte den Hingang desselben durch sorgfältige Bewachung des Hauses und falsche Gerüchte, bis der Sohn, der schon seit mehreren Jahren als Reichsgehülfe dem Adoptivvater zur Seite gestanden, aus Illyricum herbeigerufen war. Dann wurde die Welt mit der großen Doppel-Botschaft überrascht, Augustus sei gestorben und Tiberius trete die Herrschaft an. Die glänzende Beerdigungsfeier war das erste Geschäft des neuen Gebieters. Unter dem Geleite des gesammten Ritter- und Senatorenstandes mit den Frauen, der Leibwache und einer zahllosen Volksmenge wurde

der Leichnam nach dem Marsfelde getragen und dort den Flammen übergeben. Als die Asche gesammelt und in der kaiserlichen Gruft beigesetzt war, wurde der Verstorbene durch Senatsbeschluß unter die Götter erhoben und ihm Tempel und Cultus dekretirt. Livia, seit ihrer Aufnahme in das julische Geschlecht Julia Augusta genannt, sollte als Oberpriesterin dem neuen Priestercollegium des göttlichen Herrn vorstehen. Sie starb im J. 29 in dem hohen Alter von 86 Jahren.

Augusts Charakter.

Ueber wenige Persönlichkeiten der Weltgeschichte gehen die Urtheile der Menschen so weit auseinander als über Augustus; und bei wenigen Männern mag es so schwierig sein, ein wahres und zutreffendes Bild zu entwerfen als von dem Begründer des römischen Principats, schon aus dem Grunde, weil bei dem Manne der Verstellung und Heuchelei die innere Beschaffenheit ein verschlossenes Buch war, weil das schärfste Auge nicht mit Bestimmtheit zu ergründen vermochte, welches die wahre oder angenommene Gestalt sei, weil man bei seinem ganzen Thun das Wesen vom Schein, die echte Gesinnung von der äußern Kundgebung strenge scheiden mußte, weil kein Sterblicher diesen fein berechneten, in der Kunst der Selbstbeherrschung wunderbar erfahrenen Fürsten zu durchschauen vermochte, weil sein Leben so ganz von der Politik durchschlungen war, daß der Mensch im Staatsmann aufzugehen schien. Je nachdem man also das äußere Thun und Lassen zum Maßstab des Urtheils macht, oder aber die unter der Hülle verborgene Gestalt hervorzukehren sucht, wird das Charakterbild ein verschiedenes sein, wird Licht oder Schatten vorherrschen.

Wenn Horaz in der fünften Ode des vierten Buches schildert, mit welcher Liebe und Anhänglichkeit das römische Volk dem Herrscher ergeben sei, der ihm Recht, Frieden und Wohlstand gebracht, so hat er darin, mag man auch immerhin einige poetische Schmeicheleien in Rechnung bringen, sicherlich der Gesinnung und Stimmung eines großen Theiles der römischen Nation Ausdruck gegeben. Millionen priesen Augusts Alleinherrschaft als die größte Wohlthat, die dem Reiche durch die Gnade der Götter verliehen worden, und beteten für seine Erhaltung und sein Leben. Und dies geschah nicht blos aus Wohldienerei und Servilität. Niemand verstand besser als er sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben ohne durch unwürdige Mittel und Künste darum zu buhlen. Wenn seine große Befähigung zum Herrschen, die Verbindung von Kraft und Milde, der feine durchdringende Verstand, die geschickte Verwendung fähiger Männer zu seinen Diensten und Zwecken, auf der einen Seite die feste Hand des Staatslenkers kund gaben und in den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Ehrfurcht weckten und sie zum Gehorchen willig machten; so erzeugte auf der andern Seite seine Leutseligkeit, sein herablassendes Wesen, seine einfache prunklose Lebensweise, seine Achtung vor den herkömmlichen Gesetzen und Sitten Liebe und Ergebenheit. Er vermied jede äußere Auszeichnung, jede Schaustellung seiner Macht. Im Senat, in der Volksversammlung, vor

Gericht hielt er sich strenge innerhalb der gesetzlichen Schranken; er gestattete freie Rede in Wort und Schrift, er ertrug Widerspruch und Trotz in der Curie, er beobachtete bei den Wahlen in den Comitien den alten Brauch der persönlichen Stimmwerbung für sich und die von ihm empfohlenen Candidaten, er unterwarf sich bei gerichtlichen Untersuchungen den herkömmlichen Formen. Er vermied es die Römer zu erinnern, daß ein Imperator mit unumschränkter Machtvollkommenheit ihnen gebiete; er ließ ihnen den süßen Traum, daß die Republik noch fortbestehe. Nichts verrieth den Herrscher, wenn er in der einfachen Toga mit mäßigem Purpurstreif ohne Lictoren in den Straßen einherging, nie trug er in der Stadt die Zeichen der Feldherrnwürde, Schwert und Kriegskleid; nach längerer Abwesenheit zog er meistens bei Nacht in Rom ein, um keinen Anlaß zu prunkenden Empfangsfeierlichkeiten zu geben. Viele Senatoren hatten stattlichere Paläste und Landhäuser als der Herr der Welt; seine häusliche Einrichtung war weit entfernt von dem Luxus und der Eleganz der meisten Vornehmen; er trug gewöhnlich Kleider, welche seine Gattin und Tochter mit ihren Händen für ihn gearbeitet hatten; seine Tafel und seine gesellschaftlichen Genüsse im Kreise der Gäste waren einfach und mäßig. Nur in Einem Punkte scheint er der Unsitte der Zeit gehuldigt zu haben — in der Hinneigung zum weiblichen Geschlechte und zur Buhlschaft; wenn er auch in seinem häuslichen Leben nie die Regeln des Anstandes verletzte und in seiner Familie den Schein strenger Wohlanständigkeit zu wahren bemüht war; so waren doch seine Liebschaften mit schönen Frauen kein Geheimniß und boten seinen Widersachern manchen Stoff zu Lästerungen und Nachreden. Livia erhielt sich in späteren Jahren ihren Einfluß durch die Nachsicht, womit sie seine Untreue ertrug. „Sie bemerkte es nicht, wenn er insgeheim Besuche empfing." Tugend und Keuschheit wurden von ihm mehr durch Gesetze, Strafreden und Ermahnungen befördert als durch sein Beispiel.

Konnte Augusts äußeres Leben, den Dienst der Venus abgerechnet, in vielen Beziehungen als Muster und Vorbild gelten, so war man dagegen in alter und neuer Zeit über seinen Charakter und sein inneres Wesen getheilter Meinung. Daß er ein Mann der Verstellung, der Heuchelei, des Scheines gewesen, darüber haben sich die Stimmen so ziemlich geeinigt; die Frage, die der Sterbende an die Umstehenden richtete, ob er seine Rolle im Drama des Lebens gut gespielt habe, schien diese Ansicht zu bekräftigen. Aber es würde ihm Unrecht geschehen, wollte man ihm alle Tugend, alle edleren Empfindungen und Gemüthsregungen absprechen, wollte man Selbstsucht und Eigenliebe für die einzigen Triebfedern seines Handelns halten, wollte man in allen jenen Zügen der Milde und Menschlichkeit, der Hingebung und Aufopferung für Volk und Vaterland, der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt, welche die Zeitgenossen so sehr gepriesen, nur die Früchte kalter Berechnung, politischer Ueberlegung, erheuchelter Gefühle sehen, an denen Herz und Gemüth ohne Antheil gewesen.

Es ist wahr, daß er bei den Proscriptionen nicht weniger Schuld getragen als Antonius und Lepidus; es ist wahr, daß er nach der Eroberung von Perusia den Manen des göttlichen Julius blutige Opfer gebracht; es ist wahr, daß er in Aegypten zwei Jünglinge hinrichten ließ, welche nichts verbrochen hatten, als daß der Eine seinen Vater Antonius begleitete, der Andere nach der Bestimmung seiner Mutter Cäsarion hieß; es ist wahr, daß er einen andern Sohn seines ehemaligen Rivalen, weil er mit seiner Tochter Julia buhlte, hinrichten ließ; und dennoch wäre es Unrecht, Blutgier und Grausamkeit als die Grundzüge seiner Natur zu bezeichnen. In allen jenen Fällen galt es, mächtige und gefährliche Feinde niederzuwerfen und unschädlich zu machen und die Ermordung Cäsars, für den der Erbe stets eine aufrichtige Pietät bewahrte, an den Urhebern zu rächen; die That war folglich mehr das Ergebniß der Blutrache und der Politik, als das Zeichen eines grausamen Gemüthes. Als er im Besitz der Alleinherrschaft war, hat er Verschworene, wie Cinna u. a., begnadigt, hat er Empörer gelinde bestraft, hat er Schmähungen in Wort und Schrift übersehen. Es hätte also auch dem Imperator nicht an Gelegenheit zur Strenge gefehlt, wäre er von Natur grausam gewesen. Er zog es vor, die auf blutigem Wege begründete neue Ordnung der Dinge durch Milde und Menschlichkeit zu befestigen, ein Verfahren, das seiner Natur und angebornen Gemüthsrichtung mehr entsprach, als die frühere Härte. Noch weniger gegründet ist der Vorwurf, Augustus habe ohne besondere Eigenschaften des Geistes und Charakters nur die Ernte eingethan, die Glück und Umstände ihm entgegengebracht; er habe nur die Thaten und Werke Anderer ausgebeutet und zu seinem Vortheil und Ruhm gekehrt. Schon Drumann widerlegt diese Einwendung: wie ermattet auch die Republik aufgetreten, wie sehr schon die Monarchie in ihren Grundzügen durch Cäsar vollendet dagestanden, gleichwohl erforderte es die Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes, um sich vom Privaterben zum Reichserben emporzuschwingen.

„Im Anfange einer politischen Umwälzung, wenn Alles sich verschiebt und aus den Fugen geht, mit sicherm Blicke die Kräfte prüfen; mit den Schwächeren einen Bund schließen und dadurch die Uebermacht auf seine Seite lenken; nur sich selbst fördern, während man die verschiedensten Interessen beschützt; den Beistand der Feinde erzwingen, indem man den eigenen unentbehrlich macht; an der Spitze von Heer und Flotte, und vom Siege gekrönt, der Zeit nicht vorgreifen, um nicht zu wagen; länger als zehn Jahre mit einem Andern theilen, um gewisser das Ganze zu besitzen; durch die Tüchtigsten, welche man herauszufinden weiß, sich vervielfachen und doch auch sie, da der Preis sie locken könnte, in niedere Kreise bannen; und endlich 44 Jahre den Herrscherſitz einnehmen, für dessen Berührung Cäsar mit dem Leben büßte: dies beurkundet eine große und seltene Befähigung zum Herrscher. Jeder Zweifel aber an der Selbständigkeit Octavians muß schon verschwinden; stets folgte er in wichtigen Dingen seiner eigenen Einsicht und der Rath der Klügsten betraf nur die Vollziehung seiner Beschlüsse."

Eben so ungegründet ist der Vorwurf der Feigheit. Allerdings schritt Octavian nicht auf der gewaltigen Siegesbahn zur Herrschaft empor, wie der göttliche Julius: sein schwächlicher von häufigen Krankheiten heimgesuchter Körper hatte ihn nicht zum Krieger geschaffen. Nichts desto weniger hat er sich als Triumvir und Kaiser stets muthig allen Gefahren des Krieges ausgesetzt, hat sich bei Mutina in das Kampfgewühl gestürzt und in den Feldzügen gegen die Japyden und Dalmatier Wunden davon getragen. Dabei hat er mit Kraft und Entschlossenheit den Uebermuth der Legionen gebändigt, wo sich derselbe hervorwagte, und in der Schlacht durch kaltblütige Besonnenheit und Ausdauer den Sieg an seine Fahnen gefesselt. Zum Helden war er nicht geboren; seine glänzendsten Erfolge errang er auf dem Felde der Politik; doch hat er auch das Schwert nicht ruhmlos geführt.

Cäsar Octavianus Augustus war klein von Gestalt, aber bei dem schönen Ebenmaß seiner zart gebauten Glieder machte seine Erscheinung einen wohlthuenden, in späteren Jahren sogar einen würdevollen Eindruck. „Mochte er schweigen oder reden," bemerkt Hoeck, „ein heiterer Friede ruhte auf seinem Gesichte, der solchen Zauber übte, daß der Arm des Meuchelmörders bei dem Anschlag auf ihn erlahmte. Sein Auftreten wirkte auf die Umgebung zunächst wie das eines biedern würdevollen Alten. Nur dem genauern Betrachter gewährte er einen bedeutsameren Eindruck; denn die großen und klaren Augen, vor denen sich jeder getroffene Blick senkte, offenbarten die Schärfe seines durchdringenden Verstandes." Wie diese Seelenkraft bei ihm alle anderen überragte, so hat auch die Politik, bis er das Ziel seiner Bestrebungen erreicht, den Menschen in ihm verdunkelt.

„Die Geschichte wird stets den Stab brechen über den blutbefleckten heuchlerischen Triumvir, urtheilt Hoeck weiter; doch den Tadel, welchen sie auf den werdenden Herrscher häuft, darf sie nicht auf den gewordenen ausdehnen. Eine gerechte Beurtheilung muß es anerkennen, daß der sichere Besitz der Herrschaft nicht das einzige und letzte Ziel seines Lebens war, sondern die Schöpfung einer neuen Staatsordnung. Mit einer Anstrengung, welche noch die Mühe seines Emporringens überstieg, rief er einen Zustand der Staatsgesellschaft hervor, bei dem er keineswegs seinen eigenen Vortheil allein im Auge hatte. Daß die Verfassung, welche er schuf, auf keinem andern Grunde ruhte, als dem der factischen Gewalt, und daß der Zwiespalt zwischen Form und Wesen sich ein paar Jahrhunderte fortsetzte, war ein großes Unglück für die Beherrschten, und ein noch größeres für die Herrscher, jedoch die Schuld davon fällt weniger auf Augustus, als auf die Macht von Verhältnissen, welche er nicht besiegen konnte. Dem Reiche verlieh er was er vermochte, Frieden, Ruhe, heilsame Gesetze und eine bessere Verwaltung. Dafür ward ihm der laute Dank und das begeisterte Lob seiner Zeitgenossen. Rom, Italien und die Provinzen waren seines Ruhmes voll. Mit allgemeiner Uebereinstimmung begrüßten ihn im Jahr 752 Volk und Senat als Vater des Vaterlandes."

4. Roms goldenes Zeitalter in Literatur und Kunst.

Griechische Cultur in Rom. Wie in der Staatsverfassung und im politischen Leben trat auch in Literatur und Bildung die Monarchie in das Erbe der Republik ein und gab ihr ein zeitgemäßes Gepräge. Wir haben früher bemerkt, wie die griechische Cultur mehr und mehr ihren Sitz in der Weltstadt Rom aufschlug, wie alle Errungenschaften geistiger Regsamkeit guter und schlimmer Art bei der römischen Bevölkerung Eingang und Aufnahme fanden; wie Cäsar beflissen war, die edlen Keime dieser kosmopolitischen Weltbildung zusammenzufassen und zur Grundlage und Trägerin seines monarchischen Weltstaats zu gestalten. Dieser Vermischungsprozeß verschiedenartiger Bildungselemente nahm unter Augustus und seinen nächsten Nachfolgern immer mehr zu und dehnte seine Kreise immer weiter aus, so daß die griechische Sprache und Literatur in der apenninischen Halbinsel bald eben so heimisch war als die italische, daß die Culte und Religionsgebräuche der hellenischen und orientalischen Welt in Rom und in andern Städten Italiens gläubige Anhänger in Menge zählten, daß in den Palästen und Landhäusern der Reichen die Meisterwerke griechischen Geistes und griechischer Kunstfertigkeit in Erz und Marmor wie in den geschriebenen Bücherschätzen prangten, daß die hellenische Philosophie ihre eifrigsten Bekenner in den Reichen der römischen Aristokratie zählte.

Erziehung. Wurde schon in früheren Jahren die Erziehung der vornehmen Jugend in Rom großentheils von Griechen geleitet, die als Sclaven, Freigelassene oder Schutzbürger in der Weltstadt ihren Unterhalt suchten, so kam in der gegenwärtigen Periode der Jugendunterricht fast ausschließlich in ihre Hände. Gelehrte Griechen ließen sich in Menge in Rom nieder; sie gründeten Lehranstalten, worin sie über alle Zweige des Wissens, welche der eherne Fleiß alexandrinischer Gelehrten angebaut hatte, Unterricht ertheilten; sie erlangten die Gunst der Vornehmen, die aus ihrem Umgang Belehrung schöpften, und je mehr man Kenntnisse und Bildung in Rom achten und schätzen lernte, desto mehr hob sich auch die Bedeutung und gesellschaftliche Stellung der Lehrer und Gelehrten. Schon Cäsar beschenkte sie mit dem Bürgerrechte; unter den Kaisern gelangten viele zu Ansehen und Reichthum. Von griechischen Männern wurden die Schuldisciplinen eingeführt, die in der Folge durch römische Lehrer in die Provinzen verpflanzt das ganze Mittelalter hindurch als die Summe und der Inbegriff aller freien Erziehung und Geistesbildung galten.

Schuldisciplinen: Grammatik u. Rhetorik. Die wichtigsten dieser römischen Schuldisciplinen waren Grammatik und Rhetorik. Die Grammatiker lehrten an der Hand der griechischen Autoren, besonders der alexandrinischen Zeit, die Sprachregeln und die Wort- und Sylbenmaße, und erläuterten schwierige Stellen durch Erklärung und Kritik. Die Rhetorik befaßte sich mit den Gesetzen und Regeln des Vortrags und der

Darstellung, und indem sie somit als Vorbereitung und Uebung zur Beredtsamkeit diente, half sie dem römischen Staatsmanne zu glänzenden Siegen auf dem Forum. An der Hand der griechischen Vorbilder wurde dann auch die römische Sprache und Redekunst wissenschaftlich behandelt und zu der Ausbildung geführt, auf der wir sie zur Zeit Cicero's und Cäsars finden. Cicero verlieh der römischen Sprache eine der griechischen nahe kommende Geschmeidigkeit, indem er sich in ihren Genius hinein vertiefte und ihre Bildungsfähigkeit entwickelte. Dieser als „klassisch" geltenden Sprachbildung verdankte die Periode des Augustus die Bezeichnung des „goldenen Zeitalters". Man mied mit gleicher Sorgfalt veraltete Worte, wie die Ausdrücke der vulgären Volkssprache, und hütete sich vor der entstellenden Sprachmengerei. Je mehr die freie Rede unter der neuen Ordnung verstummte, desto mehr flüchtete sich die Beredtsamkeit vom Forum und den Gerichtsstätten in die „Schattenwelt" der Rhetorschulen, wo die Jünglinge unter der Leitung griechisch gebildeter Lehrer sich an fernliegenden Gegenständen im Disponiren und in der Declamation übten. Den Uebergang zur rhetorischen Manier bildete der letzte namhafte Redner Cassius Severus, „ein Mann von großem Talent, das aber die Bitterkeit seines Gemüths und heftige Leidenschaften verdunkelten." Seine Worte waren blitzend und zuckend „wie das Wetterleuchten der untergegangenen Freiheit."

Neben der Grammatik und Rhetorik war noch die Philosophie die Modewissenschaft der Römer dieser Zeit. Je mehr die Volksreligion ihre Macht auf die gebildeten Stände einbüßte und Unglaube und Aberglaube sich um die Herrschaft in der Menschenbrust stritten, desto begieriger erfaßte man den schwachen Lebensstab, den die Philosophenschulen, sowohl die Academie als die Männer der Stoa und die Jünger Epicurs darboten. Wir haben diese Doctrinen in ihrer praktischen Richtung im dritten Bande des vorliegenden Werkes kennen gelernt (S. 396 f.), und wenn sie auch vielfach entstellt und entartet zu den Römern gekommen sein mögen, so verdankte doch die hinsinkende Republik noch einige ihrer erhabensten Gestalten der Lehre der Stoa und ihren begabtesten Dichter der Begeisterung für Epicur. Der schreckliche Verfall der heidnischen Religionen, den wir später werden kennen lernen, ließ die praktische weltbürgerliche Philosophie als ein Frucht- und Blumenbeet für die Sehnsucht des Herzens, als einen Ersatz für den abgestorbenen Volksglauben, als einen Stecken und Stab für die verschlungenen Pfade des Lebens erscheinen. Philosophie.

Aus derselben Quelle floß auch das Studium der Astronomie, zu dem das beim Jugendunterricht vorzugsweise angewendete Werk des Aratos (III, S. 388) führte. Zu dessen Verständniß waren aber Geometrie und Arithmetik, die Lieblingswissenschaften der gelehrten Alexandriner, unentbehrlich; und wenn auch weder die Musik, die als siebenter Zweig den Kranz der liberalen Wissenschaften und Künste schloß, noch die Gymnastik bei dem Ernste des römischen Volkscharakters zu der Höhe der Ausbildung und zu der gesell- Astronomie. Geometrie u. Arithmetik. Musik.

schaftlichen Bedeutung gelangte, wie in Griechenland, so bildeten doch beide einen nicht unwichtigen Bestandtheil der Jugenderziehung im kaiserlichen Rom.

Griechische Studienorte. Aber die vornehme Jünglingswelt begnügte sich nicht mit den Früchten, welche sie an dem Baume der Erkenntniß und Belehrung in der Heimath brach; es gehörte zum guten Ton, die berühmten Bildungsstätten in Griechenland und Asien zu besuchen, um die Wissenschaften und liberale Bildung gleichsam an der Quelle zu schöpfen, um Philosophie und Rhetorik in den Hörsälen und im Umgang mit berühmten Lehrern und Weltweisen zu erwerben. Die besuchtesten Musensitze damaliger Zeit waren Athen und Rhodos, Mytilene und Apollonia, denen sich bald Alexandria anschloß. Auch waren die Griechenstädte sowohl in Hellas selbst als in Kleinasien und anderwärts troß der schweren Schicksalsschläge, die über sie ergangen, noch reich an Kunstschätzen aller Art, an denen der junge Adel Roms seinen Geschmack bilden konnte, um in der Vaterstadt oder auf den Landgütern stattliche Wohnhäuser aufzuführen und die säulengeschmückten Hallen mit Werken der Plastik oder der Malerei zu beleben. Denn wie Rom selbst, seitdem es die Weltherrschaft erworben, sich als rechtmäßigen Erben aller Güter und Gaben der überwundenen Völker und Städte ansah, so traten viele vornehme Römer an die Stelle der griechischen Fürstenhöfe des Osten, und suchten wie diese ihren Namen zu verherrlichen durch Erwerbung von Kunstwerken und Büchern und durch Gunst und Freigebigkeit gegen Dichter, Philosophen und Schriftsteller. In den Marmorsälen der Lucullischen Prachtgebäude, wo Statuen, Bilder und Schriftrollen von seltenem Werthe vereinigt waren, wimmelte es von griechischen Literaten und Poeten, die dem hohen Gönner in Demuth huldigten, und in den Prunkgemächern eines Asinius Pollio, der in einer Vorhalle des Tempels der Freiheit eine griechische und römische Bibliothek errichtete, eines Agrippa, eines Mäcenas wetteiferten Römer und Griechen in Unterwürfigkeit und Schmeichelei. Griechische Gelehrte von Namen und Verdienst, wie der Arzt Asklepiades, der Polyhistor Alexander von Milet, der Dichter Parthenios von Nicäa, der gefeierte Reisende Poseidonios von Apamea und viele andere siedelten sich in Rom an und suchten die Gunst der Großen. So wurde Rom der Mittelpunkt aller Wissenschaften, der Sammelplaß aller Gelehrten. Die reichen Büchersammlungen, die sich mehr und mehr daselbst anhäuften, regten zum Studium an und gewährten die Hülfsmittel zu gelehrten Forschungen. Besonders eifrig wurde die Sprach- und Alterthumskunde gepflegt, wodurch manche noch in der Kaiserzeit gültigen Gebräuche, Religionssatzungen und Rechtsbestimmungen ihre historische Erklärung erlangten. Damit hing auch die wissenschaftliche Behandlung des Landbaues zusammen, der mit dem altitalischen Leben so innig verflochten war.

Sprach- u. Alterthumskunde. Auch für grammatische und antiquarische Forschungen empfingen die Römer die Anregungen von den Griechen; aber mehrere übertrafen ihre Meister an

Fülle und Umfang des Wissens. Schon in den Zeiten des Freistaats setzte der gelehrte M. Terentius Varro, einem altsabinischen Senatorengeschlechte aus Reate entsprossen, seine Zeitgenossen durch die Menge seiner Kenntnisse in Erstaunen. Er verfaßte gegen 500 Schriften über alle Zweige des römischen Alterthums, die aber bis auf wenige verloren gegangen sind und unter diesen wenigen befindet sich ein Theil der bedeutungslosen Schrift „über die lateinische Sprache" und drei Bücher „über den Landbau," während die wichtigeren Bücher über die öffentlichen und Privatalterthümer, die nach Cicero's Urtheil den Zweck hatten, die Römer, die in ihrer eigenen Stadt Fremdlinge geworden, wieder in ihrem Hause einheimisch zu machen, bis auf geringe Andeutungen untergegangen sind. Die erste Hälfte, die „Alterthümer der menschlichen Dinge," schilderten die Urzeit Roms, die Land- und Stadteintheilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte „von den göttlichen Dingen," wovon sich bei dem heil. Augustinus Auszüge und Angaben des Inhalts erhalten haben, war der Stoff so vertheilt, daß die ersten drei Bücher sich mit den Priesterthümern, die folgenden drei mit den Tempeln und Heiligthümern, die nächsten mit den Weihungen und dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste beschäftigten und erst in den drei letzten von den Göttern selbst gehandelt ward. Zugleich suchte Varro darin den verwilderten Götterglauben der Zeit auf die Wege einer richtigeren Erkenntniß zu leiten, wobei er eine dreifache Religion unterschied: eine mythologische, eine natürliche und eine bürgerliche. Dazu kam noch außer einer Anzahl von Monographien die Schrift „vom Leben des römischen Volks" als Nachtrag, ein merkwürdiger Versuch einer Sitten- und Bildungsgeschichte in den verschiedenen Perioden, ein Schatz von Nachrichten über alte Gebräuche und Gewohnheiten, über Herkommen und Glauben der Väter. Mit unermüdlicher Thätigkeit bis in sein hohes Greisenalter beschäftigt, das Leben der untergegangenen Geschlechter nach allen Richtungen und Erscheinungen zu durchforschen und darzustellen, hat sich Varro um seine Nation unbestrittene und dauernde Verdienste erworben, dabei fehlte es ihm aber an Klarheit, Scharfsinn und gesundem Urtheil und an einem leichten gefälligen Stil; seine Schreibweise war trocken und nachlässig, seine Sprache incorrect, seine Darstellung litt an einer gewissen Verworrenheit. Varro war ein kräftiger tapferer Mann, der sich im Piratenkrieg den Schiffskranz erworben hatte und als Anhänger der Verfassungspartei das erste Triumvirat, das „dreiköpfige Ungeheuer" in Flugschriften bekämpfte. Nach dem Tode Cäsars, der ihn mit großer Auszeichnung behandelt hatte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien und dem Umgang mit Freunden. Neben Varro glänzte als gelehrter Alterthumsforscher der Senator P. Nigidius Figulus, Cicero's Freund und Gesinnungsgenosse, der sich mit ähnlichen Studien wie jener abgab, nur daß er neben seinen sprachlichen Forschungen sich vorzugsweise mit physikalischen, mathematischen und astrologischen Untersuchungen beschäftigte und dabei durch seinen Hang zur Geheimweisheit, zum Mysticismus und zur dunkeln Lehre der Pythagoräer oft auf falsche Bahnen geleitet ward. Als Aristokrat und Republikaner von Cäsar des Landes verwiesen, starb er in der Verbannung. Unter Augustus zeichneten sich als gelehrte Sprachforscher und Sammler aus: Hyginus, Verrius Flaccus und Asconius Pedianus, der Erklärer der Ciceronischen Reden.

Terentius Varro 116–27.

Nigidius Figulus. † 44.

1) Von Julius Hyginus, dem belesenen Vorsteher der palatinischen Bibliothek, des Kaisers Freigelassenen, besitzt man eine Sammlung mythologischer Notizen und Erzählungen unter dem Namen „Fabeln" und vier Bücher „poetischer Astronomie," Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder, meist nach Eratosthenes, beide ursprünglich zum Schulge-

brauch bestimmt und wegen der Auszüge aus ältern verlornen Werken nicht ohne Bedeutung. Wegen der nachlässigen Schreibart und Zersetzung in Stil und Form wollten jedoch viele Kritiker die vorhandenen Schriften einem späteren Verfasser zuschreiben oder erklärten sie für Compilationen aus den echten Schriften des Hyginus. 2) Verrius Flaccus, ein geschätzter Lehrer, dem Augustus seine Enkel in den Unterricht gegeben, hat sich besonders um die Pränestiner verdient gemacht durch Anordnung ihrer fasti oder Festkalenders, von dem sich noch einige Bruchstücke erhalten haben. Zum Dank dafür errichteten ihm die Bürger jener Stadt ein Standbild. Ein anderes Werk von ihm: „über die Bedeutung der Wörter", eine Art Reallexicon, wurde in Folge von S. Pompejus Festus in eine verkürzte Form gebracht, von welchem dann wieder zur Zeit Karls des Großen ein Geistlicher, Namens Paulus abermals einen verkürzten Auszug machte, welcher selbst in der dürftigen Gestalt noch eine wichtige Quelle ist. Von den übrigen Schriften dieses gründlichen Sprach- und Alterthumskenners sind manche lehrreiche Notizen in die Werke späterer Schriftsteller, besonders des Plinius übergegangen.

Die Römer als Träger u. Vermittler griechischer Cultur

Die geistigen Schöpfungen der alten Culturvölker gingen somit auf die Römer über; und diese waren nicht die schlechtesten Träger und Hüter des heiligen Feuers. Fehlte auch dem Volk an der Tiber die ideale Richtung und die kunstfertige Hand der Hellenen, so besaß es doch Empfänglichkeit genug, die edeln Güter fremder Kunstthätigkeit sich anzueignen, Verständniß genug, ihnen ein zeitgemäßes und nationales Gepräge zu geben, und Ausdauer genug, sie als theure Gabe zu bewahren und andern Volksstämmen zuzuführen zur Aussaat für die kommenden Geschlechter. Nicht nur ganz Italien, das seit der bürgerrechtlichen Gleichstellung aller Bewohner mehr und mehr in das Geistes- und Culturleben der Hauptstadt eingetreten war, wurde durch römische Vermittelung mit den Schöpfungen des griechischen Genius und mit den Früchten des alexandrinischen Fleißes vertraut gemacht; das ganze Abendland kam dadurch in den Besitz der griechischen Bildung, die erst unter römischem Einfluß sich zur Weltbildung gestaltete. Es ist wahr, die Dichter Latiums entlehnten von den Griechen die poetischen Formen, die metrischen und prosodischen Gesetze, einen großen Theil der Mythen und Stoffe; es ist wahr, die römischen Historiker und Redner gingen bei den Griechen in die Schule, folgten in Gedanken und Redeformen griechischen Vorbildern, entlehnten dem begabten Hellenenvolke die kunstvolle Anordnung und technische Fertigkeit; aber in der fremden Erde gediehen die verpflanzten Keime zu heimischen Gewächsen, nahm das Ausländische einen nationalen Charakter an. Das römische Wesen war von so kräftiger Natur, daß es alles Fremdartige in seinem weiten Schooß sammeln konnte, ohne doch seine angeborene Eigenthümlichkeit darüber einzubüßen. Und ging auch der ideale Ton und die formale und technische Vollendung der hellenischen Kunst und Literatur der älteren Tage bei der Verpflanzung unter, so erlangte dafür das Gemeingültige durch die Behandlung und Verarbeitung der praktischen Römer Festigkeit und Dauer. Cicero, ein fleißiger Forscher und Leser und Meister in Stil und Darstellung, wenn auch ohne schöpferischen Geist und Erfindungskraft, hat in seinen philosophischen Werken nur die

M. Tullius Cicero. 106—43.

Schätze griechischen Forschens und Nachdenkens aufgestellt und in seinen rhetorischen Schriften die Lehren und Erfahrungen griechischer Rednerschulen zur Richtschnur genommen; und dennoch fühlt man darin den Luftzug römischen Lebens und die Macht großartiger Staatsverhältnisse. Indem er sich fern hielt von dem schroffen Formelwesen und Sektengeist der Schule, verstand er es, die philosophischen Probleme, die wichtigen Fragen der Religion, des Staats, der Moral ins Leben einzuführen und die Resultate griechischer Weltweisheit, mit dem Glanze rednerischer Darstellung ausgestattet, zum Eigenthum einer der Speculation abgewendeten Nation zu machen und den höheren Kreisen der Gesellschaft die Reichthümer griechischen Nachdenkens zu erschließen. Und in Cicero's Reden und Briefen wird man mitten in die gährende Zeit hineinversetzt, erkennt man das mächtige Wirken gewaltiger Menschenkräfte auf dem Markt und im Rathhaus und das reiche und bewegte Leben der Großen auf dem Schauplatz der Oeffentlichkeit wie im Innern der Familie. Die Ueberlegenheit, die Cicero im Laufe der Jahre über seinen älteren Zeitgenossen Hortensius in der Beredsamkeit erlangte, war ein sprechender Beweis, wie vortheilhaft die rhodische Rednerschule und das Studium griechischer Muster auf den römischen Staatsmann eingewirkt habe; seine klassische Sprache, sein glatter Stil, der sorgfältige Bau seiner Perioden, der Wohllaut und die kunstreiche Anordnung seiner Satzgefüge, die elegante Diction trugen den Sieg davon über die mehr im Volkston und der Vulgärsprache sich bewegende praktische Beredtsamkeit seines Nebenbuhlers, so sehr auch das der asiatischen Rhetorschule entlehnte üppige Colorit des Hortensius und die Lebendigkeit in Vortrag und Action Anfangs den Zeitgenossen und dem jüngeren Cicero selbst imponirte. Die Wortfülle und der gewählte Ausdruck in Cicero's Reden, sein treffender Witz, der mit zauberhafter Gewalt auf die Richter wirkte und den Gegner zu Boden schlug, seine rednerischen Wendungen, sein reiches durch ein sicheres Gedächtniß unterstütztes Wissen, sein gewandter Vortrag, seine Geberden fesselten und bezauberten die Menge und seine Ueberredungsgabe machte ihn der Nobilität unentbehrlich. Ein Mann von schneller Auffassung und lebhafter Einbildungskraft wußte er durch ergreifende Darstellung Furcht, Haß und Mitleiden zu erregen und die Zuhörer in jede Gemüthsverfassung zu versetzen, sie zu jeder ihm zusagenden Stimmung zu entflammen. Dazu kam noch die schlanke würdevolle Gestalt, sein bedeutsames Gesicht, in dem man sogleich den geistreichen Redner von großer Erregbarkeit erkannte, „der jede Leidenschaft durch Blick und Miene auszudrücken wußte und um dessen Mund ein ironisches Lächeln spielte." Die meisten seiner Reden wurden erst nach dem mündlichen Vortrag ausgearbeitet, wobei er den „Zauber des lebendigen Worts durch stilistischen Schmuck zu ersetzen suchte." Und wie die Reden sind auch Cicero's Briefe von großer Wichtigkeit. Sie geben ein anschauliches Bild von jener tiefbewegten Zeit und den handelnden Personen, so daß sie nicht selten als zu-

verlässigste Quelle über manche historische Erscheinung dienen. Besonders gilt dies von den Briefen an Atticus, den durch seine Reichthümer, seine Geldspeculationen wie durch seine Bildung höchst einflußreichen römischen Ritter, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand und welchen Cicero seit seinem Aufenthalt in Athen zum Vertrauten aller seiner Pläne und Gedanken machte. Corn. Nepos sagt im Leben des Atticus von diesen Briefen: „Wer sie lies't, wird nicht leicht eine zusammenhängende Geschichte jener Zeiten vermissen. Denn Alles über die Bestrebungen der Häupter des Staats, über die Fehler der Führer, über die Veränderungen im Staate ist so ausführlich beschrieben, daß Jegliches im hellsten Lichte erscheint." Die Briefe sind ein Spiegelbild sowohl des hauptstädtischen Treibens als des Lebens der Vornehmen auf den Villen; sie zeigen uns den merkwürdigen Mann in seinem innersten Wesen: als treuen Familienvater und gefälligen Freund, empfänglich und dankbar für Beweise wohlwollender Gesinnung, aber auch voll Zorn und Rachgier gegen Feinde und Widersacher; als wohlhabendes, selbstzufriedenes Glied der Nobilität, unter der er eine hervorragende Stelle einnahm sowohl durch seine ererbten, erheiratheten und erworbenen Reichthümer, durch sein stattliches Wohnhaus auf dem Palatin, dem vornehmen Quartier, durch seine Villen und Landgüter, worunter sein mit Anlagen, Kunstwerken, Büchersammlungen reich versehenes Tusculanum als Lieblingssitz in erster Linie glänzte, als durch seinen äußern Aufwand in Hausgeräth, Silberzeug, Weinlagern und reichbesetzten Mahlzeiten, wobei ihm ein angenehmes belehrendes und witziges Gespräch mit gebildeten Freunden und Tischgenossen, „ein geistiges Zusammenleben (convivium) mit geistig Ebenbürtigen", für die schönste Würze galt. Cicero war berühmt wegen seines Witzes und seiner anregenden Unterhaltung. Es gab sogar Sammlungen von seinen witzigen Aussprüchen und geistreichen Bemerkungen. Wir lernen ihn ferner kennen als einen ehrbaren, mäßigen und keuschen Familienvater, der sich fern hielt von der herrschenden Sittenlosigkeit und Entartung seiner vornehmen Zeitgenossen; als emsigen arbeitsamen Geschäftsmann, der mit seinen Stunden haushälterisch umging, von unermüdlichem Fleiß im Forschen und Ringen nach Erkenntniß und von großer schriftstellerischer Thätigkeit, aber auch als einen Mann von höchst beweglicher Natur und von grenzenloser Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, dem äußere Anerkennung, Ehre und der Beifall der Welt über Alles gingen, auf den fremdes Lob und fremder Tadel den größten Eindruck hervorbrachten, der mit merkwürdiger Eigenliebe stets den redseligen Herold seines eigenen Ruhmes machte und alle Neider und Widersacher mit unversöhnlichem Haß verfolgte. Wir lernen ihn ferner kennen als einen Mann, dem das Leben den höchsten Werth hat, der mit Furcht und Zagen jeder Gefahr auszuweichen sucht, der bei allem seinem Thun vorerst auf die eigene Sicherheit bedacht ist; der aus Feigheit mitunter gegen seine Pflicht und Ueberzeugung, gegen Wahrheit und Recht handelt. Kurz

Cicero zeigt sich in seinen Briefen als einen Mann von reicher geistiger Begabung und vielen bürgerlichen Tugenden, von Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, von politischem Verstand und Rechtssinn, aber ohne Festigkeit, ohne sittlichen Muth und ohne jene Charakterstärke, die in gewaltigen Zeitlagen Bewunderung und Vertrauen erweckt.

In keinem Manne sind alle Strahlen römisch-griechischer Bildung so sehr zu einem Ganzen vereinigt als in M. Tull. Cicero. Wir haben ihn im dritten Bande dieses Werkes von der Seite kennen gelernt, wo er am wenigsten glänzte, wo er in der sturmbewegten Zeit der politischen Parteikämpfe unsicheren Trittes und in schwankender Haltung einherschritt, bis, nachdem die Beweglichkeit und Schmiegsamkeit seiner Natur ihn über manche Klippe hinausgeführt, die von Antonius gesandten Mörder seinem reichen Leben ein Ziel setzten. Cicero wurde geboren am 3. Jan. 106 v. Chr. (648 u. c.) auf dem väterlichen Gute bei Arpinum, jenem Municipium, welches auch den Marius erzeugt, also „biegsames Wachs und starres Eisen" hervorgebracht. Nachdem er seine erste Jugendzeit in der schönen Gebirgsheimath verlebt, zog der Vater behufs der besseren Erziehung seiner beiden Söhne Marcus und Quintus, nach Rom. Hier wurde der talentvolle Jüngling, der das glühende Verlangen in sich trug, „immer der erste zu sein und vorzustreben den andern," von geschickten Lehrern in alle Wissenschaften jener Zeit eingeführt. Er übte sich in den Rhetorschulen und genoß des Umgangs der berühmten Redner L. Crassus, M. Antonius u. a. Die beiden Scävola weihten ihn in die Kunde des bürgerlichen Rechts und in die Staatswissenschaften ein; der Dichter Lic. Archias von Antiochia machte ihn mit der griechischen Poesie vertraut; er achtete sorgfältig auf die Geberden und den Vortrag des Schauspielers Roscius. Frühe schon übte er Sprache und Ausdruck durch Uebertragungen aus dem Griechischen ins Lateinische; von den „Himmelszeichen" des Aratos haben sich Bruchstücke erhalten; Xenophon, Homer, Euripides gehörten zu den Autoren, die er theilweise übersetzte. Zugleich versuchte er sich in eigenen Dichtungen nach griechischen Vorbildern; in einem epischen Gedichte pries er die Thaten des Marius. Aber ihm fehlte der schöpferische Geist und damit die Weihe zum Dichter. Seine Größe erblühte auf andern Feldern. Nach dem marsischen Kriege, worin Cicero unter Pompejus Strabo die Waffen führte, studirte er die griechische Philosophie und zwar die platonische unter dem während des mithridatischen Krieges von Athen nach Rom geflüchteten Akademiker Philo von Larissa. Die epicureische Lehre, die er schon vorher durch Phädrus kennen gelernt, hatte wenig Reiz für ihn. Mehr sagte ihm die stoische zu, die er einige Zeit nachher unter der Leitung des Philosophen Diodotos kennen lernte. Während er die erste, wie sie sich in der mittleren Akademie entwickelt hatte, als Führerin in der Theorie und Beweisführung vorzog, folgte er der stoischen im praktischen Leben. Unter diesen griechischen Gelehrten, denen sich auch noch Molon von Rhodos zugesellte, übte sich Cicero zugleich eifrig in der Rhetorik und Dialektik, den wichtigsten Hülfswissenschaften der Beredtsamkeit. Diese war von Anfang an das Ziel, dem er mit allen Kräften zustrebte, wo er die Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne hoffte. *Cicero's Bildungsgeschichte.*

Wohl vorbereitet durch solche Studien und der griechischen wie der lateinischen Sprache gleich mächtig trat Cicero in seinem 26. Lebensjahre (81 v. Chr.) als Sachwalter des P. Quinctius in einer Erbschaftsklage auf und hatte den Triumph, daß er, ein angehender Redner, der noch überdies zuerst das Wort nehmen mußte, über den gerichtlichen Beistand des Gegners, den gefeierten Hortensius, „hervorragend durch Geist, Geburt und Ruf" den Sieg davon trug. Von größerer Bedeutung war die im nächsten Jahre gehaltene Rede für Roscius Amerinus. *1. Cicero's Reden. pro Quinctio. pro Roscio Amerino.*

Der Vater dieses Mannes, ein reicher Gutsbesitzer aus der umbrischen Municipalstadt Ameria war in Rom bei der Heimkehr von einem Gastmahl ermordet worden. Zwei Verwandte, welche die That veranlaßt hatten, ließen durch Chrysogonus, Sulla's Freigelassenen und Günstling, den Namen auf die Proscriptionstafel setzen, obwohl die Verfolgung der Geächteten einige Monate vorher gesetzlich verboten worden war. Dann eigneten sich die drei die großen Güter an und stießen den Sohn Sext. Roscius aus dem Erbe. Die Frevelthat war so auffallend, daß sie selbst in jener an Verbrechen so reichen Zeit Aufsehen erregte. Die Schuldigen hielten sich nicht für sicher, so lange der Sohn am Leben sei; sie suchten ihm daher dasselbe Schicksal zu bereiten, das den Vater betroffen, und als Sext. Roscius durch die Flucht nach Rom ihren Nachstellungen sich entzog, ließen sie ihn durch einen feilen redegewandten Menschen vor dem senatorischen Gerichte des Vatermordes anklagen, in der Hoffnung, die Furcht vor Chrysogonus werde seine Verurtheilung herbeiführen. Cicero übernahm die Vertheidigung; er wies mit so überzeugenden Gründen die Unhaltbarkeit der Anklage nach, daß die Richter, die bei diesem ersten Criminalfall sich scheuten, dem verdrängten Ritterstand und dem Volke eine Blöße zu geben, den Angeschuldigten frei sprachen. Allgemein bewunderte man den Muth des Sachwalters und nicht minder das Rednertalent, wenn er gleich hie und da im jugendlichen Feuer die Farben etwas stark auftrug und ins Declamatorische gerieth wie in der Schilderung der Strafe des Vatermords.

Cicero in Athen und Kleinasien. 79—77

Weniger aus Furcht vor Sulla, wie Plutarch berichtet, als um seine geschwächte Gesundheit herzustellen und sich weiter zu bilden, begab sich Cicero im Todesjahr des Dictators (79) nach Griechenland. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Athen, wo er mit seinem Freunde Pomp. Atticus die Hörsäle der Philosophen besuchte, reiste er nach Rhodos und durchwanderte dann mehrere Städte Kleinasiens, überall neue Belehrung schöpfend. Mit Kenntnissen bereichert kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit nach Rom zurück (77), um sich den öffentlichen Geschäften zu widmen. Er wurde zum Quästor gewählt (76) und erhielt dann die Provinz Lilybäum auf Sicilien zur Verwaltung, wo er sich durch seine rechtschaffene Amtsführung die Achtung und das Vertrauen der Einwohner in solchem Grade erwarb, daß sie ihn drei Jahre nach seiner Rückkehr, gerade als er sich um die Aedilenwürde bewarb und sie erlangte, zum Sachwalter in ihrer Klage gegen Verres wählten, jenen ungerechten Statthalter, der als Proprätor drei Jahre lang (73—70) die Insel auf die schrecklichste Weise mißhandelt, der alle Unthaten begangen hatte, wozu Habsucht, Wollust, Grausamkeit und Rachgier einen gewissenlosen Mann im Besitze hoher Amtsgewalt führen können.

Quästor in Sicilien.

Die Reden gegen Verres.

Die Verrinischen Reden sind für die Kenntniß der römischen Provinzverwaltung und der politischen und socialen Verhältnisse von unschätzbarem Werthe; aus ihnen erkennt man die Ursachen des raschen Verfalls der hellenischen Culturstaaten unter der ehernen Herrschaft Roms. Verres und seine Genossen suchten die Anklage den Händen Cicero's zu entreißen. Daher trat Cäcilius Niger, der Quästor des Proprätors, von Verres selbst veranlaßt und von Hortensius unterstützt als Kläger auf. In der einleitenden Rede (divinatio) gegen Cäcilius suchte daher Cicero zuerst das Trugbild dieser Scheinklage zu enthüllen; die von Cäcilius, einem Genossen und Theilnehmer des Verres, angestellte Klage habe den Zweck, eine Freisprechung des räuberischen Statthalters zu bewirken und den wahren Sachverhalt zu entstellen. Als das Gericht sich für Cicero entschied, unterzog sich dieser der schwierigen Aufgabe mit solchem Ernst und Erfolg, daß Verres schon nach der ersten Rede alle Hoffnung auf ein freisprechendes Urtheil aufgab und ohne das Ende des Prozesses abzuwarten sich durch freiwillige Verbannung dem gerichtlichen Urtheil entzog. Cicero hatte den reichen Stoff, den er während eines fünfzigtägigen Aufenthalts auf der Insel selbst gesammelt, in fünf Actionen getheilt, wovon aber nur die erste zum mündlichen Vortrag kam. Die vier andern wurden

schriftlich abgefaßt, ein Meisterstück sowohl in Anordnung und Behandlung des Stoffes als hinsichtlich der Sprache und Darstellung, die durch eingestreute Beschreibungen und Erzählungen Leben und Abwechselung erhält.*) In der ersten schildert er das frühere Schandleben des Angeklagten, in der zweiten seine Mißverwaltung in Sicilien durch feile Rechtspflege, durch Verkauf von Aemtern und Würden, durch Unterschleife öffentlicher Zölle u. A., die dritte enthüllt seine Betrügereien bei Erhebung der Zehnten und bei dem Ankauf des nach Rom zu liefernden Getreides; in der vierten wird er als Räuber von Kunstwerken, die er leidenschaftlich liebte, als Tempelplünderer und „Bilderstürmer" dargestellt, eine für die Kunstgeschichte und Alterthumskunde besonders wichtige Rede. In der fünften wird nachgewiesen, wie der ruchlose Statthalter sogar im heimlichen Bund mit den Piraten gestanden und römische Kaufleute habe ausplündern helfen. Verres wurde zum Schadenersatz und zur Verbannung verurtheilt, behielt aber noch Geld genug, um gemächlich leben zu können und noch Kunstschätze, welche die Habgier des Antonius reizten. Kurz nachdem er den Tod Cicero's erfahren starb auch Verres durch die Proscriptionen der Triumvirn (43).

Nach einigen Reden in Privatklagen (z. B. für den Schauspieler Roscius) hielt Cicero zum Prätor gewählt im J. 66 die erste Staatsrede vor dem Volke. Es war die früher erwähnte Rede für das manilische Gesetz, kraft dessen dem Gn. Pompejus der Oberbefehl gegen Mithridates mit außerordentlicher Machtvollkommenheit ertheilt wurde, eine Lobschrift auf Pompejus, dessen Bild er mit allen Farben der Kunst verschönerte. In der gleichfalls als Prätor gehaltenen Rede für Cluentius, den die eigene Mutter der Vergiftung seines Stiefvaters angeklagt, entrollt Cicero ein schreckliches Gemälde des sittlichen Abgrundes und der thierischen Verwilderung, in welche durch die Bürgerkriege das Familienleben gerathen war. Von den zwei Reden für Gaj. Cornelius, einen des Hochverraths angeklagten früheren Volkstribunen, die der Redner selbst unter seine besten zählte, sind nur Bruchstücke erhalten. Die größte oratorische Thätigkeit entwickelte Cicero als Consul, in dem Jahre seines Glanzes und Stolzes. Gleich im Anfang bekämpfte er mit Erfolg den Antrag des Volkstribun Servil. Rullus auf ein Ackergesetz in drei noch vorhandenen Reden. Es war nur das Vorspiel der agrarischen Reformen Cäsars. Cicero aber nahm „die Vorhut für das Heer; das Scheingefecht für die Schlacht" und suchte mit vielem Wortaufwand sich als Schirmer der Verfassung darzustellen. Durch diese Rede wie durch die Vertheidigung des Rabirius, eines alten Senators, den der Tribun Labienus als Mörder des Saturninus angeklagt hatte, und durch die Bekämpfung des Antrags, die Söhne der durch Sulla Geächteten wieder in ihren Rechten und Ehren herzustellen, empfahl sich Cicero der Optimatenpartei, in deren Reihen er nunmehr eingetreten war, daher ihn diese auch so eifrig in seinem Kampfe gegen Catilina unterstützte.

pro Roscio comoedo.
pro lege Manilia.
pro Cluentio.
pro Cornelio.
Cicero als Consul. 63.
Gegen das servilische Ackergesetz.
pro Rabirio.

Ueber die in Gegenwart des Angeschuldigten im Senate gehaltene erste catilinarische Rede spricht Drumann folgendes Urtheil aus: „Die Rede besticht durch ihre äußere Schönheit. Sieht man von den Worten ab auf die Gedanken, so macht sie einen widrigen Eindruck. Nur schlecht verbirgt sich die Feigheit unter einem erkünstelten Muthe, der persönliche Haß und die Ruhmsucht unter dem Eifer für den Staat; man vermißt eine angemessene Haltung und sittliche Würde." Am nächsten Tag, als während der Nacht Catilina nach Etrurien entwichen war, rechtfertigte Cicero in der auf dem Forum vor dem versammelten Volke gehaltenen

Die catilinarischen Reden.

*) Z. B. V, 31: „Verres auf der Insel von Syracus, mehr als nachlässig gekleidet, durch die Freuden der Nacht und der Tafel erschlafft, schwankt am Arme einer Dirne nach der Küste, die wegen seiner Unterschleife unbrauchbare Flotte gegen die Seeräuber auslaufen zu sehen; am Bord erblickt man ein Griechlein, welches das Unglücks-Geschwader für ihn befehligt, weil es von einer schönen Frau getrennt werden soll." (Drumann).

zweiten catilinarischen Rede sein Verfahren, indem er den Urheber der Verschwörung und seine Bande in ihrer ganzen Verdorbenheit und bodenlosen Entartung schildert. Die dritte Rede machte dem Volke Mittheilung über die Vorgänge im Senat nach der Haftnahme der Allobrogischen Gesandten und von den Gefahren, denen Rom durch des Consuls Wachsamkeit entgangen sei. Er wurde beauftragt, den Göttern ein Dankfest anzuordnen, „weil er die Stadt vom Brande, die Bürger vom Morde, Italien vom Krieg gerettet habe." In der vierten catilinarischen Rede suchte der Consul im Senat bei den Verhandlungen über das Schicksal der verhafteten Genossen Catilina's den Eindruck von Cäsars Rede zu verwischen und die Nothwendigkeit der Todesstrafe darzuthun. Ueber die Aechtheit der drei letzten Reden gegen Catilina herrschen manche Zweifel.

Seit seinem Consulat zählte sich Cicero zu den größten und ausgezeichnetsten Männern des Volks; mit Selbstgefälligkeit spiegelte er sich fort und fort in dem Gefühle, Retter des Staats gewesen zu sein; er hielt sich für einen zweiten Romulus, weil er die Stadt aufs Neue gegründet, und für einen zweiten Brutus, weil er das Volk von der Tyrannei der Bösen befreit habe.

Bei seinem Verfahren gegen Catilina wurde Cicero nicht weniger von persönlichen Beweggründen als von der Sorge für die Wohlfahrt der Republik geleitet. Catilina hatte ihn vielfach verletzt; er hatte seinen Verwandten Gratidianus gemordet, hatte Fabia, die Schwester seiner Gemahlin, der Schande preisgegeben, hatte ihn als Mitbewerber vom Consulat auszuschließen gesucht, hatte ihm seine niedrige Herkunft vorgeworfen und sein Leben bedroht. Es bestand also zwischen ihnen eine Feindschaft auf Leben und Tod. Ein zweites Motiv war sein Bestreben, durch ungewöhnliche Leistungen seine stolzen Gegner in der Nobilität zu beschämen und zu verdunkeln. Er wollte als der bedeutendste Mann in der Republik gelten.

pro Murena. In die Zeit seines Consulats fällt auch noch die Rede für Murena, den für das folgende Jahr designirten Consul, den er gegen die von Sulp. Rufus und Porc. Cato gegen ihn erhobene Anklage wegen Amtserschleichung durch Bestechung vertheidigte. pro L. Sulla. Im nächsten Jahr (62) bewirkte Cicero die Freisprechung des L. Sulla, der der Theilnahme an der catilinarischen Verschwörung angeklagt war und vertheidigte pro Archia poeta. dann (61) seinen Lehrer und Freund den Dichter Archias aus Heraklea, dessen Ansprüche auf das römische Bürgerrecht streitig gemacht worden waren, in einer Rede, die wegen der darin ausgesprochenen Verherrlichung der Wissenschaften und der Dichtkunst zu den gefeiertsten gehört. Die nächsten Jahre waren getrübt durch Leiden und Verfolpro Flacco. gungen. Die Rede für Flaccus, der unter seinem Consulat Prätor gewesen und nun (59) der Erpressung in der Provinz Asia angeklagt, aber durch Cicero's Vertheidigung freigesprochen ward, ist fast das einzige schriftliche Denkmal seiner öffentlichen Thätigkeit aus dieser Zeit. Wir haben im dritten Bande (S. 751. 797) gesehen, welche bittere Früchte dem Redner die Hinrichtung der catilinarischen Genossen brachte: er wurde verbannt und verlor seine Güter. Die Briefe an seine Frau und an seinen Freund Atticus geben Zeugniß von dem Schmerze und der Verzweiflung, die ihm dieser Schlag verursachte. Er trug sein Unglück mit wenig Fassung. Er weinte und jammerte und verwünschte sein Leben. Nach seiner Rückkehr entwickelte Cicero eine große Thätigpro Domo. keit, theils in seinem eigenen Interesse (wie die Rede für sein Haus an die Pontifen von zweifelhafter Echtheit), theils um sich seinen Freunden und Gönnern dankbar zu erweisen (Verwendung für Pompejus in Betreff der Zufuhr), theils um seinen Wipro Sextio. dersachern, besonders dem Clodius, entgegen zu treten. Er vertheidigte den P. Sextius, der als Volkstribun für Cicero gewirkt hatte und nun (56) von der Clodischen Bande wegen aufrührerischer Umtriebe angeklagt aber von den Richtern freigesprochen in Vatinium. wurde. Damit hing die Rede gegen Vatinius zusammen, der als Zeuge gegen

Sextius aufgetreten war. Durch die Rede für Cölius, der beschuldigt war, Gewalt geübt und der Clodia, der Schwester des Bandenführers, seiner früheren Buhlerin, nachgestellt zu haben, bewirkte er die Freisprechung des Angeklagten und geißelte zugleich seine Feinde. Die Rede für Corn. Balbus, dem man das ihm von Pompejus verliehene Bürgerrecht streitig machte und über die Consular-Provinzen suchte er sich den Triumvirn zu empfehlen, während die Rede gegen Piso, deren Anfang nur verstümmelt auf uns gekommen ist, aufs Neue von dem tödtlichen Hasse zeugt, den der Consular allen Freunden und Genossen des Clodius trug. pro Coelio. pro Corn. Balbo. de provinciis consularibus. in Pisonem.

Unter Piso's Consulat war Cicero verbannt worden, hatte Clodius ungestraft sein Unwesen getrieben; darum hatte Cicero die Abberufung desselben aus der Provinz Macedonien bewirkt und als dieser ihn deshalb angriff, rächte sich Cicero im Senat durch eine Rede, die an Ruhmredigkeit über seinen eigenen Werth und an Schmähungen des Gegners alles Maß überschreitet.

Nur aus Rücksicht für die drei Machthaber mäßigte Cicero sich hie und da in seinem Zorn und sprach wohl auch zu Gunsten seines früheren Gegners Vatinius. Auch die beiden Vertheidigungsreden des J. 54 für Gn. Plancius und für Rabirius Postumus standen mit seiner Person in Beziehung. Den ersteren, der ihn nach seiner Verbannung als Quästor in Thessalonich aufgenommen und geschützt hatte, befreite er von der Anklage sodalicischer Wahlumtriebe bei Bewerbung um die Aedilenwürde; der letztere, der Adoptivsohn des früher von Cicero vertheidigten Senators, war bei der Rückberufung des Verbannten thätig gewesen. Aber diesmal reichte die Vertheidigung nicht hin, die Freisprechung des wegen Wucher und Erpressung in Aegypten angeklagten Rabirius zu bewirken; er mußte gleich seinem Gefährten und Mitschuldigen Gabinius ins Exil wandern. Endlich fiel Clodius durch Milo's Bande. Cicero übernahm die Vertheidigung des Straßenhelden, dem er seine Rückkehr vorzugsweise zu verdanken hatte, vor dem Richterstuhle des Pompejus (52). Aber das drohende Geschrei der Clodianer soll den Redner so sehr außer Fassung gebracht haben, daß seine Worte erfolglos blieben. Milo wurde verurtheilt und zog in die Verbannung. Später arbeitete Cicero die Rede um, mit solcher Meisterschaft, daß sie zu den glänzendsten Erzeugnissen römischer Beredsamkeit gezählt wird. „Hätte M. Tullius so gesprochen," soll Milo bei dem Lesen der ihm übersandten Rede geäußert haben, „so würde ich jetzt nicht genöthigt sein in Massilia Seebarben zu essen." pro Plancio. pro Rabirio postumo. pro Annio Milone.

In den Jahren 51 und 50 weilte Cicero als Proconsul in Cilicien. Sein Feldzug am Amanus brachte ihm den Soldatentitel „Imperator", aber nicht den Triumph, nach dem er strebte. Große Verdienste erwarb er sich um die verarmte Provinz durch gute Verwaltung und Uneigennützigkeit. Durch seine Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Milde lebten die Bewohner wieder auf. Auch weigerte er sich den Aedilen des J. 50 Panther zu den Spielen fangen zu lassen. Während des Bürgerkriegs von 49 bis 46 war für Cicero's Beredsamkeit keine Stätte in Rom. Seine schwankende Haltung in dieser schwierigen Zeit haben wir früher kennen gelernt. Als Cäsar nach dem Sieg bei Thapsus auf Bitten des Senats gestattete, daß der in Mitylene weilende Republikaner Gaj. Marcellus nach Rom zurückkehre, ergriff Cicero die Gelegenheit, durch die in der Curie gehaltene Dankrede für Marcellus, dem Machthaber seine Huldigung darzubringen. Marcellus kehrte im nächsten Jahr zurück, wurde aber auf der Reise im Piräeus ermordet. Man hat mit Unrecht die Echtheit der Rede in Frage gestellt. Einen ähnlichen Zweck hatte die auf dem Forum vor Cäsar gehaltene Rede für Ligarius. Dieser hatte in Afrika in den Reihen der Republikaner gekämpft und war deshalb verbannt worden. Der Redner hatte den Triumph, daß Cäsar seinen Clienten begnadigte. Cicero Proconsul in Cilicien 51. 50. Während des Bürgerkriegs 49—46. pro Marcello. p. Ligario.

Zwei Jahre nachher war Ligarius unter den Mördern des Imperators. Uebrigens gehört die Rede zu den besten, so schwierig auch die Verhältnisse waren, unter denen sie gehalten ward. Im folgenden Jahr 45 vertheidigte er im Hause Cäsars seinen alten pro rege Dejotaro. Gastfreund, den König Dejotarus gegen die Beschuldigung seines Enkels Castor und eines bestochenen Dieners, daß er dem Imperator nach dem Leben getrachtet habe. Cäsar verschob die Entscheidung. Der Galaterkönig, der übrigens des Lobes, das ihm sein Vertheidiger spendet, keineswegs würdig war, sondern sich durch Härte, Raubsucht und Grausamkeit geschändet hatte, starb 2 Jahre nach der Schlacht von Philippi, wo sein Feldherr Amyntas von Brutus zu Antonius überging, im hohen Alter und hatte in einem Theil seines Reichs seinen Ankläger, dessen Eltern er aus Rache hatte tödten lassen, zum Nachfolger, einen andern erhielt sein Feldherr Amyntas zum Lohn seines Abfalls.

Die philippischen Reden. Cicero hatte schon in den drei letzten Reden bewiesen, daß er sich in die neue Ordnung unter einem Alleinherrscher zu finden wisse, als ihn die Ermordung Cäsars abermals in das politische Leben führte. Wir haben im dritten Theil dieses Werkes die Umstände näher angegeben, unter denen Cicero die vierzehn philippischen Reden gegen Antonius theils im Senat, theils vor dem Volke gehalten hat, Reden die man wegen ihrer Kraft und ihres Schwunges als die „Krone und den Triumph" der ciceronianischen Beredsamkeit bezeichnen darf. Zunächst berechnet, den M. Antonius als den gefährlichsten Feind der Republik und den verworfensten Menschen darzustellen, seine ehrgeizigen und verderblichen Absichten zu vereiteln und den Kampf wider diesen Verbrecher und Vaterlandsverräther als heilige Pflicht dem Senat und Volke einzuprägen, sind die philippischen Reden zugleich das getreue Abbild der tiefbewegten Zeit von Cäsars Tod bis zur Schlacht vor Mutina. Sie waren aber zugleich sein Schwanengesang und seine Leichenrede. Der Triumvir Antonius rächte die Schmähung mit blutiger Vergeltung.

2. Cicero's Briefe. Waren auch die Reden, sowohl die gerichtlichen als die Staatsreden der Glanzpunkt von Cicero's geistiger Thätigkeit — von 100 Reden, deren Titel wir kennen, sind 56 mehr oder minder vollständig erhalten, von 20 nur einige Bruchstücke — so hat er doch noch Muße zu andern schriftstellerischen Arbeiten gefunden. Zunächst besitzen wir von ihm eine große Anzahl von Briefen, die mit den Jahren vor seinem Consulat beginnend im vorgerückteren Alter bis zu seinem Tode immer zahlreicher werden. Sie zerfallen in drei durch seinen Freigelassenen Tiro veranstaltete Sammlungen: ad familiares. 1. Sechzehn Bücher an verschiedene Personen (Epistolae ad Diversos s. ad familiares) während des Zeitraums von 63—43. Neben Cicero's eigenen Briefen werden auch oft die Briefe der Personen mitgetheilt, worauf sich jene beziehen.

Das 8. Buch enthält die Correspondenz des M. Cölius Rufus, eines jungen Redners von Talent, aber leichtfertigem Lebenswandel; B. 14 ist eine Sammlung von Familienbriefen Cicero's an seine Frau Terentia und an seine Kinder; B. 15 sind officielle Berichte an die Staatsbehörden während seines Aufenthalts in Cilicien; B. 16 enthält die Briefe an Tiro.

ad Atticum. 2. Die zweite Sammlung umfaßt 16 Bücher Briefe an Pomp. Atticus nach der Zeitfolge geordnet, die 11 ersten aus den Jahren vor seinem Consulat, die übrigen von diesem Zeitpunkt bis zu seinem Tode; nur einige Briefe sind an Andere gerichtet. 3. Die dritte Sammlung bilden die drei Bücher Briefe ad Quintum fratrem. an Quintus Cicero (Epist. ad Quintum fratrem). Eine vierte Sammlung von ad M. Brutum. 18 Briefen an M. Brutus, sämmtlich nach Cäsars Tod geschrieben, wird von einigen Kritikern für unecht gehalten.

In engster Verbindung mit den Reden stehen Cicero's rhetorische Schriften, worin der Verfasser sich zur Aufgabe stellte, theils aus griechischen Rhetorikern, mehr aber noch aus der eigenen reichen Erfahrung schöpfend und mit vorwiegender Rücksicht auf die praktische Anwendung die vornehme römische Jugend in der Redekunst zu unterrichten. Schon als Jüngling verfaßte er mehr zu eigener als fremder Belehrung die zwei Bücher Rhetorica s. de inventione, eine trockene Jugendarbeit, die mit der ältern Schrift des Cornificius oder des sogenannten Auctor ad Herennium ähnlichen Inhalt hat und wahrscheinlich aus denselben griechischen Quellen geschöpft wurde. Cicero selbst betrachtete die Schrift als ein unreifes Werk, das er nicht vollenden, sondern durch gediegenere Leistungen übertreffen wollte. Dies geschah durch die treffliche an seinen Bruder Quintus gerichtete Schrift: Vom Redner, drei in Gesprächsform abgefaßte Bücher, die durch ihren blühenden und gefeilten Stil glänzen. Die Schrift wurde verfaßt um das J. 55, als Cicero durch die inneren Unruhen von der Rednerbühne abgehalten zu „sanfteren Musen" zurückgekehrt war.

3. Rhetorische Schriften. — de inventione. — auctor ad Herennium. — de oratore.

In den Dialogen, welche den drei berühmten Rednern L. Crassus, Q. Scävola und M. Antonius in den Mund gelegt werden, wird zuerst das Ideal eines vollkommenen Redners aufgestellt und die zur Erreichung dieses Ziels nothwendigen Mittel angegeben, nämlich wissenschaftliche und philosophische Bildung, Naturanlage und Uebung; dann wird im zweiten Buch die Auffindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes mit Rücksicht auf die Bestimmung der Reden und die darnach zu treffende Eintheilung in drei Gattungen erörtert und endlich die Kunst des Vortrags mit Bezug auf Sprache, Ausdruck Redefiguren und Action abgehandelt.

Gewissermaßen als Vervollständigung dieses Meisterwerks können die beiden kleineren in den Jahren 46 und 44 verfaßten Schriften gelten: Brutus oder über die berühmten Redner, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit mit belehrenden Charakterzeichnungen und vielen treffenden, wenn auch nicht ganz unparteiischen Urtheilen, nebst Andeutungen über Cicero's eigenen Bildungsgang; und die durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Schrift „Der Redner," worin Cicero dem M. Brutus, dem beide Werke gewidmet sind, die Summe seiner eigenen Erfahrungen über die Stilarten der Beredsamkeit und die rednerische Composition und Form zusammenstellt, um zu zeigen, wie man ein vollkommener Redner werden könne.

Brutus s. de claris oratoribus. — Orator.

Von geringerer Bedeutung sind noch drei andere rhetorische Schriften: Topica oder Lehre von den Gründen und Beweisen gerichtlicher Reden, eine auf Ersuchen des Rechtsgelehrten Trebatius verfaßte Formenlehre der Dialectik nach der Topik des Aristoteles; über die rednerischen Eintheilungen (Partitiones oratoriae), ein in Gesprächsform abgefaßter Abriß der Rhetorik, eine Art Katechismus, worin Cicero seinem Sohn Marcus die Hauptpunkte der Rhetorik nach griechischen Lehren vorträgt; endlich von der besten Gattung von Rednern, eine Art Vorrede zu einer Uebersetzung der Reden des Aeschines und Demosthenes „vom Kranze", worin er der attischen Beredsamkeit vor der asiatischen den Vorzug gibt.

Topica. — De Partitione oratoria. — de optimo genere oratoris.

Außer diesen mehr praktischen Richtungen war Cicero's Thätigkeit vorzugsweise der Philosophie zugewendet. Bei diesen Arbeiten hatte er den Zweck, seine Landsleute mit den Ergebnissen griechischer Speculation, die ihm selbst in seinen Mußestunden so viele Erholung und Erhebung gewährten, vertraut zu machen. Als er durch die Zeitverhältnisse vom öffentlichen Leben zurückgedrängt und durch Mißgeschicke in seiner Familie niedergebeugt wurde, gewährte ihm die Philosophie Trost und befriedigende Beschäftigung. Daher gehören seine bedeutendsten philosophischen Schriften den letzten Jahren seines Lebens an, während deren er sich mit großem Eifer in die Lehrsatzungen

4. Philosophische Werke.

der Akademiker, Peripatetiker und Stoiker versenkte und die Errungenschaften ihres Nachdenkens in klarer philosophischer Sprache, die durch ihn zuerst zum Ausdruck des reinen Denkens ausgebildet wurde, und nicht selten mit Wärme und innerer Begeisterung darstellte. Ohne Trieb und Anlage zu eigener Speculation begnügte er sich die vorhandenen Resultate zu verarbeiten und die Summe ihrer Wahrheiten für das praktische Leben zu verwerthen. Nach dem Vorbilde Plato's, dessen Schriften er vor allen andern den Vorzug gab, bediente er sich gewöhnlich der dialogischen Form, doch ohne den poetischen Zauber des attischen Weisen.

De re publica. Das älteste philosophische Werk Cicero's (außer einigen Uebersetzungen) sind die 6 Bücher vom Staat (de republica), die im J. 52 vollendet wurden. Früher kannte man nur den von dem Grammatiker Macrobius erhaltenen Schluß, „der Traum Scipio's" und einige Bruchstücke, bis im J. 1822 Angelo Mai aus einem Vaticanischen Palimpsest einen Theil des Ganzen auffand und herausgab. Doch sind immer noch bedeutende Lücken vorhanden. Nach Art des platonischen Werkes und in derselben dialogischen Form werden in der Republik Untersuchungen über den besten Staat angestellt und dieser nicht wie bei Plato in einem Idealstaat gefunden, sondern in der (freilich etwas idealisirten) römischen Verfassung vor der Zeit der Gracchen.

somnium Scipionis.

de legibus. Aehnlich wie bei Plato reiht sich an den „Staat" die Schrift „von den Gesetzen" in drei Büchern, worin Cicero nach stoischen Grundsätzen aber mit Anklängen an Plato und gleichfalls in Gesprächsform zuerst von dem Naturrecht handelt, dann von dem göttlichen Rechte und endlich von den menschlichen Gesetzen, die von den Obrigkeiten ausgehen. Indem er das Princip der Gesetze aus der Natur des Menschen herleitet, sucht er die Rechtswissenschaft philosophisch zu begründen. Die zwei letzten Jahre Cicero's sind mit einer Reihe philosophischer Schriften zum Theil von großer Geistesfrische ausgefüllt, so daß man nicht genug die Arbeitskraft des sechzigjährigen Greises bewundern kann. Freilich gestand er selbst, daß er nur die griechischen Gedanken in Worte kleide, „die ihm reichlich zuströmten." Außer mehreren verlornen Werken und Uebersetzungen, wie die im dritten Band erwähnte „Lobschrift auf Cato von Utica," das dem Atticus gewidmete Buch „vom Ruhm," der Dialog „Hortensius oder

Consolatio. über die Philosophie" eine im Alterthume sehr geschätzte Arbeit, die „Trostschrift über die Linderung der Trauer" nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia verfaßt (die noch vorhandene ,,Consolatio'' ist untergeschoben), das nach Plato frei bearbei-

Academicae quaestiones. tete Bruchstück Timäus und außer dem Dialoge „Academica," von dessen vier Büchern nur das erste der zweiten Bearbeitung und das zweite der ersten Bearbeitung erhalten sind, eine Darstellung der Philosophie Plato's und seiner Nachfolger in der Akademie; verfaßte Cicero noch in den Jahren seines thätigen Alters, wo er öfters an Schlaflosigkeit litt, mehrere seiner berühmtesten nach Inhalt und Darstellung gleich ausgezeichneten Werke. Dahin gehören zunächst die vier größeren Schriften: 1. Vom

De finibus bonorum et malorum. höchsten Gut und vom höchsten Uebel, 5 Bücher in Gesprächsform, worin die Grundsätze der griechischen Philosophenschulen, der Epikureer, Stoiker, Akademiker und Peripatetiker über den Zweck des Lebens und die wahre Glückseligkeit entwickelt und nach ihren Vorzügen und Mängeln geprüft werden, so daß Torquatus das ethische System der Epikureer vertheidigt, aber von Cicero widerlegt wird; Cato gibt eine Darlegung der stoischen Sittenlehre in ihren Gründen und Ergebnissen, gegen welche Cicero gleichfalls seine Bedenken und Einwendungen vorbringt. Piso endlich entwickelt die ethischen Ansichten der ältern Akademie und der Peripatetiker. 2. Die fünf Bücher

Tusculanae disputationes. Tusculanischer Disputationen, die nach seiner eigenen Angabe (de divin. II, 1) darlegen sollten, was zum Lebensglück besonders nothwendig sei, daher im ersten Buch gehandelt wird: über die Verachtung des Todes; im zweiten: über die

Ertragung des Schmerzes; im dritten: über die Milderung des Kummers; im vierten: über die übrigen Gemüthsstörungen; das fünfte Buch verbreitet sich über einen Gegenstand, der die ganze Philosophie zumeist verherrlicht, nämlich: daß die Tugend für sich selbst schon zum glücklichen Leben genüge. Die Tusculanischen Untersuchungen sind Cicero's bekanntestes und gelesenstes philosophisches Werk, reich an glänzenden Stellen und eingestreuten Sentenzen und Geschichten, aber hie und da nachlässig im Ausdruck, was von der Eile der Abfassung zeugt. 3. Die religionsphilosophischen Schriften: „Vom Wesen der Götter," „Von der Divination" und „Vom Fatum," drei Schriften, die trotz mancher Lücken und Interpolationen des Textes und mancher Härte und Unebenheiten der Sprache von größter Bedeutung sind, weil wir aus denselben die religionsphilosophischen Begriffe und Lehren der wichtigsten Philosophenschulen jener Zeit nach verlornen griechischen Werken kennen lernen. Die von dem Epikureer Vellejus im ersten, von dem Stoiker Luc. Balbus im zweiten Buche vorgetragenen Lehrsätze über das Wesen der Götter werden von dem Akademiker Cotta kritisirt und ihre Unhaltbarkeit dargethan. An diese Unterredungen schließen sich die zwei Bücher „über die göttliche Offenbarung" (Divination), eine klare und freisinnige Prüfung des herkömmlichen Wahrsagerwesens und der stoischen Ansicht, daß eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Divination möglich sei. Eine Ergänzung dieser Untersuchung enthält die lückenhafte Abhandlung „vom Fatum," worin Cicero die Widersprüche der Stoiker über dieses unerforschliche Problem enthüllte. 4. Die an seinen in Athen studirenden Sohn Marcus gerichteten drei Bücher „von den Pflichten," ein Handbuch der Sittenlehre für das praktische Leben, das neben den Tusculanen am fleißigsten gelesen und ausgeschrieben wurde. Die zwei ersten Bücher „vom sittlich Guten" und „vom Nützlichen" sind der stoischen Pflichtenlehre des Panätios nachgebildet, das dritte „vom Conflicte des sittlich Guten und des Nützlichen" enthält eigene Belehrungen, wie sich ein Staatsmann in den verschiedenen Lagen des Lebens und im Widerstreit der Pflichten zu verhalten habe. Der Werth des Buches besteht theils in den Wahrheiten, die von einer reichen Erfahrung zeugen und in der „sittlichen Feinheit und Würde des Autors," theils in der populären und natürlichen Behandlung. Außerdem besitzen wir von Cicero noch zwei kleinere Schriften philosophischen Inhalts: Cato oder über das Alter und das dem Theophrast nachgebildete Gespräch „Lälius oder über die Freundschaft," beide dem Atticus gewidmet, und ausgezeichnet durch gediegenen Inhalt wie durch Schönheit und Anmuth in Sprache und Darstellung. Die „Paradoxa" sind eine freiere rednerische Entwickelung von sechs stoischen Kernsprüchen („Das Sittliche ist allein das Gute". „Die Tugend genügt zum glücklichen Leben". „Nur der Weise ist frei und der Thor ein Sclave". „Alle guten Handlungen sind unter sich gleich und ebenso alle schlechten Handlungen" u. s. w.) Von Cicero's Gedichten und geschichtlichen Arbeiten über seine Zeit, in Versen und in griechischer Prosa, sind außer den Titeln nur geringe Reste und Andeutungen auf die Nachwelt gekommen, ein leicht zu verschmerzender Verlust.

De natura Deorum. — *de divinatione.* — *de fato.* — *de officiis.* — *Cato major s. de senectute.* — *Laelius s. de amicitia.*

Nicht minder abhängig von griechischen Einflüssen und doch in eigenen Bahnen einherschreitend zeigten sich die römischen Dichter: Lucretius Carus schöpfte den Stoff zu seinem großen Lehrgedicht, worin er den ihm befreundeten Staatsmann und Dichter Memmius über die Natur der Dinge unterrichtet, aus der Lehre des Epikur und entlehnte Form und Darstellung dem Naturweisen Empedokles, zeigte aber eine solche geniale Meisterschaft in Beherrschung des schwierigen Stoffes und in poetischer Naturschilderung, daß er

Die römische Poesie.

mit Recht als ein Stern erster Größe in dem Himmelsraum der römischen Literatur bezeichnet werden kann. Der erwähnte Alterthumsforscher Terentius Varro hat in seinen zahlreichen Schriften viele aus griechischen Werken geschöpfte Belehrung seinen Landsleuten mitgetheilt und in seinen „Menippeischen Satiren", worin Verse und Prosa abwechselten und Sittenzeichnungen und Bilder aus dem Leben mit Heiterkeit, Witz und Laune und in originellen Ausdrücken und Wortbildungen dargestellt waren, einen sonst wenig bekannten griechischen Philosophen, den Cyniker Menippus von Gadara in Syrien, zum Vorbild gewählt; und dennoch ist Terentius Varro in Schrift und Leben ein echter Römer von alter Zucht und Sitte geblieben, dem es vergönnt war, „die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heitere Dichtkunst", dessen Satiren noch der letzte grüne Sproß waren, den die volksthümliche Poesie Italiens getrieben hat und der gegen die grübelnde Weltweisheit der Griechen und die „Hundephilosophie" nicht minder seine Geißel schwang als gegen das entartete Rom. Die drei Elegiendichter, der feurige Catullus, der seelenvolle Tibullus und der schwungvolle Propertius lehnten sich in Form, Versmaß und künstlerischer Behandlung an die Alexandriner, besonders an Kallimachos (III, S. 386) an; und dennoch wird man sowohl in der genialen Leidenschaft und sinnlichen Lebenslust des ersten als in den weichen Tönen liebeschwärmender Naturdichtung des zweiten und in der leidenschaftlichen Liebeselegie des letzten den Ausdruck römischer Gesinnung und Empfindung nicht verkennen; nicht verkennen, daß diese Dichter die fremde Form mit eigenem Reichthum beseelt haben. Der berühmte Dichter Virgilius Maro hat freilich sein Epos „die Aeneide" dem Homer und seine „Hirtengedichte" (Bucolica) dem Theokrit nachgebildet, aber mit solcher Meisterschaft, daß sie nirgends den Charakter der Ursprünglichkeit vermissen lassen und sein Heldengedicht, worin das kaiserliche Rom an den heiligen Mythenkreis der Vorzeit geknüpft ist, als das gefeiertste Denkmal des römischen Nationalstolzes dasteht; und was sein treffliches Lehrgedicht „vom Landbau" (Georgica) betrifft, in welchem die Liebe des alten Römers zum Ackerbau und zur Landwirthschaft ihren warmen Ausdruck findet, trägt dasselbe nach Inhalt und Form eine volksthümliche italische Prägung. Der geistreiche und gewandte Horatius hat in seinen durch Mannichfaltigkeit der Formen und Versmaße wie durch Wohlklang und Correctheit der Sprache ausgezeichneten Oden die griechischen Lyriker, besonders Alkaios und Sappho (II, S. 314), in seinen Epoden den Jambendichter Archilochos als Muster gewählt und in seiner „Poetik" die Vorzüge der griechischen Kunstform vor dem heimischen „Knittelvers" dargethan; aber in seinen „Satiren" (Sermonen) und „poetischen Briefen" steht er auf eigenen Füßen, indem er im Geiste des Lucilius (III, S. 577) das ganze Leben seiner Zeit nach allen Richtungen und Erscheinungen im Spiegel aristippischer Heiterkeit, Lebenslust und Ironie gepaart mit Gemüth und sittlicher

Würde überblickt und darstellt, ein echtes Kind des Augusteischen Zeitalters mit seiner Bildung, Genußliebe und philosophischen Weltanschauung. Ovidius Naso, der formgewandte und anmuthige Erzähler, hat in seinen „Metamorphosen" und „Heroiden" die griechische Mythenwelt behandelt und in seinen elegischen Dichtungen von der Liebe viele griechische Sagen seinen Landsleuten mitgetheilt, dabei verstand aber Niemand besser als er, das gelehrte Gerippe der alexandrinischen Dichter mit einem üppigen Kranze frischer Blätter und Blüthen zu umgeben und dem fremden Gut ein eigenthümliches Leben zu verleihen; und wenn er in seinem „Festkalender" (Fasti) den Beweis lieferte, daß auch die religiösen Traditionen der Römer und die altitalischen Feste nicht ohne Poesie seien, so zeigt er sich in seinen „Trauerbriefen" aus der Verbannung am Pontos ganz als den Sohn jener verweichlichten Zeit, dem nur das Leben in der Hauptstadt Reiz und Werth hat. Selbst die Aesopische Thierfabel hat unter den Händen des Phädrus, angeblich eines von Augustus in Freiheit gesetzten thracischen Sclaven, einen italischen Charakter, eine praktischere Haltung bekommen. Ist auch sein Vortrag im Ganzen kurz, trocken und unbelebt, so ist doch die Sprache einfach, klar und correct, und die nutzbare Moral oder Lebensregel, die den Hauptzweck und Kern seiner Fabeln bildet, mußte der praktischen Verstandesrichtung der Römer besonders zusagen.

Cicero's Zeitgenosse, Lucretius Carus, aus vornehmen Geschlechte, hat sich der schweren Aufgabe unterzogen, die dürre unpoetische Naturphilosophie Epikurs in einem Lehrgedicht „Von dem Wesen der Dinge" in einer für abstracte Vorstellungen wenig geeigneten spröden und ungefügigen Sprache dichterisch zu behandeln. Aber so undankbar der Stoff uns erscheinen muß, auf den der begabte Dichter sein Talent verwendete, so sehr müssen wir die Kunst bewundern, womit er ein auf Begriffen und Schlüssen aufgebautes Lehrgebäude scharfsinnig und klar zu entwickeln und darzustellen verstand und doch zugleich den poetischen Anforderungen genügte, den denkenden Geist wie die Phantasie in gleicher Weise beschäftigte und befriedigte. Der Zweck dieses speculativen, mit Schwung und Begeisterung erfaßten und mit feuriger Beredsamkeit und lebendigen Schilderungen ausgeführten Lehrgedichts besteht darin, durch die Entwickelung der Naturlehre Epikurs den Menschen von religiösen Traditionen und Vorurtheilen und von der Furcht vor Tod und Vergeltung zu befreien und ihn durch Zerstörung alles religiösen Aberglaubens und durch Belehrung über den wahren Urgrund und das Wesen der Dinge zu höherem Selbstbewußtsein und zu persönlicher Freiheit zu führen. Hinter der naturwissenschaftlichen Darstellung liegt somit eine moralische Tendenz verborgen. Indem Lucrez nach Epikurs Atomenlehre die Entstehung und das Ende des Weltalls auf mechanische Weise zu erklären unternimmt, indem er nachzuweisen sucht, daß die Welt aus ewigen Grundstoffen durch Zufall entstanden, daß die Götter um die Welt und die Menschen sich nicht bekümmerten*), daß die Seele gleich dem Körper bei

Lucretius Carus. 95–51.

---

*) Aber die Götter müssen durch sich und ihrer Natur nach
In der seligsten Ruh unsterbliches Leben genießen,
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernet.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,

dem Tode sich wieder in ihre Grundstoffe auflöse*); indem er somit den stoischen Götter- und Vorsehungsglauben und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele rücksichtslos und scharf bekämpfte, hat er die Absicht, den Menschen von der beengenden und feigen Sorge zu befreien und ihn auf die Kraft des eigenen Willens als der einzigen Quelle alles Friedens und alles Glücks hinzuweisen und die Ueberzeugung zu begründen, „daß der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten besser sei als das Leben; daß die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern während desselben in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens," und daß die Aufgabe des Menschen sei, seine Seele zum ruhigen Gleichmaß zu stimmen; nur die Kraft seines Gemüthes, die Erhabenheit der Gesinnung, das Losreißen von allem Nichtigen und Zufälligen sichern ihm die Ruhe des Herzens und erheben ihn über den zufälligen Wechsel der Dinge. Sprache und Darstellung sind kräftig und männlich, der Wechsel der Empfindung steigert ihren Schwung bis zur „Majestät des Ausdrucks," gehoben durch glückliche Bilder, durch Wortfülle und durch rechtzeitige Ironie, und manche Naturschilderungen im VI. Gesang, z. B. die Pest in Athen nach Thukydides, zeugen von großartiger Phantasie; dabei leidet aber das Gedicht an manchen Härten und alterthümlichen Redensarten und der Versbau ermangelt des Wohllauts. „Seine Hexameter wälzen sich nicht wie die elegischen zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes."

Virgilius Maro. 70–19. Publ. Virgilius Maro, geboren im J. 70 zu Andes bei Mantua, war ein Dichter voll Gemüth, Unschuld und Sittenreinheit, der sowohl wegen seines edlen Charakters und seiner anspruchslosen gemüthlichen Natur als wegen seines höheren Strebens, seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft und seiner dichterischen Talente von Augustus und seinen Freunden mit Auszeichnung behandelt wurde. Nachdem er in Cremona und Mailand sich die Schulkenntnisse erworben und dann in Neapel unter der Leitung des Grammatikers und Dichters Parthenius sich der griechischen Sprache und Literatur beflissen, begab er sich im J. 47 nach Rom, wo er sich vielseitigen Studien hingab. Nach zweijährigem Aufenthalt in der Weltstadt kehrte er in seine stille Heimath zurück, um, da seine schwächliche Gesundheit ihm nicht gestattete, die schwierige Laufbahn eines Staatsmannes zu ergreifen, in der Bewirthschaftung seines Gutes und in der Dichtkunst den ihm entsprechenden Lebensberuf zu suchen. Angeregt von Asinius Pollio, der im J. 42 Statthalter im transpadanischen Gallien war, dichtete er nach dem Vorbilde Bucolica. Theokrits, mitunter in wörtlicher Uebersetzung, die „bukolischen Gedichte" auch „Eklogen" genannt, worin er unter idyllischen Formen und Namen Verhältnisse und Personen seiner Zeit und Beziehungen aus seinem eigenen Leben darstellte. Als er die

---

Selbst sich in Fülle genug, nicht dürftig unseres Beistands
Rührt sie nicht unser Verdienst, noch reizet sie unser Begehren.

(Lucrez folgte also hierin wie in vielen andern Stellen der Ansicht des ältern Dichters Ennius:
„Götter freilich wird es geben, Himmelsbewohner allerdings,
Doch sie kümmern keineswegs, scheint mir, sich um des Menschen Loos"). (Ges. I.)

*) Da nun die Seel' ein Theil des Menschen ist: ihren bestimmten
Sitz in dem Körper hat, wie die Augen oder die Ohren,
Oder die anderen Sinne, die Steuermänner des Lebens; —
Und gleichwie nun die Hand, das Aug' und die Nase, besonders
Abgeschnitten vom Leib, nicht fühlen können, noch da sein,
Sondern in kurzer Zeit hinschwinden müssen in Moder:
Also kann auch der Geist für sich nicht selber, und ohne
Körper des Menschen besteh'n, der gleichsam dessen Gefäß ist;
Oder ein Näheres noch, wenn sich irgend etwas Verbundners
Denken noch läßt, dieweil fest an ihm hanget der Körper. (Ges. III.)

drei ersten Idyllen „Alexis“ (II.), „Palämon“ (III.) und „Daphnis“ (V.) vollendet hatte, sollte bei der Länderverteilung an die Cäsarischen Legionen auch sein Gut bei Mantua eingezogen werden; da legte Pollio dem Triumvir Octavian die letzte Ekloge vor, worin der Dichter unter dem Namen „Daphnis“ Cäsars Tod und Vergötterung gefeiert, und erwirkte ihm den Schutz des Machthabers. Dafür zeigte sich Virgil sein Leben lang dankbar; schon die nächste Ekloge „Tityrus“ (I.) war eine Huldigung für Augustus den „göttlichen Jüngling.“ Nach dem perusinischen Krieg war Andes abermals von einer Ackervertheilung bedroht. Alfenus Varus, an den die sechste Ekloge „Silenus,“ gerichtet ist, vermochte den räuberischen Veteranen keinen Einhalt zu thun; Virgil mußte fliehen. Auf dem Landhause seines Lehrers Syron in Rom dichtete er die Idylle „Möris“ (IX.), die sein eigenes Geschick darstellte*) und erhielt dann unter Vermittelung von Pollio und Mäcenas sein Gut zurück (40). Zum Dank verherrlichte er seinen Gönner Pollio in der vierten Ekloge, und begrüßt dessen neugebornen Sohn als den Bürger eines neuen goldenen Zeitalters, und auch in der achten, „Pharmaceutria“, bringt er ihm seine Huldigung dar. Die letzte Ekloge (X.) weihte Virgil seinem Freunde dem Elegiendichter Corn. Gallus.

Aus diesen Angaben über die Entstehung und Beziehungen der Eklogen geht hervor, daß die Virgilischen Idyllen in Haltung und Sprache sehr verschieden sein mußten von den Hirtengedichten Theokrits, von dessen Anmuth und Natürlichkeit sich bei dem römischen Nachahmer keine Spur findet. Denn während der sicilische Sänger das einfache Naturleben in der Sprache und Denkweise des Volkes darstellt und in Gefühlen und Anschauungen nicht aus den Kreisen der geschilderten Hirtenwelt heraustritt, mithin Form und Inhalt zu einem harmonischen Gemälde verbunden erscheint; reden die Hirten Virgils die gebildete Sprache vornehmer Römer und tragen die Anliegen und Empfindungen der hauptstädtischen Gesellschaft in Flur und Wald. Die Hirten des römischen Dichters sind mithin nicht sicilische oder arkadische Schäfer, sondern Leute der großen Welt im Hirtengewande, denen er seine eigenen Gefühle und Gedanken in den Mund legt. Die bukolischen Dichtungen Virgils sind nicht harmlose Darstellungen eines einfachen ländlichen Stilllebens, nicht Bilder und Scenen aus den Kreisen des Landvolks, die durch naturgetreue Zeichnung und die Wahrheit der Auffassung und Schilderung befriedigen und interessiren sollen; sie dienen häufig nur als Rahmen und Form, um gewisse Zeitverhältnisse in halbverhüllter Gestalt anzubringen, um politische Beziehungen anzudeuten, um Huldigungen und Schmeicheleien in feiner versteckter Weise einzuflechten; kurz die bukolische Poesie trägt bei Virgil das Gepräge der Absichtlichkeit und Künstlichkeit und dient ihm zum Ausdruck seiner eigenen Wünsche und Empfindungen. Aber bei allen diesen Mängeln sind die Hirtengedichte reich an einzelnen Schönheiten und an gelungenen Schilderungen; die Sprache ist elegant, der Versbau glatt und correkt, und wo das Gemüth des Dichters lebhaft erregt ist, fehlt es auch nicht an Wärme.

Aehnlich in Inhalt und Behandlung mit den Eklogen sind vier kleinere Gedichte, die ebenfalls unter Virgils Namen gehen, aber nur Nachbildungen zu sein scheinen, nämlich: die „Mücke“ (Culex), „Ciris“, ein kleines Epos, „das Mörsergericht“ (Moretum) und „die Wirthin“ (Copa), zwei reizende Genrebildchen aus dem gemeinen italischen Leben voll Treue und Wahrheit.

---

*) Lycidas ach! wir haben erlebt, was nie wir gefürchtet,
Daß ein Fremder Besitz von unserem Gütchen genommen,
Sprechend: Dies Alles ist mein! Zieht fort, ihr alten Bebauer!

Georgica. Als nach der Schlacht bei Actium ruhige und friedliche Zeiten in Italien einkehrten, nahm Virgil seinen Aufenthalt abwechselnd in Rom und Neapel. An letzterem Orte, der ihm des milden Klima's halber besonders zusagte, verfaßte er auf Anregung des Mäcenas das Lehrgedicht „vom Landbau" (Georgica), in der Absicht, die den Römern angeborne Liebe zum Landbau, der unter den Stürmen des Bürgerkriegs und der Ackervertheilungen so sehr Noth gelitten hatte, neu zu beleben und ihn als das segensreichste Mittel zur Herstellung des erschütterten Wohlstandes zu empfehlen. Die vier Bücher „Georgica", wovon das erste vom Ackerbau, das zweite von der Baumzucht, das dritte von der Viehzucht und das vierte von der Bienenzucht handelt, sind Virgils Meisterwerk, in dem sich alle Vorzüge seines Geistes und Gemüthes wie seines Talentes aufs Glänzendste bewähren, so wenig auch der Inhalt geeignet ist, poetische Begeisterung zu erwecken. „Die Georgica sind die glücklichste Leistung des Alterthums im Lehrgedicht", urtheilt Bernhardy, „und vereinigen in der schönsten Harmonie Gemüth und feines Gefühl mit geschmackvollem Wissen. Die Fülle von Empirie und sittlicher Bildung macht das Gedicht zum reinsten Denkmal der Humanität selbst und weder im Adel der Gesinnung noch in Wohllaut der Rhythmen und Milde des Ausdrucks kann die Kunstpoesie des Alterthums ihm ein anderes an die Seite stellen." Nirgends tritt das Gemüth des Dichters, seine tiefe Verehrung für das arbeitsame, sittenreine häusliche Leben des Landmannes und seine eigene Sehnsucht nach dem beseligenden Frieden eines harmlosen Stilllebens mehr hervor als in dieser Dichtung; nirgends gibt sich ein solcher Reichthum von Erfahrungen und Beobachtungen über die Natur und das menschliche Dasein kund. Es sind freilich nur einzelne Bilder und Episoden lose aneinandergereiht und von keinem ideellen Bande umschlungen, aber der tiefe Gehalt und die Schönheit der Form läßt jedes Einzelne als ein Vollkommenes und Ganzes erscheinen.

Wie in den bukolischen Gedichten so fand Virgil auch im Lehrgedicht viele Nachahmer; doch hat sich von den Nachbildungen meistens nichts weiter erhalten als die Titel. So richtete Valgius Rufus ein Lehrgedicht über die Kräuter an Augustus; so schrieb nach dem Vorbild Nicanders Aemilius Macer aus Verona ein Gedicht über die Zucht des Geflügels, über die Mittel gegen Schlangenbiß, so Gratius Faliscus, Ovids Freund, ein Lehrgedicht über die Jagd (Cynegetica), das sich noch, wenn auch lückenhaft und verstümmelt, erhalten hat u. a. m.

Aeneis. Nach Beendigung des Gedichts „vom Landbau" begann Virgil das dem Octavian früher versprochene Epos, die Aeneis, von dem man so große Erwartungen hegte, daß Propertius schrieb:

> Weichet ihr Dichter der Römer, ihr Griechen, weichet: geboren
> Wird ein Werk, das selbst über die Ilias ragt!

Diesen Erwartungen zu entsprechen machte Virgil ausgedehnte Studien. Er las nicht nur die epischen Gedichte der Griechen, des Homer, der Cykliker, der Alexandriner und die ältern römischen von Ennius und Nävius bis Lucrez, er unterrichtete sich auch aus den Schriften Cato's und Varro's über die Urgeschichte und Alterthümer der italischen Städte und Landschaften. Um das Werk mit größerer Muße vollenden zu können, unternahm er eine Reise nach Griechenland. Dort traf ihn Augustus, vom Orient zurückkehrend, in Athen und beredete ihn zur Rückkehr. Aber kaum hatte er Brundusium erreicht, so raffte ihn plötzlich der Tod hin, ehe er die letzte Hand angelegt. Nach einer Sage wollte er das Gedicht vor seinem Hinscheiden verbrennen, stand aber auf Bitten seiner Freunde Tucca und des Dichters Varius von diesem Vorhaben ab und trug

ihnen auf, das Fehlerhafte zu streichen aber Nichts hinzuzusetzen. Daher manche unvollendete Verse. Er wurde in Neapel begraben, wo die fromme Pietät der nachgeborenen Geschlechter noch Jahrhunderte lang sein Grab zeigte.

Die Aeneide erzählt in 12 Gesängen die Schicksale und Irrfahrten des Aeneas, des göttlichen Stammvaters des römischen Volkes und des julischen Geschlechts, und die Sage von der troischen Niederlassung in Latium nach einem klaren Plan und in schönem ruhigem Fluß der Rede. War schon der Stoff selbst mit seinen Anklängen an die große Sagenzeit der Griechen ein günstiger, so erhielt er für das kaiserliche Rom noch ein besonderes Interesse durch die Beziehungen des Helden zu der Tiberstadt und zum julischen Herrschergeschlecht, durch die vaterländische Gesinnung, die über die ganze Dichtung ausgegossen ist, durch die treffliche Schilderung der italischen Vorzeit und aller der Orte, die in den Sagen und Ueberlieferungen der Väter eine so bedeutende Rolle einnahmen, von denen jeder Römer schon in den frohen Jahren der Kindheit so manche theure Kunde vernommen, auf welche die Stiftung heiliger Gebräuche, der Ursprung uralter Sitten, so manche theure Erinnerung der vaterländischen Geschichte hinwiesen. Zweck und Ziel der ganzen epischen Handlung ist die Gründung der hohen Roma und ihrer Weltherrschaft unter der glücklichen Waltung des Augustus, des glorreichen Sprößlings aus dem Stamme der Aeneaden. Diese große Zukunft, die im Hintergrund der Dichtung hervorschimmert und als Rathschluß der Himmelsmächte angekündigt wird, ist unter Augustus in Erfüllung gegangen; und wie groß auch die Hemmnisse waren, welche Götter und Menschen dem gewaltigen Werke der Gründung des römischen Reiches bereiteten, sie alle wurden unter dem Schutze der Himmlischen vom „frommen" Aeneas überwunden und dienten zu seiner Verherrlichung. Der göttliche Nationalheros, der Stammvater des Romulus und der Julier ist der würdige Repräsentant des römischen Volkes. Er besitzt alle Tugenden, welche die Römer groß gemacht: Ausdauer, Vertrauen auf die Götter und auf die eigene Kraft, Pietät, Beharrlichkeit, Muth und Tapferkeit; schon in der Vorzeit werden die feindlichen Geschicke geflochten, die Karthago und Rom im langen Weltkampfe gegen einander führte, ein Weltkampf, der trotz seines siegreichen Ausganges in der Brust des Römers den Stachel eines untilgbaren Hasses gegen den punischen Namen zurückließ. Was in der geschichtlichen Wirklichkeit entscheidend in den Entwickelungsgang eingegriffen, das Alles erscheint in der Dichtung im verklärten Lichte der Weissagung oder im dunkeln Gefühl der Ahnung angedeutet. Auf diese Weise erscheint das römische Kaiserthum des julischen Geschlechtes als ein zum Glück und Segen des Volkes gefaßter göttlicher Rathschluß; die blutigen Wege, auf denen es zur Herrschaft emporstieg, werden verhüllt durch den anmuthigen Schleier der Dichtung; die glückliche Gegenwart reiht sich als Erfüllung an die heilige Vorzeit an. Zu diesen Vorzügen des Inhalts gesellen sich noch die poetischen und künstlerischen Vorzüge der Form: Schönheit der Sprache, Wohlklang des Versbaues, unübertreffliche Schilderungen großartiger Naturscenen und gewaltiger Leidenschaften, die durch den Haß der Juno erzeugten Katastrophen, wodurch die Handlung immer wieder in neue Bahnen gelenkt wird, Genauigkeit der örtlichen Beschreibungen, die von großer Localkenntniß des Dichters und von seiner umfassenden Erudition in Geschichte und Alterthümern zeugen u. A. m. In der That es ist begreiflich, daß die Aeneide der Stolz des kaiserlichen Roms, das Entzücken der lateinisch lesenden Menschheit durch das ganze Mittelalter war, daß man den gottgeweihten Sänger mit einer Art religiöser Verehrung betrachtete und ihm übermenschliche Weisheit und Zauberkräfte zuschrieb, daß Grammatiker und Commentatoren, wie Servius, Donatus u. A. sein Werk erklärten und sein Leben darstellten, daß man sogar aus abgerissenen Versen und Halbversen (Centonen) ganze Gedichte verfaßte. Selbst die Kirchenväter und christlichen Schriftsteller des Mittelalters beriefen sich auf ihn und führten seine religiösen Ansichten und prophetischen Aussprüche als Zeugnisse der Offenbarungen des wahren Gottes an. Aber die Kritik der Gegenwart stimmt nicht ein in

das überschwengliche Lob. Wie sehr man auch das künstlerische Talent Virgils anerkennen, wie hoch man die gerühmten Vorzüge stellen mag, dennoch fehlt ihm die poetische Begeisterung, der Glaube an den eigenen Genius und an die Wahrheit der heiligen Sagen, die Kraft und Fülle der Erfindung und die Gabe klarer und fester Charakterzeichnung. „Statt mit Phantasie das Wesen der Heroenzeit, die Charaktere von Göttern und Helden zu ergreifen und durch plastischen Guß in einer gewissen Wahrheit anschaulich zu machen, hat er verschliffene Figuren, auf gleicher Linie mit seiner Gegenwart, gebildet, die Wunder des Mythus und der Götterwelt in die Prosa seiner Tage gezogen, überhaupt die verschiedenen Zeiten und Culturstufen vermischt; seinen Charakteren ist hierdurch Lebensluft und freie Bewegung entzogen." Der fromme Aeneas selbst ist mehr der Träger eines großen Schicksales, der im Bewußtsein seiner göttlichen Sendung die ihm auferlegten Thaten vollbringt als ein Held von selbständiger Willenskraft und männlichem Geiste und Unternehmungssinn. „Er ist mehr in Worten als in Thaten groß". Eine wahrhaft poetische Gestalt ist nur die jungfräuliche Camilla; die Darstellung ihres Heldentodes ist die gelungenste und ergreifendste Schilderung des ganzen Gedichts. Virgils eigene Natur, die Herder als eine „jungfräuliche" bezeichnet hat, war mehr geeignet zu sanften Tönen, zur Darstellung zarter Empfindungen, zur Zeichnung weiblicher Charaktere als zur Schilderung männlicher Thaten und Gesinnungen. In ihm sind schon die Keime und Elemente der romantischen Heldendichtung des Mittelalters enthalten.

Q. Valerius Catullus 86—46. Q. Valerius Catullus war angeblich im J. 86 unweit Verona auf dem väterlichen Gute am lieblichen Gardasee geboren. Sein Vater aus dem alten Geschlechte der Valerier stammend und mit den angesehensten Männern z. B. mit Julius Cäsar befreundet, hinterließ ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen, das indeß nicht immer für die Bedürfnisse des lebenslustigen jungen Mannes hinreichen mochte; wenigstens klagt er, „sein Beutel sei mit Spinnweben überzogen." Er lebte fern von der großen Welt und von öffentlichen Geschäften bald in Rom oder auf einer Villa bei Tibur, bald in der Nähe seiner Vaterstadt auf der Halbinsel Sirmio, wo sein väterliches Haus stand. Nach dem Tode seines Bruders, der im fernen Troas begraben ward und den er in wehmüthigen Trauergesängen beklagte, nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Rom, wo er sich der Freundschaft geistvoller und bedeutender Männer, eines Cicero, Corn. Nepos, Hortensius, Memmius u. A. erfreute. Den letzteren begleitete er nach Bithynien, wo dieser als Prätor die Verwaltung leitete; aber es scheint, daß die Philosophie seines Freundes Lucretius denselben nicht gegen die Laster und Thorheiten der Zeit geschützt habe. Wenigstens klagt der Dichter, „daß er einen Wollüstling zum Prätor gehabt, dem das Gefolge nicht ein Haar gegolten."

Catullus führte das ungebundene Leben eines Künstlers, „das der Flamme gleicht, die durch ihr Leuchten Andere erfreut und sich selbst aufzehrt." Das Treiben und die Sitte des Kreises, in dem er sich bewegte, mochte nicht gar strenge gewesen sein. Er stand in den zärtlichsten Verhältnissen zu einer vornehmen Römerin, der er den Namen „Lesbia" beilegt, die aber von Vielen für jene Clodia, die Schwester des bekannten Volkstribuns, gehalten wird, welche Cicero in der Rede für Cölius als ein verworfenes Weib schildert. Nach heftigen inneren Kämpfen sagte er sich endlich von der Ungetreuen los, aber mit blutendem Herzen. „Die Wunde heilte nicht mehr." Er verschied in der Blüthe männlicher Jahre. Seine Gedichte erlangten großen Ruhm und wurden vielfach nachgeahmt, aber die Sammlung von 116 Liedern, die wir von ihm besitzen und die dem Corn. Nepos gewidmet sind, befinden sich in zerrüttetem Zustand, „ein wilder Blumenstrauß" von gestörter Ordnung. Seine Gedichte sind theils Nachbildungen der Griechen, besonders der Alexandriner, theils der Erguß eigener Gefühle und Stimmungen. Diese letzteren sind von unwiderstehlichem Reiz, bald derb und beißend von epigrammatischer Natur, bald zart und gefühlvoll. „Für Catull ist nichts Gegenstand der

Poesie, als was er empfindet," urtheilt der neueste Uebersetzer Fr. Pressel, „wo er haßt, oder wo er liebt, worüber er sich freut oder betrübt, nur persönliche Erlebnisse, persönliche Stimmungen, und wären sie noch so flüchtiger Natur. Daher jener morgenfrische Duft, der seine Gedichte umspielt, als Erzeugnisse des Augenblicks, als Eingebungen ohne Absicht und Zweck." Mag er die unverhüllte Sinnlichkeit und derbe Nacktheit in Ausdrücken des Muthwillens bis zu den keckften Einfällen schildern,*) mag er mit beißendem Spott die angesehensten Personen wie Jul. Cäsar, geißeln, immer ist er originell und geistreich. In ihm geben sich noch die letzten Regungen des republikanischen Geistes kund. Dabei ist er Meister in Sprache und Rhythmus, wenn auch seinen Versen noch einige alterthümliche Härten ankleben. „Seine Sprache ist rein und lebhaft," urtheilt Bernhardy, „reich an Wendungen, mit erfinderischem Geist und Grazie behandelt; eben so bedeutend ist sein Verdienst um den Versbau, indem er durch Anwendung griechischer Sylbenmaße zum erstenmal die Glykonischen Rhythmen, den Jambus und den Hendekasyllabus in schönster Reinheit und Frische darstellte."

Lange pflegte man auch die vielbewunderte „Nachtfeier der Venus" (Pervigilium Veneris), ein aus 93 trochäischen Tetrametern mit wiederkehrendem Schaltverse bestehendes, zur Frühlingsfeier der Liebesgöttin bestimmtes Gedicht dem Catullus zuzuschreiben. Jetzt ist aber die Kritik darin einverstanden, daß dieses poetische Produkt mit seiner affektirten Empfindung, seiner rhetorischen Haltung, seinem unrömischen Sprachcharakter ein „Denkmal provinzialer (gallischer) Lyrik" des zweiten oder dritten Jahrhunderts sei. Pervigilium Veneris.

In der monarchischen Zeit wurde die römische Elegie zur klassischen Vollendung geführt durch Tibullus und Propertius. Von einem dritten Dichter Corn. Gallus aus Forum Julii in Gallien, einem der ältesten Freunde Virgils, sind die Elegien, worin er seine Geliebte Lycoris feierte, verloren gegangen. Er war ein angesehener Mann, der unter Augustus mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, aber als Statthalter von Aegypten der Härte und Bedrückung beschuldigt, entzog er sich der Anklage durch Selbstmord. Die noch vorhandenen sechs Elegien, die seinen Namen tragen, stammen aus weit späterer Zeit. Albius Tibullus, einer römischen Ritterfamilie angehörig, die aber durch die Proscriptionen einen Theil ihres Vermögens verloren hatte, wurde etwa um das J. 54 geboren. Im J. 30 begleitete er den M. Messalla Corvinus, an dem er einen eifrigen und mächtigen Gönner hatte, auf dem Feldzug gegen die Aquitaner; dann lebte er in stiller behaglicher Muße größtentheils auf seinem Landgute zwischen Tibur und Präneste, im Besitze hinreichenden Vermögens und im Umgange mit gleichgesinnten Freunden, unter denen Horaz und Ovid in erster Linie standen, und in Liebe hingegeben zuerst an Delia, dann nach deren Untreue an Nemesis. Er starb in jungen Jahren etwa gleichzeitig mit Virgil. Gallus. Tibullus c. 54—19.

Von den vier Büchern Elegien, die dem Tibull zugeschrieben werden, sind nur die beiden ersten, die sich hauptsächlich um die Liebe zur Delia und zur Nemesis bewegen, entschieden echt; die 6 Elegien des dritten Buchs, die Liebe des Lygdamus und der Neära besingend, rühren

---

*) Er selbst verwahrt sich jedoch, daß man nach den derben und unzüchtigen Versen, die übrigens in den Tagen republikanischer Freiheit weniger anstößig waren als sie uns erscheinen, auf das Leben des Dichters schließe:

„Die ihr schließet aus meinen Dichtereien
Weil sie schlüpfrig, ich sei zu wenig ehrbar.
Keusch sein ziemt dem frommen Dichter freilich;
Seinen Dichtungen aber ists nicht nöthig.
Denn dann sind sie pikant und witzig grade,
Wenn sie schlüpfrig und allzu wenig sittsam."

wahrscheinlich von einem jüngern Zeitgenossen, vielleicht von Ovid, her; das vierte Buch enthält die gelehrte Prunkarbeit eines mittelmäßigen Dichters: „Panegyricus an Messala" in Hexametern und 14 anmuthige Gedichte der Liebe der Sulpicia und des Cerinthus gewidmet, theils Elegien, theils Liebesepisteln, kleinere idyllische Poesien voll Zartheit und Lieblichkeit. Tibull galt schon im Alterthum für den ersten Elegiker. Zartheit und Wahrheit der Empfindungen, Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung, Reinheit und Klarheit der Sprache und Vollendung in der dichterischen Anlage sind seine unbestrittenen Vorzüge. An Lieblichkeit und Innigkeit kommen ihm nur wenige Dichter gleich, doch fehlt seiner Lyrik zuweilen die männliche Kraft; seine Weichheit streift mitunter an Empfindsamkeit und zerflossene Gefühlsamkeit. Tibulls ganzes Wesen ist Liebe, und wenn auch diese Liebe, dem Charakter des Alterthums gemäß, eine sinnliche ist, so erscheint sie doch bei ihm mehr als bei irgend einem andern erotischen Dichter geadelt und geläutert durch die Blüthe idealer und schöner Gemüthsverklärung, die aus ihrem Schooße hervorstrahlt. Es ist bereits ein romantischer Zug in seiner Hingebung und Treue, in dem unaufhörlichen Wogen und Schweben zwischen Freude und Schmerz, in der Abhängigkeit seiner Stimmung von dem Begegnen der Geliebten. Diese Innerlichkeit seiner Lyrik hat eine treffliche Unterlage in dem ländlichen gemüthlichen Stillleben, in dem sie sich bewegt und das ihr einen idyllischen Anstrich verleiht, und in der reichen Phantasie, die dem Dichter eine Fülle poetischer Bilder zuführt, so wie in der natürlichen Grazie und Anmuth, die sich in dem lieblichen Fluß seiner Sprache, in dem Wohlklang seines Rhythmus und in dem harmonischen Wechsel zwischen dem hochaufstrebenden Hexameter und dem „melodisch herabfallenden" Pentameter kund gibt. „Das innigste Wohlgefallen an der unverkünstelten Natur," sagt Bernhardy, „die Verehrung gegen Messala, vor Allem die wärmste Liebe zur Genossin seines Lebens sind die Neigungen, welche die Stimmung und die Farben der Tibullischen Dichtung unwandelbar bezeichnen. Kein Römer hat mit gleicher Wärme die Empfindungen eines reinen Herzens ausgesprochen, mit größerer Gemüthlichkeit und Milde die Seligkeit eines Stilllebens in ländlicher Natur, eines vor Krieg und städtischem Zwang gesicherten Genusses, in bescheidenem Haushalt, in der Umgebung eines mitfühlenden Mädchens und weniger Freunde, gepriesen, ohne doch zu malen und durch rhetorische Züge zu verschönern."

Propertius. 54—c. 16. Sext. Aurel. Propertius war von gleichem Alter und ähnlichen Lebensschicksalen wie Tibullus. Geboren etwa um das J. 54 in Umbrien, begab er sich frühzeitig, da sein Vater in Folge der Proscriptionen sein Vermögen und wahrscheinlich im perusinischen Krieg sein Leben verloren, nach Rom, wo er sich ganz der Dichtkunst widmete und in jungen Jahren starb. Seine Talente verschafften ihm Eingang in die vornehmen Kreise; er hatte Zugang bei Messalla, Mäcenas, vielleicht sogar bei Augustus und genoß des Umgangs eines Virgil, Gallus, Ovid u. A. Die Bekanntschaft mit der ebenso reizenden als geistreichen Hetäre Hostia entschied sein Lebensgeschick. Die leidenschaftliche Liebe, die er zu ihr faßte, machte ihn zum erotischen Dichter; die Elegien auf „Cynthia", wie er die Geliebte nannte, führen uns ein ganzes Liebesleben vor: Wohlgefallen und Verehrung für die mit allen Reizen des Körpers und Geistes geschmückte Geliebte, Jubel des Genusses und Zorn des Verstoßenen, hingebende Treue und verletzende Untreue, Eifersucht und Versöhnung. Alle diese Gefühle und wechselnden Stimmungen sind der Boden, auf welchem Properz mit dem jugendlichen Feuer einer sinnlichen Phantasie und einer leidenschaftlichen Natur, aber gepaart mit dem stolzen Bewußtsein eines Römers und mit männlichem Selbstgefühl die Liebeselegie aufbaute, welche an Kühnheit, sinnlicher Lust und glühender Leidenschaft eben so sehr die Tibull'sche Lyrik übertrifft, als sie derselben an Anmuth, Lieblichkeit und Zartheit nachsteht.

Während Tibull über die Untreue seiner Geliebten sich in schmelzenden Klagen ergießt, spricht Properz seinen Unwillen in glühenden Zornworten aus, die sich bis zur stolzen Verachtung, ja Verhöhnung des ganzen weiblichen Geschlechtes steigern. Fünf Jahre dauerte seine Liebe zu „Cynthia", und während dieser Zeit blieben seine Elegien eine wahre „Tonleiter der Liebe" in den vollsten und reinsten Klängen, „von dem trunkenen Jubel der sinnlichen Befriedigung bis zur kalten Entsagung des verletzten Stolzes", überall gleich wahr und kräftig, mitunter belebt durch kecken Humor und spottende Ironie. Als er endlich arm und enttäuscht von der unwürdigen Hetäre sich losriß, um der ernsteren Wissenschaft zu leben, war seine Kraft gebrochen. Sie starb bald nach der Trennung und er folgte ihr nicht lange nachher ins Grab, nachdem er noch eine Trauerelegie ihrem Andenken geweiht (IV, 7). Auf dem Gebiete der Liebe entwickelte Properz sein eigentliches Talent; die „Cynthia-Elegien", die das erste Buch füllen, scheinen von ihm selbst zusammengestellt zu sein. Die Gedichte der übrigen drei Bücher vermischten Inhalts, darunter Lobgedichte auf Augustus und Mäcenas, wurden nach seinem Tode gesammelt und ohne Plan und Anordnung bekannt gemacht. Bei längerem Leben hätte er sich wohl der Ausarbeitung eines Epos, wozu ihn Mäcenas aufforderte, unterzogen. Mehrere Gedichte der beiden letzten Bücher können als Versuche in Behandlung solcher epischen Stoffe angesehen werden. Properz war im Alterthum nicht so verbreitet als Tibull; wie seine alexandrinischen Vorbilder Kallimachos und Philetas, an die er sich enge anschloß, liebte er es, entlegene Mythen bald in flüchtigen Andeutungen, bald in weiterer Ausführung in seine Darstellung zu verflechten, was seinen Dichtungen den Anstrich studirter Gelehrsamkeit verlieh und die Gluth der Poesie dämpfte. Nur wo er die griechischen Muster vergessend seinen eigenen Gefühlen folgt, ist sein Stil von hinreißender Fülle und Wärme, sein Vers volltönend und schwunghaft. Die übrigen Schilderungen machen den Eindruck, als liege zwischen dem Genuß und der Aufzeichnung eine Zeit mühevoller Arbeit, als sonne sich der Dichter „in Erinnerungen und Studien", während die geschilderte Empfindung der Vergangenheit angehöre.

Die sinnliche Liebe, die sich bei Tibull noch in den Schleier der Schaam hüllt, bei Propertius offen als Recht des Mannes hervortritt, nimmt bei dem vierten Elegiendichter, dem genialen P. Ovidius Naso, den Charakter der Lust und des Genusses an. In keinem Dichter spiegelt sich die beginnende Monarchie mit ihrer Genußliebe und Frivolität wie mit ihrer geselligen Bildung und ihrem geistreichen Wesen in gleicher Schärfe ab, als in Ovid; und keiner hat wie er mit solcher selbstbewußten Hingebung, mit so unverhüllter Lebenslust sich den Reizen der Sinne und den Genüssen einer verfeinerten Zeit überlassen*). Ovidius Naso, geboren im J. 43 v. Chr. zu Sulmo im Lande der Peligner, war der Sohn eines reichbegüterten Ritters, der seinen Aufenthalt in Rom nahm um seinen beiden Söhnen eine standesmäßige Erziehung in der Hauptstadt zu geben. Hier besuchte der junge Ovidius die Lehranstalten bis zu den Rhetorschulen und gab bald Beweise von dem großen formalen Talente, von der Leichtigkeit in Vers und Diction, die ihn zum Dichter befähigten, zum großen Verdruß seines ehrgeizigen Vaters, der ihn zur Rechtswissenschaft und zum praktischen Staatsdienste be-

Ovidius Naso. 43 v.—17 n. Chr.

---

*) Mögen das Alte die Anderen loben; ich preise mich glücklich,
Jetzo geboren zu sein, da mir das Heute behagt;
Nicht weil jetzt das geschmeidige Gold man entziehet der Erde,
Weil man die Perl' uns bringt her von verschiedenem Strand;
Nicht weil Berge man ebnet, um Marmorpaläste zu bauen,
Noch weil Dämme zurück drängen das bläuliche Meer:
Sondern weil Bildung herrscht, weil nicht bis zu unseren Jahren
Fort von den Vätern sich hat bäurische Sitte gepflanzt.
(Ars am. III, 113 ff.)

stimmt hatte, besonders da der ältere ernstere Bruder frühe starb*). Er fügte sich dem väterlichen Willen, übernahm nach beendigter Lehre einige untergeordnete Aemter, die ihm den Weg zu höheren Ehrenstellen bahnen sollten und verheirathete sich „fast noch ein Knabe“ mit einem Mädchen aus vornehmem Stande, aber nach seiner Behauptung „weder tüchtig noch würdig.“ Wenn der Vater bei dieser Verbindung die Absicht gehabt hatte, den Sohn der leichtfertigen Gesellschaft der jungen Cavaliere und dem ausschweifenden Leben zu entziehen, so ging sie nicht in Erfüllung; die Ehe wurde gelöst; wahrscheinlich stand der Dichter schon damals in naher Beziehung mit der in den „Liedern der Liebe“ besungenen Corinna. Eine zweite Ehe war nicht glücklicher; nach der Geburt einer Tochter, Perilla, führten die Eltern der jungen Frau eine Scheidung herbei. Nun überließ sich Ovid, der sich bereits von den Staatsgeschäften zurückgezogen, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen, dem üppigen Leben der Hauptstadt und genoß im Umgang mit vornehmen Wüstlingen und Hetären den Becher sinnlicher Lust in vollen Zügen, wobei er nur sich hütete, „daß sein Name zum Stadtgespräch würde.“ Erst als er sich bereits in reiferen Jahren mit einer Jungfrau aus dem edlen Geschlechte der Fabier in dritter Ehe verband, wurde sein Leben geordneter, sein Sinn ernster und männlicher. Sie war ein edles Weib, ihrem Manne in guten und schlimmen Tagen mit gleicher Liebe und Treue ergeben. Durch sie kam er in die ersten Kreise, selbst der Person und Familie des Augustus scheint er nahe gestanden zu haben; die berühmtesten Männer der Zeit gingen in seinem reichen Hause ein und aus. Dieses glückliche Leben erlitt aber einen unerwarteten Schlag. Er wurde von Augustus nach Tomi am schwarzen Meere verbannt. Dort an der Gränze des Reichs, fern von den Genüssen der Hauptstadt, getrennt von seiner Familie und seinen Freunden, mußte er sein Leben zubringen, für seine Natur ein Schicksal wie ihn kein härteres hätte treffen können. Die Veranlassung zu dieser strengen Bestrafung ist nirgends bestimmt angegeben. Aus einigen dunkeln Andeutungen scheint hervorzugehen, daß Ovid Zeuge eines Liebeabenteuers der buhlenden Julia gewesen und unterlassen habe ihren kaiserlichen Vater davon in Kenntniß zu setzen. Vielleicht gehörte der Dichter der „Liebekunst“ zu den vertrauten Genossen der buhlerischen Ausschweifungen der kaiserlichen Tochter und Enkelin und Augustus rächte somit an ihm zugleich die verletzte Sitte und die gekränkte Ehre seines Hauses. Vergebens suchte Ovid durch demüthige Gedichte und durch Verwendung hoher Gönner den erzürnten Augustus zur Milde zu bewegen. Er mußte die letzten neun Jahre seines Lebens unter dem unfreundlichen nordischen Himmel des rauhen Skythenlandes verweilen, bis „im trüben Kampfe mit schmerzlichen Gefühlen und in der düsteren Einsamkeit sich seine Kraft verzehrte und er dem Uebermaß von Leiden und Entbehrungen gebrochenen Herzens erlag.“ (17 n. Chr.)

Ovids Leben ist der Spiegel seiner Gedichte. Wie jenem Ernst, Sittlichkeit, Begeisterung für höhere Ideen und edle Charakterfestigkeit abging, so diesen Tiefe, Idealität und Gehalt; wie der Dichter in der Wirklichkeit nur nach den Süßigkeiten des Lebens haschte, sich auf den Wellen des Genusses behaglich wiegte, und im gesicherten

---

*) Schon der Knabe gefiel in der Himmlischen heiligem Reich sich;
  Zog doch die Muse mich hin, heimlich zu üben ihr Werk.
Häufig schalt mich der Vater: Was treibst du so nutzlose Arbeit?
  Wisse daß selber Homer sterbend nicht Schätze verließ.
Eindruck machte sein Wort. Ich stieg vom Helicon nieder,
  Worte vom Versmaß frei müht' ich zu schreiben mich ab.
Unwillkürlich entstand ein Gedicht mit passendem Rhythmus,
  Was ich nur sagte, das hat stets sich gestaltet zum Vers.
(Trist. VI. 10, 19—26)

Schooße des kaiserlichen Roms die Freuden der Welt und des gebildeten Umganges in vollem Maße einsog; so sind auch seine Gedichte der Ausdruck eines inneren Wohlbehagens, einer heiteren behaglichen Stimmung, die aber nicht selten ins Leichtfertige, Lüsterne und Frivole überschlägt, eines mühevollen Schaffens, geeignet, in dem Leser ähnliche Empfindungen zu erzeugen, ihn zu ergötzen und angenehm zu beschäftigen. „Ovids Dichtungen", bemerkt Bernhardy, „sind Poesie der Gesellschaft, zur Unterhaltung der gebildeten Welt bestimmt und mit aller Grazie des gewandten Weltmannes ausgeführt." Seine Vorzüge sind mehr äußerlicher formaler und technischer Art: Er besaß eine würdevolle Leichtigkeit in Sprache und Versbau, eine bewegliche Phantasie, geistreichen Witz und eleganten Vortrag. Fließendere und gefälligere Hexameter und Pentameter hat die lateinische Sprache nicht aufzuweisen, so sehr sie auch mitunter gegen Correctheit und Regel verstoßen; das Dichten war ihm selbst ein Genuß, den er sich nicht durch mühsame Arbeit verleiden oder erschweren wollte. An feinem Beobachtungssinn der Außenwelt und des menschlichen Lebens kam ihm keiner gleich und in seiner reichen Phantasie gestaltete sich Alles zu Bildern und poetischen Schilderungen: „witzige, malerische, selbst schalkhafte Züge strömten ihm so reichlich zu, daß er selten zur rechten Zeit aufhörte." Ovid ist ein echtes Kind seiner Zeit. Aufgewachsen unter der Monarchie hat er mit dem politischen Ernst der Vergangenheit gänzlich gebrochen. Die daraus entstandene Leere des Gemüthes und Geistes sucht „der verzogene Zögling der Musen" durch üppigen Sinnengenuß und durch geistreiche und witzige Unterhaltung auszufüllen. Seiner Poesie fehlt daher ein höheres Ziel und eine tiefere Unterlage; sie dient nur zum angenehmen Zeitvertreib; zur Erhöhung der Reize und Genüsse des Daseins.

Die Liebe, die in Ovids Leben eine so bedeutende Stelle einnahm, bildet auch den Inhalt seiner ersten poetischen Werke. Die „Heroiden", eine Sammlung von 21 poetischen Episteln im elegischen Versmaße, unter denen aber nur die Hälfte echt ist, sind rhetorische Declamationen in Versen ohne poetische Wahrheit, wenn auch nicht ohne formale Vorzüge. Es sind fingirte Briefe von Frauen und Jungfrauen des heroischen Zeitalters an ihre Männer oder Geliebten, Klagen über Entfernung, Verlust oder Untreue des Geliebten; die drei „Bücher der Liebe" (Amores) enthalten Scenen und Schilderungen aus seinen eigenen Liebesverhältnissen, theils Erlebtes, theils Phantasiestücke; die bedeutendste Rolle spielt darin die sonst unbekannte Corinna. Die in glatten elegischen Versen dargestellten Züge und Situationen sind mit Witz, Muthwillen und unverhüllter Sinnlichkeit gezeichnet, mehr um die Lust zu reizen, als um das Herz zu rühren, Ergüsse einer sinnlichen Natur, die sich allen Eindrücken rückhaltlos hingibt, unbekümmert um Sitte und Keuschheit. Nach dem zierlichen mit Sachkenntniß verfaßten Schriftchen „von den Verschönerungsmitteln des Gesichtes" (worin gelehrt wird, wie ein Mädchen durch Benehmen und Toilettenkünste stets liebenswürdig erscheinen könne), das in lückenhafter Gestalt zu uns gelangt ist, folgte Ovids erotisch-didaktisches Meisterwerk: „die Kunst zu lieben" in drei Büchern und als Gegenstück dazu: „die Heilmittel der Liebe"; dort wird gelehrt, durch welche Künste und Mittel der Verführung man eine Geliebte gewinnen und fesseln, hier, wie man von den „unwürdigen Ketten der Liebe" sich befreien könne. „Beide Lehrgedichte," urtheilt Bernhardy, „zeigen eine gleich sichere Hand, dieselbe Klarheit der Anlage, die feinste Correctheit und Grazie des Stils; noch mehr glänzen sie durch die fast spielende Herrschaft über das Objekt, durch ausgezeichneten Scharfsinn und liebenswürdige Laune. — Wort und Gedanken athmen das allseitige Verständniß eines gesellschaftlichen Lebens, aus dem bereits die Sittenstrenge gewichen war; auch hat sich der Dichter nicht gescheut, die geheimsten Winkel und Nachtstücke desselben vor die Oeffentlichkeit zu ziehen." Die „Kunst zu lieben" ist ein „verführerisches" Buch, weil das Laster im reizenden Gewande der

Heroiden.

Amores.

Ars amandi. Remedia amoris.

Anmuth erscheint und die Wollust sich in gefällige Formen und heitere Scherze einhüllt. —
Metamorphosen. Die 15 Bücher „Metamorphosen" enthalten 246 mythologische Erzählungen, die sämmtlich mit einer Verwandlung endigen. Es sind Mythen und Sagen, vom Chaos beginnend und mit der Vergötterung Jul. Cäsars schließend, größtentheils der griechischen Fabelwelt entnommen und nur in den letzten Gesängen auf italische Göttersagen übergehend. Die einzelnen Mythen sind trotz der losen Composition und lückenhaften Zeitfolge kunstvoll unter einander verknüpft, so daß der Faden der Erzählung nie abbricht, voll Abwechselung und Mannichfaltigkeit, „indem uns bald eine rührende und ergreifende Scene, bald eine üppige Liebesgeschichte, bald ein gemüthliches Stillleben, bald ein phantastisches Märchen, bald eine humoristische Erzählung vorgeführt wird in der lebendigsten Darstellung, im leichtesten Fluß der Rede und in den wohlklingendsten Versen." Bernhardy nennt die „Metamorphosen" das Vollendetste, was die alte Literatur an glücklicher und lichtvoller Erzählung im Vers aufweisen kann, der erste genießbare „Roman", der im ganzen Mittelalter das Ansehen eines allbeliebten Lese- und Fabelbuchs gehabt habe. Von großer Wichtigkeit für die Alterthümer und Religionsgebräuche
Fasti. Italiens sind Ovids „Fasti" in elegischem Versmaß, ein poetischer Commentar für die erste Hälfte des Kalenders, worin die Ursprünge der römischen Feste, Gottheiten und religiösen Gebräuche, verbunden mit astrognostischen Beobachtungen nach den Quellen im leichtesten Tone vorgetragen sind. Das Werk, ursprünglich auf 12 Bücher nach der Zahl der Monate angelegt, wurde durch die Verbannung des Dichters nach Tomi unterbrochen, daher er die zweite Hälfte theils aus Mangel an den nothwendigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln, theils aus Kummer über sein Unglück nicht ausarbeitete. Besonders anziehend sind die Schilderungen der alt-
Tristia. italischen ländlichen Feste. Die 50 Elegien in den „Klageliedern" (Tristien) schildern die Leiden seiner Verbannung im eisigen Skythenlande, dem römischen Sibirien. Unter diesen Trauerelegien, welche den Schmerz und die Verzweiflung des verzärtelten Dichters über seine Entbehrungen in unzähligen Variationen vorführen, ist die des zweiten Buches an Augustus gerichtet, am wichtigsten. Ovid gesteht darin, daß er sich vergangen, entschuldigt sich aber mit großer Feinheit und weist jede schlimme Absicht von sich; er bereut seine leichtfertigen Dichtungen, beruft sich aber zugleich, zum Beweis daß er auch ernste Studien getrieben, auf seine Fasti, Metamorphosen und Tragödien. Aber die erbetene Milderung der Strafe trat nicht ein. Augustus zürnte dem leichtfertigen Poeten, dessen Hauptvergehen doch nur darin bestand, die Sitten der vornehmen Welt des monarchischen Roms unverhüllt dargestellt zu haben. Seine Verbannung machte die Gesellschaft nicht besser, nur die Dichter vorsichtiger. Aehnlich
Briefe vom Pontus. an Inhalt und Zweck sind die „Briefe aus Pontus" in 4 Büchern, der Form nach von den Tristien nur dadurch verschieden, daß sie sämmtlich an bestimmte Personen gerichtet sind und daher mehr individuelle Verhältnisse berühren. Je mehr Ovid die traurige Wahrheit gewinnt, daß alle seine Bitten um Verwendung bei Hof erfolglos seien, desto mehr schwinden seine Geisteskräfte unter der gedrückten Stimmung, daher auch in Ausdruck und Versbau ein Nachlaß der früheren Meisterschaft sich kund gibt. Nur hie und da flackert auch noch hier durch die Einöde seines Geistes der leuchtende Blitz seines Talents. Die letzte im Exil verfaßte Arbeit
Ibis. Ovids ist das Schmähgedicht Ibis, einem ähnlichen des Kallimachos nachgebildet. Hier geißelt er mit heftiger Bitterkeit einen treulosen unbekannten Freund, der den literarischen Ruf des Dichters herabzusetzen, sein Weib zu verlocken und den Rest seines Vermögens an sich zu bringen gesucht habe.

Horaz. 65—8. Q. Horatius Flaccus, geboren am 8. December 65 in der alten Militär-Colonie Venusia, auf der Grenze von Apulien und Calabrien, war der Sohn eines bemittelten Freigelassenen, unter dessen Augen und väterlicher Leitung und Ueberwachung er in Rom von geschickten Lehrern, wie Orbilius, eine gute und sittliche Erziehung erhielt, die er dann in Athen durch umfassendere Studien erweiterte und vervollstän-

digte. Mit M. Brutus befreundet gerieth er hier in den Strudel des Bürgerkriegs; er focht bei Philippi in den Reihen der Republikaner, floh aber, wie er selbst scherzend erzählt, mit Zurücklassung seines Schildes nach Rom, wo er arm und nur auf sein Talent angewiesen sich in die Zunft der Schreiber aufnehmen ließ, um seinen Unterhalt zu erwerben. Von seinem Republicanismus war er geheilt. „Alle die schönen Hoffnungen seines Herzens, die Segnungen der Freiheit, für die er gekämpft hatte, die glänzenden Bilder seiner jugendlichen Phantasie von der Wiederkehr vergangener schöner Zeiten: sie waren ein Raub der rauhen Wirklichkeit geworden.“ Dichterische Versuche machten ihn bekannt und erwarben ihm die Freundschaft des Varius und Virgil, auf deren Empfehlung er Zutritt bei Mäcenas erlangte, der ihn bald in die Zahl seiner Vertrauten und Genossen aufnahm. Im Hause seines Gönners, des feinsinnlichen Welt- und Lebemannes, und im Umgang mit den vielen geistreichen und hochgebildeten Männern, welche der gastliche Tisch des reichen Hausherrn versammelte, erwarb sich Horaz die feine Urbanität in Sitte und Sprache, die seine Gedichte durchzieht. Aber noch mehr: „sein Ideenkreis und seine Weltanschauung bereicherten, erweiterten und klärten sich dort; sein Kunstgeschmack bildete sich feiner aus; das Urtheil der Kundigen belehrte ihn und sie ermunterten ihn durch ihren Beifall, was sein Selbstvertrauen hob und die Schüchternheit dem Sohne des Freigelassenen benahm.“ Mäcenas setzte seinen Lieblingsdichter, der dieselben Grundsätze und Lebensanschauungen hegte und durch Huldigungen und Zueignung seiner meisten poetischen Produkte so viel zum Ruhm und zur Verherrlichung des vornehmen Gönners beitrug, in eine sorgenfreie Lage, indem er ihm ein mit allen Bedürfnissen ausgestattetes Landgut im Sabinerland nicht weit von dem reizenden Tibur zum Geschenk machte. Hier verbrachte Horatius seine Tage in ländlicher Muße, die nur durch kleine Reisen nach Rom oder anderen Orten Italiens und durch den Besuch der Bäder in Bajä, zur Herstellung seiner schwächlichen Gesundheit, unterbrochen ward. Genügsamen Sinnes zog er ein freies unabhängiges Dasein unter mäßigen Verhältnissen und bescheidenen Genüssen, aber erheitert durch die Dichtkunst und durch den Verkehr mit wenigen ausgezeichneten Männern, dem Glanz und Luxus der großen Welt vor. Sogar das Anerbieten des Augustus, der den berühmten Mann als Geheimschreiber an seine Person fesseln wollte, wurde von diesem bescheiden abgelehnt. Mit Mäcenas blieb er in ungestörter Verbindung; selbst der Tod scheute sich die 30jährige Freundschaft zu trennen, beide starben in demselben Jahr und wurden in dem Garten des Mäcenas auf dem Esquilin neben einander begraben. — Horaz besaß in hohem Grade das Talent, „seine Persönlichkeit durch Weltklugheit und Witz geltend zu machen: er wußte den Staatsmännern und dem Hofe Achtung zu gebieten.“ Seine Werke wurden bald das Eigenthum aller Gebildeten und sind bis in die neueste Zeit das Gemeingut der europäischen Cultur geblieben. „Weltkenntniß und feine Beobachtung, mit Sokratischer Ironie verbunden, gaben seinen Gedanken einen objektiven Werth, den die vollkommene Klarheit und Schärfe der Form eben so faßlich als reizend machte. Ohne genial oder produktiv zu sein war er der Gipfel und das reinste Organ der Augustischen Dichtergruppe.“ Die Forderung, welche Horaz dem Dichter zur Aufgabe stellt, „daß er zugleich nütze und ergötze, daß er lehre, was dem Leben zugleich angenehm und dienlich sei,“ hat er an sich selbst erfüllt. Seine Größe besteht nicht im „Erfinden und Dichten,“ sondern in der Mannichfaltigkeit und Wahrheit der Gedanken, in der correcten Form, in der großen Meisterschaft in Stil und Versbau. Verstand und Reflexion waren mächtiger in ihm als die Phantasie; daher suchte er „durch künstlerischen Fleiß und feilende Technik“ zu ersetzen, was ihm an schöpferischer Einbildungskraft und sinnlicher Anschauung mangelte.

„Horaz ist zunächst ein gelehrter, philosophischer Dichter, der mit vollem Bewußtsein verfährt," sagt A. Arnold. „Seine Zeit und seine Bildung waren über den Zustand des unbewußten Schaffens hinaus. Die Gelehrsamkeit verwandte er aber nicht zu eiteln Prunke, wie die Alexandriner, sondern nur um durch sie den Reichthum und die Richtigkeit der erforderlichen Stoffe zu gewinnen. Die Philosophie brachte ihm freigebig alle die Vortheile, die Jeder bei ihr zu suchen hat: ihr Studium bot ihm die verschiedenen Prinzipien, Ideen, Lehrsätze der früheren Philosophen zur weisen Benutzung dar, wo er dann auch, als ein freier selbständiger Denker die glücklichste Auswahl traf und das Erworbene noch mit Eigenem vermehrte."

Horaz hat in neuerer Zeit viele Anfechtungen erfahren. Schon Lessing sah sich veranlaßt, den gefeierten Dichter gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. „Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst ein feigherziger Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er war ihr schläfrigster Verehrer." Er pries die Freiheit, könnte man noch hinzufügen, und war der niedrigste Schmeichler der Großen. Diese Vorwürfe sind eben so wenig ganz aus der Luft gegriffen, als sie ganz wahr sind. Horaz war freilich ein Lebemann in einer verweichlichten, genußsüchtigen Zeit, der weder die Kraft noch den Willen hatte, gegen den Strom zu schwimmen, der Wein und Liebe nicht blos im Liede pries, sondern auch in der Wirklichkeit genoß, der an der schwelgerischen Tafel des reichen Mannes sich wohl und behaglich fühlte; aber er ist nicht abhängig von den Reizen der Sinnlichkeit; die Liebe wird bei ihm nie zur Leidenschaft; nach dem aristippischen Grundsatz, „daß man die Dinge beherrsche, nicht von ihnen beherrscht werde", verliert er nie den Gleichmuth; er ist eben so vertraut mit der Kunst zu entbehren wie zu genießen. Die Freuden genießen, die das Leben bietet, ohne mit Begierde darnach zu streben, ist der Kern seiner Lebensphilosophie. In einer von Lastern und Leidenschaften verzehrten Zeit kann Maß im Genießen, kann der Grundsatz: „Nichts anstaunen" (Nil admirari), sich nicht zum Knecht seiner Triebe und Begierden herabzuwürdigen, als Tugend und Lebensweisheit gelten, wenn auch die Kraft mangelt, den Gebrechen der Zeit mit scharfen Waffen entgegen zu treten. Es ist nicht zu loben, daß er über die sittliche Entartung scherzt, statt mit blutendem Herzen darüber zu trauern, denn „wem wahres Gut verloren ging, dem blieb oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm blieb"; aber es ist unrecht, den Dichter zu tadeln, daß er nicht als Rigorist und Sittenrichter seiner Zeit entgegentrat, sondern sich von den ruhigen Wellen des Lebens forttreiben ließ, nur bedacht die äußeren und inneren Stürme zu meiden. — Noch ungerechter ist der Vorwurf der Feigheit. Zum Kriegshelden war der kleine schmächtige Mann mit dem kränklichen Körper nicht geschaffen, und eben so wenig konnte er für eine Staatsform schwärmen, der in der Wirklichkeit alle Stützen fehlten. Seine Theilnahme am Bürgerkrieg war eine jugendliche Uebereilung, für die er mit dem Verlust seines Vermögens büßte; für seine Gaben und seine Natur bot nur die monarchische Ruhe und künstlerische Bildung einen geeigneten Boden. — Von einer Religion des Herzens konnte in jener Zeit des absterbenden Heidenthums keine Rede sein. Die griechische Mythenwelt war ein Reich voll schöner Gebilde und Formen für Dichter und Künstler; die Volksreligion war ein von der Regierung aus politischen Gründen geschütztes und festgehaltenes Convolut von superstitiösen Gebräuchen, von überlieferten Formeln, von Opfern und Wahrsagungen, von Festen und Sühnungen; für die Gebildeten ersetzte die Philosophie und ein auf Uebereinkunft beruhendes Moralgebot die fehlende Religion. Und in diesem Punkt gehört Horaz zu den Besseren seiner Zeit. Fern von Heuchelei und Frivolität lehrt er, daß zum Lebensglück Tugend und Mäßigung nothwendige Bedingungen seien, und empfiehlt eine auf Gleichmuth und Selbstbeherrschung gegründete Sittlichkeit als Grundlage eines glücklichen und zufriedenen Daseins. Und was endlich den Vorwurf der Schmeichelei betrifft, so klebt diese Makel jeder höfischen Literatur an. Horaz wurde von Augustus und Mäcenas mit Beweisen von Gunst und Gnade überschüttet,

die ein Lob aus dem Munde des Dichters erklärten und rechtfertigten; und seine Huldigungen und Lobpreisungen überschreiten nicht die Grenzen der Würde und Selbstachtung. Der verpestende Odem der Servilität, die Schmach knechtischer Unterwürfigkeit und Wohldienerei sind seinen Gedichten fern geblieben. „Horaz ist ein sittlicher Dichter," heißt es in der neuesten Biographie des Horaz von Arnold. „Nur das Wahre, Gute, Schöne erfüllte ihn, das wollte er lehren, dafür begeistern. Keine Heuchelei und Schmeichelei befleckte sein aufrichtiges Lob, keine persönliche, gehässige archilochische Bitterkeit seinen Tadel. Ein treffender Witz, feine Ironie und harmlose Scherze würzen die ernsten Gegenstände. Was man nach unseren Begriffen bei ihm unsittlich nennen könnte: öftere Unzüchtigkeit in Worten und Bildern bei sinnlichem Liebesgenuß, gehört seiner Zeit an und galt im ganzen Alterthum für erlaubt."

Die „Satiren" oder „Sermonen" („Tischgespräche") wurden zuerst von Horaz in zwei Büchern der Oeffentlichkeit übergeben und zwar in den Jahren 39—32. Wie die Satiren des Lucilius nur in feinerer Form und mit mehr Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse, sind auch die Horazischen Sermonen gegen die Laster und Thorheiten der Zeit gerichtet, aber so, daß nur selten bestimmte Personen darin genannt werden. Der Spott, der hier angewendet wird, ist nicht die scharfe Zuchtruthe, mit der ein über die entartete Zeit empörtes Gemüth die Frevler straft, vielmehr „das ironische Lächeln einer wolkenlosen Seele über die thörichten Menschen, die in einem so unerquicklichen und drückenden Qualm der Leidenschaften sich selbst vergraben mögen." Ueber das Ganze ist eine heitere Laune und Ironie, welche seine eigene Person nicht verschont, in unnachahmlicher Grazie ausgegossen, die noch durch die leichte rhythmische Conversationssprache erhöht wird. Die Satiren des Horaz, sagt schon Schlosser, „verwunden nie tief, sondern belehren und tadeln auf heitere und scherzende Weise, und indem sie nur Lebensgenuß zu lehren und Hofleute in der Kunst des Schmeichelns und Genießens zu unterrichten scheinen, führen sie den Leser unmerklich auf den Pfad zu einem besseren Leben, welches auf dem eigenen Innern, auf der Wissenschaft und Kunst beruht." — Den Inhalt der Charakterschilderungen faßt ein neuerer Schriftsteller in folgenden Zügen zusammen: „Die dumpfe Befangenheit und Inconsequenz der Menge, wie die eingebildete Weisheit der Schulphilosophen; — gemeine Skurrilität, wie die vornehme Schlemmerei und Ueppigkeit; — die regellose Wollust und Genußgier, wie die rasende Hab- und Gewinnsucht nebst den Erbschleicherkünsten; — der darbende, schmutzige Geiz, wie die sinnlose Verschwendung; — die ungebändigte Ehrbegier, wie die sich andrängende Gemeinheit; — die hämische Tadel- und Verkleinerungssucht, wie die lieblose Härte und Strenge gegen Andere; — die blinde Superstition mit ihrem Trug und Alfanzereien, wie die alberne Verehrung des alt Herkömmlichen in Leben und Kunst; — die Ruhmsucht und eitle Selbstgefälligkeit der Schriftsteller und Dichterlinge, wie die launenhafte Unbeständigkeit der Künstler; — die wichtig thuende Küchenweisheit des Gourmands, wie die Geschmacklosigkeit und innere Gemeinheit des reichen Emporkömmlings."

Satiren (Sermonen)

Neben der Abfassung der Satiren geht die Bearbeitung der Epoden her, jener dem Archilochos nachgebildeten sechs- und vierfüßigen Jamben, die gleichfalls satirischen und ironischen Inhaltes sich von jenen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie zum Theil gegen einzelne bestimmte Personen gerichtet sind und einen schärferen und bittereren Ton anschlagen. So Ep. 5 und 17 gegen die verbuhlte Canidia; Ep. 8 und 12 gegen alte und häßliche Buhldirnen; Ep. 15 an die ungetreue Neära; Ep. 10 gegen den schlechten Dichter Mävius u. s. w.; andere sind allgemeiner und harmloser wie Ep. 2, und einige wie Ep. 3 und 14 an Mäcenas scherzhafter oder schalkhafter Art. Zwei, Ep. 7 und 16, sind Strafreden an das römische Volk, als der Krieg zwischen Octavian und Antonius auszubrechen drohte. Die Epoden, in den Jahren 32 und 31 v. Chr. verfaßt, sind witzig und trefflich geschrieben; „sie überraschen durch den schlanken und zierlichen Gang der Rhythmen und bewahren in der guten Laune stets den

Epoden.

Geist der höheren Gesellschaft, vor dem allmählich die Bitterkeit schwindet und die Anfangs sinnlich aufgetragenen Farben."

Oden. Die Oden, die in den Jahren 29—22 gedichtet und einzeln bekannt gemacht worden waren, wurden im J. 20 in drei Büchern gesammelt und als abgeschlossenes Ganzes herausgegeben. Es sind lyrische Gedichte der mannichfachsten Art, theils Nachbildungen der Griechen, besonders des Alcäus und Bacchylides, wobei Reflexion, gelehrtes Studium und Ueberlegung vorwaltet, theils eigene Schöpfungen, in denen er seine ganze Gedanken- und Empfindungswelt bald in leichten, heiteren und gemüthlichen Tönen, bald in ernsten und feierlichen Gesängen ausspricht. Ein großer Theil der Oden sind Gelegenheitsgedichte in dem Goethe'schen Sinne, daß die Wirklichkeit dazu Veranlassung und Stoff gegeben, daß sie mithin ihren Grund und Boden in den Erlebnissen und Stimmungen der Wirklichkeit des thatsächlichen Lebens hatten. Geht auch im Ganzen der Verstand über die Einbildungskraft, so daß das Nützliche und Belehrende, Besonnenheit und praktischer Sinn das vorherrschende Element bilden, so ist doch eine fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung zur dichterischen Reife in den einzelnen Gesängen und Büchern nach Inhalt, Schwung und Ausführung zu bemerken. Wenn Horaz im ersten Buch sich noch ängstlich an seine griechischen Vorbilder hält und seine Muse auch das Unbedeutende nicht verschmäht, so beurkundet er im zweiten eine größere Selbständigkeit und eigenthümliche Dichterthätigkeit in Gedanken und Vortrag, und das dritte zeigt den Dichter im Besitze der Kunst, „die kein römischer Lyriker überbieten konnte, wo die Beherrschung des Sprachschatzes mit dem gemessenen Ideenkreis gleichen Schritt hält, sittlicher Ernst mit erotischem Scherz wechselt und die mannichfaltige Darstellung in den Geist des geselligen Lebens einführt." Lange nach der Herausgabe der drei ersten Bücher entschloß sich Horaz auf den Wunsch des Augustus, denselben noch ein viertes Buch beizufügen (14 v. Chr.), worin die Siegesoden auf das Herrscherhaus den Kern und Mittelpunkt bilden sollten und zu

Carmen saeculare. dem der einfach schöne „Säcularische Festgesang", ein von Knaben und Mädchen an dem großen hundertjährigen Sühn- und Dankfest (im J. 17 v. Chr.) vorgetragener Chorgesang den Schluß bildete. Sie waren der Schwanengesang, womit der Dichter „des Ruhmes gewiß und müde" von der Welt Abschied nahm, daher auch in ihnen alle Vorzüge und Mängel der Horazischen Lyrik: Schönheit und Eleganz in Form, Sprache und Rhythmus, dabei aber ein abgeschlossener realer Gedankenkreis ohne Schwung und erhabene Idealität am deutlichsten hervortreten. Gleichzeitig mit dem vierten Buch der Oden kamen auch die zwei Bücher

Episteln. „Episteln", die spätesten und gereiftesten Arbeiten des Dichters, zum Abschluß. Gleich den „Sermonen" in leichten Hexametern sich bewegend, sind sie doch von diesen Gedichten verschieden sowohl durch den vorherrschend ernsten Ton und belehrenden Zweck, wie durch die philosophische Ruhe und die humane Gesinnung. In diesen „poetischen Briefen" entwickelt der Dichter, nebst einem Schatze von Erfahrungen, Lehren und geistreichen Bemerkungen, „mit reifem Ueberblick und in völliger Abklärung der Leidenschaften, wenn auch nicht ohne Verstimmung und schneidenden Witz, die Resignation des Weisen. Sie verrathen überall die

Epistel an die Pisonen von der Dichtkunst. feine Bildung des Weltmannes, der die Verhältnisse beherrscht." Die „Epistel an die Pisonen" handelt, wie die Ueberschrift besagt, „von der Dichtkunst", ist aber kein Lehrsystem der Poesie oder auch nur eine Anweisung zur Verskunst (Poetik), sondern eine kleine Dichtung von lockerer Composition, in welcher Horaz den beiden Söhnen des L. Piso, Consul des J. 15 v. Chr., die sich gleich dem Vater mit der Poesie beschäftigten, seine Ansichten über einzelne bei dichterischen Productionen besonders zu beachtende Punkte ausspricht. Er verweilt hauptsächlich beim Drama, das am meisten in Verfall gerathen war, verbreitet sich aber auch über andere Dichtungsarten, wenn gleich ohne Methode in Plan und Entwickelungsgang und mit der deutlichen Absicht, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche angehende Dichter zu überwinden haben, und vor dem unberufenen Dichten, der Modekrankheit der Zeit, zu warnen. Der hohe Werth, den Horaz in dem Lehrbrief auf Correctheit und technische

Vollendung legt, wirft zugleich ein Licht auf sein eigenes dichterisches Verfahren. Man wird auch hier Gelegenheit finden, mehr den hellen Verstand und reinen Geschmack des Dichters als die Gelehrsamkeit und Originalität seiner Ideen anzuerkennen.

Selbständiger und unabhängiger von griechischen Vorbildern bewegte sich die römische Geschichtschreibung, die unter dem Einflusse großartiger Ereignisse und Persönlichkeiten aus dem trockenen Annalistenstil (III, S. 581) in die pragmatische und künstlerische Historiographie überging und in der Gattung historischer „Denkwürdigkeiten" die früheren Werke eines Catulus, Scaurus, Sulla u. A. weit übertraf. Mag auch das verlorene Werk des Luc. Corn. Sisenna über die bürgerlichen Kämpfe zur Zeit Sulla's gleich der „römischen Geschichte" des Tit. Livius nach Art der alexandrinischen Historiker mit erfundenen Reden, Schilderungen und Beschreibungen rhetorisch und poetisch ausgeschmückt gewesen sein; mag auch Crispus Sallustius in seinem ergreifenden Gemälde der sittlichen Fäulniß und bürgerlichen Kämpfe und Parteistellungen während des catilinarischen und jugurthinischen Krieges den großen Thukydides vor Augen gehabt haben; so ist doch in der lebensvollen dramatischen Erzählungskunst des Livius, in seiner beredten und malerischen Darstellung effectvoller Scenen und Situationen ebenso wenig die originale Naturgabe zu verkennen, wie in den trefflichen Charakterzeichnungen und den geistreichen Reflexionen Sallusts die umfassende Welt- und Menschenkenntniß eines unter großartigen politischen Verhältnissen herangebildeten römischen Staatsmannes und in den Denkwürdigkeiten („Commentarien") über den gallischen und bürgerlichen Krieg hat Cäsar in reinster lateinischer Prosa und mit plastischer Klarheit und Objectivität dem römischem Volke von seinen eigenen Thaten einen Rechenschaftsbericht abgelegt, über welchen der Zauber heiterer Anmuth ausgegossen ist und die höchste Kunstvollendung mit natürlicher Einfachheit in reizender Harmonie gepaart erscheint (III, S. 876). Diese Kunst einfacher Erzählung, diese Reinheit und Frische des Vortrags geht den zum Theil von Hirtius herrührenden Fortsetzungen über den alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Krieg ab. Vergleicht man diese Werke, denen man auch noch die durch Eleganz des Stils wie durch Reinheit der Sprache ausgezeichnete Lebensbeschreibung des Pompon. Atticus von seinem Freunde Cornelius Nepos beizählen darf, mit den gleichzeitigen griechischen Historikern, Diodor von Sicilien und Dionysios von Halikarnaß, so wird man leicht erkennen, daß die Römer in der Kunst der Geschichtschreibung die Griechen jener Tage überholt hatten; denn wie viele nützliche Belehrung wir auch aus der „historischen Bibliothek" oder „Völkergeschichte" des ersteren und aus der „römischen Archäologie" des letztern ziehen mögen, die kritiklose Verworrenheit des Diodor und die rhetorische Künstlichkeit des Dionysios vermindern den Werth ihrer Arbeiten. Nur in Strabo, aus Amasia in Pontus, dessen Erdbeschreibung einen reichen Schatz von geographischen, Geschichtschreibung.

historischen und ethnographischen Kenntnissen über alle bekannten Völker und Länder des Alterthums darbietet, ist uns ein würdiges Denkmal des griechischen Forschungsgeistes dieser Periode erhalten. Er sowohl wie die anderen griechischen Gelehrten, die in die weltbürgerlichen Ideen der Zeit eingegangen waren, fanden in der Weltstadt Rom die Anregung und die nöthigen Hülfsmittel zu solchen gelehrten Sammelwerken und umfassenden Arbeiten, wie sie außer den Genannten noch Nicolaus von Damaskus, Gesandter des jüdischen Königs Herodes, in seiner bis auf wenige Bruchstücke verlorenen „Völkergeschichte“ in 140 Büchern und die nach dem Muster des Theopomp angelegte „philippische Geschichte“ des Trogus Pompejus aus dem narbonensischen Gallien (von der sich noch ein kurzer trockener Auszug von einem unbekannten Geschichtschreiber Justinus erhalten hat), veranstaltet haben. Die fernen Kriegszüge der römischen Legionen und der dadurch herbeigeführte Weltverkehr; die Anwesenheit vieler gebildeter Fremden in Rom, verbunden mit Schatzungen, Vermessungen und statistischen Aufnahmen im römischen Kaiserreich förderte und erleichterte solche wissenschaftliche Arbeiten über Erd- und Völkerkunde. Das um einige Jahrzehnte jüngere geographische Werk des Pomponius Mela, eines Spaniers, der unter Claudius ein in blühender Sprache und rhetorischem Vortrag gearbeitetes „Compendium des Weltreichs“ (de situ orbis) verfaßt hat, „worin mythische Vorstellungen und Irrthümer der Vorgänger mit den sicheren Berichten der Neuzeit vorzüglich über den Westen zusammenfließen“, steht dem griechischen Sammelwerk Strabo's an Umfang und Gediegenheit weit nach. Ohne Zweifel würde auch das Geschichtswerk des geistreichen gewandten Asinius Pollio über die bürgerlichen Kriege seiner Zeit den besten Erzeugnissen beizuzählen sein, hätte nicht die Ungunst des Schicksals uns dasselbe vorenthalten. Auch in der wissenschaftlichen Behandlung praktischer Künste folgten die Römer den Spuren der Griechen; doch ist das Werk, das unter Cäsar und Augustus der Römer Vitruvius über die Baukunst verfaßt hat, ebensowohl aus eigenen Beobachtungen wie aus griechischen Vorbildern hervorgegangen.

Rechtswissenschaft. Wie viel übrigens die Römer in Bildung und Literatur dem hochbegabten Volke der Hellenen abgelernt haben; in einer großen Geistesarbeit waren sie unübertroffene und unerreichte Meister — in der Rechtswissenschaft; sie ist das eigenthümlichste und großartigste Erzeugniß des römischen Geistes. Seit den Tagen eines Mucius Scävola (III, S. 583) hat jede Generation an der Entwickelung der Rechtsbegriffe, an dem Ordnen und systematischen Zusammenfügen richterlicher Aussprüche und gesetzlicher Bestimmungen fortgearbeitet und das Material herbeigeschafft, das dann mit wunderbarer Schärfe der Form, der Beobachtung und des praktischen Verstandes zunächst durch Serv. Sulpicius Rufus und seine Schüler zu einem universellen System zusammengefügt wurde. Von den Kaisern vorzugsweise bei allen Gerichts- und

Staatsgeschäften verwendet hatten die Juristen den Vortheil, „ihre Wissenschaft mit der Fülle der Erfahrung stets in Einklang zu setzen und wiederum die wachsende Praxis durch die Theorie der Rechtsschulen, die von einer ausgedehnten Schriftstellerei begleitet war, zu berichtigen." Die Entstehung einer Klasse juristischer Geschäftsmänner, welche die Befugniß hatten, Rechtsgutachten abzugeben, die bei den Gerichten einer gewissen Autorität genossen, war der Ausbildung der römischen Rechtswissenschaft besonders fördersam. Schon unter Augustus entstanden die zwei in ihren Methoden auseinandergehenden Juristenschulen der Sabinianer oder Cassianer, die den Rechtsgelehrten H. Atejus Capito als ihr Haupt verehrten, von dessen Schülern Massurius Sabinus und Cassius Longinus jene Namen herrührten, und der Proculejaner, als deren Gründer Antistius Labeo und nach diesem Proculus galten; jene mehr conservativ am historischen und positiven Recht festhaltend, diese mehr rational, mehr den Geist der Gesetze als das geschriebene Wort ins Auge fassend. In den juristischen Werken blieb auch der rhetorische Charakter fern, der sonst den meisten Erzeugnissen der römischen Muse aufgeprägt war.

Der Sabiner Crispus Sallustius von Amiternum ist der geistreiche und talentvolle Geschichtschreiber einer entarteten aber hochgebildeten Zeit, der jedoch weder in der Politik noch im häuslichen Leben sich einen tadellosen Ruf zu erwerben wußte. Zuerst von den Optimaten aus dem Senat gestoßen schloß er sich an die Volkspartei und ihr mächtiges Haupt Jul. Cäsar an. Als redegewandter, staatskluger Parteigänger des Imperators erlangte er durch denselben die Verwaltung der Provinz Numidien, wo er sich vieler Bedrückungen schuldig machte, was so wenig als sein nachheriger Luxus mit der in seinen Schriften zur Schau getragenen sittenrichterlichen Strenge harmonirt. Uebrigens ist er ein vollendeter Meister der historischen Kunst, der mit dem Blick eines Staatsmannes und Menschenkenners seine Zeit durchdringt, den bodenlosen Sittenverfall in seiner ganzen Größe kräftig und anschaulich schildert und in kunstvoller Anordnung und objectiver Darstellung so sehr hervorragt, daß man ihn häufig mit Thukydides zusammengestellt hat, den er sich auch in der Kürze und Gedrängtheit des Stils und in der pragmatischen Behandlung des historischen Stoffes zum Vorbild genommen. Allein was bei dem attischen Historiker Erzeugniß angeborner Schöpferkraft und eigener Erlebnisse ist, ist bei Sallust Produkt der Reflexion und der Kunst; und während der Grieche, im Gefühl seiner edeln Natur, an Tugend glaubt und das Hohe und Edle in der Menschheit anerkennt und gelten läßt, sieht der von der sittlichen Entartung seiner Zeit tief berührte und in alle Laster verflochtene Römer nur die schlechte Seite der menschlichen Natur, legt den Handlungen und Bestrebungen meistens nur gemeine Motive unter und kehrt, indem er die Tugend als unerreichbares Ideal hinstellt und rühmt, nur die moralische Schattenseite des Lebens hervor und straft sie gelegentlich mit sittenrichterlicher Strenge und Bitterkeit. Sein größeres Geschichtswerk über die Zeit der Bürgerkriege ist uns verloren gegangen; wir besitzen nur die Monographien über den catilinarischen und jugurthinischen Krieg, zwei großartige Bilder aus der innern Geschichte des Reichs, die indessen großes Licht über die vorhergehende und nachfolgende Periode Roms werfen. Es sind geschickte Tendenzschriften zu Gunsten der demokratischen Partei, die erstere in der Absicht verfaßt, den dunkelsten Flecken von Cäsars Charakter, seine Betheiligung an dem catilinarischen Complot, ab- Sallustius.

zuwischen. Seine Darstellung ist ernst und würdig. „Seine Sprache zeichnet sich durch absichtlich gedrängte Kürze, durch eine sorgfältige Feile, und durch ein künstlich-alterthümliches Gepräge aus, das seinen Sittengemälden ein gewisses ehrwürdiges Ansehen gibt. Seine Darstellung wirkt durch den anziehenden Ton rascher und lebendiger Erzählung, durch den Wechsel von Schilderung, Reflexion und Charakterzeichnung, durch die Präcision und Bündigkeit des in leichte Sätze aufgelösten Stils und durch die gedrungene doch mannichfaltige Gliederung und geschickte Anordnung des Stoffs." Den Gegensatz zu Sallusts Gemälde menschlicher Verdorbenheit bilden die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren, die dem Freund Cicero's und Catulls Cornelius Nepos zugeschrieben werden; wie jener die abschreckende, egoistische Seite hervorkehrt, so dieser die glänzende und edle. Die kurzen Lebensbeschreibungen hervorragender Griechen und Römer, ohne Macht über Stil und Satzbau sind zum Theil dürftige und kunstlose Auszüge aus größeren Werken und von zweifelhafter Echtheit. Von den übrigen historischen Schriften dieses patriotisch gesinnten Römers besitzen wir keine mehr. — Titus Livius aus Patavium, vermuthlich Erzieher eines der Enkel des Augustus, befolgt bei seiner römischen Geschichte die Vorschriften Cicero's über die nothwendige Verbindung der Rhetorik mit der ganzen Literatur. Seine rhetorische Volksgeschichte, wobei es ihm weniger um eine kritisch-gesichtete und rein pragmatische Geschichtsforschung als um lebendige und ergreifende Darstellung durch anziehende und unterhaltende Schilderungen zu thun ist, ist ein Nationalwerk geworden und ins Leben der Römer übergegangen. Der Zweck seiner an rednerischen und poetischen Ausschmückungen reichen Geschichte ist, das römische Volk an den Herrlichkeiten der Vergangenheit für Vaterlandsliebe zu erwärmen, insbesondere den Sinn desselben für den ehrlichen Glauben an die Tugenden der Vorfahren zu wecken und es so an dem Hochgebilde besserer Vergangenheit aus dem Verderben der Gegenwart emporzurichten. — Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandtheit im Charakterzeichnen und Schildern bedeutender Persönlichkeiten, und ein wohlwollendes, freundliches Gemüth. „Er hat ein offenes Herz für Menschengröße und Menschenschicksal; er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht." Dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybios ganz fremd; ein Mann der Schule und des Studiums, nicht des Lebens, hat er für das Staats- und Verfassungsleben, für die Entwickelung und Gestaltung socialer Verhältnisse und Standesvorrechte, für die Ausbildung des öffentlichen Rechts, für die Stellung der verschiedenen Factoren des Staats zu einander wenig Sinn und Interesse und sehr unklare und oberflächliche Kenntnisse davon. Ein zweiter Mangel ist seine unzureichende Quellen- und Urkundenforschung, welche zur Folge hatte, daß sich mancherlei Ungenauigkeiten, Lücken und Widersprüche in seinen Angaben finden. Aber wiewohl sein Werk weder gelehrt und quellenmäßig noch aus einem Guß gearbeitet war, besitzt es doch wie kaum ein anderes Geschichtswerk des Alterthums Harmonie und Schönheiten jeder Art. Wenn es auch bei der Fülle zierlicher Reden hie und da ins Wortreiche verfiel — worin vielleicht der von Asinius Pollio als „Patavinität" gerügte Fehler kleinstädtischer Bildung sich zu erkennen gab — so hielt er sich doch „auf der Höhe des reinen Geschmacks und der edelsten Beredsamkeit." Seine Sprache besitzt Wohlklang und Correctheit, seine Composition ist kunstvoll und durch einen mächtigen Periodenbau schön ausgestattet. Seine Vorliebe für die Partei des Senats und seine Abneigung gegen die Volksherrschaft ist nicht so hervorstechend, daß man ihn ungerechter Parteinahme beschuldigen könnte. Dagegen tritt er als patriotischer Vorfechter des Römerthums im Kampfe mit dem Ausland mit Schärfe und Entschiedenheit hervor. Von seiner römischen Geschichte von Beginn der Stadt bis zum

Cornelius Nepos.

Livius. 59 vor bis 17 n. Chr.

Tode des Drusus (9 n. Chr.) in 142 Büchern sind nur die ersten zehn und dann B. 21—45 nebst einigen Fragmenten erhalten. Der griechische Geschichtschreiber Diodoros von Sicilien (Siculus), der nach vielen ausgedehnten Reisen zuletzt seinen Wohnsitz in Rom nahm und dort zur Zeit Cäsars und Augustus seine „historische Bibliothek," eine ethnographisch angeordnete Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 60 v. Chr. in 40 Büchern, verfaßte, wovon wir noch 15 nebst einigen Bruchstücken besitzen, ist von untergeordnetem Werthe, da er ohne Urtheil und Kritik alle auch die unwahrscheinlichsten mythischen und fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller nacherzählt und in seiner Darstellung verworren und ungeordnet ist. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er aus ältern, nunmehr verlornen Schriften, wie aus Ephoros, Ktesias u. A. Auszüge mittheilte. Er suchte den Römern die Welt, die sie besaßen, auch historisch bekannt zu machen, indem er aus den besten Werken die Geschichte sämmtlicher Völker des römischen Erdkreises zusammentragen wollte. Aber von dem philosophischen Geist, dessen er sich in der Vorrede rühmt, trägt sein Werk keine Spur, wenn nicht etwa in der moralisirenden Tendenz oder in dem Bestreben, die göttliche Vorsehung in den menschlichen Dingen an einzelnen Beispielen zu beweisen und somit den alten Volksglauben zu stützen. Dagegen vermag Diodor weder in das innere Wesen der Staaten und ihrer Verfassungen einzudringen, noch die Geschichte in ihrer philosophischen Tiefe und Bedeutsamkeit zu verstehen. Durch gerechtes Zuwägen von Lob und Tadel an die Sterblichen soll sie das göttliche Richteramt auf Erden ausüben. Die Ausführung des Werks, ein bloßes Aneinanderreihen von Nachrichten nach der Zeitfolge und nach Völkern angeordnet, entspricht somit keineswegs dem von ihm selbst mit einer Art von Begeisterung entwickelten Plan einer vollständigen Universalgeschichte, welche alles über alle Zeiten und Völker Bekannte und zu Erfahrende zusammen fassen sollte. Die erhaltenen Bücher 1—5 enthalten ägyptische, äthiopische, asiatische und griechische Urgeschichte, die übrigen, Buch 11—20, behandeln die Zeit vom zweiten Perserkrieg bis Alexanders Tod. — Wichtiger für die ältere römische Geschichte ist die „römische Archäologie" oder Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zum ersten punischen Krieg von dem in Rom wohnhaften griechischen Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnaß, einem Zeitgenossen des Livius. Von seinen rhetorisch und künstlich abgefaßten 20 Büchern besitzen wir noch neun vollständig und zwei unvollständig, die bis zur Vertreibung der Decemvirn gehen. Sie sind als wahrheitsgetreue, sorgfältige Forschung über die Urgeschichte der Römer, deren Ursprung er von den Griechen abzuleiten bemüht ist, von höchster Wichtigkeit. Als Zweck seiner Geschichtschreibung gibt Dionysios in der Einleitung selbst an, „den Griechen, seinen Landsleuten, eine günstigere und würdigere Vorstellung von dem römischen Volke beizubringen; ihnen geschichtlich nachzuweisen, daß dasselbe nicht, wie von den Griechen aus Unkunde geglaubt und von griechischen Schriftstellern aus Mißgunst behauptet werde, von zusammangelaufenem, heimathlosem, barbarischem Gesindel abstamme, sondern vielmehr griechischen Bluts und achtbarsten Ursprungs sei; daß es nicht durch bloße Laune des Glücks, das oft dem Unwürdigsten seine Geschenke in den Schooß werfe, auf diesen Gipfel der Macht gelangt sei, sondern durch eine Fülle von Tugenden, wie sie keine andere Nation aufzuweisen habe. Irrthümer und gehässige Vorstellungen jener Art, die bei den Griechen aus dem Grunde so verbreitet seien, weil die Römer keinen einzigen namhaften Schriftsteller gefunden hätten, wolle er durch sein Werk berichtigen." Die Geschichte ist dem Verfasser mithin nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel; sie ist ihm mehr der Inbegriff nützlicher Kenntnisse als die Bildnerin des Geistes und Charakters; seine Auffassung macht die Geschichte „zur Richterin menschlicher Thaten, zur Lehrerin der Moral und Lebensklugheit, der Politik und Rhetorik, nebenbei

Diodor. c. 50.

Dionysios von Halicarnassus. c. 30.

zur nützlichen und unterhaltenden Lectüre für müßige Leser." Auch Dionysios spricht von einer philosophischen Behandlungsweise der Geschichte, aber seine Philosophie besteht nur in „Beschreibungen, Bemerkungen und Urtheilen über die Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen der Staaten, über Sitten und Charakter der Helden der Geschichte, in Lobreden auf die Tugend und rednerischer Schmähung des Lasters, auch wohl in Untersuchungen über die entfernteren Ursachen und Veranlassungen der Thaten und Begebenheiten." Mit Diodor theilte auch er die religiöse Tendenz und nimmt den Volksglauben gegen Zweifelsucht und Unglauben in Schutz. Strabo (geb. 66 v. Chr. in Amasea † 24 n. Chr. in Rom) stammte aus einer reichen, griechischen Familie, welche in Pontos angesiedelt gewesen und mit dem Königshaus des Mithridates verwandt war. Er befaßte sich zuerst mit Geschichte und schrieb eine Fortsetzung des Polybius bis auf den Tod Cäsars, von der sich aber nichts mehr erhalten hat, dann wandte er sich den geographischen Studien zu und verfaßte, nachdem er sich auf langjährigen großen Reisen das nöthige Material verschafft, das noch vorhandene Werk über Erdkunde in 17 Büchern, worin er zugleich die seit Eratosthenes (III. S. 391) gemachten Entdeckungen und Bereicherungen mit aufnahm. In den beiden ersten Büchern gibt er eine Einleitung über den Begriff der Geographie, über die Fehler des Eratosthenes und über die mathematische Seite derselben. Mit dem dritten Buch beginnt die Beschreibung der einzelnen Länder, wovon 8 Bücher auf Europa, 6 auf Asien fallen, das letzte Afrika umfaßt. Strabo's Werk ist für uns von höchstem Werth, da es in der Beschreibung der Länder die Sitten und Gebräuche, Geschichte und Verfassung, das öffentliche Leben, Gesetzgebung und Cultus berücksichtigt.

Strabo 66 vor bis 24 nach Chr.

Das literarische Leben in Rom und die hohen Gönnerschaften.

War schon in den letzten Jahrzehnten der Republik die Liebe zur Literatur und der Geschmack an Lectüre aller Art tief in die höheren Kreise eingedrungen, so daß Staatsmänner und Feldherren ihre Mußestunden gewöhnlich mit Lesen zubrachten und die hohe Aristokratie auf Feldzügen und Reisen mit Büchern versehen war, so nahm die Leselust und das Interesse an Kunst und Wissenschaft in dem monarchischen Rom noch bedeutend zu. Vornehme Herren und Frauen wetteiferten in Versemachen; die gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur; selbst die Tafelgenüsse wurden noch durch Lesen und Vorträge griechischer Dichter gewürzt.*) Der Laden und die Halle des Buchhändlers war der Versammlungsort der Gelehrten und Gebildeten, die Bibliothekzimmer der Reichen dienten zum Empfang der glücklichen Gäste; und als Augustus, Cäsars Plan zur Ausführung bringend, die Schätze der Literatur in der ersten öffentlichen Bibliothek neben dem Apollotempel auf dem Palatin sammeln ließ, verdiente er sich den Dank von Tausenden. Der buchhändlerische Vertrieb stieg durch technische Vervollkommnung des Abschreibens und durch ausgedehnte Versendungen in die Provinzen zu einer bedeutenden Höhe

*) Ueber diese Umkehr des Zeitgeschmacks spricht Horaz in den Episteln (II, 1, 108) sein Mißfallen aus:

> Doch das bewegliche Volk hat ganz sich verwandelt und glühet
> Nur von der Schreiblust; Söhne, mit ihnen bedächtige Väter
> Schmausen von Laube umkränzt, und lesen Gedichte den Gästen.
> Ungelehrt und gelehrt, gleichviel, wir alle sind Dichter.

und wurde ein einträgliches Gewerbe. Feine Bildung, Kunstgeschmack und Literaturkenntniß wurden immermehr das Eigenthum und Kennzeichen der aristokratischen Kreise der Hauptstadt, daher man die höhere gesellschaftliche Bildung, die sich in der reinen correcten Sprache wie in den feinen Formen des Umgangs und der geistreichen Unterhaltung kund gab, mit dem Ausdruck „Urbanität" bezeichnete. Als Beweis von dem feinen Formsinn der städtischen Bevölkerung wird erwähnt, daß der geringste Verstoß gegen Sprache oder Metrum auf der Bühne sogleich vom Publikum bemerkt und gerügt worden sei. Zu dieser Verbreitung der hellenischen Weltliteratur über die Weltstadt trug außer dem angebornen Bildungstrieb des römischen Volkes besonders das Beispiel bei, das Augustus selbst, ein Freund der Poesie und Bildung, der sich selbst in Gedichten versuchte, und die Günstlinge und Freunde desselben, Mäcenas, Pollio, Agrippa, Messalla u. A. gaben. Alle diese Männer waren Kenner der griechischen Kunst und Literatur und Gönner und Beschützer der Künstler, Dichter und Schriftsteller griechischer und lateinischer Zunge; und im kaiserlichen Rom richteten sich schnell Aller Blicke nach dem Hofe und den ihm zunächst stehenden Kreisen, wo der vertraute Umgang mit Gelehrten und talentvollen Männern und die freigebige Unterstützung ihrer literarischen Arbeiten als guter Ton und Ehrensache galt. Denn Augustus und seine Freunde erkannten mit richtigem Scharfblick die Macht und Bedeutung der Literatur für die öffentliche Meinung, und waren daher bemüht, sie durch Gnade und Gunst in den Dienst der neuen Ordnung zu ziehen, und indem sie gelinde aber sicher von oben her eingriffen, ihr Gang und Richtung zu bestimmen. Und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Wie die alexandrinischen Schriftsteller, ihre Vorbilder in Inhalt und Form, die freigebigen Fürstenhöfe zu Alexandrien und Pergamum feierten, so vergalten auch die römischen Dichter und Gelehrten die Gunst, die ihnen Augustus und seine Freunde erwiesen, mit schmeichelnder Erkenntlichkeit und mit fügsamem Eingehen auf den Hofton. Hat doch Virgil, der populärste Dichter seiner Zeit, sein Epos an das julische Geschlecht gekettet und daraus vielfach Motive „zur Erwärmung eines kalten Stoffes" gezogen; bei Horaz hat nicht selten der Widerwille gegen die Lobpreisungen und feine Schmeichelei, womit er seine hohen Gönner verherrlichte, die Genialität und den hohen Werth seiner Dichtungen verkennen lassen und in Ovid verschwinden die letzten Töne der Freiheit und Vaterlandsliebe unter den Ergießungen der Ergebenheit und dem Buhlen um Fürstengunst. Zu dem wirksamen Beispiele von Oben kam noch die große Leere und das einförmige Leben, das unter dem ruhigen Fluß des monarchischen Regiments bald in der Hauptstadt einkehrte und die Interessen der Bevölkerung vom Handeln zum Denken und Dichten, von der That zum Wort hinlenkte. Die Zeit der großen staatsbürgerlichen Thätigkeit war für die Mehrzahl vorüber, seitdem Augustus die Macht und Befugnisse der Magistratur gebrochen und die letzten Entscheidungen in

Verwaltung und Rechtspflege an seine Person geknüpft. Der Kaiser und seine Beamten regierten das Innere, die fernen Kriege wurden durch untergebene Feldherren im Auftrage des Imperators mit stehenden Heeren ausgefochten; die Volksversammlungen verloren mit ihrer Macht und Bedeutung auch die leidenschaftliche Aufregung früherer Jahre und mit der Volksgemeinde starb auch das Interesse am öffentlichen Leben und an den Staatsämtern ab. Die „eingehegten Felder und Aemter der Verwaltung" hatten keinen Reiz mehr für freie patriotische Männer. Die Dichtkunst wurde zu einem Beruf, der oft Vortheil und Ehre brachte, aber auch eine Unzahl talentloser Dichterlinge und Versemacher in den Dienst der Musen führte. Alles drängte zu gelehrten Studien, zum Lesen und Schreiben und suchte in der Literatur „Ziel und Einheit des Lebens". Die Vorträge der Grammatiker und Rhetoren, der Philosophen und Aerzte wurden immer häufiger besucht; das gesammte Wissen der griechischen Welt zog in Rom ein. Asinius Pollio, ein gewandter Redner und Staatsmann von vielseitigen Kenntnissen, sammelte strebsame Jünglinge um sich, die sich unter seiner Leitung im Vortrag übten; es bildeten sich gelehrte Genossenschaften, die aus jungen für das Studium der Griechen begeisterten Männern bestehend, für die Verpflanzung der alexandrinischen Literatur nach Italien und für die Pflege und Ausbildung der verschiedenen Gattungen und Formen der Poesie thätig waren und bald einen entscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die literarische Zeitrichtung gewannen. Sich fern haltend von der politischen Aufregung und den großen nationalen Fragen führten sie in die Leiden und Freuden des persönlichen Daseins, in ein „von Liebe und kleiner Polemik bewegtes Privat- und Stillleben" ein, und mehr auf formale Vollendung, auf Bereicherung der poetischen Sprache mit Versmaßen und Bildern und auf Leichtigkeit und Correctheit des Stils bedacht, halfen sie jene „geistige Gleichförmigkeit" begründen, welche den Ton des ersten Jahrhunderts im Gegensatz zu der individuellen und nationalen Eigenthümlichkeit der republikanischen Zeit bezeichnet. Die Sitte, in Dichtervereinen die poetischen Entwürfe und Productionen vorzulesen und zu beurtheilen, erhöhte diese Uebereinstimmung und bewirkte, daß alle Dichter dieser Zeit „als Glieder einer Familie" erschienen. Der Kaiser selbst veranstaltete mitunter solche Zusammenkünfte und wohnte den Vorträgen bei. Aber mit der Zeit wurden diese literarischen Vereine ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Statt nach dem Urtheile sachverständiger Kunstrichter zu streben und ihre Belehrungen und Bemerkungen zu beherzigen, benutzten sie Viele zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und erkauften sich Lob und Beifall durch Geschenke und Gastmähler. Nach und nach nahmen solche Vorlesungen ihren Weg aus dem engen Kreise der Gebildeten und Kunstverständigen in die Oeffentlichkeit, in Theater und Hallen, wo eine große Volksmenge anwohnte. Bald entstanden auch periodische Schriften, Zeitungen und öffentliche Anzeigeblätter (Acta, Acta diurna), welche unter Anderem

Berichte und Auszüge von den bedeutenderen Reden im Senat und in den Gerichtshöfen enthielten und durch regelmäßigen Postverkehr rasch über das ganze Reich bis in die fernsten Provinzen verbreitet wurden. Mit der äußern Ausbreitung hielt aber die innere Gediegenheit nicht gleichen Schritt. Namentlich litten die beiden Literaturgattungen, die nur in freier Luft gedeihen können, Geschichte und Beredsamkeit, durch den Uebergang in die monarchische Staatsordnung; ihr Ton wurde gedrückt, ihr Gesichtskreis enger, ihr Object sogar flach und der Gegenwart abgewandt. Nachdem bei Actium gestritten worden, bemerkt Tacitus, und alle Gewalt auf Einen überzutragen der Friede wünschenswerth machte, verschwanden die großen Geister, welche früher mit Freimuth und Beredsamkeit die Geschicke des römischen Volkes dargestellt hatten. Nunmehr wurde die Wahrheit auf mancherlei Weise entstellt, theils aus Unkenntniß des immermehr entfremdeten Gemeinwesens, theils aus Schmeichelei oder blindem Haß gegen die Machthaber. Schriftsteller, welche den Freistaat priesen, wurden verfolgt, ihre Schriften verboten. Jemehr aber der Freimuth Gefahr brachte, desto mehr hielten die Historiker mit ihrem politischen Urtheil zurück, oder wandten sich, wie Trogus Pompejus, der gefahrloseren Geschichte des Auslands oder der fernen Vorzeit zu. Das Werk des freisinnigen Labienus über die Bürgerkriege wurde kraft eines Senatsbeschlusses verbrannt; aus Kummer und Verdruß gab sich der Verfasser selbst den Tod, indem er sich in die Gruft seiner Ahnen einschloß; Cremutius Cordus, in dessen „Annalen“ Brutus und Cassius gepriesen und dieser „der letzte Römer“ genannt war, wurde des Hochverraths angeklagt und endete sein Leben durch freiwilligen Hungertod; Vellejus Paterculus, ein geistreicher, lebhafter Mann von allgemeiner, wenn auch oberflächlicher Bildung, aber ohne Charakter und sittliche Würde, der unter Kaiser Tiberius hohe Aemter in Feldzügen und zu Rom verwaltete, gab das erste widrige Beispiel einer Geschichte im Hofstil, die größeren Werth auf rhetorischen Effect und glänzenden Schein, als auf Wahrheit und gerechtes Urtheil legt und die despotische Fürstengewalt mit schimmerndem Farbenglanz umhüllt. Noch empfindlicher wurde durch den politischen Wechsel die Beredsamkeit beeinträchtigt. Der üppige Stoff, den bisher die Leidenschaften und Verbrechen der Vornehmen nährten, war entweder erloschen oder durch die neuen polizeilichen Ordnungen verschleiert und den Volksgerichten entzogen. Die Kunst der Rede beschränkte sich daher theils auf die durch die Auctorität des Kaisers bedingten und gezügelten Verhandlungen im Senat, theils auf den Privatprozeß vor den Centumvirn. „Am kleinlichen Stoff verschrumpfte ihre Kraft, und es verwelkte immer mehr das prachtvollste Gewächs des römischen Geistes.“

Charakter der römischen Literatur.

Wenngleich unter dem monarchischen Regiment die Literatur und Kunstbildung immer mehr an Verbreitung gewannen, so überschritten sie doch nicht die Grenzen der vornehmen Kreise, so bewahrten sie doch einen aristokratischen

Anstrich. Ja die Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters entfernten sich absichtlich von der volksthümlichen Redeweise früherer Jahre, die ihren Schriften weitere Leserkreise erworben hätte; unbekümmert um den Beifall der Menge strebten sie in Sprache und poetischen Formen nach griechischer Vollendung, nur bedacht, den klassisch gebildeten Cirkeln zu gefallen, die unter dem Schutze und der freigebigen Gunst vornehmer Edelleute in der Hauptstadt vereinigt waren, und spotteten der Männer des Stillstandes oder des alten Geschmackes, welche mit angestammter Liebe zur alten Zeit und ihrem „geheiligten Roste" die Trefflichkeit eines Ennius oder Lucilius und der Dramatiker behaupteten. Die Dichter der goldenen Zeit versenkten sich in einen idealen Gedankenkreis; dem Staatsleben und den vaterländischen Interessen mehr und mehr entfremdet, suchten sie Befriedigung in dem Reiche der schönen Formen; Kunst und Wissenschaft wurde ihnen Lebenszweck, und die griechische Muse und Weisheit diente ihnen zur Verschönerung und Erheiterung des Daseins. Die alexandrinischen Gelehrten und Literaten schlugen ihnen die Brücke und zeigten ihnen die Wege zu den Gefilden hellenischer Kunstideale; aber so gelehrig und lenksam sie ihrer Führung folgten, das große weltmännische Leben in Rom, die praktische Natur des Volkes und die reichere poetische Anlage bewahrten sie vor den Irrgängen ihrer Lehrmeister, vor den trockenen Schaustücken einer todten Gelehrsamkeit. Erreichten die klassischen Dichter der Augusteischen Zeit auch nicht die geniale Höhe und Kunstvollendung der alten Hellenen; so verbanden sie doch mit schönen Formen, mit correcter und edler Sprache männliche Würde und leichte Anmuth, und der vaterländische Hauch, der in der Aeneis weht, hat dieses Heldengedicht zu einem Nationalwerk erhoben.

Drama u. Theater. Unter dem Einfluß dieser klassischen Sprache und Literatur erstarben die italischen Volksidiome und Nationaldichtungen, wie unter dem Druck der Monarchie die italischen Volkselemente. Nur in Einer Gattung der Poesie hielt man sich an die früheren Erzeugnisse, im Drama. Die griechische Bühnendichtung hatte bereits alle Formen durchlaufen, als Plautus und Terentius die Stücke des Menander und Diphilos für das römische Theater bearbeiteten; Anderes hatte man auch in der monarchischen Zeit nicht zu bieten. Die kunstgerechten Versuche gelehrter Dichter, wie Varius, Pomponius Secundus, Ovidius („Medea") u. A., eine klassische Tragödie zu schaffen, hatten geringen Erfolg. Während aber die dramatische Dichtung ruhte, kam die Schauspielkunst zu desto höherer Blüthe und wurde ein geehrter und einträglicher Beruf. Dem Einfluß berühmter Schauspieler, wie Clodius Aesopus und Q. Roscius war es zuzuschreiben, daß sich die alten Stücke aus der republikanischen Zeit fortwährend auf der Bühne erhielten und die dramatische Poesie nicht gänzlich verwilderte oder zum Possenspiel herabgewürdigt ward. Um das Volk, dem das kunstvolle Spiel unverständlich oder langweilig sein mochte, zu entschädigen, wurde dem altitalischen Geberdenspiel mit Charakter-

tanz und eingelegtem Dialoge eine größere Bedeutung und Vollendung gegeben. Im Gegensatz zu den ländlichen Atellanen entwickelten sich unter den gewandten Händen eines D. Laberius und P. Syrus die Mimen, jene alterthümlichen Bühnenvorstellungen, welche in lockerer und kunstloser Composition unter Späßen, Tänzen und Flötenspiel das hauptstädtische Leben in seiner „grenzenlosen Freiheit und Frechheit" auf den Brettern vorführten, zu Sittengemälden des alltäglichen Lebens, der letzte noch grünende Trieb nationaler Literatur, der selbst in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft, als aller Freimuth im politischen Leben erstarb, noch einige satirische Ausfälle und Anspielungen auf Personen und Verhältnisse der Gegenwart sich gestattete. Bald trat jedoch dem volksthümlichen Mimus unter dem Einfluß des Augustus und Mäcenas das „monarchische Prachtstück" der Pantomimus für die gebildeteren Klassen zur Seite, eine Kunstgattung, worin Ballet und Oper sich vereinigte und der Aufwand an scenischer Pracht, auf sinnlichen Reiz und für lüsterne Augen berechnet, den höchsten Grad erreichte. Der Pantomimus, worin berühmte und gefeierte Künstler, wie Pylades, Bathyllus, Hylas u. A. ihre Triumphe feierten und dem sich die ganze vornehme Welt der Kaiserzeit mit Leidenschaft zuwandte, verdrängte mehr und mehr das recitirende Drama. Im stummen Pantomimenspiel waren alle Rollen in Einer Person vereinigt, indem ein gewandter Schauspieler unter Begleitung von Musik und wahrscheinlich unterstützt von dem Gesange eines Chors die meistens der griechischen Mythenwelt entlehnten tragischen oder komischen Begebenheiten durch Geberden und Tanz darstellte und veranschaulichte, „das vollendetste Resultat der antiken Orchestik". Die Aufführung dieser scenischen Prachtstücke, bei denen die reizenden und lüsternen Liebesgeschichten der Mythenwelt, des Ares und der Aphrodite, der Phädra, der Danae, des Jupiter und der Leda, oder auch leidenschaftliche Scenen, wie der wüthende Hercules, der rasende Ajax, die Geschichte des Oedipus, mit Vorliebe gewählt wurden, ward noch gehoben durch den großartigen Eindruck der stehenden Theater, die nach dem Vorgange des Pompejus mit immer mehr Pracht und architektonischer Kunst errichtet wurden. Als Ersatz für die unteren Klassen hob man noch die scenischen Darstellungen durch glänzende Aufführungen und sinnliche Reizmittel nach dem Geschmack des Volkes. So wird berichtet, daß in der „Klytämnestra" (oder Aegisthus) des Livius Andronicus 600 Maulesel über die Bühne zogen, und in dem „Trojanischen Pferde" desselben Dichters 3000 vergoldete Schilde und ganze Reihen von Reiterei und Fußvolk den Zuschauern vorgeführt wurden. Auf diese Weise näherte sich das Schauspiel den Belustigungen des Circus und Amphitheaters, den Umzügen zu Roß und Wagen, den Fechterspielen und Thierkämpfen, welche stets das Hauptvergnügen des römischen Volkes ausmachten und daher seit den letzten Jahren der Republik mit immer größerem Aufwand und in wachsendem Umfang veranstaltet wurden. Jeder suchte seinen Vorgänger zu

überbieten und durch Hinzufügung neuer Erfindungen und ungesehener Schaustücke Abwechselung in die Welt der Genüsse zu bringen. Es wurde schon früher beschrieben, wie Pompejus und Cäsar sowohl durch großartige Bewirthung und Geschenke als durch die Pracht der Spiele mehrere Tage lang das Volk in einem wahren Rausch hielten. Die Kaiser und ihre Günstlinge wollten hinter der republikanischen Zeit nicht zurückbleiben: daher wurde die Zahl der wilden Thiere, der Löwen, Panther, Leoparden, Elephanten, die in der Arena sich zeigten, immer größer und mannichfaltiger, und der Zudrang zu den Gladiatorenkämpfen nahm mit jedem Jahre zu. Bei dem dreitägigen Siegesfest, das Augustus nach seiner Rückkehr von Alexandrien mit unerhörter Pracht feierte, schaute man zum erstenmal das Rhinoceros und Hippopotamos in den Mauern Roms, und gefangene Sueven und Dacier in ihrer Landestracht sich bekämpfen. Es gehörte bald zu den alltäglichen Erscheinungen, freigeborene Römer von Stand, Senatoren und Ritter als Fechter in den Amphitheatern auftreten zu sehen. Und um die wachsende Schaulust des Volkes zu befriedigen, traten zu den gewohnten Belustigungen im Circus und in der Arena und zu den religiösen Festen und Umzügen in der Kaiserzeit noch die glänzenden und kostspieligen Seegefechte (Naumachien).

5. Germanien.

A. Die Freiheitskämpfe der Deutschen*) gegen Rom.

a) Drusus und Tiberius am Rhein.

Die Feldzüge des Drusus. 12—9 v. Chr. Augustus liebte den Krieg nicht; er pflegte zu sagen, die Lorbeeren seien schön aber unfruchtbar; daß der Friedenstempel in Rom unter seiner Regierung wiederholt geschlossen werden konnte und die Parther freiwillig die Feldzeichen und Gefangenen aus Crassus' Heer zurückgaben, war sein Ruhm und sein Stolz. Sein Sinn stand nicht auf Mehrung und Vergrößerung des Reichs, sondern auf Begründung und Erhaltung der monarchischen Ordnungen; seine Kriege in Spanien und in den Alpengegenden galten der Beschützung und Befestigung der Reichsgrenzen, und der Krieg in Dalmatien und Pannonien war ein Vertheidigungskampf. Nur am Rhein trug er sich mit Eroberungsplänen; hier sollten Cäsars gallische Feldzüge fortgesetzt und die Kriegsehre des julischen

*) Der Name „Deutsch" kommt erst im neunten Jahrhundert vor und zwar als Bezeichnung der „Volkssprache." Im zehnten bedeutet der Name „Deutsche" die Gesammtheit der Völker, welche zum ostfränkischen Reich gehörten und jene Sprache redeten, im Gegensatz sowohl der „Welschen" d. i. der Westfranken und Longobarden, als der Wenden. Nach dem Vorgange anderer Geschichtschreiber gebrauchen wir denselben schon hier und zwar als gleichbedeutend mit „Germanen", wenn gleich die letztere Benennung auch zur Bezeichnung derjenigen Stämme gebraucht wird, die nicht mehr zum deutschen (teutonischen) Volke gezählt werden.

Geschlechts und Namens gemehrt werden. So lange Gallien noch nicht vollständig beruhigt war und in den Alpenthälern trotzige Völkerstämme ihre ererbte Freiheit vertheidigten, wurden die Germanen mit Schonung behandelt. Uebertrug doch der Imperator Augustus die Sicherheit seiner Person und die Hut des Capitols einer germanischen Reiterschaar, wie schon vor ihm der göttliche Julius gethan, und Vipsanius Agrippa siedelte die von den Sueven gedrängten Ubier auf der linken Seite des Rheines an und gründete die „Agrip- 37.
pinische Colonie", die Mutterstadt von Köln. Selbst der Angriff der östlichen Anwohner des Niederrheins auf das Lager des M. Lollius, welcher einen 16 v. Chr.
Streifzug in ihr Land unternommen, weil sie einige römische Kundschafter ergriffen und ans Kreuz geschlagen hatten, blieb ungestraft. Als aber die neue Provinzeintheilung Galliens vollendet und die Alpenländer unter die Obmacht Roms gebracht waren, faßte Augusts tapferer und kühner Stiefsohn Drusus den Plan, die Grenzen des Reichs über den Rhein auszudehnen und auf der Bahn des großen Cäsar fortzuschreiten. Nachdem er zum Schutze des Stromes die alten Bundesstädte von Basel (Augusta Rauracorum) bis Köln (Colonia Agrippina), also Straßburg (Argentoratum), Speyer, Worms, Mainz, Bonn u. a. (III, S. 772) mit starken Festungswerken versehen und durch die Gründung des „Alten Lagers" (Castra vetera) bei dem heutigen Xanten und anderer Castelle neue Bollwerke und Stützpunkte zur Abwehr wie zum Angriff geschaffen; suchte er sich zunächst der nördlichen Landschaften zu versichern. Er bewog die Bataver, die An- 12.
wohner der sumpfigen Niederlande vom Rhein und Waal bis zur Nordsee, und ihre östlichen Nachbarn, die Friesen, an der Meeresküste bis zur Ems, mit den Römern in Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu treten, und verband dann durch die Anlegung eines schiffbaren Kanals, der noch jetzt den Namen Drusus-Furt führt, den Rhein in seinem untern Laufe vermittelst der Yssel mit dem Binnensee Flevo, der damals durch den schiffbaren Fluß gleichen Namens mit der See zusammenhing, den aber seitdem die Fluthen zu einem offenen Meerbusen (Zuyder-See) ausgeweitet haben. Hierauf segelte er mit der auf dem Rheine erbauten Flotte in das germanische Meer und gelangte, längs der friesischen Küste hinsegelnd, an die Mündung der Ems, wo die Legionen mit den Bructerern und Chauken einige Gefechte bestanden. Hier gerieth die Flotte in große Gefahr, indem die eintretende Ebbe den Schiffen das Fahrwasser entzog und sie aufs Trockene setzte. Nur die Hülfe der Friesen, welche die Römer mit einem Landheer begleitet hatten, rettete sie vom Verderben. Als die eintretende Fluth die Schiffe wieder flott gemacht, kehrte Drusus nach Batavien zurück.

Die Kühnheit dieses wenn gleich erfolglosen Unternehmens scheint die Germanen in Schrecken gesetzt zu haben. Die Völkerschaften zwischen Rhein und Weser schlossen daher ein Bündniß zur Vertheidigung ihres Landes gegen den drohenden Feind. Die Katten weigerten sich aber in die Genossenschaft einzutreten und wurden deshalb von den benachbarten Sigambrern bekriegt,

gerade als Drusus, der den Winter in Rom zugebracht hatte, wieder am Rhein
erschien und von dem „alten Standlager" (Xanten) aus über den Grenzstrom
11. setzte. Er unterwarf die Usipeten, durchzog, nachdem er eine Brücke über die
Lupia (Lippe) geschlagen, das von der streitbaren Mannschaft verlassene Land
der Sigambrer ohne Widerstand und bekriegte die Cherusker am linken Ufer
der Weser. Mangel an Lebensmitteln und die Nähe des Winters nöthigten
ihn jedoch zum Rückzug. Auf diesem setzten ihm die Germanen von allen
Seiten heftig zu. In einer engen Schlucht eingeschlossen und hart bedrängt
wäre er mit seinem ganzen Heere ohne Rettung verloren gewesen, hätten nicht
die Germanen, den Feind schon für überwunden haltend, mit wildem Ungestüm
ohne Ordnung und Schlachtplan den letzten Vernichtungskampf gewagt. Dadurch verloren sie den sicher geglaubten Sieg an die römische Kriegskunst. Die
Germanen wurden zurückgeschlagen und mußten zusehen, wie die Römer am Zusammenfluß der Lupia und Eliso (Alme?) das Castell Aliso anlegten, das
durch eine zurückgelassene Besatzung geschützt als Stützpunkt für spätere Unternehmungen diente. Den Ehrennamen „Imperator", womit das Heer den Feldherrn begrüßte, versagte der Kaiser, gestattete aber dem siegreichen Sohne den
kleinen Triumph zu Pferde und die triumphalischen Ehrenzeichen.

Um für die Eroberungszüge eine feste Basis zu gewinnen, ließ Drusus,
nach persönlicher Zusammenkunft mit dem kaiserlichen Vater an dem deutschen
10. Strome, im nächsten Jahr großartige Befestigungswerke anlegen. Die Ufer
des Rheins erhielten über funfzig Castelle, wovon das bedeutendste, dem Standlager Moguntiacum (Mainz) gegenüber, mit der Zeit zu einer Stadt
(Castel) sich erhob; Bonn wurde durch eine Brücke mit der rechten Seite des
königlichen Stromes verbunden; den hohen Winkel zwischen Rhein, Main und
Lahn schützte eine Reihe von Festungslinien auf dem Taunus, die durch ihren
Namen „Drususgraben" noch jetzt den ersten Urheber anzeigen. Sie legten
den Grund zu jenem großartigen Grenzwall, der in der Folge das römische
Gebiet von dem freien Germanien trennte. Nach solchen Vorbereitungen unternahm Drusus seinen dritten größten Feldzug nach Mittel-Deutschland. Unterstützt von den streitbaren Nerviern und andern gallischen Hülfsvölkern, und
im Bunde mit den Friesen, die Kriegsbedürfnisse stellten, zog der kühne Feldherr an dem rechten Mainufer hinauf nordostwärts, schlug die Katten in blutiger Feldschlacht, drang dann über die Werra und den hercynischen Wald
(Thüringerwald) in das Land der Cherusker und gelangte an das westliche
Ufer der Elbe durch Gegenden, die noch nie ein Römer betreten, zu Völkerschaften, die noch nie den römischen Namen vernommen. Als Drusus auch
diesen fernen Strom überschreiten wollte, trat ihm, wie Dio nach einer Sage
meldet, eine Frau von übermenschlicher Größe entgegen und redete ihn in lateinischer Sprache an: „Wohin, Drusus, Unersättlicher! Es ist dir nicht beschieden
vom Schicksal, dies Alles zu schauen; kehre um; schon stehst du am Ziel deiner

Thaten und deines Lebens!" Er eilte zurück, da der Winter herannahte; aber er sollte den Rhein nicht wieder erblicken. Er starb auf dem Rückzug, nach Einigen an einer Krankheit, nach Andern an den Folgen eines Beinbruchs, durch den Sturz seines Pferdes herbeigeführt. Er verschied im dreißigsten Jahr seines Alters in den Armen seines herbeieilenden Bruders Tiberius. Seine Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten von Mainz durch Gallien und Italien nach Rom getragen, dort auf dem Marsfelde dem Scheiterhaufen übergeben und die Asche in der Kaisergruft beigesetzt. Ein Altar in der Nähe der Lippe, ein Standbild im kriegerischen Schmuck sammt einem leeren Grabmonument bei Mainz (dessen Ueberreste noch in dem „Eichelstein" erhalten sein sollen), bei welchem die Legionen alljährlich den Todestag mit Leichenspielen feierten, und ein Triumphbogen an der appischen Straße sollten den nachgebornen Geschlechtern das Andenken an den tapfern und geliebten Fürstensohn erhalten, der unter allen Römern zuerst bis an die Elbe gedrungen war. Der Ehrenname Germanicus, „Besieger der Deutschen", den ihm Augustus beigelegt, ging auf seinen Sohn über.

An die Stelle des heldenmüthigen Drusus trat sein Bruder **Tiberius**. Dieser wählte seinem Charakter gemäß die Wege der List, des Verraths, der klugen Unterhandlung, und erreichte durch diese Mittel mehr als der ritterliche Bruder durch Waffengewalt. Er bewirkte, daß die germanischen Völkerschaften, auch die Sigambrer, welche sich Anfangs weigerten, eine Anzahl angesehener Stammhäupter mit Friedensvorschlägen an den in Gallien weilenden Kaiser absandten. Diese wurden gegen Ehre und Recht festgenommen und in gallischen Städten in Gewahrsam gebracht, wo sie sich selbst den Tod gaben. Durch diese treulose That erreichten die Römer ihren Zweck. Tiberius benutzte die Bestürzung der Germanen, um seine Legionen alsbald über den Rhein zu führen. Zwieträchtig und ihrer Häupter und Führer beraubt vermochten die deutschen Völkerschaften dem eindringenden Feinde keinen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen. Siegreich durchzog der Feldherr die verwaisten Gaue und bewirkte durch die Gewalt der Legionen und den Schrecken des römischen Namens, daß die Bewohner, nachdem gegen 40,000 derselben, größtentheils Sigambrer, weggeführt und auf der linken Seite des schönen Stromes angesiedelt worden, überrascht und hoffnungslos sich vor der Uebermacht beugten, worauf zwischen Rhein und Weser eine römische Statthalterschaft errichtet wurde.

Tiberius am Rheins.

zwischen 6 u. 1 v. Chr.

Die Vorgänge der nächsten Jahre sind in Dunkel gehüllt. Der Triumph, den Tiberius für den germanischen Sieg feierte, war zugleich der Anfang der kaiserlichen Ungnade, die ihn sieben Jahre auf Rhodos festhielt. Während dieser Zeit sind die Nachrichten über Deutschland verstummt; nur eines Feldzugs des **Domitius Ahenobarbus**, eines stolzen, trotzigen und übermüthigen Mannes, geschieht Erwähnung. Er überschritt die Elbe, deren östliches

Die Thaten des Domitius Ahenobarbus.

Ufer er mit einem Altare des Augustus schmückte, wies dem germanischen Volksstamme der Hermunduren Wohnsitze in Süddeutschland zwischen Main und Donau an und begann den Bau der „langen Brücken“, jener Knüppeldämme zwischen Rhein und Weser, welche die Verbindung der Legionen auf dem unsicheren Boden voll Moor und Sümpfen erleichtern sollten. Domitius wie sein Nachfolger Vinicius verdienten sich durch Kriegsthaten in Germanien die triumphalischen Ehrenzeichen; doch besitzen wir von diesen Thaten keine nähere Kunde. Daß Augustus ausdrücklich den Uebergang über die Elbe untersagte, scheint anzudeuten, daß die bisherigen Unternehmungen nicht von Erfolg gewesen seien. Man beschloß in Rom, statt der Waffengewalt wieder zu den erprobten Mitteln der Arglist, der Verführung, des Verraths zu schreiten; daher begab sich der Meister der Trugkünste, Tiberius, abermals an den Rhein, begleitet von dem niederträchtigen Schmeichler Vellejus Paterculus, damals Anführer der Reiterei. Mit prunkendem Redeschwulst preist dieser die Großthaten seines vergötterten Helden, um zugleich einige Strahlen dieses Ruhmes auf sein eigenes Haupt zu sammeln. Auf zwei Feldzügen wurden die Völkerschaften zwischen Weser und Elbe, die Cherusker, die riesenhaften Chauken, die Longobarden, „wilder noch als die germanische Wildheit“, zur Unterwerfung gebracht, indeß die Flotte die Küsten der Nordsee umsegelte und nach Bezwingung der Caninefaten, der Attuarier und der Bructerer in die Elbe einfuhr und sich dann mit dem Landheer vereinigte. Aber trotz dieser gepriesenen Kriegsthaten faßte die römische Herrschaft in jenen Gegenden keine Wurzeln; die alte Freiheit wurde nur vorübergehend gefährdet und kehrte nach dem Abzug der Legionen bald zurück. Desto mehr gelang es dem gewandten Fürsten, die Völker zwischen Rhein und Weser an Rom zu fesseln. Die Macht der Kriegsheere, die an den Standlagern Xanten und Aliso feste Stützpunkte hatten, und die Künste der Verführung, der Arglist und Bestechung, welche Tiberius mit großer Meisterhaftigkeit in Anwendung brachte, verfehlten ihre Wirkung nicht bei den getheilten zwieträchtigen Germanen. Das römische Wesen fand immer mehr Eingang, besonders als Sentius Saturninus, ein rechtschaffener und verständiger Mann, der mit dem Ernste eines strengen Feldherrn die freundlichen Manieren eines gebildeten Staatsmanns vereinigte, die germanische Statthalterschaft verwaltete. Er wußte das arglose Naturvolk für die Sitten und Vortheile eines civilisirten Lebens zu gewinnen, indem er demselben „die Ueberlegenheit römischer Art und Kunst“ in liebenswürdiger Gestalt vorführte. Die Germanen fingen an, „ihre eigene Rohheit zu erkennen“ und Gefallen zu finden „an der Welt strenger Ordnung, scharfer Gesetze, mannichfaltiger Künste und Genüsse“. Die Standlager der Legionen wurden der Markt, wo der fremde Kaufmann die Waaren des Südens feilbot, wo die Söhne der Natur die Reize und Süßigkeiten eines reichen Culturlebens kennen lernten. Ein reger Verkehr gewöhnte die Eingebornen an die römische Sprache

Tiberius abermals am Rhein. 4–6 n. Chr.

Saturninus Statthalter.

und Sitten; römisches Recht fand immer mehr Geltung und Anerkennung; schon fochten germanische Jünglinge in den Schlachtreihen der Römer und brüsteten sich mit fremdem Waffenschmuck und mit dem römischen Bürgerrecht. Die deutsche Volkseigenthümlichkeit war in hohem Grad gefährdet, wenn es den Römern gelang, ihre Herrschaft über den Rhein und über die Donau zu tragen, wenn die deutschen Fürsten, die sie in ihre Dienste lockten, wie Marbod und Armin, ihnen Treue und Ergebenheit bewahrten. Aber hier sollten sie erfahren, daß die Liebe für Freiheit und Vaterland noch nicht erstorben war.

Marbod, der Heerführer der Markomannen, eines dem Suevenbunde angehörenden kräftigen Volksstammes, dem die Hut der Grenzmarken südwärts des Maines anvertraut war, stammte aus edlem Geschlechte und besaß einen starken Körper und einen kühnen Geist. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom hatte er sich als junger Mann die Gunst des Augustus erworben und sich so sehr die fremde Bildung angeeignet, „daß der Römer an ihm kaum den Barbaren zu erkennen vermochte." Um die Zeit, da Drusus die römischen Adler an die Elbe trug, kehrte Marbod, in die römische Kriegskunst und Politik eingeweiht, nach der Heimath zurück. An die Spitze seines Volkes gestellt, faßte er den kühnen Plan, die Markomannen aus den durch Roms Nähe gefährdeten Sitzen an den Ufern des Rheines und Maines wegzuführen und ihnen weiter ostwärts eine gesicherte Wohnstätte zu erringen. Er bemächtigte sich durch Vertrag oder Gewalt des bergumgürteten Landes der Bojen (Bojenheim oder Böhmen) und machte diese „gewaltige Festung der Natur" zum Mittelpunkt eines Völkerbundes, der bis an das Nordufer der Donau vorgeschoben der Ausbreitung des römischen Weltreiches eine Schranke setzen sollte. Im Besitze eines streitbaren in römischer Kriegsweise geübten Heeres und umgeben von einer Leibwache gleich dem Imperator, war Marbod im Stande, in wenigen Jahren dem Markomannenbund eine Geltung zu geben, die den Römern gerechte Besorgnisse einflößte. Denn wie sehr der kluge und vorsichtige Fürst Anfangs in seinem äußern Benehmen Freundschaft und Ergebenheit gegen Rom kund gab, wie sehr er den römischen Kaufleuten und Händlern den Zugang in sein Land und den Verkehr mit seinem Volke erleichterte; mit dem Gefühl seiner Macht wuchs auch sein Selbstvertrauen; aus seinem Auftreten und seiner entschiedenen Sprache konnte man wahrnehmen, daß er sich seiner Stellung bewußt sei. Sein Reich wurde bald der Zufluchtsort aller Unzufriedenen und Verfolgten. Marbod.

In Rom glaubte man der Machtentwickelung des Markomannenreiches an der Donau nicht länger zusehen zu dürfen. Ein gleichzeitiger Angriff von Osten und Westen sollte demselben ein Ende bereiten. Während Tiberius in Carnuntum eine große Kriegsmacht sammelte, um stromaufwärts zu ziehen, sollte Sentius Saturninus vom Lande der Katten her über den hercynischen Wald vordringen. Dieser wohlüberdachte Kriegsplan kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Erhebung der pannonischen Völker nöthigte Tiberius, die Legionen nach der unteren Donau zu führen, und Augustus beeilte sich, durch einen günstigen Frieden den Markomannenfürsten in seinen Bergen festzuhalten, damit er nicht die im Osten der Adria drohende Gefahr durch seinen Anschluß noch vergrößerte. Wir haben früher des schrecklichen Krieges Erwähnung gethan, durch den das Land an der unteren Donau zugleich bezwungen und zur Marbods Stellung zu Rom während des Aufstandes der Pannonier. 6–9. 6 n. Chr.

9. Einöde gemacht wurde. Als Germanicus die Botschaft von dem siegreichen Ausgange des dreijährigen Kampfes nach Rom brachte, erhob sich in der Stadt unermeßlicher Jubel. Man wetteiferte, durch Freudenfeste und Denkmäler die Siegesthaten zu verherrlichen. Aber schnell verwandelten sich die Jubelfeste in Tage der Trauer, die Dankgebete in angstvolles Flehen, als die Schreckensbotschaft von den Unfällen in Germanien wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die lärmende Stadt eindrang.

b) Die Varusschlacht im Teutoburger Wald.

Quinctilius Varus. Der Nachfolger des umsichtigen Sentius Saturninus in der germanischen Statthalterschaft war Quinctilius Varus, ein Mann von beschränkter Einsicht, der neun Jahre lang Landpfleger des verweichlichten Syriens gewesen war, wo er unter einer an knechtischen Gehorsam gewöhnten Bevölkerung seinem Hang zum Wohlleben und seiner Bereicherungssucht sich ungestört hingeben konnte. Denn wie Vellejus behauptet, hatte er das reiche Land arm betreten und das verarmte Land reich verlassen. Er stand schon hoch in Jahren, als er an den Rhein kam und hatte sich in dem üppigen, ruhigen Osten an ein behagliches, genußreiches Leben gewöhnt, das er auch in dem neuen Wirkungskreise fortzusetzen gedachte; darum entschlug er sich gerne den Mühen und Sorgen und begegnete den Schwierigkeiten mit leichtem Sinn und mit Unbedachtsamkeit. Aber als geübter Geschäftsmann von reifer Erfahrung schien er dem Kaiser der rechte Mann zu sein, das eroberte Germanien in eine römische Provinz umzuwandeln. Darum erhielt er mit dem militärischen Oberbefehl auch die Civilverwaltung und wurde somit der erste eigentliche Statthalter auf der rechten Rheinseite.

Die Germanen unter der Römerherrschaft. Das öffentliche Leben hatte bereits eine so ruhige Gestalt gewonnen, daß Varus sich leicht der Täuschung hingeben konnte, die Germanen würden sich in die neuen Verhältnisse ohne Widerstreben fügen: sie bezeugten Verlangen nach höherer Bildung und feineren Künsten; sie drängten sich zum Kriegsdienste, sie trugen die Neigung für fremde Sitten und Lebensformen offen zur Schau. Varus verkannte die deutsche Natur, die während sie äußerlich sich leicht in das Ausländische fügt, die höheren Güter um so tiefer bewahrt und um so heiliger hält. Unvorsichtig führte er die römische Besteuerung und Rechtspflege ein, entfaltete die Macht der Ruthen und Beile und öffnete dem Schwarm von Beamten, Sachwaltern und Schreibern, von Zöllnern, Pächtern und Wechslern eine breite Bahn. Und während der Statthalter selbst, ein reicher Mann von vornehmem dem Kaiserhause verwandten Geschlechte, durch seine Bildung, durch sein glänzendes Hoflager inmitten des deutschen Landes, durch die Entfaltung von Pracht und Herrlichkeit die Häupter des Volkes bezauberte und an sich kettete; waren die Geschäftsleute, Steuererheber und Rechtskundigen bemüht, das Land in ihrer Weise zu romanisiren und zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das nördliche Germanien nahm mehr und mehr die Ordnungen und die Verwaltungs- und Rechtsformen der römischen Provinzländer an. Wie der Prätor am Markt zu Rom, so hielt Varus in seinem Standlager an der Lippe im Lande der Cherusker Gerichtssitzungen, wo die Anliegen

deutscher Männer, ihre Streitigkeiten unter einander, ihre Zwiste mit römischen Kriegern oder Kaufleuten nicht nach altgermanischem Gewohnheitsrecht, das jeder Freie im Gedächtniß und im Gewissen trug, sondern nach römischen Gesetzen und proconsularischen Rechtssprüchen von gelehrten Sachwaltern in lateinischer Sprache und nach unbekannten Grundsätzen und Rechtsformen entschieden wurden, worauf dann fremde Gerichtsdiener die Strafbestimmungen mit unerbittlicher Strenge vollzogen. „Also sah der Deutsche, was er nie gesehen hatte, den blutigen Rücken freier Männer; er sah ihn wund gegeißelt durch römische Gerichtsdiener. Auch sah er das nicht minder Unerhörte: die Köpfe deutscher Männer fielen unter römischen Beilen." Durch den Machtspruch eines fremden Richters erlitten freie Germanen für geringe Vergehen Ruthenstreiche, die sie für das ganze Leben entehrten, wurde auf Todesstrafe erkannt, die nach germanischem Herkommen nur von der freien Volksgemeinde ausgesprochen werden durfte, wurden sie mit Steuern und Lieferungen belegt, die ihnen bis dahin unbekannt geblieben waren. Auch mochte der geringe Mann, während die Fürsten und Volkshäupter sich von den feinen Lebensformen und den reichen Tafelgenüssen verlocken ließen, von dem Uebermuth der Unterbeamten und Legionssoldaten viel Kränkendes zu leiden haben.

Es bedurfte der ganzen Noth einer drückenden Fremdherrschaft unter einem habgierigen, rücksichtslosen und unbesonnenen Statthalter, um den eingeschläferten Freiheitssinn der germanischen Völker zu wecken. Unter der Leitung des ebenso kühnen als umsichtigen Cheruskerfürsten Armin (Hermann), der in römischem Kriegsdienst den Feinden selbst ihre Kriegsweise abgelernt und sich das römische Bürgerrecht und den Rang eines Ritters erworben hatte, schlossen die Cherusker, Bructerer, Katten und andere deutsche Stämme einen Bund zur Abschüttelung des fremden Joches. Das Vertrauen, das Varus dem feurigen muthvollen Fürsten, der damals in der Blüthe des Alters stand und durch Schönheit der Gestalt wie durch die Stärke seines Arms und die Schnelligkeit seines Verstandes hervorragte, so wie seinem Vater Segimer und dem verwandten Fürsten Segestes zuwandte, erleichterte das Vorhaben. Umsonst warnte der den Römern ergebene und auf Armins Ruhm und Ansehen neidische Segest den nachlässigen in argloser Sicherheit sich wiegenden Statthalter; er hielt dessen Enthüllungen für Verleumdungen; „denn eine höhere Macht verblendete sein Gemüth, auf daß Germanien frei erstände." Armin.

Im Spätherbst des Jahres 762 d. St. wurde Varus in seinem Sommerlager, wo er ein vergnügliches Leben führte, durch die Nachricht erschreckt, eine entfernte Völkerschaft habe sich gegen Rom erhoben. Es war, wie es scheint, ein von den Häuptern des Freiheitsbundes absichtlich erregter Aufstand, durch den die Römer in eine ungünstige Gegend gelockt werden sollten. Arglos brach der Statthalter sogleich mit der um ihn versammelten Streitmacht auf, um die Ruhe und Ordnung herzustellen und dann in die festen Winterlager an den Rhein zurückzukehren. Deutsche Fürsten mit ihren Hülfstruppen geleiteten das Heer; und die Menge von Weibern und Kindern und der ganze Troß des Lagers mit Wagen, Lastthieren und Gepäck schlossen sich an, den Zug zu unabsehbarer Länge ausdehnend. Als die Legionen in das von Thalgründen Die Schlacht im Teutoburger Wald. 9.

durchschnittene Waldgebirge, unweit der Weser, bei der heutigen Stadt Detmold, gelangten, sahen sie ihren Marsch gehemmt durch große in den Weg gelegte Baumstämme, durch Schluchten und Waldesdickicht; und während sie sich mühsam auf dem von unendlichen Regengüssen durchnäßten schlüpfrigen Boden fortbewegten, wurden sie plötzlich auf allen Seiten von feindlichen Schaaren angegriffen, die verstärkt durch die germanischen Führer und Hülfstruppen in den römischen Schlachtreihen, immer dichter herandrängten und Alles mit Schrecken, Angst und Verwirrung füllten. Unter beständigen Angriffen, die weder vermieden noch erwiedert werden konnten, erreichte Varus am Abend eine lichte Stelle, wo er ein Lager aufschlagen ließ. Am nächsten Morgen setzten die Römer den Zug fort, nachdem sie einen Theil der Wagen mit dem entbehrlichen Gepäck den Flammen übergeben. Sie wendeten sich westwärts, um wo möglich die Festung an der Lippe zu erreichen; aber in dem dichten Waldgebirge des Osning, zwischen den Quellen der Lippe und Ems, dem die Römer den Namen Teutoburger Wald beilegten, wiederholten sich die Schrecken des vorhergehenden Tages in erhöhtem Maße, indem jetzt die Angriffe unter Armins Feldhauptmannschaft planmäßiger und verderblicher wurden. Der deutsche Heerführer hatte es auf Vernichtung der Römer abgesehen. Hoffnungslos bezog am Abend der Rest der Legionen ein dürftig befestigtes Lager, um am dritten Morgen den Leidensgang von Neuem anzutreten. Kaum vermochten sie sich unter dem herabströmenden Regen und den feindlichen Geschossen auf dem unwegsamen Boden nach der sumpfigen Waldebene fortzubewegen, wo der letzte Todeskampf ihrer wartete. Nach der Anordnung Hermanns, der von einer Anhöhe herab die Schlacht lenkte, drang der deutsche Landsturm von allen Seiten auf die ermatteten Römer ein, ehe sie ihre Schlachtreihen bilden konnten. Bald war alle Ordnung aufgelöst, Varus verwundet und an aller Rettung verzweifelnd stürzte sich in sein Schwert, um die Schmach der Niederlage nicht zu überleben; viele der Führer ahmten sein Beispiel nach, oder suchten den Tod im Kampfgewühl; die Adler gingen verloren, die Feldzeichen wurden verhöhnt, weithin war die Waldschlucht mit römischen Leichen bedeckt; nur wenige Flüchtlinge retteten sich nach Aliso; was nicht fiel wurde gefangen. Furchtbar war die Rache, womit die Germanen den Frevel an ihrer Freiheit vergalten. Mehrere angesehene Römer, Feldobersten und Hauptleute, bluteten auf den Altären der Götter; Sachwalter und Rechtspfleger starben unter Martern; die Köpfe vieler Gefallenen wurden als Siegeszeichen an die Baumstämme um das Schlachtfeld geheftet; wer mit dem Leben davon kam, sah sich zu schimpflicher Sclaverei verdammt: „mancher Römer aus ritterlichem oder senatorischem Hause alterte bei einem deutschen Bauer als Knecht oder Heerdenhüter." Selbst die Todten verschonte die Rache nicht. Des Varus Leichnam, den seine Krieger aus Pietät verscharrt hatten, wurde aus der Grube gerissen und sein abgetrennter Kopf als Siegeszeichen an Marbod geschickt, der

ihn später dem Kaiser nach Rom auslieferte. So ging das herrliche Heer, gegen 50,000 Mann, elendiglich zu Grunde. Wohl hatte Augustus Ursache bei der Botschaft von den Unfällen im Teutoburger Wald zu trauern und verzweiflungsvoll auszurufen: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Viele alte Geschlechter hatten den Verlust naher Verwandten und Angehörigen zu beklagen. Die Feste und Spiele hörten auf; die germanische Leibwache wurde auf die Inseln entfernt; das sonst so laute Rom war stumm und still. Nächtliche Wachen durchzogen die Straßen; Gelübde an die Götter und ausgedehnte Werbungen kündigten die innere Angst an. Man fürchtete, die Schreckenstage der Cimbern und Teutonen möchten wiederkehren.

Der varianischen Niederlage folgte die Eroberung der römischen Castelle zwischen Rhein und Weser auf dem Fuße. Am längsten hielt sich Aliso, wo die Römer ihre Weiber und Kinder geborgen und die flüchtigen und zerstreuten Trümmer des Heeres Sicherheit gesucht hatten. Als aber die Lebensmittel zu Ende gingen, versuchten die Eingeschlossenen unter dem Schutze einer stürmischen Nacht sich durch die Wachposten der Belagerer durchzuschleichen. Aber nur der bewaffneten Mannschaft glückte es, sich mit dem Schwerte einen Weg zum Rhein zu bahnen, wo der Legat L. Asprenas, des Varus Neffe, sie aufnahm, die Wehrlosen dagegen fielen größtentheils in die Hände der Sieger und theilten das Loos der anderen Gefangenen. Darauf wurde auch die Feste Aliso zerstört. Asprenas, der mit seinen zwei Legionen die Rheinufer bewachte, damit nicht der Aufstand auch die beweglichen Gallier erfaßte, konnte den Sturm nicht beschwören. So wurde die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer gebrochen. Nur die Bewohner der Nordküste, die Friesen, Chauken und einige andere Stämme blieben noch in dem bisherigen Bundesverhältniß zu Rom. Tiberius, der mit den neugeworbenen Truppen schnell herbeieilte, beschränkte seine Thätigkeit auf die Befestigung und Sicherung der Rheingrenze und auf die Ueberwachung Galliens, die Rache für die geschändete Waffenehre der Zukunft überlassend. Zwar überschritt er im nächsten Jahr den Rhein um den Deutschen zu zeigen, daß Roms Macht noch nicht gebrochen sei; aber er entfernte sich nicht weit vom Ufer; und die strenge Mannszucht, die er beobachtete und das harte Kriegsleben, das er den Legionen zur Pflicht machte und durch sein eigenes Beispiel einschärfte, gaben Zeugniß, daß man die Gefahren, welche der römischen Herrschaft von den Germanen drohten, wohl erkannt und aus der bitteren Erfahrung eine Lehre gezogen habe. Wie sehr auch Vellejus seinen Helden preist; als der Feldherr im J. 12 den Rhein verließ, um in Rom über das beruhigte Germanien einen Triumph zu feiern, konnte er sich keiner Kriegsthaten rühmen, welche die im Teutoburger Wald erlittene Schmach getilgt hätten. Dies geschah erst durch seinen Neffen **Germanicus**, des Drusus hochherzigen Sohn, dem nach des Tiberius Entfernung die Statthalter-

Marginalia: Aliso fällt. — Tiberius zum dritten Mal am Rhein. 10—12.

schaft über Gallien mit dem Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht am Rhein übertragen ward.

c) Die Feldzüge des Germanicus.

Der Aufstand der Legionen am Niederrhein. 14. Um die Zeit, da Augustus in Nola aus dem Leben schied, wurde Germanicus durch die Nachricht erschreckt, daß im „alten Lager" (Vetera) ein Soldatenaufstand ausgebrochen sei. Der Thronwechsel und in Folge davon eine Reihe von Trauerfesten hatte die Kriegsübungen unterbrochen, die Mannszucht gelockert und die Gemüther der Soldaten mit allerlei Hoffnungen und Wünschen erfüllt und aufgeregt, so daß fast gleichzeitig bei den pannonischen und germanischen Legionen drohende Bewegungen und Meutereien statt fanden. Germanicus eilte aus Gallien, wo er mit der Schatzung beschäftigt war, an den Niederrhein; er traf ein verwildertes Heer, das alle Bande des Gehorsams und der Zucht abgestreift hatte, das sich über den harten und langen Kriegsdienst beschwerte und erhöhten Sold und Geldgeschenke verlangte, das ihm selbst mit lautem Toben die Herrschaft anbot und die Abgesandten des Senats, welche die Botschaft des Regierungswechsels brachten, an den Altären mißhandelte. Nur mit großer Mühe, nachdem unter den Stürmenden selbst eine Spaltung entstanden und die Aufwiegler und verwegensten Gesellen von den eigenen Lagergenossen im blutigen Handgemenge gräßlich ermordet worden*), gelang dem Oberfeldherrn die Herstellung der Ruhe und Ordnung. Der illyrische Aufstand wurde durch des Kaisers Sohn Drusus gebändigt. Zur Sühne für die begangenen Frevel verlangten nun die germanischen Legionen wider den Feind geführt zu werden: sie glaubten die Geister der erschlagenen Waffenbrüder nur dadurch beruhigen zu können, daß sie die sündige Brust mit ehrenvollen Wunden bedeckten. Und Germanicus willfahrte gern ihrer Kriegslust durch einen Feldzug nach dem überrheinischen Lande.

Germanicus. Germanicus war eine der letzten Heldengestalten des sinkenden Roms. In der Blüthe der Jahre stehend vereinigte er alle körperlichen und geistigen Vorzüge mit den Tugenden des tapfern Kriegsmannes. Von edler Gestalt und Haltung, eingeweiht in die griechische Weltbildung der Zeit, als Redner und Dichter gefeiert und mit trefflichen Eigenschaften des Gemüthes und Herzens ausgerüstet, war er der Liebling der Legionen und des Volkes. Man ehrte in ihm den Sohn des Drusus, dessen Bild in veredelter Gestalt in ihm wieder auflebte, den Gemahl der trefflichen Agrippina, der Enkelin Augusts, die ihm eine Anzahl blühender Kinder geboren, den Abkömmling des Triumvir Antonius, dessen Tochter Antonia seine Mutter war; und wenn ihm seine Kriegsthaten in Pannonien und Dalmatien das Vertrauen und die Anhänglichkeit sei-

*) Tacit. Ann. II, 49. „Von allen Bürgerkriegen, die je gewesen, bot noch keiner ein solches Schauspiel dar: nicht in Schlachtreihen, nicht aus entgegenstehenden Lagern, sondern aus denselben Gezelten, wo der Tag sie beim Speisen, die Nacht im Schlafe vereinbart hatte, trennen sie sich in Parteien und werfen das Geschoß: Geschrei, Wunden, Blut sind offenbar, die Ursache verborgen; das Uebrige lenkt der Zufall."

ner Waffengefährten erworben hatten, so gewann er durch die Leutseligkeit seines Charakters, durch sein freundliches mit Würde und Hoheit gepaartes Wesen die Herzen Aller. Wenn er, wie Tacitus erzählt, im abendlichen Dunkel vermummt durch die Gassen des Lagers schlich, um die Stimmung des Heers zu erlauschen, so vernahm er aus den Zelten sein begeistertes Lob; kam er nach der Stadt, so war er stets umdrängt von Freunden und Anhängern aus allen Ständen. Auf den Wunsch des Augustus hatte ihn Tiberius an Kindesstatt angenommen; aber die Vorzüge und Talente des jungen Helden erfüllten die finstere Seele des Kaisers mit Neid und Argwohn, besonders seitdem die Vorgänge am Niederrhein ihm gezeigt hatten, wie gefährlich der hochgestellte von der Gunst der Legionen getragene Feldherr ihm werden könnte. Von Drusus hatte das Volk erwartet, er würde den Freistaat wieder aufrichten; ähnliche Hoffnungen hegte man vom Sohne. Der Aufstand im Ubierlande hatte seine tiefste Quelle in dem Glauben der Legionen, Germanicus werde die Herrschaft eines Andern nicht ertragen können; und wie viele Beweise von Treue und Ergebenheit derselbe auch darlegen mochte, sie waren nicht vermögend die Schreckbilder aus dem mißtrauischen Herzen des Oheims zu verscheuchen. Dieser glaubte fortwährend die Anrede der Legionen an den geliebten Feldherrn zu vernehmen: „Wolle Germanicus die höchste Gewalt, so stehe man für ihn bereit"; in dem volksfreundlichen freisinnigen Wesen erblickte er nur die Absicht, sich den Weg zur Herrschaft zu bahnen.

Germanicus unternahm den Feldzug nach dem überrheinischen Lande unter günstigen Verhältnissen. Die Germanen hatten sich nach dem Siege über Varus einer sicheren Sorglosigkeit hingegeben; ihr Völkerbund war gelockert; die Stammfürsten haderten; Segestes, schon früher voll Neid und Groll auf Armin, zürnte dem Cheruskerhelden noch mehr, seitdem er ihm die Tochter Thusnelda entführt und die willig folgende zum Weibe genommen. Daher war auch der erste Feldzug, den Germanicus noch im Herbste desselben Jahres mit Legionen und Hülfstruppen antrat, von Erfolg begleitet. Er überfiel in einer sternenhellen Nacht die Marsen, die gerade ein Religionsfest mit fröhlichen Gelagen feierten, ließ die arglistig Umstellten unbarmherzig niederhauen, zerstörte ein hochverehrtes Heiligthum und verwüstete ihr Land auf zehn Meilen mit Feuer und Schwert. Ergrimmt über den verrätherischen Ueberfall griffen die Bructerer, Tubanten und Usipeten zu den Waffen und setzten den abziehenden Römern hart zu. Aber Dank der trefflichen Führung und umsichtigen Tapferkeit erreichten sie ohne erheblichen Verlust das Winterlager am Rhein. *(Sein erster Feldzug. 14.)*

Im nächsten Jahr drang Germanicus von Mainz aus in das Gebiet der Katten, verbrannte ihren Hauptort Mattium und verheerte das Land. Hierauf befreite er den Segestes, der, von Armin belagert, die Hülfe der Römer angerufen hatte, führte Thusnelda, die der treulose Vater ihrem Gatten mit Gewalt entrissen und den Feinden übergeben, in Gefangenschaft ab und sandte den Sohn des Segest, Segimund, der, obwohl Priester der Ubier, einst die heilige Binde zerrissen und dem Rufe des Vaterlandes folgend im Teutoburger Wald für die Freiheit gestritten, unter sicherer Bedeckung nach Gallien. Thusnelda, mehr von des Gatten als von des Vaters Geist beseelt, folgte dem Sieger, nicht zu Thränen erniedrigt, nicht flehend, sondern stolzen Blicks die Hände auf die *(Zweiter Feldzug. 15.)*

Brust gefaltet und des Sohnes gedenkend, den sie unter dem Herzen trug und der zur Knechtschaft geboren werden sollte. Voll Wuth und Ingrimm über diese häusliche Schmach durchflog Hermann die Gaue der Cherusker und rief alles Volk zur Rache auf wider die Römer, die sich nicht schämten, Krieg durch Verrath und gegen schwache Weiber zu führen. Es gelang ihm, die Cherusker und mehrere Nachbarstämme zu einem großen Waffenbund zu vereinigen und seinen Oheim Inguiomer, der in der Nähe des Thüringer Waldes sein Herrschergebiet hatte, zur Kriegsgenossenschaft herbeizuziehen. Germanicus begegnete dieser neuen Gefahr mit Muth und Umsicht. Während er selbst, wie einst sein Vater, mit vier Legionen zu Schiffe durch den Drususgraben und den Zuyder-See längs der Küste hinsegelte, durchzog sein Legat Cäcina das Land der Bructerer und der Reiterführer Pedo die Gaue der Friesen. Am Ufer der Ems vereinigten sich die drei Heerabtheilungen und rückten dann, durch die Mannschaft der unterworfenen Chauken verstärkt, unter wilden Verheerungen nach der Lippe zu, wo sie das Schlachtfeld im Teutoburger Wald aufsuchten und den Gebeinen der Gefallenen die letzte Ehre erwiesen.

Germanicus auf dem Schlachtfelde im Teutoburger Wald.

Als das Heer in die Nähe des Teutoburger Waldes kam, erzählt Tacitus, wandelte den Cäsar das Verlangen an, den gefallenen Kriegern und dem Heerführer die letzte Pflicht zu erweisen; das ganze Heer, der Freunde und Verwandten, der Kriegsunfälle und des Looses der Menschheit gedenkend, wurde von Mitleid und Rührung ergriffen. Nachdem Cäcina vorausgesandt worden, die Schluchten des Waldes zu erspähen und Brücke und Dämme über sumpfiges Moorland und trügerische Felder zu legen, betraten sie die Trauerstätte, gleich schauderhaft für den Anblick wie für die Erinnerung. Die Lager des Varus standen noch; an der engen Umwallungslinie des zweiten konnte man erkennen, daß es nur noch die Trümmer des Heeres umfaßt habe. Auf der Wahlstatt bleichten die Gebeine der Gefallenen, hier gehäuft, dort zerstreut, je nachdem Flucht oder Widerstand versucht worden war; zwischen den Menschenleichen lagen zerbrochene Waffen und Gerippe von Rossen; von den Baumstämmen starrten hohle Schädel herab, in den nahen Hainen erblickte man Altäre, wo die Tribunen und Centurionen den Göttern geschlachtet worden. Einige der Schlacht oder der Gefangenschaft Entronnene zeigten die Stellen, wo die Legaten gefallen, wo Varus die erste Wunde erhalten, wo er sich das Schwert in die Brust gestoßen; wo Armin zu der Menge geredet, wo die Gefangenen aufgeknüpft, wo die Adler geraubt und gehöhnt worden. Das Heer, zugleich von Wehmuth und Zorn erfüllt, beerdigte die Gebeine der drei Legionen, sechs Jahre nach der Niederlage und keiner wußte, wessen Ueberreste er mit Erde bedecke, ob eines Verwandten oder Fremden. Der Cäsar selbst legte die erste Scholle zu einem Grabhügel, den Geschiedenen das letzte Geschenk, den Anwesenden ein Zeugniß theilnehmenden Schmerzes. Tiberius aber mißbilligte die Leichenbestattung, entweder weil er glaubte, daß die Soldaten durch den schrecklichen Anblick niedergeschlagen und muthlos geworden oder weil er in der Handlung des Feldherrn ein Buhlen um die Gunst des Heeres und Volkes argwohnte.

Cäcina's gefahrvoller Rückzug.

Nach einem Gefechte mit Armin, worin die römische Reiterei im sumpfigen Waldesgrund große Verluste erlitt, ordnete Germanicus den Rückzug an. Während er selbst mit seinen Legionen von der Mündung der Ems auf dem

früheren Wege längs der Küste hinsegelte, zu Lande begleitet von der geschwächten Reiterei, zog Cäcina, ein erfahrener Kriegsmann, der vierzig Feldzüge durchgemacht, mit dem größten Theil des Heeres auf dem langen Dammwege, den einst Domitius über die Moorgründe angelegt, links von der Lippe dem Rheine zu. Dieser Kriegsplan brachte die Römer in große Noth. Die vierzig Cohorten, welche Cäcina auf dem hie und da durchbrochenen Knüppeldamm über schlüpfrigen Boden hinführte, waren, von unwegsamen Schluchten und Morästen eingeschlossen, und von den Germanen umringt und durch stete Angriffe beunruhigt, in Gefahr, das Schicksal des Varus zu erleiden. Am Tage im ungleichen Kampfe ermattet und mit Wunden bedeckt, wurden sie in der Nacht durch die wilden Schlachtgesänge der auf den Höhen gelagerten Feinde in Furcht und Schrecken gesetzt; ihre Einbildungskraft führte ihnen die grausen Bilder des Todes, die sie auf der Wahlstatt im Teutoburger Wald erblickt, vor die aufgeregte Seele. Cäcina erblickte im Traume die blutige Gestalt des Quinctilius Varus aus den Sümpfen emporsteigen und ihm winken. Schon hatten sie in zweitägigem fruchtlosem Kampfe ihr Feldgeräthe verloren und sahen mit erschöpften Kräften den sichern Untergang vor Augen. Da brachte ihnen der Siegesübermuth der Germanen und das überlegene Kriegstalent des besonnenen Cäcina unerwartet Rettung. Ein voreiliger Angriff, den die Deutschen gegen den Rath Armins auf Antrieb des Inguiomer wider das feindliche Lager unternahmen, wurde durch die plötzlich hervorbrechenden Römer zurückgeschlagen. Inguiomer verließ schwer verwundet den Kampfplatz; in Unordnung und von den Feinden verfolgt zogen sich die Germanen in die Berge. Nun führte Cäcina die Legionen rasch dem Rheine zu. Aber das Gerücht von ihrem Unfalle war ihnen vorausgeeilt. Man glaubte das Heer vernichtet und sah im Geiste die Feinde heranstürmen. Schon traf man Anstalten, die Brücke bei Vetera abzutragen, als Agrippina herbeieilte und die feige That verhinderte. Und als das Heer ankam, empfing die heldenmüthige Frau, gleich einem Feldherrn am Brückenkopf stehend, die Heimkehrenden mit freundlichem Zuspruch, beschenkte die Beraubten und pflegte die Verwundeten.

Rückzug zur See.

Bald traf auch Germanicus mit seinen Truppen ein, deren Untergang das Gerücht gleichfalls verkündigt hatte. Und allerdings hatten auch sie große Gefahren bestanden. Wegen des seichten Wassers konnten nur zwei Legionen zu Schiffe fortgebracht werden, die beiden andern sollte der Legat Vitellius am Saume des Meeres hinführen. Aber diese wurden von der Fluth eingeholt, die dem Soldaten bis an die Brust reichte und alle Ordnung auflöste; Wirbel und Wellen rissen Menschen und Thiere fort; Zugvieh, Gepäck und Leichen trieben auf dem Wasser umher. Nur mit Noth und großen Verlusten entgingen sie dem gänzlichen Verderben. Germanicus und Agrippina aber waren aufs Eifrigste bemüht, durch Leutseligkeit und freundlichen Zuspruch, durch Belohnung und Pflege die Leiden und Beschwerden in Vergessenheit zu bringen, und

Gallien, Spanien und Italien wetteiferten in dem Bestreben, durch Waffen, Pferde und Geld den Schaden zu heben.

Dritter Feldzug. 16. Mehr aus Besorgniß über die wachsende Liebe und Anhänglichkeit der Legionen zu dem Feldherrn und seiner Familie als aus Verdruß über die Unfälle der germanischen Heerfahrt beschloß der Kaiser, den Germanicus vom Rheine abzurufen und ihn nach dem Morgenlande zu entsenden. Um so mehr drängte es den Feldherrn, den germanischen Krieg, dessen Beendigung er als eine Ehrensache ansah, zu einem rühmlichen Ziele zu führen. Eine Flotte von tausend Schiffen mit flachen Kielen zur Fluth und Ebbe eingerichtet und mit Zufuhr und Mannschaft reich versehen, sammelte sich an den batavischen Inseln. Auf dieser fuhr er mit acht Legionen an die Mündung der Ems und zog dann zu Lande an die Weser, auf deren rechtem Ufer die Deutschen unter Armins Führung aufgestellt waren. Armin und Flavius. Im römischen Heere diente ein Bruder des Cheruskerfürsten, Flavius genannt, der für seine Kriegsdienste in Pannonien und den Verlust eines Auges mit Sold und Ehrenzeichen belohnt worden war. Hermann begehrte und erlangte eine Unterredung mit ihm; aber wie warm er denselben im eigenen und in der Mutter Namen ermahnte, sich ans theure Vaterland anzuschließen, für die angestammte Freiheit und für die heimischen Götter zu kämpfen, an der Brust des verblendeten und entarteten Mannes prallten seine Worte wirkungslos ab. Hätte nicht der Weserstrom die ungleichen Brüder getrennt, so wäre es zum Zweikampf gekommen. So bietet Deutschland schon in der frühesten Zeit das Schauspiel des Bruderkampfes und der nationalen Spaltung dar.

Die Heere bei Idistavisus. Am andern Tag führte Germanicus seine Heere über den Fluß. Die batavische Reiterei, die der Hauptmacht vorauszog, wurde von den Cheruskern mittelst einer Scheinflucht in eine von Waldhöhen umringte Ebene gelockt, wo die Mehrzahl derselben sammt ihrem tapferen Führer Cariobald den Streichen der Gegner erlag. Bald darauf kam es in einer zwischen der Weser und der angrenzenden Hügelkette sich hinziehenden Ebene, von Tacitus I d i s t a v i s u s genannt, zur Schlacht.

Ehe der Kampf begann, bemüheten sich die beiden Führer ihre Krieger anzufeuern, Germanicus indem er den Seinigen die Furcht vor dem ungleichen Kampfe in der waldigen Gegend, und vor den hohen Gestalten und den wilden Blicken der Feinde zu benehmen suchte und die Vorzüge ihrer eigenen Bewaffnung vor der elenden Wehr der andern hervorhob; vor ihren Schildern aus Holz und Weidengeflecht, vor ihren kurzen Speeren oder im Feuer gehärteten Stangen; Arminius indem er die Germanen an die früheren Siege und an die römische Habsucht, Grausamkeit und Uebermuth erinnerte und sie dann fragte, ob ihnen etwas Anderes übrig bleibe, als die Freiheit zu behaupten oder zu sterben ehe die Knechtschaft über sie käme?

Niederlage der Germanen. Aber wie muthig auch die Germanen in den Kampf rückten; die Kriegskunst der Legionen, unterstützt durch das Feldherrntalent und die entschlossene Führung des Cäsar Germanicus, trug den Sieg davon. Umsonst suchte Armin

durch kühnes Vordringen und Zuruf die Schlacht zu halten; an der frischen Kraft der anrückenden Bundestruppen, der Gallier, Rhätier, Vindelicier brach die Heersäule der Cherusker; verwundet und das Gesicht von Blut entstellt, um unerkannt zu bleiben, entkam der deutsche Fürst durch die Anstrengung seines Schlachtrosses in das Gebirge. Auch den Inguiomer rettete dieselbe List und die Schnelligkeit seines Pferdes. Die Uebrigen wurden niedergemacht. Viele, die über die Weser zu schwimmen versuchten, fanden ihren Tod durch die feindlichen Geschosse, durch die Gewalt der Wellen, durch die Masse der Nachstürzenden und die weichenden Ufer. Einige, die sich in den Wipfeln und Aesten hoher Eichen versteckten, wurden von den Bogenschützen getödtet oder durch das Fällen der Bäume erschlagen. Bis in die Nacht dauerte das Schlachten; zwei Meilen weit war Alles mit Leichen und Waffen bedeckt. Das römische Heer begrüßte den Germanicus als Imperator und errichtete auf dem Schlachtfeld ein stolzes Siegesdenkmal mit den Namen der überwundenen Völker.

Die Deutschen waren der römischen Uebermacht erlegen, aber ihr Muth war nicht gebrochen; die Errichtung des Siegesdenkmals auf ihrem Grund und Boden entflammte sie zu Zorn und Rache. Vornehme und Geringe, Alte und Junge griffen zu den Waffen und drangen abermals, von Inguiomer und dem verwundeten Armin geführt, auf das römische Kriegsheer ein. So ereignete sich wenige Tage nachher eine zweite Schlacht, zwei Meilen östlich von der vorigen Wahlstatt, bei einem breiten Damm, den einst die Angrivarier als Grenzwehr gegen die Cherusker aufgeworfen hatten. Erneuerung der Schlacht.

Furchtbar war die Schlacht: durch den Wall geschützt leisteten die Germanen einen verzweifelten Widerstand; und als sie endlich durch die Schleuderer und Bogenschützen zum Weichen gebracht, sich aufs Neue im Wald aufstellten, wo sie einen Sumpf im Rücken hatten, erneuerte sich der Kampf mit gleicher Heftigkeit, bis die Nacht die Streitenden trennte. Die Germanen waren im Nachtheil durch den engen Raum und durch die mangelhafte Bewaffnung; „ihr helmloses Haupt, ihre unbeschirmte Brust war den Schwertstößen des wohlgepanzerten römischen Soldaten ausgesetzt.“ Dennoch kämpften sie mit wunderbarer Tapferkeit. Inguiomer durchflog die Reihen und mahnte zum Ausharren; auch Germanicus nahm den Helm vom Haupt, um von Allen erkannt zu werden, und befahl Alles niederzustoßen.

Der Sieg der Römer war kein entscheidender, wenn schon ein stolzes Denkmal verkündete, daß die Legionen des Kaisers Tiberius die Völker zwischen Rhein und Elbe überwunden hätten. Noch im Sommer führte Germanicus das Heer zurück, ohne Fürsorge für die Behauptung des Landes getroffen zu haben. Einige Legionen gelangten auf dem Landwege an den Rhein, mit den andern zog der Feldherr selbst nach der Ems, um sich wieder einzuschiffen. Aber kaum hatte die Flotte die hohe See erreicht, so erhob sich ein heftiger Sturmwind, der die Fluthen mächtig emportrieb. Die Schiffe, weit in das Meer hinausgeschleudert, geriethen auf Felsen und Klippen oder wurden auf verborgene Untiefen geführt. Pferde, Lastvieh, Gepäck, sogar Waffen wurden Rückzug. Sturm auf der Nordsee.

über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern und flott zu halten. Viele gingen zu Grunde, andere wurden an entlegene Inseln verschlagen, wo der Soldat in menschenleerer Gegend durch das Fleisch angeschwemmter Pferde sein Leben fristete. Das Schiff des Germanicus wurde an das Land der Chauken getrieben. Dort stand er Tag und Nacht auf einem vorspringenden Felsenriff und blickte verzweifelnd in den Aufruhr der Natur, sich selbst die Schuld des entsetzlichen Unglücks beimessend. Kaum hielten ihn die Gefährten ab, den Tod in der Brandung zu suchen. Endlich legte sich der Sturm und es gelang den Schiffern, die minderbeschädigten Fahrzeuge mit dem Rest des Ruderwerks und mittelst ausgespannter Kleider in die Mündung des Rheins zu führen. Von den Verschlagenen und Schiffbrüchigen wurden viele durch ausgesandte Boote zurückgebracht, manche lieferten die deutschen und britischen Völker gegen Lösegeld aus. Die Heimgekehrten erzählten Wunderdinge von Wirbeln und Strudeln, von Seeungeheuern und Zwittergeschöpfen, wie sie Angst und Schrecken ihrer Einbildung vorgeführt.

Streifzug zu den Katten u. Marsen. Um den schlimmen Eindruck zu brechen, den die Kunde von diesen Unfällen auf die Germanen und das nahe Gallien hervorbringen konnte und zu beweisen, daß Roms Macht am Rhein ungeschwächt sei, unternahm Germanicus noch in demselben Herbst einen neuen Feldzug in das überrheinische Land. Während sein Legat Silius in das Gebiet der Katten einfiel, zog er selbst verheerend mit großer Macht zu Fuß und zu Roß gegen die Marsen. Aber die einzige Ausbeute, welche dieser unwürdige Streifzug den Römern einbrachte, war einer der verlornen Adler aus der Varus-Schlacht. Ein vertriebener Fürst dieses Volkes, der als Flüchtling zu den Römern gekommen war, verrieth die Stelle, wo er in einem Haine verscharrt worden. Einen andern soll Germanicus schon auf seinem ersten Zuge zurückgebracht haben.

Germanicus abberufen. Damit nahm der Krieg der Römer im nördlichen Deutschland sein Ende. Unter großen Entwürfen zu einer neuen Heerfahrt gegen die Germanen, deren Unterwerfung der tapfere Kaisersohn als die ruhmvolle Aufgabe seines Lebens betrachtete, wurde er durch ein Schreiben des Tiberius abberufen. „Es seien der Erfolge und der Unfälle genug: er möge zu dem Triumphe heimkehren, den er ihm für seine Thaten bestimmt habe. Da die Kriegsehre hergestellt und Roms Rache Genüge geschehen, so könne man die Cherusker und die andern empörten Völker Germaniens ihrer eigenen Zwietracht überlassen. Umsonst bat Germanicus den Kaiser, er möge ihm nur noch ein Jahr gönnen, dann werde er den Krieg zu einem rühmlichen Ende führen: die Antwort war, er solle zur Uebernahme des Consulats heimkehren; sei der Krieg noch weiter nöthig, so möge sich sein Bruder Drusus am Rhein Lorbeern und den Feldherrnamen verdienen.

Sein Triumph über d. Deutschen. 17. Germanicus gehorchte. Im nächsten Jahr feierte er in Rom seinen glänzenden Triumph über die deutschen Völker, wobei die wiedergewonnenen und

die erbeuteten Feldzeichen und Waffen nebst den Bildern deutscher Ströme, Berge und Schlachten durch die Straßen der geschmückten Stadt getragen wurden. Vor dem prachtvollen Siegeswagen, auf welchem der stattliche Imperator umgeben von seinen fünf blühenden Kindern thronte, schritten viele gefangene Männer, Frauen und Kinder von vornehmem Stande in Sclavenketten einher. Unter ihnen befand sich Armins Gattin Thusnelda und ihr Sohn, Thumelicus, den sie in der Gefangenschaft geboren. Beide starben in fremder Knechtschaft. Aus der dunkeln Angabe bei Tacitus, daß Armins Sohn zu Ravenna aufgewachsen und einem schmachvollen Schicksal anheimgegeben worden, haben neuere Forscher und Dichter geschlossen, er sei zum Gladiator erzogen worden. („Der Fechter von Ravenna.") Nach Strabo zogen auch noch Segimund, Thusnelda's Bruder, und sein Vetter Sisithacus nebst dessen fürstlicher Gemahlin Rhamis in Sclavenketten einher. Segestes aber stand auf einem Ehrenplatz und sah von demselben herab die Feier der Römer und das Unglück seiner Kinder. „Das war der Lohn seines Verrathes am Vaterland."

Der Geist der inneren Zwietracht, dem Tiberius die Germanen überantwortete, trat bald zu Tage. Der niederdeutsche Cheruskerbund im Nordwesten gerieth mit dem Markomannenbund im Südosten in Krieg. **Armin**, stolz auf seine Thaten mochte die Führerschaft über die ganze Nation angestrebt haben und deshalb mit dem klugen und ehrgeizigen Markomannenfürsten **Marbod**, der während des deutsch-römischen Krieges eine ruhige Haltung beobachtet hatte, in Streit gerathen sein. Die Stammhäupter scheinen sich mehr zu Marbod, die Völker mehr zu Armin hingeneigt zu haben, wenigstens finden wir Armins Oheim Inguiomer auf Seiten der Markomannen, dagegen die an den Ufern der Elbe seßhaften Langobarden und Semnonen mit Armin im Bunde. Im dritten Jahre nach dem Abzug des Germanicus kam es zwischen beiden Bundesgenossen zur blutigen Entscheidung. Die Schlacht fand wahrscheinlich an der Saale statt und endete mit dem Rückzug Marbods nach Böhmen. Den weiteren Verlauf kennen wir nicht; nur so viel geht aus den späteren Ereignissen hervor, daß die Trennung fortbestand, daß umsonst deutsches Blut durch deutsche Hand vergossen ward und daß die durch die Zwietracht erzeugte Schwäche den Römern Gelegenheit gab, das germanische Land von Süden her aufs Neue zu verwirren. Marbod durch äußere Angriffe und inneren Abfall geschwächt, wandte sich um Hülfe an Tiberius. Dieser aber zog es vor, den Streit zu nähren und Marbods stolzen Staatsbau an der eigenen Auflösung hinsterben zu lassen. Der deutsche Herzog ließ sich bewegen über die Donau zu setzen und den Beistand des Cäsar Drusus, der weiter abwärts ein Standlager hatte, anzurufen. Dieser hielt ihn mit Versprechungen und Unterhandlungen so lange hin, bis das durch Parteigänger und Aufwiegler verführte deutsche Heer seinen Feldobersten verließ und diesem nur die Wahl blieb zwischen selbstgewähltem Tode oder Ergebung an die Römer. Er zog das Leben dem ruhm-

Armins und Marbods Ausgang.

19.

20. vollen Untergang vor. Nach Ravenna gebracht lebte er noch 18 Jahre lang von dem Gnadenbrode, das ihm der Erbfeind seines Vaterlandes reichte. Seine Soldaten wurden in Mähren angesiedelt. Gleiches Schicksal hatte der Gothonenfürst Catualda, der Marbods Fall am nachdrücklichsten bewirkt hatte, dann aber, als er an dessen Stelle treten wollte, von den Hermunduren vertrieben ward. Die Römer nahmen den schutzflehenden Flüchtling auf und wiesen ihm das gallische Forum Julium zum Aufenthaltsort an.

Die in Mähren angesiedelten Kriegsleute Marbods und Catualda's erhielten von den Römern den Vannius zum König, der anfangs bei dem Volke beliebt sein Reich durch Raub und Zins bereicherte, dann aber durch eine gegnerische Partei im eignen Lande geschwächt, den feindlichen Angriffen der Hermunduren und Ligier (in Schlesien) erlag. In einer unglücklichen Feldschlacht nach rühmlichem Kampfe überwunden, floh er verwundet zu den Römern, die ihm und seinem Gefolge Wohnsitze in Pannonien anwiesen. Seine beiden Neffen, die seinen Fall hauptsächlich bewirkt hatten, theilten sich in das verlassene Reich und versicherten sich des römischen Schutzes durch treue Anhänglichkeit und Hingebung an das herrschende Volk. So erreichten die Römer durch Hinterlist und Tücke und durch die Zwietracht der Feinde mehr als durch die Gewalt der Waffen.

Um dieselbe Zeit fand auch Armin seinen Ausgang. Wir haben von dem Ende des Helden keine weiteren Nachrichten als die kurzen Worte, womit Tacitus das zweite Buch seiner Annalen schließt: „Armin hatte, nach dem Abzug der Römer und nach Marbods Vertreibung die Königsgewalt anstrebend, den Freiheitssinn seiner Volksgenossen wider sich; und als er, mit den Waffen angegriffen, mit abwechselndem Glücke stritt, fiel er durch den Verrath seiner Verwandten. Unstreitig war er Germaniens Befreier. Er hat nicht, wie andere Könige und Heerführer, das römische Volk in seiner Schwäche, sondern zur Zeit seiner größten Macht bekämpft. In Schlachten nicht immer glücklich ist er im Kriege unbesiegt geblieben. Er hat sieben und dreißig Jahre des Lebens, zwölf der Heerführung erfüllt. Noch wird er besungen bei den barbarischen Völkern. Den Jahrbüchern der Griechen ist er unbekannt, denn diese bewundern nur das Ihrige; auch bei den Römern wird sein Ruhm nicht genug gepriesen, da wir nur das Alte erheben, das Neue nicht beachten.“ Ein herrliches Lob aus einer fremden aber edeln Feder, die auch im Feinde Tugend und Seelengröße ehrte. Die Lieder, worin das deutsche Volk seinen ersten Helden verherrlicht hat, sind verklungen; keine heimische Sage ist aus dem Dunkel der Vorzeit zu uns gedrungen. Selbst das kolossale Standbild, das unser Zeitalter dem Befreier Deutschlands auf dem Teutberge zu Detmold zu setzen unternommen hat, ist unvollendet geblieben. Die Worte des Tiberius, des klugen Menschenkenners, haben sich von jener Zeit an fort und fort bewährt. Der Feind braucht nur die alte Saat der Zwietracht auszustreuen, um die Kraft der deutschen Völker durch sich selbst zu zerstören.

B. Die Zustände im Innern.

Der germanische Name schuf in dem Gemüthe der Römer bittere Empfindungen und in seiner Phantasie düstere Bilder der Erinnerung. Von dem Tage an, da die Cimbern und Teutonen durch die Alpenthore brachen und sich wie eine verheerende Lawine Verderben bringend auf das schöne Italien stürzten, betrachtete man in Rom die unbekannte Völkerwelt, die hinter dem großen Gebirgsvorhang in ewiger Bewegung auf- und niederwogte, mit unheimlichem Grauen. Selbst Cäsars kriegskundige Legionen konnten sich eines bangen Gefühles nicht erwehren, als sie gegen die suevischen Kriegsschaaren Ariovists in die Schlacht zogen. Diese Schreckbilder wurden noch vermehrt durch die Erzählungen von der varianischen Niederlage im Teutoburger Wald, durch die Schilderungen, welche die Soldaten und Gefangenen von dem rauhen Lande und den wilden Bewohnern, von den hohen Gestalten und den blutigen Opfergebräuchen in der Heimath verbreiteten. Die Männer des Südens machten sich die schauerlichsten Vorstellungen von dem Lande Germanien; von den undurchdringlichen Wäldern, die von den Ufern des Rheins bis in das Quellgebiet der Elbe neun Tagereisen weit sich nach Osten erstreckten, und in dem märchenhaften hercynischen Wald voll unbekannter Wunderthiere ihren Kern und Mittelpunkt hatten; von den sumpfigen Einöden und Haiden, die im Norden bis an die stürmische See reichten, wo dichte Nebel den belebenden Sonnenstrahlen den Zugang wehrten und Schnee und Winterkälte über die mit Gras und Haidekraut bedeckten Felder und Marschen gelagert waren, wo keine gangbaren Straßen von einem Lande zum andern führten. Und so fest wurzelten diese Vorstellungen von dem unwirthlichen freudeleeren Deutschland in der Seele des Römers, daß noch der vorurtheilsfreie Tacitus den Ausspruch that: „Wer möchte Asien, Afrika oder Italien verlassen, um Germanien aufzusuchen, welches häßlich ist von Seite der Erde, rauh von Seite des Himmels, traurig für den, der es bewohnt oder auch nur besieht, außer es wäre sein Vaterland?" Dazu kam noch die Einbildung der Römer, die außerhalb ihres Reiches nur Wildniß und Barbarei erblickte. So heißt es bei Seneca: „Betrachte alle Völker, bei denen der römische Friede aufhört, die Germanen und die an der unteren Donau umherschweifenden Völkerschaften, drückt nicht auf sie ein beständiger Winter, ein trauriger Himmel; nährt sie nicht mit boshafter Kargheit ein unfruchtbarer Boden?" Und doch wuchsen damals schon neben der majestätischen Eiche und der dichtbelaubten Linde auch Fruchtbäume mancherlei Art, und neben Gras und ärmlichen Moosen prangten Getreidefelder voll Roggen, Waizen, Hafer und Gerste; und doch gaben damals schon die Berge Eisen zu Wehr und Waffen, und in Mattiacum (Wiesbaden) und im Lande der Tungern (Spaa oder Aachen) trieben schon damals die Heilquellen ihren heißen Sprudel aus der Erde hervor; und doch rühmten selbst die Römer

Roms Stellung zu den Germanen. Vorurtheile und mangelhafte Erkenntniß.

die Menge des Rindviehes und der Pferde, die Heerden der Gänse, deren weiche Federn sie zu Kissen und Polstern verwendeten, den Reichthum an Fischen, Geflügel und Wild, womit sie selbst ihre Tafelgenüsse mehrten. Nur die Gold und Silber tragenden Berge hatten ihren Schooß noch nicht geöffnet. „Silber und Gold haben ihnen die Götter, soll ich sagen aus Huld oder Zorn? — versagt.“ Im Innern beruhte der Verkehr noch auf Tauschhandel, und nur in den Grenzländern war römisches Geld in Menge vorhanden. Die goldenen und silbernen Gefäße, womit die Gesandten und Häupter beschenkt wurden, standen bei ihnen, wie Tacitus versichert, nicht höher im Werth als irdene.

Die Furcht, welche die Römer Anfangs vor den Deutschen hegten, ging mit der Zeit in Bewunderung ihrer körperlichen Vorzüge und kräftigen nationalen Eigenthümlichkeit über. Die „Germania“ des Tacitus, von der später die Rede sein wird, kann als der Ausdruck dieser Anschauungsweise gelten. Der persönliche Verkehr nach der Beendigung des Krieges mochte manches frühere Vorurtheil abstreifen und einer günstigeren Auffassung, einer wohlwollenderen Gesinnung Raum schaffen. So kam es, daß während die Ansichten über Land und Klima von den ungünstigen Eindrücken zeugten, welche man in Rom aus dem Munde von Gefangenen, von Kaufleuten, von Abenteurern oder aus den übertreibenden Erzählungen der Soldaten schöpfte, wenigstens der deutsche Mensch größere Anerkennung und Würdigung fand, — ja daß zuletzt das Verlangen entstand, „ihm ähnlich zu werden an Gestalt und Art“. Man bewunderte die schlanken und kraftvollen Gestalten der deutschen Männer und Frauen, die wallenden goldenen Haare, die hellen lichtblauen Augen, worin Stolz, Trotz und Hoheit der Gesinnung wohnte. Ja die vornehmen Damen der Weltstadt suchten durch künstliche Mittel ihrem Haare dieselbe Färbung zu geben, die ihnen an den germanischen Frauen und Jungfrauen so sehr gefiel. Der Muth, die Stärke und Tapferkeit und die ganze kriegerische Haltung, die man in der Schlacht und im Handgemenge kennen und fürchten gelernt, ehrte man im friedlichen Umgang; und der Reinheit der Sitten, der Tugend der Gastfreundschaft, der Treue und Redlichkeit des Gemüthes, der Keuschheit des Ehebundes und der zarten Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht zollte der römische Geschichtschreiber solche Anerkennung, daß man in seinem Werke über die Sitten, Lebensweise und Einrichtungen unserer Vorfahren die Absicht erkennen wollte, in der Schilderung des Naturvolkes seinem entarteten, in Lüsten und Laster versunkenen Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, die Verderbniß des eigenen Volkes am fremden Gegensatz zu zeichnen und zu strafen. Die freudige Bewunderung, die aus seiner Schilderung des ehelichen Lebens mit seiner Kraft und Sittenreinheit hervorleuchtet, durchbricht ein Schmerzensruf über die römische Verderbniß. Je mehr auf dem römischen Erdkreise nur der Abglanz einer schönen Vergangenheit leuchtete, Alles einem ruhmlosen Untergang entgegenreifte, in desto verklärterem Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in

dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Menschheit abspiegelte. Dabei zieht sich eine dunkle Ahnung durch das Buch, daß von dem Volke, welches, wie er sagt, sich dem Gedächtnisse der Römer tiefer eingeprägt, als die Samniten, die Punier und die Parther, und über das man in einem Zeitraum von zweihundert Jahren mehr Triumphe gefeiert als Siege erfochten, einst Gefahr und Verderben über Rom kommen werde, daß die dunkle Wetterwolke am nördlichen Saume des italischen Horizontes noch neue und stärkere Schläge aussenden könne, als die bereits erlittenen, denn „gewaltiger als die Macht des Partherkönigs sei die germanische Freiheit". Sein Trost und seine Hoffnung beruht allein auf der Feinde Zwietracht und gegenseitigem Hasse. „Möge den germanischen Völkern doch bleiben und dauern, wo nicht die Liebe zu uns, doch der Haß gegen sich selbst; denn bei des Reiches drohendem Geschick kann das Verhängniß uns schon nichts Größeres mehr gewähren, als der Feinde Zwietracht."

Fassen wir nun die einzelnen Züge, welche die „Germania" über die deutschen Völker, ihre Einrichtungen, Lebensformen und Sitten ohne strenge Ordnung und Eintheilung uns vorführt, zu einem Ganzen zusammen, so werden wir ein Charakterbild erhalten, in dem sich zwar viele Lücken und dunkle Stellen finden, und das in einzelnen Theilen den römischen Standpunkt des Verfassers und die trübe Quelle nationaler Ueberlieferung und Vorurtheile verräth; das aber dennoch die Grundzüge der germanischen Natur und die Keime der nachfolgenden Entwickelungsformen erkennen läßt und dessen Angaben durch anderweitige Nachrichten, durch Traditionen und durch Rückschlüsse aus späteren Verhältnissen ergänzt und erläutert, die Wurzeln des Lebensbaumes der germanischen Nation bilden.

a) Germanische Völkerschaften.

Uebereinstimmend mit Cäsar beschreibt Tacitus die Germanen als ein zahlreiches Volk, das ohne Städte und ohne größere zusammenhängende Menschenmassen von den Ufern des Rheins und der Donau bis an die nördlichen Meeresküsten und in die unbekannten Regionen der Weichsel und des karpathischen Bergrückens zerstreut und in viele Völkerschaften gespalten, sein Dasein in festausgeprägten Lebensformen verbrachte. Die Alpenländer bis zur Donau standen bereits unter Roms Herrschaft und zählten nicht mehr zu Deutschland; eben so wenig die Bewohner des linken Rheinufers, wenn schon mehrere derselben, wie die Tungern an der Maas, die Trevirer, Nervier, Eburonen u. a. sich noch ihrer germanischen Abkunft rühmten (III, S. 761). Die Völkerschaften, die von den Tagen Cäsars an bei verschiedenen Gelegenheiten auf der westlichen Seite des Grenzstromes angesiedelt worden waren, hatten bereits ihr heimisches Wesen mit der römischen Cultur und Sprache vertauscht. Die Ubier, in deren Land Agrippa einst eine Militärcolonie mit

Begrenzungen.

Die Ubier in Köln.

einem gefeierten Tempel des Kriegsgottes gegründet, führten bereits den Namen „Agrippiner“, seitdem durch die jüngere Agrippina, des Kaisers Claudius Gemahlin, die Stadt, die noch bis zur Stunde durch den Namen Köln ihren Ursprung von der agrippinischen Colonie ankündigt, erweitert und zum Anfang
50. ihrer Blüthe gebracht worden war. Aber von einer aus Ubiern, Römern, Galliern gemischten Bevölkerung bewohnt, die der leichte Gewinn, der lebhafte Verkehr und das lockere Lagerleben dahin zog und die als Handelsleute, Wirthe, Handwerker und Dienstleute leicht die Vortheile und Genüsse des Augenblicks mehr achteten als Tugend und Sittlichkeit, war die römische Coloniestadt den Germanen ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, besonders nachdem sie im Bataverkrieg ihre Stammesgenossen treulos an Rom verrathen hatte. — Auch auf der Ostseite des deutschen Stromes, zwischen Rhein, Main und Donau, da wo einst die Markomannen die Grenze gehütet, hatten die Römer bereits ihre Herrschaft ausgedehnt und den aus allerlei Volk gemischten Einwanderern, welche sich nach und nach in diesen vorgeschobenen und darum noch unsicheren Besitzungen niedergelassen und gegen Entrichtung einer Abgabe von Getreide, Baumfrüchten und Vieh den Schutz der Kaiser erworben, den Stempel ihrer Cultur und Nationalität aufgedrückt. Dies ist das von Tacitus als Zehentland (Agri decumates) bezeichnete Gebiet, welches die Römer wahrscheinlich unter Domitian oder Trajan in Besitz nahmen und in der Folge durch den Grenzwall oder Pfahlgraben gegen die Einfälle der Germanen schützten.

Das Decumatland. Dieser Grenzwall, dessen Spuren das Volk noch jetzt als „Teufelsmauer“ bezeichnet, reichte vom Main über Kocher und Jaxt bis zur baierischen Donau. Da die römischen Legionen zwei Jahrhunderte lang das Land gegen die andringenden Feinde vertheidigten, so entwöhnten sich die Einwohner der Waffen. Sie verloren die Freiheit und die kriegerische Tugend der Ahnen, gewannen aber unter römischem Schutz und römischer Pflege eine Bodencultur und verfeinerte Lebensweise, welche den jenseitigen Stammländern noch ein Jahrtausend fremd blieben. „Denn nicht allein, daß die Römer die von Barbaren spärlich bewohnte Wüste, der wiederholten Einfälle ungeachtet, schnell in blühende Provinzen umschufen, indem sie überall erst feste Kriegsplätze anlegten, und in deren Bereich Municipalstädte mit Märkten, Tempeln, Theatern, Gerichtshäusern, Wasserleitungen, Bädern, mit dem gesammten städtischen Luxus der überalpischen Heimath gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Frist die etwa noch seßhaften Bewohner an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten; sie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erspähen, und alles Vorhandene zur sinnreichsten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten gedeihlich ihre edeln Obstbäume, Getreidearten und Gemüse unter den fremden Himmelsstrich und schickten eigenthümliche Feld- und Walderzeugnisse, selbst Spargel und Rüben zum Genuß in ihre Hauptstadt; sie bewässerten künstlich Wiesen und Ackerland und zwangen die Oede bisher unbekannte Frucht zu tragen; sie durchforschten Ströme und Bäche nach neuern leckern Fischgattungen, und veredelten die Hausthiere; sie schürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerbarsten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten,

wandten bereits die noch jetzt gesuchten härtesten Steinarten (Lava) zu ihren Mühlwerken, den zähesten Thon zu ihren Ziegelöfen an; sie leiteten Kanäle, regelten den Lauf der Wässer, bauten in Gegenden, die wie das Mosellland reich an Marmor, Sägemühlen zum Schneiden des Gesteins; kein heilkräftiges Wasser, kein warmer Quell, so erwünscht dem verwöhnten Südländer, verbarg sich ihnen; von Aachen bis Wiesbaden, von Baden-Baden bis nach Baden in der Schweiz, von Partenkirch (Parthanum) in den rhätischen Alpen bis Baden bei Wien hinab benutzten sie nicht allein diese Gabe einer reichen Natur; sie sammelten die Wässer in künstlichen Becken, überbauten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Sälen, schmückten sie mit Bildwerken und Inschriften, dergleichen die Nachwelt noch jetzt staunend aufgräbt, ja sie würdigten den ärmlichen Kunstfleiß der Eingeborenen ihrer Aufmerksamkeit, machten ihn ihrem Bedürfniß dienstbar." Noch jetzt zeugen die Reste breiter gemauerter Heerstraßen, die große Menge ausgegrabener Denkmäler, Bildsäulen, Altäre, Waffen, Bäder, Münzen, Vasen und Schmucksachen aller Art von dem reichen Culturleben, das sich in dem Decumatland unter römischer Pflege entfaltete. Augsburg war der Mittelpunkt des Verkehrs, der Stapelplatz der Handelsgüter, welche die östlichen und südlichen Länder mit den nördlichen und westlichen tauschten; aber auch Constanz und Bregenz am Bodensee, Badenweiler und Baden-Baden (Aquä Aureliä) an den Vorhügeln des Schwarzwaldes, Ladenburg am Neckar u. a. O. nahmen regen Theil an den Vortheilen der Bildung und des römischen Städtelebens und freuten sich des Friedens und der Ordnung. In ähnlicher Weise faßte unter Trajan und den Antoninen auch in den untern Donauländern römische Sprache und Cultur feste Wurzeln. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Mursa (Essek), Taurunum (Semlin) und vor allen Sirmium (westl. von Belgrad), dann weiter abwärts Naissus (Nissa), Sardica (Sophia), Nikopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau lassen auf ein Dasein schließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht der Rheingrenze nicht nachstand.

Nicht weit von der Gegend, wo der erwähnte Grenzwall die alten Schanzwerke auf dem Taunus erreichte, saßen am Ufer des Rheins, nordwärts von dem Decumatlande, dem „Busen des Reiches", die **Mattiaker**, die vorgeschobenen Aeste des streitbaren Kattenvolks, welche gleich den stammverwandten **Batavern** den Römern treu und ergeben waren. Beide Völkerschaften zählt Tacitus unter Roms Bundesgenossen, die frei von Lasten und Steuern nur zum Heerdienst als Hülfstruppen und zur Stellung von Kriegspferden verpflichtet gewesen. Von dem großen Krieg, den die Bataver erregten, als die Römer ihrer bisherigen klugen Milde entsagten und ihnen Unrecht und Bedrückung zufügten, wird bei Vespasian die Rede sein. — An den weiter ostwärts wohnenden **Katten**, den „Hütern des germanischen Urwalds", rühmt Tacitus den kräftigen Körperbau, die gedrungenen Glieder, den kühnen Blick und die Lebhaftigkeit des Geistes. Für Deutsche, meint er, hätten sie viel Verstand und Gewandtheit. Sie ließen Bart und Haupthaar wachsen, bis sie einen Feind erlegt hatten. „Dann erst glaubten sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Eltern würdig zu sein."

Mattiaker u. Bataver.

Katten.

Unter Kaiser **Claudius** unternahm ein Haufen Katten einen Streifzug über den Rhein und drang raubend in die Provinz Ober-Germanien ein. Der Legat Luc. **Pomponius**

schickte die verbündeten Vangionen und Nemeter nebst einer Reiterschaar wider sie aus, um sie abzuschneiden. Diesem Auftrag kamen die Soldaten mit großem Eifer nach. Der eine von den beiden Heerhaufen überfiel die vom Raubzuge zurückkehrenden Katten, als sie beschwert vom übermäßigen Genuß der Beute zum Kampfe unfähig waren, ein Sieg, der nach Tacitus Versicherung dadurch erhöht ward, daß bei dieser Gelegenheit noch einige Römer, die vor vierzig Jahren in der Varusschlacht in Gefangenschaft gerathen waren, aus der Sclaverei befreit wurden. Die andern drangen in das Land der Katten ein und kehrten, nachdem sie denselben im Felde eine Niederlage beigebracht, mit Beute beladen zu dem Feldherrn zurück, der mit den Legionen am Taunus ihrer wartete, um, wenn die Germanen einen Rachezug wagen würden, bei der Hand zu sein. Aber die Katten fürchtend die Cherusker, ihre alten Feinde, möchten, wenn sie gegen die Römer im Kampfe lägen, in ihr Land einfallen, schickten Gesandte und Geißeln nach Rom. Dem Pomponius, mehr durch seine dramatischen Gedichte als durch seine Waffenthaten bekannt, wurde für diesen Sieg die Ehre eines Triumphes zu Theil.

Usipier und Tenchterer. Nordwärts von der Lahn am rechten Rheinufer wohnten die Usipier und die Tenchterer (III, S. 777), berühmt und gefürchtet wegen ihrer trefflich geübten Reiterei. Die Spiele der Knaben, die Wettkämpfe der Jünglinge, die Beschäftigungen der Greise standen mit dem Reiterleben in Verbindung. Der tapferste unter den Söhnen war der Erbe des Schlachtrosses. Tiefer ins Land an der Lippe und oberen Ems lebte das Volk der Bructerer und daneben bis zur Weser die Chamaven und Angrivarier. Tacitus hat von einem inneren Krieg gehört, in welchem die Bructerer dem gemeinsamen Angriff der Nachbarstämme erlegen seien, „den Römern ein froher Anblick". Dort müssen auch die Marsen ihre Wohnplätze gehabt haben, jenes mannhafte Volk, das durch Germanicus im ungleichen Kampfe seinen Untergang fand. An den Gestaden der Nordsee von der Mündung der Ems bis zu den Batavern und Caninefaten am wasserreichen Niederrhein und auf den nahen Eilanden hatten die Friesen ihre „unbeneideten Sitze". In ruhiger Ergebung fügten sie sich lange Roms Macht, wenig bekümmert um das Schicksal ihrer Brüder, aber der Heimath in Treue zugethan.

(Randnotizen: Bructerer u. a. — Marsen. — Friesen.)

Zum Dank für das römische Bündniß lieferten die Friesen alljährlich eine Anzahl Stierhäute für die Bedürfnisse des Heeres. Als aber diese Abgabe durch die Habsucht des Statthalters drückend zu werden anfing, griffen sie zum Schwert und zerrissen
27. durch eine siegreiche Schlacht das unwürdige Band, das sie an Rom knüpfte. Aber dem unternehmenden Feldherrn Corbulo gelang es unter Claudius die Friesen wie-
58. der zu dem Bündniß mit Rom zurückzuführen. Unter Nero brach ein neuer Streit aus, als die Friesen einige öde Landstriche am rechten Rheinufer in Besitz und Anbau genommen und dem Gebot des römischen Statthalters sie wieder zu verlassen nicht Folge leisteten. Umsonst schickten sie zwei Fürsten als Fürsprecher nach Rom; sie wurden von dem Statthalter überfallen und theils niedergemacht, theils in Sclaverei geführt. Das Land, wo sie sich angesiedelt hatten, verödete von Neuem und wurde von den römischen Grenzsoldaten als Viehweide benutzt.

Chauken. Ostwärts von der Ems bis zur Niederelbe und landeinwärts bis zu den Katten sich einbiegend lebten die Chauken, nach Tacitus das edelste Volk unter den Germanen, das seine Größe am liebsten durch Gerechtigkeit schirmt.

„Ohne Vergrößerungssucht, ohne Uebermuth, ruhig und abgeschieden reizen sie nicht zum Kriege und schädigen die Länder nicht durch Raub und Plünderung. Das aber ist der höchste Beweis ihrer Tugend und Kraft, daß sie ihr Uebergewicht nicht auf Beeinträchtigung Anderer gründen. Kampfbereit ist jedoch Alles und für den Fall der Noth stets ein Heer unter Waffen: sie haben Ueberfluß an Männern und Rossen und ihr Name ist auch im Frieden groß."

Mit diesem Lob stimmen freilich die Angaben in den Annalen schlecht überein, daß die Chauken mit ihren kleinen Kähnen häufig Raubzüge gegen die Rheinschiffe und Grenzländer der Römer unternommen und daß sie sich der Wohnsitze der Ansibarer bemächtigt und dieses Volk verdrängt und heimathlos gemacht hätten.

Südlich von den Chauken lag das Land der Cherusker. Jenes tapfere Volk, das einst so heldenmüthig für Freiheit und Vaterland gestritten, hatte zur Zeit des Tacitus die Tage seines Ruhmes und seiner Größe hinter sich. Unter Claudius wurde Italicus, des Flavius Sohn und Armins Neffe, ein Jüngling von schöner Gestalt und in den Waffen geübt, von den Cheruskern herbeigerufen und herrschte über sie als „König", anfangs gerecht und leutselig, dann aber, als er von einer feindseligen Partei vertrieben und mit Hülfe der Langobarden wieder eingesetzt worden, strenge und gewaltthätig. Ueber sein Ende ist nichts bekannt. Durch Unfälle und innere Zwietracht gebrochen und durch längeren Frieden erschlafft waren die Cherusker und ihre Nachbarn, die Fosen, in der Achtung gesunken und machtlos geworden. Von den Cimbern, „einem kleinen Volk aber groß an Thatenruhm", weiß Tacitus nichts zu berichten, als daß sie in den Tagen des Marius das römische Volk mit schweren Kriegen bedrängt hätten, und daß ungeheure Feldlager noch von ihrer ehemaligen Größe Zeugniß ablegten.

Cherusker. Cimbern.

Die Völkerschaften, die weiter nach Osten von den Gestaden des baltischen Meeres bis zu den Karpathen ihre unbekannten Wohnsitze hatten, belegt Tacitus, wie schon vor ihm Cäsar, mit dem Gesammtnamen der „Sueven" und führt als besonderes Kennzeichen an, daß alle Freigeborne bis ins graue Alter ihr Haar in die Höhe strichen und auf dem Scheitel zusammengebunden in einem Schweife herabwallen ließen, um den Feinden größer und furchtbarer zu erscheinen. Wie viel man auch über das Volk der „Sueven" geforscht und gestritten hat, so ist es doch noch nicht gelungen, das in den Schriften der Alten über sie verbreitete Dunkel aufzuhellen, die Widersprüche und schwankenden Angaben auszugleichen. Die einfachste Auslegung des Namens führt auf „schweifende Leute" und in der Phantasie der Römer umfaßte er die zahlreichen Stämme, die sie sich fern von den Reichsgrenzen hinter den dichten Wäldern in stetem Auf- und Niederwogen dachten. Denn sie hörten den Namen gewöhnlich nur von flüchtigen Stämmen, die durch die Sueven aus ihren Wohnsitzen verjagt worden. Die unbestimmten und übertriebenen Berichte über die wahre Beschaffenheit und Größe dieses echt germanischen Volkes und seiner hundert

Sueven.

Gaue von je 10,000 waffengeübten Kriegern, und von der weiten Wüste rings um ihr Land, nährten das unheimliche Gefühl, das schon Cäsars Legionen empfunden. Ohne Zweifel begriff man unter dem Gesammtnamen „Sueven" einen Völkerbund, bestehend aus einer Anzahl verwandter Stämme, bei denen der Feldbau das ursprüngliche bewegliche Leben von Hirten, Jägern und Kriegern noch nicht völlig verdrängt hatte. Unter ihnen werden die Semnonen an der Elbe als der älteste und edelste, die Langobarden, ihre nördlichen Nachbarn, als der kühnste und verwegenste Stamm bezeichnet. Der Dienst der Hertha, wovon später die Rede sein wird, war der gemeinsame Religionscultus aller Sueven. — Ostwärts vom Decumatland waren die Hermunduren seßhaft, ein den Römern treu ergebenes Volk, denen der ungestörte Handelsverkehr mit Augsburg, der vornehmsten Pflanzstadt Rhätiens, gestattet war, und die in Rom großes Vertrauen genossen. Stromabwärts gegen Morgen gelangte man zu den Narisken, sodann zu den Markomannen und Quaden, Völkerschaften, welche noch immer die Tapferkeit und Kriegslust bewahrten, durch die sie einst in den Besitz des Landes gekommen. Diese Länder bilden gleichsam die Vormauer Germaniens längs der Donau. Lange von Nachkommen Marbods beherrscht, duldeten sie später auch ausländische „Könige", die von den Römern eingesetzt und unterstützt wurden. Im Rücken der Markomannen und Quaden liefen die Grenzen zusammen und Deutsche berührten sich mit fremden Stämmen. Von den Völkerschaften, die dort in Schluchten und Berghalden ihre Sitze hatten, rechnet Tacitus einige, wie die Marsigner und Burier, zu den Sueven, andere, wie die Gothiner, hält er für Ueberreste der Kelten, wie aus ihrer Sprache hervorgehe, und noch mehr daraus, daß sie im Dienste ihrer sarmatischen Herren Eisen ausgrüben und Tribut entrichteten. Hinter diesen Gebirgen (Riesengebirge, Sudeten, Karpathen) saßen noch viele Völker, die der römische Geschichtschreiber den Germanen beizählt; unter ihnen waren die Ligier, wahrscheinlich im heutigen Schlesien, am verbreitetsten. Sie lebten in einem Völkerbund, dem die Arier, Naharvalen u. A. angehörten. Ueber die Ligier hinaus gen Mitternacht wohnten die Gothen, dann die Rugier und Lemovier, alle drei von Königen regiert, „etwas schärfer als die übrigen Germanen, doch nicht über die Freiheit hinaus." Der Burgundionen und Vandalen, die, wie wir von Plinius und Ptolemäos erfahren, im Nordosten Deutschlands, etwa von der Wartha bis zur Ostsee wohnten, geschieht bei Tacitus keine Erwähnung.

Langobarden. Hermunduren. Markomannen und Quaden. Ligier. Gothen. Burgunder u. Vandalen.

Mit den Weichsel- und Ostsee-Bewohnern schloß die germanische Welt. Auf einer großen Insel im Norden (Skandinavien) bestanden die Staaten der Suionen und Sitonen, stark durch ihre Landmacht wie durch ihre auf beiden Seiten geschnäbelten Schiffe. Sie unterschieden sich von den Deutschen dadurch, daß Könige mit Willkür über sie herrschten und die Waffen verschlossen hielten; die Sitonen waren nach Tacitus sogar in der Knechtschaft so weit ent-

Suionen und Sitonen in Skandinavien.

artet, daß sie sich von einer Frau regieren ließen. Jenseit der Suionen, berichtet der römische Geschichtschreiber weiter, sei ein anderes Meer, starr und unbeweglich. Man glaube es begrenze den Erdkreis. Denn der letzte Strahl der untergehenden Sonne dauere hier bis zum Aufgang in solcher Stärke fort, daß er die Sterne verdunkele. Rechts bespüle das suevische (baltische) Meer die Gestade der Aestyer (Esthland), die an Sitten und Tracht den Sueven, an Sprache den Briten nahe kämen. Das Eisen sei bei ihnen selten; im Kampf bedienten sie sich gewöhnlich einer Keule; sie baueten emsiger Getreide als die trägen Germanen; auch durchschifften sie das Meer und sammelten allein den Bernstein, bei ihnen „Glas" genannt, in Untiefen und am Ufer. Lange habe dieser unter den Auswürfen des Meeres dagelegen, bis durch römische Prachtliebe die Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt worden sei. „Für sie selbst unbrauchbar wird er roh gesammelt und unverarbeitet ausgeführt, und staunend empfangen sie den Preis." Nach den Aestyern nennt Tacitus noch einige Völker, von denen er nicht weiß, ob er sie den Germanen oder Sarmaten beizählen solle: die Veneder (Wenden), Peuciner und Fennen. Von den ersten bemerkt er, daß sie von Krieg und Raub lebten, aber dadurch von den sarmatischen Nomaden verschieden seien, daß sie Häuser baueten und zu Fuße kämpften; die Peuciner, von Einigen Bastarner genannt, wären an Sprache, Anzug, Wohnung und Bauart den Germanen ähnlich, aber durch Verkehr und Mischehen mit den Sarmaten verbunden hätten sie sich gleich diesen dem Schmutz und der Faulheit ergeben. Hoch im Norden endlich kenne der römische Geschichtschreiber noch die Fennen oder Finnen, die letzten der Sterblichen von grenzenloser Wildheit und schrecklicher Armuth. Ohne Waffen, ohne Pferde, ohne Herd lebten sie von Kräutern und von dem Wilde, das sie mit ihren aus spitzen Knochen verfertigten Pfeilen erlegten, kleideten sich in Thierfelle und brauchten den Boden zum Lager, als Schutzwehr gegen stürmische Witterung und reißende Thiere Geflechte von Baumzweigen bereitend. Unbekümmert um Menschen und Götter hätten sie das Schwerste erreicht, selbst keines Wunsches zu bedürfen. Ueber sie hinaus liege das Reich der Fabel.

Aestyer.

Veneder u. Fennen.

Aber wie groß auch die Zahl der Völkerschaften und Volksnamen war, unter denen die germanische Nation sich den Blicken der Römer darstellte, dennoch blieb es dem sinnigen Beobachter nicht verborgen, daß alle einem nationalen Ganzen angehörten, daß sie Glieder eines großen Völkerstammes seien, der unvermischt mit fremdem Blute seine ureigne Naturanlage zur Entwickelung gebracht, dessen Grundwesen durch die Mannichfaltigkeiten des Sonderlebens, durch die Scheidungen und Spaltungen nicht verloren oder verwischt worden; daß Sprache, Volksart und Lebensweise auf gemeinsame Abstammung hinwiesen. Tacitus selbst meldet, daß die Germanen in alten Volksliedern den erdentsprossenen Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volkes gepriesen hätten, daß die Söhne des letzteren den drei Ur-

stämmen der Ingävonen (Friesen), Herminonen (Sueven) und der Istävonen Namen und Dasein gegeben; ein in mythischer Hülle erhaltenes Zeugniß, daß das Bewußtsein der Bluts- und Stammesverwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft noch nicht erloschen war.

b) Staats- und Lebensformen.

Beschäftigung und Lebensordnung.

„Daß die Völker Germaniens nirgends in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt; nicht einmal zusammengebaute Häuser dulden sie. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wie ein Quell, eine Flur, ein Gehölze sie anzieht." Aus diesen Worten des römischen Geschichtschreibers geht deutlich hervor, daß die Germanen das unstete Leben kriegerischer Hirten- und Jägervölker bereits aufgegeben und sich an das seßhafte Leben mit heimischem Herde, das der Landbau mit der Viehwirthschaft bedingt, gewöhnt hatten. Der Ackerbau, der „am Boden wurzelnd den beweglichen Menschen bindet und keimend ein neues Leben für ihn hervortreibt", war mithin dem deutschen Volke die Grundbedingung des Daseins. Dies geht auch aus einer Stelle der Annalen hervor: Als die Ansibarier, von den Chauken aus ihren Wohnsitzen vertrieben, heimathlos umherirrten, bat ihr greiser Fürst Bojocal den Statthalter von Niedergermanien um die Erlaubniß, sich mit seinem Volke auf den Landstrichen niederlassen zu dürfen, welche die Römer unbebaut ließen zur Weide des Viehes der Soldaten, indem er sprach: „wie der Himmel den Göttern, so seien die Länder der Erde den Menschen gegeben, unwillig blicke die Sonne auf Oedung und Wüstenei." Neben Krieg und Jagd war mithin die Landwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Germanen und ein seßhaftes Leben der normale Zustand. Wenn Tacitus sagt: „Nicht so leicht beredet man sie die Erde zu pflügen und den Jahreslauf abzuwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erkämpfen, ja sie sehen es als Trägheit und Erschlaffung an, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen ist," so liegt darin kein Widerspruch. Diese Worte gehen nur auf die waffenfrohe Jugend der Gefolgschaften. Die gewählte Stätte, wo der freie Mann seinen Hof errichtete, wo er den Gehülfen bei der Arbeit ihre Hufen und Hütten zuwies und Lohn und Dienstleistung mit ihnen festsetzte, wo er die Genossen, die durch Verwandtschaft oder freiwilligen Anschluß zu seinem „Geschlechte" gehörten, in seinen „Bann" aufnahm, war vielleicht Anfangs kein Eigengut. Wenigstens berichtet Cäsar: „Keiner hat ein bestimmtes Maß Ackerlandes oder eigenen Grundbesitz, sondern die Obrigkeit und Volkshäupter weisen immer auf ein Jahr den Stämmen und Verwandtschaften, die unter sich zusammengetreten sind, Ackerland an, so viel und wo es ihnen gut dünkt und zwingen sie, das Jahr darnach sich anders wohin zu wenden," eine Angabe, die von Tacitus wiederholt wird mit der weiteren Bemerkung, daß man mit dem Anbau der Aecker alljährlich gewechselt und einen Theil des Bodens brach gelassen habe. Wie aber auch das Güterleben in der Urzeit

beschaffen gewesen sein mag; daß der Grund und Boden frühzeitig als Eigenthum der Bebauer angesehen ward, entweder so, daß neben dem beträchtlichen Gemeinlande (Allmende), wozu Weide, Wald und Haideland gehörte, dem einzelnen Siedler ein Eigenland zugetheilt ward, oder daß die Geschlechtsgemeinde, als solidarische Eigenthümerin, in der Bestellung der Felder einen Wechsel eintreten ließ („Dreifelderwirthschaft"), ist außer Frage gestellt. Die ganze bürgerliche und gesellschaftliche Lebensordnung der Folgezeit, die Scheidung in Freie und Unfreie, in Grundeigenthümer und Gutshörige, beruht auf der Voraussetzung geschlossener Eigengüter von größerem oder geringerem Umfang.

Denn schon bei Tacitus tritt eine Gliederung des Volkes nach Ständen deutlich hervor, wenn auch ohne nähere Bezeichnung der Unterschiede. Je nach dem Maße des Grundbesitzes, der Rechte und der Freiheit schied sich bei den Germanen, wie im gesammtem Alterthum, die Menschheit in Freie und Unfreie mit verschiedenen Abstufungen. Die Geschlechtshäupter und großen Grundbesitzer mußten bald eine so hervorragende Stellung im Gemeinwesen erlangen, daß sie als fürstliche Männer (Principes) und Adelige (Nobiles) den Gemeinfreien (Liberi oder Ingenui) entgegengesetzt werden konnten und ihnen an Rang und Ehren voranstanden, wenn auch ihre bevorzugte Stellung nicht auf Blut und Abstammung oder erblichen Vorrechten beruhte, sondern auf Sitte und Herkommen und auf der Macht des Vermögens und der Ueberlieferung. Die großen Gutsbesitzer, durch Wechselheirathen zu grundherrlichen Geschlechtern verbunden, erlangten nach dem natürlichen Laufe gesellschaftlicher Entwickelung in allen öffentlichen Angelegenheiten mehr Macht und Ansehen und wurden in der Regel zur Leitung des Gemeinwesens berufen. Und was der Vater an Ehren gewonnen, ging auf den Sohn über, der dann bedacht war, die Erbschaft zu erhalten und zu mehren und das Andenken an die gefeierten Vorfahren stets lebendig zu erhalten. So gewöhnte sich das Volk, dieselben Geschlechter und Familien in allen wichtigen Anliegen an der Spitze zu sehen, und je mehr sich diese durch Thaten oder Verdienste, durch Tapferkeit und Tugend auszeichneten, desto mehr wuchs ihr Ansehen und das Vertrauen des Volks. Es war daher natürlich, daß die grundherrlichen Geschlechter, die Adelinge, mit der Zeit einen bevorrechteten Stand bildeten und als erblicher Adel oder Herrenstand über die Menge der niedern Freien, die nur selten Gelegenheit zur Auszeichnung hatten, emporragten. Der Grundherr war das Haupt und der gesetzliche Vertreter der ganzen Familie (Sippschaft), die um das Hofgut angesiedelt war. Das Vermögen ging nach einem bestimmten Gewohnheits-Erbrecht auf die Söhne oder nächsten männlichen Verwandten über. Testamente waren unbekannt; Frauen und Töchter konnten nicht in das Grunderbe eintreten; ihre Versorgung und Beschützung war eine heilige Pflicht der männlichen Anverwandten. Diese Entwickelung der grundherrlichen Geschlechter

Edle u. Freie.

zu einem erblichen Adel geschah um so leichter, als mit den Ehrenämtern keine regelmäßigen Einkünfte verbunden waren, folglich die Uebernahme keinen Gewinn brachte und daher bei den Geringeren keinen Neid oder Widerstand erregte. Die freiwilligen Gaben, die ihnen das Volk an Vieh und Feldfrüchten darbrachte, waren Zeichen der Hochachtung und wurden aufgewogen durch die Opfer, die ihnen die Bedürfnisse des gemeinen Wesens auflegten, und durch die freigebige Bewirthung, wozu die Edlen ihrerseits durch Sitte und Herkommen verpflichtet waren.

Unfreie. Auch bei den Unfreien lassen sich verschiedene Abstufungen erkennen. Außer den Sclaven (Servi) und Freigelassenen, die im ganzen griechisch-römischen Alterthume einen sehr großen Bestandtheil der Gesammtbevölkerung bildeten, erwähnt Tacitus noch eine dritte Klasse unfreier Leute, welche zwar nicht an den bürgerlichen Ehren- und Waffenrechten der Freien Theil hatten, aber Grundstücke mit eigener Wohnung und eigenem Herde besaßen, die sie gegen Dienst und Abgaben zum eigenen Nutzen bewirthschafteten. Diese gutshörigen oder leibeigenen Leute, die wahrscheinlich durch Krieg und Eroberung dem Loose der Unfreiheit verfallen waren, blieben an die Scholle gefesselt; sie wurden vor Gericht und in der Volksgemeinde von dem Grundherrn vertreten und entrichteten ihm einen Zins von den Feldfrüchten und Heerden, und das „Besthaupt" von der Verlassenschaft. Diejenigen unter ihnen, welche durch den freien Willen des Herrn oder durch Loskaufung der Unfreiheit ledig wurden, traten wahrscheinlich erst nach mehreren Generationen in den Stand der vollkommen Freien ein; bis dahin bildeten sie eine Mittelstufe, die nach dem römischen Geschichtschreiber nicht viel von dem Zustande der hörigen Leute verschieden war. Vermuthlich waren die Handwerke, deren auch die einfachsten Naturvölker nicht entbehren können, ihnen überlassen. So wurde der Knechtsdienst, sonst so hart und unmenschlich, durch den gerechten und milden Sinn der germanischen „Barbaren" von Willkür und Grausamkeit befreit. Selten wurden die Unfreien gegeißelt oder mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt; und noch seltener wird es vorgekommen sein, daß der Herr in einem Anfall von Zorn den leibeigenen Mann erschlug, wenn gleich ein solcher Fall unbestraft blieb.

Gaue und Gemeinden. Jeder Volksstamm bildete ein freies Gemeinwesen, einen selbständigen Staat. Häufig traten jedoch mehrere Stämme durch freie Einigung zu einer Eidgenossenschaft, zu einem Staatenbund zusammen, wobei der mächtigste eine Art Hegemonie geübt und dem Ganzen den Namen gegeben zu haben scheint. Jeder Staat, mochte er unabhängig sein oder Glied eines Bundes, zerfiel in eine größere oder geringere Anzahl von Gauen, die dann wieder Hundertschaften und Gemeinden als Unterabtheilungen umfaßten. Der Haupthof des Grundherrn mit allen um denselben angesiedelten Geschlechts- und Familiengliedern bildete den Kern der Gemeinde- oder Markgenossenschaft, einer freien Vereinigung von Grundeigenthümern derselben „Gemarkung", mit

Rechtsbestimmungen über die Benutzung des Gemeingutes (Allmende), über welche gewählte Markrichter zu wachen hatten. Etwa hundert solcher Geschlechtergemeinden bildeten den weiteren Verband der **Hundertschaft**, mit einem Oberrichter, der später den Namen Centgraf führte. Sowohl die Vorsteher der Hundertschaften, als die Obmänner der Gaue, **Gaugrafen** genannt, wurden in der **Volksgemeinde** (Thing) gewählt, zu welcher in bestimmten Zeiten, am Neumond oder Vollmond, die vollfreien Grundeigenthümer aller Gaue, kleine wie große, zusammentraten, um über gemeinsame Anliegen zu berathen und Beschlüsse zu fassen. Die Versammlung fand gewöhnlich im Freien statt und es dauerte oft zwei bis drei Tage, bis alle stimmberechtigten Männer eintrafen, nicht wie Tacitus meint, aus Mißbrauch der Freiheit, sondern wegen der weiten Entfernung der zerstreuten Gehöfte. Die Männer trugen Waffen, die der Germane überhaupt nie ablegte, aber ein heiliger Gottesfriede herrschte an geweihter Stätte. Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang zogen die Volkshäupter zuerst alle Gegenstände, welche der Versammlung zur Entscheidung vorgelegt werden sollten, zur Berathung. Die Zustimmung wurde durch Waffengeklirr, die Verwerfung durch Murren zu erkennen gegeben. In der mit religiöser Weihe eröffneten und priesterlicher Obhut unterstellten Volsgemeinde wurde unter dem Vorsitz eines der berühmtesten und angesehensten Geschlechtshäupter über Krieg und Frieden berathen und beschlossen; hier wurden die Botschafter fremder Völker gehört und beantwortet; hier wurden die freien Jünglinge mit Schild und Speer bewehrt und als selbständige Glieder in die Gaugenossenschaft und in die Reihen des Volksheers aufgenommen; hier wurden die Gesetze festgestellt, welche in mündlicher Ueberlieferung oder in kurzgefaßter Runenschrift fortgepflanzt den Kern des Gewohnheitsrechts bildeten, das bei den Gerichts- oder Malstätten in Anwendung kam; hier kamen auch die Rechtsklagen zur Entscheidung, welche den Tod im Gefolge hatten. Hier wurden endlich die Obrigkeiten gewählt, die Vorsteher der Gaue und Hundertschaften, die mit Beiziehung einer Anzahl freier Kreisgenossen das Recht feststellten und die Gesetze vollzogen. Die Volksgemeinde war mithin der Mittelpunkt aller öffentlichen Geschäfte; in ihr ruhte die Hoheit des Staats. Die Volksversammlung.

Landesverräther und Ueberläufer wurden an Bäumen aufgeknüpft, Feige, Ausreißer und solche, die ihren Leib mit unnatürlichen Lastern befleckt hatten, in Sumpf und Moor versenkt und mit Flechtwerk verdeckt, „damit die Schande verborgen bliebe.“ Alle andern Verbrechen gegen den gemeinen Frieden, sofern sie von Freien verübt wurden, konnten auf Anrufung der Beleidigten durch Geld und Gut, „**Wehrgeld**,“ gebüßt werden. Von diesem, gewöhnlich in einer Anzahl von Rindern oder Schafen bestehenden Ersatz fiel ein Theil an die Klagenden, ein Theil an das gemeine Wesen. Mord und Todtschlag wurden ursprünglich der **Blutrache** der Verwandten überlassen und es blieb ihrem guten Willen anheimgestellt, ob sie gegen freiwillige Sühne den Zustand der Feindseligkeit (Fehde) aufgeben wollten. Aber in der Folge konnte auch Blutschuld durch Erlegung einer gesetzlich bestimmten Vermögensbuße an die Ver- Wehrgeld. Blutrache. Eideshülfe. Gottesurtheil.

wandten oder Geschlechtsgenossen gesühnt werden, so daß es für den Freien keine Leibes- oder Lebensstrafe mehr gab, wenn er das festgesetzte Wehrgeld zu erlegen vermochte. Nur im Felde konnte der das Heer begleitende Priester im Namen der schützenden und rächenden Gottheit des Volkes auf Todesstrafe erkennen. Bei Freien hafteten die Verwandten und die Geschlechtsgemeinde, bei Unfreien der Hausherr für die Sicherheit des Wehrgelds. Die Schuld oder Unschuld wurde nicht durch Zeugenbeweise vor Gericht dargethan, sondern durch Eid und Eideshelfer. Diese Eidhülfe war eine Pflicht der durch Volkssitte dazu berufenen Sippgenossen. War das Urtheil von allen im Gerichte anwesenden freien Männern gefällt und rechtskräftig geworden, so galt keine weitere Berufung. Widerstand gegen seine Vollziehung führte zur Fried- und Rechtlosigkeit des Ungehorsamen. In zweifelhaften Fällen suchte man das Recht durch ein Gottesurtheil, bei Freien durch den gerichtlichen Zweikampf, bei Unfreien durch die Probe des siedenden Wassers. — Da die Volksversammlungen mehrere Tage fortdauerten, so mögen wohl die Abende und Nächte bei Schmaus und Gelagen verbracht und dabei die öffentlichen Dinge in lärmenden Gesprächen und Streitreden verhandelt worden sein, ehe sie am folgenden Tag in der Tagsatzung zur Enscheidung kamen. Dies hat wahrscheinlich Tacitus im Sinne, wenn er meldet: „Wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Ehebündnissen, Wahl der Häupter und endlich Krieg und Frieden wird meistens beim Mahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit die Seele so empfänglich wäre für aufrichtige Gedanken und so feurig für große;" und dann hinzusetzt: „Dieses Volk ohne List und Trug öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages neuerdings vorgenommen und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung und beschließen wo keine Bethörung stattfindet."

Herzöge u. Könige. Nach Tacitus wurde bei der Wahl des Königs die Abstammung oder das Geschlecht, bei der Wahl des Heerführers oder Herzogs Kriegsruhm und Tapferkeit besonders berücksichtigt. Die Gewalt und Würde beider ging also vom Volke aus, nur daß dort die Wahl an ein bestimmtes Geschlecht gebunden war, während der Kriegsfürst frei gewählt wurde. So deutlich aus der Geschichte selbst hervorgeht, daß der Herzog aus den durch Ehre, Reichthum und Gefolge hervorragenden Geschlechtshäuptern von der gesammten freien Wehrmannschaft an die Spitze des Heeres gestellt ward und als Leiter und Vorsteher der gesammten Volksgemeinde fast in allen Dingen nach freiem Ermessen oder nach dem gesetzlichen Herkommen schaltete und waltete; so schwierig ist es, die Bedeutung und Stellung des germanischen Königthums richtig zu fassen. So viel geht jedoch aus Allem hervor, daß dabei an keine erbmonarchische Gewalt zu denken ist. Bei einigen Völkerschaften mögen die gewählten Heerführer, besonders wenn sie glückliche Feldzüge ausgeführt und andere Völker unterworfen hatten, zu königlicher Würde und Macht emporgestiegen sein; hie und da mag auch das Heerführeramt in bestimmten durch Kriegsthaten ausgezeichneten Familien bei wiederholten Wahlen nach und nach erblich geworden und somit dem Königthum nahe gerückt sein; jedenfalls besaßen die von Tacitus als „Könige" bezeichneten Volkshäupter diese Würde nicht in dem späteren Sinn. Der römische Geschichtschreiber selbst bemerkt, daß ihre Gewalt beschränkt gewesen.

Den Römern, die sich um die inneren Einrichtungen der „Barbaren“ nicht viel kümmerten, mag die Heerführerwürde als gleichbedeutend mit der Königsgewalt erschienen sein, oder sie mögen befreundete Fürsten, die in ihren Heeren gedient, mit diesem Ehrentitel belegt haben oder er kam nur in Beziehung auf unterworfene Völkerschaften in Anwendung. Wo das Königthum in deutschen Landen als herkömmliches Institut bestand, war es stets an die Mitwirkung der Volksgemeinde gebunden und der Inhaber sowohl wegen seiner Abstammung von einem altehrwürdigen Geschlechte als wegen des an der Würde haftenden religiösen Charakters als Priester und Richter mehr eine geheiligte als eine mächtige Person. Erst auf dem Boden des römischen Reiches fand im Laufe der Zeiten das Herzogthum den Raum zu einer bedeutungsvolleren Entfaltung, gestaltete sich das herzogliche Führeramt zu einem Heerkönigthum.

Nach Tacitus war es ein großer Sporn zur Tapferkeit, daß im Krieg die Aufstellung der Streiter in den Keilrotten oder in den Reiterfähnlein nicht nach dem Ungefähr oder nach einer zufälligen Aeußerlichkeit vorgenommen wurde, sondern nach Verwandtschaft und Geschlechtsverbänden. Die gentile Organisation, welche die Grundlage der Gemeinde- oder Markgenossenschaft bildete, bestand demnach auch im Heerbann, zu dem jeder waffentüchtige Mann verpflichtet war. Nur Alter und Gebrechlichkeit befreite vom Felddienst. Unter der Leitung des selbstgewählten Heerfürsten und begleitet von dem Priester, der das Strafrecht im Namen des Kriegsgottes ausübte, zog der germanische Kriegsmann ins Feld, in einfacher Rüstung, einen kleinen Schild von Holz oder Weidengeflecht und mit Farben bemalt in der Linken, die Rechte bewehrt mit der Framea, dem kurzen zu Hieb, Stoß und Wurf geeigneten Speer mit schmaler Eisenspitze. Meistens wurde im Nahgefecht gestritten, Mann gegen Mann; als gewöhnliche Kriegslist erwähnt Tacitus das scheinbare Zurückweichen, um dann mit neuem Ansatz vorzugehen. Den Schild zurücklassen galt für die größte Schmach; wer solche Schande auf sich lud, wurde als Ehrloser aus der Volksgemeinde und von den Religionshandlungen ausgeschlossen, und mancher Ueberlebende hat sich später durch eigene Hand den Tod gegeben. Vor dem Ausrücken wurden die Feldzeichen mit Thierbildern aus den heiligen Hainen, wo sie in den Tagen des Friedens geborgen wurden, hervorgeholt. Kriegsweise.

Daß Frauen und Kinder dem Heere folgten, gehörte sicherlich zu den Ausnahmen und mag bei solchen Kriegen stattgefunden haben, die zugleich mit einer Auswanderung des ganzen Volkes verbunden waren oder wo man sich vor dem eindringenden Feinde schützen mußte. Dann wird allerdings eingetreten sein, was Tacitus berichtet, daß ihre Nähe, ihre Zurufe, ihr Geschrei, ihr Flehen dem Manne eine Aufmunterung zur Tapferkeit und zum Sieg gewesen; ja daß sogar schon wankende und weichende Schlachtreihen durch die Hinweisung auf ihr jammervolles Schicksal in der Gefangenschaft wieder hergestellt worden seien. Bei der Wagenburg, wo sie während der Schlacht aufgestellt waren, wohin man die Verwundeten trug, fand dann der letzte Verzweiflungskampf statt.

Der Schlachtgesang, begleitet von Hörnerklang, „glich einem wilden Meeresgetose, wenn die sturmgepeitschten Wellen an der Brandung anprallen". Zur Kräftigung des Schalles hielten die Krieger den Schild vor den Mund und aus der Stärke und dem Klange deutete man sich den Erfolg des Kampfes. Der Angriff war heftig und stürmisch, und nur der trefflichen Kriegskunst der Römer gelang es, die ungestüme und ungeregelte Kraft der germanischen Keilrotten zu bestehen und zu brechen. Die Schnelligkeit der jungen leichtbewaffneten Fußkämpfer im Vordertreffen, die mit den Reitern gleichen Schritt hielten, im Lauf die Mähnen der Pferde erfassend, hatte schon Cäsar mit Bewunderung erfüllt. Von den Katten rühmt der römische Geschichtschreiber, daß sie allein unter allen Germanen Krieg zu führen verständen: während die übrigen nur zum Schlagen auszögen, legten sie großen Werth auf Verschanzung, Aufstellung, Führung und Disciplin. Die Tapfersten unter ihnen trügen einen eisernen Armring, gleichsam als Fessel, von der sie nur die Erlegung eines Feindes zu lösen vermöge; und die Meisten hätten solches Wohlgefallen an diesem Abzeichen, daß sie dasselbe noch in grauen Haaren führten. Sie ständen immer im Vordertreffen, ein furchtbarer Anblick dem Feinde. Diese beringten Männer besäßen weder Haus noch Feld noch eine andere Beschäftigung; sie lebten auf Kosten der Gaugenossen, um fremdes wie um eigenes Gut wenig bekümmert, bis das Alter ihre Kraft gebrochen. Dann mögen Jüngere an ihre Stelle getreten sein. Einen wunderlichen Kriegsgebrauch schreibt Tacitus dem Volksstamme der Arier zu: sie pflegten in schwarzgefärbter Rüstung, gleich einem Todtenheer, in den Kampf zu ziehen und häufig die dunkle Nacht zum Angriff zu wählen, um durch Schrecken zu wirken, eine Nachricht, die einem Märchen ähnlich sieht.

Geleitwesen. Verschieden vom Heerbann waren die Gefolgschaften. Wenn ein Volk gar zu lange in Frieden und Ruhe lebte, so verließen öfters unternehmende Führer, mit Bewilligung der Volksgemeinde, die Heimath, um an der Spitze junger Waffengefährten, die sich ihnen freiwillig als „Geleite" anschlossen, anderwärts Krieg und Beute zu suchen, eine Sitte, die das Volk vor Erschlaffung bewahrte und die Kriegsübung thätig erhielt. Tacitus beschreibt mit lebhaften Zügen, welchen Werth die Heerfürsten auf ein glänzendes und zahlreiches Gefolge gelegt und mit welchem Wetteifer die einzelnen Geleitsmänner nach dem ersten Rang und nach Auszeichnung gestrebt hätten.

„Nicht blos bei den Landsleuten, auch bei benachbarten Völkerschaften erwirbt Name und Ruhm, wer durch zahlreiches tapferes Geleite hervorragt. Söhne berühmter Geschlechter und ausgezeichneter Väter dienen schon im frühen Alter im Gefolge der Fürsten, um den Kriegsdienst zu lernen und ihre Treue und Tapferkeit zu zeigen. Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit gleich zu kommen. Ehrlos und geschändet auf Lebenszeit ist, wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrt. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schirmen, ja eigene Heldenthaten ihm zum Ruhme anzu-

rechnen, ist die höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Beute und Gewinn werden brüderlich getheilt, aber dem Heerführer das Kostbarste als Ehrengeschenk ausgesucht."

Bei dieser Hingebung und Treue des Dienstgefolges an den Kriegsfürsten konnte es einem unternehmenden Führer nicht schwer fallen, sich zur königlichen Würde emporzuschwingen. Solche auf gegenseitige Treue gegründete und durch feierliche Gelöbnisse geheiligte Waffenverbrüderungen galten für die innigste Verbindung. Für das Ansehen und die Ehre, welches ein glänzendes und tapferes Gefolge dem Führer nicht blos bei dem eigenen Volke, sondern auch bei den Nachbarn verschaffte, so daß diese die Gunst mächtiger Geleitsfürsten oft mit freiwilligen Gaben suchten, belohnte der Dienstherr die Genossen mit Unterhalt und Geschenken an Waffen und Gewändern. Diesem Gefolgswesen verdankten die germanischen Volksstämme ihre Eroberungen, ihren Kriegsruhm und ihre Waffenehre. In ihm lag der Keim der Herrschaft und Kriegsverfassung der folgenden Jahrhunderte.

Waffenspiele.

Wie dem Römer des Freistaats ging auch dem deutschen Manne die Waffenehre über Alles. Selbst in Friedenszeiten wurde der Krieg wenigstens im Spiel nachgeahmt. Aber während in Rom die Kampfliebe des Volks zu den unwürdigen Fechterspielen entartete, waren die Waffenspiele der Germanen eine edle Turnerei, wobei nackte Jünglinge vor den Augen des Volks ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten, bald mit dem Schwerte sich messend, bald im Sprunge die Framea gegen einander schwingend, ohne andern Preis als den Beifall der Zuschauer, ohne andern Zweck, als Kunst und Anstand zu erwerben.

Sitten und Lebensformen.

Reichhaltiger als die lückenhaften Andeutungen über die öffentlichen Einrichtungen sind die Nachrichten des Tacitus über die Sitten und das Privatleben der Germanen. Der Ausspruch, „daß bei ihnen gute Sitten mehr gelten als anderwärts gute Gesetze", die Bemerkungen, „daß dort Niemand über Laster lache und daß Verführen und Verführtwerden nicht heiße auf der Höhe der Zeit stehen", daß die Unschuld und Reinheit der Sitten „dort nicht durch verführerische Schauspiele noch durch wollustreizende Gastmähler verdorben werde" u. drgl. m., hat man mit Recht als eine Rüge auf Rom, als eine tadelnde Anspielung auf die in der Weltstadt herrschende sittliche Entartung gedeutet.

Ehe und Familienleben.

Am ausführlichsten verbreitet sich der Historiker über das häusliche Leben, über Ehe und Familie. Die Kinder werden an der Mutter Brust genährt und nicht den Mägden und Ammen überlassen. Ohne Unterschied des Standes verbringen sie ihre Knabenjahre auf dem Hofe, wo sie, gleich dem Vieh auf bloßer Erde gelagert, einen gesunden abgehärteten Körper erlangen. Erst das Jünglingsalter sondert den Freigebornen vom Knechte und führt sie auf verschiedene Lebensbahnen. „Einfach unter Arbeit erzogen ohne Lockung und Reizung erwacht in dem Jüngling erst spät die sinnliche Begierde und in voller Manneskraft nur naht er sich der Jungfrau. Auch mit dieser

eilt man nicht. Aus solchem Ehebund gehen starke Kinder hervor; die Nachkommenschaft gibt Zeugniß von der Kraft der Eltern." — Das größte Lob spendet der Römer dem ehelichen Leben der Germanen; nirgends seien ihre Sitten mehr zu rühmen als in diesem Punkte. Das Band der Ehe war durch Gesetz und Volkssitte geheiligt. In Gegenwart der Eltern geschah die Verlobung; die Geschenke, welche dabei gereicht wurden, ein gerüstetes Schlachtroß, ein Schwert, ein Rindergespann, waren symbolische Zeichen, dem Ernst der Handlung angemessen. Sie sollten andeuten, daß die Frau in das Haus des Mannes komme „als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen." Der Ehebruch war äußerst selten und die Bestrafung der Schuldbefleckten dem Ehemann anheimgegeben. „Mit abgeschnittenem Haar, entkleidet, wird die Ehebrecherin in Gegenwart der Verwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen. Für preisgegebene Züchtigkeit gibt es keine Verzeihung. Weder Jugend noch Schönheit noch Reichthum verschaffen der Unglücklichen einen Mann." Bei einigen Völkerschaften sei das Ehebündniß so heilig, daß nur Jungfrauen sich verheiratheten, nicht Wittwen. „Die Frau soll nur Eine Hoffnung, nur Einen Wunsch haben; wie sie nur Einen Leib hat und nur Ein Leben, so soll sie auch nur Einen Gatten erhalten, damit ihr Verlangen in bestimmten Grenzen bliebe und sie nur den Mann liebe, nicht die Vermählung."

Ritterlicher Charakter.

Und nicht blos in der sittlichen Auffassung des Ehebundes, der nur nach Neigung, nicht nach äußeren Rücksichten auf Reichthum und Mitgift geknüpft ward, sondern auch in der Hochachtung des Weibes im Allgemeinen gab sich ein gewisser ritterlicher Sinn bei den Germanen zu erkennen. „Sie sehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes; sie achten ihres Rathes und gehorchen ihrem Ausspruche." Man glaubte, daß die Gemeinden ihren Verpflichtungen gewissenhafter nachkämen, wenn unter den von ihnen gestellten Geißeln Jungfrauen sich befänden, und bei allen wichtigen nationalen Unternehmungen der Germanen begegnet man weissagenden Frauen, deren Aussprüche als Eingebungen der Gottheit verehrt und befolgt wurden. Dieser ritterliche Charakter leuchtet auch aus andern Zügen hervor: wenn sie nicht im Krieg oder auf der Jagd waren, so zechten und schmausten sie in den schmucklosen Hallen ihrer Gehöfte, tranken Meth oder Bier, „eine aus Gerste und Waizen gebraute Flüssigkeit, die einige Aehnlichkeit mit Wein hat", hörten dem Liede des Sängers zu von den Thaten der Helden und dem Ruhm der Väter, und ergötzten sich am Würfelspiel, das sie leidenschaftlich liebten. Fügen wir zu diesen Zügen noch das strenge Festhalten am gegebenen Worte, das so weit ging, daß sie sich fesseln und als Sclaven verkaufen ließen, wenn sie ihre Freiheit im Spiel verloren; die Gastfreiheit, die als heilige Pflicht geübt ward, so lange der eigene Vorrath ausreichte, und wenn dieser zu Ende war, der Wirth sammt dem Gaste ein anderes Haus aufsuchte; so wird man in allen diesen Zügen den deutschen Mann des Mittelalters erkennen in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern. Ein durch Krieg und Jagd, durch tägliches Baden, durch Anstrengungen und Entbehrungen abgehärtetes Leben und daneben ein träges Hinbrüten auf der Bärenhaut neben dem Feuerherde, langes Schlafen in den hellen Tag

hinein, ein Zechen, das ganze Tage und Nächte ununterbrochen fortdauert und häufig mit Zank und Streit, mit Wunden und Todtschlag endigt; einfache Wohnungen aus unförmlichem Material ohne Steine und Ziegel, ohne Ansehen und Schmuck, und daneben eine gewisse Zierlichkeit in der Kleidung, in dem mit geflecktem Pelzwerk besetzten Ueberwurf des Mannes über die eng anliegenden Unterkleider, und in dem ärmellosen mit Purpurstreifen durchzogenen Rock der Frau, der die weiße Schulter und Brust unverhüllt sehen ließ.

Die Germania des Tacitus enthält wie jedes kräftige Gemälde Licht und Schatten; es ist keineswegs eine ideale Lobschrift in der Absicht verfaßt, dem römischen Volke einen strafenden Spiegel für seine eigene Häßlichkeit vorzuhalten, wenn gleich einzelne Anspielungen und Seitenhiebe nicht geleugnet werden sollen; aber eben so wenig haben diejenigen Recht, welche eine feindselige Gesinnung oder gar eine Art Satire erkennen wollen. In dem ganzen Gemälde tritt uns aus den einzelnen Umrissen ein gesundes kräftiges Naturvolk entgegen, bei dem die Tugenden auf edler Anlage und heiliger Sitte beruhen, die Fehler in schwacher Hingebung an überlieferte Gewohnheiten. „Seltsamer Widerspruch der Natur", ruft Tacitus verwundert aus, „daß dieselben Menschen so sehr den Müßiggang lieben und die Ruhe hassen." Die wohlwollende Gesinnung und eine gewisse anerkennende Theilnahme gibt sich auch in den Worten kund, womit die Schilderung der Sitten und Gebräuche in der Germania geschlossen wird: „Bei Bestattungen keine Rangsucht. Weder Prachtdecken noch Wohlgerüche werden auf den Holzstoß gehäuft. Jedem wird seine Rüstung, Manchem auch sein Streitroß ins Feuer mitgegeben. Die Grabstätte bildet ein Rasenhügel. Der Denkmäler stolze thürmende Pracht verschmähen sie als die Abgeschiedenen drückend. Klagen und Thränen legen sie schnell ab, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken." Schluß.

c) Deutsches und nordisches Religionswesen.

Die religiösen Vorstellungen des gesammten heidnischen Alterthums hingen ursprünglich mit den Naturerscheinungen zusammen; selbst in der Mythologie der Griechen erkennt man noch unter den ethischen anthropomorphischen Göttergestalten die Personificationen von Naturkräften als Kern und Urgrund des ganzen Gebildes. Bei dieser Uebereinstimmung alles heidnischen Religionswesens in seinem tiefsten Grunde war es begreiflich, daß die griechischen und römischen Schriftsteller die Götterwesen fremder Nationen mit ihren eigenen zusammenstellten und ihnen dieselben Namen beilegten. Sie beachteten überhaupt weniger die Götterbegriffe als die religiöse Entwickelung in Cultus und Opferdienst. Daraus läßt es sich erklären, daß besonders über das Religionswesen der Deutschen die Nachrichten der Alten so äußerst dürftig sind. Cäsar sagt, die Deutschen hätten weder Priester, um dem Gottesdienste vorzustehen, noch kümmerten sie sich viel um Opfer. Zur Zahl der Götter rechneten sie nur diejenigen, welche sie sähen, und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert würden, nämlich die Gottheiten der Sonne, des Feuers und des Mondes; von den übrigen wüßten sie nicht einmal vom Hörensagen. Ihre älteste Religion war mithin ein an Sonne, Mond und die Elementarkräfte geknüpfter Natur-

dienst, wie es scheint ohne persönlich gedachte Götterbegriffe. „Wasser, Feuer, Luft und Erde sieht der Mensch in unablässig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken“, bemerkt J. Grimm, „und so widmet er ihnen Verehrung, auch ohne das Walten eines Gottes in ihnen zu erkennen.“ Mit dieser Auffassung scheinen auch die Angaben bei Tacitus übereinzustimmen, daß der erwähnte Fürst Bojocal, als er die Römer um Ueberlassung des ungebauten Landes anflehte, zur Sonne aufgeschaut und die übrigen Gestirne angerufen habe, und daß die Völkerschaften am nördlichen Meere in dem Glanze des Abendrothes die Gestalten der Götter wahrzunehmen und ihre strahlenden Häupter zu erblicken geglaubt hätten.

Doch kann man in der letzteren Erzählung auch schon die Spuren der entwickelteren Religionsbildung erkennen, die im Ganzen bei Tacitus hervortritt. Denn offenbar hatten in dem Zeitraum von hundertfünfzig Jahren, der die beiden römischen Geschichtschreiber von einander trennt, durch die schaffende Phantasie des jugendlichen Volks, vielleicht auch durch den Einfluß und das Beispiel der Römer, jene Naturmächte persönliche Gestaltung gewonnen, so daß Wirkung und Ursache in einem göttlichen Urheber zusammenflossen. Und wenn auch in der bekannten Stelle: „die Germanen hielten es der Hoheit der Himmlischen nicht für angemessen, sie in Tempelwände einzuschließen oder in Menschengestalt abzubilden, vielmehr weihten sie ihnen Haine und Wälder und bezeichneten mit dem Namen „Götter“ jenes unerforschliche Wesen, das sie nur mit Ehrfurcht schauen“, der Beweis enthalten sein mag, daß im Allgemeinen der Cultus nicht über die Verehrung unbestimmter göttlicher Naturmächte hinausgegangen sei; so beweisen andere Nachrichten desselben Schriftstellers, daß er bei einzelnen Stämmen bereits die Formen heidnischer Gottesdienste mit Priestern, Altären und heiligen Gebäuden, mit Opfern und Wahrsagungen angenommen hatte. In den Annalen gedenkt er eines hochverehrten Heiligthumes der Tanfana, welches die Römer unter Germanicus dem Boden gleich gemacht, und in der Germania erzählt er, daß sieben suevische Völkerschaften eine gemeinsame Gottheit „Nerthus“ oder „Hertha“, d. i. „Mutter Erde“ verehrt hätten, von der sie geglaubt, sie walte über die Schicksale der Menschen und besuche die Völker.

„Auf einem Eilande des Oceans ist ein heiliger Hain und darin ein geweihter mit Tüchern bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren darf. Dieser erkennt es, wenn die Göttin im Heiligthum zugegen ist und geleitet sie, von Kühen gezogen, in tiefer Ehrfurcht. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuches und Aufenthalts würdigt. Kein Krieg wird geführt, keine Waffen ergriffen; alles Eisen ist verschlossen. Friede und Ruhe herrscht, bis der Priester die Göttin, gesättigt an dem Verkehr der Sterblichen, dem Heiligthume wieder gibt. Dann wird Wagen und Gewand und, wenn man es glauben mag, die Gottheit selbst, in einem verborgenen See gewaschen. Den Dienst verrichten Sclaven, welche alsdann derselbe See verschlingt. Daher der geheime Schauer und die fromme Unwissenheit, was das wohl sein möge, das nur dem Tode Geweihte schauen dürfen.“ Es ist unge-

wiß, ob Rügen, Seeland, Oesel oder Helgoland der Sitz dieses geheimnißvollen Gottesdienstes gewesen. — Ein solcher Hain, „heilig durch Weihung der Väter und Ehrfurcht heischendes Alter" befand sich ferner im Lande der Semnonen, eines suevischen Volksstammes, wo zu bestimmter Zeit alle Völker desselben Blutes durch Gesandtschaften sich versammelten und ihr schauerliches Religionsfest mit einem öffentlichen Menschenopfer weihten. In diesen Hain durfte man nur gebunden eintreten zum Zeichen der Unterwürfigkeit vor der Gottheit Allmacht. „Fällt Einer," meldet Tacitus, „so darf er weder aufstehen noch sich aufrichten lassen: auf dem Boden wälzt er sich hinaus. Diese ganze Feierlichkeit deutet an, hier sei die Wiege des Volks, hier der Alles beherrschende Gott, das Uebrige unterwürfig und dienstbar." — Das göttliche Doppelwesen der Naharvalen, Alken genannt, das Tacitus mit Castor und Pollux vergleicht und dem ein Priester in weiblicher Tracht vorstand, war nach seiner Versicherung ohne Bildniß und ohne eine Spur ausländischen Götterdienstes.

Aber mögen auch die Götter, welche die Germanen in den heiligen Hainen, unter altehrwürdigen Eichbäumen, an Quellen und stillen Weihern anriefen, in der Regel ohne Tempel und Bildniß verehrt worden sein, was schon bei dem Mangel aller Kunstfertigkeit von selbst geboten war, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß man ihnen an heiligen Altären eifrig mit Gebet und Opfer gedient habe, die bald an bestimmten Festtagen von aufgestellten Priestern verrichtet, bald von dem Hausvater oder von Einzelnen für sich und die Familie dargebracht wurden, und daß man die kommenden Dinge und den Willen der Himmelsmächte aus Zeichen und Vorbedeutungen zu erforschen gesucht. Bald waren es Hausthiere oder Früchte des Feldes, durch deren Darbringung man den Göttern den Dank für ihre guten Gaben und Wohlthaten abzustatten, oder sich ihrer Versöhnung, ihrer Huld und Gnade zu versichern gedachte; bald waren es kostbarere Güter, Pferde- und Menschenopfer, wodurch man das Verhältniß zwischen der Gottheit und den erdbewohnenden Geschlechtern zu einem freundlichen und wohlwollenden gestalten zu können vermeinte. Wenn ein Menschenleben entströmte, oder des Mannes Genosse, das edle Schlachtroß, an heiliger Stätte blutete, dann glaubte man den Groll der Himmlischen am wirksamsten zu sühnen, ihrer Gnade am sichersten theilhaftig zu werden.

Nach Tacitus hielten die Germanen es für ihre Pflicht, solche feierliche Menschenopfer zu gewissen Zeiten und bei bestimmten Gelegenheiten den höchsten Göttern darzubringen. So hätten in einem Krieg zwischen den Katten und Hermunduren über den Salzfluß die Sieger dem „Mars" und dem „Mercur" in Folge eines Gelübdes Pferde, Menschen und alles Lebendige als Opfer geschlachtet. Kriegsgefangene, erkaufte Sclaven oder Verbrecher wurden vorzugsweise zum Opfertode ersehen.

Als einen vorherrschenden Charakterzug der Deutschen bezeichnet Tacitus das Verlangen, die Zukunft zu erforschen, und er erwähnt verschiedene Arten, wie sie die kommenden Dinge durch Zeichen und göttliche Offenbarung zu errathen gesucht.

Der abgerissene Zweig eines Fruchtbaumes wird in Stäbchen zerschnitten und mit gewissen Merkmalen bezeichnet aufs Gerathewohl auf ein weißes Tuch hingeworfen. Dann verrichtet bei öffentlichen Berathungen der Priester, bei besonderen der Hausvater, ein Gebet zu den Göttern, hebt zum Himmel emporblickend drei der Stäbchen nach einander auf und deutet

die eingeschnittenen Zeichen. — Auch kennt man hier die Wahrsagung aus dem Flug und Geschrei der Vögel. Eigenthümlich ist diesem Volke dagegen, von Pferden Weissagungen und Mahnungen herzunehmen. In jenen geweihten Wäldern und Hainen werden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, von keiner Arbeit jemals berührt. Diese vor den heiligen Wagen gespannt begleitet der Priester und der König oder Fürst des Staats und beobachtet ihr Wiehern und Schnauben. Und keine Vorbedeutung findet größeres Vertrauen, nicht blos bei der Menge, sondern auch bei den Vornehmen, bei den Priestern. — Noch gibt es eine andere Art von Vorbedeutungen, durch welche sie den Ausgang schwerer Kriege erforschen. Sie stellen den ersten besten Gefangenen aus dem Volke, mit dem man im Krieg ist, einem auserwählten der Ihrigen entgegen und lassen sie, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, miteinander kämpfen. Der Sieg des Einen oder des Andern wird als Vorentscheidung angenommen."

Priester. Orakeldeuter. Weissagende Frauen.

Hier ist also im Gegensatz zu Cäsar ausdrücklich von Opferpriestern und Orakeldeutern die Rede. Aber dieser scheinbare Widerspruch läßt sich leicht beseitigen, auch wenn man keine innere Fortbildung des Religionswesens in dieser äußerlichen Beziehung annehmen will. Die Denkwürdigkeiten Cäsars sprechen von einem Priesterstand gleich den Druiden der Kelten, und einen solchen haben die germanischen Völker in der heidnischen Zeit nie besessen. Nirgends finden sich Spuren von einem geistlichen Stande, der im Alleinbesitz der heiligen Wissenschaften gewesen, der den Religionsdienst allein besorgt, allein die Kunde der Zeichendeutung geübt, allein Gesetz und Recht gekannt hätte. Der deutsche Priester war, wie schon sein Name „Ewart", Wart oder Hüter des Gesetzes andeutet, der Beamte des gemeinen Wesens, dessen Hauptberuf in der Wartung der Ordnung sowohl bei allen gottesdienstlichen Handlungen als in den Ding- und Malstätten bestand, dem als Diener des Kriegsgottes die Bestrafung der Feigen und Verbrecher im Heer zukam und der die öffentlichen Opfer und Zeichenforschung für die gesammte Volksgemeinde anzustellen hatte. In allen eigenen Anliegen konnte der Hausvater sich unmittelbar dem Altar nahen und den Willen der Götter erforschen. — Bei großen nationalen Unternehmungen ist in Germanien nirgends von einer hervorragenden Einwirkung der Priesterschaft die Rede, wie sie in Gallien die Druiden geübt. Diese Rolle scheinen vielmehr die wahrsagenden Frauen übernommen zu haben, jene für Freiheit begeisterten Seherinnen, eine Veleda, Aurinia, Ganna, deren einflußreiche Thätigkeit bei allen wichtigen das Gesammtvolk betreffenden Anliegen wir im Laufe der Geschichte kennen lernen werden. Schon bei dem Cimbernzug und bei Ariovists Heer befanden sich weissagende Frauen, die dort aus dem rinnenden Blut der geopferten Kriegsgefangenen, hier aus den Strudeln und Wellen des Rheinstromes die Zukunft deuteten. Ohne Zweifel war auch das hehre Riesenweib an der Elbe, das dem Drusus die unheilverkündenden Worte zurief, eine solche „weise Frau".

Resultate.

„So weit reichen die Nachrichten der Alten über das germanische Religionswesen. Wir lernen daraus, daß unsere Vorfahren ihre Abhängigkeit fühlten von höheren Mächten, deren Walten sie in der Natur wie im Menschen-

leben ahnten und erkannten, daß sie bemüht waren, den Willen dieser Mächte zu erforschen und ihr Leben und Wollen demgemäß zu ordnen, daß sie denselben durch Opfergaben und Gebete in den Tagen des Glückes den Dank für Segen und Gedeihen darbrachten, in Tagen der Noth und Angst deren Gnade und Hülfe erflehten oder ihren Zorn zu sühnen suchten, daß sie zu Stätten ihrer Verehrung Wälder und Haine, Flüsse und Quellen erkoren, wo sie im Schatten geheiligter Bäume ihre Opferstätten, ihre Steinaltäre erbauten, ihren blutigen Opferdienst feierten, ihre Symbole und religiösen Gegenstände bargen, sich in Demuth und Ehrfurcht vor der heiligen Nähe der Unsichtbaren beugten. Mit welchen Namen aber sie die drei höchsten Naturmächte bezeichneten, deren Cäsar Erwähnung thut, oder welche Götterdreiheit Tacitus unter den Namen Mercur, Mars und Hercules begreift, denen an bestimmten Tagen Menschenopfer bluteten, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Aber die natürliche Religion kriegerischer Völker wird stets in erster Linie den Mächten göttliche Verehrung darbringen, welche das Naturleben in ihrem geordneten Lauf lenken und das Schicksal der Schlachten bestimmen; und in der deutschen Mythologie, die der Scharfsinn und Forschungseifer neuerer Gelehrten aus anderen Quellen aufgebaut hat, nehmen die Götter, die den Natur- und Himmelserscheinungen vorstehen und über die Geschicke des Krieges walten, die erste Stelle ein."

Schicksale des german. Heidenthums Quellen und Traditionen der Mythologie.

„Was die römische Gleichgültigkeit unbeachtet ließ, hat in der Folge, als das Christenthum seinen Weg nach den deutschen Wäldern nahm, der fromme Eifer absichtlich zu vertilgen und in das Dunkel der Vergessenheit zu bannen gesucht. Wir werden später erfahren, wie die christlichen Glaubensboten ihr Werk der Bekehrung damit begannen, daß sie die heiligen Bäume fällten oder verbrannten, die Altäre und geweihten Steine umstürzten, die religiösen Zusammenkünfte an den Stätten der Andacht in den Hainen und Wäldern untersagten und verhinderten; die Götterfeste und Religionsgebräuche abschafften, die alten Volkslieder, worin noch religiöse Festgesänge und Lobpreisungen der Götter enthalten waren, vernichteten oder durch christliche ersetzten, die heidnischen Gebräuche, Volkssitten und abergläubischen Ueberlieferungen abstellten, kurz das ganze germanische Heidenthum in allen seinen Wurzeln aus dem Herzen des Volkes zu reißen, die Vergangenheit durch eine unübersteigliche Kluft von der Gegenwart zu trennen beflissen waren. Und in der That gelang es ihnen so weit, daß die mittelalterliche Menschheit der heidnischen Vorzeit gänzlich vergessen zu haben schien und die religiöse Poesie und Sagenwelt sich ausschließlich an dem Borne des Christenthums nährte. Man scheute sich die Namen der heidnischen Götter auszusprechen und belegte sie gewöhnlich mit den Namen Dämonen oder Teufel. Aber nicht alle Spuren konnten vertilgt werden; einige Trümmer und Fäden entgingen noch der zerstörenden Hand der Zeit und der religiösen Wuth, und dienten, durch den emsigen Fleiß sorgfältiger Sammler und Forscher mit jedem Jahre sich mehrend, als treffliche Bausteine

zur Begründung der deutschen Götterlehre, wie sie Jacob Grimm mit Beiziehung nordischer Mythen ins Dasein gerufen. Man entdeckte Concilienbeschlüsse mit einem Verzeichniß heidnischer Religionsgebräuche und Sitten, die als Reste des Aberglaubens und der Abgötterei verboten wurden; in einer niederdeutschen Abschwörungsformel entsagten die Neubekehrten den Göttern Thonar, Wodan und Saxnot, und allen den Unholden, welche ihre Genossen sind; in den von Paulus Diaconus, Jornandes und Widukind erhaltenen deutschen Stammsagen finden sich mythische Elemente und Götternamen; zwei kleine alliterirende Gedichte in thüringischer Mundart, vor einigen Jahrzehnten zu Merseburg entdeckt, erwiesen sich als Zaubersprüche zur Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen und zur Heilung eines verrenkten Fußes mittelst Anrufung mehrerer altgermanischer Götter, wie Wodan, Balder, Freia u. A.; man fand in alten Volkssagen, Traditionen, Märchen, in den Namen, womit alte Heiligthümer, Opferstätten, religiöse Orte im Munde des Volkes fortlebten, in der Benennung der Wochentage, in uralten Beschwörungsformeln, Volkssprüchen und überlieferten Bräuchen und Gewohnheiten eine Menge von Anklängen und Andeutungen an das Religionswesen und die Götter der Vorzeit, die „aus der Oeffentlichkeit vertrieben ihr Dasein unter christlichen Namen und Gestalten retteten." Und da aus allen diesen Spuren eine Uebereinstimmung der deutschen Mythologie mit der altnordischen Religion und Sagenwelt, wie sie sich in den Liedern der „Edda" vorfindet, hervorging, so hat man mit Recht geschlossen, daß, wie in der Sprache und in den dichterischen Formen zwischen den deutschen und skandinavischen Stämmen eine unleugbare Verwandtschaft bestand, so auch in der Religion kein wesentlicher Unterschied obgewaltet haben wird, und hat demnach die Mythen des Nordens, wo das Heidenthum sich länger erhielt, wo mithin im Volksglauben und in der Volkssage die heidnischen Elemente ungetrübter fortlebten und durch frühzeitige Aufzeichnung vor dem Untergange gerettet wurden, bei Aufstellung der deutschen Götterlehre zu Hülfe gezogen."

Die Hauptbestandtheile der aus Mythen, Heldensagen und gnomischen Dichtungen bestehenden älteren Edda, besonders die Völuspa, reichen in das achte und den Anfang des neunten Jahrhunderts hinauf; auch die dem 13. Jahrhundert angehörende „jüngere Edda" hat aus älteren Quellen geschöpft. Viele wichtige Ergänzungen finden sich bei dem Dänen Saxo Grammaticus, welcher die alten Sagen und Mythen seines Volkes, so weit sie sich bis auf seine Zeit in Liedern und ungebundener Rede erhalten hatten, in seine „Dänische Geschichte" aufnahm. Die nordische Mythologie lieferte also den Grundriß zur Wiederherstellung der deutschen Götterlehre aus den beschädigten Trümmern des eigenen Alterthums. Und diese Götterlehre in ihren hervorragendsten Gestalten nach Jacob Grimm kurz darzustellen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

1. Götter.

Wodan (Allvater). Das höchste allwaltende Wesen heißt in allen deutschen Zungen „Gott"; aus Scheu vor dem heiligen Namen nannte ihn das Volk als den Ursprung alles Erschaffenen „Allvater". Er vereinigte die Eigenschaften aller übrigen Götter in sich, die

gewissermaßen nur als seine „Ausflüsse, Verjüngungen und Erfrischungen" zu betrachten sind. Am vollkommensten ist diese höchste Gottesidee in **Wodan** (**Wuotan**), dem **Odin** des Nordens ausgeprägt, der wie bei den Griechen Zeus als oberster Lenker des Weltalls und Götterkönig verehrt ward. „Er ist die weltdurchdringende schaffende und bildende Kraft, der den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höchsten Güter und Gaben abhängen." Er ist der Gott des „Wunsches", womit die alte Sprache den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben bezeichnete. Er verleiht die „Wünschelruthe", durch die man zu dem Besitz verborgener Schätze gelangt. Das kriegerische Volk der Germanen dachte sich seinen höchsten Gott in vollem Waffenschmuck, mit Helm, Schwert und Speer auf weißem Rosse die Lüfte durchschneidend und über die Wasser fliegend. Wenn er an der Spitze seiner Helden auf die Jagd ausfährt, bebt das Volk vor dem Nahen des „wilden Heeres." Als König und Oberster der Götter thront er in seiner himmlischen Wohnung auf einem Hochsitz, von leuchtendem Golde gefertigt, von wo aus er durch ein Fenster die Erde und die Wohnungen der Menschen überschaut. In vielen Namen lebt das Andenken Wuotans noch lebendig fort. Ihm waren besonders Berge heilig, so der Godesberg bei Bonn, früher Wudinsberg und Wodansberg genannt, der Gudensberg (Wuodenesberg) bei Geismar u. a. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch (Wodnesdag).

Wuotan umarmte die Erde; da gebar sie dem Himmelskönig den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den **Donar**, altnordisch **Thorr** genannt. Er ist seines Vaters rechte Hand, der über Regen und Wolken gebietet, sich durch Wetterstrahl und rollenden Donner ankündigt, aber bei aller Furchtbarkeit den Menschen freundlich gesinnt und hülfreich und besonders der unverdrossene Beschützer seiner Mutter Erde und derer die sie bebauen. „Wie Wuotan vor Allem der Gott der Helden und kriegerischen Begeisterung, so ist Donar vorzugsweise der Gott des Landmannes und der friedlichen Pflege des Ackerbaues." Zu ihm flehten die Bauern um Segen, auf daß ihr Stroh kupferroth, ihr Getreide goldgelb werde. Wenn der rothbartige Donnerer zürnend in seinem Wagen daherrollt, mit der Linken das Bockgespann lenkend, in der Rechten den allzerschmetternden Hammer, der nach jedem Wurf wieder von selbst in seine Hand zurückkehrt; „da ist kein Würmlein so klein, das nicht erbebte"; ehrfurchtsvoll verläßt der Mensch Arbeit und Mahl. Der „Donnerkeil", den der Gott niederschleuderte, so wie Alles, was vom Blitz getroffen ward, galt für heilig und wurde als besonders geweiht und wunderkräftig angesehen. Auch dem Donar waren die Berge geheiligt; dort loderten im Frühjahr die Opferfeuer, um welche sich das Volk singend und jubelnd im Kreise drehte. In dem Namen „Donnersberg", der in verschiedenen Gegenden vorkommt und in der Bezeichnung des ihm geweihten Wochentages als „Donnerstag" hat sich das Andenken des Gottes bis auf unsere Zeit erhalten. Donar (Thorr).

Auch **Zio** (Tiu), der nordische **Tyr** galt für einen Sohn Wuodans und für dessen ausführende Hand, wo es sich um Schlacht und Kampf handelt; von Beiden geht der Ruhm des Sieges aus. Gleich dem Ares oder Mars der Griechen und Römer stellt er die schreckliche Seite des Krieges und die Wandelbarkeit des Kriegsglücks dar. Sein Symbol war das Schwert, sein heiliger Tag der **Dienstag**. Man pries ihn in Schlachtliedern und stellte ihm zu Ehren Kriegstänze an. Jener **Saxnot** d. i. Schwertgenosse, dessen die erwähnte Abschwörungsformel gedenkt, scheint mit Zio identisch zu sein. Zio (Tyr).

Von gleichem Ansehen mit den genannten war **Fro**, nordisch **Freyr**, der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr. Er hat Wuotans schöpferische Fro (Freyr).

Eigenschaft, verrichtet aber keine Kriegsthaten; Pferd und Schwert gab Freyr aus seiner Hand, als ihn Sehnsucht nach der schönen Jungfrau verzehrte, die er vom Hochsitz des Vaters erschaute, wie in einem der herrlichsten Lieder der Edda gesungen wird. Fro ist der Gott der Liebe und des Friedens, der Ehe und der Fruchtbarkeit, der den Bund der Liebenden durch reiche Nachkommenschaft segnet, daher er auch besonders von Mädchen und Frauen an bestimmten Festtagen angerufen ward. Aber Fro war auch Gott der Sonne; er führt, gleich dem griechischen Helios, das von Wodan erschaffene Sonnenlicht den Sterblichen zu; daher verehrte ihn der Landmann vorzugsweise als den Gott der Fruchtbarkeit, der den Heerden Gedeihen gibt. Wenn Seuchen ausbrachen, war er der Unheil abwehrende Herr, dessen Hülfe man durch angezündete Nothfeuer und Thieropfer anrief. Den Wagen des Gottes zog im Norden ein Eber, dessen goldene Borsten die Nacht erhellten, daher waren ihm die Schweine geweiht, auch Pferde und Stiere. Von den Pflanzen war ihm der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun heilig.

Paltar (Balder). Paltar oder Balder, der weise, beredte und milde Gott, der gerechteste, dessen Ausspruch unumstößlich ist, dem die Menschen Gesetz und Recht danken, zugleich der schöne Herr, der wie Licht und Tag leuchtet, ein Sohn Wodans und seiner Gemahlin Frigga, wohnte gleich dem Vater in einem leuchtenden Saale, worin Alles von Gold und Silber glänzte. In Thüringen und Baiern wurde der Gott unter dem Namen Phol verehrt. Als solcher erscheint er in der erwähnten Zauberformel. Der weiseste Richter bei Göttern und Menschen schlichtet Balder alle streitigen Sachen und ist der Vater des Forasizo, d. i. des Vorsitzenden, der als Gott des Rechts und der Gerechtigkeit und als Vorsteher der Gerichte einer großen Verehrung im Norden genoß, besonders auf Helgoland. Dem dürstenden Heer der Germanen hat Balder einst mit seiner Lanze oder mit dem Huf seines Pferdes eine sprudelnde Quelle geöffnet, daher ihm die Brunnen geweiht waren; auch Auen und Haine waren ihm heilig. Nach den nordischen Mythen fiel Balder durch die Tücke eines bösen Gottes, des Unheilstifters Loki, (Loki.) nach dessen Rath der blinde Hadu den herrlichen Gott mit einer Staude tödtete, worauf Hellia, die furchtbare Göttin der Unterwelt, den Liebling aller Wesen mit unerbittlicher Macht gefangen hielt. Loki verbarg sich, aber er wurde von Wuotan entdeckt und büßte seine Unthat mit schwerer Strafe. Gleich dem griechischen Prometheus wurde er von den Göttern über die scharfen Kanten dreier Felsen gebunden, wo ein über ihm hängender Giftwurm Gift auf sein Angesicht träufelte; aber Lokis Weib Sigyn stand ihm treu zur Seite und fing die Gifttropfen in einer Schale auf.

2. Göttinnen.

Weibliche Gottheiten. An solchen und ähnlichen Zügen weiblicher Treue, Liebe und aufopfernder Hingebung sind die nordischen Sagen reich. Die Achtung und Ehrfurcht, die nach Tacitus die Germanen den Frauen zollten, gab sich auch in ihrer Mythologie kund, prägte sich auch in den Vorstellungen von den Göttinnen aus. Allen weiblichen Gottheiten liegt ein gemeinsamer Begriff zu Grunde: sie sind hauptsächlich gedacht als umziehende einkehrende Mütter, von denen das Menschengeschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts wie des Ackerbaus erlernt: Spinnen, Weben, Säen und Ernten. Durch diese Annäherung an die Werke und Bedürfnisse des Tages gewinnen die Göttinnen etwas Vertrauliches, daher ihr Andenken im Volke tiefer haftete als das der Schlachten- und Kriegsgötter. Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich und im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als gebärende, fruchtbringende Mutter aufgefaßt. (Erde (Nerthus).) Schon Tacitus erwähnt, wie wir gesehen haben, der fruchtbringenden, Freude und Segen spendenden Erdmutter Nerthus oder Nirdu auf dem nördlichen Eilande und ihrer geheimnißvollen Umzüge; und jene weibliche Gottheit, welcher der-

selbe Schriftsteller den Namen Isis („Frau Eisen") beilegt, weil sie unter der Gestalt eines Fahrzeuges verehrt wurde, war ihrem Wesen nach der Allmutter verwandt. Wenn das heilige Schiff auf Rädern durch die Lande geführt ward, wurde es von der herbeiströmenden Menge mit Reigen und Festgesang begrüßt; denn ihre Erscheinung brachte Friede und Fruchtbarkeit. Den festlichen Umzug theilte mit den beiden erwähnten noch eine dritte hochgefeierte Göttin, Holda genannt, die schon durch ihren Namen als die freundliche, milde, gnädige Frau, als Frau Hulda oder Holle sich kund gibt. Sie ist den Menschen hülfreich und wohlwollend und zürnt nur dann, wenn sie Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Gleich der Nirdu fährt sie auf einem Wagen durch das Land, überall Fruchtbarkeit und Segen spendend. Wo der Flachs fein und reichlich gesponnen ward, da sprach sie ihren Segen über das Haus: „So manches (gesponnene) Haar, so manches gute Jahr!" Der trägen Hausfrau rief sie zu: „So manches (ungesponnene) Haar, so manches böse Jahr!" Ihr Umgang geschieht um Weihnachten: wenn es schneit, so macht sie ihr Bett, dessen Federn fliegen. Fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren. Hulda liebt die Seen und Brunnen; zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau in der Flut baden und verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre goldglänzende Wohnung, wo sie sitzt umgeben von den noch Ungebornen; die Frauen baten von ihr den Kindersegen, denn sie ist die Beschützerin der Ehen. „Der schönsten deutschen Göttin grünte und blühte der schönste deutsche Baum, die Linde." Ihr Vogel war der Storch; ihr Opfer war ein nach der Ernte auf dem Felde zurückgelassenes Bündel Flachs. Wie dem Freyr war ihr der Rosmarin geheiligt. In der christlichen Zeit ging ihr Begriff auf die himmlische Mutter Maria über. In manchen Gegenden jedoch wurde „Frau Holla" auch als böse häßliche Hexe gefürchtet. — Im Süden Deutschlands verehrte man die der Hulda verwandte Perahta („Frau Berchte"), die glänzende, hehre, weiße Frau. Auch sie hält einen feierlichen Umzug durch die Lande, führt strenge Aufsicht über die Spinnerinnen, beschützt das eheliche Leben und gibt dem Ackerbau Gedeihen; darum ist der Pflug ihr heiliges Geräthe. — Allgemeine Verehrung bei allen deutschen Stämmen fanden zwei dem Begriff und Namen nach verwandte Göttinnen: Frouwa (Freya), die frohe, erfreuende gnädige Göttin, die Schwester Fro's, von welcher das Wort Frau abstammt, und Frigga (Fria), die Gemahlin Wuotans, das freie, schöne liebenswürdige Weib. Noch die Minnesänger streiten über den Vorzug der Namen Frouwe (Frau) und Wip (Weib), entscheiden sich aber für den ersteren; Weib bezieht sich mehr auf das Geschlecht, Frau auf die Würde. Wie Aphrodite den Gürtel der Anmuth, so trug Freya einen kostbaren Halsschmuck. Bald fuhr sie auf einem mit Katzen gespannten Wagen durch die Luft, bald ritt sie gleich ihrem Bruder auf einem goldborstigen Eber. Der sechste Wochentag führt von ihr den Namen Freitag. Frigga theilt nach der nordischen Ansicht den Hochsitz des Allvaters, mit dem sie darum auch die Allwissenheit gemein hat. Wie Hulda, mit welcher sowohl Freya als Frigga vielfach zusammen treffen, ist sie auch Beschützerin der Ehen, die den Kindersegen gewährt. Zu den weiblichen Gottheiten gehört auch Hellia, die unerbittliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die in Krankheiten und vor Alter Gestorbenen hinabfuhren, während die im Kampfe Gefallenen in Walhalla einzogen. Ihre Wohnung lag tief im Dunkel der Erde; da thronte sie in furchtbarer Gestalt, halb schwarz, halb menschenfarbig. Nach der Edda war Hel Loki's und einer Riesin Tochter, Schwester des Wolfes Fenrir und der erdumgürtenden Schlange. „Ihr Saal heißt Elend; ihre Schwelle Einsturz, drohendes Unglück ihr Bett; Träge heißt ihr Knecht, Langsam ihre Magd; sie ißt von der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, dessen Namen unersättliche Gier heißt. Was sie einmal besitzt, läßt sie nicht mehr los, Barmherzigkeit kennt sie nicht." Nach der Einführung des Chri-

Holda.

Perahta (Frau Berchte).

Frouwa u. Frigga.

Hellia.

stenthums verschwand der persönliche Begriff und löste sich in einen örtlichen auf. Aus der Göttin Hella wurde die Hölle mit ihrem gähnenden Rachen und all den schrecklichen Eigenschaften, welche jener zugeschrieben worden.

3. Helden.

„Zwischen Gott und dem Menschen besteht eine Stufe, auf der sich beide einander vermitteln, das göttliche Wesen den irdischen Dingen näher gerückt, die menschliche Kraft verklärt erscheint." Gleich den griechischen Heroen mit übermenschlicher Kraft und Stärke begabt kämpfen die Helden gegen das Böse in der Außenwelt wie die Heiligen der christlichen Sage gegen die sündhaften Triebe der Menschenbrust und steigen durch ihre unsterblichen Thaten zur Gemeinschaft der Götter empor, von denen sie entsprossen sind. Sie wohnen auf Bergen und Felsen, welche den Namen „Stein" führen, so der Eichelstein, Kriemhildenstein, Wasgenstein, Gibichenstein u. s. w. Als Urahnherrn des Volkes verehrten die Deutschen nach Tacitus Tuisco, den erdgebornen Gott, dessen Sohn Mannus war, der erste der Helden, der Vater der Menschen, und feierten ihre Thaten und Schicksale in alten Volksliedern. Von den drei Söhnen des letztern, Ingo, Isto und Irmino, sollten, wie bemerkt, die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, Istävonen und Irminonen (Herminonen) abstammen. Irmin ist wahrscheinlich der Held, den das deutsche Volk in Liedern pries und den Tacitus für gleichbedeutend mit dem Cheruskerfürsten Armin hielt. Die deutsche Mythologie hat keine so reiche Heroengeschichte aufzuweisen als die griechische. Ob unter den Mythengestalten, die Tacitus als Hercules und Ulysses bezeichnet oder unter dem göttlichen Brüderpaar, die er mit Castor und Pollux zusammenstellt, deutsche Helden verborgen liegen, kann nicht ausgemittelt werden. Die meisten deutschen Stämme hatten in der Vorzeit ihre Stammhelden, aber nur wenige Namen und dürftige Sagen haben sich erhalten, so von Skeaf, der als Knabe in einem Schifflein auf einer Garbe schlafend ans Land trieb und erster König der Angeln wurde; sein Enkel war Beowulf. Heller glänzen die Heldengestalten, deren Thaten und Schicksale die epischen Gedichte des Mittelalters feiern: Siegfried, der Erwerber des Horts der Nibelungen, dessen ganze Natur noch deutliche Spuren des Uebermenschlichen an sich trägt. Er wird von einer Elbe erzogen, von Brunhilt einer Walkyrie geliebt; er trägt einen unsichtbar machenden Helm und statt eines Panzers schützt ihn das verhärtete Blut des Drachen, den er erschlagen. Die in neuerer Zeit aufgestellte Ansicht, daß unter der Heldengestalt Sigfrieds Arminius, des Sigimers Sohn, der Befreier Deutschlands von dem starken „Zwerggeschlechte" verborgen liege, möchte nicht ganz zu verwerfen sein. Wieland (Völunder), der kunstreiche Schmied, der auf tückische Weise gefangen gehalten und am Fuße gelähmt zur kunstvollen Schmiedearbeit gezwungen wird, sich aber heimlich ein Federkleid verfertigt, mit dessen Hülfe er durch die Lüfte entflieht, nachdem er sich furchtbar gerächt. Er erinnert an den kunstreichen Dädalos und an den gelähmten Hephästos. Wielands Bruder war Eigil, der berühmte Bogenschütze, der auf König Nidungs Geheiß den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß und dem fragenden König antwortete, die beiden andern Pfeile seien ihm zugedacht gewesen, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Auch Mimir, der Weise, erscheint in der Heldensage als kunstfertiger Schmied. Andere Helden, wie Dietrich und Hildebrand, wie Wittich, Wielands Sohn und Wade, den riesenstarken, werden wir später bei der deutschen Heldendichtung kennen lernen. Die Sage vom Dietrich ist frühe mit historischen Erinnerungen verbunden worden.

Tuisco u. Mann.

4. Weise Frauen.

Die Deutschen glaubten, wie früher erwähnt, daß den Frauen etwas Göttliches und Vorahnendes inwohne, daß Zauber und Weissagung besonders ihre Gaben seien. Die deutsche Mythologie kennt daher auch eine Reihe anmuthiger oder furchtbarer Halbgöttinnen, welche die Gottheit den Menschen vermitteln. Sie führen den Namen „Idisi," kluge, weise Frauen, sind mit höheren geistigen Gaben ausgerüstet als die Helden und haben die Bestimmung, den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod anzusagen. Unter ihnen nehmen den ersten Rang ein die Nornen, Schicksalsgöttinnen, die gleich den griechischen Mören, den römischen Parzen, jedem Menschen seine Lebenszeit bestimmen. Es sind drei an Zahl:Ward (das Gewordene, die Vergangenheit), Werdandi (das Werdende, Gegenwart) und Scult (das Werdensollende, Zukunft). Die Vorstellung vom Drehen, Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens haben sie mit ihren griechischen Schwestern gemein. Eine wichtige Rolle in der deutschen Mythologie spielen die Walküren, die göttlichen Botinnen Allvaters, welche die auf dem Schlachtfelde (Wal) gefallenen Helden in Empfang nehmen (küren) und in Wuotans himmlische Wohnung tragen. Kampfgerüstet reiten die Jungfrauen in die Schlacht: „golden leuchten ihre Helme, ihre Lanzen und Schilde glänzen; wenn sich ihre golden schimmernden Rosse schütteln, trieft von den Mähnen Thau in die Thäler. Ueber den Reihen der kämpfenden Helden sich tummelnd stehen sie ihren Freunden schützend zur Seite, bringen sie Entscheidung des Kampfes und geleiten die Gefallenen gen Himmel, wo sie ihnen beim Mahle den Meth kredenzen." Sie heißen Schlachtjungfrauen, Helmjungfrauen und als Wodans, des Wunsches, Abgesandte, Wunschmädchen. Schutzengel der Helden im Leben sind sie beim Sterben ihre Todesengel. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Kampf und Krieg treibt sie in die Schlacht. Ihre Zahl wechselt zwischen sechs, neun und dreizehn. Doch ziehen sie nicht immer zur Schlacht aus. Manchmal sitzen sie auch am Ufer, den köstlichen Flachs spinnend, dann vertauschen sie ihr Schlachtroß mit dem Schwanhemde, daher sie auch als „Schwanjungfrauen," als „Waldfrauen," als „Meerminnen" auftreten. Gerne geben sich die Walküren den Helden in Liebe hin.

Nornen.

Walküren.

5. Wichte und Elbe.

So standen die Götter und Göttinnen nach der Ansicht der Germanen mit den Anliegen und Sorgen der Menschen in der mannichfaltigsten Beziehung. Sie theilen mit ihnen die Jagd und die Kriegslust wie die Freuden des Mahles, die friedlichen Geschäfte des Landbaues wie die Arbeiten des Hauses; dabei sind sie die Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts. Freudig verlassen sie dazu ihre schönen himmlischen Wohnsitze und weilen unter den Sterblichen, die ihre Ankunft und Nähe, welche meistens zu bestimmter Zeit erfolgt, mit Jubel und Festen begehen. Oft bergen sie sich auch in unscheinbares Gewand und unansehnliche Gestalt und wandern umher, die Menschen zu prüfen und wahrgenommene Frevel zu bestrafen. Doch nicht blos die himmlischen Götter verkehren mit der Menschenwelt; der deutsche Volksglaube kennt noch eine Reihe von Wesen, die nicht von menschlicher Art und Natur ein Reich für sich bilden und die Kraft besitzen, dem Menschen zu schaden oder zu helfen — die Wichte und Elben, die Wasser- und Hausgeister. Erfüllt von einer gewissen Scheu vor dem Menschen, dem sie an leiblicher Kraft nachstehen, werden sie nur durch Zufall oder durch den Drang der Umstände bewogen, sich in das Erdenleben zu mischen, bald freundlich und hülfreich, bald störend, feindselig und Schaden stiftend. Es sind die bekannten Gestalten, die sich nach dem Sturz der alten Götter in die Sagen- und Märchenwelt geflüchtet haben: die lichten weißen Elbe oder Elfen, die winzig aber wohlgebaut in

mondhellen Nächten ihre luftigen Tänze feiern; die schwarzen ungestalten höckerigen Zwerge. Zwerge, die unter mächtigen Königen wie Goldemar, Gübich, Laurin, Elberich oder Alberich, in dem Gestein der Berge hausen und die unendlichen Schätze bewachen; die anmuthigen freundlichen Nixen oder Wasserholden mit den langen Haaren und dem feuchten Schleier, die in der Tiefe des Wassers wohnend oft am Mittag auf den Wellen sich wiegen und sonnen und sich gerne in die heiteren Tänze mischen, die des Abends unter der Dorflinde stattfinden; die schlimmen Wassergeister, die um Hausgeister. Johanni ihr jährliches Menschenopfer fordern; die Haus- und Poltergeister, die als Gutgesell, Heinzelmännchen, Kobold, Katermann u. drgl. in Haus und Hof schalten, gleich den römischen Laren und Penaten am liebsten auf dem Herde weilen, meist gutmüthig, hülfreich und thätig, mitunter auch schadenfroh, neckend und von derbem Riesen. Humor. Alle diese Wesen, so wie die ungeschlachten Riesen mit ihrer wilden Kraftfülle, aber ohne geistige Ueberlegung, haben ihren Ursprung in dem germanischen Heidenthum. Sie machen den Eindruck eines bedrängten untergehenden Geschlechtes, das den neuen mächtigeren Ankömmlingen die alte Heimath überlassen muß. Darum verabscheuen sie den Landbau und das Ausroden der Wälder; darum hassen sie das christliche Glockengeläute, das sie in ihrer alten Heimlichkeit stört, darum grollen sie den Menschen, die sich treulos von dem alten Götterglauben abwenden. Alle jene wunderbaren Gestalten, die unsere Kindheit mit phantastischen Bildern füllten, mit denen der rege Natursinn Berge und Wälder, besonders das Riesengebirg, Bäume und Flüsse, Haus und Hof belebte, sind in der Volksdichtung mit übermenschlichen Kräften begabt, die Riesen mit übernatürlicher Stärke und Größe, die Wichte und Zwerge mit geistiger Ueberlegenheit, mit Wunder- und Zauberkraft, mit der Gabe der Weissagung, mit der Kunde der geheimen Kräfte der Pflanzen und Steine, mit der Eigenschaft, sich unsichtbar zu machen u. drgl. m. Ursprünglich dem Menschen hold, dienstbar und freundlich gesinnt, gestalteten sie sich in dem Volksglauben mehr und mehr zu Unholden und Schadenstiftern. „Durch das ganze Wesen der Elbe, Nixe und Kobolde," urtheilt J. Grimm, „geht ein leiser Grundzug von Unbefriedigung und Trostlosigkeit: sie wissen ihre herrlichen Gaben nicht recht geltend zu machen und bedürfen immer der Anlehnung an die Menschen. Nicht nur streben sie, ihr Geschlecht durch Heirath mit Menschen zu erfrischen, sie haben auch zu ihren Angelegenheiten des Rathes und Beistandes der Menschen vonnöthen. Obgleich geheimer Heilkräfte der Steine und Kräuter in höherem Grade als die Menschen kundig, rufen sie dennoch zu ihren Kranken und kreisenden Frauen menschliche Hülfe, leihen von den Menschen Back- und Hausgeräthe und feiern selbst ihre Hochzeiten und Feste in Sälen der Menschen; daher auch ihr Zweifel, ob sie der Erlösung theilhaftig werden können, und der unverhaltne Schmerz, wenn verneinende Antwort erfolgt."

6. Elemente. Heilige Pflanzen und Thiere.

Den Urstoffen, welche der Schöpfung aller andern Dinge vorausgingen, weihten die Germanen zu allen Zeiten hohe Verehrung, auch nachdem sie die göttlichen Kräfte, deren Walten sie in denselben erkannten, als persönliche Wesen sich vorzustellen gelernt. Viele Gebräuche, die sich Jahrhunderte hindurch in der Volkssitte erhalten und als Aberglauben von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben, hängen in ihrem Ursprunge mit der Verehrung der reinen Elemente in der heidnischen Vorzeit zusammen. Wasser. So galt das Wasser besonders da, wo es noch unentweiht durch menschlichen Dienst als lebendige Quelle aus der Erde hervorsprudelte, für ein heiliges Fruchtbarkeit und Gesundheit schaffendes Element, das erste Geschenk der Götter. An den Ufern des Flusses, am Rande der Quelle beteten und opferten unsere Vorfahren; Wasser zu heiliger

Zeit, in der Stille der Mitternacht oder vor Sonnenaufgang geschöpft, hatte eine heilende, stärkende Kraft. Das **Feuer**, besonders das aus dem lebendigen Holze durch Reibung erzeugte „Nothfeuer" galt als geweihtes Reinigungs- und Heilmittel gegen böse Krankheit. Die noch bis zur Stunde erhaltene Sitte zur Zeit der Sonnenwende das „Johannisfeuer" zu entzünden und unter Volkslust und Gesang durch die Flammen zu springen, ist ein Ueberrest des heidnischen Feuerdienstes zur Abwehr des Unheils. Die **Luft** in ihrem bewegten Zustand als **Wind** und **Wetter** wurde gleichfalls als beseeltes Wesen verehrt. Man erblickte in den Winden die raschen beflügelten und überall gegenwärtigen Boten der himmlischen Götter, in der „Windsbraut" ein unglückliches nach ihrem verlornen Gatten rastlos suchendes Weib. Wie hoch die Deutschen zu allen Zeiten die **Erde** verehrten, die große Allmutter, deren Schooß die reiche Frucht spendet und die Todten birgt, ist schon früher bemerkt worden und geht aus vielen heiligen Gebräuchen hervor: Auf grünen Rasen schlossen die Deutschen ihre heiligsten Verträge und schwuren ihre feierlichsten Eide; noch in christlicher Zeit finden sich Spuren von der altheidnischen Sitte, bei herannahendem Tode Erde in den Mund zu nehmen, um sich dem mütterlichen Schooß zu weihen. Diese Heiligkeit geht auch auf ihre Geschöpfe, die Pflanzen und Thiere über. Wir wissen bereits, welche Ehrfurcht unsere Vorfahren den **Bäumen** widmeten: eine heilige Eiche in Waldeseinsamkeit diente häufig als Gebet- und Opferstätte; an die Linde im Dorf oder Schloßhof ist Glück und Heil der Bewohner geknüpft; die Esche, die Hasel, der Hollunder nahmen im Volksglauben und in der Volkssage eine wichtige Stelle ein; der Rosmarin bringt der Braut auf ihrem Kirchgang Segen und wird dem Todten auf dem Leichenzug nachgetragen. Die lebhafte Phantasie des Volks verlieh ihnen Sinn und Empfindung. In noch höherem Ansehen standen die Thiere, besonders das zum Dienste der Götter und Helden bestimmte feurige **Roß**. Manchen Göttern wurden in der Nähe ihrer Heiligthümer geweihte Pferde unterhalten, die, wie bemerkt, besonders zu Orakelforschungen verwendet wurden. Von Thieren des Waldes standen Bär, Wolf und Fuchs, die Helden des altdeutschen Thiermärchens, in besonderem Ansehen. Noch nähere Beziehung zu den Göttern hatten einige **Vögel**: dem Raben, der Schwalbe, dem Storch, dem Kukuk legte man prophetische Kräfte bei und erforschte bei ihnen die Zukunft. Schwalbe und Storch galten als Herolde des Frühlings. Das Rothkehlchen war des Donnerers heiliger Vogel, „darum schlägt der Blitz in das Haus, wenn man sein Nest stört, und wenn es einen Erschlagenen im Walde findet, trägt es Blumen und Blätter auf sein Gesicht." Mit einer heiligen Scheu betrachteten die Deutschen die **Schlange**; der Schlangenkönig mit seiner schimmernden Krone und der geflügelte Drache oder Lindwurm nehmen in der deutschen Märchen- und Sagenwelt eine wichtige Stelle ein.

Feuer.

Luft.

Erde.

Bäume

Das Roß.

Vögel.

Schlangen.

7. Himmel und Gestirne. Der Tod.

„Auch die Erscheinungen des Himmels greifen vielseitig in den heidnischen Glauben ein. Nicht nur ist die Wohnung der Götter und der ihnen näher stehenden Geister im Himmel, sondern auch irdische Wesen, nach ihrer Auflösung, werden dahin erhoben, ausgezeichnete Helden und Riesen leuchten als Gestirne. Von dem Himmel steigen die Götter herab zur Erde nieder, an dem Himmel fahren sie her und durch den Himmel beschauen sie unsichtbar das Treiben der Menschen. Wie sich alle Pflanzen nach dem himmlischen Licht kehren, alle Seelen zum Himmel wenden, so steigt der Rauch des Opfers und das Gebet der Menschen in die Höhe." Sonne, Mond und Sterne erschienen den alten Deutschen als beseelte Wesen; es werden ihnen bestimmte Stätten, Plätze und Stühle beigelegt, auf denen sie Sitz und Wohnung nehmen, wo sie ihr Gestell und Gerüste haben. Sonne und Mond dienten zur Eintheilung der Zeit; ein Sonnenjahr

zählt zwölf, ein Mondjahr dreizehn Monate. Lange rechneten die Deutschen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Die Sonnenwenden wurden im Sommer und Winter feierlich begangen mit leuchtenden Flammen. Den Sternen legte man eine Beziehung zu den Menschen bei. In dem Regenbogen sah unser Alterthum eine himmlische Brücke, über welche die Götter wandeln. Tag und Nacht, Sommer und Winter wurden gleichfalls als persönliche in das Erden- und Menschenleben tief eingreifende Wesen gedacht und das Eintreten und Verschwinden der letzteren mit Gebräuchen gefeiert, die in vielen Gegenden noch fortbestehen.

Der Tod war im Volksglauben kein schreckliches, schauerliches Wesen, wie das Sensengerippe im Todtentanz; er war ein milder aber seines Amts strenge wartender Bote der Götter, ausgesendet die Seele abzuholen, die nach den Vorstellungen der Alten bald als Blume aufblüht, bald als Vogel entfliegt, wenn der letzte Athemzug sie befreit hat, mitunter auch im Hause weilt, als Schutzgeist der Ihrigen oder auf nächtlichem Todtenkahn „nach dem andern Lande" fährt. Diese Vorstellung von dem freundlichen Wesen des Todes tritt uns noch in einzelnen Zügen des Volkslebens, in der Bezeichnung als „Freund Hein" entgegen. In dem unbekannten Lande der „Heimath" führt der Verstorbene ein Leben, das man sich als Nachbildung und Fortsetzung des Erdenlebens dachte; daher auch im Volksglauben ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Menschenleben und dem Todtenreich bestand, der durch die Todtenopfer noch fester geknüpft ward.

8. Weltschöpfung und Weltuntergang.

Ueber die letzten Dinge wie über die Weltschöpfung geben uns die deutschen Urkunden keinen Aufschluß: doch dürfen wir annehmen, daß die in der „Voluspa" enthaltene nordische Auffassung ihrem Wesen nach den altgermanischen Vorstellungen entsprochen haben wird. Diese aber erzählt: Im Anfang war die Kluft der Klüfte (Ginungagap), da weder Meer noch Strand, noch erfrischende Winde waren, weder trockener Erdboden hier unten, noch fester Himmel oben, ein finsterer Abgrund ohne Gras und Gewächse. Noch kannte die Sonne nicht ihre Wohnung, der Mond nicht seine Macht und die Sterne wußten nicht, wo ihre Stelle war. Der nördliche Theil dieser unendlichen Oede hieß Niflheim (Nebelwelt), und darin herrschte Dunkel und grimme Kälte, der südliche Muspellsheim (Feuerwelt), und von hier ging Licht und Wärme aus. Durch die Wirkung der Wärme entstand aus der geschmolzenen Materie Ymir, ein bösartiger Riese, das Sinnbild des Chaos, der Stammvater der „Eisriesen." Ymir selbst und sein Riesengeschlecht wurden im Kampfe erschlagen von Odin und seinen zwei Brüdern Wili und We, den Söhnen eines Riesenweibes und eines aus den salzigen Eissteinen entsprungenen Mannes. Nur ein einziger von den Enkeln Ymirs rettete sich mit seinem Weibe und von diesem stammte das jüngere Riesengeschlecht. Darauf schleiften Odin und seine Brüder den Leichnam Ymirs mitten in Ginungagap hinein und schufen aus seinem Blute das Meer und das Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Haaren die Wälder, aus den Zähnen und zerbrochenen Beinstücken die Felsen und Klippen. Den Schädel wölbten sie zum Himmel, befestigten daran die aus Muspellsheim lose umherfahrenden Funken und wiesen jedem dieser Lichter seine Stelle und seinen bestimmten Gang an. Allfader setzte die Nacht und ihren Sohn den Tag ein und gab Jedem einen einspännigen Wagen, auf dem sie um den Himmel fahren. Das Hirn des Riesen warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Die Erde war rund und vom tiefen Meer umgeben, dessen Strand die Riesen bewohnen sollten; zum Schutze gegen dieselben bauten die drei Brüder aus Ymirs Augenbrauen die Burg Midgard, die alles Land umfaßte. Aber

noch fehlte der Mensch. Da gingen die drei Brüder zum Meeresstrand; dort fanden sie zwei Bäume, Esche und Erle, und schufen Menschen daraus, einen Mann (Asko) und ein Weib (Embla). Diesen gab Odin Seele und Leben, Wili Witz und Gefühl und We Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht und wiesen ihnen Midgard zur Wohnung an. Als die göttlichen Mächte auch noch die Zwerge geschaffen, ihnen Gestalt und Verstand der Menschen verliehen und Ymirs Fleisch, das Innere der Erde, zur Wohnung gegeben, wählten sie selbst den Himmel zu ihrem Aufenthalt und bauten sich daselbst die Stadt Asgard, von wo aus sie die Welt regieren und der Menschen Thun beobachten und ihre Geschicke lenken. Von den weltschöpferischen Mächten behielt Odin als „Allvater" die erste Stelle, während die beiden Brüder ganz aus dem Volksglauben verschwanden. Er umgab sich mit einer Menge Götter, „Asar" oder „Asagötter" genannt, welche die gemeinschaftliche Burg Asgard oder Asaheim bewohnen, von wo eine kunstvolle Brücke, von den Menschen Regenbogen genannt, auf die Erde führt. Mitten in Asgard war der goldschimmernde Hochsitz Odins, Gladsheim (Heimath des Glanzes) geheißen, wo die zwölf obern Götter (Asen) sich zur Gerichtssitzung oder zum Mahl einfanden, wie die Göttinnen in einem andern Saale, „Wingolf" genannt. Dort tranken sie den Meth, den ihnen Iduna reichte, und dessen verjüngende Kraft ihre Lebensdauer weit über das menschliche Ziel ausdehnte. Außer diesem „Asenheim", wohin der Volksglaube auch „Walhalla", die Heimath der in der Schlacht gefallenen Krieger (Einherien), verlegte, wo sie im hochgewölbten, goldstrahlenden Saale an langen Tafeln sich des Bechers und des Mahles freuten, kennt die nordische Mythologie noch acht Regionen oder „Heime", in welche sich das Weltall theilte, und die durch die Esche Yggdrasill, den Himmel, Erde und Hölle durchdringenden und verbindenden Weltbaum zusammengehalten werden, Muspellsheim, die Flammenwelt, die Gluthregion, wo nur die eingebornen Muspellssöhne unter dem göttlichen Hüter Surtr wohnen können; Nebelheim, mit Helheim (Hölle), dem Aufenthalt der Todtengöttin Hela, ein düsteres, kaltes Schattenland, der Todten Wohnung, tief nach Norden im Schooße der Erde. Mannaheim (Midgard), der Wohnsitz der Menschen, befestigt mit Berg- und Felsenwänden und versehen mit Kampfplätzen fruchtbaren Thälern und Höfen. Außerdem hatten die Elben oder Alfen ihre eigenen Wohnplätze in „Alfheim", die Riesen in „Jotunheim", die Zwerge in „Svartalfheim". — In der Edda wird den Göttern der einstige Fall des Weltbaumes und die Zerstörung Asgards verkündigt. Am Ende der Dinge brechen die bisher in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen los und streiten wider die Götter; ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt und alle Berge stürzen zusammen, alle Bäume werden entwurzelt, das Meer treibt aus seinen Ufern und überfluthet das Land, die ungeheure Weltschlange (Midgardsschlange) ergriffen von Riesenwuth hebt sich aus dem Meer und zieht mit ihren Geschwistern (dem Wolf Fenris und der Todesgöttin Hela) und Loki, ihrem Vater, gegen die Götter. Zugleich reitet Surtr mit seinem leuchtenden Gefolge über den Regenbogen heran, und ihren vereinten Angriffen erliegen nach heftigem Kampfe die alten Götter; die Flammensöhne siegen, die Welt geht in Feuer auf. Aber aus dem Meere steigt jetzt eine neue, seligere Erde mit verjüngten Göttern, eine bessere, höhere Weltordnung beginnt, in welcher kein Uebel ist. Diese Kämpfe der Zukunft mit dem sie begleitenden Weltbrand und Weltuntergang im poetischen Bewußtsein des Volks nannte die alte deutsche Sprache mit dem schönen Namen „Götterdämmerung."

6. Jesus Christus.

Die Erfüllung der Zeit a) im Römerreich.

Als das römische Volk unter Augustus den Höhepunkt seiner Macht erstiegen und alle Nationen der bekannten Erde in seinen weiten Schooß aufgenommen hatte, da wurde im fernen Morgenlande der Grund zu dem „Reiche Gottes" gelegt, das bestimmt war, das römische Weltreich zu durchdringen und zu überwinden. Was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften zu schaffen vermochte, das hatte die römische Welt damals in ihrem Besitze: Macht und Herrlichkeit nach Außen, gesetzliche Ordnung im Innern, eine Fülle geistiger Bildung, genährt an den glänzendsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst der begabtesten Völker, die Resultate des Denkens und Forschens aller Weltweisen, die Güter und Schätze des Erdbodens; und dennoch lag das Menschengeschlecht in tiefer Versunkenheit, und eine Sehnsucht nach Erhebung und Erlösung durchzog Aller Herzen. Die heidnischen Religionen waren ausgelebt, die griechische Götterwelt und die römische Staatsreligion hatten ihre bindende Macht auf die Gemüther verloren; die Mysterien und Geheimlehren, in denen Viele Heil und Befriedigung suchten, erwiesen sich als Blendwerke des Aberglaubens und füllten die Seelen der Getäuschten mit Verzweiflung; die Lehrsätze der Philosophen waren morsche Stützen für tiefere Naturen bei den Wechselfällen des Lebens. Die Menschheit bedurfte eines neuen Lichtes, um aus dem dunkeln Wirrsal des Erdenlebens nach einem neuen Ziele mit neuer Hoffnung den rechten Pfad zu finden, und die Vorsehung, welche die Weltgeschicke nach einem ewigen Rathschluß lenkt, hat dem Augusteischen Zeitalter zu der Fülle der Macht und Herrlichkeit auch noch den Glanz verliehen, daß damals im jüdischen Lande das Senfkorn in die Erde gesenkt ward, aus dem der Lebensbaum emporwuchs für die hülfsbedürftige Menschheit. Die dunkeln Aussprüche der Propheten, die Weissagungen der Seher, die Ahnungen der Dichter und Weisen, das sehnsüchtige Harren der Völker — Alles deutete auf die Ankunft eines Retters und Führers, mit dem eine neue Zeit des Heils für alle Bewohner des Erdbodens anbrechen würde. So wurden die Worte Virgils (Eccl. IV, 4—10), daß mit der bevorstehenden Geburt des „Knaben" ein goldenes Weltalter beginnen und die „himmlische Jungfrau" auf die Erde zurückkehren werde, als prophetischer Seherspruch auf das Erscheinen Christi, des Sohnes der Jungfrau, gedeutet, und selbst in Tacitus fand man die dunkle Ahnung ausgesprochen, daß das Morgenland neu erblühen und von Judäa die Weltherrschaft ausgehen solle (hist. V, 13).

b) In Israel.

Auch in Israel waren die Gemüther für ein neues inneres Leben empfänglich. Die alte Verheißung, daß das Scepter nicht weichen werde von Juda, noch der Herrscherstab von seinen Füßen, bis daß der Held komme, dem die Völker gehorchen, lebte zwar noch im Herzen des Volkes in ungebroche-

ner Stärke fort, und viele Gläubigen hielten noch fest an der Hoffnung, daß in dem Messias ein König kommen werde von irdischer Macht und Herrlichkeit, der auf Zion seinen Herrschersitz nehmen und das auserwählte Volk Gottes zur weltlichen Größe und Herrschaft führen, die Söhne Israels zu seiner Rechten und die bekehrten Heiden zu seiner Linken sammeln würde; aber bei der Mehrzahl hatte der Messiasglaube eine ideale Richtung, eine verklärte Gestalt angenommen. Das Volk hatte seit den Tagen Davids zu viele Leiden und Drangsale von fremder Gewaltherrschaft erlitten, war zu sehr in seinem Volksthum gebrochen und zerrissen, als daß der Glaube an eine Wiederkehr des Dav'schen Reiches in erhöhter Macht und Siegesherrlichkeit noch unerschüttert hätte fortbestehen, die Erfüllung der alten Verheißung in weltlicher Weise hätte erwartet werden können. Wie sehr man auch den tiefen Widerspruch zwischen dem Gottesreiche nach dem Gesetze und den Propheten und der heidnischen Zwingherrschaft und Obrigkeit in der Wirklichkeit empfand; die Nothwendigkeit gebot Fügsamkeit und geduldige Ergebung. Trotziges Widerstreben konnte nur zum sicheren Untergang, zur Vernichtung aller nationalen Güter führen. So schickte man sich denn in die Zeit. War ja doch die römische Herrschaft im Ganzen schonend gegen die religiösen Traditionen, Einrichtungen und Satzungen und stand es doch außer Zweifel, daß das zeitliche Lebensglück des Volkes, daß Wohlstand und Sicherheit, daß Ruhe und gesetzliche Ordnung unter Roms starkem Arme trefflich gediehen, daß das Volk unter den Segnungen des Friedens glücklichere Tage verlebte als jemals in der sturmbewegten Vergangenheit.

Die Messias-Idee.

Während man aber äußerlich sich in die bestehenden Verhältnisse fügte und ihnen eine gute Seite abzugewinnen wußte, wurde die messianische Idee immer geistiger ausgebildet, immer mehr „verhimmlicht." Der Glaube lebte fort, daß dereinst in Juda ein Sproß aus dem Stamme Davids auferstehen, das Gesetz erfüllen und dem Gottesreiche seine Vollendung geben werde; aber dieser neue König wurde in der gläubigen Phantasie mehr und mehr mit himmlischer Glorie umgeben. In ihm sollte die ganze Gotteskraft vereinigt sein, die sich bisher in Mose, in David, in den Propheten nur in einzelnen Ausstrahlungen offenbart hatte; er galt als der Inbegriff aller der göttlichen Eigenschaften, welche die heilige Poesie des Volkes bisher ausgebildet, aller der idealen Güter, die den theuersten Schatz der Nation ausmachten. Als Mensch und Menschensohn sollte er auf Erden erscheinen, aber eigentlich war er Jehova's eingeborner Sohn, der mit dem Vater die himmlische Herrlichkeit theilte, der zu seiner Rechten sitzend einst in Menschengestalt niedersteigen werde, um als der „Knecht Gottes" durch Leiden und Drangsale das Volk Israel zu sühnen und den alten Bund aufs Neue zu besiegeln. Dann werde die Gottherrschaft sich vollenden; alle heidnischen Herren und Machthaber werden in Staub dahin sinken, ja das ganze Heidenthum in Nichts zerfallen, damit das „Volk

der Heiligen" oder „der Auserwählten" unter seinem geweihten König in Ewigkeit herrsche und das Reich Gottes die ganze Erde erfülle.

Die Jehovareligion. Gesetzesdienst.

Zu solcher Verklärung hatte sich die Messias-Idee bei Vielen ausgebildet. Zugleich führte die Betrachtung der damaligen Zustände zu der Ansicht, daß die bestehende Weltordnung einer großen Umgestaltung entgegengehe, daß die Menschheit einer Wiedergeburt bedürfe, daß das geistige und religiöse Leben an einem Wendepunkte angelangt sei, wo das Alte absterben und neues Leben entkeimen müsse. Auch im jüdischen Volke hatte der Jehovaglaube alle Entwickelungen und Formen durchlaufen und Gestalten angenommen, die keiner gesunden Fortbildung der Gottesidee mehr fähig waren. Wir haben früher gesehen (III, S. 304 f.), wie die Sadducäer dahin strebten, die mosaische Gesetzesreligion mit griechisch-heidnischer Sitte, Lehre und Denkweise mehr und mehr in Einklang zu setzen und dadurch einer gefährlichen Verflachung Vorschub leisteten; wie die Pharisäer auf die buchstäbliche Erfüllung der heil. Schrift den höchsten Werth legend zu einer mit geistlichem Hochmuth gepaarten Scheinheiligkeit und zu knechtischem Gesetzesdienst geriethen, wie die Essener in pietistischer Beschränktheit durch Abgeschiedenheit von der Welt, durch genossenschaftliches Zusammenleben, durch Büßungen und fromme Werkthätigkeit Gott zu dienen und ihr Seelenheil zu befördern vermeinten. Ohne eine neue Idee, die wie ein „Sauerteig" die alte Masse durchdrang, ging die Jehovareligion einer Erstarrung, einem todten Gesetzesdienst, oder einer auflösenden Verflachung entgegen. Die ewigen Wahrheiten, die seit den Tagen der Vorzeit im Volke Israel gelebt hatten, standen in Gefahr zu entarten oder unterzugehen. Nur in verklärter Gestalt und in höherer Auffassung konnten sie das höchste beseligende Gut der Menschheit bleiben. Weder die Pharisäer, die als Schriftgelehrte, Beamten oder Besitzende zu tief in die Bestrebungen und Genüsse der Gegenwart versenkt waren, noch die Sadducäer, die leichtsinnigen Grundsätzen huldigten, noch die Essener, die sich der Sorge für das Allgemeine entzogen, hatten ein rechtes Herz und Verständniß für die echten Grundlehren der Jehovareligion und für den Messiasglauben in seiner höheren Auffassung.

Johannes der Täufer.

Es war daher nothwendig, daß ein frommer, gottbegeisterter Mann im prophetischen Geiste auftrat und die Gemüther auf die Ankunft des Messias vorbereitete. Dies geschah durch Johannes den Täufer, wahrscheinlich von priesterlichem Geschlechte aus der Priesterstadt Hebron. Durchdrungen von dem festen Glauben, daß die Erfüllung der alten Verheißung und Hoffnung nahe sei, suchte er nach Art der alten Propheten das Volk zur Buße und Besserung zu führen, damit es reinen Herzens dem Heiland entgegen komme. Aus der üppigen Welt in die Einöden und Wüsten am Jordan ziehend und gleich dem Propheten Elia in ein rauhes Gewand von Kameelhaaren gekleidet, zusammengehalten von einem Gürtel aus Thierfell und sich nährend von Heuschrecken und wildem Honig, wie sie die Wüste barbot, forderte er (im fünfzehnten Jahre

der Herrschaft des Tiberius) das Volk auf, die Sünden zu bekennen, Buße zu thun und Besserung des Lebens zu geloben, vollzog an allen, die dieser Aufforderung nachzukommen versprachen, zum Zeichen des neuen Lebens die Taufe mittelst Eintauchen in die Tiefe des fließenden Wassers und entließ sie dann mit der Versicherung der Sündenvergebung und der neuen Gnade. So lehrend und so lebend sammelte Johannes einen Kreis engerer Freunde und Nachfolger um sich, denen er sein ganzes Inneres erschloß, die er zu den nächsten Mitkämpfern in seinem gewaltigen Unternehmen weihete, und die mit ihm alle die tiefsten Anstrengungen auch des Trauerns und Fastens nicht scheuen durften. Aus allen Gegenden Judäa's und Galiläa's strömte das Volk in immer größerer Menge ihm zu, und der strenge Mann unterließ Nichts, die Einzelnen zum Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit und zum Vorsatz der Besserung zu bringen und in Allen die Ueberzeugung zu wecken, daß sie nicht kraft ihrer Abstammung von Abraham, als das „auserwählte Volk" der Gnade Gottes theilhaftig würden, sondern durch Reinheit des Herzens und unsträfliches Leben. Der hohe Rath und die Pharisäer versuchten ihn mit verfänglichen Fragen, ob er Christus wäre; er aber wich ihnen aus und wies auf einen Stärkeren hin, dem er nicht würdig sei, die Schuhriemen zu lösen.

Unter den Vielen, die zu Johannes an den Jordan zogen um die Taufe zu empfangen, war auch Jesus von Nazareth in Galiläa, der Sohn der Maria und Josephs, eines Zimmermanns, der nach der heiligen Ueberlieferung aus dem Geschlechte Davids stammte. Zu Bethlehem im jüdischen Lande, wohin die Eltern wegen einer Schatzung gezogen waren, war er in den letzten Regierungsjahren des Herodes geboren und stand in seinem dreißigsten Lebensjahr, als er zu Johannes an den Jordan kam. In der Folge lebte er vorzüglich in Kapernaum am galiläischen See. Nach den heiligen Sagen sollte schon Herodes, durch arabische oder persische Sternkundige aufmerksam gemacht und mit Argwohn erfüllt, dem künftigen König von Israel nach dem Leben getrachtet und alle um die Zeit in Bethlehem gebornen Kinder getödtet haben. Unter den Geschäften des Lebens hatte sich Jesus zu seinem hohen Berufe vorbereitet, der ihm im zwölften Jahre, bei der Vorstellung im Tempel, zum ersten Male zum Bewußtsein gekommen war. Jesus am Jordan.

Mochte Johannes den galiläischen Mann, der sich zur Taufe am Jordan bei ihm einstellte, vorher gekannt haben, oder mochte dieser ihm als Unbekannter nahen; die erhabene Erscheinung des von jeder Sünde reinen Menschensohnes machte einen so überwältigenden Eindruck auf den herzenskundigen Täufer, daß dieser in ihm den Messias erkannte. In diesem hehren Augenblick der Taufe, der wahren Geburtsstunde des Christenthums, ließ sich der Geist Gottes in seiner Fülle auf Jesus nieder und wohnte in ihm. Bald nachher fand Johannes sein blutiges Ende. Seine Strafreden gegen die sündige Ehe des Herodes Antipas reizten dessen leidenschaftliches Weib Herodias zum Zorn gegen den Die Taufe.

Bußprediger, so daß sie durch eine Ueberraschung dem Fürsten den Befehl zu seiner Hinrichtung entlockte. Seine Jünger setzten sein Bestreben fort und beförderten gleich dem Meister die Lehrthätigkeit Jesu.

Jesu Lehrthätigkeit. Wie lange diese Lehrthätigkeit gedauert habe, ist ungewiß, da die Evangelien die Zeitrechnung unbeachtet lassen; aber mag sie drei Jahre gewährt haben, wie meistens angenommen wird, oder mag sie auf Ein Jahr beschränkt gewesen sein, wie andere Meinungen lauten, immerhin war sie so gewaltig und erfolgreich, daß sie den Grund zu einer neuen Lebensrichtung und zu neuen Lebenszielen für die gesammte Menschheit legte, daß sie die alte Weltanschauung in ihrem innersten Kerne auflöste, den Menschengeist auf höhere Ideen und idealere Zwecke lenkte und einen Wendepunkt bildete in der gesammten Menschen- und Völkergeschichte; daß sie das zerrissene Band zwischen Erde und Himmel, zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe wieder fest knüpfte und der in der Zerstreuung und Irre umherschweifenden Menschenseele den rechten Weg nach der wahren Heimath zeigte. Als nach der Taufe und der dadurch erzeugten inneren Erschütterung das volle Bewußtsein in Jesus erwachte, daß er berufen sei das „Reich Gottes" zu gründen, daß er der Heiland sei, dessen die zerschlagene und leidende Menschheit bedürfe, der Messias, dem die Welt entgegenharrte; da wendete er sich zunächst an sein Volk, das Volk Israel, das aus der heiligen Vorzeit einen Schatz von göttlichen Wahrheiten und religiösen Erkenntnissen in die Gegenwart gerettet hatte; indem er Alles in sich aufnahm und gläubig festhielt, was dieses Volk Gottes von edlen und erhabenen Lehren und Gütern gewonnen und gesammelt hatte, zeigte er, daß er nicht gekommen sei „das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen." Und während er selbst von dem Glauben beseelt war, daß er der „Sohn Gottes" und Eins mit dem Vater sei, so lebte er doch in der Mitte des Volkes wie der Geringsten Einer und fügte sich willig allen Satzungen, Gebräuchen und Geboten; so waltete er doch wie ein Mensch unter Menschen, wie ein Freund unter Freunden, ein stets liebevoller Heiler und Helfer aller Leidenden und Hülfsbedürftigen; jede äußere Ehre und Schmeichelei, ja schon den Schein derselben strenge von sich weisend; aber auch in der tiefsten Erniedrigung an innerer Erhabenheit und göttlicher Weihe ein wahrer Ehrenkönig und Herrscher.

Christus und seine Jünger. Umgeben von gläubigen **Jüngern**, deren Zahl er allmählich auf zwölf führte und unter denen die Brüderpaare **Johannes** und **Jacobus**, die „Zebedäussöhne" **Andreas** und **Simon** genannt **Petrus** („der Fels"), Fischer am galiläischen Meere, als die „Erstlinge der Gnade" vor Allen hervorragten und denen sich dann **Philippus** und sein Freund **Bartholomäus** (Nathanael) aus Kana, der „Zöllner" **Matthäus** und andere galiläische Männer anschlossen, durchzog Jesus Galiläa und Judäa und richtete die leidende Menschheit auf durch Werke der Liebe und durch die Botschaft des Heils vom Reiche Gottes. Gleich dem Täufer Johannes forderte auch er Buße,

Besserung des Lebens und Reinheit des Herzens von seinen Jüngern; aber höher und heiliger als der ältere Meister stellte er die Hingebung des ganzen Herzens an das Göttliche als Grundbedingung der Erlösung auf und setzte durch sein eigenes Leben ein Vorbild, wie der wiedergeborene Mensch in der göttlichen Gnade sein und wirken solle. Denn er lebte unsträflich und ohne Sünde und seine Reden und Thaten waren stets der Ausfluß der reinsten Gottes- und Menschenliebe. Und wenn er auch nicht unterließ zu rechter Zeit die Gottlosen und Hoffärtigen zu strafen und alles böse Trachten und alle heuchlerische Unlauterkeit mit Ernst zu rügen, so bildeten doch Wohlthaten und Handlungen der Liebe gegen alle Mühseligen und Beladenen, Milde und Mitleiden gegen reumüthige Sünder, Vergebung der ihm zugefügten Kränkungen den Hauptinhalt seiner Lebensgeschichte. So wurde er selbst durch sein sündloses Leben, durch sein von Menschenliebe geleitetes und nur auf Minderung und Milderung des Uebels und Elendes in der Menschenwelt gerichtetes Handeln und durch seine edle gotterfüllte Gesinnung der Eckstein des neuen Tempels, den er aufzurichten unternahm, der wiedergeborene Mensch, in dessen Herz das Gottesreich seine erste Stätte hatte, der auf Erden wandelnde „Sohn Gottes", der der gesammten Menschheit Führer und Leitstern sein sollte, auf daß sie alle „Kinder Gottes" würden, der starke Held, der mit der Macht der Liebe die Sünde und den geistigen Tod überwand, der kühne Kämpfer, der seine Anhänger von den Fesseln und Banden des starren Gesetzes und der religiösen Vorurtheile frei machte. Die Taufe blieb auch jetzt noch das Zeichen des Eintritts und der Aufnahme in das neu verkündete Gottesreich; aber nicht der Meister selbst vollzog sie an den Neubekehrten, sondern die Jünger an allen denen, welche versprachen, an Jesus als den erwarteten Messias zu glauben und ihr Leben nach seinen Vorschriften und Geboten einzurichten. Die Zahl der Jünger, welche den Kern der neuen Gemeinde, die ersten Träger des neuen Gottesreiches bildeten, entsprach den zwölf Stämmen, mit denen einst Jehova durch Mose den alten Bund geschlossen. Sie erhielten frühe, vielleicht von Jesus selbst, den Namen „Apostel" oder Sendboten, weil die Aussendung zum Arbeiten für das Gottesreich, die Verbreitung der guten Botschaft des Heils in der ganzen Welt ihre Hauptbestimmung war. Meistens verweilte Jesus mit seinen Jüngern in der von kräftigen Menschen bewohnten Landschaft Galiläa, wo sich stets eine Menge Volks um ihn sammelte, sich an seinen Lehren und Reden erbauend und seine Heilungen und Wunderwerke anstaunend. Die Kosten des Lebensunterhalts der Gemeinde trugen vermuthlich theils die vermöglicheren Glieder, theils kamen sie von freiwilligen Gaben; mit der Führung der Kasse war einer der Zwölfe, Judas „der Mann von Kariot" (Ischariot) betraut. In der Apostelgemeinde herrschte vollkommene Gleichheit und Gemeinschaft; aber die Liebe und das Vertrauen des Meisters ruhte vorzüglich auf Petrus und den Zebedäussöhnen, daher auch der erstere, ohnedies hervorragend

an Alter und Kraft des Willens und Charakters, in besonderem Ansehen stand. Häufig bezog Jesus mit seinen Anhängern den „Berg", einen Hügel im Osten des galiläischen Sees. Dort hielt er auch die berühmte „Bergpredigt", so reich an herrlichen Wahrheiten und erhabenen Lehren, dort, oder am Strande des Sees, fesselte er Sinn und Phantasie des Volkes durch die herrlichen Erzählungen voll Tiefe und Hoheit, durch die treffenden Bilder und Gleichnisse voll Anmuth und Klarheit. Dort war es auch, wo die Apostel, begeistert durch die Worte des Lebens, die von Jesu Lippen flossen, am Tage der Verklärung, die wahre Bedeutung der neuen Heilslehre, die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten in höherem geistigem Sinne, in ihrer Seele auffaßten. Die hohen Festzeiten verbrachte der Meister mit den Jüngern gewöhnlich in Jerusalem, an der heiligen Wohnstätte Jehova's.

Die geistlichen Herrscher in Jerusalem. Der hohe Rath und die Pharisäer aber, die schon an dem Thun des Täufers Johannes Anstoß genommen, hörten mit Unruhe und Aergerniß von den weisen Reden und wunderbaren Thaten Jesu und seiner Jünger und von dem großen Anhang, den ihm dieselben bei dem Volke verschafften. Sie suchten daher den neuen Propheten zu verderben, ehe seine Lehre feste Wurzeln geschlagen und die Zahl seiner Anhänger sich gemehrt hätte. Bei dem kühnen und offenen Auftreten Jesu, bei der unverholenen Kundgebung seiner freieren erhabeneren Auffassung der religiösen Dinge fiel es den mißtrauischen Pharisäern und Schriftgelehrten, den lauernden und lauschenden Feinden nicht schwer, allerlei Reden und Handlungen zu entdecken, die gegen das herrschende Gesetz verstießen oder dem starren Buchstabenglauben widersprachen. Sie nahmen Aergerniß, daß Jesus sich über die strenge Sabbathfeier wegsetzte; daß er mit Samariern und Heiden verkehrte, daß er mit „Zöllnern und Sündern" zu Tische saß, daß er einst, als man ihn wegen seines Eifers bei der Reinigung des Tempels von den Kaufbuden und Wechslertischen zur Rede stellte, die verwegenen Worte gesprochen: „Brechet diesen Tempel und am dritten Tag will ich ihn aufrichten!" er hatte sich vermessen, dem Weibe, die im Hause des Pharisäers seine Füße mit Thränen und Küssen bedeckt und mit ihrem Hauptshaar getrocknet hatte, die Sünden zu vergeben. Die „Heiligherrscher" hatten über ihn und die Zwölfe bereits den kleinen Bann ausgesprochen, und doch fuhr Jesus in seinem Lehramte fort, und wo sie sich ihm mit verfänglichen Fragen näherten, mußten sie mit Schanden vor seiner höheren Weisheit abziehen und ihre Scheinreligion fühlte sich von seiner wahren überwältigenden Lehre immer mehr bedrängt. Ihr ganzes mühsam aufgebautes theokratisches Werk gerieth in Gefahr in Staub zu sinken vor der neuen Heilsbotschaft, die mit dem Odem der Freiheit und der Kraft des Lebens einherschritt, verkündet von einer gewaltigen Persönlichkeit, die als König und Messias verehrt ward. Die Häupter des Volks, besonders der Hohepriester Kaiphas, geriethen in Sorge, die Zahl der Anhänger des neuen „Königs" könnte sich so mehren, daß dadurch Auf-

stände herbeigeführt würden, die für Land und Volk nachtheilige Folgen haben könnten. Denn die Römer waren wachsam und argwöhnisch, seitdem unter der Führung des Gaulonäers Judas (s. unten) die Gesetzeseifrigen den Versuch gemacht hatten, die heidnische Fremdherrschaft zu brechen, und das Auftreten eines bedeutsamen Mannes, dessen Persönlichkeit eine zauberische Macht und Anziehungskraft auf seine ganze Umgebung übte, der von Vielen als König und Messias anerkannt und verherrlicht wurde, konnte leicht in dem Statthalter den Glauben erwecken, ein neuer Judenkönig bereite eine Volkserhebung vor. Diese äußeren politischen Gründe waren den Feinden Jesu ein willkommener Vorwand, als Kläger gegen denselben aufzutreten, und der Hohepriester sammt dem Synedrion ergriffen gerne die Gelegenheit, sich durch Kundgebung loyaler Gesinnung und conservativen Eifers die Gunst der Römer zu erwerben. „Es ist besser," sagte Kaiphas, „daß Ein Mensch sterbe für das Volk, als daß das ganze Volk verderbe."

Diese von Furcht und Leidenschaft eingegebene ungünstige Stimmung des hohen Raths und aller Vorsteher und Lenker der Heiligherrschaft gegen Jesus wurde noch sehr gesteigert, als ihm bei seiner letzten Reise zum Osterfest nach Jerusalem seine Jünger und Anhänger einen feierlichen Einzug bereiteten. Gleich einem König ritt er auf einem geschmückten Eselfüllen, auf dem noch Niemand gesessen, in die heilige Stadt. „Und viel Volks breitete die Kleider auf den Weg, die andern hieben Zweige von den Bäumen und streueten sie vor ihm aus. Das Volk aber, das voranging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna, dem Sohne Davids; gelobet sei der da kommt, ein König, im Namen des Herrn! Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!" Entrüstet über diesen stolzen Siegeseinzug trachteten die geistlichen Häupter des Volks nun nach seinem Tode. Die wenigen Männer unter ihnen, die bisher auf Jesus noch mit Theilnahme geblickt hatten, zogen sich furchtsam zurück; die Bewohner der Hauptstadt, mißtrauisch gegen jede Neuerung, und die bequeme Gegenwart mit ihren behaglichen Genüssen einer ungewissen mit Kämpfen und Gefahren verbundenen Zukunft vorziehend, wurden entweder in die feindselige Stimmung hineingezogen oder verhielten sich gleichgültig. Die alten Vorstellungen von einem Messias, der das „auserwählte Volk" um sich sammeln und zu irdischer Macht und Größe führen würde, hatten ohnedies wenig Uebereinstimmung mit dem Sohne des Zimmermanns, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte. Dennoch suchte der hohe Rath und die Priesterschaft, aus Furcht vor drohenden Volksbewegungen, die an großen Festzeiten leicht ausbrachen, Aufsehen erregende Gewaltthaten zu vermeiden, und ging daher gerne auf den Verrath ein, der sich in der eigenen Mitte der kleinen Gemeinde darbot. Jesu Einzug in Jerusalem.

Judas Ischariot, der Schatzmeister der Gesellschaft, ließ sich durch eine Geldsumme bewegen, seinen Herrn und Meister in die Hände seiner Feinde zu überliefern. Als Jesus erkannte, daß die Zeit seines Hinganges zum Vater Der Verrath.

gekommen sei, versammelte er die Zwölfe um sich, wusch ihnen, zum Zeichen der brüderlichen Liebe und Gleichheit, die Füße, und genoß dann das letzte Abendmahl in ihrer Gemeinschaft mit Brod und Wein, sie ermahnend, solches auch ferner zu thun zu seinem Gedächtnisse, und ihnen den Lohn der Treue im Himmel verheißend. Nachdem er sich so den Seinigen zum letzten Male mit aller Liebe hingegeben und damit der irdischen Welt entsagt, ging er mit ihnen in den Garten Gethsemane am westlichen Abhange des Oelberges, wo sie die Nacht zuzubringen pflegten. Dort stärkte er sich durch einsames Gebet und ließ sich dann voll Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters von der Schaar der Häscher, die von Judas begleitet mit Fackeln und Waffen herbeikamen, ruhig binden und zum Gericht führen. Judas kaufte mit dem gewonnenen Gelde einen Acker, den die Christen den Blutacker nannten. Aber er überlebte sein Verbrechen nicht lange, sondern gab sich den Tod mit eigener Hand.

Verurtheilung. Jesus sollte noch vor dem bevorstehenden Osterfest die ihm zugedachte Todesstrafe erleiden. Deshalb mußte man mit dem gerichtlichen Verhör und Richterspruch eilen, da der hohe Rath die Befugniß des Blutbannes nicht mehr besaß, sondern der römische Landpfleger Pontius Pilatus das Urtheil bestätigen mußte. Das Verhör vor dem Hohenpriester und dem Rathe endigte mit der Verurtheilung des Angeklagten. Die feierliche Bejahung der Frage: „ob er sich für den Messias, den Sohn Gottes halte," genügte, ihn als falschen Propheten zu verdammen. Damit aber die schwerste und schimpflichste Strafe ihn träfe, bezeichneten ihn die Richter als Empörer, der des Kaisers Recht angetastet, damit zugleich eine große Ergebenheit gegen die römische Herrschaft heuchelnd. Aufruhr und Empörung aber wurde nach römischem Gebrauch mit dem Kreuzestode bestraft. Pilatus, der in dem Verurtheilten keine todeswürdige Schuld zu entdecken vermochte, zögerte mit der Bestätigung des Todesurtheils. Aber die Volkshäupter und die um das Gerichtshaus versammelte Menge drangen mit lautem Geschrei auf die Vollstreckung, und als ihnen der Statthalter, in Folge einer herkömmlichen Sitte, am Osterfest einen Gefangenen frei zu geben, die Wahl zwischen Jesus und dem als Aufrührer, Mörder und Räuber verurtheilten Barrabas ließ, forderten sie die Freilassung des letztern. Nun wagte Pilatus, aus Furcht in Rom verdächtigt zu werden, nicht länger zu widerstreben. So wurde das Bluturtheil bestätigt und Jesus zum Kreuzestode verdammt.

Der Tod am Kreuz. Begleitet von Schaarwächtern und höhnenden Volkshaufen, das Kreuz mit den letzten matten Kräften selbst tragend, bis er darunter zusammenbrach und ein fremder Mann, Simon von Cyrene, es ihm abnahm, wurde der „Menschensohn" nach dem Richtplatze außerhalb der Stadt, Golgatha oder die Schädelstätte genannt, geführt und dort mit einer Dornenkrone um das Haupt zwischen zwei Verbrechern ans Kreuz geheftet. Der Bitte der Juden, die Ueberschrift „Jesus von Nazareth der Judenkönig" dahin abzuändern, daß er sich dafür ausgegeben habe, wurde von dem römischen Statthalter nicht ent-

sprochen und damit unbewußt die erste öffentliche Anerkennung seines hohen Berufes ausgesprochen. Mit ruhiger Ergebung in den Willen des Vaters ertrug Jesus alle Mißhandlungen und Schmerzen bis zum qualvollen Tod, Gott um Vergebung bittend für seine Peiniger, bis er mit den Worten „Es ist vollbracht!“ sein Haupt neigte und verschied. Einige seiner Jünger und treuesten Freunde umstanden trauernd und zagend das Kreuz. Nach der heiligen Sage gab die Natur ihre Trauer durch eine dreistündige Verfinsterung zu erkennen und im Tempel riß der Vorhang entzwei, als sei für den alten Volksglauben die letzte Stunde gekommen. Der Leichnam wurde, in leinene Tücher gehüllt und mit Weihrauch und Wohlgerüchen versehen, von Joseph von Arimathia in ein neues Felsengrab seines Gartens beigesetzt.

So schloß Jesus Christus, der Abglanz und das Ebenbild des Ewigen, sein irdisches Leben und besiegelte mit seinem Tode die große Wahrheit seiner Sendung. Nun erst erfaßten seine Jünger und Anhänger die hohe Bedeutung der Erscheinung des Gottessohnes für das Heil der Menschheit im vollen Umfange und in der ganzen Glorie; die alte Vorstellung, daß der Messias im Himmel bei dem Vater lebe und zur Befreiung und Verherrlichung seines Volkes zur Erde niedersteige, war nun in ihren Augen zur Wirklichkeit geworden, die alte Hoffnung in Erfüllung gegangen. Darum konnte das Grab den Gottessohn nicht bewahren. Nur den irdischen Leib hatte man getödtet, aber der verklärte Jesus nahm wieder seinen himmlischen Wohnsitz ein. In den Herzen seiner Getreuen erwachte der beseligende Glaube, daß der Gestorbene und Begrabene am dritten Tage auferstanden und Grab und Tod besiegend sich zum Himmel erhoben habe, daß er aber zugleich in ihrer Mitte lebe und wirke und seine Wohnung habe in den Gemüthern seiner gläubigen Verehrer. Und mit solcher Lebendigkeit trat in den tiefbewegten Tagen nach des Meisters Hingang dieser erhebende Glaube vor ihre Seele, daß sie im gläubigen Entzücken den verklärten Heiland an den Stätten ihres ehemaligen Zusammenlebens noch in ihrer Mitte erblickten, sich noch wie ehemals an seinen Liebesworten aufrichteten, seine edle Gestalt in himmlischer Glorie verherrlicht erschauten und endlich in einer lichten Wolke vor ihren Augen gen Himmel aufsteigen sahen. Nun erschien ihnen der Heimgegangene als das „Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt“, als der siegende Held, der Sünde und Tod überwunden hatte; und gewaltiger als der auf Erden wandelnde „Menschensohn“ wirkte nun der verklärte Jesus, der „Gottessohn“, auf seine Jünger, und der starke Glaube, daß Er mit seiner göttlichen Kraft ihr Werk unterstütze und kröne, daß er bei ihnen sei alle Tage bis an der Welt Ende und einst wiederkommen werde in seiner ganzen Siegesherrlichkeit, um sein Reich zu vollenden, beseelte sie bei dem Vorsatze, sein Lehramt fortzuführen und die frohe Botschaft des Heils in alle Welt zu tragen, daß Jeder, der Gott verehre im Geist und in der Wahrheit, an Jesus Christus seinen eingebornen Sohn glaube und Ihm nachfolge, der

Der verklärte Christus.

der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben erlange.

Das Pfingstfest. So führten die Apostel im Namen des gekreuzigten und auferstandenen Christus das hohe Werk fort, die Begründung des Reiches Gottes auf Erden. Am siebenten Sonntage nach dem Osterfeste kam den in Jerusalem versammelten Jüngern zum ersten Mal der hohe Beruf zum vollen Bewußtsein, und im Aufschwunge der Begeisterung glaubten sie das Wehen des heiligen Geistes zu fühlen, der sie befähigte in ergießenden Reden, gleichsam mit „neuen Zungen" Zeugniß zu geben von der Macht des christlichen Lebens in ihrer Seele und von der hohen Bedeutung ihres Werkes. Wie die alten Propheten die einströmenden Worte der Weissagung mit Zittern als eine „Last Gottes" empfanden, so gaben die Apostel die stürmisch auf sie einbrechenden Gedanken in schwärmerischen fremdartig klingenden Reden und Lobgesängen kund. Es war die Geistessprache des neuen Evangeliums, das nun den Völkern aller Zungen verkündigt werden sollte.

II. Die römische Kaiserzeit bis auf Vespasian.

1. Das Julisch-Claudische Herrscherhaus.

A. Tiberius.

a) Sein Charakter und seine Regierung.

Tiberius folgte in manchen Dingen der von seinem Vorgänger betretenen Bahn, und selbst diejenigen Einrichtungen, welche die Begründung festerer monarchischer Formen bezweckten und aus seinem eigenen Geiste hervorgingen, führte er gerne auf den volksbeliebten leutseligen Stiefvater zurück. Wie dieser war er dem Kriege abhold und mehr auf Beschützung als auf Erweiterung der Reichsgrenzen bedacht; wie dieser beobachtete auch er, wenigstens im Anfange seiner Regierung, eine weise Mäßigung, eine Schonung der herkömmlichen Formen und traditionellen Vorstellungen; wie Augustus widmete auch Tiberius die größte Sorgfalt der Verwaltung der Provinzen, indem er nur Männer von anerkannter Tüchtigkeit des Geistes und Charakters zu Statthaltern ernannte und sie längere Zeit in ihrem Amte ließ, indem er durch strenge Erlasse jede Art von Erpressung, von Steuerdruck, von Uebervortheilung untersagte und durch rücksichtslose Durchführung der Repetundenklagen den Verletzten Schutz gewährte. Und dennoch wie verschieden war im Ganzen Tiberius sowohl nach seiner Regierungsweise als nach seinem Charakter von Augustus! Aufgewachsen in einem ränkevollen Hofleben, umgeben von Neidern und Hassern, wurde Tiberius von Jugend auf mit den Künsten der Verstellung, mit dem Laster der Heuchelei vertraut. Niemand vermochte auf dem kalten verschlossenen Angesichte zu ergründen, welche Gefühle oder Gedanken er in der Tiefe seiner Seele barg. Ein Mann des berechnenden Verstandes und der klugen Ueberlegung war er ohne die Wärme des Herzens, ohne den Drang der Hingebung, die allein Liebe erwecken und Freude geben. Abhängig von einer Mutter, die nur aus Ehrgeiz und Stolz seine Erhebung beförderte, einem Stiefvater untergeben, der ihm nie gewogen war und ihn Jahre lang in einer Art von Verbannung hielt; in einer liebeleeren Ehe lebend und hinsichtlich der Zukunft stets zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, bald dem Throne nahe bald in unab-

Tiberius 14—37. u. c. 767—790.

sehbare Weite weggeschleudert, durch Adoption in die julische Familie aufgenommen, die ihn als Eindringling haßte und beneidete: diese und andere Verhältnisse trugen wesentlich bei, den seiner Natur innwohnenden Keim des Mißtrauens, des finsteren Argwohns, der Falschheit, des Menschenhasses zur vollen Ausbildung zu bringen und ihm die Heiterkeit der Seele und die Zuneigung
19. der Nation zu rauben. Der Tod des edeln freisinnigen Germanicus, den ihm die öffentliche Meinung zuschrieb, belud ihn zuerst mit dem Hasse und Mißtrauen des Volks, ein Gefühl, das immer allgemeiner wurde und zur Folge hatte, daß man in jeder Maßregel feindselige Absichten gegen die Freiheit und die Bekenner und Verfechter republikanischer Grundsätze erblickte und selbst in seinen löblichen Handlungen nur unlautere Motive argwöhnte. Die Ermordung des verwilderten Agrippa Posthumus (S. 33) hatte man nachsichtig beurtheilt; aber der plötzliche und geheimnißvolle Ausgang des Germanicus war ein Schlag, welcher der römischen Nation tief ins Herz ging. Und freilich war weder der abgemessene, hochmüthige Charakter des Fürsten noch seine auf autokratische Selbstherrschaft hinarbeitende Politik geeignet, ihm Liebe und Volksgunst zu erwerben. Die römische Bürgerschaft war noch nicht so sehr alles politischen Sinnes entblößt, daß sie nicht mit Schmerz und Grimm wahrgenommen hätte, wie man der Volksgemeinde alle Rechte entzog und die Comitien zu einem bedeutungslosen Schatten herabwürdigte; wie dem knechtischen niederträchtigen Senat die Wahl der Magistrate, die Hoheit der Gesetzgebung und eine ausgedehnte Jurisdiction übertragen wurde, nur in der Absicht, damit alle feindseligen Maßregeln der unumschränkten Machtherrschaft von dem wahren Urheber auf die Curie übertragen, somit die Gehässigkeit und Verantwortlichkeit von Einem auf Viele abgelenkt wurde. Es half nichts, daß Tiberius bemüht war, durch gute und unparteiische Rechtspflege Person und Eigenthum sicher zu stellen, Gewaltthat und Frevelsinn niederzuhalten, Sitte und Anstand zu schirmen; die Einführung der schrecklichen Majestätsgerichte und die Begünstigung der Angeberei, des heimtückischen Denunciantenwesens war ein Schandfleck, der die ganze Regierung entstellte, auf alle übrigen Anordnungen dunkle Schatten warf. Sogar der morose Tacitus kann nicht umhin, manche rühmliche Seiten in der Regierung des Tiberius, wenigstens während der ersten Hälfte, anzuerkennen: die Staatshaushaltung und die Provinzverwaltung waren musterhaft: im Aerarium und im Fiscus herrschte vorzügliche Ordnung und eine weise Sparsamkeit; die Einfachheit und Mäßigkeit des Fürsten im häuslichen Leben bildete einen mächtigen Abstand gegen die Verschwendung, den Luxus, die Ueppigkeit der übrigen Großen, und wirkte mehr gegen den Mißbrauch des Reichthums, als die Erneuerung der alten Luxusgesetze und die Verbote gegen Verweichlichung und Ausschweifung. Und diese Sparsamkeit, die sich freilich auch zum Verdruß des hauptstädtischen Pöbels in der Beschränkung der Spiele und öffentlichen Volksbelustigungen kund gab, setzte den

Herrscher in Stand, die Nothstände, die durch unglückliche Vorfälle eintraten,
wie durch Getreidemangel, durch Feuersbrünste, durch das verheerende Erdbeben
in Kleinasien, durch den Einsturz des Amphitheaters in Fidenä, wobei 50,000
Menschen verletzt, zerschmettert oder begraben wurden, mittelst kräftiger Unter- 27.
stützung zu mindern oder zu heben. Selbst ohne hervortretende sinnliche Nei-
gungen, oder sie wenigstens vor den Augen der Welt vorsichtig verbergend,
konnte Tiberius der herrschenden Unsittlichkeit und den geschlechtlichen Aus-
schweifungen mit mehr Erfolg entgegentreten als Augustus. Und wie weit das
damalige Geschlecht in diesem Punkte bereits alle Schranken der Zucht und
des Anstandes überschritten hatte, beweist der Senatsbeschluß, der den Frauen
des Senatoren- und Ritterstandes verbot, sich in das Verzeichniß der öffentlichen 19.
Dirnen einschreiben zu lassen und ein Gewerbe mit dem Körper zu treiben.
Aber wenn auch der römische Geschichtschreiber so gerecht ist, alle diese Ver-
dienste des Herrschers anzuerkennen, wenn er rühmend erwähnt, daß er durch
strengere Beaufsichtigung manche sittliche Gebrechen gehoben, daß er dem wach-
senden Unwesen der geheimen Religionsdienste und der damit verbundenen
Wahrsagerei, Geisterbeschwörung und dem ganzen „chaldäischen Aberglauben"
mit Ernst entgegengetreten, daß er Theater und Schauspieler strenger überwacht,
daß er im Heer Zucht und Disciplin zu erhalten gewußt, so daß während seiner
Regierung das Reich von keinem Soldatenaufstande zu leiden hatte; dennoch
geht durch die ganze Darstellung ein düsterer Ton der Trauer, eine Wehmuth
über das gesunkene Zeitalter, ein bitterer Groll über den heuchlerischen Fürsten,
der die unheimlichen Wege der Heimtücke, der Verstellung, der Falschheit wan-
delte und in der Nation den Geist der Servilität, der Schmeichelei und Wohl-
dienerei, in der Nobilität Titel- und Rangsucht, Eitelkeit und kleinlichen Ehr-
geiz nährte und beförderte und dem römischen Gemeinwesen, das selbst unter
Augustus noch einen Schatten von Freiheit, von Menschenwürde und Volks-
rechten bewahrte, den letzten Rest politischer Lebensthätigkeit und nationaler
Selbstregierung raubte und dem ganzen Staat den Charakter einer absoluten
Militärdespotie aufdrückte.

Dies geschah besonders durch die neue Organisation der kaiserlichen
Leibwache oder Prätorianergarde. Auf den Rath des Aelius Se- 23.
janus nämlich, eines Mannes von dunkler Herkunft, der unter schmeichlerischen
Formen und gewinnendem Wesen einen brennenden Ehrgeiz, einen herrschsüch-
tigen und habgierigen Geist verbarg und sich die Gunst und das Vertrauen des
sonst so zurückhaltenden und argwöhnischen Fürsten in solchem Grade zu er-
werben wußte, daß dieser ihn für die sicherste Schutzwehr seiner Herrschaft und
seines Lebens hielt, vereinigte Tiberius die zehn Cohorten der Kaisergarde, von
denen bisher nur drei in Rom selbst gelegen, die übrigen in den Vorstädten zer-
streut oder in den umliegenden Orten bei den Bürgern einquartiert waren, in
einem festen Standlager vor dem viminalischen Thore. Seine Absicht war,

durch diese Vereinigung und Absonderung den Leibwächtern mehr Einheit und Selbstvertrauen zu geben, den Standesgeist derselben zu nähren und sich ein dienstbares zu jedem Gewaltstreich bereites Werkzeug in ihnen zu schaffen. Dieser Zweck wurde allerdings erreicht; das Prätorianerlager, nunmehr der alleinigen Führung des Sejanus übergeben, war eine starke Schutzwehr des Kaisers und erleichterte ihm die Begründung der absoluten Monarchie und die Knechtung der Nation; aber es wurde bald auch eine Ruthe für den Thron; Schergen und Schaarwächter des Fürsten gegen das Volk, kehrten die Prätorianer, eine geschlossene Phalanx von 10,000 Mann auserlesener Krieger, nicht selten die gefürchtete Waffe gegen den Gebieter selbst und stürzten oder erhöhten die Kaiser nach Zufall, Leidenschaft oder Laune. Das Prätorianerlager war eine Zwingburg gegen das römische Volk, vor der aber die Herrscher nicht minder zitterten als die Unterthanen. Von der Zeit an war der *Präfect des Prätoriums* der erste Mann nach dem Kaiser, und Sejanus wußte diese wichtige Stellung und die maßlose Gunst seines Gebieters auf solche Höhe zu treiben, daß ihm Senat und Volk fast in ähnlicher Weise huldigten wie dem Gebieter selbst, besonders als dieser, menschenscheu und des zwangvollen Lebens müde, seinen Aufenthalt auf der reizenden Insel Capreä nahm und den Günstling, der diese Entfernung eifrig betrieb, zum Vermittler und Geschäftsführer zwischen sich und dem Senat aufstellte, so daß er ihn bald um seine Person hatte, bald als seinen Stellvertreter nach Rom entsandte. Durch Ehrenämter und Gnadenbeweise erwarb sich Sejan viele Anhänger im Senatoren- und Ritterstand; durch Freundlichkeit und Herablassung gewann er sich die Liebe der Prätorianer und durch unermüdliche Thätigkeit und Wachsamkeit, wie durch seine Beweise von Hingebung für den Kaiser, dessen Rettung bei dem Einsturz einer Felsengrotte er einst mit eigener Lebensgefahr bewirkte, fesselte er den Herrscher immer mehr an sich. Diese Machtstellung benutzte Sejan, um durch schwarze Ränke und blutige Frevel die angesehensten Glieder der kaiserlichen Familie zu beseitigen und
23. sich selbst den Weg zum Thron zu bahnen. Er hatte bereits den Drusus, den einzigen Sohn des Tiberius, einen jungen Mann von heftiger Natur und den Sinnengenüssen und Fechterspielen leidenschaftlich zugethan, mit Hülfe von dessen schöner aber lasterhafter Frau *Livilla*, die Sejan zu verbrecherischer Liebe und zum Ehebruch zu verführen gewußt, durch ein schleichendes Gift aus dem Wege geräumt und nach der Trennung von seiner eigenen Gattin Apicata, bei dem Kaiser um die Hand der verwittweten Schwiegertochter angehalten; und wenn auch Tiberius, der erst acht Jahre später durch die verstoßene Frau des Günstlings von der Frevelthat unterrichtet ward, die Bitte in der schonendsten Weise versagte, so gab darum Sejan seine Pläne doch nicht auf; Agrippina und zwei ihrer Söhne nebst andern einflußreichen und hochgestellten Personen wurden durch Verbannung oder Haft entfernt und dann in der Stille auf grausenhafte Weise aus der Welt geschafft und dabei des Kaisers Argwohn

durch Einflüsterungen und beunruhigende Gerüchte stets wach erhalten. Aber wie fein auch Sejan seine Netze gesponnen hatte; Tiberius durchschaute zuletzt dennoch das frevelhafte Ränkespiel, und als der verwegene Günstling, die Ungnade des Fürsten gewahrend, vermittelst eines Aufstandes sich der Herrschaft zu bemächtigen hoffte, wurde er vor der Ausführung entlarvt und auf Befehl des Kaisers durch den Senat zum Tode verdammt. Und so ergrimmt war 31.
Tiberius über den ehemaligen Günstling, den er mehr als irgend einen Sterblichen erhoben und zum Vertrauten seines Herzens gemacht hatte, daß er dessen unschuldige Kinder im Kerker tödten ließ und gegen alle seine Verwandte und Freunde grausam wüthete. Diese Erfahrung steigerte in Tiberius seinen 33.
Menschenhaß, seinen todbringenden Argwohn, seinen düstern Trübsinn und verstockte sein mitleidloses Herz vollends gegen jede menschliche Regung und Rührung. Endlich wurde er krank und die abnehmende Lebenskraft verkündigte sein baldiges Ende. Aber er verbarg seinen Zustand, und um seine Umgebung zu täuschen, begab er sich nach der campanischen Küste, angeblich in der Absicht nach Rom zurückzukehren. Auf seinem Landgute in Misenum fiel er jedoch in eine todähnliche Ohnmacht, was einige seiner Begleiter bewog, den bei ihm weilenden kaiserlichen Großneffen Gajus Caligula, des Germanicus jüngsten Sohn, als Nachfolger zu begrüßen. Allein Tiberius erholte sich wieder, worauf der Gardehauptmann Macro und Caligula selbst, um dem ihnen drohenden Verderben zu entgehen, dem zögernden Tod durch Ersticken mittelst Decken und 16. März
Kissen zu Hülfe kamen. So starb Tiberius in seinem 78. Lebensjahr. 790 u. c. 37 n. Chr.

Die Insel Capreä (j. Capri), eine Stunde vom surrentischen Vorgebirg entfernt, war Die Insel Capreä.
Augusts Privateigenthum und einer seiner Lieblingsplätze gewesen und durch Erbschaft in den Besitz des Tiberius gekommen Sie war von einem einfachen kräftigen Volke von Fischern und Gärtnern bewohnt, deren Sprache und Sitten noch die hellenische Abkunft verriethen. Ihre Ausdehnung beträgt von Westen nach Osten ¾, von Norden nach Süden ½ Meile. „Vom nächsten Gestade erblickt", so schildert Hoeck die Insel, „erscheint sie wie eine undurchbrochene Gebirgsmasse, die jäh aus dem Meere sich hebt. Doch nähert man sich vom Norden aus dem einzigen sichern Ankerplatze derselben, so sondert sich bald vor dem Auge die östliche Gebirgsmasse von der westlichen, und dem Landenden tritt ein Bild entgegen, das in überraschendem Contrast mit der schroffen und düstern Außenseite des Eilands steht. Denn zwischen jenen Bergen zieht sich in allmählicher Erhebung und Senkung von Norden nach Süden ein niederer Landstrich hin, welcher das Bild üppiger Fruchtbarkeit zeigt. Mit Getreidefeldern wechseln herrliche Wein- und Oelpflanzungen, während an andern Stellen die trefflichsten Feigen-, Orangen- und Mandelbäume prangen. Und nicht blos auf dieser größern Niederung, auch in den übrigen Thälern und Schluchten der vielfach zerklüfteten Gebirgsmassen, an den Abhängen und auf den Flächen der Berge treibt der dünne Fruchtboden die edelsten Gewächse hervor. Die Gunst des Klimas fördert hier in hohem Maße das Gedeihen der Pflanzenwelt und die Gesundheit des Menschen. Denn die Hitze des Sommers wird gemäßigt durch kühlende Seelüfte, und gegen den winterlichen Nordost schirmen fast überall vorragende Felsenwände. Noch im December blüht der Narcissus, und zahlreiche aromatische Kräuter schwängern das ganze Jahr hindurch die Atmosphäre mit balsamischem Duft. — Von allen Bauwerken, welche damals die Insel schmückten, sind wenig bemerkenswerthe Ruinen über der Erde er-

halten; aber neben den Trümmerhaufen zeigen vorzüglich die Felsennischen und andere unterirdische Gemächer, wie Tiberius bemüht war durch zahlreiche Werke der Kunst den Schöpfungen der Natur nachzuhelfen, um Capreä zu einem lieblichen und prachtvollen Ruhesitz zu erheben."

b) Germanicus und Agrippina.

Germanicus im Orient. 17–19. Nach seinem glänzenden Triumphe über die Deutschen (S. 98 f.) brach Germanicus nach dem Osten auf. Die Thronstreitigkeiten in Parthien und Armenien, der Tod zweier Clientelfürsten in Kleinasien und die Klagen der Provinzen Syrien und Judäa über Steuerdruck dienten dem Kaiser zum Vorwand, den ruhmgekrönten Neffen nach dem Orient zu entsenden. Mit dem Oberbefehl über alle Provinzen jenseit des Mittelmeeres ausgerüstet, so daß alle Statthalter und Befehlshaber der östlichen Länder ihm gehorchen und ihn mit Truppen und Zufuhr unterstützen sollten, setzte Germanicus über Griechenland nach Kleinasien über. Erfüllt von Wißbegierde und Bewunderung für die vergangene Herrlichkeit besuchte er alle Orte, auf denen der Glanz geschichtlicher Größe lag, wie Athen, Byzanz, Ilion, Kolophon u. a. O. und erwies sich gegen dieselben gnädig und huldvoll. Er mochte Gelegenheit genug zum Wohlthun und zur Milderung menschlichen Elends finden, da ein Jahr zuvor ein furchtbares nächtliches Erdbeben zwölf altberühmte Städte, darunter Sardes, Magnesia, Philadelphia, Kyme, zerstört und unsägliche Noth über die Gegend am Tmolus und Paktolus gebracht hatte.

Piso und Plancina. Tiberius war bedacht, dem beneideten Neffen in seinem neuen Wirkungskreis Schwierigkeiten und Gefahren zu bereiten. Deshalb ernannte er an die Stelle des mit Germanicus befreundeten und verwandten Metellus Silanus den Gn. **Piso** zum Statthalter von Syrien, einen Mann, der den heftigen und trotzigen Sinn seines Vaters, eines eifrigen Pompejaners, geerbt hatte und dessen Stolz noch gehoben war durch den Reichthum und die hohe Geburt seiner Gemahlin Munatia Plancina, einer Freundin der Livia. Wohl im heimlichen Auftrage des Kaisers und seiner Mutter suchte das feindselige Ehepaar in Syrien die Unternehmungen des Oberfeldherrn auf alle Weise zu lähmen und durch üble Nachreden sein und seiner Gemahlin Agrippina Ansehen und Ehre zu untergraben. Aber auch ohne Piso's Hülfe ordnete Germanicus innerhalb Jahresfrist die Angelegenheiten in Armenien, Parthien und Kappadokien zum Vortheil und Ruhme seines Vaterlandes und flößte jenen fernen Ostländern Ehrfurcht vor dem römischen Namen ein. Und als er die Geschäfte, die ihm der Oheim überwiesen, zu Ende geführt, trieb ihn die Wißbegierde und die edle Begeisterung für die historische Vergangenheit in das Wunderland Aegypten. Im griechischen Gewande ohne militärischen Prunk reiste er den Nil hinauf bis an die Wasserfälle, ließ sich auf Thebens Trümmerwelt von kundigen Priestern die alte Herrlichkeit des untergegangenen Pharaonenreichs erklären, bewunderte die Riesenwerke der Pyramiden und die Denkmale der ägyptischen Kunstthätigkeit und erleichterte die Noth des Volkes bei dem obwaltenden Getreidemangel durch Eröffnung der römischen Vorrathshäuser in Alexandrien. Aber Tiberius zürnte, daß Germanicus gegen Augusts Gebot (S. 16) die kaiserliche Provinz ohne Erlaubniß betreten. Darum kehrte er schnell nach Syrien zurück, wo Piso's feindselige Gesinnung gegen den Oberfeldherrn immer offener hervortrat. Eine Krankheit, die ihn hier befiel, nahm bald einen so gefährlichen Charakter, daß der Glaube entstand, er sei vergiftet und durch verruchte Zaubermittel den unterirdischen Mächten geweiht worden. Piso's Benehmen verstärkte den Verdacht: er untersagte den Bewohnern von Antiochien, die Genesung des Kranken mit Opfern und Gelübden zu erflehen und verzögerte die Abreise, die ihm Germanicus befohlen und für

Germanicus in Aegypten.

Germanicus' Ausgang. 19.

die schon die Schiffe gerüstet waren. Und als er die Kunde vernahm, daß Germanicus im 34. Lebensjahr zu Daphne, einer Vorstadt Antiochiens verschieden sei, brach er in lauten Jubel aus und Plancina vertauschte ihr Trauergewand, das sie wegen des Todes ihrer Schwester trug, mit dem Festkleide. Desto aufrichtiger war die Trauer der Provinzen und der fremden Völker und Könige des Orients um den frühen Hingang des hochherzigen, leutseligen Fürsten, den sie mit Alexander verglichen. Sein Leichenbegängniß fern von Rom ward nicht durch Ahnenbilder und Gepränge verherrlicht, sondern durch das Lob und Andenken seiner Tugenden.

Nach der feierlichen Verbrennung der Leiche auf dem Markte von Antiochien sammelte Agrippina die Asche auf der Brandstätte und verließ dann mit der Todtenurne und ihren Kindern eilig das syrische Land, um in Rom den geliebten Gatten zu betrauern und auf Rache zu denken. Dorthin folgte ihr Piso, als sein Versuch, sich mit Gewalt im Besitze Syriens zu behaupten, an dem tapfern Widerstande des von dem sterbenden Oberfeldherrn ernannten Befehlshabers Sentius gescheitert war. Tiberius verwehrte es nicht, daß die ganze Stadt den geliebten Todten mit Zeichen des tiefsten Schmerzes betrauerte und der Senat ihm eine Verehrung beschloß, die an Vergötterung grenzte. Triumphbogen, Denkmale und Inschriften sollten seinen Namen an den Orten seines Ruhmes und seines Todes der Nachwelt in steter Erinnerung erhalten. In endlosem Trauerzug wurde die Asche des Verblichenen von Brundisium, wo Agrippina, die Todtenurne im Arm, mit ihren Kindern nach einer winterlichen Seefahrt landete, nach der Hauptstadt geführt. Die Freunde und Verwandten, die Krieger, die einst unter seinen Fahnen gedient und eine zahllose Menge Volkes hatten sich in der Hafenstadt eingefunden. Tribunen und Centurionen trugen die theuern Reste auf ihren Schultern, voran die ungeschmückten Feldzeichen und die gesenkten Stäbe. In allen Orten, die der Trauerzug berührte, waren Altäre errichtet, wurden von den schwarzgekleideten Bewohnern Todtenopfer gebracht und Weihrauch verbrannt; und als am Abend bei Fackelschein der Aschenkrug zum Marsfelde getragen und in Augusts Mausoleum beigesetzt wurde, war die ganze Hauptstadt in Schmerz und Wehklagen wie aufgelöst. Nur Tiberius und seine Mutter nahmen an dem Leichenzug und der Trauer keinen Antheil, und das Herz des Kaisers schwoll von Neid und Ingrimm, als das Volk im Ungestüm seiner Gefühle ausrief: „gefallen sei der Staat, jede Hoffnung dahin!" und Agrippina als die „Zierde des Vaterlandes", als das „einzige Muster alter Tugend" pries und die Götter anflehte, ihre Kinder gegen die Nachstellungen der Feinde zu schützen. Er sah sich endlich bewogen, durch ein feierliches Ausschreiben der übermäßigen Trauer ein Ziel zu setzen und damit zugleich sein eigenes Verfahren zu rechtfertigen. Man möge zu den Geschäften zurückkehren und (bei den bevorstehenden megalesischen Spielen) sich dem Vergnügen wieder zuwenden.

Agrippina's Rückkehr nach Rom.

Bald darauf kamen Piso und Plancina in Rom an und feierten im festlich geschmückten Palaste ihre Rückkehr mit Schmaus und Gelage, wodurch der Unwille des Volkes sich mehrte. Im Vertrauen auf die kaiserliche Gunst erschien der Statthalter zweimal vor den Schranken des Senates, bei dem die Klage wider ihn eingebracht worden war. Man beschuldigte ihn, daß er die Waffen gegen den Staat erhoben und den Germanicus durch Gift aus der Welt geschafft habe. Tiberius wohnte der Gerichtshandlung bei, verschlossen gegen jede Gemüthsbewegung, ohne Mitleid und Zorn in seinen Mienen. Diese Haltung des Gebieters und der laute Unwillen des Volkes, das lärmend die Curie umstellt hielt und mit Drohen die Verurtheilung verlangte, raubten dem Angeklagten das Vertrauen in seine Sache. Noch ehe der Richterspruch erfolgt war, fand man ihn eines Morgens in seinem Schlafgemache mit durchschnittener Kehle und auf dem Boden ein Schwert liegend. Nach der gewöhnlichen Meinung starb er durch

Piso's Proceß u. Ende. 20.

eigene Hand; doch fehlte es nicht an Gerüchten, daß er durch gedungene Mörder gefallen sei, damit er nicht geheime Schriftstücke veröffentliche.

Plancina wurde auf die Fürbitte der Livia begnadigt und Piso's Söhnen das väterliche Vermögen gelassen*). Tiberius heuchelte Betrübniß im Senat, daß durch den Tod des Angeklagten die Möglichkeit genommen wäre, über den Hingang des Germanicus volles Licht zu erhalten; aber in dem Gemüthe des Volks haftete der Verdacht, daß der hochherzige Fürstensohn an Vergiftung gestorben und daß Tiberius und Livia nicht ohne Theilnahme und Mitwissenschaft bei der dunkeln That gewesen. Germanicus, ein offener freisinniger Mann von volksthümlichem Wesen und tugendhaftem Wandel galt als das Haupt der Oppositionspartei, welche noch immer von der Herstellung des Freistaats träumte. In ihm sahen alle vaterländischen Römer ihren Halt und starken Hort. Sein Tod befreite den Kaiser von einer geheimen Furcht, daher lag auch der Argwohn nahe, daß er denselben veranlaßt habe. Es war die erste Gelegenheit, bei welcher der heuchlerische und boshafte Charakter des Herrschers zu Tage kam und der Abscheu, den die Wahrnehmung dieser Heimtücke und Falschheit in dem Volke erregt, wurde fortan der Maßstab, nach dem man alle Handlungen desselben beurtheilte.

Schicksale u. Ende der Agrippina u. ihrer Kinder.

Agrippina hatte drei Söhne, von denen der älteste Nero sechzehn, der zweite, Drusus, fünfzehn und der dritte, Gajus, elf Jahre zählte. Auf ihnen ruhte die Hoffnung des Volkes, besonders seitdem des Tiberius Sohn Drusus, der den verwaisten Knaben mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan blieb, durch die Tücke Sejans und den buhlerischen Frevelsinn der eigenen Gattin Livia oder Livilla, des Germanicus Schwester, dem Gifte und den Ausschweifungen erlegen war. Diese Hoffnung wurde noch gesteigert, als Tiberius sie in einer feierlichen Senatssitzung den versammelten Vätern empfahl, und sie somit gleichsam an Kindesstatt annahm. Aber die allgemeine Freude, welche diese Kundgebung eines wohlwollenden Gefühls gegen die Großneffen erzeugte, weckte aufs Neue den Argwohn und Neid in dem finstern Gemüthe des Kaisers; und darauf baute der verruchte Sejanus seine verderblichen Pläne. Er nährte das Mißtrauen gegen Agrippina und den Stamm des Germanicus durch Verleumdung und Nachrede; seiner Bitte um die Hand der Livilla legte er den Beweggrund unter, durch diese Verbindung des Drusus Kinder gegen Agrippina's Feindschaft zu schützen, und als Tiberius unter andern Ursachen seiner Weigerung geltend machte, daß durch diese Verbindung Agrippina's Haß um so heftiger entbrennen und durch die Eifersucht der beiden Frauen das kaiserliche Haus in zwei Parteien auseinander gehen würde, so wurde Sejan noch mehr zur Rache entflammt. Da bei der treuen Sorgfalt, womit die Aufseher die Knaben überwachten und bei der Keuschheit der Mutter Gift und Verführung nicht in Anwendung gebracht werden konnten, so umstrickte sie Sejanus mit den Netzen der Hinterlist und Verleumdung. Im Bunde mit Livilla und der kaiserlichen Mutter Livia Augusta ängstigte er den Tiberius durch übertriebene Schilderungen von den ehrgeizigen Plänen der Agrippina, die im stolzen Gefühle ihrer erlauchten Herkunft von Augustus nähere Ansprüche auf den Herrscherthron zu haben glaubte, und von der Macht und dem kühnen Streben ihrer Partei, und bewirkte, daß zuerst mehrere angesehene Personen, welche dem Hause des Germanicus ergeben waren, wegen Majestätsverbrechen angeklagt und verurtheilt wurden, unter ihnen Claudia Pulchra, Agrippina's Freundin und Verwandte, die man der Buhlerei und der Nachstellung des Kaisers
26. durch Beschwörung und Gift beschuldigte. Agrippina selbst beleidigte den Fürsten tödtlich, als sie bei einem Mahle die ihr dargereichten Früchte ungekostet den Sclaven gab,

---

*) Erst als Livia und Agrippina bereits im Grabe ruhten, siegte das Recht. Mehrerer Verbrechen angeklagt legte Plancina, an aller Rettung verzweifelnd, Hand an sich selbst.

weil ihr vorher verrätherische Zungen den Glauben einer beabsichtigten Vergiftung beigebracht hatten. Tiberius vermied von der Zeit an allen Verkehr mit ihr und ihren Söhnen und gab sie der Rache Sejans preis. Kaum hatte der Kaiser seinen Herrschersitz nach Capreä verlegt, so umstellte sie der Günstling mit Spähern und Verräthern, die unter der Maske wohlwollender Gesinnung Mutter und Söhne zu Reden und Handlungen zu verleiten suchten, denen man feindselige Absichten gegen den Herrscher unterlegen konnte. Diese wurden dann, ins Lügenhafte entstellt und übertrieben, zu Anklagen vor dem Majestätsgerichte benutzt. Durch solche Mittel wurde zuerst Titius Sabinus, 28.
ein vornehmer Ritter, welcher die alte Anhänglichkeit an Germanicus auch dessen Familie bewahrt hatte, als Hochverräther verurtheilt und am Neujahrsfest von den Schergen durch die entsetzte und zitternde Volksmenge verhüllten Hauptes zum Tode geführt, laut schreiend über das neue Opfer, mit dem Sejan das Fest einweihte. Zwei Jahre später 30.
erfüllte sich auch Agrippina's Schicksal. Sie und ihr ältester Sohn Nero wurden nach zwei entlegenen Inseln verwiesen, wo beide den Hungertod starben, der Sohn gezwungen, die Mutter freiwillig. Kummer und Verfolgung hatte ihre von Natur strenge und stolze Seele bitter und herbe gemacht. Bei ihrer Abführung hätte sie durch ihren Widerstand und ihre Schmähungen den sie begleitenden Centurio so sehr gereizt, daß dieser ihr in roher Wuth ein Auge ausschlug. Im folgenden Jahr wurde der zweite Sohn 31.
Drusus, dessen junge Gemahlin Aemilia Lepida Sejan gleichfalls zur Buhlschaft und zu verrätherischen Aussagen verleitet hatte, für einen Feind des Vaterlandes erklärt und im Erdgeschoß der Kaiserburg in Haft gebracht, um drei Jahre nachher auf gleiche Weise sein Leben zu beschließen. Ein solches Ende nahmen die Hinterlassenen des edeln Germanicus; ihren Untergang theilten fast alle Freunde und Vertraute des Hauses. Auch Asinius Gallus, der Sohn des berühmten Asinius Pollio, wurde, weil er dem Kaiser wegen seines Freimuths und seines hochstrebenden Sinnes verdächtig war, ins Gefängniß gebracht und einige Zeit nachher hingerichtet. „Endlich habe ich mich mit 33.
Gallus ausgesöhnt", sprach der Unmensch mit teuflischer Ironie auf Capreä, als er das Todesurtheil unterzeichnete und entehrte sein und Agrippina's Andenken durch die lügenhafte Beschuldigung verbotener Buhlschaft mit einander. Aber Agrippina, bemerkt Tacitus, mit einer mittleren Stellung unbefriedigt, gierig nach Herrschaft und voll männlicher Entwürfe, war über weibliche Schwächen hinaus.

c) Ausbildung der Monarchie.

Unter Augustus war die monarchische Machtfülle in republikanische Formen gehüllt. Zufrieden mit der wirklichen Herrschaft, gönnte er dem Volk die süße Täuschung der Selbstregierung, den Schein der Wahlfreiheit in den Comitien. Es war nur ein Blendwerk, wenn die Volksgemeinde auf dem Forum oder Marsfelde zusammentrat, um die Beamten zu wählen, die der Imperator bestimmt hatte, die er der Versammlung empfahl, für die er Stimmen warb. Augustus fühlte sich wenig durch das Fortbestehen des alten Gebrauchs beschränkt, denn „wo seine legale Befugniß endete, da ergänzte er sie durch den faktischen Einfluß seiner Popularität, und so war er allmächtig." Seinem Nachfolger war dieser unbestimmte Zustand, diese zwischen Republik und Monarchie hin und her schwankende Verfassung unbequem. Er suchte zuerst die der Volksversammlung inwohnende Staatshoheit zu beseitigen und sie dem Kaiser und seinen Regierungsorganen beizulegen. Aber klug wie er stets war und

Meister in der Verstellung wußte er auch hier den Schein eigenmächtigen Handelns zu vermeiden, indem er sich das Ansehen gab, nach Augusts hinterlassenen Entwürfen zu verfahren und somit die unvolksthümliche Maßregel durch den populären Namen deckte. Er ahmte das Beispiel des Antonius nach Cäsars Ermordung nach. (Die Magistratur.) So wurde also der Schatten von Wahlfreiheit, der bisher noch den beiden Comitien gelassen war, auf den Senat in der Curie übertragen und damit die Magistratur ganz und gar der willkürlichen Verfügung des Kaisers anheimgegeben. Das Consulat besetzte er fortan ohne alle anderweitige Mitwirkung aus eigener Machtvollkommenheit. Von den Bewerbern um die übrigen Aemter wählte er diejenigen aus, die ihm geeignet schienen oder gefielen und ließ ihnen schriftliche Empfehlungen für den Senat zustellen, und dieser verfehlte dann nicht, dem kaiserlichen Gebot in Demuth und knechtischem Sinn nachzukommen. Einige untergeordnete Stellen blieben manchmal auch der Entscheidung der Väter selbst überlassen. Darauf erschienen die Erkorenen, je nach ihrer Bestimmung, vor den Centurien- oder der Tribus-Versammlung, wo ein Herold die Wahlen dem Volke verkündigte, das dann seinen Beifall durch die übliche Acclamation kund gab. Dieses Schattenspiel alter Formen bestand bis zur Ausbildung der vollständigen Militärherrschaft unter Septimius Severus. (Legislative Gewalt.) Eben so wurde auch die gesetzgebende Gewalt der Volksversammlung mehr und mehr entzogen und auf die „Comitien der Curie" d. h. auf den Senat übertragen. Von der Zeit an erlangten die Senatsbeschlüsse auch ohne die Zustimmung oder Mitwirkung der Volksversammlung Gesetzeskraft, eine Machterweiterung, die wohl auch in der republikanischen Zeit hie und da angesprochen und geübt, aber stets als Eingriff in die Verfassung gerügt und zurückgewiesen worden war. Die legislative Gewalt, anfangs auf der Zusammenwirkung von Senat und Volk beruhend, dann zur Zeit der Demokratenherrschaft ausschließlich von der Volksgemeinde geübt, ging nun für immer auf die kaiserliche Rathsversammlung über, die sich aber willen- und gesinnungslos den Vorschlägen und Machtbestimmungen des Imperators fügte. Somit war die gesammte Staatsgewalt in der Hand des Machtherrschers vereinigt; alle Mitwirkung durch Senat und Volk war nur Schein und leere Form. Für die freie Meinungsäußerung gab es kein Organ mehr als die Literatur; aber auch diese stand unter strenger Censur. Mochte Tiberius auch Anfangs mit heuchlerischer Bescheidenheit den Ausspruch thun, daß in einem freien Staat Gedanken und Worte frei sein müßten; die Ungnade, die jede freimüthige Aeußerung auf den Redner herabzog, bewies bald, wie wenig es dem Kaiser Ernst war mit solchen liberalen Phrasen. Schriftsteller, welche die Republik priesen, wurden verfolgt und ihre Schriften verboten. „Die Zeitgeschichte ward entstellt durch unverdientes Lob, welches Gunstbuhlerei den lebenden Herrschern spendete."

(Die richterliche Gewalt.) So unbeschränkt indessen auch die Machtfülle war, die sich in der Person des Kaisers concentrirte, dem autokratischen Sinne des Tiberius genügte sie

nicht; der Despotismus schien noch unvollendet, wenn nicht auch die richterliche Gewalt in seine Hand gelegt war, wenn nicht auch sein Herrscherwille über Gut, Ehre und Leben aller Unterthanen unbedingt verfügte. Und auch zu diesem letzten Schritt ließ sich der Senat als Werkzeug gebrauchen. Tiberius traf die Anordnung, daß alle wichtigen Rechtsfälle in der Curie verhandelt werden sollten; daß der Senat nicht nur die ausschließliche Gerichtsbarkeit über alle Verbrechen seiner Glieder üben, sondern daß auch die Klagen wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung, wegen Gewaltthätigkeit und Erpressung, wegen Blutschuld und Ehebruch, wegen Bestechung und Raub u. dergl. m. der Jurisdiction des Senats unterliegen sollten. Die Curie wurde somit der umfassendste Gerichtshof für alle Criminalfälle, den gewöhnlichen Gerichten, den Quaestiones perpetuae, blieben nur Klagsachen von untergeordneter Tragweite zur Untersuchung und Entscheidung vorbehalten. Aber mit kluger Staatskunst wußte Tiberius die Senatsjurisdiction völlig von seinem Ermessen abhängig zu machen; „wo des Fürsten Interessen auf dem Spiele standen, da waren die Urtheile der Curie ein Ausdruck seines Willens und von ihm eingegeben.“ Nicht nur, daß die Aufnahme in das Senatscollegium und die Ausschließung aus demselben ganz in seiner Hand lag, daß die Herabsetzung des senatorischen Alters auf 25 Jahre ihn in Stand setzte, die Listen mit jungen Männern zu füllen, welche die Tage der Republik nicht mehr mit eigenen Augen gesehen; der knechtische Sinn der Nation, die Eitelkeit der senatorischen Geschlechter, die in der scheinbaren Erweiterung des Geschäftskreises eine Mehrung von Ehre und Macht erblickten, der servile Ehrgeiz der um Hofgunst buhlenden Aristokratie, die zur Mode gewordene maßlose Schmeichelei erleichterten dem schlauen Tyrannen das Bestreben, durch den Senat das römische Volk in Fesseln zu legen, mit autokratischer Allgewalt über Leben, Eigenthum und Ehre seiner Unterthanen nach Willkür zu schalten und dabei den Haß, den der Raub der Volksrechte erzeugte, auf Andere zu laden. In Rom wie in den Provinzen verschwand nun alle freie Selbstthätigkeit der Beamten und jeder geistige Aufschwung wurde in den einförmigen Gang maschinenartiger Verwaltung gebannt. Wohl gab es auch jetzt noch einige Männer, in denen nicht alles Freiheitsgefühl erstorben war, die noch hie und da im Senat ein Wort der Widerrede wagten, noch hie und da die häßliche Gestalt errathen ließen, die von der heuchlerischen Hülle des Despoten verdeckt war; aber solche vereinzelte Stimmen wußte der Machthaber zum ewigen Schweigen zu zwingen; gegen diese vermessenen Widersacher richtete er „die grausige Schutzwehr des Majestätsgesetzes“, welches den Schlußstein seiner despotischen Politik bildete.

d) Die Majestätsgerichte.

Schon unter Cäsar und Augustus waren die strafrechtlichen Bestimmungen, womit zur Zeit der Republik alle gegen den Staat und die Magistrate gerichteten Hand- Majestätsgesetz.

lungen und hochverrätherische Unternehmungen bedroht waren, auch auf solche ausgedehnt worden, welche sich gegen das Oberhaupt des Staats vergehen würden, so daß jede Verletzung der Ehre und Macht des Princeps als „Majestätsverbrechen" gelten sollte. Da der Fürst Inhaber aller Amtsgewalt war und der tribunicischen Heiligkeit theilhaftig, so war die Uebertragung der auf der Magistratur und dem Tribunat ruhenden „Majestät" auf die Person des Kaisers eine folgenrichtige Rechtsentwickelung, und es fehlte schon in den ersten Jahren der Monarchie nicht an wohldienerischen Anträgen und Rathschlägen, welche die schützenden Schranken des Principats durch Ausdehnung des Majestätsgesetzes gestärkt und die Heiligkeit des Staatsoberhaupts gesteigert wissen wollten. Aber Augustus wehrte dem Eifer der monarchischen Heißsporne; Angriffe oder Schmähungen auf seine Person durch Schrift oder Rede wurden nicht in das Bereich der Majestätsbeleidigung gezogen und in der Regel unbeachtet und unbestraft gelassen. Anders der argwöhnische und menschenfeindliche Tiberius. Nicht nur daß die Majestätsverbrechen gegen den Staat nunmehr in überwiegender Weise auf die Person des Herrschers bezogen wurden; der Kreis der hochverrätherischen Handlungen und Majestätsbeleidigungen nahm immer größere Dimensionen an. Je mehr der Mangel eines Erbfolgegesetzes die ehrgeizigen Glieder der kaiserlichen Familie und andere hervorragende Männer der Aristokratie mit Hoffnungen auf künftige Herrschaft erfüllen mochte, desto mehr erwachte das Mißtrauen des Gebieters. Es war natürlich, daß man Unternehmungen gegen das Leben des Kaisers für Majestätsverbrechen erklärte und mit Verbannung oder Tod und mit Verlust des Vermögens bedrohte; allein man dehnte den Begriff persönlicher Nachstellung auch auf die Erkundigungen bei Wahrsagern über das Leben des Kaisers und die künftigen Schicksale der kaiserlichen Familie aus und belegte den Forschenden und den Antwort Ertheilenden mit derselben Strafe. Den strafrechtlichen Bestimmungen wegen Ehrenverletzung gab Tiberius eine unerhörte Tragweite: Nicht nur Pasquille und Schmähschriften jeglicher Art wurden in den Kreis der Majestätsverbrechen gezogen, sondern auch unehrerbietige und schmähende Reden auf ihn selbst oder auf Glieder des Herrscherhauses; ja sogar an den kaiserlichen Bildnissen in Stein oder Erz konnte man sich versündigen. Wer so vermessen war, ein Standbild des Kaisers zu verkaufen, ein ehernes Weihebild desselben einzuschmelzen, eine andere Statue höher zu stellen als die kaiserliche oder gar einer kaiserlichen Bildsäule den Kopf abzunehmen, der machte sich eines Majestätsverbrechens schuldig; selbst ein Ring mit dem eingeschnittenen Kaiserbild oder eine mit dem fürstlichen Brustbild versehene Münze konnte dem der damit Mißbrauch trieb verderblich werden.

Delatoren. Und daß diese Gesetze gegen Hochverrath und Majestätsbeleidigung nicht blos Schreckbilder blieben, sondern sehr häufig in Anwendung kamen, dafür sorgte der Tod bringende Argwohn des Tiberius und die Bosheit und Tücke der heillosen Rotte von Delatoren, von Spionen und Angebern, die das erweiterte Majestätsgesetz heranzog und die wie eine Pestseuche das innere Leben Roms vergiftete, Treue und Glauben vernichtete und den letzten Funken der Freiheit erstickte. Die Angeberei wurde zu einem einträglichen Gewerbe, da jede erwiesene Anklage reichlich belohnt wurde; angelockt durch den Sündenlohn und begünstigt durch das wachsende Mißtrauen des Kaisers mehrte sich die feile Rotte in furchtbarem Fortschritt. Männer und Frauen jedes Standes, selbst Senatoren trieben das ehrlose Geschäft der Delatoren, bald offen, bald geheim. Damals wurde das Sprichwort: „Die Wände haben Ohren" zur furchtbaren Wahrheit. Jeder Scherz, jede übereilte Aeußerung, jedes in der Hitze oder Aufregung ausgestoßene Wort wurde zur Majestätsanklage benutzt und zum Todesverbrechen gestempelt. „Sclaven wurden gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone besto-

chen nicht blos der Feind stürzte den Feind, sondern die Habsucht trieb auch den Freund zur Anklage des Freundes." Die Majestätsanklage war gewöhnlich das letzte Mittel, Männer von freier Gesinnung, denen man auf andern Wegen nicht beikommen konnte, sicher zu verderben. Die gerichtliche Untersuchung wurde entweder vor dem Senat geführt oder auch vor das unmittelbare Forum des Kaisers gezogen. Jedermann, selbst bescholtene Personen, wurden zur Anklage zugelassen; und um die Thatsache zu beweisen, durften nicht blos Sclaven als Zeugen wider ihre Herren auftreten, man brachte auch Freie und römische Bürger auf die Folter. Durch die mit der Verurtheilung verbundene Confiscation und Bescholtenheit wurden auch die Kinder und Erben in die Strafe hineingezogen. Mit ergreifenden Zügen erzählt Tacitus, wie L. Scribonius Libo, ein junger Mann von vornehmer Abkunft aber schwachem Charakter, von einem Senator, der sich in sein Vertrauen einschlich, zuerst zu Ausschweifungen und zum Schuldenmachen verleitet wurde, wie der Verführer dann den unbesonnenen Jüngling mit thörichten Hoffnungen auf künftige Herrschaft füllte und ihn beredete, sich von Wahrsagern und Traumdeutern die Zukunft deuten zu lassen, bis mit Hülfe von Angebern und gefolterten Sclaven eine Klage auf Hochverrath vor dem Senat erhoben werden konnte. Mit einer Seelenkenntniß, wie sie nur dem tiefen Menschenkenner eigen war, wird dann weiter entwickelt, wie der Kaiser selbst dem Bethörten Schlingen und Fallstricke legte, um die Schuld zu mehren, wie der Geängstete in Trauerkleider gehüllt vergebens um Gnade schrie, um Fürsprache bei den furchtsamen Verwandten flehte, bis er endlich verzweiflungsvoll Hand an sich selber legte, worauf der Senat die Schuld als erwiesen erklärte. Sein Name wurde geschändet, sein Vermögen unter die Ankläger vertheilt, und diejenigen von ihnen, welche senatorischen Standes waren, erhielten Ehrenämter zum Lohn. Libo's Schicksal war nur eine kleine Schauderscene in dem großen Gemälde menschlicher Verworfenheit, das der tiefblickende, herzenskundige Historiker vor uns aufrollt, aber es beleuchtet mit grellen Streiflichtern den Abgrund von Laster, von sittlicher Entartung und von schwarzer Bosheit, über welcher das gesunkene Rom seine Orgien feierte. Von der Zeit an, bemerkt Tacitus, zehrten die Majestätsklagen wie ein Krebsschaden an dem Gemeinwesen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der höheren Kreise waren trübe und zerrissen; Furcht erzeugte Heuchelei, Mißtrauen nagte an den Banden der Freundschaft und Verwandtschaft. Die Wohldienerei des Senats und die Niederträchtigkeit und Habsucht der Delatoren späheten unaufhörlich nach neuen Opfern. Der brennende Eifer des Gerichtshofes und seiner Schergen stieg zu solcher Höhe, daß Tiberius zuweilen ihrer Hitze Einhalt gebieten mußte und durch Niederschlagung von Klagen oder durch Begnadigung einzelner Verurtheilten sich mit dem Schein der Milde umgeben konnte. So bei Rubrius, der beschuldigt war, durch einen Meineid Augusts Namen entweiht zu haben und den Tiberius mit der Bemerkung lossprach: „Beleidigung der Götter zu rächen, sei der Götter Sorge;" so bei L. Ennius, einem römischen Ritter, dem man vorwarf, ein Bild des Fürsten eingeschmolzen und das Silber zu andern Zwecken verwendet zu haben. Der Kaiser sprach ihn frei trotz der Einrede, wodurch der berühmte Rechtsgelehrte Atejus Capito aus Augendienerei sich entehrte. Und als die Ausdehnung der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fürsten auf seine Bildnisse und Tempel zu groben Mißbräuchen Veranlassung gab, so daß Leute der unteren Volksklassen, Freigelassene und Sclaven, ein Bild des Kaisers oder ein Geldstück mit dessen Kopf in der Hand, angesehene Männer mit Schmähreden und Drohungen verfolgten und die Altäre und Heiligthümer der vergötterten Herrscher als Freistätten und Schutzorte für Frevler und entlaufene Sclaven dienten, da erließ Tiberius Verordnungen, welche dem Mißbrauche der kaiserlichen Heiligkeitsidee steuerten, und verhütete, daß man ferner unter dem Schutze der Religion Unsträflichkeit für Schandthaten suchte. Erst

Scribonius Libo.

in den späteren Regierungsjahren wurde die scharfe Waffe der Majestätsgerichte schonungsloser geschwungen.

e) Tiberius auf Capreä. Sejans Schreckensherrschaft und Ende.

23. Mit dem Tode des Drusus, bemerkt Tacitus, begann das Schicksal das bis dahin wohlgeordnete Gemeinwesen zu verwirren. Der Fürst selbst wüthete oder lieh Andern die Macht zu wüthen. Die Majestätsanklagen mehrten sich durch die feindselige und hinterlistige Thätigkeit Sejans und seiner Geschöpfe; die Hinrichtungen, Verbannungen und Vermögenseinziehungen wurden immer häufiger; und als der Kaiser selbst drei
26. Jahre später sich zuerst nach Campanien, dann auf die Insel Capreä begab, um dem lästigen Verkehr mit einer verächtlichen Menschheit und dem unbequemen Einfluß der Mutter Livia Augusta zu entgehen und im Umgang mit wenigen Vertrauten, mit Gelehrten und Dichtern in behaglicher Muße zu leben oder fern von den Augen der Welt sich seiner Grausamkeit und seinen heimlichen Neigungen zur Wollust hinzugeben oder auch, wie die Lästerzunge aussagte, seinen entstellten Leib den Blicken der Hauptstadt zu entziehen; da erreichte die Tyrannenherrschaft in Rom eine furchtbare Höhe. Während der elf Jahre, die Tiberius auf dem anmuthigen Felseneilande zubrachte, ging Alles durch die Hände Sejans, der bald nach Rom entsandt mit seinen Kreaturen im Senat und in der Magistratur die Staatsgeschäfte besorgte und die Gerichtssachen entschied, bald in einem Küstenorte Campaniens den herbeiströmenden Senatoren und Rittern Gehör gab oder den Zutritt zu dem Fürsten vermittelte. „Tag und Nacht fand man die Großen Roms in den Feldern Campaniens oder am Ufer liegend, ausgesetzt der Gnade oder dem Uebermuth der Pförtner vor Sejans Schwelle, ängstlich auf den glücklichen Moment wartend, wo diesem Allmächtigen beliebe, sie eines Worts oder eines Blicks zu würdigen; zitternd kehrten die zur Stadt zurück, welchen die hohe Gnade versagt worden. In Sejans Händen lag jetzt das Loos eines jeden Römers, vor allen der Hochgestellten: sein Haß vermochte zu zerschmettern, seine Gunst hatte die Vollmacht zu belohnen. Und die letztere erlangte man nur durch niedrige Schmeichelei oder durch Theilnahme an seinen Kabalen und Schandthaten." So lange die Kaiserin Mutter lebte, die in ihrem Alter häufig einen milderen Sinn beurkundet und für manchen Bedrängten wirksame Fürbitte eingelegt hatte, zeigte Tiberius noch einige Scheu und Zu-

Sejans Macht u. Uebermuth.

29. rückhaltung; als sie aber in ihrem sechsundachtzigsten Lebensjahre endlich ins Grab sank, folgte er und mit ihm Sejanus ungezügelt den Eingebungen des Argwohns, des Hasses und der Rache und führten die Schreckensherrschaft zu schroffer Höhe. Jede Senatssitzung endigte mit Auftritten blutiger Gräuel; ganz Rom lag in Angst und Furcht gefesselt; alle Stände beugten sich im Knechtssinn vor dem blutdürstigen Kaiser und seinem allmächtigen Günstling; man wetteiferte in Ehrenbezeugungen und Huldigungen, um durch die niederträchtigsten Schmeicheleien dem Verderben zu entgehen; man opferte vor ihren Altären und schwur bei ihrem Namen die feierlichsten Eide. An allen öffentlichen Orten erblickte man ihre Bildnisse vereinigt aufgestellt. Die Umgebung des Kaisers bestand aus dienstbeflissenen Anhängern des Günstlings; mit ihrer Hülfe füllte er die leichtgläubige und mißtrauische Seele des Herrschers mit Schreckbildern über feindliche Nachstellungen und erwirkte die Blutbefehle, die ihm den Weg zur Herrschaft frei machen sollten. Wir haben gesehen, wie das ganze Haus des Germanicus seiner tückischen Rachsucht zum Opfer fiel. Nichts schien dem übermüthigen Emporkömmling, der über die Curie wie über das Prätorianerlager gebot, unerreichbar. Das Gedränge vor seinen Thüren und die Unterthänigkeitsbeweise aller Stände machten den Eindruck, als sei er Herrscher von Rom und Tiberius Gebieter von Capreä.

Dieses Uebermaß von Macht und Verehrung in der Person des Sejan weckte endlich den Neid des Kaisers. Er beschloß sein Verderben, aber er hatte ihn so hoch erhoben, daß er mit großer Vorsicht verfahren mußte. Verbote gegen die übertriebenen Verherrlichungen und einige Maßregeln zur Beschränkung seiner Macht waren die Einleitung zum Sturze. Sejan merkte bald, daß die Sonne der kaiserlichen Gnade für ihn im Sinken sei; seines Untergangs gewiß scheint er wie ein verzweifelter Spieler Alles auf Einen Wurf gesetzt zu haben; nur in dem Falle des Fürsten sah er die Möglichkeit der eigenen Rettung. Er betrieb eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers. Die näheren Umstände des Complotts sind in Dunkel gehüllt und der Umstand, daß Tiberius durch Antonia, die Mutter des Germanicus, von dem Vorhaben Kunde erhielt, ist geeignet, einigen Verdacht gegen die Wahrheit desselben zu erregen. Allein die Lage der Dinge und die Angaben mehrerer Schriftsteller zerstreuen die Zweifel. Tiberius ging mit der ihm eigenen Schlauheit und Verstellung zu Werke. Während er neue Ehren in Aussicht stellen ließ und dadurch die Befürchtung und Gerüchte von dem bevorstehenden Fall des Günstlings zu zerstreuen wußte, umgarnte er ihn mit argem Trug. Sertorius Macro, an Sejans Stelle zum Hauptmann der Prätorianer ernannt, brachte durch das Versprechen kaiserlicher Gnadengeschenke die Garde auf seine Seite und übergab dann dem Senat das Schreiben, dessen Schluß den Befehl enthielt, sich der Person des Sejan zu versichern. Er ward stracks vollzogen. Unter dem Rache- und Jubelgeschrei des Volkes wurde der gestürzte Günstling ins Gefängniß abgeführt, und dort, da man die Absicht des Kaisers errieth, noch an demselben Tage getödtet. Sein Körper wurde 31.
auf die gemonischen Stufen geworfen und der Verhöhnung des Pöbels preisgegeben. Ein wilder Aufruhr tobte mehrere Tage in den Straßen der Stadt. Die Statuen des Verhaßten wurden umgestürzt, seine Anhänger mit dem Tode bedroht, mehrere Häuser geplündert und niedergebrannt. Der älteste Sohn fiel als Opfer der Volkswuth, die beiden andern, ein Knabe und ein junges Mädchen, wurden auf schaudervolle Weise im Kerker erdrosselt und ihre Leichen gleichfalls auf die Seufzertreppe geschleift. Ihre Mutter Apicata gab sich selbst den Tod, nachdem sie dem Kaiser die Vergiftung seines Sohnes in einer Schrift kundgegeben. Wüthend über die Entdeckung des schmachvollen Frevels ließ dieser die buhlerische Schwiegertochter Livilla hinrichten und ihr Gedächtniß verfluchen. Dem blutigen Ende Sejans folgte eine Zeit des Schreckens wie nie zuvor. Delatoren und Blutrichter waren in emsiger Thätigkeit; wer mit dem gefallenen Günstling in näherer Beziehung gestanden oder von ihm erhoben worden war, wurde als Theilhaber seiner Schuld angesehen und in sein Todesgeschick verflochten. Die Blutgerichte waren fortan fast die einzige Beschäftigung des Senats, und da Ankläger und Beklagte gewöhnlich in der Curie saßen, so bestand die Hauptthätigkeit der Väter in der Selbstvernichtung. Die Gefängnisse füllten sich mit Gefangenen jedes Alters und Geschlechtes; selbst die Frauen blieben nicht verschont. Ihre Thränen galten als Verbrechen. Die finstere Leidenschaft des Kaisers forderte immer neue Opfer. Zwei Jahre 33.
nach Sejans Fall wurden alle, die als Mitwisser oder Theilnehmer seines Verbrechens noch im Kerker lagen, auf einen Schlag hingerichtet und ihre Leichen auf die Seufzerstufen geworfen. Dort waren Wächter aufgestellt, welche alle Freunde und Verwandte abhielten die Getödteten zu beweinen, ja nur anzuschauen. Endlich wurden die faulenden Körper den Wellen der Tiber übergeben, und wo sie umherfluthend ans Ufer trieben, erfüllte Niemand die Todespflicht an ihnen. Der Schrecken hielt Alle gefesselt und verscheuchte jedes Mitgefühl. Aber den Fürsten floh auch die Ruhe der Seele, die er sich durch diese blutige Vergeltung zu erjagen hoffte. Tacitus hat uns ein Schreiben an den Senat aufbewahrt, worin sich die Seelenangst, die Verzweiflung und die Menschenfurcht abspiegelt, von denen der finstere Wütherich in seiner Felsenburg gefoltert

Sejans Ausgang.

Schreckensherrschaft. 32.

ward. Aber als ob er die Schatten der Gemordeten, die seine Ruhe störten, durch neue Unthaten verscheuchen könnte, schritt er auf dem Wege blutiger Tyrannei immer weiter fort. Des Germanicus zweiter Sohn Drusus starb nach dreijähriger Haft im Kerker der Kaiserburg des Hungertodes, nachdem er neun Tage durch das Füllwerk seines Lagers sein Leben gefristet, und der Kaiser verleugnete so sehr seine frühere Zurückhaltung, daß er die Verwünschungen und Flüche des Hinschmachtenden, die der aufgestellte Wächter in sein Tagebuch eingetragen, zum Entsetzen der Väter im Senate vorlesen ließ und so „gewissermaßen die Kerkerwände entfernend, seinen Enkel zeigte, wie er unter den Geißelhieben des Centurio und unter den Stößen der Sclaven um die letzte Lebensnahrung vergebens flehte." Der Senat verlor unter solchen Scenen des Gräuels so sehr alles Gefühl von Anstand und Würde, daß er auf die Kunde von dem freiwilligen Hungertod der Agrippina dem Kaiser für die Milde dankte, daß die Verruchte nicht mit einem Stricke erdrosselt und ihr Leib auf die Gemonien geworfen worden. Zum Andenken an diese Gnade sollte ihr Todestag (18. Oktober) alljährlich durch ein Dankopfer begangen werden. Die Niederträchtigkeit der Senatoren und Ritter, die durch gegenseitige Anklagen einander Nachstellungen und Verderben bereiteten, und die wilde Gemüthsart des neuen Prätorianerhauptmanns Macro, der dem Vorgänger an Grausamkeit und roher Leidenschaft nicht nachstand, trugen nicht weniger Schuld an den Gräueln und blutigen Auftritten der letzten Regierungsjahre des Tiberius als das harte und gefühllose Gemüth des Kaisers selbst. Immer häufiger und düsterer werden die Bilder, die der große Historiker von den Gerichtsscenen hochgestellter Personen und ihrem gewaltsamen Ende durch eigene oder fremde Hand entwirft. Wie manche gefürchtete Delatoren ereilte noch endlich nach einem langen verbrecherischen Leben die Göttin der Strafgerechtigkeit und stieß sie in denselben Abgrund, den sie Andern bereitet. Auch Aemilia Lepida, die treulose Gattin des unglücklichen Drusus und Buhlerin Sejans, gab sich, des Ehebruchs mit einem Sclaven überführt, selbst den Tod. Die meisten der Verurtheilten fielen als Opfer des Majestätsgesetzes, welches in seiner schauderhaften Ausdehnung zuletzt sogar die Trauer um die Gefallenen zu einem todeswürdigen Verbrechen stempelte. L. Arruntius öffnete sich in hohem Alter die Adern, „um den gegenwärtigen und künftigen Gräueln zu entfliehen;" und der Rechtsgelehrte Coccejus Nerva, lange der Freund und Vertraute des Fürsten, suchte durch freiwilligen Hungertod ein ehrenvolles Ende, ehe auch ihn Ungnade und Schande auf dem schlüpfrigen Boden träfe. Nur wenige hochgestellte Männer bewahrten, wie L. Aemilius Paullus aus dem Geschlechte der Scipionen und L. Piso der Oberpriester und Stadtpräfekt, die gemessene Haltung und Vorsicht, die sie über die Klippen und Strudel des gefahrvollen Lebens hinüberführte bis zum ruhigen Tod im Alter; aber auch nur Wenige bewahrten die Seele rein von Schuld. Die Meisten bereiteten sich ihr Geschick durch die eigene frevelhafte Gesinnung.

B. Gajus Cäsar Caligula.

Caligula 37—41. u. c. 790—794. Gajus Cäsar, gewöhnlich mit dem ihm in der Jugend von den germanischen Legionen beigelegten Scherznamen Caligula (Soldatenstiefelchen) genannt, hat während seiner kurzen Regierung so sehr alle Seiten menschlicher Verworfenheit zu Tage gekehrt, so sehr alle Laster und Thorheiten in sich vereinigt, daß man zur Erklärung eines solchen jeder sittlichen und vernünftigen Grundlage entbehrenden Lebens eine Geistesstörung annehmen zu müssen glaubte. Und in der That, wenn man die einzelnen Züge seines öffentlichen

Handelns ins Auge faßt, wie sie in „Suetons Kaiserbiographie" und in der römischen Geschichte von Dio Cassius in loser Aneinanderreihung aufgeführt sind; so glaubt man gerne an einen zerrütteten Geist, um nicht an ein Ungeheuer in Menschengestalt glauben zu müssen. Dringt man aber tiefer in den Entwickelungs- und Lebensgang des Mannes ein, so wird man die „Methode" in dem wahnsinnigen Gebahren herausfühlen. Die Bücher, worin der größte Geschichtschreiber und Menschenkenner die Regierungszeit Caligula's dargestellt hatte, sind nicht auf unsere Zeit gekommen. Wer aber konnte wie er das menschliche Herz in allen seinen Irrgängen und Verkehrtheiten verfolgen und auch in den dunkelsten Lebenspfaden ein psychologisches Interesse erwecken?

Aus Haß gegen den finstern Tiberius begrüßte Rom den neuen Herrscher 37.
mit unendlichem Jubel. Das Trauergeleite des verstorbenen Kaisers ward zum Triumphgepränge des neuen: „zwischen lodernden Fackelreihen und dampfenden Altären, unter Glückwünschungen und Schmeichelworten führte man Germanicus' Sproß, den Zögling der Heere, in die frohlockende Stadt." Caligula fühlte, wie sehr er in den Augen des Volkes gewinnen mußte, wenn dieser Gegensatz recht scharf hervortrete, daher er in den ersten Monaten seiner Regierung in allen Dingen andere Wege einschlug als der Großoheim. Hatte dieser mit mißtrauischer Grausamkeit gegen alle Verwandten gewüthet, so erklärte der Neffe, daß er den jungen Tiberius, des verstorbenen Kaisers Enkel, mit väterlicher Liebe umfassen werde, wenn auch das Testament, welches denselben zum Miterben einsetzte, von Senat und Volk für ungültig erklärt worden war, ließ die Asche der Agrippina und des Nero nach Rom führen und in der kaiserlichen Familiengruft beisetzen, verlieh der Großmutter Antonia den Ehrenrang als Augusta und überhäufte seine unwürdigen Schwestern Drusilla, Agrippina und Julia Livilla und seinen Oheim Claudius mit Ehren und Auszeichnungen. War des Tiberius Bestreben vorzugsweise darauf gerichtet gewesen, die monarchische Machtfülle im Kaiser und Senat zu concentriren und die Volksrechte zu vernichten; so verlieh Caligula wieder den Comitien das Wahlrecht und den Magistraturen die Jurisdiction, hob das Majestätsgesetz sammt den schwebenden Hochverrathsklagen auf, rief die Verbannten zurück, öffnete den Gefangenen die Kerker, schlug die Verbote gegen die freisinnigen Schriften eines Tit. Labienus, eines Cremutius Cordus, eines Cassius Severus nieder. Hatte der Vorgänger alle unnöthigen Staatsausgaben vermieden und die Volksbelustigungen eingeschränkt, so gefiel sich der neue Herrscher in maßloser Verschwendung. Nicht nur daß er allen Soldaten innerhalb und außerhalb der Stadt Geldgeschenke (Donative) reichen ließ und die hauptstädtische Volksmenge bewirthete und beschenkte; er begünstigte die Volksbelustigungen in einer Weise, wie man noch nichts Aehnliches erlebt hatte. Theatralische Vorstellungen und Pantomime, Fechterspiele, Thierkämpfe und Wettfahrten im Circus wechselten mit einander ab und wurden mit unglaublicher Pracht und unerhörtem Auf-

wande aufgeführt; selbst die Nächte wurden taghell beleuchtet, um den Circusspielen und Fechterkünsten, dem Theaterpomp, der Musik und den Chortänzen höheren Glanz zu verleihen. Ein Lustleben im colossalsten Maßstab schlug seinen Sitz in Rom auf, wobei der Freudenspender auch der erste Mitgenießer war; sein Schlemmerleben bei Tafel wie seine geschlechtlichen Ausschweifungen überschritten alle Schranken; er schwelgte im Pfuhl der niedrigsten Sinnenlust. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß der unermeßliche Schatz, den Tiberius zusammengespart und der sich auf 135 Millionen Thaler unseres Geldes belaufen haben soll, in weniger als einem Jahr bis auf das letzte Goldstück geleert war, und daß der Kaiser in Folge seiner Ausschweifungen in eine schwere Krankheit verfiel, die seinen schwachen und elenden Körper noch vollends zu Grunde richtete und den durch schlechte Erziehung und jugendliche Verwöhnung verwahrlosten und entnervten Geist zerrüttete und brach? Aber so sehr hatte er das lustschwelgerische Rom durch die Orgien bezaubert, daß Volkshaufen die Nächte hindurch wehklagend um den Palast schweiften und ängstlich den Nachrichten über das Befinden des Kranken lauschten, daß ein Bürger sein Leben für die Rettung des Fürsten gelobte und ein Ritter dafür als Gladiator zu kämpfen versprach. Und als die Kunde von seiner Genesung erschallte, feierte das ganze Reich Freudenfeste.

38. Von der Zeit an trat eine sichtliche Umwandlung zum Schlimmen in Caligula ein, wohl weniger in Folge der körperlichen und geistigen Zerrüttung als weil die Kassen erschöpft waren und er, wollte er nicht seinen Ausschweifungen und Verschwendungen Einhalt gebieten, zu allen Mitteln greifen mußte, die Leere zu füllen. Nun wurden die Majestätsgerichte wieder hergestellt, damit er Gelegenheit fände, die Reichen zu stürzen und ihr Vermögen einzuziehen; und wie schrecklich schon unter Tiberius die Pest der Hochverrathsprozesse den Staat vergiftet hatte, gegen die neuen Verfolgungen war jener Rechtsgang nur ein unschuldiges Spiel. Mit der Tyrannei erwachte Mißtrauen und Menschenfurcht; er glaubte sich überall von Feinden umgeben, von Nachstellungen bedroht. Sein Adoptivbruder Tiberius, in dem er einen Nebenbuhler um die Herrschaft fürchtete, wurde von einem abgeschickten Kriegstribun ermordet; in gräßlichem Muthwillen nöthigte er die zwei wohldienerischen Bürger die während seiner Krankheit ausgesprochenen Gelübde zu erfüllen; seinen Schwiegervater Silanus, dessen Ermahnungen ihm lästig wurden, trieb er zum Selbstmord; aus derselben Ursache zwang er den Gardehauptmann Macro, dem er die Herrschaft verdankte und dessen Gattin Ennia, mit der er früher in Buhlschaft gelebt, Hand an sich selbst zu legen und ließ dann ihre Kinder hinwürgen; alle volksthümlichen Beschlüsse des vorhergehenden Jahres wurden zurückgenommen; jeden Widerspruch im Senat bestrafte er als eine Auflehnung wider seine kaiserliche Allmacht, die er auf eine solche Höhe trieb, daß er sich selbst göttliche Ehre beilegte und Senat und Volk zwang, ihm Tempel und Altäre zu

errichten und Opfer darzubringen. Seiner Lust für theatralische Aufzüge entsprach es dann, sich in den verschiedenen Göttergestalten zu zeigen, bald als Jupiter mit dem Donnerkeil, bald als Hercules mit Keule und Löwenhaut, bald als Neptun mit dem Dreizack, oder als Apollo mit der Kithara. Altberühmte Götterstatuen wurden mit seinem Kopfe entstellt und als Bildnisse der neuen Kaisergottheit verehrt. Dabei wuchs seine Lust zu verschwenderischen Spielen und prunkenden Aufzügen und Darstellungen ins Unermeßliche. Alle Vorfälle des Lebens wurden zu Festlichkeiten benutzt. Als seine Schwester Drusilla, die der Gemahl Marcus Lepidus dem Kaiser als Gattin abgetreten, plötzlich starb, verordnete er, daß ihr Geburtstag jährlich mit Spielen gefeiert, daß sie den Göttern beigezählt und ihrem goldenen Bildnisse göttliche Verehrung erwiesen werden sollte; als der große Aquädukt, das einzige zweckmäßige Werk dieser Regierung, welches auf hohen Bogengängen das Quellwasser aus den Bergen nach der Stadt führte, wo es dann in vielen Kanälen und Röhren in Fischteiche, Bäder, Gärten und Häuser geführt ward, vollendet war, wurden große Einweihungsfeste veranstaltet; der thörichte Brückenbau, womit er den Zwischenraum von Bauli bis zu den Dämmen von Puteoli, eine Wasserstrecke von 3600 Schritten, durch einen Erddamm in Form der appischen Straße mit Standörtern, Ruheplätzen, Herbergen verband, wurde mit Kriegsspielen, Triumphzügen und Festmahlen beschlossen, die an Pracht und Aufwand Alles übertrafen; am Einweihungsfest ritt er selbst an der Spitze seiner geschmückten Kriegsmannschaft über dieselbe, in einem Harnisch, den Alexander getragen haben sollte, und im seidenen golddurchwirkten Purpurmantel, und rühmte sich dann, die Unternehmungen des Darius und Xerxes in Schatten gestellt zu haben. Selbst der hauptstädtischen Menge wurde der tägliche Festjubel mit seinen gräßlichen Gladiatorenkämpfen und grausamen Thierhetzen zuletzt zum Ueberdruß oder zur Gewohnheit und sie fand sich minder zahlreich dabei ein. Ergrimmt über diese laue Theilnahme brach einst der jähzornige Kaiser, der seinem ganzen Bildungsstand nach der niedern Volksklasse angehörte, in die rohen Fluchworte aus: „möchte das ganze römische Volk Einen Nacken haben, um es mit Einem Streiche zu vernichten!“ Ritter und Senatoren traten auf seinen Befehl in die Gladiatorenreihen ein und als bei einer Thierhetze die zu dem Kampfe bestimmten Verbrecher nicht hinreichten, ließ er aus den an den Schranken stehenden Zuschauern einige ergreifen und den Bestien vorwerfen.

Zu solchen unmäßigen Verschwendungen reichten keine Schätze hin. Daher 39.
mußten immer neue Mittel der Erpressung ersonnen werden. Als die Confiscationen erschöpft waren, ertheilte er seinen Schatzmeistern Anweisung auf die Güter aller Menschen; und als in Rom und Italien die Quellen zu versiegen begannen, schlug er seine Hofhaltung in dem reichen Gallien auf, wo er, umgeben von Gauklern, Fechtern und Buhldirnen, den Muthwillen der Tyrannei auf die Spitze und den Uebermuth ins Lächerliche trieb. In Lugdunum bot er

bei einer öffentlichen Versteigerung Hausrath, Schmucksachen und merkwürdige Beutestücke feil und nöthigte die Zuschauer zum Kauf; die erlösten Summen wurden zu Festen oder Geschenken an die Soldaten verwendet. Schamlose Frauen steigerten seine Sinnenlust und seine rohen Ausschweifungen. Die lasterhafte Milonia Cäsonia soll durch einen Liebestrank seinen Verstand vollends zerrüttet haben. Eine Verschwörung in seiner nächsten Umgebung gab zu neuen Mordscenen die willkommene Veranlassung. Seine zwei Schwestern, zugleich seine Buhlerinnen, wurden verbannt, sein Schwager Lepidus, der Gemahl der Drusilla, büßte mit dem Leben, und der Senat vergeudete den letzten Rest von Ehre durch niederträchtige Freudenbezeugungen über die Rettung des Wütherichs. Um Cäsars Kriegsruhm zu verdunkeln, unternahm er einen Feldzug gegen die Briten; kaum hatte er die Meeresküste erreicht, so gebot er plötzlich den in Schlachtreihe aufgestellten Legionen Muscheln am Strande zu sammeln und damit Helm und Gewand zu füllen, und beruhigte dann die mit Murren Gehorchenden durch Geschenke, und um eine Veranlassung zu einem glänzenden Triumphzug zu erhalten, streifte er an die Ufer des Rheins und wählte einige durch Körpergröße hervorragende Gallier und gefangene Germanen aus, um an ihrer Spitze als Siegesheld in die Hauptstadt zurückzukehren. Zu dem Zweck mußten sie das Haar röthlich färben und wachsen lassen.

40. Mit Schmach bedeckt zog Caligula an seinem Geburtstage triumphirend in die Hauptstadt ein, um das Wuth- und Schandleben von Neuem zu beginnen. Wirkliche oder angebliche Verschwörungen dienten ihm als Vorwand, Schuldige und Unschuldige hinzuwürgen. „Bei Nacht wie bei Tage waren die Marter- und Todeswerkzeuge der Henker thätig, und zwar vor den Augen des Wütherichs, der sich an den Qualen ergötzte und nur Sorge trug, daß die Schlachtopfer nicht zu schnell starben.“ Alle diese Gräuel ertrug der Senat mit sclavischer Unterwürfigkeit. Als Protogenes, ein gefürchteter Angeber, der stets zwei Namensverzeichnisse bei sich geführt haben soll, das eine „Schwert“, das andere „Dolch“ genannt, einst beim Eintritt in die Curie einen der Anwesenden als Feind des Fürsten bezeichnete, fielen die andern über den Unglücklichen her und tödteten ihn mit ihren Schreibgriffeln. Darauf wurde der Beschluß gefaßt, daß der göttliche Kaiser fortan im Senat auf so erhöhtem Throne sitzen solle, daß ihn Niemand erreichen könne, außerdem sollte er stets von militärischem Schutz umgeben sein. Die heftigsten Verfolgungen ergingen gegen den reichen Ritterstand, nach dessen Schätzen der Kaiser Gelüsten trug; und als alle Erpressungen für seine Verschwendungen nicht hinreichten, schritt er zu der drückendsten und schändlichsten Besteuerung. Von allen Lebensmitteln, die in der Stadt verkauft wurden, mußte eine Abgabe entrichtet werden; der Lastträger hatte von seinem Tagelohn den achten Theil herzugeben, von allen Klagsachen zog die Staatskasse bestimmte Summen ein; Lustdirnen, Buhlerinnen und Kupplerinnen mußten ihr Gewerbe besteuern; ja Sueton erzählt, der Kaiser habe im

Palast eine Anzahl Gemächer herrichten lassen, wo Frauen und Knaben vornehmer Häuser gezwungen worden, gegen Geld, das in seine Kasse geflossen, sich preiszugeben.

Endlich war das Maß der Schandthaten voll. Müde der endlosen Hinrichtungen, Gütereinziehungen und Erpressungen bildeten einige vornehme Römer aus der Umgebung des Hofes, für ihr eigenes Leben besorgt, eine Verschwörung, in deren Folge zwei Gardehauptleute, Chärea und Sabinus, den aberwitzigen Tyrannen im Gange des Theaters niederstießen und dann auch seine Gemahlin Cäsonia mit ihrer unmündigen Tochter ermordeten. So starb 24. Jan. 41.
Caligula nach einer Regierung von nicht ganz vier Jahren, ein Mann, den das Uebermaß von Lastern zu einem menschlichen Zerrbilde entstellte, das auch nicht durch eine einzige Tugend gemildert war. Erfüllt von dem Wahne seiner Allmacht und ein Knecht seiner niedrigen Triebe und Leidenschaften, kannte er kein anderes Recht als seinen Willen und seine Laune und haßte und beneidete Alles, was über das Gemeine emporragte. Jeden fremden Ruhm, jede fremde Größe betrachtete er als Beeinträchtigung seiner eigenen Hoheit. Bei seiner grenzenlosen Verschwendung in Spielen und Bauwerken, bei seiner unerhörten Schwelgerei an der Tafel, bei seinen geschlechtlichen Ausschweifungen war weniger die Befriedigung sinnlicher Lust Ziel und Zweck, als die eitle Sucht zu beweisen, daß ihm nichts unmöglich sei, „daß für ihn die Schranken des Gesetzes, der Natur, der Sitte, der Schaam gar nicht existirten.“ Ohne alle körperliche und geistige Vorzüge durch den Zufall der Geburt auf den Gipfel der Macht erhoben schwelgte er in der Betrachtung dieser Machthöhe und suchte einen Reiz darin, sie mit Hohn und Muthwillen zur Schau zu tragen. Bei einem Gastmahle lachte er einst plötzlich laut auf; als ihn die beiden Consuln, zwischen denen er ruhte, nach der Ursache fragten, antwortete er: „ich lache bei dem Gedanken, daß ich euch beide auf den ersten Wink erdrosseln lassen kann.“ Einst küßte er den Hals seiner Geliebten und rief: „Welch ein schöner Nacken! und doch, sobald ich es befehle, ist es um ihn geschehen!“ Solche Züge teuflischer Ironie werden noch mehrere erwähnt; sie gruben sich tiefer in das Gedächtniß des Volkes ein, als die Unthaten, die der stets fieberhaft aufgeregte, von schlaflosen Nächten gepeinigte Despot in der Aufwallung des Jähzorns vollbrachte. Darum schied er unbeweint aus dem Leben. „Sein Andenken wurde verflucht, seine Tempel wurden niedergerissen, sein Name auf Monumenten getilgt; in der Geschichte lebt er mit ewiger Schmach gebrandmarkt.“

C. Tiberius Claudius Cäsar.

Claudius 41–54. u. c. 794–807.

Erhebung u. Regierungs-Anfang

Nach Caligula's Ermordung drang eine Schaar Prätorianer in den Palast um zu plündern. Da bemerkten sie, wie der Oheim des Kaisers, Claudius, um sein Leben besorgt, sich ängstlich hinter den Vorhängen einer Thüre verbarg.

Sie zogen den Zitternden aus seinem Verstecke hervor, begrüßten ihn als Imperator und trugen ihn in einer Sänfte in das prätorianische Lager. Hier wurde er von den durch Geschenke gewonnenen Soldaten als Kaiser ausgerufen und nach einigem Sträuben auch von dem Senat anerkannt. So gelangte Claudius zum Thron, weniger wegen seiner Geburt und Legitimität als durch die Gunst der Prätorianer und die Klugheit und rasche Entschlossenheit seines Jugendfreundes Agrippa, des Herodes Enkel, der für den Unschlüssigen und Furchtsamen handelte. Cassius Chärea, der für die Herstellung der Republik thätig gewesen war, und einige seiner Gesinnungsgenossen, wurden von der Amnestie ausgeschlossen und auf den Rath der Höflinge hingerichtet. Diese Strenge abgerechnet zeigte Claudius, ein höchst beschränkter aber von Natur gutmüthiger Mann, im Anfang seiner Regierung einen milden und gerechten Sinn, so daß die Römer die neue Herrschaft mit Jubel begrüßten. Mochte auch das Gefolge von Lanzenträgern, mit dem er aus angeborner Furchtsamkeit stets umgeben war, den Stadtbewohnern ankündigen, daß Rom unter dem Regimente der Soldaten stehe, so freuten sie sich dagegen über die Niederschlagung der Majestätsklagen, über die Hinrichtung des gefürchteten Angebers Protogenes, über die Befreiung der Gefangenen und die Rückberufung der Verbannten, über die Aufhebung der drückenden und entehrenden Steuergesetze, über die Vernichtung der unheilvollen Aktenstücke aus dem Nachlaß Caligula's. Auch die Pietät, womit Claudius das Andenken seiner Verwandten, besonders des Germanicus und der Agrippina herstellte, so wie seine Gutmüthigkeit, wenn nicht gerade der Jähzorn ihn übermannte, trug ihm die Gunst und Liebe des Volkes ein.

Charakter u. Geistesbeschaffenheit.

Wenn trotz solcher Anfänge die Regierung des Claudius nicht minder unheilvoll und schrecklich für Rom ward, als die beiden vorhergehenden, so lag die Ursache davon weniger in einem bösen Herzen als in seinem schwachen, unbehülflichen Geiste, der ihn zum Beherrscher eines großen Staates, bei dem Alles von der Persönlichkeit des Monarchen abhing, ganz unfähig machte. Die schweren Krankheiten, von denen er in seiner Jugend heimgesucht war, hatten seine Entwickelung gehemmt. Er war bis zu seiner Thronbesteigung ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes aller seiner Verwandten gewesen. Seine Mutter Antonia nannte ihn „ein menschliches Mißgebilde, von der Natur angefangen aber nicht vollendet.“ Scheu und linkisch in seinem Benehmen, ohne Takt und Anstand in Haltung und Geberden war er vom Hof und von den Ehrenämtern fern gehalten und wie ein Blödsinniger behandelt worden. Unter Caligula war er die Zielscheibe der frechsten Scherze und Neckereien von Seiten der Hofleute. Doch war er weder so schwach an Geist noch so harmlos in seinem Leben, als man allgemein glaubte. Er hatte von Jugend auf eine große Neigung zu den Wissenschaften, besonders zu antiquarischen und geschichtlichen Studien gezeigt, und war auch den Ausschweifungen des Spiels, des Trunks

und der Liebe nicht fremd geblieben. Fern von dem kaiserlichen Hofe, wo man ihn nicht gerne sah und wo er nicht gerne weilte, widmete er sich mit dem größten Eifer der griechischen und römischen Literatur und Sprache, so daß das Alterthum mehrere Werke von ihm kannte, die wie seine „zwanzig Bücher etruskischer Geschichten“, seine „Geschichte der Republik Rom seit dem Ende der Bürgerkriege“, seine eigene „Biographie“ u. a. nicht ganz werthlos waren und von Tacitus und vielleicht auch von Livius benutzt wurden; und zu seiner Erholung lebte er am liebsten im Umgang mit Sclaven und Freigelassenen, mit Possenreißern und Weibern. Aber gerade dadurch wurde er dem praktischen Leben immer mehr entfremdet; es gebrach ihm an aller Menschenkenntniß, an der Beurtheilung der Verhältnisse, an der geistigen Uebersicht. „Jedes unerwartete Ereigniß brachte ihn außer Fassung; in den Momenten der Angst schwand sein geringer Vorrath von Besonnenheit gänzlich, und dann war er ein gefügiges Werkzeug jedes Nichtswürdigen.“ Ohne Urtheilskraft und Gedächtniß war er stets ein Spielball in den Händen seiner Weiber und Freigelassenen, deren Einfluß über den schwachen unselbständigen Fürsten um so größer sein mußte, als die römische Aristokratie immer noch mit Stolz und Selbstgefühl der vergangenen Herrlichkeit gedachte und sich zur offenen Hingebung an die Person des Kaisers, zu Dienstleistungen am Hof, zu einer freiwilligen Annäherung an die Monarchie und an den Inhaber der Herrschergewalt nicht entschließen konnte. Die absichtliche Entfernung der vornehmen Geschlechter vom Kaiserpalast verschaffte den gewandten Höflingen, die der Fürst aus der großen Zahl gebildeter und kluger Sclaven und Freigelassenen zu seinem Umgang erkor, Gelegenheit und Muße zu Ränken und Intriguen und zu allen schlechten Künsten, wodurch sie ihre Leidenschaften befriedigten und sich für die Verachtung in der menschlichen Gesellschaft rächten. Ohne Interesse für den Staat, strebten sie nur nach der Gunst des Monarchen, der ihre Treue und Hingebung mit Ehren und Reichthümern lohnte, und waren bemüht, die glänzende aber unsichere Stellung zu ihrem eigenen Vortheil möglichst auszubeuten. Gleich den Hofjuden späterer Jahrhunderte waren sie Peiniger des Volks aber ergebene, talentvolle und brauchbare Diener und Berather der Fürsten. Unter Claudius feierten sie ihr goldenes Zeitalter. Von allen Ebenbürtigen zurückgewiesen hatte er von jeher nur mit „schmutzigen Leuten,“ mit Sclaven und Freigelassenen Umgang gepflogen. Auf dem Throne waren sie seine allmächtigen Günstlinge. Polybius diente ihm als Studienrath, Narcissus als Geheimschreiber, Pallas als Schatzmeister. Im Bunde mit Messalina, des Kaisers üppiger und schamloser Gemahlin lenkten sie den schwachen Fürsten ganz nach ihrem Willen. Während er seinen gelehrten Studien oblag, höhnten die Freigelassenen Recht, Gericht und Verfassung durch Verkauf von Aemtern, Befehlshaberstellen, bürgerlichen Rechten, durch falsche Wahrsprüche, Monopole und Erpressungen aller Art, und die leidenschaftliche

Einfluß der Freigelassenen.

Messalina.

Kaiserin, deren zügellose Geschlechtslust ihren Namen zum Sprichwort gemacht hat, trat Sitte und Anstand mit Füßen und folgte rücksichtslos den Eingebungen ihrer Rachgier und Eifersucht, ihrer Habgier und Genußliebe. Die Niederträchtigkeit des Senats, der in Beschlüssen, Denkmälern und Inschriften den verachteten Günstlingen die größten Schmeicheleien und Huldigungen darbrachte, so daß Plinius bemerkt, man wisse nicht, solle man sie für Ironie oder für Beweise gänzlicher Ehrlosigkeit halten, erhöhte ihren Uebermuth und ihre Hoffahrt. Dem Einfluß der Freigelassenen und ihrer Creaturen war es zuzuschreiben, daß der römische Hof mehr und mehr einen orientalischen Charakter annahm, wo Thürsteher den Eingang des Palastes bewachten und die Eintretenden untersuchten, ob sie nicht verbotene Waffen trügen, wo Kammerherren die Audienzen regelten, wo die Begünstigten mit der Ehre ausgezeichnet wurden, des Kaisers Bild in einen Ring gefaßt tragen zu dürfen.

Hinrichtungen. Schon in den ersten Monaten der neuen Regierung wurde Julia, die von Claudius aus der Verbannung zurückgerufene Tochter des Germanicus, auf Anstiften der eifersüchtigen Kaiserin abermals verwiesen und dann getödtet; ihrem Gemahl M. Vinicius raubte ein beigebrachtes Gift die Möglichkeit der Rache. Appius Silanus, ein edler Römer von vornehmer Herkunft, dessen Sohn mit des Kaisers Tochter Octavia verlobt war, wurde durch die Ränke der Messalina, deren Buhlanträgen er widerstanden und des mit ihr verbundenen Freigelassenen Narcissus hingerichtet, weil man den schwachen Claudius mit angeblichen Nachstellungen zu ängstigen gewußt. Die Furchtsamkeit und Gedächtnißschwäche des Monarchen wurde von seiner verruchten Umgebung benutzt, um alle freisinnigen Männer, welche der verbuhlten Kaiserin und den (795 u. c.) 42. boshaften Günstlingen die Huldigung versagten, zu verderben, besonders als im zweiten Jahre dieses Principats eine Verschwörung zur Herstellung der Republik entdeckt und vereitelt wurde. Nicht nur die Anstifter und Mitwisser derselben, wie Annius Vinicianus, Furius Camillus Scribonianus u. A. starben durch Selbstmord oder unter den Händen des Henkers, eine Menge Senatoren, Ritter und Bürger wurden der Folter unterworfen und als Mitschuldige dem Tode geweiht. Dem Cäcina Pätus gab seine muthvolle Gemahlin Arria das Beispiel der Selbstbefreiung, indem sie sich den Dolch in die Brust stieß und ihm denselben mit den Worten hinreichte: „Pätus, es schmerzt nicht!“ Auch der Philosoph Annäus Seneca hatte ein siebenjähriges Exil auf der Insel Corsica zu ertragen, die schmeichlerische Trostschrift an Polybius war nicht wirksam genug, die Verbannungszeit zu verkürzen (s. unten).

Regierung u. Verwaltung. Ein solches Hofleben, wo orientalische Pracht und Ueppigkeit mit Willkür und Grausamkeit verbunden waren, wo ein schamloses Weib die edelsten Menschen ihren Lüsten, ihrer Habsucht und ihrer Leidenschaft zum Opfer brachte, wo feile Höflinge ohne Tugend, Verdienst und Herkommen über Aemter und Würden verfügten und das Recht zum eigenen Gewinn und Vortheil beugten, wo der Kaiser selbst im Kreise zahlreicher Gäste an der reichgefüllten Tafel sich seinem Hang zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken ohne Scheu hingab, mußte den letzten Keim sittlicher Würde im Volke zerstören. Und dennoch kamen unter dieser so entarteten Regierung einige großartige Werke zur Ausführung und gaben den Beweis, daß der Sinn für römische Größe, daß Unternehmungs-

geist, Kraft und Ausdauer selbst in den Tagen der Erniedrigung noch nicht erloschen waren. Dahin gehört vor Allem die Ausgrabung und Befestigung des Kaiserhafens bei Ostia, und die damit verbundene Einrichtung von Magazinen, Werften und andern Anlagen, wodurch das Einlaufen größerer Fahrzeuge in die Tiber ermöglicht, Handel und Seefahrt belebt, die Getreidezufuhr gesichert und Rom gegen Theuerung und Hungersnoth geschützt wurde; dahin gehörten die wunderbaren Wasserleitungen, besonders die Aqua Claudia, welche theils unter theils über der Erde auf dem höchsten Bogenbau reines Quellwasser aus großer Entfernung der Stadt bis in die hochgelegenen Theile zuführte, Riesenwerke, die nach Plinius' Bemerkung von keinem Bau auf dem ganzen Erdboden übertroffen wurden; dahin gehörte ferner die Ableitung des Fuciner-Sees im Lande der Marser mittelst eines riesenmäßigen Abzugs-Kanals (Emissarius) durch ein Felsengebirg nach dem Fluß Liris, ein Werk, an dem 30,000 Menschen elf Jahre lang arbeiteten. Durch dieses Unternehmen sollte der zunehmenden Verschlammung der Umgegend gesteuert und eine ansehnliche Strecke Landes dem Ackerbau gewonnen werden. Aber der Zweck wurde nur theilweise erreicht, weil der Boden des Sees tiefer liegt, als das Bette des Liris. Noch jetzt sind die Spuren des Kanals sichtbar, aber auch der Lago di Celano besteht noch. Auch an Kriegsthaten war das Prinzipat des Claudius nicht arm. Nicht nur daß am Rhein und an der Donau die Grenzen behauptet wurden, im Norden und Süden wurde das Reichsgebiet erweitert, hier durch die Verwandlung Mauritaniens in eine römische Provinz, dort durch die theilweise Eroberung Britanniens; und in Asien (Armenien) erneuerte Domitius Corbulo den Kriegsruhm des Freistaats. Selbst in der inneren Verwaltung traf Claudius, wenn er sich den Einflüssen seiner Umgebung und den Wirkungen der Furcht zu entziehen vermochte, manche gute Einrichtung. In seinem Verhältniß zum Senate lenkte er in die Fußstapfen Augusts ein; er mehrte den Senatoren- und Ritterstand und die alten Patriziergeschlechter durch neue Mitglieder, suchte ihnen durch Auszeichnungen und durch das Verbot, sich in unwürdiger Weise bei den Spielen zu betheiligen, wieder Ehrgefühl und Selbstachtung einzuflößen und übte sein Censoren- und Sittenrichteramt mit Ernst und gutem Willen, wenn auch nicht immer mit Takt, Einsicht und Consequenz. Dem Regiment des Schreckens und der Tollheit, das Gajus eingeführt, machte er, so viel an ihm lag, ein Ende. Es hat sich die Rede erhalten, worin Claudius den Senat bewog, den Beamten der gallischen Städte, zunächst der Aeduer, das volle römische Bürgerrecht zu verleihen und ihnen dadurch den Zugang zur Magistratur und zur Curie zu öffnen. Ganze Gemeinden und Distrikte wurden in den römischen Bürgerverband aufgenommen, wobei freilich nicht selten die Habsucht und Käuflichkeit der Günstlinge mitwirkte. Unbefugte Ausübung des römischen Bürgerrechts durch Fremde, Freigelassene oder Sclaven bestrafte er dagegen mit großer Strenge. Dem müssiggängerischen Leben

Hafen von Ostia.

Aquäducte.

Ableitung des Fuciner-Sees.

Kriege.

43.

Inneres. 44—48.

der hauptstädtischen Menge suchte er durch Ueberwachung der Wirthshäuser und Garküchen und durch Verbote gegen den Verkauf leckerer Speisen Einhalt zu thun. Religiöse Genossenschaften, deren ausgelassene, anstößige oder grausame Gebräuche dem Staat und den guten Sitten Gefahr drohten, wurden aufgelöst und mit Ausweisung bestraft. Dagegen nahm er ältere Gebräuche, wie die eleusinischen Mysterien und das römische Wahrsager- und Opferwesen aus Vorliebe für das Alterthum in Schutz, minderte aber die Menge der Feiertage und Religionsfeste, welche die Geschäfte des Forums zu häufig unterbrachen. Für Testaments- und Erbschaftsklagen setzte er zwei eigene Prätoren ein. Die Provinzen schützte er so viel als möglich gegen Käuflichkeit und Erpressung der Statthalter und Beamten. Auch wurde das römische Privatrecht durch einige zweckmäßige Bestimmungen in Bezug auf Haus- und Familienrecht bereichert. Denn außer den Alterthumsstudien fesselte das Interesse des Kaisers nichts so sehr als die Rechtspflege; und wenn auch sein eigner schwacher Kopf nicht immer die verwickelten Rechtsfragen zu lösen vermochte, so trug doch sein Eifer nicht wenig zur Ausbildung der Rechtswissenschaft bei. Freilich gingen die richterlichen Entscheidungen mehr von seinen Rathgebern als von ihm selbst aus, und damit der Richterspruch zur That werde, bedurfte es in der Regel der Zustimmung der Weiber und Günstlinge, in deren Fesseln Claudius gefangen lag. Mochte auch der Kaiser immerhin das Rechte und Gute wollen, bei seiner beschränkten Einsicht und Charakterschwäche hing es vom Zufall ab, welche Resultate aus seinen Verfügungen und Entscheidungen hervorgingen. Oft wurden die besten Absichten und Maßregeln in ihr Gegentheil verkehrt und aus der Schwäche erwuchs Härte.

Messalina's Lasterleben und Ende. Während Claudius sich abmühete, das Alphabet mit drei neuen Buchstaben zu bereichern und durch censorische Verordnungen Rom zur Tugend der Vorzeit zurückzuführen vermeinte, gewahrte sein blödes Auge nicht, in welchen Pfuhl der Schande und Missethaten Messalina den Palast versenkte. Der berühmte Consular Valerius Asiaticus, ein durch Reichthum und Ansehen
47. wie durch Freimuth und Rechtschaffenheit bekannter Senator, wurde von einem eigens zu dem Behuf niedergesetzten Untersuchungsgericht in den Gemächern der Kaiserin wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, weil Messalina nach dessen Gärten lüstern war, die er von Lucullus erkauft und mit großer Pracht verschönert hatte. Aus besonderer Gnade gestattete man ihm die freie Wahl des Todes, worauf er sich die Adern öffnete und mit großer Fassung starb. Poppäa Sabina, Gemahlin des reichen Senators L. Corn. Scipio, die schönste Frau ihrer Zeit, aber ausschweifend und wollüstig, fiel als Opfer von Messalina's Eifersucht, weil ihr Buhle, der Pantomime Mnester heimliche Zusammenkünfte mit jener gehabt hatte. Durch des Kaisers Schwäche vor jeder Entdeckung gesichert, so lange sie die Freigelassenen an ihr Interesse gekettet, mit ihren Netzen umstrickt hielt, schritt sie auf der abschüssigen Bahn zügelloser Wollust immer

weiter. Es wird gemeldet, daß sie verkleidet unter dem Namen Lycista bei nächtlicher Weile in die Häuser schnöder Lust geschlichen und sich jedem Wählenden preisgegeben, ja daß sie im Palaste selber eine Herberge des Lasters bereitet habe, wo sich verheirathete Frauen fremden Umarmungen überlassen hätten. Zuletzt entbrannte sie in rasender Liebe zu Gaj. Silius, dem schön- 48.
sten unter Roms jüngeren Männern und wußte denselben mit ihren Netzen so zu umgarnen, daß er sich von seiner Frau schied und theils aus Furcht, theils aus Ehrgeiz sich der kaiserlichen Buhlerin hingab. Von Leidenschaft geblendet vergaß Messalina alle Besonnenheit. Sie besuchte das Haus des Geliebten, erzählt Tacitus, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge, ließ sich öffentlich mit ihm sehen, spendete ihm Güter und Ehren, füllte zuletzt sein Haus mit fürstlicher Pracht, mit Sclaven und Freigelassenen, als wäre die Herrschaft schon bei dem Ehebrecher eingezogen. Silius verkannte die Gefahren dieses frevelhaften Verhältnisses nicht. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn es ihm nicht gelang, Claudius zu beseitigen und selbst die Herrschaft an sich zu bringen. Messalina wurde durch das Versprechen der Heirath für den Plan gewonnen; um aber nach gelungener That vor jeder Sinnesänderung gesichert zu sein, drang sie zum voraus auf die Vermählung. Silius willigte ein und Rom erblickte nun das neue Schauspiel, daß in Abwesenheit des Claudius die Ehe zwischen Silius und der Kaiserin mit allen juristischen und religiösen Förmlichkeiten geschlossen und öffentlich durch ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert wurde. Nun war die Frechheit auf ihrem Höhepunkt, und wenn es gelang, den Kaiser noch länger in der Verblendung zu halten, wer konnte die Folgen ermessen? Da riß ihm Narcissus die Binde von den Augen. Das Bundesverhältniß zwischen Messalina und den Freigelassenen hatte sich gelöst, seitdem sie dem Polybius, ihrem früheren Buhlen, durch Anschwärzung bei Claudius den Tod bereitet hatte. Nun war die Stunde der Rache gekommen. Trat die beabsichtigte Thronveränderung ein, so war ohnedies der Einfluß, vielleicht das Leben der Günstlinge in Gefahr. Daher eilte Narcissus nach Ostia, wo Claudius weilte und enthüllte ihm das verbrecherische Vorhaben des neuen Ehepaars. Während der Palast des Neuvermählten, wo man gerade das ausgelassene Winzerfest feierte, noch vom Jubel der Gäste wiederhallte und Messalina in langwallenden Haaren und Silius mit Ephen bekränzt in bacchantischem Aufzuge durch die festlich erleuchteten Säle schwärmten, ertönte die Schreckensbotschaft, der Kaiser sei im Anzug begleitet von Narcissus. Da flog Alles bestürzt auseinander. Messalina eilte mit ihren Kindern dem Nahenden entgegen, aber ihre Bitten und Künste hatten die frühere Kraft verloren. Zurückgewiesen begab sie sich nach ihrem lucullischen Gartenhause, indeß Narcissus im Namen des Kaisers die Blutbefehle ertheilte. Zuerst wurden Silius und seine Vertrauten hingerichtet, dann empfing Messalina von der Hand einiger Hauptleute den Todesstoß. Narcissus hatte die Mörder abgeschickt, damit nicht ihre Bitten und

Thränen den Kaiser am Ende doch noch zur Milde und Gnade stimmten. Beim Mahle erhielt Claudius die Kunde von ihrem Ende. Er schmauste fort ohne eine Regung des Hasses oder Mitleids, der Trauer oder Freude von sich zu geben. Seine Seele war stumpf gegen alle Gefühle.

Agrippina. Claudius, an Weiberherrschaft gewöhnt, konnte nicht in ehelosem Stande leben. Daher waren seine Günstlinge bedacht, ihm eine neue Gemahlin zuzuführen. Nach längerer Berathung vereinigten sie sich auf des Kaisers Nichte Julia **Agrippina**, die schöne und geistvolle aber sittenlose und herrschsüchtige Tochter des Germanicus, damals drei und dreißig Jahre alt und Wittwe des Gn. Domitius Ahenobarbus, eines eben so rohen als lasterhaften Mannes, an den sie zwölf Jahre in liebeleerer Ehe gefesselt war. Gerne ließ sich der weibersüchtige Kaiser von Senat und Volk zur Erlassung eines Gesetzes, welches die Ehe bis zu solchem Grade der Verwandtschaft gestattete, und dann
49. zur Heirath drängen. Mit ihr zogen neue Laster und Verbrechen in die Hofburg ein. Leidenschaftlich und sinnlich wie Messalina übertraf sie dieselbe an Ehrgeiz, Herrschsucht und Unternehmungsgeist. Gleich nach ihrem Einzug betrieb sie die Verlobung ihres Sohnes erster Ehe, Domitius Claudius **Nero**, mit der Kaisertochter **Octavia**. Zu dem Zweck wurde der Bräutigam der letzteren, L. Silanus, ein Urenkel des Augustus, durch den nichtswürdigen Vitellius eines ehrlosen Verhältnisses zu seiner eigenen Schwester beschuldigt und der erlauchten Verbindung für unwürdig erklärt. Nun herrschte die ehrsüchtige Frau mit Stolz und Uebermuth über den Kaiser und den ganzen Hof: wer ihr durch Einfluß oder Schönheit gefährlich schien, wurde, wie Lollia Paullina, ihre Mitbewerberin um die Hand des Kaisers, und die reizende Calpurnia, mit boshaften Anklagen zu Fall gebracht; und wenn sie auch äußerlich den Anstand mehr wahrte als Messalina, so brachte dagegen ihr ränkevoller Geist, ihre unbegrenzte Herrschgier, ihre Habsucht und ihr kühner Frevelsinn die Lustschwelgereien der Vorgängerin bald in Vergessenheit.

Nero's Jugend. Wie Livia war auch Agrippina, bald nach ihrer Vermählung mit dem Ehrennamen Augusta geschmückt, vor Allem bemüht, ihrem Sohne Nero den Thron zu verschaffen und sich dadurch die hohe Stellung auch für alle Zukunft zu sichern. Kaum war daher die Verlobung ihres zwölfjährigen Sohnes mit der siebenjährigen Octavia feierlich ausgesprochen, so wurde derselbe auf ihr Zuthun von Claudius an Kindesstatt angenommen und somit als Mitbewerber dem eigenen um einige Jahre jüngeren Sohn des Kaisers, **Britannicus**, zur Seite gesetzt. Dann wurden die unerhörtesten Auszeichnungen und Ehren auf den Erkornen gehäuft, und um auch bei dem Volke ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, zu dessen weiterer Ausbildung der Philosoph **Annäus Seneca** von der Insel Corsica herbeigerufen, wohin er, angeblich wegen seines Verhältnisses zu Livilla, der Nichte des Kaisers, in der That aber wegen seiner freien Aeußerungen und republikanischen Gesinnung in der Trostschrift an Marcia

(s. unten) verwiesen worden war. Allein die Erziehung eines Prinzen von lebhafter Natur, von sinnlichen und künstlerischen Neigungen, den seine bisherigen Lehrer aus Nachsicht und höfischer Devotion verwöhnt und verdorben hatten, war ein dornenvoller Beruf. Wie viele Mühe er sich auch gab, durch seine Lehren und seine moralischen Schriften (z. B. „vom Zorne") seinem Zögling gute Grundsätze einzuflößen, Anlage, Verführung und die mit seiner hohen Stellung verbundene Freiheit des Handelns waren mächtigere Leiter. Indessen erreichte doch Agrippina durch seine Zurückberufung ihren Zweck. „Eine der ersten literarischen Größen umkleidete ihre Herrschaft durch seine Schriften mit dem falschen, aber blendenden Schimmer der Freisinnigkeit. Ein Mann von trefflichen pädagogischen Grundsätzen, hochgebildet und Meister der Beredsamkeit sowohl in Theorie wie in Praxis, leitete ihres Sohnes Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Ein Staatsmann, der das Leben kannte und in der Schule des Unglücks von manchen Schwächen geheilt war, stand ihr in allen persönlichen Angelegenheiten zur Seite. Um so mehr begreift man, daß zwischen beiden ein vertrautes Verhältniß eintrat." — Als Nero das fünfzehnte Jahr überschritten hatte, wurde die Vermählung mit Octavia vollzogen. Am 53.
Hochzeitstage nahm sich der frühere Verlobte Silanus selbst das Leben. Nun wurde Britannicus immer mehr zurückgedrängt. Seine Entwickelung wurde absichtlich gehemmt und das Volk gewöhnte sich, ihn für blödsinnig und epileptisch zu halten, wie die Wohldiener und Creaturen Agrippina's denselben darstellten. Alles wandte sich der neuen Sonne zu und huldigte der hoffärtigen Kaiserin, welche ihre Widersacher zu verderben und ihre Freunde mit Ehren und Auszeichnungen zu lohnen verstand, und welche der schwache Kaiser auf die gleiche Stufe von Glanz und Macht mit sich selbst erhob, so daß auf Münzen ihr Brustbild neben dem seinigen prangte und die schmeichelnden Griechenstädte Kleinasiens ihr göttliche Ehre erwiesen und Statuen und Denkmäler errichteten. Auf ihr Zuthun wurde Afranius Burrus, einer ihrer Getreuen, der die militärische Erziehung ihres Sohnes leitete, zum Präfekt der Prätorianer ernannt, und Pallas, der ehemalige Sclave, der bei ihrer Erhebung besonders thätig gewesen, mit einem Denkmal auf dem Forum neben der Reiterstatue Cäsars geehrt. Aber bald nach der Verheirathung des Sohnes Claudius Ausgang.
erhielt Agrippina deutliche Anzeichen von der abnehmenden Gunst des Kaisers. Von Narcissus aufgestiftet zog er sich mehr und mehr von ihr zurück; er sprach seine Reue aus, daß er ihren Sohn vor dem eigenen bevorzugt und näherte sich wieder dem Britannicus mit größerer Zärtlichkeit. Da reifte schnell der Gedanke einer Vergiftung in dem ruchlosen Weibe zur That. In Pilzen, seiner Lieblingsspeise, verschlang Claudius das Gift, das ihm die bekannte Giftmischerin Locusta, schon vielfach als Werkzeug der Herrschaft gebraucht, mit Hülfe des Verschnittenen Halotus, des Vorkosters der Speisen, beizubringen gewußt. Er starb im 64. Jahre seines Alters, im 14. seiner Regierung. Agrip- Oct. 54 (807.)

pina verbarg den Tod so lange, bis alle Vorkehrungen zur Thronbesteigung ihres Sohnes getroffen waren. Während sie den Britannicus und seine Schwester, scheinbar in Schmerz aufgelöst und selber Trost suchend, bei der Leiche zurückhielt, eilte Nero, von Burrus begleitet, in das prätorianische Lager, wo er, zum Lohn für die verheißenen Geschenke, als Herrscher begrüßt ward. Der versammelte Senat stimmte dem Ausspruch der Soldaten bei und das ganze Reich erkannte Nero als Kaiser an. Das Leichenbegängniß des Claudius wurde mit aller Pracht gefeiert und die Vergötterung des Heimgegangenen ausgesprochen. Nero selbst hielt dem Stiefvater die Leichenrede, die ihm Seneca aufgesetzt hatte. Narcissus wurde gleich nach des Kaisers Tod ins Gefängniß gebracht und dort auf Agrippina's Befehl zum Selbstmord gezwungen. Zugleich ließ das schreckliche Weib, ohne Vorwissen des Sohnes, den M. Junius Silanus, Proconsul von Asien, durch Gift aus der Welt schaffen, damit er nicht als Thronbewerber und Rächer seines Bruders auftrete. Er war ein reicher aber beschränkter Mann, den Caligula das „goldene Schaaf" zu nennen pflegte, aber als Nachkomme der Cäsaren und wegen seines unbescholtenen Rufes bei dem Volke beliebt.

Narcissus und Silanus getödtet.

D. Claudius Nero.

Nero. 54–68. u. c. 807 –821.

Die Gräuel, womit die neue Regierung eingeweiht wurde, waren allein von Agrippina ersonnen und ausgeführt worden; Nero hatte dabei keine Schuld. Ueberblickt man die fünf ersten Jahre der Neronischen Herrschaft, so wird man vergebens nach solchen Blut- und Schandthaten forschen, wie sie in der späteren Periode zu Tage kamen und den Namen dieses Herrschers zum Sprüchwort und Gattungsbegriff gestempelt haben. Davon lag allerdings die Ursache weniger im Charakter des Fürsten selbst als in der Parteistellung des Hofes, wo die Kaiserin Mutter mit den beiden Rathgebern ihres Sohnes Seneca und Burrus um den Einfluß stritt, ein Wettstreit, der zunächst dem Staat zu gute kam.

Parteistellung am Hofe.

Agrippina hatte ihren Sohn auf den Thron erhoben, um über ihn und durch ihn zu herrschen, und ihr Benehmen gab bald kund, welche Stellung sie einzunehmen gedächte. Es genügte ihr nicht, im Stillen die Schritte des Kaisers zu lenken, auf den Gang der Regierung einzuwirken; sie wollte gemeinsam mit dem Sohne das Regiment führen und ihre Herrschermacht zur Schau stellen. Wo sich Nero öffentlich zeigte, erblickte man Agrippina an seiner Seite; dieselbe Sänfte vereinigte häufig Mutter und Sohn, ja zuweilen sah man den Kaiser unter ihren Begleitern zu Fuß; sie machte Anspruch, den Senatssitzungen beizuwohnen und veranlaßte daher, da sie nicht in der Curie erscheinen konnte, daß die Väter in der Kaiserburg sich versammelten, wo sie hinter einem Thürvorhange den Verhandlungen zuhörte; sie gab fremden Gesandten Bescheid und fertigte schriftliche Befehle an Provinzen, Fürsten und Könige aus; es wurden Münzen geschlagen, worauf ihr Kopfbild mit dem des Kaisers vereinigt war.

Die Kaiserin Mutter.

Dieser Anmaßung und Herrschsucht der Kaiserin arbeiteten die beiden Führer des jungen Fürsten, der tapfere und rechtschaffene Gardehauptmann Burrus und der gelehrte und leutselige Seneca entgegen, und ihren Bemühungen hatte es das römische Volk zu danken, daß in der Verwaltung und Rechtspflege während der ersten fünf Jahre ein löblicher Gang eingehalten wurde und manche zweckmäßige Einrichtung ins Leben trat. Der Senat erlangte größeres Ansehen; im Gerichtsgang und in der Steuererhebung wurden Verbesserungen eingeführt: die Majestätsanklagen und Cabinetsjustiz blieben beseitigt; die Appellationen von den ordentlichen Gerichten an den Kaiser wurden beschränkt oder erschwert, der Bestechlichkeit und Rechtsbeugung der Richter und Ankläger wurden Schranken gesetzt; das Zollwesen erfuhr eine zweckmäßige Reform; Bedrückungen und Erpressungen in den Provinzen sollten strenge geahndet werden. Diesen geordneten Gang in der Verwaltung und im Rechtsleben hatte man hauptsächlich der Umsicht und Thätigkeit der beiden Männer zu verdanken, denen der jugendliche Kaiser theils aus gewohnter Ehrfurcht, theils aus Abneigung gegen seine Mutter lange eine gewisse Gewalt über sich einräumte. Freilich mußten sie diesen Einfluß dadurch erkaufen, daß sie den sinnlichen Neigungen des Fürsten keine Hindernisse in den Weg legten, daß sie seiner Wollust und Genußliebe die Zügel schießen ließen. Denn wenn Nero auch Anfangs nicht ganz ohne edle Regungen und Anwandlungen war, wenn er hie und da Beweise von Bescheidenheit, Großmuth und liberaler Gesinnung gab, wenn er einst, wie Seneca versichert, bei der Unterzeichnung eines Todesurtheils den Wunsch aussprach, nicht schreiben gelernt zu haben; so war er doch eine gemeine und verkehrte Natur, dem die Befriedigung seiner Eitelkeit, seiner Sinnengelüste, seiner Willkür und Losgebundenheit als einziger Lebenszweck galt. Von aufgewecktem, lebhaftem Geiste und nicht ohne mannichfache künstlerische Talente hätte Nero in einer andern Zeit und in einer andern Umgebung ein begabter und trefflicher Fürst werden können; aber seinem leichtsinnigen Wesen und seiner frivolen Natur war man nie mit Ernst entgegengetreten; als Seneca die Erziehung übernahm, hatten die Laster und Lüste der Zeit bereits die edleren Keime erstickt, die sittlichen Kräfte geknickt. Ohne Ernst und Selbstbeherrschung strebte er nicht nach wissenschaftlicher Bildung und soliden Kenntnissen, sondern fand nur Gefallen an den leichten Künsten, die wohl als Schmuck im gesellschaftlichen Kreise einen Werth haben, nie aber als Stützen auf der ernsten Lebensbahn dienen können, an den Arbeiten des Grabstichels, an Malen und Singen, am Versemachen und Rosselenken. Kaum in das Jünglingsalter eingetreten nahm er eine Lebensstellung ein, wo kaum der gereifte und erprobte Mann den Abgründen und Gefahren, den Schlingen und Fallstricken der Verführung zu entgehen vermochte, wie viel weniger ein in der Fülle und Ueppigkeit des Lebens aufgewachsener Fürst von heftigen Begierden, von feurigem

Seneca u. Burrus.

Nero's Charakter u. Naturanlagen.

Geschlechtstrieb, von ungehemmter Sinnenlust. Es ist nicht zu rühmen, daß die beiden Männer, denen Nero im Anfang noch einige Rücksicht und Ehrerbietung bewies, den früheren Zögling nicht von der abschüssigen Bahn der Wollust und des Lasters zurückzuhalten suchten; aber überzeugt, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, die lodernden Triebe des Wüstlings zu zügeln, daß jeder derartige Versuch ihren eigenen Sturz nach sich ziehen würde; gestatteten sie was sie nicht zu hindern vermochten und waren nur bedacht, die Ausschweifungen seiner ungezähmten Leidenschaften und die Ausbrüche seines verwilderten Gemüthes für den Staat unschädlich zu machen.

Nero und Agrippina. Agrippina war zu herrschsüchtig und leidenschaftlich, als daß sie sich mit einem untergeordneten Einfluß begnügt hätte. Sie wollte den Kaiser ganz nach ihrem Sinne lenken, seinen Umgang bestimmen, die Ehre der Regierung und den Glanz des Hoflebens mit ihm theilen. Sie machte ihm Vorwürfe, als er sich von seiner Gemahlin Octavia, gegen die er eine tiefwurzelnde Abneigung hegte, mehr und mehr entfernte und in den Armen einer schönen Freigelassenen, Namens Acte, schwelgte; nicht aus sittlichem Unwillen, denn sie selbst buhlte ja noch fortwährend mit Pallas, sondern weil es sie ärgerte, „daß eine Freigelassene mit ihr an Einfluß bei dem Sohne wetteifere, eine Sclavin ihre Schwiegertochter sei." Nero beantwortete ihre Vorwürfe zunächst damit, daß er ihren Vertrauten Pallas seines Schatzmeisteramtes entsetzte und ihn einige Zeit nachher ins Gefängniß führen ließ, wo er seinen Tod fand; und als Agrippina in der Heftigkeit ihres Zornes mit Enthüllung der Verbrechen drohte, wodurch sie dem Sohn den Weg zum Throne gebahnt, und den nun vierzehnjährigen Britannicus als den wahren und würdigen Erben der väterlichen Herrschaft erklärte, entzog ihr Nero die Ehrenwache und nöthigte sie, den Kaiserpalast zu verlassen. Und damit der hingeworfene Gedanke einer Erhebung des Bruders nicht einmal zur Wahrheit werde, der harmlose Knabe nicht als Werkzeug zu seinem Sturze dienen könne, trat Nero mit der Giftmischerin Locusta in Verbindung, und diese übte ihre verruchte Kunst mit solcher Sicherheit, daß Britannicus an der kaiserlichen Tafel plötzlich umfiel und nach kurzen Zuckungen verschied. Einige Minuten blickte die anwesende Gesellschaft, Agrippina und Octavia in ihrer Mitte, auf die entsetzliche Erscheinung; als aber Nero erklärte, das sei die natürliche Folge der Fallsucht, da kehrte die Fröhlichkeit des Mahles zurück. Ohne alles Gepränge wurde noch in derselben Nacht der Leichnam auf dem Marsfelde verbrannt. Mit Grauen erzählte man sich schon damals in den Kreisen der Hauptstadt von den zügellosen Ausschweifungen und muthwilligen Streichen des kaiserlichen Wüstlings, wie er in Sclaventracht vermummt mit losen Gesellen bei nächtlicher Weile die Gassen und verrufenen Häuser durchschwärmte, angesehenen Männern und Frauen mit frechem Muthwillen nachstellte, in der Schlemmerei und im Genuß der Liebe alles Maß überschritt. Es waren die Ausbrüche einer verwilderten Natur, die eine schreckliche Zukunft

Britannicus getödtet. 55.

ahnen ließen, wenn die hemmenden Schranken sinken würden, welche jetzt noch des Fürsten Jugend und Gewohnheit duldete.

Diese Schranken brachen, als eine neue Buhlerin, Poppäa Sabina, den sinnlichen Fürsten in ihre Netze zog und ihn immer weiter auf die Bahn des Lasters und des Frevels drängte. Von vornehmer Herkunft, reich, schön und geistvoll, aber von sinnlicher Begehrlichkeit und ehrgeizigem Streben, hatte sie ihre Blicke schon lange auf die Hofkreise gerichtet, wo Glanz und Genuß winkten. Zuerst die Gemahlin eines römischen Ritters, hatte sie durch Buhlkünste den Otho, einen Lustgenossen des Kaisers, zum Ehebruch und darauf zur Ehe verlockt und sich dadurch den Weg zum Fürsten selbst gebahnt. Bei einem der kaiserlichen Schwelgermahle pries einst Otho die Schönheit seiner Frau und entflammte dadurch die Begierde seines Gebieters. Nero sah sie und entbrannte in heftiger Liebe: Otho mußte als Statthalter nach Lusitanien wandern und Poppäa wurde die Geliebte Nero's. Aber diese Stellung genügte der ehrgeizigen Frau nicht; sie strebte nach einer Vermählung mit dem Fürsten und suchte daher durch Buhlkünste denselben immer mehr an sich zu ketten; selbst die Lobpreisungen Otho's und die erheuchelte Sehnsucht nach dem Abwesenden dienten ihr als Mittel, die Leidenschaft des sinnlichen Kaisers zu entflammen. Agrippina und Octavia standen jedoch der Erreichung ihres Zieles im Wege; nur über ihre Leichen konnte sie zur Herrschaft emporsteigen. Ergreifend schildert Tacitus, wie Poppäa zuerst den Kaiser durch Thränen, Buhlkünste und Hohnreden gegen seine Mutter aufgereizt, wie Agrippina, um den ihr drohenden Sturz abzuwenden, in üppiger Kleidung sich dem von Wein erhitzten Sohne genähert habe, in der Absicht, seine geile Lust zu reizen, und daß die blutschänderische Umarmung nur durch die Vorstellungen der eintretenden Akte verhindert worden sei; wie dann endlich der Kaiser, den Einflüsterungen der Poppäa trauend, daß Agrippina auf sein Verderben sinne, den schrecklichen Vorsatz faßte, sich der lästigen Mutter durch Meuchelmord zu entledigen. Unter dem Schein kindlicher Liebe und Verehrung berief Nero die Kaiserin nach Bajä, wo er sich eines Festes halber aufhielt. Hier wurde sie von Anicetus, früher Nero's Erzieher, jetzt Befehlshaber der Flotte bei Misenum, auf ein für sie geschmücktes Fahrzeug gelockt, das so eingerichtet war, daß ein Theil davon sich lösen und sie zerschmettern oder versenken sollte. Von dem Sohne zärtlich umarmt bestieg Agrippina bei anbrechender Nacht das Schiff; aber der Plan mißlang; leicht verwundet ward sie durch die Hingebung einer Freundin gerettet und auf einer herbeisegelnden Barke nach dem Lucrinersee gebracht, von wo aus sie nach einem nahegelegenen Landhaus entkam. Dort wurde sie auf des Kaisers Befehl von Anicetus und seinen Genossen überfallen und in ihrem Schlafgemache ermordet. Von einem Knittel am Haupte getroffen bot sie dem gezückten Schwerte eines Centurio den Leib dar mit den Worten: „Diesen durchstoße, er hat den Nero geboren!" und sank

Poppäa Sabina.

Agrippina's Ermordung. 59.

dann von vielen Wunden bedeckt nieder. Die Leiche wurde noch in derselben Nacht verbrannt und die Asche weder gesammelt noch mit Erde bedeckt. Am flammenden Holzstoß gab sich ihr Freigelassener Mnester den Tod. In der Folge errichtete einer ihrer Diener der unglücklichen Gebieterin einen unscheinbaren Leichenhügel an der Misenischen Straße. In früheren Jahren, erzählte man, hatte sie Sterndeuter über Nero's Schicksal befragt. Als diese aussagten: „er wird herrschen und die Mutter tödten", habe sie zur Antwort gegeben: „Mag er mich tödten, wenn er nur herrscht."

Von Gewissensangst verfolgt begab sich Nero nach Neapel. Hier erließ er ein von Seneca verfaßtes Schreiben an den Senat, worin es hieß, daß Agrippina ihm nach dem Leben getrachtet und nach dem Mißlingen Hand an sich selbst gelegt habe. Er beschuldigte sie der Herrschsucht und Grausamkeit und bemerkte, sie sei zum Heil des Staates gestorben. Nach Empfang dieser Zuschrift beschloß der Senat Dankgebete in allen Tempeln für die Rettung des Kaisers, und als dieser, ermuthigt durch solche Beweise von Ergebenheit, bald darauf nach Rom zurückkehrte, wetteiferte Alles in Schmeichelei und Ehrenbezeugungen und feierte seinen Einzug mit Jubel und Festgepränge. Und dieser lohnte dem treuen Volke mit Spielen und Geschenken.

Nero's Leidenschaft für Schauspiele. 60. 61.

Agrippina's Tod hatte zunächst die Folge, daß sich Nero, jeder Scheu entbunden, nunmehr allen Lüsten und Ausschweifungen rücksichtslos hingab und zu der herrschenden Unsittlichkeit auch noch die Schmach unwürdiger und entehrender Kunstneigungen hinzufügte. Er ließ sich öffentlich als Wagenlenker mit dem Viergespann sehen; er durchzog die Straßen als Sänger und Citherspieler in phantastischer Tracht; er errichtete im Palast eine Bühne für scenische Spiele, Juvenalien genannt, und um die Schmach auf Viele zu legen, verführte er durch Geschenke die verarmten Sprößlinge edler Familien zur Theilnahme. Sitte und Ehrgefühl gingen unter. Ritter und Senatoren schämten sich nicht mehr in die Reihen der Wagenlenker, der Gladiatoren und Thierkämpfer einzutreten und im Circus und Amphitheater ihre Künste zu zeigen, und Männer und Frauen der höchsten Stände betraten als Schauspieler, Sänger und Tänzer, gezwungen oder freiwillig, die Bühne und entehrten sich durch niedrige Gaukelspiele. Blieben Anfangs diese Aufführungen nur auf einen Kreis ausgewählter Zuschauer beschränkt, so ging die Selbstentwürdigung zuletzt so weit, daß der Kaiser mit seinen Lustgenossen sich sogar in Neapel und andern Orten auf öffentlichen Theatern sehen ließen.

Im Thale des Vaticans wurde ein Raum für Wagenrennen abgesteckt, wozu Anfangs nur gewählte Zuschauer Einlaß erhielten, bald aber das ganze Volk eingeladen ward. Achtbare römische Ritter wurden durch Geschenke bewogen, sich in die Reihen der Fechter zu stellen; und bei den Schauspielen im Palast oder in den kaiserlichen Gärten nöthigte Nero Leute aller Stände zur Theilnahme. „Weder Adel noch Ehrenstellen, weder Alter noch Geschlecht, versichert Tacitus, entbanden von der Zumuthung, grie-

chische oder lateinische Schaustücke, ja selbst unmännliche Geberden und Gesänge einzuüben. Sogar vornehme Frauen gaben sich zu solchen ehrlosen Künsten her. In dem Haine, den Augustus rings um den zu Schiffgefechten bestimmten See angelegt hatte, waren Lustsäle und Trinkbuden aufgerichtet, wo alle Reizmittel der Schwelgerei feilgeboten wurden. Man theilte Geldgeschenke aus, welche die Rechtlichen aus Zwang, die Schlemmer im Jubel verpraßten. Lasterleben und Ehrlosigkeit riß immer mehr ein, und das längst vorhandene Sittenverderbniß war nie zügelloser als bei dieser Menge. Bei diesem Wetteifer der Ausschweifung konnte kaum ein Schatten von Sittlichkeit behauptet werden. Zuletzt betrat er selber die Bühne, mit großer Sorgfalt die Cither übend und seinen Vertrauten vorspielend. Soldaten und Hauptleute bezeugten laut ihren Beifall und eine Schaar junger Ritter, „Augustaner" genannt, priesen des Fürsten göttergleiche Gestalt und Stimme. Für solche Verdienste wurden sie mit Ehren und Auszeichnung belohnt." Selbst Burrus und Seneca stimmten in die Lobsprüche auf den kaiserlichen Bühnenhelden ein, so sehr sie auch im Herzen über die Schmach und Erniedrigung trauern mochten. Auch mit der Dichtkunst befaßte sich Nero und sammelte Leute um sich, die im Versemachen einige Fertigkeit besaßen und deren Hauptaufgabe war, die von dem Kaiser vorgebrachten Sätze zu Strophen und Versen zu ergänzen, und zu seiner Tafel berief er Philosophen, um sich an ihren widerstrebenden Meinungen und ihrem Gezänke zu ergötzen. Wie zum Hohn auf die edle Kunst des griechischen Alterthums stiftete Nero noch die nach ihm benannten Neronia, eine Nachbildung der olympischen Spiele, wo Wettrennen mit gymnischen und musischen Künsten abwechselten. Daß dem kaiserlichen Sänger und Citherspieler dabei jedesmal der Preis zuerkannt wurde, verstand sich von selbst. Von dem an wurde die griechische Tracht, die während des Festes getragen wurde, auch im gewöhnlichen Leben immer häufiger. So entehrte sich Rom immer mehr und sank in den tiefsten Schlamm des sittlichen Verderbens. Die „kaiserliche Bande", bestehend aus jungen geistreichen und witzigen aber höchst leichtfertigen Rittern, gab ihren Beifall mit einer Art musikalischen Takt kund, wie es in Alexandrien und andern Griechenstädten schon längst Sitte war und erwarb sich dadurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß sie in Abtheilungen oder Chöre getheilt ihn auf allen seinen Reisen begleiteten und auf alle Weise ausgezeichnet wurden.

War die Regierung Nero's bisher mehr entwürdigend und entsittlichend als drückend und grausam für das Volk gewesen, so sollte in der letzten Periode Rom den Becher der Leiden wie der Schmach gleich tief leeren. Verschwenderisch wie Caligula griff er auch zu denselben Mitteln grausamer Bedrückung und Erpressung, um die Leere zu decken. Bald sah man die Majestätsgerichte wieder in ihrer schrecklichsten Gestalt aufleben und ehrlose Delatoren ihr verruchtes Werk von Neuem beginnen; Reichthum und Bildung wurden verderbliche Güter für ihre Besitzer und Unabhängigkeit und Freimuth galten wieder für todeswürdige Verbrechen. Den Anfang der neuen Periode bezeichnete der Tod des Gardehauptmannes Burrus. Tacitus läßt es unentschieden, ob er auf natürlichem Wege starb oder dem Giftmorde erlag. Sein Tod ging der Scheidung Nero's von Octavia und der Vermählung mit Poppäa voraus; und da er sich diesem Schritte stets eifrig und standhaft widersetzt hatte, so lag der Verdacht einer Ermordung nahe. Sein Nachfolger wurde Sophonius Tigellinus, einer der verruchtesten Männer der Kaiserzeit, der von dunkler Geburt

Wachsende Tyrannei.

Burrus' u. Octavia's Tod. 62.

unter Lüsten und Verbrechen herangewachsen bisher schon der unzertrennliche Genosse des Kaisers bei seinen Orgien gewesen war und nun bald durch die Bande des Frevels und schwarzer Unthaten unauflöslich mit demselben verknüpft ward. Zwei Männer von hoher Geburt, Rubellius Plautus, ein Stoiker von strengen Grundsätzen und Sitten, der mit seinem Weibe und wenigen Sclaven auf seinen ererbten Gütern in Asien wohnte, und Cornelius Sulla, der sich als Verbannter in Massilien aufhielt, wurden ohne Gericht und Urtheil ermordet und ihre Köpfe zur Verhöhnung nach Rom gebracht. Jenen sollte sein Reichthum und seine Verwandtschaft mit dem Herrscherhause zu Nachstellungen gegen das Leben des Kaisers verleitet haben, dieser sollte aus Armuth zu verwegenen Unternehmungen gereizt worden sein. Der Senat verordnete Dankfeste für die Beseitigung der Gefahr und löschte die Namen der Hingerichteten aus der Rathsliste. Seneca, aus der wachsenden Ungnade seines kaiserlichen Zöglings seinen nahen Fall ahnend, zog sich von dem öffentlichen Leben zurück. Aber seine Reichthümer und seine Berühmtheit waren gefährliche Gaben. Bald nachher wurde die geschiedene Kaiserin Octavia, die wegen ihrer Tugend und Bescheidenheit bei dem Volke allgemein geliebt war, auf Anstiften der neuen Gemahlin Poppäa auf nichtige und unerwiesene Anklagen hin nach der Insel Pandataria verbannt, wo sie nach durchschnittenen Adern im überheißen Bade ihren Tod fand. Im zwanzigsten Jahre schied sie aus der unheilvollen Ehe und aus dem freudeleeren Leben. Ihr Haupt wurde der Poppäa zur Augenweide überbracht. Ganz Rom trauerte, aber der Senat beschloß den Göttern Dankgebete. Was sonst ein Zeichen des Glücks war, bemerkt Tacitus, wurde jetzt ein Zeichen öffentlichen Elends.

Lustschwelgereien.

Von der Zeit an überschritt Nero jede Schranke menschlicher Schamhaftigkeit und Sitte. Von Höflingen und Buhldirnen in seiner tollen Ausgelassenheit bestärkt beging der eitle in frivole Sinnenlust ganz versunkene Fürst unglaubliche Schandthaten und Thorheiten. Oeffentliche Schauspiele und schwärmende Umzüge, an denen er selbst als Sänger und Citherspieler verkleidet mit den Genossen seiner Lüste Theil nahm, üppige Schmausereien und Gelage, wobei ihm Tigellinus und der durch Witz und Unterhaltungsgabe bekannte Festordner (Arbiter) Petronius treffliche Dienste leisteten, Volksbelustigungen verbunden mit öffentlichen Gastmählern in den Straßen und Plätzen und sinnlose Verschwendungen aller Art verzehrten die Einkünfte des Staats und führten die ärgsten Erpressungen herbei.

Das „Mahl des Tigellinus“, aus den seltensten und kostbarsten Leckerbissen aller Länder bereitet, fand für die kaiserliche Umgebung auf einem schwimmenden Floße im See des Agrippa statt, während die übrigen Gäste, vornehme Männer und Frauen vermischt mit Sclaven, Gladiatoren und Freudenmädchen um den See und in den angränzenden Hainen unter Zelten bis in die Nacht hinein schmausten und zechten und sich der schändlichsten Wollust rücksichtslos hingaben. „Alles war gestattet, außer Verweigerung.“ Nero selber, sagt Tacitus, in natürlichen und widernatürlichen Lüsten

schwelgend, schien jede Art schändlichster Verworfenheit erschöpft zu haben, hätte er nicht wenige Tage nachher, das Aergste überbietend, mit einem Buhlknaben sein Beilager gefeiert und mit der Unnatur die empörendste Posse der Oeffentlichkeit getrieben.

Nero hat nicht nur durch seine thierische Wollust und sein unsinniges Kunstgetreibe sich und sein Volk entehrt; die Zeitgenossen schreiben ihm auch die entsetzliche Feuersbrunst zu, wodurch der größte Theil von Rom, darunter die ehrwürdigsten Tempel und Heiligthümer der Vorzeit und die unschätzbarsten Meisterwerke griechischer Kunst, zu Grunde gingen und unsägliche Noth, Jammer und Elend über die ganze Einwohnerschaft, besonders die untere Volksklasse, gebracht wurde. Der Brand nahm seinen Ausbruch in den mit Oel und Brennstoffen angefüllten Buden des unteren am palatinischen und cölischen Hügel sich hinziehenden Circus und durchloderte, vom Winde angefacht, zuerst die Ebene, stieg dann die Höhe hinan und wandte sich darauf mit unwiderstehlicher Gewalt auf der nördlichen Seite wiederum der Niederung zu, die zahllose Masse hoher in den obern Stockwerken von Holz erbauten Häuser der engen und krummen Straßen in ein unabsehbares Flammenmeer begrabend. Erst am sechsten Tage wurde man am Fuß der Esquilien des Feuers Meister; dann loderte die Gluth von Neuem auf und verzehrte noch einmal drei Tage lang den östlichen Theil des Marsfeldes. Von den vierzehn Regionen oder Stadttheilen Roms blieben nur vier unversehrt; drei wurden bis auf den Grund zerstört, in den sieben andern erblickte man nur wenige halbverbrannte Häuser. *Der Brand von Rom. 64.*

„Niemand wagte dem Brande zu wehren", so schließt Tacitus seine ergreifende Schilderung dieses Unglücks und des unendlichen Jammers des obdachlosen, hungernden und aller Habe beraubten Volkes, „weil man häufig Drohworte hörte, die das Löschen untersagten und weil Andere öffentlich Feuerbrände schleuderten, laut rufend, sie wüßten wer es ihnen aufgetragen, sei's um ungehindert Raub auszuüben oder aus erhaltenem Befehl." Man rechnete aus, daß das Feuer an demselben Tage ausgebrochen (19. Juli), an welchem einst der gallische Brand gewüthet.

Nero weilte in Antium und kehrte erst zurück, als die Flamme auch den Palast und die damit verbundenen Gärten des Mäcenas ergriff; und wie eifrig er bedacht war, durch Getreidespenden und Errichtung von Nothwohnungen das Elend des in Verzweiflung umherirrenden Volkes zu mildern; die öffentliche Stimmung bezeichnete ihn als Urheber. Es ging die Sage, er sei zur Zeit des heftigsten Brandes auf seine Hausbühne oder auf den Thurm Mäcens getreten und habe die Zerstörung Troja's besungen. Der excentrischen Natur des Despoten traute man Alles zu. Man glaubte dem Gerücht, er habe auf den Trümmern Roms eine neue Stadt erbauen wollen, die an einen stolzeren Kaiserpalast angelehnt fortan den Namen Neronia führen sollte. Die Sage fand um so mehr Glauben, als der neue Palast, den er auf den Ruinen errichten ließ, an innerer Pracht und äußerer Ausdehnung alle Wunderwerke der alten Welt übertraf. Nero's „goldenes Haus" blendete nicht nur durch den Glanz der kostbarsten Ausschmückung, die mit Säulengängen verbundenen Ge- *Die neue Stadt und Neros' goldenes Haus.*

bäude schlossen Fruchtfelder, Seen, Weinberge und Haine ein und im Vorhofe des Hauptpalastes stand eine eherne Statue des Sonnengottes von 120 Fuß Höhe. Die mit der Ausführung beauftragten Baumeister Severus und Celer suchten durch Kunst und Talent die Hindernisse der Natur zu besiegen und spielten mit des Fürsten Reichthum. Bei dem Neubau der Stadt verfuhr man übrigens nach einem zweckmäßigen Plan. Die Straßen wurden breiter und gerade, die Häuser von Stein aufgeführt und niedriger, der Umfang ausgedehnter. Vorplätze, Säulengänge, Hallen und kunstreiche Fontänen und Wasserleitungen gewährten einen schönen Anblick. Oeffentliche Unterstützungen, Belohnungen und Preise förderten den Aufbau.

Christenverfolgung u. Erpressungen. Aber wie viel auch geschah, die Folgen des schrecklichen Unglücks zu mildern; der Glaube, daß Nero den Brand befohlen, wollte nicht schwinden. Da mehrte der Kaiser das Maß seiner Verbrechen durch neue Schandthaten. Um den Volkshaß von sich abzulenken, schob er die Schuld der Brandstiftung auf die neue Religionsgenossenschaft der Christen, die für eine jüdische Sekte gehalten und wegen ihres abgeschlossenen Lebens, oder, wie Tacitus sagt, wegen ihres Menschenhasses und ihrer ängstlichen Scheu vor jeder Betheiligung am heidnischen Cultus bei dem römischen Volke verhaßt und verachtet war. Eine große Anzahl derselben wurde in gerichtliche Untersuchung genommen und als Schuldige zum Tode verurtheilt; und um die Kosten für die unsinnige Verschwendung bei dem Aufbau der Stadt und des Palastes zu decken, wurden die Provinzen ausgeraubt.

„Die Hinrichtung der Christen ward mit Hohn begleitet," erzählt Tacitus, „indem sie in Thierfelle gehüllt von Hunden zerfleischt oder ans Kreuz geheftet wurden, oder mit Pech überzogen bei einbrechender Dunkelheit als nächtliche Lichter brannten. Nero hatte zu diesem Schaustück seine Gärten geöffnet und ein Circusspiel gegeben, wobei er als Wagenlenker gekleidet sich unter die Menge mischte oder auf einem Gespann einherfuhr. Deshalb regte sich gegen die, wenn auch Schuldigen und mit Recht auf unerhörte Weise Bestraften das Mitleid, als ob sie nicht dem öffentlichen Wohle, sondern der Grausamkeit des Einen geopfert worden seien. — Um Geld aufzutreiben, wurde Italien geplündert, die Provinzen ausgesogen, die verbündeten Völker und die Freistädte zu Grunde gerichtet. Selbst die Tempel der Stadt wurden beraubt und das Gold weggeschleppt, welches im Laufe der Zeit das römische Volk bei Triumphzügen und Gelübden in Glück und Noth geweiht hatte. In Asien und Achaia entführten des Kaisers Abgesandte, der Freigelassene Acratus und der philosophische Wortheld Secundus Carinas nicht nur die Weihgeschenke, sondern auch die goldnen Götterbildnisse."

Die Pisonische Verschwörung. 65. Das entartete und versunkene Rom ertrug alle diese Gräuel, ohne einen ernstlichen Versuch zur Abwerfung des schändlichen Tyrannenjoches zu wagen. Endlich schien jedoch das Maß voll zu sein. Es bildete sich eine Verschwörung mit dem Zweck, den kaiserlichen Wütherich zu ermorden und das Haupt der Verschwornen, Gaj. Piso, einen Mann von hoher Geburt und leutseligem Wesen, mit Hülfe der Prätorianer auf den Thron zu heben. Sogar diesen

Männern galt mithin die Herstellung der Republik als ein unausführbares Hirngespinnst. Allerdings gab gerade diese Verschwörung, die unter den angesehensten Familien der Senatoren und Ritterschaft Mitwisser und Genossen zählte, und welcher die wenigen Republikaner, die Rom damals noch besaß, nahe standen, durch die klägliche Haltung der meisten Theilnehmer und durch die bei dem ganzen Unternehmen bewiesene Kopflosigkeit und Charakterschwäche Zeugniß, daß das damalige Geschlecht eines sittlichen Aufschwungs und thatkräftigen Handelns nicht mehr fähig war. Die Verschwörung, lange verschoben und Vielen mitgetheilt, wurde durch den Freigelassenen eines der Führer dem Kaiser verrathen, worauf dieser, unterstützt von Tigellinus und aufgereizt von Poppäa, furchtbare Verfolgungen über alle Schuldigen und Verdächtigen ergehen ließ. Die ehrlose Feigheit der meisten Angeklagten, die, um sich selbst zu retten oder die eigene Schuld zu mildern, Freunde und Verwandte als Theilnehmer angaben, erleichterte dem Kaiser das Blutgeschäft und gab ihm Gelegenheit, das Rache- und Richtschwert gegen alle seine Widersacher zu kehren. Nur ein Weib, die Freigelassene Epicharis, zeigte bei der Untersuchung Muth und Entschlossenheit; die gräßlichsten Folterqualen vermochten ihr keine Geständnisse zu erpressen. Dagegen suchte der zweite Gardehauptmann Fenius Rufus die eigene Schuld durch das Blut der Genossen abzuwaschen. Unter den Opfern befanden sich zwei berühmte Männer, der Dichter Lucanus, dessen Epos „Pharsalia“ noch altrömischen Geist athmet und der Philosoph Seneca, der dem ehemaligen Zögling schon lange lästig geworden war. Die freundschaftlichen Beziehungen des Weltweisen zu Piso und zu Lucanus, seinem Neffen, galten dem Kaiser als hinlängliche Beweise seiner Mitschuld. Seneca öffnete sich selbst die Adern und sühnte durch würdiges Sterben manche unwürdige Handlung seines Lebens. Nur Wenige erwarben sich diesen Ruhm, die meisten entehrten sich bis zum letzten Augenblick durch Feigheit oder Schmeichelei. Das Richtbeil und die Verbannung befreite den Tyrannen von vielen vornehmen Bürgern, deren Gesinnungen er nicht traute oder nach deren Reichthümern er lüstern war. Die confiscirten Güter setzten ihn in Stand, Soldaten, Schergen und Angeber zu belohnen; der Senat aber beeilte sich, öffentliche Dankgebete für die Rettung des Kaisers zu beschließen.

Während die Majestätsgerichte wütheten und täglich neue Opfer forderten, ordnete Nero Schauspiele und dichterische und oratorische Wettkämpfe an, und freute sich des geretteten Lebens an schwelgerischen Mahlen. Bei einem derselben versetzte er der schwangeren Poppäa Sabina in einem Zornausbruch einen Fußtritt, der ihren Tod zur Folge hatte. Der Leichnam wurde einbalsamirt und nach einem feierlichen Leichenbegängnisse, wobei eine unglaubliche Masse von Räucherwerk und Spezereien verbrannt wurde, in die Grabstätte der Julier gebracht, und wer der vergötterten Buhlerin die Verehrung weigerte, machte sich eines Majestätsverbrechens schuldig. Und als ob die Poppäa's Tod.

Natur mit dem kaiserlichen Wütherich sich zum Verderben Roms verschworen hätte, brach eine Seuche aus, welche 30,000 Menschen ins Grab stürzte.

Untergang des Thrasea Pätus. 66. Die pisonische Verschwörung hatte den Kaiser mit Mißtrauen gegen die Gelehrten erfüllt, und Tigellinus versäumte nicht, dieses Mißtrauen zu steigern und besonders gegen die Anhänger der stoischen Lebensweisheit zu kehren, weil sie, bemüht ihrer Wissenschaft praktische Anwendung im Staat zu verschaffen, im Senat die einzige kräftige Opposition gegen das überfluthende Verderben bildeten. Das Haupt derselben war Thrasea Pätus, ein Mann von altrömischer Sittenstrenge, der bald durch freimüthigen Widerspruch, bald durch beredtes Schweigen seine Mißbilligung über die Schmach der Zeit und über die Niederträchtigkeit des servilen und feilen Senats bei jeder Gelegenheit kund gegeben, und als er der einreißenden Schmach nicht länger zu wehren vermochte, sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte. Sein Rang, seine Bildung und sein rechtschaffenes Leben gaben ihm eine hohe Bedeutung, besonders in den Provinzen, wo der Knechtssinn und die Sittenlosigkeit noch nicht jede edlere Kraft und Gesinnung untergraben, noch nicht alles Gefühl für Tugend, Recht und Menschlichkeit erstickt hatten.

Lange scheute sich Nero, den einflußreichen und dabei vorsichtigen Senator mit Gewalt zu beseitigen; er scheint sogar Versuche gemacht zu haben, ihn für sich zu gewinnen, aber alle Bemühungen scheiterten an der Festigkeit des Mannes. Endlich schlug auch seine Stunde. Der Eidam des Tigellinus, Capito Cossutianus, klagte ihn des Hochverraths an: „er weiche beim Jahresanfang der feierlichen Eidesleistung aus; bei Darbringung der Fürbitten bleibe er weg; niemals habe er für des Fürsten Wohlfahrt oder himmlische Stimme geopfert; er habe seit drei Jahren die Curie nicht betreten; er nähre Parteigeist und Aufruhr; in den Provinzen und beim Heer lese man die Tagesblätter nur um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan habe. Aus seinem ganzen Thun und Lassen gehe hervor, daß er die Religion verachte und die Gesetze verwerfe.“ Aehnliche Beschuldigungen wurden gegen Thrasea's Gesinnungsgenossen, den Stoiker Barea Soranus vorgebracht. Der zitternde Senat, eingeschüchtert durch die drohende Haltung der auf dem Forum aufgestellten Prätorianer, wagte keinen Widerspruch und so wurden beide und mit ihnen des letztern jugendliche Tochter Servilia zum Tode verurtheilt, mit der Vergünstigung, die Art des Sterbens wählen zu dürfen. Thrasea öffnete sich die Adern; sein Eidam Helvidius Priscus büßte die Verwandtschaft mit Verbannung.

Mit Thrasea, diesem großartigen Charakter von altrömischem Geiste, sank die letzte Schranke der Tyrannei und der Herrschaft der Schande. Unterdessen jagte das römische Volk den Festlichkeiten nach, womit Nero den prunkvollen Einzug des Partherfürsten Tiridates und seines glänzenden Gefolges feierte, als dieser Lehnskönig von Armenien in Rom die Bestätigung seiner neuerworbenen Krone nachsuchte. Als der morgenländische Fürst vor dem Weltherrscher seine Knie beugte und ihn als Gott Mithra verehrte, da schwoll dem hoffärtigen Gebieter das Herz; er schmückte das Haupt des Knieenden mit dem Diadem und beging die „goldenen Tage“, an welchen er von seinen Widersachern be-

freit und von dem Könige des Morgenlandes angebetet wurde, mit Spielen und Lustbarkeiten aller Art.

Der Feldherr Domitius Corbulo, dem Nero diesen Triumph zu danken hatte, der selbst unter diesem entarteten Regiment Roms Waffenruhm im Morgenlande erneute (S. 14), fiel bald nachher als Opfer der kaiserlichen Tücke. Seine Macht und sein Ansehen waren so groß, daß es ihm nicht schwer geworden wäre, dem verhaßten Wüstling die Herrschaft zu entreißen; aber eben so treu als tapfer wies er jede derartige Versuchung von sich, ja er sandte sogar seinen Eidam Annius gleichsam als Geißel seiner Ergebenheit mit Tiridates nach Rom. Dennoch entging er nicht dem Argwohn des Kaisers und dem Neide boshafter Höflinge. Nero beschied ihn bald nachher zu sich nach Griechenland und befahl ihn sogleich nach seiner Landung in Kenchrea hinzurichten. Als Corbulo den Befehl vernahm, stieß er sich mit dem Ausruf „Verdient!" das Schwert in die Brust (67). Corbulo.

Dieser Triumph erfüllte Nero mit solchem Siegesgefühl, daß er seine Talente nun auch in Hellas zu zeigen beschloß, um das Land der Kunst auf seinem eigensten Felde zu überwinden. Begleitet von der Bande der „Augustaner" durchzog der eitle Thor mit unsinnigen Festaufzügen die griechischen Städte, feierte nach einander die olympischen, pythischen und isthmischen Spiele mit Tragödien und Komödien, mit Wettgesängen und Wagenrennen, wobei er natürlich von dem gunstbuhlenden schmeichlerischen Hellenenvolke als Sieger gepriesen und bekränzt wurde und verzettelte durch niedrige Gaukelspiele den letzten Rest römischer Ehre. Zugleich gab er Befehl, den Isthmus abgraben zu lassen, in der Absicht, mittelst eines Durchstichs den Peloponnes von Hellas zu trennen. Zum Dank für den rauschenden Beifall, den die entarteten Söhne der Hellenen dem kaiserlichen Schauspieler und Sänger zollten, beschenkte er die ganze Provinz mit der Freiheit, ließ aber zugleich die Tempel ihrer Weihgeschenke und Götterbilder berauben, die Denkmäler der alten Festsieger niederreißen, die Töchter und Söhne freier Griechen zur Wollust wegführen. Unterdessen wüthete in Rom Nero's Freigelassener Helios willkürlich mit Mord, Verbannung und Gütereinziehung gegen alle Stände. Nero in Hellas. 67.

Siegprangend kehrte der Kaiser über Neapel nach Rom zurück. Im goldbesternten Purpurgewande, den olympischen Siegerkranz auf dem Haupte, den pythischen in der Rechten, fuhr er im Triumphgepränge in die geschmückte von Wohlgerüchen und Opfern duftende Stadt ein, begleitet von Soldaten, Rittern und Senatoren, die ihn als Herakles und Apollo priesen. Es war der letzte Schimmer der Herrlichkeit. Seine Laufbahn neigte dem Ende zu. Der Proprätor von Gallien, Julius Vindex, ein Abkömmling der alten Könige Aquitaniens, hatte die durch Erpressungen furchtbar mißhandelte Provinz zum Abfall von dem unwürdigen Fürsten gebracht. Er schlug den Statthalter von Spanien Serv. Sulpicius Galba, der im Rufe eines gerechten und kriegskundigen Mannes stand, zum Kaiser vor und das ganze Heer stimmte der Wahl bei. Aber ehe Galba, auch von den eigenen Legionen zum Herrscher Nero's Rückkehr und Ausgang. 68.

ausgerufen, und begünstigt von Otho, dem ehemaligen Lustgefährten Nero's, damals Statthalter in Lusitanien, die Pyrenäen überstieg, entspann sich zwischen den gallischen Truppen und den Legionen des Oberrheins ohne Zuthun der Feldherren, die sich bereits verständigt hatten, ein unheilvolles Treffen, sei es aus Mißverständniß, sei es aus Haß oder Rivalität der Soldaten, wobei 20,000 Krieger aus dem Heere des Vindex auf der Wahlstatt blieben. Aus Kummer über diesen Unfall gab sich der gallische Anführer selbst den Tod und erlebte somit nicht den Fall des Tyrannen, des „schlechten Citherspielers", wie er ihn nannte. Dieser traurige Zwischenfall brachte jedoch nur eine kurze Unterbrechung in das Unternehmen. Die Legionen am Rhein, unter dem Oberbefehl des wackern Virginius Rufus, erklärten sich gleichfalls für Galba, der indessen bis zur Entscheidung des Senats den Titel eines Imperators ablehnte. Diese erfolgte bald. In Rom hatten die gehäuften Frevelthaten des rasenden Tyrannen, verbunden mit einer Hungersnoth, eine gährende Stimmung erzeugt, die bei der Kunde von dem heranrückenden Heere aus Westen und von dem Abfall der zu ihrer Bekämpfung abgeschickten Legionen, sich zum offenen Aufruhr steigerte. Dadurch ermuthigt erklärte der Senat Nero für einen Feind des Vaterlandes und erhob Galba zum Kaiser. Die Prätorianer, von Nymphidius, ihrem zweiten Obersten, durch das Versprechen großer Geldgeschenke (Donative) gewonnen, gaben dem Senatsbeschluß ihre Zustimmung. Während dieser Vorgänge hatte sich Nero, von aller Hülfe verlassen und selbst von den Genossen seiner Lüste gemieden, verkleidet auf das Landhaus eines seiner Freigelassenen geflüchtet. Dort hielt er sich so lange verborgen, bis er an den Pferdetritten das Nahen der Reiter erkannte, welche der Senat nach allen Seiten ausgesandt hatte, um sich seiner zu bemächtigen, damit er „nach altem Brauch" die Strafe für seine Verbrechen erleide. Da ließ er sich zitternd von dem Freigelassenen mit einem Dolche durchbohren. Mit dem Ausruf „Jupiter! welcher Künstler geht in mir unter!" empfing er den Todesstoß im ein und dreißigsten Jahre seines Lebens, im vierzehnten seiner Regierung, der letzte Sprößling des julisch-claudischen Herrscherstammes.

9. Juni. 68.

2. Das Christenthum im apostolischen Zeitalter.

Die Mutterkirche in Jerusalem.

Während die römische Welt im Argen lag und die heidnische Religion ihren langen qualvollen Todeskampf kämpfte, wuchs in der Stille das Christenthum zu einem mächtigen Baume empor, der Früchte des Lebens für das verlangende Menschenherz trug. Das Pfingstfest, dessen Bedeutung für die verlassene apostolische Gemeinde wir oben (S. 144) angedeutet, war die Geburtsstunde der christlichen Kirche. Die Apostel, „angethan mit Kraft aus der Höhe", fühlten sich von der Zeit an mit kühner Siegeshoffnung erfüllt und begannen

ihr Werk mit freudiger Zuversicht des Gelingens. Noch an demselben Tage ließen sich nach der Apostelgeschichte „bei dreitausend Seelen" taufen und traten ein in die Gemeinde, die sich um die elf treugebliebenen Jünger in Jerusalem sammelte. Dem Beispiele Jesu folgend schieden die ersten Christen nicht aus dem Judenthum aus; sie ehrten den Tempel als den altheiligen Mittelort des wahren Glaubens, beobachteten die Gebote, Gebräuche und Einrichtungen der mosaischen Religion und wichen nur darin von ihren bisherigen Glaubensgenossen ab, daß sie den gekreuzigten Jesus als den Messias ehrten, dessen baldige Wiederkehr in himmlischer Glorie sie mit Sehnsucht erwarteten, „wie die liebende Braut die Ankunft des Bräutigams", daß sie der Aufnahme neuer Glieder in die Gemeinschaft des Glaubens und Lebens die Taufe als Zeichen der Wiedergeburt vorangehen ließen und zum Gedächtniß des Leidens und Sterbens ihres verklärten Herrn das heilige Abendmahl im Kreise der Gläubigen genossen, wie Er selbst geboten. In der Salomoshalle hielten Petrus und die übrigen Apostel ihre Lehrvorträge, die eine Menge lernbegieriger Zuhörer herbeilockten, so daß die junge Gemeinde sich rasch mehrte durch den Eintritt von Gläubigen aus allen Ständen.

Die erste Kirchenordnung.

Die Apostel, deren Zahl durch die Aufnahme des Matthias wieder auf Zwölf gebracht ward, setzten die Arbeiten des Herrn durch Lehren und thätiges Heilen und Helfen fort. Anfangs waren die Zwölfe allein die Häupter und Vorsteher, als aber die Gemeindemitglieder sich mehrten und die Geschäfte zunahmen, wurden noch „Aelteste" (Presbyter) gewählt, die ihnen als Gehülfen bei der Leitung und Verwaltung zur Seite standen. Und bald zeigte sich das Bedürfniß eines weiteren Amtes. Die Gemeinschaft der Güter, die zwischen dem Meister und seinen Jüngern bestanden, dauerte auch in der ersten Zeit noch in der erweiterten Christengemeinde zu Jerusalem fort. „So viele der Gläubigen waren," heißt es in der Ap. Gesch., „sie hatten alle Ein Herz und Eine Seele, und Niemand nannte etwas vom äußeren Vermögen sein Eigen, sondern sie hatten Alles gemein. Keiner war bedürftig unter ihnen: denn so viele Aecker oder Häuser besaßen, die brachten den Erlös der verkauften herbei und legten ihn den Aposteln zu Füßen; einem Jeden aber wurde ausgetheilt wie er es bedurfte." Die vermöglicheren Glieder gaben somit freiwillig ihre Güter oder einen Theil derselben in thätiger Liebe und brüderlicher Gesinnung ab, damit aus dem gemeinsamen Schatze die Armen und der Hülfe Bedürftigen unterstützt werden könnten. Die Erwartung des nahen Umsturzes aller dermaligen Dinge kam dabei der begeisterten Bruderliebe zu Hülfe. Diese „Gemeinschaft der Güter," die jedoch keine gebotene Entäußerung alles Eigenthums in sich schloß und weder als Recht angesprochen noch als Pflicht gefordert ward, auch bald gänzlich aufhörte, führte viele äußerliche Geschäfte herbei, wenn die Liebesgaben umsichtig verwaltet und mit Gerechtigkeit vertheilt werden sollten. Deshalb wurden nach dem Wunsche der Zwölfe von der Gemeinde sieben Männer gewählt, „die ein gutes Gerücht hatten," und unter dem Namen „Diakonen" (Hülfsdiener) der Armenpflege vorgesetzt. In gleicher Weise wurden auch Frauen mit der Pflege des christlichen Liebesdienstes in ihrem Kreise beauftragt. Doch waren diese Diakonen neben der Armenpflege auch für die Verbreitung des Evangeliums thätig, wie denn insonderheit Stephanus und Philippus eine bedeutende Wirksamkeit entfalteten. Zur Stärkung der Gemeinschaftlichkeit und der brüderlichen Liebe schlossen die Mitglieder der ersten Christenge-

meinde ihre Zusammenkünfte gewöhnlich mit einer gemeinsamen Mahlzeit von einfachen Speisen, Agapen oder Liebesmahle genannt, die aus gemeinschaftlichen Beiträgen bestritten oder auch von den Reicheren freiwillig gespendet wurden, und feierten dann das Andenken an das letzte Abendmahl durch Herumreichen des gebrochenen Brodes und des Kelchs mit Wein, gleichsam als Dankopfer. Meistens geschah dies am Sonntage, als dem Tage der Auferstehung und der Ausgießung des heiligen Geistes, daher auch dieser „Tag des Herrn" stets mit besonderer Andacht und Inbrunst gefeiert ward. Streitigkeiten unter den einzelnen Gliedern wurden gewöhnlich durch Schiedsrichter aus der eigenen Mitte ausgeglichen, Unwürdige oder Abtrünnige durch Gemeindebeschluß oder Bann aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

Stephanus. So hatte die junge Christengemeinde eine Reihe von Jahren in Jerusalem verlebt, zwar nicht ohne mancherlei Anfechtungen und Hemmnisse von Seiten der jüdischen Hierarchie, doch ohne blutige Verfolgung. Die jüdischen Volkshäupter hatten Petrus und Johannes gefangen gelegt und ihnen untersagt, ferner „im Namen Jesu zu reden"; aber auf den Rath Gamaliels, eines einflußreichen Pharisäers, gab man dieselben wieder frei, obwohl sie die kühnen Worte gesprochen: „sie würden Gott mehr gehorchen als den Menschen". Bald zog sich jedoch ein neuer Sturm über der Christengemeinde zusammen. Eine aus auswärtigen Juden oder sogenannten Hellenisten bestehende sadducäische Sekte, welche in Jerusalem eine eigene Schule hatte, beschuldigte den Almosenpfleger Stephanus mittelst falscher Zeugen, er habe in einem Wortstreit Lästerworte gesprochen wider Mose und Gott, wider die heilige Stätte und das Gesetz, und regte das Volk gegen ihn auf. Stephanus, von dem hohen Rath zur Verantwortung gezogen, wies aus der jüdischen Geschichte nach, wie das israelitische Volk und seine Häupter zu allen Zeiten die besten und gottesfürchtigsten Männer von Abraham bis auf Christus verfolgt hätten und schloß mit dem begeisterten Ausruf: „er sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen". Ergrimmt über diese Vermessenheit sprangen die
36. Richter auf und verurtheilten den Gotteslästerer zum Tod durch Steinigung. Knieend erlitt Stephanus, der erste Blutzeuge (Protomartyr), den schweren Tod, nach dem Vorbilde Christi zu Gott um Vergebung für seine Feinde flehend. Dies war der Anfang einer schrecklichen Verfolgung, die sich nun gegen alle Glieder der Christengemeinde in Jerusalem erhob und die Flucht und Zerstreuung der Zwölfe und vieler Gläubigen über ganz Judäa und Samarien zur Folge hatte. Erst allmählich sammelte sich wieder eine kleine Gemeinde von Judenchristen um Jakobus, einen gerechten Mann von heiligem Wandel und strenger Entsagung, der ein Bruder Jesu genannt wird, wählte neue „Aelteste" und diente dem Herrn in stiller Zurückgezogenheit, sich äußerlich näher an den jüdischen Cultus und das Gesetz anschließend.

Verbreitung des Christenthums in Syrien und Palästina. Aber schon jetzt trat deutlich zu Tage, „daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sei". Denn diese Zerstreuung hat die Gründung des „Reiches Gottes" nach Innen und Außen wesentlich gefördert. Durch den engen An-

schluß an die jüdische Gesetzes- und Tempelreligion stand die jerusalemische Gemeinde in Gefahr, unter den mächtigen Flügeln der „Mutter" in ihrer Entwickelung und freien Bewegung gehemmt zu werden und zu einer zukunftlosen Judensekte herabzusinken. Durch die Verfolgung und Zerstreuung trat der innere Gegensatz schärfer und klarer hervor, und da die Apostel und die hervorragenden Glieder der zersprengten Urgemeinde der Hauptstadt das Heroldsamt der Verbreitung des Evangeliums nie aus dem Auge verloren, vielmehr an allen Orten, die ihr Fuß betrat, neue Gläubige um sich sammelten und durch die Taufe und Handauflegung in die Gemeinschaft aufnahmen, so gewann die Lehre von dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland größere Kraft und Freiheit nach Innen und weitere Verbreitung nach Außen. Nun erst begriffen die Jünger Jesu die Mahnung des Meisters: „Gehet in alle Welt und lehret alle Völker" in ihrer wahren Bedeutung und in ihrem ganzen Umfang; und während die „Muttergemeinde" in Jerusalem nur Bekenner der mosaischen Religion in ihrer Mitte aufnahm, verkündeten nun die „Evangelisten" die Botschaft des Heils auch den Heiden und erweckten dem Glauben an Christus Bekenner unter Samariern und Griechen.

Petrus und Simon der Magier.

Philippus, der flüchtige Armenpfleger, taufte auf der Landstraße von Jerusalem nach Gaza den Kämmerer der Königin von Mohrenland (Aethiopien) und verkündete dann in den Seestädten Palästina's die Lehre des Heils. Eben dahin begab sich auch Petrus, nachdem er in Samarien gelehrt und Simon den „Zauberer", einen in die griechische Weisheit eingeweihten und von seinen Zeitgenossen als Wunderthäter verehrten Samarier, welcher von dem Apostel den heil. Geist erkaufen wollte, um mittelst Auflegen der Hände ähnliche Thaten zu verrichten, mit Ernst zurückgewiesen. Doch dauerte das Ansehen des Magiers bei den Samariern ungeschwächt fort, und da er in seinem Thun und Treiben Jesus und die Apostel äußerlich nachahmte und später in Rom viele Anhänger fand, so ging der Name „Simon" als Zerrbild der Apostel und als Verführer vom rechten Weg des Heils in die kirchliche Tradition über. In Joppe kam Petrus durch ein göttliches Gesicht zu der Ueberzeugung, daß die Scheidewand zwischen Juden und Nicht-Juden gefallen sei und daß der Christ „von jeder guten Schöpfung Gottes" essen könne und nahm dann in Cäsarea den römischen Hauptmann Cornelius und andere „Unbeschnittene" durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft auf. Doch kamen ihm in der Folge wieder Bedenken, so daß er häufig als Vorkämpfer der jüdischen Auffassung gegen die freiere Richtung auftrat. Auch andere Glaubensboten, welche die Verfolgung nach Antiochien, Phönizien, Cypern u. a. O. verschlagen hatte, gewannen dem Evangelium manche Bekenner aus dem Heidenthum. Und als einige Zeit nachher der neue „Großkönig" Herodes Agrippa, um sich bei 44.
den Volkshäuptern beliebt zu machen, eine zweite Verfolgung über die Christengemeinde in Jerusalem ergehen ließ, bei welcher der ältere Jakobus, des Johannes Bruder, den Tod durch das Richtschwert erlitt, Petrus aber nach der heiligen Sage aus der strengen Kerkerhaft wunderbar errettet ward, wurde die Spaltung und Feindschaft zwischen Christen und Juden noch stärker.

Saul oder Paulus.

Einen neuen Aufschwung nahmen die Heidenmissionen durch Paulus, einen griechisch-gebildeten Judäer aus der cilicischen Stadt Tarsus. Saul,

dies war sein ursprünglicher Name, hatte sich als Jüngling nach Jerusalem begeben und war dort unter Gamaliels Leitung in die Schule der Pharisäer eingetreten, zugleich das erlernte Geschäft eines Zeltwirkers betreibend. Bei der Steinigung des Stephanus hatte er sich durch Verfolgungseifer hervorgethan und war dann nach Damaskus gereist, um auch dort „mit Drohen und Morden" gegen die Bekenner Jesu zu wüthen. Es wird von Lukas in der Apostelgeschichte kurz und ergreifend erzählt, wie der feurige strebsame Mann, der wohl schon lange die Regungen seiner Seele für den neuen Glauben durch die leidenschaftliche Verfolgung desselben zu unterdrücken gesucht und auf den der standhafte Märtyrertod des Stephanus, als er dessen Kleider zu seinen Füßen sah, einen mächtigen Eindruck hervorgebracht haben muß, in der Nähe dieser Stadt durch eine himmlische Erscheinung plötzlich umgewandelt und aus
36. einem heftigen Verfolger ein eifriger Bekenner Christi geworden. Von Ananias getauft und in die Gemeinschaft aufgenommen und durch Belehrung und Nachdenken mit der neuen Heilslehre vertraut, wurde er nun das „auserwählte Rüstzeug des Herrn". Für Christus zu leben und zu sterben, um mit ihm aufzuerstehen und verklärt zu werden, war von nun an Zweck und Beruf seines Daseins. Nach zwei Jahren ernster und tiefer Vorbereitung in den von Arabern und Judäern bewohnten Landschaften südlich und östlich von Damaskus, wo er die Lehre des Evangeliums in sich verarbeitete und zu seinem geistigen Eigenthum umschuf, trat Paulus zuerst in dieser großen Stadt als Glaubensherold für den Messias auf und erregte bald solches Aufsehen, daß die unter einem
39. eigenen Volksfürsten stehende zahlreiche Judenschaft ihm nach dem Leben trachtete. Mit genauer Noth entging er der drohenden Gefahr, indem ihn einige Freunde in einem Korbe von der Mauer herabließen. Er floh nach Jerusalem, wo er Petrus kennen lernte, und machte dann seine Geburtsstadt Tarsus zum
42. Mittelpunkt seiner Thätigkeit, bis er von seinem Freunde **Barnabas**, einem zum Christenthum übergetretenen Judäer von Cyprus, mit dem er schon in Jerusalem bekannt geworden war, nach **Antiochien** berufen ward. Hier in der Hauptstadt Syriens fand durch die Thätigkeit der beiden Jünger das Evangelium bald so zahlreiche und eifrige Bekenner, daß die dortige Gemeinde als die „Mutterkirche" in heidnischen Landen gelten konnte. Der Name „Christianer", womit man hier zuerst die Bekenner Jesu belegte, wurde bald der herrschende.

Paulus in Antiochien und Asien. 42–51.

Aber der neue Apostel war noch zu Größerem berufen. Nach einem fünfjährigen nur durch eine zweite Reise nach Jerusalem (44) unterbrochenen Aufenthalte in Antiochien verließ er in Begleitung von Barnabas und einem dritten Sendboten, Johannes Marcus, die syrische Hauptstadt, um auf der Insel Cypern und im südlichen Kleinasien (Pamphylien, Pisidien, Lycaonien) die Botschaft des Heils zu verkünden. Auf der cyprischen Insel wurde nach der Ap. Gesch. der römische Landvogt Sergius Paulus zur Annahme des

Christenthums gebracht, eine Begebenheit von solcher Wichtigkeit, daß Saul von der Zeit an seinen bisherigen Judennamen mit dem römischen Paulus vertauschte. In den größern Städten Kleinasiens, im pisidischen Antiochien, in Iconium, in Lystra u. a. O. waren die Vorträge der Sendboten von solcher Wirkung, daß sich allenthalben Christengemeinden bildeten, trotzdem daß die in allen diesen Städten ansässigen Juden Volk und Obrigkeit wider sie aufstifteten und ihre Verweisung oder Flucht herbeiführten. Nach einer dreijährigen Abwesenheit kehrten sie von Derbe aus wieder nach dem syrischen Antiochien zurück 51.
und verkündeten der versammelten Gemeinde, „wie viel Gott durch sie verrichtet und wie er den Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan".

Das Apostel-Concil in Jerusalem. 51.

Nun regten aber die aus der Pharisäerschule hervorgegangenen Christen der jerusalemischen Gemeinde eine folgenschwere Streitfrage an durch die Forderung, die neubekehrten Heiden müßten sich der Beschneidung unterwerfen. Da reisten Paulus und Barnabas nach Jerusalem, und ihrem Einflusse war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß auf dieser Zusammenkunft, in der heiligen Tradition das „Apostel-Concil" genannt, der wichtige Ausspruch geschah: „die Heidenchristen seien nicht an die Beschneidung und das mosaische Gesetz gebunden, nur daß sie sich enthalten sollten vom Götzenopfer, von der Unzucht und vom Blute und Ersticktem", ein Ausspruch, der von dem Christenthum die nationale und örtliche Beschränktheit abstreifte, es von den Banden des Judenthums befreite und seiner Bestimmung als Weltreligion, in der alle Völker des Erdbodens sich vereinigen und Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollten, näher führte.

Zweite Bekehrungsreise des Paulus. 52–55.

Im nächsten Jahr trat Paulus seine zweite dreijährige Sendreise an. Während Barnabas und Johannes Marcus wieder nach Cypern gingen, besuchte Paulus mit Silas, einem Hellenisten aus der Muttergemeinde zu Jerusalem, aufs Neue die Städte Kleinasiens, durchzog dann, begleitet von Timotheus, dem Sohn eines griechischen Vaters und einer jüdischen Mutter, den er in Lystra zu seinem Gehülfen angenommen, Phrygien und Galatien, und setzte von Troas aus (wo der Arzt Lucas, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Ap. Gesch., sich anschloß, ein eifriger Bekenner der freieren paulinischen Glaubensrichtung, der er allenthalben das Wort redet) über die Insel Samothrake nach Philippi, der blühenden Hauptstadt der Provinz Macedonien, über.

Paulus in Philippi.

Auch in Philippi diente den Glaubensboten die Judengemeinde und ihre Synagoge als Anhalt. Die eifrigsten Bekenner fanden sie jedoch an der Purpurhändlerin Lydia und ihrem Hause und an dem Kerkermeister, der Paulus und Silas zu bewachen hatte, als sie auf die Anklage einiger Nichtswürdigen von der städtischen Obrigkeit ins Gefängniß gesetzt wurden. Aber als römische Bürger am nächsten Tag befreit wanderten sie weiter, der neugegründeten Gemeinde in Philippi den Lucas als Lehrer zurücklassend. Wie viele Gemeinden der Apostel in der Folge noch stiftete, keine stand seinem Herzen so nahe als die von Philippi. Er nannte sie seine Freude und seine Krone und

richtete noch kurz vor seinem Tode ein eindringliches Sendschreiben an sie. Hierauf zogen die Glaubensboten über Thessalonich, wo sich gleichfalls in kurzer Zeit zahlreiche Gläubige um sie sammelten, nach Beröa. Als sie jene Stadt verließen, um den Verfolgungen der daselbst ansässigen Juden und des von ihnen aufgereizten Volkes zu entgehen, ließen sie den Timotheus als Vorsteher der neugegründeten Gemeinde zurück. In Beröa fanden sie gute Aufnahme, bis die Widersacher von Thessalonich auch hier das Volk aufregten, worauf Paulus allein nach Athen ging. In diesem Sitze alter Kunst und Weltweisheit wandelte der Apostel mit Wehmuth zwischen den glänzenden Altären und Götterbildern einher, redete vor dem Volke und den staunenden Philosophen von dem auferstandenen Heiland und hielt einen Vortrag auf dem Areopag, worin er, anknüpfend an einen „dem unbekannten Gotte" geweihten Altar, sie von Gott belehrte, der Himmel und Erde geschaffen, den sie alle suchten, als ob sie ihn fühlen und finden möchten, der nicht ferne sei von einem Jeglichen unter ihnen. „Denn", so schloß er mit dem Ausspruche eines ihrer philosophischen Dichter, „in ihm leben, weben und sind wir; wir sind göttlichen Geschlechtes." Sie hörten ihm ruhig zu; als er aber von der Auferstehung redete, da spotteten sie seiner. Doch gewann er auch in Athen einige Bekenner, darunter Dionysius vom Areopag und ein Weib Namens Damaris. Von jenem melden die späteren Kirchenschriftsteller, er sei der erste Bischof von Athen gewesen und habe in der Folge den Galliern das Evangelium verkündigt, daher auch die Legende ihn zum Schutzheiligen von Paris machte. Am längsten weilte Paulus in Korinth, der glänzenden Hauptstadt der Provinz Achaia, dem alten Sitze des Reichthums und Wohllebens, wo, wie in allen Handelsstädten, zahlreiche Juden lebten, an die sich der Apostel zuerst wandte. Er wohnte im Hause des Aquila von Pontus, der kurz zuvor mit seinem Weibe Priscilla aus Rom entwichen war, als Claudius aus Veranlassung einiger Ruhestörungen die Synagoge schließen ließ und den Juden gebot die Stadt zu verlassen, ein Gebot, das jedoch bald wieder zurückgenommen wurde*). Da beide Zelt- oder Teppichmacher waren, so half ihm Paulus bei seinem Geschäfte und lehrte zugleich das Wort Gottes. Der Vorsteher der Synagoge und viele Juden und Heiden ließen sich taufen und glaubten an das Evangelium. Vergebens verklagten die Juden den Apostel vor dem Richterstuhl des römischen Statthalters Gallio wegen Religionsneuerung gegen das Gesetz; dieser, ein Bruder des Philosophen Annäus Seneca, wollte sich nicht in ihre inneren Streitigkeiten einmischen, sei es aus Milde und Gerechtigkeitssinn, sei es aus Gleichgültigkeit. Nachdem Paulus ein Jahr und sechs Monate in Korinth geweilt und in der Stadt und Umgebung dem Christenthum viele Bekenner gewonnen, auch die Gemeinde in Thessalonich, in welcher sich viele Gemüther über die zu erwartende Wiederkehr des Herrn beunruhigten, in den zwei ältesten Sendschreiben belehrt und sowohl vor Vorwitz und Müßiggang wie vor Trostlosigkeit gewarnt hatte, kehrte er über Ephesus, Cäsarea und Jerusalem, wo er das Osterfest feierte, nach Antiochien zurück (55).

In Thessalonich. In Athen. In Korinth.

Dritte apostolische Reise 55–59.

Nach einem kurzen Aufenthalte im syrischen Lande trat der unermüdliche Apostel seine dritte vierjährige Reise an, begleitet von Timotheus, Titus und

*) Sueton sagt im Leben des Claud. c. 25: Zu diesen Ruhestörungen, welche die Vertreibung der Juden herbeiführten, habe ein gewisser „Chrestus" Anlaß gegeben. Es wird zwar bestritten, daß darunter Christus gemeint sei, der damals nicht mehr am Leben gewesen. Aber ist es nicht möglich, daß die aus Palästina nach Rom gelangten Nachrichten von Jesu die römische Judengemeinde in zwei Parteien getheilt, in Anhänger und Gegner des gekreuzigten Messias, und daß darüber heftige Streitigkeiten ausgebrochen, die sich sogar nach Außen kund gaben?

andern jüngern Glaubensgenossen. Nach kurzem Aufenthalte bei der durch widersprechende Lehren über das wahre Verhältniß des Christenthums zur mosaischen Gesetzesreligion in ihrem Gewissen verwirrten Christengemeinde in Galatien, an die er bald darauf das herrliche Sendschreiben richtete, ein ewiges Denkmal seines gesammten Denkens und Lebens und seines freien Standpunktes gegenüber dem petrinischen Judenchristenthum, begab er sich nach der großen und reichen Handelsstadt Ephesus, wo bereits ein alexandrinischer Jude Apollos, „ein beredter Mann und mächtig in der Schrift“, das Christenthum verkündet hatte, aber in der unvollkommenen älteren Auffassung, so daß Paulus aufs Neue die christliche Taufe und Handauflegung vornahm.

Paulus in Ephesus.

Drei Monate lang lehrte Paulus im Gemeindehaus der Juden; als aber diese sich widerspenstig zeigten, bezog er ein anderes Gebäude, wo er noch zwei Jahre mit dem größten Erfolg wirkte, so daß selbst, wie die Ap. Gesch. meldet, mehrere Zauberer und Beschwörer ihrem Treiben entsagten und die Bücher, welche ihre Beschwörungsformeln enthielten, zum Verbrennen auslieferten. „Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand.“ Die große Thätigkeit, die Paulus in Ephesus entwickelte, theils indem er auf kleineren Reisen dem Evangelium neue Bekenner gewann, theils indem er die Christengemeinde zu Korinth, wo Unsittlichkeiten und tiefgehende Spaltungen und Parteiungen eingetreten waren, in den zwei herrlichen Sendschreiben von ihren Verirrungen und verkehrten Ansichten zu heilen und über die wichtigsten Fragen des Glaubens und des religiösen und sittlichen Lebens zu belehren suchte, und zugleich seine eigene apostolische Berufung in das rechte Licht setzte, fand ihr Ende, als die Gold- und Silberarbeiter, erzürnt, daß durch die Verbreitung des Christenthums die Dianenbilder nicht mehr den früheren Absatz hatten und somit ihr Verdienst stockte, einen Volkstumult erregten und unter dem Ruf: „Groß ist die Diana der Epheser!“ die Menge gegen die Christen und Juden aufreizten. Mit Mühe wurde der kühne Apostel von seinen Anhängern zurückgehalten, mitten unter das tobende Volk zu treten. Als durch die Klugheit des Stadtschreibers der Aufruhr beschwichtigt war, entzog sich Paulus weiteren Gefahren durch rasche Entfernung. Er besuchte mehrere Städte in Asien, Makedonien und Achaia, einige zum erstenmale, andere wie Philippi und Korinth zum zweitenmale.

Zweiter Aufenthalt in Korinth u. der Römerbrief. 58.

In der letzteren, nun wieder beruhigten, Stadt verfaßte Paulus das vollendetste seiner Sendschreiben, den Brief an die Römer, worin er der ihm noch unbekannten Gemeinde in der Hauptstadt das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum klar und genau, scharf, aber in milder und versöhnlicher Weise auseinandersetzte. Es komme in dem neuen Reiche Gottes nicht auf die leibliche Abstammung und nicht auf die Gesetzeswerke an, sondern nur auf die geistige Kindschaft Gottes und die Erwählung durch seine freie Gnade. Nur durch diese gelange der Mensch in den Zustand der Rechtfertigung. Beschneidung und Vorhaut hätten keine Bedeutung mehr. Das natürliche Gottesbewußtsein und das im Gewissen sich aussprechende sittliche Bewußtsein wurde somit als Naturgesetz dem Positiven des mosaischen Gesetzes in gleicher Bedeutung und Berechtigung gegenübergestellt. Nach Paulus ist die Erscheinung Christi auf Erden der hohe Mittelpunkt der Weltgeschichte, „von dem aus er rückwärts auf die vorbereitende und entstellte Offenbarung im Judenthum und Heidenthum, vorwärts auf den Sieg des Gottesreichs blickte, bis dahin, wo alle Gegensätze überwunden sind, und Christus selbst zurücktreten werde, auf daß Gott Alles in Allem sei.“

Paulus in Jerusalem. Hatte Paulus bei diesem Sendschreiben unverkennbar die Absicht, die tiefe Spaltung, die in den jungen Gemeinden zwischen Judenchristen und Heidenchristen allenthalben zu Tage trat, auszugleichen und die Gemüther zu versöhnen; so gingen seine Bemühungen eben so wenig in Erfüllung als seine Hoffnung, dem Briefe bald nachzufolgen, und die Gemeinde, die sich auf die Anregung einiger nach dieser Weltstadt verschlagenen Gläubigen aus dem Morgenlande von selbst gebildet hatte und Juden und Heiden aus allerlei Volk zu Mitgliedern zählte, persönlich kennen zu lernen. Als er über Milet, wo er von den Aeltesten von Ephesus in einer herzlichen Ansprache Abschied nahm, nach Jerusalem reiste, um der Muttergemeinde die Liebesgaben zu überbringen, die auf seine Anregung bei allen Christengemeinden gesammelt zu werden pflegten, stieß er zuerst bei Jakobus, dem Vorsteher, und bei vielen Mitgliedern auf großes Mißtrauen, weil er bei der Aufnahme Neubekehrter zu wenig Werth auf das mosaische Gesetz zu legen schien. Es gelang ihm zwar, die Aeltestenversammlung von seinem aufrichtigen Streben für die Begründung des wahren Reiches Gottes zu überzeugen und das Mißtrauen zu verscheuchen; um so heftiger aber gab sich der Haß der unbekehrten Juden gegen den abtrünnigen Pharisäer kund. Seine Verhaftung und Anklage. Als er mit mehreren Glaubensgenossen den Tempel besuchte, wurde er von einigen Gesetzeseiferern erkannt und dem Volke als Schänder des jüdischen Heiligthums angezeigt. Alsbald stieß ihn die Menge hinaus in den Vorhof, wo ihn die herbeieilende Tempelwache vor weiteren Mißhandlungen schützte und dann in das Prätorium abführte. Schon wollte der Hauptmann ihn als vermeintlichen Verbrecher geißeln lassen, als sich Paulus auf sein römisches Bürgerrecht berief und dadurch seine Freilassung bewirkte. Er wurde zur Verantwortung vor den hohen Rath gestellt. Hier wußte aber der gewandte, herzenskundige Redner seine Vertheidigung so geschickt zu führen, daß seine Richter zu keinem einmüthigen Beschluß kamen, indem die Pharisäer und Sadducäer über die Unsterblichkeit, welche der Angeklagte als die Grundlehre seines Glaubens darlegte, in Streit geriethen. Paulus wurde wieder in die Burg zurückgeführt und unter die Hut der Wache gestellt. Als aber der Hauptmann in Erfahrung brachte, daß eine Anzahl der heftigsten Feinde des Apostels geschworen hätten, keine Nahrung zu sich zu nehmen, bis der Tempelverächter gefallen sei; so entsandte er ihn unter Bedeckung nach Cäsarea zum Statthalter Paulus in Cäsarea. Felix. Dieser fand zwar keine Schuld nach römischem Rechte an Paulus, aber er scheute sich, den hohen Rath, der auf seiner Klage bestand, durch ein freisprechendes Urtheil zu verletzen und hielt daher, leichtsinnig und wenig gewissenhaft, den Beschuldigten zwei Jahre lang in leichter Haft, mehrere Verhöre mit ihm anstellend. Da endlich berief sich Paulus, als der hohe Rath unter dem neuen Statthalter Pontius Festus die Anklage in geschärfter Fassung erneuerte, auf den römischen Kaiser als obersten weltlichen Richter. In Folge dieser Berufung wurde Paulus, nachdem er noch in Gegenwart des jüngeren Herodes

Agrippa und seiner Gemahlin ein Verhör bestanden und mit Würde seine Vertheidigung geführt hatte, in Begleitung des getreuen Lucas und einiger andern Gefährten, auf einem alexandrinischen Schiffe nach Rom geführt (im Spätsommer 61). Nach einer gefahrvollen und stürmischen Ueberfahrt, wobei Paulus den freundlichen Schiffshauptmann mit Rath, Trost und Hülfe unterstützte, gelangten sie über Malta und Sicilien nach Puteoli, wo der Apostel im Kreise einiger Glaubensgenossen mehrere Tage verlebte und dann von vielen Getreuen eingeholt und geleitet in die Hauptstadt der Welt einzog. Nach Rom gebracht 61.

Bis zur Entscheidung seiner Sache stand Paulus in Rom unter Aufsicht; diese war jedoch so leicht, daß er dadurch in seiner Wirksamkeit wenig gehemmt war. Nicht nur daß seine Jünger und Freunde mit ihm verkehren durften; er konnte auch ungehindert die Versammlungshäuser der Juden und Christen besuchen. Jene waren zurückhaltend und blieben verstockt gegen seine Lehre; desto herrlicher erblühte die Christengemeinde unter seiner geistigen Einwirkung. Zugleich stand er mit den auswärtigen Gemeinden, die er in früheren Jahren gegründet, und mit seinen Jüngern und Gehülfen, besonders Timotheus und Titus, in ununterbrochenem Verkehr, wie die um diese Zeit verfaßten Sendschreiben an die Epheser und Philipper, an die Kolosser in Phrygien und ihren treuen und eifrigen Landsmann Philemon, an Titus, der auf der Insel Kreta die Christengemeinde im Sinne des Apostels ordnete, und an Timotheus in Ephesus beweisen. Paulus in Rom. 61–64.

Allgemeine Versöhnung, Vereinigung des Getrennten und Entzweiten ist die durch den Epheser- und Kolosserbrief durchgehende höchste Idee. In Christus solle Alles Eins werden, Juden und Heiden sich zu einer und derselben Gemeinschaft vereinigen. Die sogenannten Pastoralbriefe an Titus, Timotheus und Philemon bezweckten ein engeres Zusammenschließen der Christen zu einer kirchlichen Gemeinschaft mit einer auf bestimmten Grundsätzen beruhenden Verfassung, um der mehr und mehr aufstrebenden häretischen Gnosis geschlossener gegenüberzustehen.

Zwei Jahre blieb Paulus in dieser Lage, ohne daß er in richterliches Verhör genommen worden wäre. „Er lebte auf eigene Kosten und nahm auf alle, die zu ihm einkamen; predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten.“ Mit diesen Worten schließt die Apostelgeschichte ihren Bericht über die Schicksale der ersten Christengemeinden und ihrer Begründer. Von dem weiteren Leben des Paulus nach dem Jahre 64 wissen wir nichts Zuverlässiges; nur daß er in Rom unter Kaiser Nero den Märtyrertod gestorben und mit seinem Blute die Wahrheit seines Glaubens besiegelt habe, ist durch unverdächtige Zeugnisse der Nachwelt überliefert worden. Wir haben früher der ersten Christenverfolgung Erwähnung gethan, welche Nero nach dem großen Brande ergehen ließ (S. 182). Es ist eine alte Ueberlieferung, daß die beiden Apostel Petrus und Paulus dabei ihren Tod gefunden, jener durch Kreuzigung, den Kopf nach unten, dieser durch Enthauptung, Paulus Ausgang.

und der fromme Glaube hat bis zur Stunde ihre Begräbnißorte geehrt. Ohne Zweifel hat diese Neronische Verfolgung, die nicht auf die Hauptstadt beschränkt blieb, das erste christliche Geschlecht größtentheils erdrückt; aber das neue Geschlecht stand nicht nach an standhaftem Muth und an treuer Liebe zu Christus. Es erhob sich aus der großen Bluttaufe zu einer desto heißeren Gluth des Glaubens. Nur Johannes, der Lieblings-Jünger des Herrn, lebte noch bis in sein neunzigstes Jahr in Ephesus fort, eifrig bemüht, durch Schrift und Wort die Religion der Liebe, die in Christus vollendet und für die ganze Menschheit bestimmt sei, dem jüngeren Geschlechte warm ins Herz zu pflanzen.

Petrus Wirken und Tod.

Petrus war nach der heiligen Geschichte schon im J. 44, als er aus der Kerkerhaft in Jerusalem wunderbar gerettet worden, nach Rom gereist und hatte dort die Christen, die sich aus verschiedenen Gegenden in der Hauptstadt des Reiches gesammelt, zu einer Gemeinde vereinigt. Dann hatte er, gleich Paulus in Kleinasien und anderwärts mehrere Reisen zur Verbreitung des Evangeliums unternommen und war endlich auf die Nachricht von den Gefahren und Verfolgungen der Gläubigen in Rom, nach dieser Stadt zurückgekehrt. Das erste Sendschreiben, „an die erwählten Fremdlinge in der Zerstreuung" gerichtet, sollte den Gläubigen als Richtschnur des Lebens in den schweren Zeiten dienen und ihnen die Pflichten einschärfen, die sie gegen alle Menschen und insonderheit gegen die heidnische Obrigkeit zu beobachten hätten.

Der zweite Brief Petri wurde erst nach der Zerstörung Jerusalems von einem getreuen Anhänger im Geiste und Namen des Apostels verfaßt, um kleingläubige Christen, die an der Erfüllung der Messianischen Verheißungen zu zweifeln begannen, in den christlichen Hoffnungen zu stärken und zu befestigen. Er gehört, gleich dem ersten Sendschreiben des Apostelfürsten und den Briefen des Jakobus, Johannes und Judas, in die Zahl der „katholischen Briefe," die nicht an bestimmte Gemeinden oder Einzelne gerichtet waren, sondern als Umlaufschreiben an die gesammte Christenheit oder eine Reihe von Gemeinden, um sie zum Festhalten am wahren Glauben gegen die Verbreiter falscher Lehrmeinungen und zu einem sittlichen Leben zu ermahnen.

Paulus.

Von Paulus meldet die kirchliche Ueberlieferung, er sei nach erlangter Freisprechung nach Spanien gereist, aber zur Zeit der Neronischen Verfolgung nach Rom zurückkehrend als Opfer seines Glaubens und seiner Hingebung gefallen. Paulus war ein großer und hoher Charakter, „klug und gewaltig in weltlichen Dingen, sehnsuchtsvoll nach himmlischen, Alles ernst und ganz nehmend. In gedrungenen, oft harten Sprachformen hat er immer das rechte Wort für die verschiedenartigsten Zustände, bald streng überzeugend oder drohend, bald hinreißend durch Herzlichkeit, er selbst eine Mischung von Demuth und Selbstgefühl." — Johannes war seit dem Weggang des Paulus die Säule des Christenthums in Kleinasien, „wider Irrlehren heidnischen und jüdischen Stammes zornig kämpfend, wie durch seine Liebe Verlorenes rettend und Alles zusammenhaltend." Ein vorübergehender Aufenthalt in Patmos unter Galba wurde von der kirchlichen Tradition zu einer Verbannung unter Domitian. Von den Schriften, die seinen Namen tragen, ist die „Offenbarung" die erste. Sie rührt aus der Zeit der Tempel-Zerstörung und bevorzugt das Judenchristenthum: „die erwählten Erstlinge um den Thron des Lammes sind aus den 12 Stämmen, aber hinter ihnen eine unzählige Menge aus den Heiden mit Palmen und weißen Gewanden, auch dem gemordeten Lamme lobsingend." Das vierte Evangelium, sofern es den Lieblingsjünger

Jesu zum Verfasser hat, ist jedenfalls ein Werk seines hohen Alters. Es herrscht darin dieselbe geistige und welthistorische Auffassung des Christenthums, wie in den paulinischen Briefen; der Kampf mit dem Judenthum liegt darin schon in der Vergangenheit. — Kurz vor Paulus und Petrus war auch Jakobus, „der Gerechte", der langjährige Vorsteher der Jerusalemischen Muttergemeinde den Märtyrertod gestorben. War er auch oft mit dem durchgreifenden Mitarbeiter Paulus verschiedener Meinung, da er sich nicht auf dessen höheren geistigen Standpunkt zu stellen vermochte, sondern, wie das ihm zugeschriebene an alle Christen gerichtete Sendschreiben beweist, das Christenthum nur im innigsten Verband mit dem Judenthum und seiner Gesetzesheiligkeit auffaßte; so war er dennoch ein standhafter Diener Jesu, als dessen Bruder er geehrt ward, und ein getreuer Vorsteher der Christengemeinde in der alten Tempelstadt. Ein vorsichtiger und gesetzesstrenger Mann hielt er sich sein ganzes Leben lang an die altjüdischen Vorschriften und Gebote, und betonte noch in seinem Rundschreiben die Werkheiligkeit nach dem Gesetze im Gegensatz zu der Paulinischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben d. h. durch die ganze Hingabe des Herzens an Jesus, so daß ihm das Christenthum wie im Schooße des Judenthums geborgen lag. Dennoch entging er nicht dem Grimme der hochmüthigen Judenvorsteher. Es wird erzählt, der sadducäische Hohepriester Hanna, Sohn des aus der Leidensgeschichte Jesu bekannten Altpriesters, habe ihm auferlegt von der vorspringenden Kante der Tempelhalle herab Christum zu verleugnen, als aber Jakobus statt dessen vor dem versammelten Volke laut seinen festen Glauben bekannt und mit den umstehenden Christen das messianische Siegeslied „Hosianna dem Sohne Davids u. s. w." angestimmt, sei er von der Höhe hinabgestürzt und zu Tode gesteinigt worden (63). Diese Unthat war der Anfang einer drangsalvollen Zeit für die Christen in Jerusalem. Die bald darauf sich erhebende Neronische Verfolgung verlieh auch in Palästina den Feinden des gekreuzigten Jesus frische Kräfte. Es schien, als ob für die neue Religion die letzte Stunde gekommen wäre. Schwache Gemüther wurden irre und liehen ihr Ohr den verführenden Reden, welche die Rückkehr zum Judenthum als den sichersten Weg des irdischen Heiles priesen. Da verfaßte ein unbekannter Judenchrist der Muttergemeinde von fester Ueberzeugungstreue und freierer den Paulinischen Lehrbegriffen verwandter Auffassung das Sendschreiben an die Hebräer, worin mit warmen Worten dargethan wird, daß der Tempeldienst seine Bedeutung verloren habe, daß der alte Glaube, der nur als Vorbild und Schatten gedient, in Christo erfüllt und vollendet worden, daß mithin ein Uebergang vom Christenthume zum Judenthum ein Rückfall von der höheren zu der niederen Stufe der Religion sei. Aber diese Verfolgung war der letzte Triumph des jüdischen Gesetzesdienstes über die Religion der Liebe. Bald darauf brach der große Krieg aus, der mit dem Untergang der Stadt und des Tempels und mit der Zerstreuung des Volkes in alle Welt endigte. Dieser Zeit schwerer Trübsal gehören die erwähnten sieben Sendschreiben an sieben Christengemeinden an, die als „Apokalypse" oder „Offenbarung Johannis" in unserem Bibelbuch (Kanon) enthalten sind. Darin werden in kurzen aber charakteristischen Zügen, jedoch mehr nach judäischer als paulinischer Auffassung, die Fehler und Vorzüge dieser Gemeinden angedeutet und sie zur Wachsamkeit und Ausdauer, zur Geduld und Treue bis in den Tod ermahnt, auf daß ihnen die Krone des Lebens zu Theil werde und sie eingingen in die ewige Herrlichkeit, die Christus ihnen bereitet bei dem Vater.

Jakobus. — Der Hebräerbrief. — Die Apokalypse.

So weit können wir der allmählichen Verbreitung des Evangeliums und der Gründung christlicher Gemeinden in verschiedenen Theilen des römischen Weltreiches mit Sicherheit nachgehen. Von der Thätigkeit der übrigen Apostel

Verbreitung des Christenthums.

und ihrer Jünger haben sich nur Sagen erhalten, so daß der Zeitpunkt, wann die andern Gemeinden des ersten und zweiten Jahrhunderts gegründet wurden, eben so wenig mit Sicherheit angegeben werden kann, als die näheren Umstände, welche die Gründung herbeigeführt oder bei derselben mitgewirkt haben. Ohne Zweifel fand die Christuslehre vom syrischen Lande aus frühzeitig ihren Weg nach Alexandrien, wo die Juden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten und durch die Philosophie des hellenistisch-gebildeten Philo der Boden zur Aufnahme des Evangeliums bereitet war. Stammte doch jener Apollos, der Mitarbeiter des Paulus in Ephesus und Korinth, aus Alexandrien. Bald entstand in der regsamen und gebildeten Weltstadt eine blühende Kirche und Schule, die ihr Licht weithin leuchten ließ und die christliche Glaubenslehre mit vielen tiefsinnigen Speculationen bereicherte. Von der ägyptischen Hauptstadt fand die christliche Heilslehre ihren Weg nach Oberägypten und nach Nord-Afrika, wo sie gleichzeitig von Rom aus verkündigt ward. Schon im zweiten Jahrhundert begegnen wir in Karthago einer christlichen Lehranstalt, aus welcher „scharf markirte Charaktere", wie Tertullian und Cyprian, hervorgingen. Daß schon in den ersten Zeiten das Christenthum von Syrien nach Arabien, Mesopotamien und Persien gedrungen sei, ist bei der großen Verbreitung der Juden in allen diesen Ländern außer Zweifel und wird noch bestätigt durch Tradition und Geschichte, welche melden, daß schon im zweiten Jahrhundert in Edessa das Christenthum blühte, wenn auch der Briefwechsel zwischen Jesus und dem Fürsten Abgar nur eine Fabel ist, und daß es in Arabien im dritten Jahrhundert christliche Gemeinden mit Bischöfen gab. Der Uebertritt des fürstlichen Hauses von Adiabene, südöstlich vom alten Ninive, zum Judenthum, um dieselbe Zeit, da Paulus seine Missionsreisen antrat, kann als Beweis gelten, wie sehr das Heidenthum nach neuer religiöser Belehrung dürstete. Helena, die Mutter des bekehrten Fürsten Izates, nahm mit vielen Gliedern ihrer Familie ihren ständigen Aufenthalt in Jerusalem. In Gallien fand das Evangelium gleichfalls frühzeitig Eingang. An den Ufern der Rhone, in Lugdunum und Vienne, wurden schon im zweiten Jahrhundert christliche Gemeinden gegründet, mag auch die Sage von Dionys dem Areopagiten (S. 192) nicht glaubwürdiger sein als der erwähnte Briefwechsel zwischen Christus und dem Fürsten von Edessa. Ebenso fand auch in Spanien das Christenthum frühe einen fruchtbaren Boden. Die Worte des römischen Bischofs Clemens an die Gemeinde von Korinth, Paulus sei mit der Verkündigung des Evangeliums „bis an die Grenzen des Westens" vorgedrungen, wird am natürlichsten auf Spanien gedeutet, zumal da aus dem Römerbrief (16, 24. 28.) hervorgeht, daß der Apostel die Absicht hatte, nach jenem Lande zu reisen. Auch zu den Briten gelangte schon in früher Zeit die Botschaft des Heils von Kleinasien aus im Gefolge der römischen Legionen.

3. Das Reich unter Galba, Otho, Vitellius.

Sulpicius Galba eröffnete die Reihe der durch Militärgewalt erhobenen Herrscher, und die blutigen Auftritte, die seine kurze Regierung begleiteten, ließen ahnen, welchen verhängnißvollen Zeiten Rom entgegengehe. Galba. Juni 68—Jan. 69 u. c. 821—822.

Nymphidius, der Oberst der Leibwache, der am thätigsten für Galba gewirkt hatte in der Hoffnung, den hochbetagten Herrscher nach seinem Willen lenken zu können, vernahm nicht sobald, daß der verworfene Tit. Vinius, der einst wegen einer im Lager begangenen Schandthat aus der Armee gestoßen worden war, und der schlaffe und wollüstige Corn. Laco bereits des neuen Kaisers Gunst und Vertrauen besaßen, er somit die gehoffte Stellung nicht einnehmen könne, als er selbst den Vorsatz faßte, mit Hülfe der Garde, die, wie er wußte, sich vor der Strenge des neuen Gebieters fürchtete, sich des Thrones zu bemächtigen. Er begab sich in das Lager, um dieselben Künste, die er ehedem für Galba in Anwendung gebracht, nun zu seinem eigenen Vortheil zu gebrauchen. Aber die Prätorianer, von dem Tribun Antonius Honoratus zum Festhalten an Galba beredet, beharrten bei ihrer früheren Erklärung und erschlugen den ehrsüchtigen Präfekten trotz seiner angeblichen Abstammung von der kaiserlichen Familie. Sein Genosse Cingonius Varro, der ernannte Consul, so wie der betagte Petronius Turpilianus, ein ergebener Anhänger Nero's, wurden ohne Verhör, ohne daß man ihnen Gelegenheit zu ihrer Rechtfertigung gegeben, hingerichtet, noch ehe der neue Kaiser die Stadt betreten. — Waren die Gemüther schon über diese Vorgänge in Sorgen, so erregte der Einzug des strengen Gebieters Schrecken und Abscheu. Nero hatte die meistens aus Sclaven und Verbrechern bestehende Flottenmannschaft in Landsoldaten umgewandelt und ihnen Rang und Ehren von Legionaren verliehen. Als nun Galba heranzog, stellten sie sich ihm in den Weg mit lautem Geschrei Bestätigung der Neronischen Verfügung verlangend. Der Kaiser verwies sie auf eine spätere Zeit; diesen Aufschub sahen jene als eine Verweigerung an, und das Getümmel mehrte sich; einige zogen das Schwert. Da ertheilte Galba der ihn begleitenden Reiterei den Befehl zum Einhauen; diese vollzog das Gebot mit solcher Grausamkeit, daß, wie versichert wird, mehrere tausend Todte auf dem Platze blieben; von den Ueberlebenden ließ dann Galba noch den zehnten Mann niederstoßen. So hielt der neue Kaiser seinen Einzug in Rom über Leichen und gab nach Art der Schwachen seine Gewalt durch zweckloses Wüthen kund. Und als ob die gegenwärtigen Blutthaten nicht genügten, die neue Herrschaft verhaßt zu machen, traf auch noch gleichzeitig die Nachricht ein, daß in Afrika Clodius Macer und in Germanien Fontejus Capito wegen versuchten Neuerungen auf des Kaisers Befehl, gleichfalls ohne Gericht und Urtheil hingerichtet worden und daß Verginius Rufus, ein Mann von altrömischer Gesinnung und Freiheitsliebe von dem Posten eines Befehlshabers der Legionen des Oberrheins abberufen und durch seinen bisherigen Legaten Herdeonius Flaccus, einen verachteten und unfähigen Mann, ersetzt worden sei, weil er nicht unterwürfig genug schien und seine Zustimmung zu Galba's Erhebung von der Entscheidung des Senates abhängig gemacht hatte. Galba's Anfang.

Ein Gefühl der Täuschung und des Unbehagens gab sich bald allenthalben kund. Das an Schauspiele, Kornspenden und Festlichkeiten gewöhnte Volk gewahrte mit Unlust die veränderten Zeiten unter dem neuen Regiment, den unermeßlichen Abstand zwischen dem jungen ausschweifenden und verschwenderischen Nero und dem alten mürrischen und geizigen Galba, der allein gegen seine Galba's Ausgang.

Günstlinge und Freigelassenen nachsichtig und freigebig war. Die Prätorianer waren nicht nur ungehalten, daß die erwarteten Donative nicht gereicht wurden und ihre durch die Ermordung des Nymphidius bewiesene Treue unbelohnt blieb; Galba gab deutlich zu erkennen, daß er den Uebermuth und die Anmaßung der städtischen Garde niederzuhalten gesonnen sei, daß er die altrömische Mannszucht, an die er von jeher gewöhnt war, bei dem ganzen Heerkörper zurückzuführen gedenke, daß mithin das Freudenleben im Prätorianerlager sich seinem Ende zuneige und die übrigen Legionen bald in höherem Ansehen stehen würden als die Stadtmannschaft. Man hinterbrachte ihnen die Worte des Kaisers: „er wolle den Soldaten ausheben, nicht kaufen," und steigerte dadurch die Erbitterung und Furcht. Sie bedurften nur eines Führers, um sich gegen den neuen Herrscher zu erheben, ehe er Zeit gefunden, sein Joch fest zu begründen, und diesen erlangten sie in Otho, jenem Lustgenossen Nero's, welcher seit den Tagen, da seine Gattin Poppäa des Kaisers Buhlerin geworden, als Statthalter des fernen Lusitaniens gleichsam in der Verbannung gelebt und aus Groll gegen den Schänder seiner häuslichen Ehre den Aufstand Galba's gebilligt und gefördert hatte. Für diese Dienste erwartete Otho von dem bejahrten Imperator adoptirt und zum Nachfolger und Mitregenten ernannt zu werden und dadurch in die Lage zu kommen, sein durch die früheren Verschwendungen und jugendlichen Ausschweifungen zerrüttetes Vermögen wieder in Ordnung zu bringen. Als aber Galba auf Anstiften Laco's und des Freigelassenen Icelus den Piso Licinianus, einen jungen unbescholtenen Mann von edler Herkunft, zu seinem Gehülfen und Erben erkor, bildete Otho, durch Schmeichler und Astrologen mit glänzenden Hoffnungen erfüllt, unter den Prätorianern eine
Jan. 69. (822.) Verschwörung, in Folge deren vier Tage später Galba und sein Günstling Vinius auf dem Forum, Piso am Tempel der Vesta von einer verwilderten Soldatenrotte auf die empörendste Weise ermordet wurden. Sieben Monate und einige Tage hatte Galba's Herrschaft gedauert. Sein Unglück, bemerkt Tacitus, war die alte Strenge und der übergroße Ernst, wofür das damalige Geschlecht nicht mehr taugte. Die Häupter der Erschlagenen wurden neben den Feldzeichen umhergetragen und die Soldaten rühmten sich um die Wette der Theilnahme an dem Mord, als hätten sie eine schöne und denkwürdige That vollbracht und heischten den Lohn für den blutigen Frevel. Die Ermordung des von Galba zum Präfecten ernannten Laco und die Hinrichtung des Freigelassenen Icelus machten den Beschluß des schrecklichen Tages. Unter den wilden Ausschweifungen der zuchtlosen Soldatenbanden versammelte sich der Senat und gab seine Zustimmung zu dem ruchlosen Beginnen, den neuen Kaiser mit Schmeichelworten begrüßend. Galba's zerfleischten Leichnam verscharrte einer seiner Sclaven in seinem Garten am Janiculum.

Otho. Jan.—Apr. 69. u. c. 822. Otho genoß die Früchte seines Unternehmens nicht lange. Als er zwischen den Leichen der Erschlagenen über das Forum nach dem Capitol und von

da nach dem Kaiserpalast fuhr, begleitet von der jubelnden Menge der Hauptstadt, welche die Rückkehr der Neronischen Freuden- und Lusttage erwartete; war bereits Aulus Vitellius von den verwilderten nach Raub und Beute begierigen Heeren am Rhein zum Kaiser ausgerufen worden.

Auch Vitellius, dessen Vater durch schamlose Schmeichelei und Niederträchtigkeiten sich die Gunst der früheren Kaiser und Würden und Ehrenämter erworben, hatte gleich Otho den Becher der Wollust bis auf die Hefe geleert und durch ein wüstes Schlemmerleben seinen Namen geschändet und sein Vermögen durchgebracht. Er stand hoch in Nero's Gnade, weil er zu den geschicktesten Wagenlenkern im Circus gehörte, als Sänger und Schauspieler glänzte, in der Kunst und Literatur der Griechen bewandert war und in der Modekunst des Zechens und der Tafelfreuden es Allen zuvorthat. Es erregte daher allgemeine Verwunderung, als Galba auf die Empfehlung des Vinius den Wüstling zum Anführer der Truppen am Niederrhein ernannte, ihn somit in eine Gegend schickte, wo seit Nero's Tod die kaiserliche Autorität noch nicht fest begründet war. Wahrscheinlich hielt Galba einen erschlafften, in Wollust versunkenen Höfling für weniger gefährlich als einen tüchtigen Kriegsmann. Ein solcher könnte sich durch die günstige Gelegenheit leicht verlocken lassen, die Hand nach der Herrschaft auszustrecken, während ein Vitellius sich begnügen würde, sein zerrüttetes Vermögen herzustellen, die Gläubiger abzuschütteln und seine Eßlust zu befriedigen. Und in der That hätte sich Vitellius schwerlich vom Stachel des Ehrgeizes antreiben lassen, wäre ihm nicht die Kaiserwürde von den unzufriedenen Legionen und mißvergnügten Unterbefehlshabern fast ohne sein Zuthun zu Füßen gelegt worden. Die gemeine Vertraulichkeit und der kameradschaftliche Ton, womit sich der neue Feldherr den übermüthigen und trotzigen Soldaten näherte, machte auf diese einen so vortheilhaften Eindruck, daß ihn die Legionen des Niederrheins vier Wochen nach seiner Ankunft zu Köln als Kaiser begrüßten, ihm den Namen „Germanicus" beilegten und ihn im Lager herumtrugen. Bald folgten die Truppen des Oberrheins dem Beispiele ihrer Waffenbrüder. Cäcina, ein stattlicher junger Kriegsmann von schönem Wuchs und gewandter Rede, der wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder Strafe fürchtete, war die Seele des Aufruhrs. **Vitellius am Niederrhein.**

Um dieselbe Zeit, als Galba und Piso in Rom unter Mörderhänden bluteten, zogen die Legionen Ober- und Niedergermaniens verstärkt von deutschen Hülfstruppen zu Fuß und zu Roß in drei Abtheilungen unter Vitellius selbst und seinen Legaten Cäcina und Fabius Valens südwärts nach Gallien und Helvetien, um die Alpen auf verschiedenen Wegen zu übersteigen und Italien zu gewinnen. Gewaltthaten gegen die gallischen Völkerschaften, die ihren Durchzug zu hindern suchten, Raub und Erpressungen aller Art bezeichneten ihre Spuren, traurige Anzeichen der kommenden Dinge. Die Helvetier, die Cäcina's Zorn gereizt, wurden überfallen und zu Tausenden niedergestoßen oder in Knechtschaft verkauft. Nur mit Mühe gelang es den flehenden Gesandten von Aventicum, den letzten Tag der Nation abzuwenden. Mit Zittern und Zagen blickten alle Vaterlandsfreunde auf den Ausgang eines Kampfes, der wie die Entscheidung auch fallen mochte, nur Unheil und Verderben bringen konnte. Stritten sich doch zwei Männer um den Thron, die beide gleich verachtet, gleich unwürdig, gleich abhängig von den Soldaten nur damit umgingen, **Die Gegenkaiser.**

das Neronische Regiment der Lüste mit militärischer Gewalt gepaart wiederherzustellen. Indessen war Otho doch wenigstens ein Mann von Entschlossenheit und Willenskraft. Während Vitellius im Vorgenusse des Herrscherglücks in träger Schwelgerei und verschwenderischen Mahlzeiten seine Tage verlebte und von Wein und Speisen beladen willenlos dem Ungestüm der Heere und der leidenschaftlichen Heftigkeit ihrer Führer folgte; war der andere bemüht, durch zweckmäßige Maßregeln sich Vertrauen und Zuneigung bei Heer und Volk zu erwerben.

„Wider alles Erwarten," bemerkt Tacitus, „erschlaffte Otho nicht in Weichlichkeit noch träger Ruhe: aufgeschoben wurden die Wollüste, verläugnet die Schwelgerei, und überall der Herrscheranstand beobachtet." Die Milde gegen M. Celsus, einen ehrenhaften und dem Galba auch im Unglück getreuen Consularen, wie die Strenge gegen den schändlichen, mit allen Lastern und Verbrechen beladenen Tigellinus, den die Gunst des Vinius bisher gerettet hatte, fanden Billigung bei Senat und Volk. Tigellinus starb wie er gelebt hatte. Als er in den Bädern von Sinuessa die Nachricht empfing, daß sein Tod beschlossen sei, schnitt er sich unter Umarmungen und Küssen seiner Buhlerinnen mit einem Scheermesser die Kehle durch.

Ihre Stellung. Als die Vitellianer unter Valens und Cäcina die Alpen überschritten hatten und verstärkt durch den Abfall der in Oberitalien aufgestellten Reiterschaaren bis zum Po vordrangen, zog Otho mit den Prätorianern und den in Rom und Italien anwesenden Truppen dem Feinde entgegen. Das römische Reich war getheilt: während die westlichen Provinzen Spanien, Gallien, die Rheinlande und Britannien sich für Vitellius erklärten, erkannte der Süden und Osten Otho als Kaiser an; auch war er im Besitze der Mittelmeerflotte, und aus Mösien, Pannonien und Dalmatien waren beträchtliche Verstärkungen im Anzug. Die Versuche, einen der beiden Bewerber zur Entsagung zu bewegen, waren eben so erfolglos wie die gegenseitigen Mordanschläge. Nur eine Schlacht konnte die Entscheidung bringen. Cäcina, begierig die Ehre des beendigten Krieges allein zu gewinnen, hatte seinen Marsch beschleunigt und sich bei Placentia und andern Orten mit den Truppen Otho's in Gefechte eingelassen, war aber überall mit Verlust zurückgeschlagen worden. Er sah sich deshalb bewogen, seine bisherige Eifersucht auf Valens, den von ihm gehaßten und verachteten Mitfeldherrn, zu überwinden und dessen Ankunft abzuwarten.

Vereinigt waren die Vitellianischen Streitkräfte den gegnerischen überlegen und es wäre daher im Interesse Otho's gewesen, das entscheidende Treffen hinauszuschieben, bis die auf dem Wege befindlichen Verstärkungen eingetroffen wären, zumal da bei der Zwietracht der feindlichen Anführer und der Verbindung verschiedenartiger aus allerlei Volk gemischter Truppenkörper im gegnerischen Heere ein einmüthiges planmäßiges Zusammenwirken nicht lange zu erwarten stand. Dahin ging auch der Rath seiner erfahrensten Legaten Celsus und Paulinus. Aber Otho, des Krieges wenig kundig und der dauernden Treue und Anhänglichkeit seiner Soldaten nicht versichert, drang auf rasche Entscheidung. Statt jedoch den Oberbefehl selbst zu übernehmen und die Truppen, die ihm ergeben und kampfesmuthig waren, an seine Person und sein Schicksal zu fesseln,

zog er sich nach Brixellum auf das rechte Poufer zurück, die Leitung seinem Bruder Titian und dem Obersten der Leibwache, Proculus, übertragend. „Dieser Entschluß,“ bemerkt Tacitus, „schlug der Othonischen Partei die erste Wunde, denn mit ihm entfernte sich zugleich eine beträchtliche Mannschaft von prätorischen Cohorten, Leibwächtern und Reiterei; den Zurückbleibenden brach der Muth, zumal die Heerführer verdächtig waren, und Otho, der allein der Soldaten Zutrauen besaß, ihre Gewalt im Unbestimmten gelassen hatte.“

So kam es zur Schlacht. Sie ereignete sich bei Bedriacum, zwischen Cremona und Mantua, da wo der Oglio den Bergstrom Chiese aufnimmt und dann mit ihm verbunden dem Po zueilt. Die beiden Thronbewerber, um deren Schicksal hier gerungen ward, waren vom Schlachtfelde fern. Der Ausgang hing daher lediglich von der Geschicklichkeit der Feldherren und dem Vertrauen der Truppen auf ihre Führer ab. Ein persönliches Interesse kam dabei nicht ins Spiel; ob Vitellius oder Otho den Herrscherstab führte, konnte für die Menschheit ziemlich einerlei sein, beide waren gleich unwürdig und gleich unfähig. Aber die römische Kriegsehre verlangte, daß der Soldat tapfer kämpfte, wie auch Ziel und Zweck des Kampfes sein mochte. Und so war auch die Schlacht bei Bedriacum schwer und blutig. Schlacht bei Bedriacum. Apr. 69.

Die Othonianer, obwohl von ihren unfähigen Feldherren in eine ungünstige Gegend geführt, wo der Boden, von Bäumen und Weinbergen durchschnitten, kein planmäßiges Zusammenwirken der einzelnen Truppentheile gestattete, kämpften, in keilförmige Rotten geschlossen, mit großer Tapferkeit Mann gegen Mann im nahen Handgemenge: aber voll Mißtrauen in die Führer, die eben so wenig Treue als Fähigkeit besaßen, und getäuscht und gelähmt durch falsche Gerüchte wurden sie zurückgeschlagen und zur Flucht in das Lager gezwungen. Hier gewährten Nacht und Befestigungswerke so lange Schutz, bis der Oberfeldherr Titian mit den feindlichen Heerführern eine Uebereinkunft getroffen, kraft deren die Mehrzahl der geschlagenen Truppen sich mit den Siegern vereinigte.

Nur die Prätorianer harrten bei Otho aus und suchten ihn zu bestimmen, die bereits in Aquileja angelangten pannonischen und mösischen Truppen herbeizuziehen und den Kampf zu erneuern. Aber dieser hatte bereits seinen Entschluß gefaßt. Leben und Herrschaft hatten für ihn nicht solchen Werth, daß er darum die Verlängerung des Bürgerkriegs hätte wünschen mögen. Auch mochte ihn der blutige Schatten Galba's verfolgen. Wollust und Laster hatten in seiner Seele noch nicht die Stimme des Gewissens, noch nicht alle edleren Gefühle und Regungen erstickt. Nachdem er seinen Getreuen, die ihn mit Thränen beschworen von seinem Vorhaben abzustehen, zur Flucht verholfen und alle Schriften und Briefe vernichtet hatte, stieß er sich mit ruhiger Fassung und fester Hand den Dolch in die Brust. Sein Leichnam wurde von den trauernden Prätorianern unter Lobsprüchen und Thränen zur Brandstätte getragen. Er selbst hatte die schnelle Beisetzung befohlen, damit er nicht im Tode dem Hohne und der Mißhandlung preisgegeben würde. Und so groß war die Bewunderung dieser mannhaften That, daß sich viele seiner Anhänger theils aus Otho's Ausgang.

Nacheiferung seines Ruhmes, theils aus Hingebung neben dem Holzstoße oder in Placentia selbst den Tod gaben. So starb Otho im achtunddreißigsten Jahre seines Alters, am fünfundneunzigsten Tage seiner Regierung.

Die That selbst hat verschiedene Beurtheilung erfahren. Während Tacitus und Sueton nach altrömischer Anschauung sie als eine aus edlen Beweggründen geflossene mannhafte Handlung preisen, geeignet das schmachvolle Leben der Vergangenheit zu sühnen, haben neuere Geschichtschreiber den harten Ausspruch gefällt, „Otho's Selbstmord wurzelte allein in der vollkommenen Blasirtheit des frivolen, durch alle Ausschweifungen erschöpften Lüstlings", sie sei die That eines feigen Schwächlings, der gleich seinem Genossen Nero das Leben wie ein Komödiant geendet; nur daß er seine Rolle im Tod besser zu spielen verstanden. Der Historiker überläßt die Entscheidung hierüber dem der Herzen und Nieren prüft. Ein in Genuß und Wollust verbrachtes Leben und ein muthiges Sterben sind nicht so seltene und unvereinbare Erscheinungen als man zu glauben geneigt sein möchte.

Stimmung und Lage.

In Rom feierte man das Religionsfest der Ceres, und die städtische Menge ergötzte sich an den Spielen und an den Festlichkeiten des Tages, als die Kunde von der Schlacht bei Bedriacum und dem Tode Otho's anlangte. Da ließ der Stadtpräfect Flavius Sabinus schnell alles in Rom anwesende Kriegsvolk dem Vitellius schwören; der Senat eilte zur Sitzung, nicht nur, um dem neuen Herrscher die Huldigungen und Ehrentitel zu beschließen, sondern auch, um durch eine eigene Gesandtschaft dem germanischen Heer Glückwunsch und Danksagung darzubringen; die Menge aber jauchzte dem Kaiser Vitellius entgegen und trug Galba's Bildnisse, mit Lorbeer und Blumen umwunden, um die Tempel, und machte an dem Orte, den er sterbend mit seinem Blute getränkt, aus Kränzen einen Grabhügel. Unterdessen begingen die Soldaten des Vitellianischen Heeres im Uebermuth des Sieges Unthaten aller Art; sie füllten Stadt und Land mit Raub, Mord und Gewalt, so daß das erschöpfte Italien beinahe erlag unter solcher Macht zu Fuß und zu Roß, unter solcher Gewaltthätigkeit, Schädigung und Bedrängniß.

Vitellius in Gallien.

Während in der Ebene von Bedriacum um die Weltherrschaft gestritten ward, zog Vitellius mit dem Reste des Heeres langsam und sorglos die Saone hinab. In Lyon stellten sich die siegreichen Feldherren bei ihm ein und empfingen das verdiente Lob aus seinem Munde. Die Glücksgöttin schien ihr ganzes Füllhorn auf ihn ausgießen zu wollen. Von allen Seiten trafen freudige Botschaften ein. Der Statthalter Albinus von Mauretanien, ein eifriger Anhänger Otho's, wurde nebst seiner Gemahlin erschlagen und seine Provinz durch Cluvius Rufus von Spanien aus zur Anerkennung des neuen Herrschers gebracht. Seine Familie war während der bürgerlichen Unruhen unverletzt geblieben; ein Abenteurer, der die Verwirrung des Reichs zu seiner eigenen Erhebung benutzen wollte und in Gallien einen Anhang von 8000 Mann um sich gesammelt hatte, wurde von den Häduern gefangen genommen und hingerichtet; die Anführer des Othonischen Heeres flehten die Gnade des neuen Gebieters an; sie waren niederträchtig genug, den Verlust der Schlacht ihrer Hinterlist oder ihrem Verrath zuzuschreiben und entgingen dadurch größtentheils der Bestrafung; nur einige Hauptleute die sich am wackersten gehalten, büßten für ihre Rechtschaffenheit mit dem Tode.

Von Junius Bläsus, dem reichen Statthalter des Lugdunensischen Galliens, mit Geld und fürstlicher Ausrüstung versehen, setzte Vitellius endlich langsamen Zuges über die Alpen, um in den Städten Italiens sich an schwelgerischen Mahlen, wozu die Leckergerichte aus allen Gegenden herbeigeschafft wurden, und an den Fechterspielen zu ergötzen. „Durch verschwenderische Gastgebote wurden die Vorsteher der Städte erschöpft," bemerkt Tacitus, „die Städte selbst ausgesogen; der Soldat, sonst ausdauernd und tapfer, nun entartet durch Gewöhnung an Wohlleben und Verachtung des Oberhaupts." Plünderungen und Ausschweifungen aller Art blieben ungestraft. In Ticinum war es nahe daran, daß ein bei nächtlichen Gelagen entstandener Soldatentumult einen neuen Bürgerkrieg erzeugt hätte. Wo man hinblickte, sah man Scenen der Zuchtlosigkeit, der Unordnung, der wilden Begierden. Von Cremona aus besuchte Vitellius das Schlachtfeld bei Bedriacum. Wie bei einem Festzuge hatte die Bürgerschaft den Weg mit Lorbeern und Rosen bestreut und Altäre zu Dankopfern errichtet. Die Wahlstatt selbst bot einen grausenhaften Anblick. Vierzig Tage waren bereits seit der Schlacht verflossen und noch lagen dort zerfleischte Leiber, abgehauene Gliedmaßen, faulende Gestalten von Menschen und Pferden; die Erde mit Blut befleckt, Bäume und Feldfrüchte niedergetreten in gräßlicher Verwüstung. Auf die gefühllose Seele des Wüstlings machten diese Scenen des Gräuels keinen Eindruck. Theilnahmlos blickte er auf die Tausende unbegrabener Mitbürger und bereitete dann frohen Herzens über die glückliche Wendung seines Schicksals den Göttern des Ortes ein Opfer. Es mag ein Märchen sein, was Sueton berichtet, daß er zu seiner Umgebung, die sich schaudernd abwandte, die Worte gesprochen: „der schönste Wohlgeruch sei ein erschlagener Feind, zumal ein Mitbürger," aber es bezeichnet die stumpfe Gefühllosigkeit des neuen Herrschers. Von dem Schlachtfelde eilte er zu neuen Schauspielen und Gelagen und ergötzte sich wie in den Tagen Nero's an Tänzern, Sängern und Gauklern! Und als er endlich im Juli aufbrach, um an der Spitze von sechzigtausend Kriegern seinen Einzug in die Weltstadt zu feiern, da folgte dem Heere ein Schwarm von Possenreißern, Gauklern, Wagenrennern, Marketendern und anderem losen Gesindel und müßiggängerischem Volke, das nun wieder seine goldene Zeit erwartete. Wohin sich der Zug wendete, wurden die Kolonien und Landstädte durch Lieferungen erschöpft, die der Ernte entgegenreifenden Fruchtfelder des Landmannes wie im Feindesland zertreten. Bis zur Milvischen Brücke ritt Vitellius in Kriegsmantel und Waffenschmuck; hier erst vertauschte er auf den Rath der Freunde das Kriegskleid mit dem Bürgergewande, damit er nicht in Rom wie in eine eroberte Stadt einzöge. Auf dem Capitolium umarmte er seine würdige Mutter und beehrte sie mit dem Namen „Augusta". *(Sein Zug nach Rom.)*

(Des Vitellius Regierung u. Lustleben. Apr. 69—März 70. u. c. 822—823.)

Damit begann die Regierung des Vitellius, die, hätte sie lange gedauert, wohl noch unheilvoller für das römische Reich geworden wäre als die des Cali-

gula und Nero. Feig und schwach und nur auf Befriedigung seiner gemeinen Lüste bedacht, duldete Vitellius den Uebermuth seiner Soldaten, die Erpressungen seiner Günstlinge, die Ausschweifungen des Pöbels. Rom bot in den wenigen Monaten seiner Herrschaft einen wunderlichen Anblick. Die Straßen und Plätze wimmelten von fremden Kriegsschaaren, welche die Stelle der aufgelösten Prätorianer einnahmen; Feste und Spiele, Volksbelustigungen und Mahlzeiten drängten einander; Alles schwelgte wie bei einem Carneval. „Noch waren nicht vier Monate seit dem Siege verflossen," bemerkt Tacitus, „und schon hatte des Vitellius Freigelassener Asiaticus den Fluch des Volkes auf sich geladen. Kein Wettstreit an diesem Hof in Redlichkeit und Diensteifer; nur Ein Weg zum Einfluß: verschwenderische Gastgebote und Befriedigung der unersättlichen Gierigkeit des Kaisers durch Aufwand und Schwelgerei. Er selbst, zufrieden im Genusse des Augenblicks und nicht an die Zukunft denkend, soll in wenigen Monaten 900 Millionen Sesterzen (45 Mill. Thaler) durchgebracht haben. Die große und unglückliche Stadt, in demselben Jahre Otho's und Vitellius' Beute, trieb sich zwischen einem Vinius, Icelus, Asiaticus in wandelbarem und schmählichem Loos umher, bis andere Männer von gleichem Charakter sie verdrängten." Was die Länder und Meere des weiten Reiches an seltenen und kostbaren Speisen besaßen, wurde nach Rom geliefert; nach Sueton verschlang jede kaiserliche Mahlzeit wenigstens 400,000 Sesterzien oder über 20,000 Thaler unseres Geldes; auf ein einziges Leckergericht sollen einst mehr als 50,000 Thaler verwendet worden sein. Das ganze römische Reich, meint Josephus, würde zuletzt für solche Schwelgerei nicht genügt haben. Zur Bestreitung des Aufwandes wurden die unerhörtesten Erpressungen geübt und geduldet, so daß die alten Senatoren- und Rittergeschlechter mehr und mehr verarmten und dahin schwanden. Was noch Gefühl hatte für Sittlichkeit und Tugend, flüchtete sich aus der Stadt in die Landhäuser Campaniens; Andere wählten den Tod durch Selbstmord. Zum Glück dauerte das schmachvolle Regiment nicht lange. Denn während Vitellius in Rom schwelgte, erhob sich im Osten ein Bewerber, welcher des Thrones würdiger war, als alle vorhergehenden Kaiser seit Augustus — Tit. Flavius Vespasianus.

Vespasianus. Bei dem Städtchen Reate im Sabinerlande lag ein kleines unscheinbares Landhaus, das Eigenthum einer achtbaren aber weder durch Ahnen noch Reichthümer ausgezeichneten Familie. Dort war Flavius Vespasianus am 17. November des Jahres 9 unserer Zeitrechnung geboren. Er hatte unter Caligula die Quästur, das Aedilenamt und die Prätur verwaltet, hatte dann, durch die Gunst des Narcissus zum Legionenführer ernannt, sich am Rhein und in Britannien so sehr hervorgethan, daß er die triumphalischen Ehrenzeichen und die Consulwürde zum Lohne davongetragen. Unter Nero hatte er sich als Proconsul von Afrika den Ruf eines eben so kräftigen und tapfern als gerechten und uneigennützigen Statthalters erworben und war deshalb, als der Aufstand der Juden einen kriegserfahrenen und umsichtigen Mann forderte, von diesem Kaiser, wiewohl ihn derselbe wegen der kundgegebenen Abneigung gegen seine Theater-

liebhaberei mit seiner Ungnade bestraft hatte, als Befehlshaber nach Judäa entsandt worden, um in Verbindung mit Licinius Mucianus, Statthalter von Syrien, die Empörung niederzuschlagen. Während Vespasianus mit dem denkwürdigen Kriege im jüdischen Lande, von dem wir später handeln werden, beschäftigt war, hatten sich in Italien die erschütternden Wechselfälle ereignet, durch welche die Herrschaft innerhalb Jahresfrist an Galba, Otho und Vitellius gelangt war. Vespasianus, ein vorsichtiger, mehr das Nahe und Sichere als das Ferne und Gewagte ergreifender Mann, hatte sich in den Gang der Dinge nicht eingemischt. Auf die Kunde von Nero's Ermordung hatte er seinen Sohn Titus, den er zu seinem Legaten ernannt, nach Rom gesandt, um dem neuen Kaiser Galba seine Huldigungen darzubringen; er hatte Otho und Vitellius anerkannt und das Heer für sie in Eid genommen. Aber das ernste Schweigen, welches die Legionen bei der letzteren Gelegenheit beobachtet, konnte schon als Vorbote der kommenden Dinge gelten. Es währte nicht lange, so wurde Vespasianus an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit als Kaiser ausgerufen. Noch ehe seine eigenen Truppen ihm gehuldigt, hatte der Statthalter von Aegypten ihn als Herrscher anerkannt unter freudiger Zustimmung der Soldaten; bald folgte Mucianus von Syrien, der schon lange dazu gerathen.

Die Lage der Dinge in Rom.

Nun zauderte Vespasianus nicht länger; günstige Vorbedeutungen und Zeichen, auf die er großen Werth legte, bestärkten ihn in seinem Entschluß. Bedeutende Streitkräfte standen ihm zu Gebote. Außer seinem eigenen Heer von 60,000 Mann konnte er über die vier syrischen Legionen des Mucianus und die zwei ägyptischen des Alexander verfügen, und nicht sobald erscholl die Kunde von seiner Erhebung in Europa, so erklärten sich die mösischen, pannonischen und dalmatischen Truppen, begierig den Tod Otho's an dem unwürdigen Nachfolger zu rächen, für den neuen Bewerber. Sie verbanden sich mit dem vorausgeschickten Legaten Vespasians, Antonius Primus, einem tüchtigen und entschlossenen Kriegsmann, und rückten, während der Gebieter selbst in Alexandrien weilte, um von dort aus Rom durch Zurückhaltung der Getreidezufuhren zu bedrängen, in Oberitalien ein. Der schlaffe und stumpfsinnige Vitellius, von Schmeichlern und Wohldienern über die wahre Lage der Dinge getäuscht, hatte so wenig Anstalten zur Abwendung der drohenden Gefahr getroffen, daß man seinen Fall leicht voraussehen konnte. Dies bewog wohl auch seine würdige Mutter, ihr eigenes Ende durch Gift zu beschleunigen, um nicht den Ausgang des Sohnes zu erleben. Er selbst erstickte die Sorgen in Schwelgerei. „Keine Zurüstungen, keine Belebung der Soldaten durch Zusprache oder Waffenübung," sagt Tacitus, „kein Handeln vor den Augen der Menge; in schattigen Gartenlauben versteckt, gleich trägen Thieren, welche, wenn man ihnen Speise reicht, daliegen und hinbrüten, hatte er Vergangenes, Obschwebendes, Zukünftiges in gleiche Vergessenheit versenkt." Diese Stumpfheit wurde nur hie und da durch eine Anwandlung von Grausamkeit unterbrochen, wenn es Verleumdern und Höflingen gelang, sein Mißtrauen zu erregen. So starb der rechtschaffene Jun. Bläsus, der dem Kaiser seit den Tagen seiner Erhebung in Treue zugethan war, an Gift. Als endlich Cäcina mit den in Rom anwesenden Truppen auszog, um dem anrückenden Feind zu begegnen, zeigte der klägliche

Anblick des Heeres, wie verderblich die gelockerte Kriegszucht und das ungebundene Leben in dem heißen ungesunden Klima auf die germanischen Legionen gewirkt hatten. Selbst der Feldherr hatte seine frühere Kraft und imponirende Haltung durch das Gift der Ausschweifungen eingebüßt und sann überdies schon auf Abfall und Verrath, als er sich unter Umarmungen von Vitellius verabschiedete.

Die Heere in Oberitalien.

Auf die Nachricht, daß in Ravenna Flotte und Schiffsmannschaft sich für Vespasian erklärt, forderte Cäcina seine Truppen auf, ein Gleiches zu thun. Aber er hatte sich verrechnet: „So tief sei der Ruhm des germanischen Heeres noch nicht gesunken", sprachen sie, „daß sie ohne Kampf, ohne Wunden gefesselte Hände und besiegte Waffen hingeben sollten als Geschenk an überwundene Legionen und an einen des Landes verwiesenen Anführer." Sie legten ihn in Banden und zogen, mit anderen Truppen verbunden, in die Gegend von Bedriacum, dem Schauplatz ihres früheren Sieges. Dort traf bald nachher auch Antonius mit seinem durch Otho's Prätorianer verstärkten Heere ein, begierig die Sache zur Entscheidung zu bringen, ehe der auf dem Marsche befindliche Mucianus zu ihm stoßen und die Ehre des Sieges ihm entreißen könnte.

Fall von Cremona.

Bald kam es vor den Mauern und Festungswerken von **Cremona** zu einem furchtbaren Zusammentreffen der Vitellianer und Vespasianer in dunkler Nacht, wo der Zufall die Waffen lenkte und erst nach Mitternacht der aufgehende Mond die Scenen des Schreckens beleuchtete und ein Sohn mit Entsetzen gewahr wurde, daß er im nächtlichen Kampfe den eigenen Vater erschlagen. Die Vespasianischen Kriegsschaaren, angefeuert durch die Aussicht auf Plünderung und Beute, wenn sie den Sieg gewännen und die Stadt eroberten, erlangten die Oberhand und stillten dann ihre Rache und Habgier mit Blut und schrecklichen Unthaten. Cremona wurde erstürmt; mit entfesselter Wuth und Leidenschaft stürzten die entmenschten Krieger in die Häuser, mißhandelten die Bewohner, schändeten die Frauen und Töchter, mordeten und raubten in roher Gier und gaben dann die einst blühende und reiche Stadt den Flammen und der gänzlichen Verwüstung preis. Wenige Flüchtlinge, die dem Mordstahl entrannen, sammelten sich später wieder auf der öden Brandstätte und errichteten auf den Trümmern einige ärmliche Hütten. Gefangene wurden keine gemacht, da sie als römische Bürger nicht in Knechtschaft verkauft werden konnten.

Bürgerkrieg in Rom.

Von den Trümmern Cremona's setzten die Flavischen Truppen unter Antonius in kalten Wintertagen über die Apenninen und rückten in Etrurien ein, ihren Weg auf Rom gerichtet. Valens, einst ein Genosse der Neronischen Lustschwelgereien, zog ihnen entgegen, umgeben von den Dienern seiner Wollust, gerieth aber in Gefangenschaft und wurde getödtet. In ihm brach des Vitellius letzte Stütze. Die Abfälle der Truppen mehrten sich mit jedem Tage; die Schiffsmannschaft in Misenum erklärte sich für Vespasianus; selbst in Rom nahm die Zahl seiner Freunde und Anhänger unter dem Senatoren- und Ritterstande stündlich ab. Als sich der feindliche Heerführer den Thoren der Stadt näherte, verließ Vitellius, an aller Rettung verzweifelnd, in Trauerkleider gehüllt mit seinem jungen Sohn „Germanicus" und einem jammernden Gefolge

von Dienern den Kaiserpalast, erklärte auf dem Markte, daß er um des Friedens und der Wohlfahrt des Vaterlandes willen der Herrschaft entsage und in das Privatleben zurücktrete und empfahl mit von Thränen erstickter Stimme seine Gattin und Kinder der Theilnahme des Volkes. Dieser jammervolle Auftritt weckte das Mitleiden der Menge; seine Anhänger und die in der Stadt anwesenden Truppen widersetzten sich der Abdankung, nöthigten den Kaiser zur Rückkehr in den Palast und bekriegten den Bruder des Vespasianus, den Stadtpräfekten Flavius Sabinus, der bereits die Huldigungen für den abwesenden Kaiser angenommen, dann aber, erschreckt über den Eifer des Volkes und der germanischen Krieger, nebst dem jüngeren Sohne desselben, Domitian, Zuflucht auf dem Capitolium gesucht hatte, mit solchem Ungestüm, daß der herrliche Tempel des capitolinischen Jupiter in Flammen aufging und Sabinus, trotz der Fürbitte des Vitellius, ermordet ward. Domitian rettete sich im Gewande eines Isispriesters in das Haus eines treuen Clienten seines Vaters.

Ergrimmt über das frevelhafte Gebahren beschleunigten nunmehr die Flavianischen Truppen ihren Zug gegen Rom. Alle Versuche der Versöhnung wurden strenge abgewiesen. Nach Ueberschreitung der Milvischen Brücke ließ Antonius das Heer von drei Seiten gegen die Stadt anrücken. Sie stießen auf hartnäckigen Widerstand. Die Vitellianer standen auf den Mauern und hielten die Stürmenden bis zum späten Abend mit Steinen und Wurfspießen ab. Auch auf dem Schlachtfelde stießen feindliche Schlachtreihen auf einander. Erst als die Flavianer von allen Seiten eindrangen, legte sich der Widerstand. Und nun schlug die Stimmung in den Gegensatz um. Eine Schaar roher Soldaten, mit Sclaven und Pöbelhaufen vermischt, drang in den Palast, zog den sich verkriechenden Kaiser aus einem Winkel der öden Herrscherburg hervor und führte ihn im kläglichsten Aufzuge, die Hände auf den Rücken gebunden, unter Verhöhnung und Mißhandlung durch die Straßen der Stadt. „Ich war doch einst dein Kaiser," war die einzige Aeußerung, die er gegen einen der Unmenschen aussprach. Am Fuße der Seufzertreppe (Gemonien), wo des Sabinus Leichnam gelegen hatte, wurde er niedergestoßen; sein Haupt ward abgeschlagen und der Leib mit Haken in die Tiber geschleift. Gefühllos jagte während dieser Kriegsgräuel das entartete und abgestumpfte Volk in Rom seinen gewohnten Lüsten und Genüssen nach und ergab sich dem albernsten Aberglauben. Vitellius' Ausgang.

„Wild und gräßlich war der Anblick rings in der Stadt", sagt Tacitus: „hier Kampf und Wunden, dort Bäder und Trinkgelage; wiederum Blut und Leichenhaufen, daneben Dirnen und was ihnen glich; alle Wollüste einer schwelgerischen Ruhe, alle Gräuelthaten der erbittertsten Erstürmung, so daß man glauben mochte, dieselbe Stadt sei theils von Raserei, theils von Muthwillen ergriffen. Nicht einen Augenblick wurden die Wollüste ausgesetzt; als ob zu den festlichen Tagen, die gerade gefeiert wurden (die Saturnalien), auch diese Erlustigung gehöre, jubelten und genossen sie, unbekümmert um die Parteien, fröhlich im allgemeinen Elend."

III. Die Flavier. Trajan und Hadrian. Die Antoninen.

1. Titus Flavius Vespasianus.

A. Charakter und Regierung.

Vespasian 70—79. u. c. 823 —832. Die Nachwehen des Bürgerkriegs. Dem Tode des Vitellius folgte eine Zeit des Schreckens. Die Flavianischen Soldaten, gereizt durch den Widerstand und begierig nach Beute, füllten die eroberte Hauptstadt mit Raub, Mord und zügellosen Unthaten. Weder Antonius Primus, noch Mucianus, der am Tag nach der Eroberung eintraf und im Namen des noch immer in Alexandrien weilenden Vespasianus das Regiment führte, besaß das Ansehen oder den Willen, dem Uebermuth des siegestrunkenen Kriegsvolks oder der Bosheit und Leidenschaft feindseliger Angeber zu wehren, und Domitian gab schon damals alle die Laster und Untugenden kund, die er in der Folge in so reichem Maße entfaltete. „Er hatte Titel und Wohnsitz eines Cäsars erhalten," sagt Tacitus, „noch nicht auf Regierungssorgen gerichtet, spielte er den Fürstensohn nur in Unzucht und Ehebruch." Dabei erlaubte er sich bei der Besetzung der ersten Magistratsstellen solche Willkürhandlungen, daß Vespasian ihm spöttisch schrieb, ob er nicht auch für ihn schon einen Nachfolger bestimmt habe. Man begnügte sich nicht mit der Ermordung und Hinrichtung der Häupter der Vitellianer, wie des lasterhaften aber tapfern Lucius Vitellius, Bruder des Kaisers, und des unglücklichen Sohnes des letztern, der einst mit dem stolzen Namen Germanicus geschmückt worden war; auch manche andere wurden getödtet, die wie Calpurnius Galerianus und Luc. Piso, Proconsul von Afrika, keine andere Schuld auf sich geladen hatten, als daß sie durch Reichthum oder Ansehen hervorragten, und das Aufsuchen der Vitellianer gab den Soldaten den Vorwand, in die Häuser einzudringen und ihre rohen Begierden zu stillen. Erst als Vespasian von Aegypten in Italien eintraf, kehrte Sicherheit und Recht zurück. Die Bürgerschaft, erfreut, durch ihn von der Willkürherrschaft befreit zu werden, wie sie vorher durch seine Getreidesendungen von der Hungersnoth befreit worden, begrüßte den Einzug des

Kaisers mit Jubel als den Anfang einer neuen Zeit, und der Senat beeilte sich, demselben durch einen besondern Beschluß, von dem sich noch ein bedeutendes Bruchstück erhalten hat (Lex de imperio Vespasiani), alle die Rechte zu ertheilen, welche in alter Zeit die Könige und unter dem Freistaat Senat und Volk geübt hatten.

Und in der That bezeichnet der Regierungsantritt Vespasians eine neue Periode in der römischen Geschichte; mit ihm beginnt die „Reihe der guten Kaiser“. Eine einfache kräftige Soldatennatur von klarem praktischem Verstande hielt er sich fern von all den Thorheiten und Lastern, deren sich die vorhergehenden Herrscher schuldig gemacht. Seine nächste und wichtigste Sorge galt der Wiederherstellung der Kriegszucht bei den verwilderten Heeren und eines geordneten Zustandes in den Finanzen. Die Soldaten, bemerkt Sueton, theils durch den Sieg übermüthig, theils durch die Schmach der erlittenen Niederlage erbittert, waren in Zügellosigkeit und Frechheit ausgeartet. Vespasian entließ einen großen Theil des Vitellianischen Heeres und bei den übrigen führte er die altrömische Kriegszucht und Soldatenehre zurück. Mit gleichem Eifer war er bedacht, die Staatskasse zu füllen und den Staatshaushalt in gute Ordnung zu bringen. Die Strenge, womit er sich dieser Aufgabe unterzog, hat ihm bei dem an die frühere Verschwendung gewöhnten Volke üble Nachreden zugezogen. Er soll nicht nur alle Steuern, die von einem seiner Vorgänger abgeschafft worden, wieder eingeführt und mit neuen vermehrt haben; er wird auch beschuldigt, er habe selbst Speculationen und Kaufgeschäfte getrieben, absichtlich habgierige Männer als Statthalter in die Provinzen geschickt, um sie dann wegen Erpressung mit Geldbußen zu belegen, „die angefüllten Schwämme auszudrücken“, er habe sich Aemter, Ehrenstellen und Begnadigungen abkaufen lassen. Man trug sich mit allerlei Anekdoten, die sowohl des Kaisers Sparsamkeit und Geiz bezeichnen, wie die humoristische Laune und Ironie, die ihm eigen war und die er im gesellschaftlichen Verkehr gewöhnlich in Anwendung brachte.

Ordnung und Sparsamkeit.

Sueton erzählt: Als einst Titus seinem Vater Vorstellungen machte, daß er eine Urinsteuer eingeführt, habe er ihm ein Stück Geld von der ersten Erhebung derselben unter die Nase gehalten mit der Frage, „ob er einen üblen Geruch verspüre?“ Einen Eseltreiber, der auf einer Reise anhielt, um sein Thier beschlagen zu lassen, hatte er im Verdacht, daß er es nur gethan, damit ein Supplicant Zeit zur Ueberreichung einer Bittschrift fände. Er fragte ihn daher, wie viel er mit dem Beschlagen verdient habe und verlangte Halbpart. Den Abgeordneten einer Stadt, die ihm die Anzeige machten, daß sie die Absicht hätten, ihm auf gemeine Kosten eine Statue zu errichten, streckte er die flache Hand entgegen, mit den Worten: sie möchten sie nur sogleich auf dieser Basis aufstellen, d. h. ihm das baare Geld dafür einhändigen.

Aber wie sehr man auch über Vespasians Sparsamkeit spottete, man konnte nicht umhin, mit Bewunderung anzuerkennen, daß er die Einnahmen auf die würdigste und großartigste Weise verwendete. Nicht nur, daß er durch

Bauwerke. Rechtspflege. Verwaltung.

glückliche Kriege, wie wir sogleich sehen werden, die römische Kriegskunst glänzend bewährte; er rief auch viele großartige Werke und Anstalten ins Leben. Er legte neue Heerstraßen an, wobei Berge durchbrochen, Felsen gesprengt, kühne Bogen über reißende Flüsse gespannt wurden; das Capitolium wurde wieder aufgebaut und die Tausende von ehernen Tafeln, worauf die Senats- und Volksbeschlüsse eingegraben waren und die der Brand zerstört hatte, nach den Abschriften, die sich in Städten, Provinzen oder in Privathänden befanden, hergestellt. Er ließ die Straßen, die noch von der Neronischen Feuersbrunst her wüste lagen, neu aufführen, vollendete die von Claudius begonnenen Säulenhallen, verbesserte die Wasserleitungen, schmückte die Stadt mit dem großen Friedenstempel und mit dem gewaltigen Amphitheater, dessen colossale Ruinen noch jetzt die Bewunderung der Welt erregen. Diese Monumente der Architektur, das Eigenthum des römischen Volkes, waren mit den schönsten Werken griechischer Malerei und Bildnerei geschmückt und in dem Tempel des Friedens für die Gebildeten eine anziehende Büchersammlung aufgestellt. Dabei sorgte Vespasian für gute und schnelle Rechtspflege, stellte den Unfug der Delatoren ab und setzte das Majestätsgesetz außer Gebrauch. Er selbst saß oft auf dem Forum zu Gerichte und sein Beispiel feuerte die Andern zur Thätigkeit an, so daß eine Menge von Rechtsfällen, die während der bürgerlichen Unruhen ins Stocken gerathen waren, zur Entscheidung gebracht und die Gesetzgebung verbessert und ergänzt wurde. Dem Senatoren- und Ritterstand verlieh er neues Ansehen und größere Bedeutung, theils dadurch daß er unwürdige Mitglieder entfernte und durch ehrenhafte Männer ersetzte, theils indem er auch den Provinzen das Recht zutheilte, den Senatoren- und Ritterrang zu erwerben und somit diese beiden Stände zu Reichscollegien umschuf. Sein Zweck dabei war, dem Reiche größere Einheit zu verleihen und in die Regierung mehr Gleichförmigkeit zu bringen, ein Zweck, der ihm auch den Gedanken eingegeben haben mochte, eine Anzahl asiatischer Bundesstaaten (Cilicien, Klein-Armenien, Komagene, Emesa, Rhodos, Samos u. a.) in den unmittelbaren Reichsverband zu ziehen, wodurch aber auch die Grenzkriege mit den benachbarten Völkern im Kaukasus und jenseit des Euphrat und Tigris vermehrt wurden.

Vespasians Charakter.

Ein einfacher praktischer Mann entfernte Vespasian vom Hofe allen Luxus, allen Schein und alle die glänzenden Laster, womit sich die bisherigen Herrscher geschändet hatten; er war ein Feind aller Verweichlichung und Wollust und duldete keine Unsittlichkeit in seiner Nähe. Daß der bejahrte Fürst seine Geliebte Cänis als seine Gemahlin behandelte, erregte keinen Anstoß; vielmehr ärgerte man sich über den Stolz Domitians, der, als ihn Cänis bei der Rückkehr von einer Reise umarmen wollte, ihr die Hand zum Kusse reichte. Im Umgang war er freundlich und leutselig, gestattete Jedem freien Zutritt zu seiner Person, ohne sich vor Mord oder Verschwörung zu fürchten, und hatte Gefallen an Scherz und Witz. Noch lange gedachte das römische Volk der

derben Späße, der munteren Reden und Einfälle, der schlagfertigen Repliken des humoristischen alten Herrn. Selbst auf dem Todbette verließ ihn die witzige Laune nicht: „Wehe mir, ich glaube, ich werde ein Gott!" rief er mit Anspielung auf die Apotheose bei zunehmender Krankheit aus, dann erhob er sich und mit den Worten: „Ein Kaiser muß stehend sterben" erwartete er den Tod in militärischer Haltung. Er verschied im siebenzigsten Lebensjahr. 23. Juni 79.

Wenn schon Vespasian nach altrömischer Sitte seinen Sinn vorzugsweise auf Krieg und Staatsverwaltung gerichtet hielt, so war er doch auch Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften; aber seiner nüchternen praktischen Natur widerstrebte alles Phantastische, Schwärmerische, Ueberschwengliche. Nur was dem Staat und dem realen Leben Nutzen brachte, fand Geltung vor seinen Augen; Philosophen, Wahrsager, Sektenstifter und Religionsschwärmer, kurz alle „Ideologen" und Doctrinärs waren ihm zuwider. Aus diesem Grunde verbannte er die Philosophen aus Rom, weniger um ihrer Lehren willen, als weil sie den Hauptwerth auf Aeußerlichkeiten legten, weil sie an einer auffallenden Ordenstracht mit Mantel und Bart, an einer rücksichtslosen Kundgebung republikanischer und oppositioneller Grundsätze, an absichtlicher Mißachtung aller gesellschaftlichen Formen und Sitten Gefallen fanden und ihre Ansichten mit großer Ostentation zur Schau trugen*); aus diesem Grunde verwies er die „Chaldäer" aus Rom, jene Schaar von Wahrsagern und Astrologen, die durch den Hang der Zeit zum Aberglauben, zum Geheimnißvollen und Wunderbaren eine solche Macht erlangt hatten, daß sie ein ähnliches Gebot des Vitellius, wornach alle Astrologen bis zum ersten Oktober die Hauptstadt Rom

Seine Stellung zu den Philosophen, Wahrsagern und „Ideologen."

*) In einem von Mai entdeckten Fragmente des Dio (66, 13) heißt es in Beziehung auf diese Maßregel gegen die Philosophen: „Weil sowohl viele von stoischen Grundsätzen geleitet, als auch der Cyniker Demetrius ganz öffentlich viele mit den bestehenden Verhältnissen unverträgliche Lehren mit der Miene der Philosophen vorzutragen pflegten und dadurch Mehreren die Köpfe verrückten, so überredete Mucianus den Vespasian, alle diese Leute, den einzigen Musonius ausgenommen, aus der Stadt zu verweisen — ein Rath, den ihm mehr Erbitterung als Liebe zur Wissenschaft einzugeben schien. Mucianus that vor Vespasianus gegen die Stoiker in einer langen Rede merkwürdige Aeußerungen, zum Beispiel: „Sie sind voll eitler Prahlereien: wenn sich Einer den Bart wachsen läßt, die Augenbrauen hinaufzieht, den Lumpenmantel umwirft und baarfuß geht, so will er gleich ein Philosoph, ein Held, ein Tugendmuster sein, und trägt die Nase hoch, wenn er auch, wie das Sprichwort sagt, sich weder auf die Feder noch auf die Kunkel versteht; sie sehen Jedermann über die Achsel an: der Vornehme ist ihnen ein Einfaltspinsel, der Niedere ein feiger Wicht, der Schöne ein Wüstling, der Häßliche ein Muster von Schönheit, der Reiche ein Selbstsüchtler, der Arme eine Sklavenseele." Den Demetrius und den Hostilius verbannte er sogar auf Inseln. Hostilius sprach gerade mit einem Andern, als er die Nachricht von seiner Verbannung erhielt, und verstummte zwar nicht, sondern zog vielmehr noch viel stärker über die Alleinherrschaft los, machte sich aber doch alsbald aus dem Staub. Dem Demetrius, welcher sich immer noch nicht zur Ruhe gab, ließ Vespasian sagen: „Du legst es zwar ganz darauf an, daß ich dich am Leben strafen soll, aber einen Hund, der mich anbellt, tödte ich nicht."

zu verlassen hätten, durch das Gegenedikt verhöhnten: „die Chaldäer machen bekannt, daß es bis zum ersten Oktober keinen Vitellius Germanicus mehr in der Welt geben solle;" aus demselben Grunde verfolgte er die Christen, in denen er dieselbe religiöse Geistesrichtung und Schwärmerei zu erkennen glaubte, die den Aufstand in Judäa hervorgerufen; aus demselben Grunde verurtheilte er auch den charakterfesten republikanisch gesinnten Senator Helvidius Priscus, Schwiegersohn des Thrasea Pätus, zu Verbannung und Tod. Tacitus, ein großer Bewunderer und Lobredner dieser letzten Republikaner, die gleich ihrem Urbilde Cato dem Ideale eines freien Staates nach philosophischen Doctrinen nachjagten und die Macht der Wirklichkeit über ihren Traumgebilden verkannten, gibt uns in seinen Geschichtsbüchern selbst den Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß ein sonst humaner und toleranter Fürst einen so rechtschaffenen und ehrenwerthen Mann wie Helvidius dem Tode weihen konnte.

Helvidius Priscus.

Helvidius trachtete nach dem Ruhme eines Freiheitsmärtyrers, er setzte einen Werth darauf, inmitten des monarchischen Staates an dem Traumbilde der Republik festzuhalten, er versagte selbst einem Vespasianus den kaiserlichen Namen, die Anerkennung des Alleinherrschers; an den Geburtstagen des Brutus und Cassius feierten Thrasea, Helvidius und ihre Gesinnungsgenossen in ihren Wohnungen republikanische Feste, wobei sie bekränzt auf die Namen ihrer Helden tranken. Solche und ähnliche Demonstrationen, verbunden mit der prinzipiellen und schroffen Opposition, welche Helvidius in allen Senatssitzungen kundgab, reizten den an strammes militärisches Regiment gewöhnten Kaiser so sehr, daß er denselben verbannte und dann, wahrscheinlich von feindseligen Rathgebern mit neuen Verdächtigungen erfüllt, den Befehl zu seiner Hinrichtung gab. Er bereute jedoch bald das rasche Gebot und wollte es wieder zurücknehmen; aber Helvidius hatte bereits unter dem Beile des Scharfrichters verblutet. Tacitus hat dem trefflichen Manne, der inmitten einer servilen und verderbten Welt Freimuth und Tugend bewahrte, ein schönes Denkmal gesetzt: „Helvidius Priscus aus der Landstadt Terracina widmete sich in früher Jugend mit herrlichen Anlagen den höheren Wissenschaften, nicht wie die Meisten, um unter prächtigem Titel eine träge Muße zu verhüllen, sondern um gegen Unfälle gewaffnet die Staatsgeschäfte zu ergreifen. In der Weisheit folgte er denjenigen Lehrern, die nur was recht ist für ein Gut und nur was schändlich für ein Uebel erklärten, und Macht, Adel und andere äußere Dinge weder den Gütern noch den Uebeln beizählten. Noch als Quästor ward er von Pätus Thrasea zum Eidam ausersehen und nahm vom Charakter seines Schwiegervaters vor Allem den Freimuth in sich auf; als Bürger, Senator, Gatte, Eidam, Freund, in allen Lebensverhältnissen sich gleich, Verächter des Reichthums, beharrlich im Guten, standhaft gegen Furcht."

B. Der Krieg in Judäa und die Zerstörung Jerusalems.

Als Vespasian den Herrscherstab führte, wurden im Osten und Westen des römischen Reichs, in Judäa, Britannien und an den Mündungen des Rheins große wechselvolle Kriege geführt, die ersten bedeutenden Waffenthaten im Felde seit den Tagen des Augustus.

1. Wir haben früher (III, S. 310. IV, S. 12) die Verhältnisse kennen gelernt, welche die Einfügung Judäa's in das römische Weltreich herbeiführten. Die wohlhabende Klasse, die diese Vereinigung besonders betrieben hatte, freute sich des neuen Zustandes, der gewinnreichen Erwerb, friedlichen Genuß und ruhiges Leben brachte. Die römischen Statthalter, an großartige politische Verhältnisse gewöhnt, machten einen mäßigen Gebrauch von ihrer Gewalt. Zufrieden, wenn die Steuern und Abgaben regelmäßig entrichtet und die gesetzlichen Rechte und Befugnisse des Herrschers und seiner Stellvertreter geachtet wurden, mischten sie sich nicht in die inneren Einrichtungen, Sitten und Religionsgebräuche des Volkes. Der hohe Rath (Synedrion) so wie die unteren Richter und Volksbeamten konnten sich freier bewegen als unter den früheren Herrschern; die Verrichtungen des Hohenpriesters erlitten keine Störung, die religiösen Feste, Opfer und heiligen Handlungen wurden nicht gehemmt noch erschwert, die israelitische Jugend blieb vom Kriegsdienst verschont. Ein gesicherter Rechtsgang beförderte Wohlstand und äußeres Lebensglück; Handel, Ackerbau und Gewerbsamkeit blühten fröhlich auf. Die Gebildeten und Wohlhabenden, zufrieden, den Vorschriften ihres Glaubens äußerlich genügen zu können und um die tiefere Aufgabe ihrer Religion unbekümmert, freuten sich der neuen Ordnung. In allen Ländern des großen Reiches ließen sich Juden nieder und erlangten Reichthümer und bürgerliche Rechte. Die Lage der Juden unter der Herrschaft Roms.

In Rom betrug die Zahl der jüdischen Einwohner, die ein eigenes Quartier jenseit der Tiber inne hatten, viele Tausend; und wenn schon hie und da die Bekenner der orientalischen Religionen ausgewiesen oder mit Strafen bedroht wurden, so waren solche Beschlüsse nicht so ernst gemeint oder nur von vorübergehender Wirkung. Die Juden trösteten sich um so leichter über die heidnische Herrschaft, als ja auch Herodes und sein Haus nur äußerlich dem Jehovaglauben angehörten, so daß sogar zwei Enkel des Großkönigs, Alexander und Tigranes, bei ihrem mütterlichen Großvater, dem kappadokischen König Archelaos, zum Heidenthum übergingen und in Armenien als römische Vasallenkönige eingesetzt wurden.

Aber nicht alle Juden huldigten diesen laxen Grundsätzen. Jene strenggläubige Partei, die unter der syrischen Herrschaft für den Glauben der Väter Marter und Tod erduldet, war noch nicht ausgestorben. Diesen Frommen, die man mit dem Namen der „Eiferer“ (Zeloten) belegte, entging nicht der innere Widerspruch, in dem die Wirklichkeit mit dem Ziele der mosaischen Gesetzgebung stand; statt der verheißenen Herrschaft Jehova's, die das auserwählte Volk Gottes zu Macht und Ruhm führen sollte, sahen sie das Land gebeugt unter eine heidnische Zwingherrschaft; von den Feldern, die einst Jehova ihren Vätern verliehen, auf daß sie ihm dienten in Ehrfurcht und Gehorsam, sollten sie nun ungläubigen Herren Zins und Schoß entrichten. Es bildete sich eine neue, vierte Schule, die gleich den Pharisäern die „Heiligherrschaft“ als die Erfüllung der mosaischen Gesetze und Verheißungen erwartete und anstrebte, aber thatkräftiger und entschlossener zu Kampf und Entscheidung drängte, in dem festen Glauben, daß Gott den Arm seiner Streiter stärken werde. In der Die Zeloten.

Sekte der „Gesetzeseiferer" erwachte noch einmal der Grundgedanke der jüdischen Religion, daß der Herr einst sein Volk durch einen neuerweckten Propheten, durch einen Messias, zur Weltherrschaft führen und Jerusalem mit dem Berge Zion zum heiligen Herrschersitz erwählen würde, in seiner ganzen Stärke, aber schon in einer krankhaft gesteigerten Erregtheit, in der Gestalt fanatischer Schwärmerei. Das zuversichtliche Hoffen und Harren, die schöne Poesie des jüdischen Staats- und Gesetzeslebens, sollte nach dem begeisterten Glauben der „Eiferer" zur Wahrheit und Wirklichkeit werden; Jerusalem, die heilige Wohnstätte des wahren Gottes und Königs, sollte die Hauptstadt der Welt, den Mittelpunkt der gottlosen Mächte überwinden.

Judas der Gaulonäer.

Diese Stimmung und Anschauung kam zuerst zu Tage, als gleich nach der Besitznahme Judäa's Kaiser Augustus durch den Ritter P. Sulpicius Quirinus die Schätze des Herodäischen Volksfürsten Archelaos in Beschlag nehmen und dann, wie erwähnt, eine allgemeine Schatzung des neuerworbenen Landes vornehmen ließ. Judas aus Gamala, am jenseitigen Ufer des galiläischen Sees, nach der Landschaft gewöhnlich „der Gaulonäer" genannt, widersetzte sich dem Vorhaben und erregte einen Aufstand. Er wurde leicht überwältigt; er selbst ging durch Waffengewalt unter und sein ganzer Anhang wurde zersprengt; aber die Grundsätze und die Partei bestanden fort; und wenn auch in den nächsten Jahrzehnten die Römerherrschaft im jüdischen Lande ruhig ertragen ward, so faßte doch die allgemeine Volksstimmung, „daß die Heiden nicht im heiligen Lande herrschen sollten", mehr und mehr Boden und verschaffte den „Eiferern" Einfluß und Anhang. Die starke Abneigung, die sich im ganzen Lande gegen die „Zöllner" ausbildete, die man den „Sündern" und „Unreinen" d. h. Heiden gleichstellte, hatte ihren tiefsten Grund in dieser Anschauung. Das Feuer, welches in Judas in helle Flamme aufgelodert war, glühte mehr oder weniger gedämpft im Herzen des Volkes fort. Noch drei Jahrzehnte später starben zwei Söhne des Gaulonäers, die als Räuberführer den kleinen Krieg gegen die heidnische Herrschaft fortsetzten, am Kreuze.

Die römischen Procuratoren in Judäa. Pontius Pilatus.

Unter den Landpflegern, die in raschem Wechsel auf einander folgten, ist keiner so bekannt geworden als Pontius Pilatus, welcher unter Tiberius etwa elf Jahre lang das Statthalteramt in Cäsarea verwaltete. Ein hochfahrender, rücksichtsloser Mann, ohne Achtung für das Volk und seine eigenthümliche Gesetzgebung, hat er bei den Juden kein besseres Andenken hinterlassen, als im christlichen Bewußtsein an seinen Namen geknüpft ist. Besonders verletzte es die religiösen Gefühle des gegen allen Bilderdienst höchst eifersüchtigen Volkes, daß er die römische Kriegsmannschaft, die zum Ueberwintern nach Jerusalem verlegt ward, mit ihren Feldzeichen, den Adlern und den Brustbildern des Kaisers, aufziehen ließ. Schon Herodes hatte durch die Aufpflanzung eines großen goldenen Adlers über dem Haupteingange des Tempels ein solches Aergerniß gegeben, daß das Volk am hellen Mittag einen Aufstand erregte und das götzendienerische Zeichen herabriß und in Stücke schlug. Eine ähnliche Auflehnung gegen den römischen Herrscher hätte die schlimmsten Folgen gehabt. Daher wählte man den Weg der Bitte. Fünf Tage und Nächte lagerten Volkshaufen im Vorhofe des Landpflegers zu Cäsarea und flehten um Entfernung der heidnischen Bilder von der heiligen Stätte mit solcher Ausdauer und Entschlossenheit, daß der Statthalter endlich nachgab. Auch bei andern Gelegenheiten gab Pilatus durch Mißachtung der religiösen Vorurtheile dem Volke Anstoß, so daß während seiner Verwaltung mehrmals Zusammenrottungen stattfanden, die von den Soldaten blutig zersprengt wurden. So hat Pilatus einst bei einem Feste „das Blut der Galiläer mit ihren Opfern vermischt" (Luc. 13, 1). Das Recht, den Hohepriester zu ernennen und ab-

zusetzen und die heilige Kleidung, worin derselbe allein seine Amtsgeschäfte verrichten durfte, in Verwahr zu halten, bot öfter Gelegenheit zu Conflikten zwischen den weltlichen Machthabern und dem Volke Gottes. In Folge eines solchen gewaltsamen Einschreitens gegen eine Versammlung von Samariern am Berge Garizim wurde Pontius Pilatus abberufen und nach Gallien verwiesen, wo er im folgenden Jahr, dem Todesjahr des Tiberius, gestorben sein soll.

Die Juden unter Caligula.

Zwei oder drei Jahre nach Pilatus (39) zog sich ein neuer Sturm über den Häuptern der Juden in Jerusalem und Alexandria zusammen. Gaj. Caligula, von der schmeichelnden Römerwelt als Gott gepriesen, nahm es ungnädig auf, daß die Juden allein ihm die göttliche Ehre versagten. Er befahl daher den römischen Statthaltern von Aegypten und Syrien, seine Bildsäulen in dem Tempel zu Jerusalem wie in den Synagogen zu Alexandrien aufzustellen. In der beweglichen Hauptstadt des Nillandes, wo die Juden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten und sowohl wegen ihrer religiösen Abgeschlossenheit als wegen ihrer eigennützigen Erwerbsucht allgemein verhaßt waren, erregte ihre Weigerung, dem Befehle zu gehorchen, einen Volksaufstand gegen die „Kaiserverächter", wobei viele Juden erschlagen und mehrere ihrer Heiligthümer zerstört wurden. In Palästina wurde ein ähnliches Unglück dadurch vermieden, daß die jüdischen Bewohner wie bei Pilatus in großer Menge vor den Statthalter traten und so lange mit flehenden Worten und Geberden um Abwendung der ihrem Tempel drohenden Gefahr baten, bis dieser die Ausführung verschob. Einer Gesandtschaft alexandrinischer Juden, bei welcher sich der philosophische Schriftsteller Philon, einer der weisesten Hellenisten seiner Zeit, befand, und der Fürbitte des Herodes Agrippa gelang es endlich das Vorhaben zu hintertreiben, bis die Ermordung Caligula's eine günstigere Zeit herbeiführte.

Judäa zur Zeit des Claudius.

Claudius, der dem klugen und gewandten Herodeer Agrippa seine Herrschaft zu verdanken hatte (S. 166), erließ sogleich ein Ausschreiben, worin den Juden alle ihre älteren Vorrechte von Neuem zugesichert wurden und verlieh dem befreundeten Agrippa die Herrschaft über Judäa und Samarien, wie sie sein Großvater besessen. Aber dieses neue „Großkönigthum" dauerte nur drei Jahre. Als Agrippa zu Cäsarea „für des Cäsar's Heil" prachtvolle Circusspiele veranstaltete und in glänzendem Silbergewand zuschaute, wurde er von einer plötzlichen Krankheit erfaßt, an der er fünf Tage nachher verschied. „Es schlug ihn der Engel des Herrn, darum, daß er die Ehre nicht Gott gab" (44). Nun führten wieder römische Statthalter das weltliche Regiment in Palästina, bald unterstützt, bald gehemmt von den noch lebenden Gliedern des Herodeischen Hauses, die sich durch Schmeichelei und wohldienerisches Wesen stets die Gunst des römischen Hofes und eine beschränkte Clientelherrschaft über Jerusalem und die Umgegend zu erhalten wußten, dafür aber wegen ihres Eingehens in die heidnischen Sitten und Anschauungsweise bei dem jüdischen Volke immer mehr in Mißachtung fielen.

Die Stellung der Juden unter Nero.

Die Gunst, die Claudius dem Volke und dem Herodeischen Geschlechte erwiesen, dauerte auch noch einige Jahre unter Nero fort, wenigstens so lange Poppäa Sabina, die Gönnerin der Juden, Macht und Einfluß besaß. Dadurch fanden die Klagen des israelitischen Volkes, besonders wenn sie von einem Herodeer unterstützt oder vorgebracht wurden, leicht Gehör und eine günstige Lösung in Rom. Die Statthalter waren daher stets auf ihrer Hut, das mißtrauische und eifersüchtige Volk zu verletzen und gestatteten sich nicht nur keinerlei Eingriffe in die hierarchischen Gesetze und Einrichtungen, sie entschieden auch öfters die Streithändel desselben mit Christen, Heiden und Samariern zu dessen Gunsten, wobei sie sich freilich nicht immer frei von Bestechung hielten. Diese Nachsicht der Gewalthaber gegen die Vorurtheile und religiöse Leidenschaftlichkeit der „Heiligherrscher", die besonders gegen die Häupter der Christengemeinde in Jerusalem und gegen Paulus in ihrer ganzen Ungerechtigkeit hervortrat, steigerte den Uebermuth

und die Unverträglichkeit des Volkes und seiner Häupter und mehrte die Conflikte und Ansprüche. Wo es nur anging, suchte der hohe Rath die Rechte und Befugnisse des Statthalters in der Verwaltung und Rechtspflege zu schmälern, die Bestätigung des Hohenpriesters, die Ueberwachung der religiösen Feste und heiligen Gewänder und andere Hoheitsrechte zu beseitigen oder zu umgehen, desto häufiger aber nahm er die bewaffnete Hülfe in Anspruch, wo es galt innere Feinde niederzuwerfen. Und bei der Herrschsucht und religiösen Unduldsamkeit der Häupter des „auserwählten Volkes“ mehrte sich die Zahl dieser Feinde mit jedem Jahr. War ihnen schon die heidnische Herrschaft ein Gräuel und eine Versündigung gegen die Gebote Moses, so erregten die Anwesenheit römischer Soldaten in der Nähe des Tempels, die sich mehrenden Niederlassungen von Heiden in allen Städten Palästina's, die Ansprüche der griechischen Einwohner in Cäsarea und andern Orten auf die städtische Verwaltung und bürgerlichen Ehren im höchsten Grade die Unzufriedenheit der Juden. Die Kriegsleute, gereizt durch den religiösen Hochmuth, bezeigten dem Heiligthume nicht immer die verlangte Ehrfurcht und führten durch unehrerbietiges Betragen häufig schwere Streithändel herbei; die Samarier und die Griechenstädte Palästina's, wo die heidnische Bevölkerung die Mehrzahl bildete, verweigerten nicht nur jede Abgabe an den Tempel, sie störten auch oft die Festwallfahrten der Gläubigen.

Die innere Zerrissenheit des Gottesstaats.

Aus diesen und andern Ursachen erwuchsen Aufstände und Kämpfe, die nur durch das Einschreiten der Römer beigelegt werden konnten und die unter dem Hochmuth verborgene Ohnmacht des jüdischen Gottesstaates und die innere Zerrissenheit und Auflösung des „auserwählten Volkes“ recht grell zu Tage kehrten. Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung hatte in den zwei oder drei Jahrzehnten, die dem Falle Jerusalems vorangingen, den Höhepunkt der Zerrüttung und Zersetzung erreicht. Nicht nur daß sich die edleren und tieferen Naturen mehr und mehr dem Christenthum zuwandten; unter den Juden selbst wurde die Sektenspaltung immer größer, der Haß und die Feindseligkeit der einzelnen Schulen gegen einander immer heftiger und erbitterter. Die Religion war zu einem leeren Buchstabenglauben und Gesetzesdienst herabgesunken, in denen Herz und Gemüth vergebens nach Trost und Frieden suchten. Und je ungenügender und hoffnungsleerer die Gegenwart war, desto heißer wurde die Sehnsucht nach einem Retter und Erlöser, desto lebendiger regte sich die alte Messiashoffnung, desto leichter fanden Schwärmer und Fanatiker Anhänger und Gläubige. Das jüdische Volk lebte in einem offenen Kriege sowohl gegen die heidnische Obrigkeit und alle Götzendiener als gegen die falschen Propheten und ihre Genossen. Das Land wimmelte theils von Schwärmern und Zauberern, die in übler Nachahmung der Thaten Christi und seiner Jünger das Volk verführten, theils von Räubern und Mördern, die es aus seiner Gleichgültigkeit durch Verbrechen aufrütteln und das heilige Land mit dem Dolche von den Ungläubigen befreien wollten. „Unaufhörlich gährte es in den tiefsten Schichten des ganzen Bodens“, sagt Ewald, „und durch nichts mehr gründlich zu hemmen tauchten aus der Tiefe theils die thörichtsten und wahnsinnigsten, theils die grimmigsten und erbittertsten, ja die ruchlosesten Bestrebungen auf, die harte Schale der Demüthigungen und der Finsternisse dieser Zeit gewaltsam zu durchbrechen und irgend einen neuen Anfang zu gewinnen.“

Ungerechte Statthalter.

Es ist begreiflich, daß bei solchen Zuständen endlich die Langmuth der Römer zu Ende ging und daß die Statthalter die zunehmende Anarchie mit Druck und Gewalt niederzuschlagen suchten. Den Anfang eines strengeren Regiments machte Claudius Felix, Bruder des Pallas (S. 167), ein Freigelassener, von dem Tacitus sagt, „er habe unter aller Grausamkeit und Willkür königliche Vorrechte mit Sclavensinn ausgeführt.“ Aber leichtsinnig und der Bestechung zugänglich war er in seiner Strenge weder

consequent noch gerecht, so daß die Jahre seiner Verwaltung zu den unheilvollsten und verwirrtesten gehörten. Wir haben in der Geschichte des Apostels Paulus ein Beispiel seiner leichtfertigen Rechtspflege kennen gelernt. Als nach seiner Abberufung im J. 61 unter dem schlafferen Regiment seiner beiden Nachfolger **Porcius Festus** und **Albinus** die Verwirrung unerträglich wurde theils durch die zunehmende Frechheit der Räuber und „Dolchmänner", theils durch den Uebermuth und die Anmaßung der Hohenpriester, welche den Zehnten allein für sich in Anspruch nahmen und dadurch die geringeren Glieder des Priesterstandes in Noth und Armurh brachten, verlieh endlich Nero im J. 65 die Statthalterschaft in Judäa dem **Gessius Florus**, einem Griechen von Klazomenä, dessen Frau eine Freundin der Poppäa war. Keine unglücklichere Wahl konnte getroffen werden. Wohl besaß Gessius Florus Kraft und Energie des Charakters, aber er gebrauchte sie nicht zur Herstellung der Ordnung oder zur Stärkung des Rechts und Gesetzes, sondern zur Befriedigung seiner Habsucht. Verschlagen, treulos und grausam und abgestumpft gegen alle edleren Empfindungen machte Florus durch Druck, Erpressung und Handlungen der Willkür die römische Herrschaft unerträglich. Im Vertrauen auf den mächtigen Schutz in Rom gab er sich dem Laster der Käuflichkeit ohne Rückhalt hin und beugte Recht und Gesetz zum eigenen Vortheil. Das Raubwesen erreichte unter seiner Verwaltung den höchsten Gipfel, so daß ganze Dörfer und Gegenden verwüstet lagen und viele Einwohner aus Verzweiflung das Land verließen. Gessius Florus

Da erwachte noch einmal im Volke Israel der Fremdenhaß und die Begeisterung für die alte Gottherrschaft in aller Stärke. Noch lebten viele Gesinnungsgenossen des Gaulonäers Judas im Lande; sie wurden der Kern der mächtigen Partei der „Eiferer", die verstärkt durch den Beitritt vieler junger für Freiheit und vaterländische Einrichtungen begeisterter Männer einen Bund schlossen auf Leben und Tod, die Ehre des Gesetzes zu verfechten, die Römer aus dem heiligen Lande zu vertreiben und keinen heidnischen Herrn oder menschlichen König mehr anzuerkennen. Der aus Rom anlangende kaiserliche Bescheid, worin Cäsarea für eine hellenische Stadt erklärt, somit der lange Streit über die bürgerliche Rechtsgleichheit zum Nachtheil der Juden entschieden ward, steigerte die Aufregung und den Haß gegen die Heiden. Als die zum Gottesdienst versammelte Judenschaft in Cäsarea von einem heidnischen Bürger beschimpft und gehöhnt ward, wanderte sie mit ihren heiligen Büchern aus und rief den Schutz des Statthalters an. Dieser aber, nicht zufrieden mit dem Geschenke von acht Talenten, forderte als Bedingung seiner Hülfe von den Juden in Jerusalem noch die doppelte Summe aus dem Tempelschatz. Empört über solche Habsucht ließen diese öffentlich einen Bettlerbeutel herumgehen, eine milde Gabe „für den armen und unglücklichen Mann" begehrend, und reizten durch solchen Hohn den Grimm des Machthabers. Er rückte an der Spitze einer berittenen Mannschaft in Jerusalem ein, besetzte den obern Theil der Stadt und ließ, als die Schuldigen nicht ausgeliefert wurden, über 3000 Menschen niedermachen oder ans Kreuz schlagen. Umsonst sprachen die Priester und der vornehmere und besonnenere Theil der Bürgerschaft Worte der Versöhnung; kaum war der Statthalter mit einem Theil der Mannschaft nach Cäsarea zurückgekehrt, so wurden die Eiferer Meister der Stadt, vertrieben die römischen Zoll- Empörung der Juden.

beamten und widersetzten sich jeder Steuererhebung. Die Vermittelung des Herodes Agrippa, der gerade in Jerusalem zugegen war und als Obervogt des Tempels eine gewichtige Stimme hatte, blieb ohne Wirkung; geschmäht und mit Steinwürfen bedroht verließ er eilig die tobende Stadt. Die rasende Menge zerstörte darauf seinen Palast, die Prachtwohnung des Hohenpriesters und das Stadtarchiv mit den Schuldurkunden, damit die Armen sich um so williger an dem Kampf für die Freiheit betheiligten. Nun errichteten die Eiferer, mit Räubern und Dolchmännern verstärkt, ein Regiment des Schreckens. Die Gemäßigten wurden verfolgt, der Hohepriester Ananja aus dem Verstecke gezerrt und nebst seinem Bruder ermordet; die Burg Antonia ward erstürmt und sammt der Besatzung vernichtet; den in den festen Thürmen eingeschlossenen Römern versprach man freien Abzug und tödtete sie hinterlistig auf dem Wege. Zur Vergeltung dieser Frevel ermordete die heidnische Bevölkerung in Cäsarea die zurückgekehrte Judengemeinde, 20,000 Menschen, wie Josephus versichert. Die Flüchtigen nahm Florus selbst gefangen und ließ sie an die Ruderbänke fesseln.

Bürgerkrieg im syrischen Lande. 66. Damit war die Losung zum allgemeinen Krieg im syrischen Lande gegeben, einem Kriege, in welchem alle Leidenschaften in wilder Gährung aufschäumten. Glaubenswuth und Nationalhaß schärften die Waffen, mit denen jetzt in allen Städten und Dörfern Palästina's Heiden und Juden einander mordend anfielen. Es ist ein Bild des Entsetzens und Grauens, das Josephus über die Vorgänge des Jahres 66 aufrollt. Nicht genug, daß die heidnischen und jüdischen Bewohner in den meisten Städten sich blutig zerfleischten, die Schaar der „Eiferer" in Jerusalem, angetrieben von Glaubenswuth, Fremdenhaß und Siegesübermuth, machte Streifzüge in die umliegende Gegend bis nach Galiläa und zur phönizischen und philistäischen Küste und stillte ihre Rache im Blute der heidnischen Bevölkerung. Alle Schluchten, Wälder und Höhlen füllten sich mit flüchtigen Menschen jedes Standes und Glaubens.

„Ganz Syrien war von einer furchtbaren Bewegung ergriffen", erzählt Josephus, „und jede Stadt in zwei Heerlager verwandelt. Jede Partei suchte die eigene Rettung in der Vernichtung der andern. Die Tage brachte man mit Morden zu, die Nächte unter banger Furcht. Zum Haß gesellte sich die Habsucht. Wer am meisten Beute davontrug, wurde am meisten geachtet; denn er erschien als Sieger über viele Feinde. Allenthalben erblickte man unbegrabene Leichname. Die ganze Provinz war voll unaussprechlichen Elendes und Aergeres noch ließ die drohende Zukunft erwarten." In Alexandrien wurden in den Straßen Schlachten geliefert, wobei nach der Versicherung desselben Geschichtschreibers 50,000 Todte blieben. In Damaskus lockte man die Juden ins Theater und ermordete 10,000 derselben bis auf den letzten Mann. Von Gaza bis nach Antiochien wüthete das Schwert der Verfolgung.

Cestius Gallus zurückgeschlagen. Im Spätsommer rückte der syrische Statthalter Cestius Gallus mit einem aus Römern und Bundesgenossen gemischten Heere in die empörte Landschaft. Nach Unterwerfung der Seestädte zog er von Joppe aus verheerend in das innere Land und schlug unter den Mauern Jerusalems sein Lager auf.

Schon war ein Theil der nördlichen Stadt in seiner Gewalt, als die Eiferer unter der Führung des tapfern Simon, Giora's Sohn aus Gerasa, einen so erfolgreichen Angriff wagten, daß Cestius, der die Wirkung des Fanatismus und der Verzweiflung zu gering angeschlagen hatte, sich zu einem eiligen Rückzug genöthigt sah. Die Juden, begeistert durch ihren Sieg, setzten den Fliehenden nach, erschlugen die Nachhut von 400 Legionssoldaten, die zur Deckung des Rückzugs im Lager zu Bäthoron zurückgeblieben waren und bedrängten das Hauptheer in den Schluchten und Gebirgswegen mit solcher Heftigkeit, daß Cestius nur mit Mühe und großem Verluste nach Cäsarea entkam. Ueber 5000 seiner Krieger bedeckten als Leichen den Weg der Flucht und alles Kriegsgeräthe fiel in die Hände der Insurgenten. „So sah der 8. Nov. noch einmal einen großen Sieg des alten Volkes. Der Himmel selbst schien die Sache der Gesetzeseiferer zu beschützen.“ Ein mächtiger Aufschwung nationaler Begeisterung durchzuckte alle Gemüther; die Tage Mose's und Josua's schienen wiederzukehren; die heilige Stadt war befreit und Jehova's Tempel nicht länger entweiht durch die Nähe der Ungläubigen. Der bürgerliche Zwiespalt verschwand; alle Parteien vereinigten sich in dem hohen Gedanken der Befreiung von heidnischer Herrschaft. Der Glaube an die bevorstehende Ankunft des Messias und die Vollendung aller irdischen Dinge erwachte mit neuer Stärke in dem alten Israel und füllte die Herzen mit Hoffnung und Zuversicht.

Trübe Ahnungen. Die Christen nach Pella.

Aber alle Hoffnungen und Entwürfe zerschellten wie Seifenblasen an der Macht der Wirklichkeit. Wie hoch auch die Wogen der Begeisterung sich hoben, so fehlte es doch auch nicht an düstern Ahnungen, Vorzeichen und Wahrsagungen, die das Ende der Dinge als nahe bevorstehend andeuteten. Die Christengemeinde in Jerusalem in dem drohenden Krieg den Zeitpunkt erblickend, wo die von ihrem Stifter verkündete Zerstörung von Stadt und Tempel in Erfüllung gehen werde, zog über den Jordan nach Pella. Auch viele gemäßigte und römischgesinnte Bürger, besonders der vornehmeren Klasse, verließen die unheilschwangere Stadt, im Vorgefühl der schrecklichen Katastrophe.

Kampfbereitschaft.

Wie unbesonnen und thöricht indessen der Aufstand erscheinen mag, so muß man doch mit Bewunderung auf ein Volk blicken, das tausendfach zerschlagen und zerspalten noch einmal seine verlebten Kräfte zusammenrafft und wie verjüngt mit dem mächtigsten Weltreich, in dem das gesammte Heidenthum jener Zeit sich gesammelt hatte, den Kampf auf Tod und Leben aufnahm, um dem Gott ihrer Väter allein die Ehre zu geben und den heiligen Geboten ohne Zwang und Heuchelei nachzuleben. Und die Anstalten und Vorkehrungen, die sie trafen, gaben nicht minder Zeugniß von der Klugheit und Ueberlegung, womit sie dem Entscheidungskampfe entgegen gingen, als von dem festen Entschluß Alles einzusetzen für die Freiheit und Religion, für den alten Gottesstaat mit Tempel, Priesterschaft und Opferdienst.

Jehova selbst sollte der alleinige Herr und König seines Volkes sein; in seinem Namen führte der Hoherath den Hohenpriester an der Spitze das geistliche und weltliche

Regiment, unter ihm standen die Kriegsherren, welche die Volksgemeinde im Tempelvorhof wählte; eigene Münzen mit dem Bilde des Tempels und der Ueberschrift „das heilige Jerusalem" bezeichneten die neue Aera der Freiheit und Selbständigkeit ohne weltlichen Herrscher. Unter der Leitung des neuen Hohenpriesters Hanna wurden die Stadtmauern ausgebessert, Waffen aller Art in Bereitschaft gesetzt, Kriegsübungen angeordnet. Für die verschiedenen Landschaften wurden Feldherren ernannt, welche die Landwehr unter die Waffen rufen sollten. In ihrer Zahl war der Geschichtschreiber Josephus, aus einem dem hohenpriesterlichen Geschlechte verwandten Hause, der in Galiläa, der „Vormauer Judäas", die kriegsfähige Mannschaft nach römischer Weise ordnete und einübte. Ein umsichtiger, gemäßigter Mann, der mit der pharisäischen Bildung und Gesetzeskunde die Kenntniß der griechisch-römischen Sprache und Sitte verband, die er in Rom selbst sich angeeignet, schien Josephus, von mütterlicher Seite ein Abkömmling der Hasmonäer, besonders geeignet, die gespaltene Landschaft von gemischter Bevölkerung und getheilten Interessen zu der Einheit des neuen Lebens zu führen. Aber seine Bemühungen wurden vielfach durchkreuzt von Johannes von Giskhala, einem tapfern und unternehmenden Galiläer, der die Gunst und das Vertrauen seiner Landsleute in höherem Grade zu erwerben verstand.

Josephus in Galiläa.

Nero befand sich gerade auf seiner Lustreise in Achaia (S. 185), als die Kunde von der Empörung der Juden an ihn gelangte. Sofort ernannte er den Vespasianus, der allein unter den damaligen Heerführern in den deutschen und britannischen Kriegen Lorbeern geerntet und die Mannszucht in altrömischer Weise gehandhabt hatte, zu seinem Stellvertreter (Legatus) und schickte ihn als Feldherrn mit drei Legionen, von denen ihm sein Sohn Titus zwei aus Aegypten zuführte, nach Judäa; und da Cestius Gallus um dieselbe Zeit starb, so erhielt Lic. Mucianus, der neue Statthalter von Syrien, die Weisung, den Befehlshaber Judäa's mit vier Legionen zu unterstützen. Vespasian führte den Krieg mit Kraft und Erfolg. Als er in Antiochien alle Streitkräfte, 60,000 Mann Römer und Bundestruppen, um sich gesammelt, rückte er vor die galiläische Stadt Jotapata, zwischen Ptolemais und Tiberias. Josephus vertheidigte die Stadt mit Tapferkeit und Geschick sechs Wochen lang; endlich wurde sie mit Hülfe eines verrätherischen Ueberläufers erstürmt, wobei 40,000 Mann ihren Tod gefunden haben sollen; viele „Eiferer" starben durch eigene Hand; 1200 wurden in Kriegsgefangenschaft geführt. Während der Einnahme schlich sich Josephus mit vierzig der angesehensten Bürger zum Thore hinaus und verbarg sich mit ihnen in einer Höhle. Als ihr Versteck am dritten Tage entdeckt wurde, tödteten sich seine Gefährten nach dem Loose bis auf einen Mann; Josephus selbst aber vermochte nicht dem Tode ins Auge zu blicken. Er beredete den noch lebenden Waffenbruder, sich mit ihm den Römern zu übergeben. Vespasian behandelte sie mit Milde und behielt Josephus, gewonnen durch dessen schmeichelnde Prophezeiung, daß der Feldherr bald selbst den Thron der Cäsaren erlangen würde, in seiner Nähe. Gegen solche Gnade erwies sich in der Folge der jüdische Geschichtschreiber nicht undankbar. Dem Falle von Jotapata folgte die Eroberung von Tiberias und andern Städten

Vespasian in Galiläa u. Judäa.

des galiläischen Landes. An den Ufern des See's, wo ein Menschenalter früher Jesus gewandelt und gelehrt hatte, wurden jetzt blutige Schlachten geliefert und dem Tode zahllose Opfer gebracht. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde auf den Sclavenmarkt geführt oder zu harter Frohnarbeit gezwungen. Am hartnäckigsten vertheidigte sich Gamala; als auch diese Stadt dem Hunger und dem stürmenden Feinde erlag, stürzten sich über 5000 der Bewohner in die Abgründe hinab; Greise, Weiber und Kinder wurden getödtet. Mit der Einnahme von Giskhala, welches Johannes mit der bewaffneten Mannschaft in der Nacht verlassen hatte, um sich nach Jerusalem zu begeben, war die Eroberung Galiläa's vollendet und Vespasian konnte nun, da mittlerweile sein Unterfeldherr Cerealis nach dem siegreichen Treffen am Berge Garizim Samarien unterworfen und der energische Placidus die Gegenden am Jordan mit der Schärfe des Schwerts geschlagen, so daß der angeschwollene Fluß die Leichen haufenweise in das todte Meer trieb, sich mit seinen gesammten Streitkräften nach Süden wenden. Einer solchen Heeresmacht unter solchen Führern vermochte das getheilte und gespaltene Volk trotz seiner religiösen Aufregung und Begeisterung nicht zu widerstehen. Eine Stadt um die andere fiel in die Hände des römischen Heerführers; und dieser traf bereits Anstalten, Jerusalem selbst einzuschließen und den Herd der Empörung zu vernichten, als die Kunde von den Vorgängen in Rom, wo dem Selbstmord Nero's die Erhebung und Ermordung Galba's auf dem Fuße nachfolgte, die Kriegsunternehmungen ins Stocken brachte und der bedrohten Hauptstadt ein neues Truggebilde der Rettung vorhielten.

Parteiwesen in Jerusalem.

Aber für die fieberhaft erregte Stadt, wo sich Schaaren von Flüchtigen und Verfolgten aus dem ganzen Lande gesammelt hatten und alle Leidenschaften wild aufschäumten, gab es kein Heil mehr. Die Einigkeit, welche die gemeinsame Gefahr und nationale Begeisterung im Anfang der Erhebung erzeugt hatte, wurde bald zerrissen durch den schwärmenden Ungestüm der „Eiferer". Die „Gemäßigten" wurden als Römerfreunde verdächtigt und aller Macht beraubt; die in der Stadt anwesenden Herodeer, welche sich der nationalen Sache angeschlossen, aber nicht alle Wege der Verständigung abschneiden wollten, starben eines gewaltsamen Todes im Gefängniß, man änderte die Hohepriesterwürde und das Richteramt in demokratischem Sinne; und als Hanna und ein anderer Führer der „Gemäßigten" dem wilden Gebahren Einhalt geboten, besetzten die Eiferer den Tempel, riefen die Idumäer, ein rohes abgehärtetes Bauernvolk, in die Stadt und ließen die Häupter der Gegenpartei auf offener Straße ermorden. Nun errichtete jener Johannes aus Giskhala, welcher sich mit einer Freischaar verwildeter Galiläer und Dolchmänner in die Stadt geworfen, ein Regiment des Schreckens, wo fanatische Schwärmerei mit Mordlust und Zügellosigkeit gepaart war. Aber nach einiger Zeit trat unter der herrschenden Partei selbst eine Spaltung ein. Die Idumäer trennten sich von den Galiläern und öffneten dem erwähnten Rottenführer Simon, Giora's Sohn, der sich mit einer Schaar verwegener Krieger und Freibeuter in dem schluchten- und höhlenreichen Lande am todten Meere umhertrieb, die Thore der Stadt. Nun war Jerusalem in der Gewalt zweier feindlichen Heere, die einander unaufhörlich befehdeten, während die Römer von Außen immer näher heranrückten.

Und um die Verwirrung auf die Spitze zu treiben, schied sich noch eine dritte Partei unter Eleazar aus und besetzte den oberen Theil des Tempels, während Johannes mit seinem Anhang den unteren Tempelraum nebst einigen festen Burgen im Besitz hatte und Simon mit den Seinen in der Stadt lagerte. Alle drei zählten zu den Eiferern; zum Unterschied wurden die letzteren als „Volkseiferer" bezeichnet, während die um Johannes vereinigte Schaar die „gebildeten Eiferer" genannt wurden und die Tempelhüter Eleazars den Namen „Priestereiferer" erhielten.

Die Tempelstadt Jerusalem.

Jerusalem bestand zur Zeit der Belagerung aus verschiedenen mit besondern Mauern umgebenen und durch Thürme geschützten Stadttheilen: 1) die Alt- oder Ober-Stadt im Süden, mit dem südlichen Ausläufer des Tempelberges, Ophel oder Ophla genannt, und der „Käsemacherschlucht", zu einem Ganzen verbunden. Innerhalb des Mauerraumes befand sich die Siloa-Quelle und der Salomonsteich. 2) Die Unterstadt nebst der Höhe „Akra" oder „Baris", wo Herodes die neue Burg Antonia angelegt hatte und wo sich auch das römische Prätorium befand, war ebenfalls durch eine besondere Mauer geschützt, deren südwestlicher Theil nahe an dem Königsschloß des Herodes noch außerdem durch drei hohe und starke Thürme: Hippikos, Mariamne und Phasaelis, befestigt war. Vom Königsschloß, das gleichfalls wieder eine Festung für sich bildete, lief bis zum Tempelberg die schöne bedeckte Säulenhalle, Xystos, die Ober- und Unterstadt scheidend. 3) Die Neustadt aus dem Hügel Bezetha und der südwestlich daran stoßenden Hochebene bestehend, war wieder mit einer ungemein festen Mauer eingeschlossen, die von dem Thurm Hippikos über den breiten Rücken im Norden sich erstreckte und dann im Osten sich an den Tempelberg anlehnte. An der nordwestlichen Ecke stand der achteckige, 70 Fuß hohe Thurm Psephinos. 4) Innerhalb dieser drei mit vielen kleineren Thürmen versehenen Mauern lag der Tempel, mit seinen vielen Anbauten, Vorhöfen und Säulengängen selbst wieder eine Festung, nordwestlich von der Antonia gedeckt und südlich durch eine über die Käsemacherschlucht gebaute Kunstbrücke mit der Altstadt verbunden. Stieg man von unten nach oben, so kam man zuerst zu dem weiten platten Viereck, der „äußere Vorhof" genannt, der auch von Heiden betreten werden durfte und an dessen nordwestlichem Winkel die Antonia stand. Eine zierliche Grenzmauer trennte dieses „erste Heiligthum" von dem zweiten oder dem „Vorhof Israels", den nur Juden betreten durften, und der ebenfalls von einer starken 40 Ellen hohen Mauer umgeben war. Treppen und sieben Prachtthore öffneten den Zugang. 15 bis 20 Stufen niedriger lag der „Weibervorhof" im Osten des Tempels mit einem herrlichen Thore von korinthischem Erze. Zwischen allen diesen Thoren liefen Säulenhallen hin, unterbrochen von den Schatzhäusern. Weiterhin führten dann 12 Stufen zu dem „dritten Heiligthum" oder dem „Heiligthum der Priester", wo der eigentliche Tempel und der Altar stand.

Belagerung Jerusalems durch Titus. im J. 70.

In solcher trostlosen Lage befand sich Jerusalem, als Vespasian nach Erstürmung und Zerstörung der Stadt Hebron zur Uebernahme des Kaiserthrones wegzog, seinem Sohne Titus die Beendigung des jüdischen Krieges überlassend. Dieser näherte sich der Stadt von zwei Seiten und ließ unter fortwährenden Kämpfen mit den aus den Mauern hervorbrechenden Juden drei Lager errichten, zwei im Norden und eins im Osten am Oelberge. Die Hoffnung des Kaisersohnes, bald Meister der Stadt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Wie feindselig und zwieträchtig die Parteien einander gegenüberstanden, im muthigen Widerstreite gegen die Römer wich keine der andern. Johannes, der kühnste und verschlagenste der Führer, bemächtigte sich am Osterfeste mit List und Gewalt des Heiligthumes und zwang den Priestereiferer

Eleazar sich mit seinem Anhange zu unterwerfen. Somit war der Oberbefehl nur noch zwischen Johannes und Simon getheilt. Von Josephus begleitet versuchte Titus die Belagerten zur freiwilligen Ergebung zu bewegen; sie antworteten ihm mit Pfeilschüssen, deren einer den jüdischen Abtrünnigen verwundete. Nun ließ der Oberfeldherr seine Kriegswerkzeuge wider die äußere Mauer richten, und wie sehr auch die Juden durch unaufhörliche Ausfälle und muthige Kämpfe die Arbeiten störten; nach dreiwöchentlichen ohne Unterbrechung fortgesetzten Angriffen stürzte die Mauer an mehreren Stellen ein, worauf Titus in die „Neustadt" einzog und am 7. Mai sein Lager am Bezethahügel aufschlug, an derselben Stelle, wo einst die Assyrier gelagert waren (I, S. 662) und der noch immer das „Assyrische Lager" hieß. Aber mit der Gefahr wuchs der Muth und die Todesverachtung der Eiferer. Fünf Tage und Nächte kämpften die beiden Parteien, allem Hader entsagend, an der zweiten Mauer gegen die römische Uebermacht, Wunder der Tapferkeit verrichtend; und in der That erlangten sie noch einmal einen glänzenden Sieg. Die Römer wurden mit Verlust zurückgeschlagen, Titus selbst schwebte in Todesgefahr; in wenigen Stunden wurden die Erfolge so vieler Mühen und Anstrengungen vernichtet. Die Belagerung mußte von Neuem begonnen werden. Groß war der Jubel der Juden über den errungenen Sieg; wie in den Tagen der Väter schien Jehova's starker Arm sein Heiligthum zu schirmen; der alte Glaube, daß der Tempel unzerstörbar sei, hatte sich herrlich erfüllt. Allein diese Zuversicht war ihr Verderben; sie ließen in ihrer Wachsamkeit nach und konnten nicht verhindern, daß schon in vier Tagen der unermüdliche Feldherr mit seinen tapfern Legionen auch die zweite Mauer niederwarf und dann Anstalten zur Belagerung der Altstadt und des Tempelberges traf. Noch einmal versuchte der milde Fürst durch Josephus die Juden zu einer vertragsmäßigen Uebergabe zu bewegen; seine Anträge wurden mit Hohn zurückgewiesen. Ergrimmt über die Hartnäckigkeit befahl er Alle, die in seine Hände fallen würden, ans Kreuz zu schlagen. Mit Entsetzen sahen die Belagerten, wie täglich gegen 500 Unglückliche, die der Hunger zum Einsammeln der grünen Kräuter vor die Mauern trieb, zum gräßlichen Tode geschleppt wurden, und dennoch beharrten sie im festen Widerstand. Ja es gelang den unternehmenden Führern noch einmal, durch Unterwühlung des Bodens und durch todesmuthigen Ausfall die Kriegswerkzeuge in Brand zu stecken und die Belagerungswerke, die Arbeit von 17 Tagen, zu vernichten. Nun ließ Titus eine große Ringmauer mit Thürmen aufführen, um die unglückliche Stadt durch Hunger und wiederholte Stürme zum sichern Fall zu bringen. Aber auch dieses durch den Haß und die Rachsucht der römischen Soldaten mit erstaunlicher Eile vollendete Werk war nicht vermögend, die Widerstandskraft des Volkes zu brechen. Mit einem Muth und einer Ausdauer, wie nur Verzweiflung und religiöse Schwärmerei erzeugen können, trotzten sie dem Schwerte der Feinde und den Leiden des Hungers.

Die Römer zurückgeschlagen.

Die Einschließung der Stadt.

Diese stiegen in der eingeschlossenen und von Menschen überfüllten Tempelstadt bald zu solcher Höhe, daß aus den ärmeren Klassen täglich zahllose Opfer hinstarben, ja daß eine Mutter ihr eigenes Kind schlachtete und aufzehrte. Nach dem Geschichtschreiber Josephus betrug die Zahl der aus Mangel an Nahrung Gestorbenen im Juli bereits 115880. Selbst als die Römer die Antoniaburg erstürmten und den Tempelraum immer enger einschlossen, setzten die Eiferer den Kampf mit ungeschwächter Kraft fort; und um jeden Gedanken an Ergebung zu ersticken, wurden viele angesehene Männer, die im Verdacht einer Hinneigung zu den Römern standen, grausam hingerichtet. Die täglichen Opfer wurden eingestellt, dafür bluteten jeden Tag in dem Verzweiflungskampfe zahllose Menschenopfer. Mit der Noth und Gefahr wuchs der todesmuthige Widerstand der Juden, dem nur die Wuth und Rachsucht der römischen Soldaten gleich kam. Umsonst suchte Titus in den verwilderten Gemüthern Regungen der Menschlichkeit zu wecken: Zorn, Haß und die Gier nach den Tempelschätzen erstickten jede edle Empfindung. Waren doch die rohen Gelüste nach Gewinn so mächtig, daß römische und asiatische Krieger den Gefangenen und Ueberläufern den Leib aufschlitzten, in der Meinung, sie hätten Goldstücke verschluckt. Endlich nahte die letzte Stunde. Es war am 10. August des Jahres 70 unserer Zeitrechnung, daß der Feuerbrand, den ein römischer Soldat in den Tempel schleuderte, das Prachtgebäude in Flammen setzte. Von Habgier und Rachsucht getrieben stürmten nun die Krieger mit ungezügelter Leidenschaft auf die heilige Stätte und füllten Alles mit Raub, Mord und wilder Zerstörung. Tausende halbverhungerter Menschen wurden niedergestoßen; wo früher heilige Gesänge und Posaunentöne erschallten, hörte man jetzt das Stöhnen und den Schmerzensschrei der Sterbenden, untermischt mit den lauten Jubelrufen der rohen Sieger. 6000 Wehrlose hatten in der Halle des äußern Tempels Schutz gesucht; die Römer setzten die Halle in Brand und nicht Einer der Unglücklichen entrann. Die Priester starben auf den Stufen des Altars, die Feinde noch mit den Eisenstäben bekämpfend, einige stürzten sich in die lodernde Flamme. Bald war der ganze Tempelberg ein Feuermeer. Als der Prachtbau zusammengestürzt war, pflanzten die Krieger zum Hohn ihre Feldzeichen mit den Adlern an der heiligen Stätte auf und brachten heidnische Opfer dar.

Erstürmung des Tempels. 10. Aug.

Nach Josephus war die Zerstörung des Tempels ein von dem menschenfreundlichen Titus tief beklagtes Werk des Zufalls oder der göttlichen Fügung; aber ein gleichzeitiger Dichter, ebenfalls ein Verehrer des Kaiserhauses, durfte den Sieger schildern

Geschwärzt von Jerusalems Schlachtstaub,
Wie er den Brandpfeil schleudert und wüthet auf jeglicher Zinne,

ohne Anstoß zu befürchten. — In der Chronik des Aquitaners Sulpicius Severus, der in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts schrieb und in der Regel dem Tacitus folgte, wird die Zerstörung des Tempels dem Titus selbst zugeschrieben, wahrscheinlich nach der jetzt verlornen Darstellung des Tacitus: „Es wird erzählt, Titus habe vorher einen Kriegsrath berufen und berathschlagt, ob er ein solches Bauwerk, wie der Tempel sei, zerstören solle. Einige nämlich

meinten, man dürfe ein geweihtes Gotteshaus, das alles Menschenwerk überstrahle, nicht vernichten, da seine Erhaltung zu einem Zeugniß römischer Milde, seine Verwüstung zu einem unauslöschlichen Makel der Grausamkeit gereichen müsse. Andere dagegen und Titus selbst stimmten dahin, gerade den Tempel müsse man vornehmlich zerstören, damit der Juden und der Christen Glaube vollständiger ausgerottet werde. Denn diese Glaubensarten, obzwar einander gegenüberstehend, seien doch von denselben Urhebern ausgegangen, die Christen seien aus den Juden entstanden; sei erst die Wurzel fortgeschafft, so werde auch der Stamm leicht zu Grunde gehen. Solcherweise ward, nachdem auf göttlichen Wink alle Gemüther sich entflammt hatten, der Tempel zerstört." Vgl. Jac. Bernays: die Chronik des Sulpicius Severus. Berl. 1861.

Nach der Erstürmung des Tempels hatten sich die beiden Anführer Johannes und Simon mit dem Reste der bewaffneten Eiferer in die Ober-Stadt geworfen. Sie boten dem Kaisersohn, den die Krieger auf dem brennenden Tempelberg als Imperator begrüßten, die Uebergabe der Stadt, wenn er ihnen den freien Abzug nach der Wüste mit den Waffen gestatten würde. Als Titus diese Bedingung mit Unwillen zurückwies, begann der Verzweiflungskampf von Neuem. Bald gingen auch hier die Schlösser und festungsartigen Bauwerke in Flammen auf und der Tod wüthete aufs Neue in jeder Gestalt. Ueber 8000 flüchtige Juden, welche den Schutz der Römer anflehten, wurden von den eigenen rasenden Volksgenossen wehrlos niedergestoßen. So wurde von den Eiferern jede Brücke der Verständigung gewaltsam zerbrochen und Juden und Römer wetteiferten in Thaten des Entsetzens und der Wuth. Achtzehn Tage dauerten die Stürme gegen die Altstadt. Als endlich einzelne Theile der Mauer und die schwächeren Thürme unter der Wucht der Sturmböcke einstürzten, verbargen sich die letzten jüdischen Streiter in die unterirdischen Gänge, worauf die Feinde in die Stadt einzogen, und nachdem sie ihre Raub- und Mordlust gestillt, Feuer in die leeren Häuser warfen. Zwei Tage währte der Brand, dann befahl Titus Stadt und Tempel dem Erdboden gleich zu machen; nur die drei festen Thürme sollten stehen bleiben zur Schutzwehr des römischen Lagers, das auf der Stätte der Verwüstung errichtet ward. Was die Waffen führte oder geführt hatte, wurde sogleich niedergemacht; auch die Greise und Schwachen, die nicht als Sclaven verkauft werden konnten, wurden getödtet; von der übrigen Menge las der Sieger die stärksten und ansehnlichsten zu seinem Triumphzuge und für die öffentlichen Fechterspiele und Thierkämpfe in den römischen Hauptstädten aus; von den andern wurden die jüngeren unter 17 Jahren in die Knechtschaft verkauft, die älteren gefesselt in die ägyptischen Steingruben geschleppt; aber Tausende starben vor der Abführung durch freiwilligen Tod oder erlagen den Leiden des Hungers und der Krankheit. Auf ähnliche Weise wüthete der zornige Sieger in den Landstädten Judäa's. So sank Jerusalem und der Tempel in Schutt und Trümmer und das Heidenthum thronte in siegesfroher Selbstverherrlichung auf dem öden Tempelberg Jehova's. Seit dem Untergange Karthago's und Korinths hatte die Welt kein Schauspiel erblickt,

Eroberung der Altstadt.

Zerstörung von Jerusalem.

das der Zerstörung Jerusalems in den August- und Septembertagen des Jahres 70 verglichen werden konnte.

Der Triumph. Nach der Zerstörung der jüdischen Hauptstadt zog Titus mit dem größten Theil seines Heeres über Cäsarea, wo bei den feierlichen Kampfspielen an einem Tage drittehalbtausend gefangene Juden sich gegenseitig mordeten, und über Antiochien nach Rom, wo er gemeinschaftlich mit seinem Vater Vespasian und seinem Bruder Domitian einen glänzenden Triumph über das überwundene Judäa feierte. Unter den Gefangenen, die dem Siegeswagen folgten, ragten die beiden Führer Johannes und Simon hervor. Der letztere wurde nach der Feier auf altrömische Weise hingerichtet; der erstere beschloß sein Leben im Gefängniß. Auch Josephus wohnte dem Siegesfest seiner kaiserlichen Gönner bei; mit welchen Gefühlen er auf das tragische Ende seines Volkes blickte, kann man aus der ruhigen Beschreibung des prachtvollen Festzuges in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges" nicht errathen. Er überlebte den Fall Jerusalems noch 23 Jahre unter dem Schutze der kaiserlichen Familie mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und von den drei Herrschern des Flavischen Hauses mit Gütern, Ehren und Gnadenbezeigungen überschüttet. Wie Jeremias war auch er der Fürsprecher der feindlichen Sache und der bitterste Gegner der kriegerischen Erhebung und ihrer Führer; aber während der Prophet Unglück und Leiden mit seinen verblendeten Volksgenossen theilte und als Ausgewanderter in Aegypten den Fall seines Vaterlandes beklagte, die Gnade des Siegers verschmähend; sonnte sich Josephus mit Wohlgefallen in der kaiserlichen Gunst und vergalt die Gnade mit Schmeicheleien und Lobpreisungen. Unter den Beutestücken, die damals in die Weltstadt wanderten, reizten besonders die kostbaren Gefäße, Tempelvorhänge, Leuchter und Priestergewänder aus dem Heiligthum Jehova's die Schaulust und Neugierde des römischen Volkes. Den Schluß bildete das heilige Gesetzbuch. Noch jetzt zeigt der Triumphbogen des Titus in Rom, der zur Erhöhung der Siegesfeier aufgeführt wurde, die Abbildungen dieser heiligen Geräthschaften und die Scheu der in Rom wohnenden Juden, unter diesem Bogen durchzugehen, gibt Zeugniß von dem tiefen Groll, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Und so verachtet war das jüdische Volk bei dem damaligen Geschlechte, daß weder Vespasianus noch Titus sich den Siegesnamen „Judaicus" beilegten. Nur Denkmünzen brachten das Andenken an das „überwundene Judäa" auf die Nachwelt. Das „gelobte Land" Kanaan, das als Eigenthum Jehova's gegolten, wurde neu vertheilt und fremden Ansiedlern verkauft oder zugewiesen, die Kopfsteuer aber, die bisher alle Juden jährlich an den Tempel entrichtet hatten, sollte nunmehr nach dem Gebote des Kaises in den neuerbauten Tempel des capitolinischen Jupiters geliefert werden.

Ausgang des judäischen Kriegs. Mit der Zerstörung Jerusalems war indessen die Eroberung Palästina's nicht beendigt. Noch standen die zwei Festungen Machärus auf der Ostseite und Massada im Südwesten des todten Meeres in ungebrochener Kraft da, vertheidigt von den

tapfersten und entschlossensten Streitern, die sich dahin geflüchtet hatten. Erst im dritten Jahr gelang es den zurückgebliebenen Legionen die letzten Zuckungen des großen Krieges zu ersticken. Machärus ergab sich vertragsweise; aber die moabitischen Bewohner der Stadt wurden als „Fremde" nicht in den Vertrag aufgenommen und als sie in der Nacht heimlich abziehen wollten, von den Juden selbst den Römern verrathen, worauf 1700 waffenfähige Männer getödtet, die Weiber und Kinder in Sclaverei verkauft wurden. Aber die Vergeltung blieb nicht lange aus. Die Abziehenden verbargen sich in einem einsamen Walde; dort wurden sie, vereint mit Flüchtlingen aus Jerusalem, umringt und alle, 3000 an Zahl, niedergemacht. Der letzte Kampf entbrannte um die hochgelegene Felsenstadt Massada, welche der kühne Eleazar, ein Abkömmling des Gaulonäers Juda's mit den entschlossensten Dolchmännern, Eiferern und Freibeutern besetzt hatte. Als die ringsum eingeschlossene und durch Brand und Stürme erschütterte Bergfeste trotz der wunderbarsten Gegenwehr der kühnen Männer endlich ihrem Falle nahe war, verbrannte die Besatzung alle ihre Schätze und gab den Weibern, Kindern und sich selbst den Tod. Als die Römer am nächsten Tage einzogen, fanden sie 960 Leichen und eine Brandstätte. Damit endigte das Trauerspiel in Judäa.

C. Der batavische Krieg.

Die Bataver, durch Drusus vor achtzig Jahren in die Bundesgenossenschaft Roms aufgenommen (S. 83), wurden lange mit Freundlichkeit behandelt. Die Mannschaft und Pferde, welche sie gegen die Briten und Germanen ins Feld stellten, leisteten den Römern so treffliche Dienste, daß diese alle Ursache hatten, sich dafür erkenntlich zu zeigen. Aber der Verfall jeglicher Rechtsordnung unter den letzten Kaisern und die damit verbundenen Erpressungen der Provinzen und Bundesländer machte sich auch unter den Batavern fühlbar. Der Aufstand des Julius Vindex in Gallien scheint das unzufriedene Nachbarland zu ähnlichen Versuchen fortgerissen zu haben. Fontejus Capito, der Befehlshaber der Legionen am Unterrhein, ein dem Nero treu ergebener Mann, unterdrückte jedoch rasch die Bewegung und bestrafte die beiden Brüder fürstlichen Geschlechtes Julius Paullus und Claudius Civilis, die er für die Anstifter und Führer hielt, den einen am Leben, den andern an der Freiheit. Civilis wurde mit Ketten belastet nach Rom gesandt. Der Tod Nero's gab ihm die Freiheit zurück, indeß Capito seine Anhänglichkeit für diesen Kaiser mit dem Leben büßte (S. 199). Die bürgerlichen Unruhen der nächsten Jahre kamen dem klugen und verschlagenen Bataverfürsten, der durch sein einäugiges Gesicht an Hannibal und Sertorius erinnerte, gut zu statten. Unter dem Vorgeben, für Vespasian zu wirken, konnte er nach dem Abzuge des Vitellius mit dem größten Theil der Legionen des Niederrheins ohne Verdacht die für die Befreiung seines Vaterlandes dienlichen Vorkehrungen treffen, so daß Primus Antonius und Hordeonius Flaccus, ein offener und ein geheimer Parteigänger der Flavischen Familie, heimlich mit ihm in Verbindung traten. Vorsichtig verschloß Civilis seine Absichten in schweigsamer Brust, bis eine von Vitellius befohlene Aushebung durch die damit verbundene Härte und Ungerechtigkeit das Volk im

Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis.

Innersten empörte. Die mit der Ausführung betrauten Amtleute reihten sogar Greise und Gebrechliche ein, um sie dann gegen Geld los zu geben; schöne und wohlgebildete Knaben wurden zu schandbarer Lust fortgeführt. Als der Grimm des Volkes bereits eine solche Höhe erreicht hatte, daß man sich hie und da der Aushebung widersetzte, versammelte Civilis die Mächtigsten und Angesehensten des Landes unter dem Scheine eines Opfermahles in stiller Nacht in einem heiligen Haine und schilderte dann, als die Gemüther durch das nächtliche Fest aufgeregt waren, in glühenden Worten die Drangsale und Bedrückungen, denen sie ausgesetzt seien und forderte sie auf, die günstige Zeit zur Befreiung zu benutzen. Die Legionen seien weggezogen, in ihren Winterlagern befänden sich nur Greise und Beute; die Germanen und Gallier seien gleicher Gesinnung; Vespasians Name böte den günstigen Vorwand zum Krieg. Mit Begeisterung vernahmen die Anwesenden die Rede und verbanden sich durch feierliche Eide nach vaterländischem Brauch. Bald schlossen sich die an Sprache und Abstammung verwandten Caninefaten an. Brinno, ein dreister Mann aus einem den Römern von jeher feindseligen Geschlechte, wurde nach Landessitte auf den Schild gehoben und zum Heerführer ausgerufen. Er verband sich mit den Friesen und erstürmte ein Winterlager nahe am Meere. Dies war der Anfang eines allgemeinen Angriffs auf die römischen Lagerwerke. Die Truppen, unfähig der Uebermacht zu widerstehen, verbrannten die festen Standorte und zogen sich auf den oberen Theil des batavischen Eilandes zurück, nur auf die Rettung der Feldzeichen und des militärischen Geräthes bedacht.

Die römischen Besatzungen überwältigt.

Civilis verfuhr Anfangs mit List und Verstellung, vielleicht weil seine Kriegsrüstungen noch nicht weit genug gediehen waren. Er gebot den Cohorten, die größtentheils aus Leuten germanischen Stammes, besonders aus Nerviern bestanden, in ihre Lager zurückzukehren, und versprach die Caninefaten um ihres frevelhaften Unternehmens willen zu züchtigen. In ihren zerstreuten Standlagern konnten die Truppen leichter überwältigt werden. Aber er fand keinen Glauben; die unruhigen Bewegungen der Germanen verriethen den Zusammenhang mit den Batavern und enthüllten seine Arglist. Daher schritt er zur Gewalt. In drei Rotten getheilt machten die Bataver, Caninefaten und Friesen einen Angriff auf die in der Nähe des Rheins aufgestellten und durch Schiffe gedeckten Cohorten. Diese durch den Abfall der tungrischen Bundestruppen in ihrer Mitte in Verwirrung gesetzt und durch den Verrath der großentheils aus batavischen Seeleuten bestehenden Flottenmannschaft aller Hülfe beraubt, leisteten nur geringen Widerstand und wurden von Feinden und Bundesgenossen niedergemacht oder in Gefangenschaft weggeführt.

Civilis reizt die Germanen zum Abfall.

Der Ruf dieses Sieges verbreitete sich rasch über das ganze Abendland. Die Germanen schickten Abgeordnete und boten Hülfstruppen an, die Gallier suchte Civilis durch Klugheit und Vortheile zur Theilnahme zu bewegen. Er entließ die Hauptleute in die Heimath und stellte den Gemeinen frei zu gehen oder in seine Dienste zu treten, in beiden Fällen Beute und Lohn verheißend. Zugleich erinnerte er sie an die Leiden der Knechtschaft, die sie bisher erduldet; stellte ihnen vor, wie günstig jetzt die Gelegenheit wäre, das Joch abzuschütteln, das ihnen einst die Römer mit Hülfe gallischer, belgischer und germanischer Bundesgenossen auferlegt; wenn die Gallier sich erhöben und

mit den siegreichen Batavern verbunden das Schwert gegen die zwieträchtigen und entarteten Römer kehrten, könnten sie dann nicht eben so leicht, wie einst die Germanen zur Zeit des Varus ihre Freiheit erkämpfen? Freiheit sei des Mannes würdigstes Gut; die Götter selbst ständen auf der Seite der Kühnen. Darum sollten sie mit frischen Kräften die ermatteten und bedrängten Römer angreifen.

Dem ersten Sieg folgte bald ein zweiter. Mummius Lupercus, der Legat des Hordeonius Flaccus, zog mit zwei Legionen und mit Bundestruppen der Ubier und Trierer mit einer batavischen Reiterschaar, auf deren Treue er zählen zu dürfen glaubte, wider die Aufständischen. Aber Civilis begegnete ihm mit Nachdruck. Umgeben von den eroberten Feldzeichen, welche seinem eigenen Kriegsvolk den frischen Ruhm, dem Feinde die Erinnerung seiner Niederlage vor Augen führen sollten, im Rücken die Frauen und Kinder der Krieger, ein Sporn zum Siege, eine Schmach für die Weichenden; so stand er zur Schlacht bereit. Unter dem Feldgesang der Männer und dem durchdringenden Geheul der Weiber erfolgte der Angriff; die batavische Reiterei ging alsbald zu den Landsleuten über und kehrte ihre Waffen gegen den linken Flügel der Römer; die Ubier und Trevirer wandten sich zur Flucht und verbreiteten Bestürzung unter den Legionen, so daß diese, um nicht ganz in Verwirrung zu gerathen, eilig über den Rhein zogen. Sie retteten sich in das „alte Lager" (Castra vetera), da wo jetzt Xanten steht, und Batavien war frei. Der Führer der batavischen Reiterschaar, die durch ihren Abfall das Schicksal des Tages entschieden hatte, Claudius Labeo, früher ein Rivale von Civilis, wurde zu den Friesen gebracht, damit nicht seine Anwesenheit Zwietracht erzeuge. Auf die Kunde von diesen Vorgängen kehrten die acht Cohorten Bataver und Caninefaten, die dem Vitellius nach Italien gefolgt waren, auf dem Wege um und zogen, nachdem sie bei Bonn die ihnen entgegen tretenden Truppen des Herennius Gallus im siegreichen Kampfe überwunden, in ihr Vaterland zurück, um sich mit ihrem Volke zu verbinden. Niederlage der Römer.

Nach der Ankunft dieser erfahrenen Kriegsschaaren gebot Civilis über eine beträchtliche Streitmacht, so daß er, da auch noch deutsche Hülfstruppen von der rechten Rheinseite, Bructerer und Tencterer, sich mit ihm vereinigt hatten, einen Angriff auf das „alte Lager" beschloß. Noch immer suchte er den Schein festzuhalten, als wolle er sich nicht von dem römischen Reiche trennen. Aber seine Aufforderung an die beiden Legionen, den Vespasian als Kaiser anzuerkennen, wurde von diesen mit Verachtung zurückgewiesen. Ihre Antwort, „ein batavischer Ueberläufer habe in römischen Angelegenheiten Nichts zu entscheiden, sondern nur die verdiente Strafe seines Verbrechens abzuwarten," gab den Beweis, daß sie seine Zweideutigkeit durchschaut hatten. Ergrimmt über die freche Drohrede führte er nunmehr sein gesammtes Kriegsvolk, nach Völkern gesondert, wider die Festung; aber wie viele Stürme er auch gegen die Mauern richtete, sie wurden von der tapfern Besatzung erfolgreich zurückgeschlagen, selbst Civilis vor Vetera.

die starken Wandelthürme wurden durch Brand oder Balkenstöße vernichtet, so daß Civilis sich endlich zu einer Blokade entschloß, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen. An den Bundesgenossen, welche den Römern die Treue bewahrten, wie die Ubier, Trierer u. A., wurde schwere Rache geübt.

Bedrängniß der Römer.

Die Legionen des Flaccus, die zu Gelduba zwischen Köln und Vetera ein festes Lager bezogen hatten, wurden durch innere Zwietracht von jedem nachdrücklichen Handeln abgehalten, da die Soldaten zu Vitellius hielten, die Führer mehr zu Vespasian neigten. Ja zu solcher Höhe stieg der Hader und das Mißtrauen, daß die verwilderten Krieger ihren alten Feldherrn in dunkler Nacht aus dem Bette rissen und erschlugen; sein Legat Vocula entging dem gleichen Schicksal nur durch die Flucht in Sclavenkleidern. Die deutschen Hülfstruppen aus Civilis Heer fügten bei einem Sturm auf Gelduba den römischen Truppen großen Schaden zu; die Besatzung von Vetera, immer enger bedrängt und mit geringem Vorrath versehen, sah ihrem nahen Fall entgegen. Umsonst ließen die römischen Heerführer bei der Kunde van dem siegreichen Vordringen der flavianischen Heere in Italien durch den Trierer Montanus den batavischen Feldherrn auffordern, „er möge vom Kriege abstehen und die Empörung gegen das Reich nicht länger mit der Lüge bürgerlicher Parteiung verschleiern"; Civilis führte seine Sache so nachdrücklich, daß der Abgesandte nicht nur unverrichteter Dinge abzog, sondern durch die Worte des Insurgentenführers in seinem vaterländischen Bewußtsein tief erschüttert wurde. „Ich habe herrlichen Lohn für meine Dienste empfangen, sprach Civilis, den Tod für meinen Bruder, für mich selbst Ketten und Bande. Ihr Trierer aber, und ihr andern Sclavenseelen, welchen andern Lohn erwartet ihr für euer so oft vergossenes Blut als undankbaren Kriegsdienst, ewige Abgaben, Ruthen, Beile und die Launen der Herren?" Montanus kehrte zurück und meldete, daß er nichts ausgerichtet; aber was Civilis ihm gesagt, blieb in seiner Brust verschlossen.

Ausdehnung des Aufstandes über Gallien.

Die Vorgänge in Italien und die aufregenden Gerüchte, die von dem Kriegsschauplatz über die Alpen gelangten, förderten die Unternehmungen des batavischen Führers und führten ihm neue Bundesgenossen zu. Classicus, der Befehlshaber der trierischen Reiterei unter Vocula, ein angesehener Mann aus königlichem Stamme, Julius Tutor, ein anderer Trierer, dem Vitellius die Vertheidigung des Rheines übertragen, und der Lingone Julius Sabinus, traten heimlich mit Civilis in Verbindung und suchten noch andere ihrer Landsleute auf ihre Seite zu ziehen; in einem Hause zu Köln hielten die Eingeweihten geheime Zusammenkünfte und Besprechungen und entsandten Boten, welche in allen Theilen Galliens zum Abfall von Rom reizen sollten, da das römische Volk in Zwietracht rase und die Legionen sich mit eigener Hand zerfleischten. Ihre Ermahnungen fanden um so mehr Eingang, als die Druiden in gleichem Sinne wirkten.

Ueber Germanien.

Nicht minder groß waren die Sympathien der deutschen Völker für Civilis, namentlich seitdem die Seherin Veleda, die heilige Jungfrau an der Lippe, dem batavischen Insurgentenführer Erfolge verheißen und die Eroberung der Römerfeste Vetera in nahe Aussicht gestellt.

Veleda.

Veleda wohnte in einem hohen Thurm, berichtet Tacitus, und entzog sich dem Anblick des Volks, um größere Ehrfurcht einzuflößen. Nur ein Auserwählter von ihrer Verwandtschaft

legte ihr die Fragen der Rathsuchenden vor und brachte, wie ein Götterbote, die Antwort zurück. Ihrem Ausspruch verdankt Civilis den Anschluß mehrerer deutscher Stämme am Rhein.

Umsonst versuchte Vocula in einer ernsten Rede die Bundestruppen bei der Pflicht und Treue zu erhalten; die Verführung hatte schon zu tief gewirkt. Entmuthigt durch den geringen Erfolg, wollte er Hand an sich selbst legen; seine Freigelassenen und Sclaven verhinderten die That; bald darauf starb er durch das Schwert eines abgefallenen Soldaten, den Classicus abgeschickt; die beiden Legaten Herennius und Numisius wurden in Ketten gelegt, aber einige Zeit nachher gleichfalls getödtet. Nun nahm der Trevirer die Ehrenzeichen eines römischen Oberfeldherrn an sich und ließ die Soldaten auf das „gallische Reich" schwören. Darauf trennten sich Tutor und Classicus. Jener zog mit ansehnlicher Mannschaft rheinaufwärts, die Agrippiner und die übrigen Truppen zu demselben Eid nöthigend. In Mainz wurden die Tribunen, die nicht schwören wollten, erschlagen, der Lagerpräfect vertrieben. Classicus dagegen suchte durch schlaue Parteigänger die Besatzung in Vetera zum Abfall zu verlocken. Aber nicht Verführung, sondern die aufs Aeußerste gestiegene Noth brachte die Festung zum Fall.

Die Insurgenten am Rhein.

Als alle Vorräthe aufgezehrt, alle Pferde und andere Thiere geschlachtet und selbst Gras, Wurzeln und Gesträuch von den Hungernden verschlungen waren, boten die Legionen die Uebergabe der Festung gegen freien Abzug an. Civilis nahm das Anerbieten an; sie mußten auf das „gallische Reich" schwören und alle ihre Habe zurücklassen. Aber kaum waren sie eine Meile entfernt, so wurden sie von deutschen Kriegern überfallen und größtentheils niedergemacht; eine Anzahl floh in das Lager zurück, fand aber einen kläglichen Ausgang in den Flammen, welche die Festung verzehrten. Ein solches Ende nahm die tapfere Besatzung von Vetera, gleich groß im Handeln wie im Dulden. Civilis tadelte die verrätherische That, freute sich aber des Erfolges. In Kurzem gingen alle Standlager längs des Rheinstromes bis tief in die Alpen hinein in Feuer auf; nur Moguntiacum und Vindonissa blieben übrig. Nun schor Civilis wieder Haar und Bart, die er seit dem Beginne seines Unternehmens einem Gelübde gemäß hatte wachsen lassen, und schickte der Veleda Geschenke von der Beute nebst dem gefangenen Lagerpräfecten Mummius Lupercus als Zeugen der erfüllten Weissagung. Aber dieser erreichte nicht den Thurm der göttlichen Jungfrau; er wurde auf dem Wege ermordet.

Untergang der Besatzung von Vetera

Der Aufstand war gelungen; die römische Herrschaft am Rhein, unter so schweren Kämpfen gegründet, schien für immer gebrochen; ganz Gallien war in drohender Bewegung; was der göttliche Julius mit dem Schwerte, was Augustus durch friedliche Schöpfungen gewonnen, schien wieder zu zerrinnen oder durch einen zweiten Nationalkrieg aufs Neue erobert werden zu müssen. Aber nur zu bald wurde man mit Schaudern gewahr, wie haltlos die neue Schöpfung eines „gallischen Reiches" war, wie der ganzen Erhebung ein sittlicher Aufschwung, eine nationale vaterländische Begeisterung abging, wie wenig Eintracht und Sympathie unter den Waffengenossen herrschte, die mehr der Zufall, die günstige Gelegenheit und ein durch die allgemeine Verwirrung er-

Die Lage nach dem Sieg.

zeugter Schwindel als innere Uebereinstimmung oder ein überlegter Plan zusammengeführt.

Als eine der abgefallenen Legionen nach Trier entboten ward, erwachte auf dem Marsche zum erstenmal das Gefühl ihrer geschändeten Soldatenehre, als sie statt der römischen Feldzeichen und der Bildnisse der Imperatoren fremde Fahnen, unbekannte gallische Kriegszeichen erblickten, so daß sich der Zug, wie ein Leichengeleit, schweigend und langsam fortbewegte.

Verschiedene Zwecke und Interessen der Führer. Julius Sabinus. Von den drei Insurgentenführern hatte jeder ein anderes Ziel im Auge. Julius Sabinus, ein von thörichter Eitelkeit erfüllter Edelmann, der seine Abstammung von Julius Cäsar herleitete, trachtete nach nichts Geringerem als nach der Herrschaft über das neuzugründende „gallische Reich", das ihm nach seiner Meinung als Erbe seines Ahnherrn gebührte. Von seiner Umgebung als „Kaiser" begrüßt zog er allein mit seinen Legionen nach Gallien, während seine Verbündeten noch am Rheine weilten. Aber von den Sequanern, die von dem neuen Kaiser nichts wissen wollten, im Felde geschlagen, verlor er alsbald den Glauben an sein Glück. Er flüchtete sich auf sein Landgut und als dieses bald darauf in Brand gerieth und der Feldherr nirgends mehr zum Vorschein kam, so glaubte man allgemein, er sei in den Flammen umgekommen. Civilis. Cl. Civilis dagegen war von Anfang an dem Traumbild eines gallischen Reiches so ferne, daß er und seine Bataver nicht einmal den Eid leisteten, der den andern auferlegt ward. Sein Streben ging auf ein freies Batavia im Anschluß an das freie Germanien. Classicus. Auch mit Classicus dauerte die Freundschaft nicht lange. Dieser wollte die Ubierstadt Köln, die den Galliern wie den Deutschen wegen ihrer römischen Gesinnung verhaßt und verdächtig war, dem Heere als Preis des Abfalls zur Plünderung und Zerstörung überlassen. Dies verhinderte Civilis und bewirkte, daß die reiche Stadt, die mit großer Klugheit und geistiger Ueberlegenheit ihre Sache zu führen verstand, verschont blieb und in den Bund aufgenommen ward, eine Genossin von unzuverlässiger Treue.

Cerealis am Rhein. 70. Dieser Zwiespalt in Ansichten und Bestrebungen trat schon hervor, als der Ausgang des Bürgerkrieges sich noch in der Schwebe befand und die Gemüther noch zwischen Furcht und Hoffnung getheilt waren. Als aber in Rom das Schicksal sich zu Gunsten Vespasians entschieden und die Kunde verlautete, daß die nunmehr versöhnten und vereinigten Legionen unter dem kühnen und kriegskundigen Petil. Cerealis über die Alpen zögen, um die wankende Herrschaft Roms von Neuem zu befestigen; da entsank den meisten Theilnehmern der Bewegung der Muth und selbst die Häupter begannen, an dem glücklichen Ausgang zu verzweifeln. Eine von gallischen Städten und Völkerschaften beschickte Versammlung zu Rheims trennte sich in Hader und Uneinigkeit, wie warm auch der Trevirer Valentin für die nationale Sache das Wort geführt hatte; und als der römische Heerführer, der mit dem stolzen Selbstgefühl eines siegessichern Feldherrn einherschritt, am Rhein erschien, die neu ausgehobene gallische Mannschaft aus Gnade oder Hohn in die Heimath entsandte und dann nach dem Siege einer Abtheilung seines Heeres über Jul. Tutor bei Bingen mit frischen zuverlässigen Truppen rasch in das Herz des aufständischen Landes einrückte, da blieb der Ausgang nicht lange zweifelhaft. Die Festung an der Mosel, wo sich Valentin mit seinen Getreuen tapfer vertheidigte, wurde er-

stürmt, und in den Tagen, wo der freiheitliebende Mann jenseit der Alpen einen schmachvollen Tod von Henkershand erlitt, fiel auch Trier fast ohne Widerstand in die Gewalt des Siegers, der eben so menschlich als tapfer die Stadt nicht entgelten ließ, daß sie der Geburtsort des Classicus und Tutor sei.

Nachdem Cerealis der zitternden Bürgerschaft mit ernsten Worten ihr thörichtes Beginnen verwiesen, legte er ihr die frühere Dienstbarkeit wieder auf, die sie frohen Herzens übernahmen. Die abgefallenen Legionen, die im Gefühle ihrer Schuld und Schmach gebeugt und niedergeschlagenen Blickes, aber voll tiefer Reue im Herzen demuthsvoll um Verzeihung flehten, wurden von dem großmüthigen Feldherrn wieder zu Gnaden angenommen. „Was durch die Zwietracht der Soldaten und Feldherren oder durch die Arglist der Feinde vorgefallen," sagte Cerealis, „sei ein Werk des Verhängnisses. Dieser Tag solle der erste ihres Dienstes und Eides sein. Das Vergangene wolle weder der Imperator noch Er im Gedächtniß behalten." Darauf wurde rottenweise angesagt, daß Keiner einem Kameraden in Ernst oder Scherz die Meuterei vorwerfen solle.

Während Cerealis in Trier verweilte, sammelten die Häupter des Aufstandes, Civilis, Classicus und Tutor alle ihre Truppen um sich und machten vereint einen unerwarteten Angriff auf das Lager, das der römische Heerführer auf dem andern Ufer des Flusses, gegenüber der Stadt, hatte schlagen lassen. Der Ueberfall war so heftig, daß die Brücke, die Lager und Stadt verband, von dem Feinde in Besitz genommen und ein Theil des Lagers selbst erobert wurde, ehe Cerealis, welcher die Nacht in der Stadt zugebracht hatte, vom Ruhebette herbeigerufen werden konnte. Mit rascher Entschlossenheit, den unbeschützten Körper dem Pfeilregen darbietend, stürmte er unter die verwirrte Menge, hielt die Fliehenden mit eigener Hand zurück, bemächtigte sich von Neuem der Brücke und brachte die weichenden und zerstreuten Rotten durch strenge Rüge zum Stehen. Schlacht bei Trier.

Nun erhob sich ein furchtbarer Kampf im dichten Gedränge; im nahen Handgemenge, zwischen Zelten und Gepäck wurde Mann gegen Mann gestritten. Lange schwankte die Entscheidung; da gelang es der einundzwanzigsten Legion sich auf einem freieren Raume besser zu ordnen und dem Widerstand größeren Nachdruck zu geben; und da zugleich die Cohorten, die im Anfang des Treffens die Flucht ergriffen, sich auf der Höhe wieder sammelten und in die Schlacht zurückkehrend dem Feinde als frische Hülfstruppen erschienen, so wandte sich das Glück auf die Seite der Römer. Die Deutschen, auf Sicherung ihrer Beute bedacht, zogen sich eilig zurück und überließen dem römischen Heerführer ihr eigenes Lager.

Die Kunde von den erfolgreichen Kämpfen der Römer erzeugte in den Agrippinern, die nur nothgedrungen auf die Seite der Insurgenten getreten waren, den Gedanken, sich dem lästigen Bunde zu entziehen und durch einen zweiten Verrath die Schmach des ersten auszutilgen. Abfall und Treulosigkeit der Stadt Köln.

Civilis und Classicus hatten die Stadt vor dem Zorne der germanischen Widersacher gerettet und sich die größten Ansprüche auf den Dank der Bürgerschaft erworben, so daß sie als Unterpfand des gegenseitigen Vertrauens ihre nächsten Angehörigen, Civilis seine Gattin und Schwester, Classicus seine Tochter den Bundesgenossen in Gewahrsam gaben. Aber in der Brust der entarteten Römlinge traten die Gefühle der

Menschlichkeit gegen den Vortheil des Augenblicks zurück. Nicht nur daß sie die Unterpfänder der Treue den Römern auslieferten; sie ermordeten alle Germanen, die sich gastlich bei ihnen niedergelassen und begingen gegen einige Fähnlein Friesen und Chauken, die auf dem Wege zu Civilis in der agrippinischen Stadt Tolbiacum (Zülpich) angelangt waren, den schändlichsten Verrath. Sie veranstalteten ihnen ein Fest und als sich die Fremdlinge arglos den Freuden des Mahles und dem Tranke hingaben, schlossen sie plötzlich die Thüren und verbrannten das Gebäude sammt den Gästen. Gegen ein solches Schicksal waren die geringen Vortheile, welche die Caninefaten über die römische Flotte und Classicus über die Reiterei des Cerealis davontrugen, gering anzuschlagen.

Sieg der Insurgenten bei Vetera.

Nun zog sich der Kampf wieder an dem Orte zusammen, der während des ganzen Krieges der Hauptschauplatz des Ruhmes und der Leiden gewesen war, an dem ehemaligen „alten Standlager" der Römer. Dort, wo die Erinnerung an den erfochtenen Sieg den Batavern neuen Muth einflößte und die Herbeiziehung germanischer Hülfstruppen am leichtesten zu bewerkstelligen war, glaubte Civilis seinem Gegner mit Erfolg widerstehen zu können. Er baute einen Damm in den Rhein, an dem der Strom sich brach und das niedrige Uferland unter Wasser setzte. Auf diesem überschwemmten Boden lieferte Cerealis, der sein Heer mit drei frischen Legionen verstärkt hatte, den deutschen Völkern ein Treffen, das wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Kampfplatzes zum Nachtheil der Römer ausfiel.

Während die Bataver der Gegend kundig und an schlüpfrigen und überschwemmten Boden gewöhnt sich mit Sicherheit bewegten und durch ihre hohe Gestalt und leichtere Bewaffnung im Vortheil waren, verlor der schwerbewaffnete römische Soldat den festen Boden unter den Füßen. Menschen und Pferde versanken, bald in Untiefen fortgerissen, bald den Waffen der Feinde erliegend. Verwirrt flohen die Römer in ihr Lager zurück, von den Germanen bis an den Rand der Ueberschwemmung verfolgt.

Erneuerung der Schlacht.

Durch den Ausgang dieses Treffens wurden beide Heerführer zu neuer Thätigkeit gespornt; Civilis wollte sein Glück verfolgen, Cerealis die Schmach vertilgen. Kaum war daher die Nacht vergangen, bei den „Barbaren" unter Gesang und Siegesgeschrei, bei den Römern unter Knirschen und Drohungen, so stellten sich die Heere in Schlachtordnung.

Tacitus berichtet, wie Cerealis die einzelnen Legionen bald durch die Erwähnung ihrer früheren Kriegsthaten, bald durch die Ermahnung im rühmlichen Kampfe vergangene Sünden auszutilgen, zu gleicher Anstrengung, zu wetteifernder Tapferkeit zu begeistern gewußt. Auch Civilis versäumte nicht die Germanen und Bataver zu erinnern, „daß sie auf den Spuren ihres Ruhmes ständen, auf die Asche und Gebeine der Legionen ihren Fuß setzten." „Der Rhein und die Götter Deutschlands seien vor ihrem Blicke; unter ihrer Waltung sollten sie die Schlacht beginnen, eingedenk der Frauen, der Eltern, des Vaterlandes; dieser Tag werde entweder der ruhmwürdigste sein unter allen Ehrentagen der Väter oder der schmachvollste bei den Nachkommen." Waffengeklirr und Zuruf war die Antwort der Krieger.

Unentschiedener Ausgang.

Der zweite Schlachttag gestaltete sich ebenfalls zum Vortheil der Deutschen. Während der Legionar nur mühsam auf der schlüpfrigen Erde festen Stand

bewahrte, stürmte der große deutsche Wehrmann wild heran und durchbohrte mit seiner langen Lanze den wankenden Gegner. Zugleich schwamm eine Abtheilung Bructerer von dem Rheindamm herüber und brachte den rechten Flügel in Unordnung. Das Glück des Tages schien sich auf die Seite der Deutschen zu neigen. Da kam ein batavischer Ueberläufer zu Cerealis und erbot sich, eine Reiterschaar auf einem sicheren wenig beachteten Weg den Germanen in den Rücken zu führen. Cerealis ging gerne auf den Vorschlag ein. Zwei Geschwader umgingen unter der Führung des Verräthers den Feind. Als die Legionen aus dem Geschrei der überraschten Germanen erkannten, daß die Hinterlist gelungen, strengten sie ihre Kräfte von Neuem an und stellten das Gleichgewicht her.

Die Nacht brachte das Ende der Schlcht aber keinen entscheidenden Sieg. Doch hielt es Civilis nicht für rathsam, das Glück zum drittenmale zu versuchen, zumal da neue Verstärkungen bei dem römischen Heer anlangten. Er ließ daher alles, was er fortschaffen konnte auf die andere Seite des Flusses bringen und ging, nachdem er das Uebrige in Brand gesetzt, mit seinem Heer auf das Eiland der Bataver, durch Zerstörung des Dammes, den einst Drusus angelegt, den Uebergang erschwerend. Auch Tutor und Classicus setzten über den Rhein, begleitet von hundert und dreizehn Senatoren der Trevirer, darunter der erwähnte Alpinus Montanus, um von den deutschen Völkern neue Hülfstruppen herbei zu holen. *Civilis zieht sich auf die batavische Insel zurück.*

Nun trafen die Römer Anstalten, an vier Stellen über den Fluß zu setzen und die Insurgenten in ihrem letzten Asyl zu bekämpfen. Aber plötzlich sahen sie sich an allen Punkten angegriffen. Der Kampf war hitzig und nicht ohne Vortheil für die Bataver; die angefangene Brücke wurde niedergeschlagen; Briganticus, der römisch gesinnte Neffe des Civilis, mit vielen tapfern Streitern getödtet, die Römer an zwei Stellen zurückgetrieben. Da erschien Cerealis mit einer auserlesenen Reiterschaar an dem am meisten bedrohten Orte und verschaffte den Seinigen die Oberhand. Civilis, von dem Feinde erkannt und mit Pfeilschüssen verfolgt, warf sich in den Strom und erreichte schwimmend das andere Ufer; Tutor und Classicus retteten sich in Kähnen. *Neuer Sieg der Römer.*

Das Glück stand dem römischen Feldherrn treu zur Seite, bemerkt Tacitus, auch wenn er es an Klugheit fehlen ließ; im Vertrauen auf dieses Glück bekümmerte er sich nicht viel um die Kriegszucht. Dies kam besonders zu Tage, als er einige Zeit nachher von Neuß (Noresium) und Bonn, wo er das Winterlager besichtigt, zu Schiffe rheinabwärts fuhr. Während er selbst in den Armen einer schönen Ubierin die Nacht auf dem Lande zubrachte, wurde die Flotte so sorglos bewacht, daß die Germanen unvermerkt einen Theil der Schiffe, darunter das zierliche Fahrzeug des Befehlshabers, entführten. Ihn selbst rettete nur die Abwesenheit von der Gefangenschaft. Das erbeutete Schiff erhielt die weise Jungfrau von der Lippe zum Geschenk. *Cerealis in Gefahr.*

Nach diesem Unfalle segelte Cerealis mit der römischen Flotte den Rhein hinab, um einen neuen Angriff gegen das batavische Inselland zu unternehmen. Civilis beurkundete auch bei dieser Gefahr Umsicht, Verstand und Kriegsmuth. Wie wenig die armseligen Fahrzeuge und Floße der Bataver den römischen Dreirudern gewachsen waren, er wußte ihnen ein solches Ansehen zu geben und *Ausgang des batavischen Kriegs.*

die Oertlichkeit und die Verhältnisse des Klima's so vortheilhaft zu benutzen, daß die Römer ihrem Ziele nicht näher kamen. Aber was Rom nicht durch die Waffen bewirkte, erreichte es durch List und Verrath. Die Bataver waren des Krieges müde und sehnten sich nach einer friedlichen Ausgleichung mit den Römern. Diese Stimmung entging dem Cerealis nicht und er wußte durch kluge Parteigänger und Unterhändler Mißtrauen gegen den Führer und Spaltungen unter dem Volk zu erzeugen. Die Vornehmeren waren ohnedies der römischen Herrschaft mehr ergeben als der mühevollen Freiheit. Man sprach schon von der Nothwendigkeit, durch Auslieferung des Anstifters sich die Verzeihung der Herrscher zu erkaufen. Diesem schmachvollen Schicksale wollte sich Civilis nicht aussetzen; seine Leiche sollte nicht als Brücke dienen, über welche sich römische Arglist und batavische Selbstsucht die Hände zum Bunde reichten. Er zog es vor, mit Cerealis eine Uebereinkunft zu schließen. Beide Führer trafen auf einer in der Mitte durchbrochenen Brücke zusammen. Mitten in der Rede, worin Civilis dem römischen Feldherrn die Entstehung und den Verlauf seiner Unternehmung darlegte, brechen die Geschichtsbücher des Tacitus ab und wir haben keine weitere Kunde über den Ausgang des Krieges und seiner Führer. Ohne Zweifel sind die Bataver wieder in die alten Verhältnisse zurückgekehrt; aber von dem Schicksale des kühnen und unternehmenden Civilis und seiner beiden Gefährten Classicus und Tutor hat sich keine Ueberlieferung erhalten. Vielleicht hat er wie Marbod in römischer Gefangenschaft geendigt; wenigstens scheint aus einigen dunkeln Andeutungen hervorzugehen, daß Veleda, die Seherin, welche die Erhebung durch ihre Aussprüche so eifrig unterstützte, diesem Loose verfallen sei. Nur einer der Insurgentenführer erstand nach einigen Jahren noch einmal aus dem Todtenreich, in das ihn die Welt längst eingegangen glaubte — Julius Sabinus.

Schicksal des Julius Sabinus.

Julius Sabinus war nicht in den Flammen seines Landhauses umgekommen, vielmehr hatte er den Brand selbst veranlaßt und das Gerücht von seinem Tode absichtlich verbreiten lassen, um die Nachforschungen von sich abzulenken. Aus Liebe zu seiner schönen Gemahlin Epponina blieb er auch nach der Unterdrückung des gallischen und batavischen Aufstandes in Gallien zurück trotz der bei einer Entdeckung ihm drohenden Gefahr und suchte Zuflucht in einem unterirdischen Gewölbe, wo er in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin neun Jahre lang lebte; ja er soll sogar einmal verkleidet und entstellt dieselbe nach Rom begleitet haben, als sie den Versuch machte, seine Begnadigung zu erwirken. Vespasian blieb jedoch unversöhnlich, und als durch einen Zufall der geheime Aufenthalt entdeckt wurde, ließ er nicht nur den gallischen Insurgentenführer, sondern auch die Gattin, weil sie durch heftige Vorwürfe und Schmähungen den Zorn des Kaisers gereizt, zum Tode verurtheilen, nicht ungerührt bei solchen Beweisen ehelicher Liebe und Treue, aber unerbittlich streng gegen alle Empörer. Von den Zwillingssöhnen, die Epponina ihrem Gatten im unterirdischen Gefängnisse geboren, ist der eine später in Aegypten gefallen, den andern hat Plutarch, dem man diese Erzählung verdankt, in Delphi persönlich gekannt.

D. Die Vorgänge in Britannien.

Von den Tagen, da der göttliche Julius Cäsar an der Küste Britanniens gelandet war, um den Inselbewohnern Achtung vor dem römischen Namen einzuflößen, verflossen über hundert Jahre, ohne daß die Römer Verlangen getragen hätten, die von Cäsar freilich mit geringem Erfolg begonnenen Angriffe auf das meerumströmte Eiland zu wiederholen, so leicht auch bei der Zerrissenheit des Volkes in viele kleine Völkerschaften mit eigenen Stammfürsten und den dadurch herbeigeführten kleinen Kriegen und Rivalitäten die Eroberung des Landes für die geschlossene Macht der Legionen hätte sein müssen. Erst Kaiser Claudius ließ sich durch die Vorstellungen eines flüchtigen Häuptlings bereden, die von dem Ahnherrn gewiesene Bahn aufs Neue zu betreten. Nachdem zuerst A. Plautius mit einem Kriegsheer, bei dem besonders Bataver und Germanen dienten, das Küstenland bis zur Themse unterworfen, setzte der Kaiser selbst über den Kanal. Unterstützt von Plautius und Vespasian, der in diesem Kriege seine ersten Lorbeern erkämpfte, machte Claudius auf seinem fünfzehntägigen Feldzuge solche Fortschritte, daß ihn seine Soldaten dreimal als Imperator begrüßten und der Senat ihm nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt einen Triumph und den Ehrennamen „Britannicus“ zuerkannte, ein Name, der auch auf seinen und Messallina's Sohn überging. Die von ihm angelegte Militärcolonie Camulodunum (Malden oder Colchester in Essex) wurde der Mittelpunkt und Standort der neuen Eroberungen, welche Plautius und Vespasian in den nächsten Jahren weiter ausdehnten.

Die Römer fassen unter Claudius festen Fuß in Britannien. 43.

Nirgends war das kluge Verfahren Roms: zuerst auf einem kleinen Raume festen Fuß zu fassen und von dort aus die Nachbarstaaten durch Bundeseinigungen oder Schutzverträge an sich zu knüpfen, von rascheren und besseren Erfolgen begleitet, als in Britannien, so daß die römische Herrschaft in kurzer Zeit als befestigt gelten konnte. „Nichts ist gegen jene kräftigen Völker vortheilhafter für uns,“ bemerkt Tacitus, „als daß sie nicht zusammenhalten. Selten vereinigen sich zwei oder drei Völkerschaften zur Abwehr gemeinsamer Gefahr; so, indem sie vereinzelt kämpfen, unterliegen Alle.“ Schon unter dem Nachfolger des Plautius, Ostorius Scapula, wurden die Icener im nordöstlichen England, und ihre westlichen Nachbarn, die Canger, zur Unterwerfung gebracht, und der tapfere Caractacus, König der streitbaren Siluren im südlichen Wales und in der Umgegend von Hereford in einer heißen Feldschlacht besiegt und nebst seiner Gattin, seiner Tochter und seinen Brüdern in Gefangenschaft nach Rom geführt. Zwar griffen die Siluren, ergrimmt über die ihrem Fürstenhause widerfahrene Schmach, abermals zu den Waffen und stritten, unterstützt von andern Völkerschaften, die sie zum Anschluß reizten, hinter den Wäldern und Sümpfen ihres Hügellandes nicht ohne Glück wider die Römer, so daß Ostorius endlich den Sorgen und Anstrengungen erlag; aber durch die beiden folgenden Statthalter Didius Gallus und Veranius wurden die Aufstände niedergeworfen und Roms Herrschaft fester begründet.

Unter Nero erlangte Suetonius Paulinus, ein kriegskundiger und unternehmender Mann, die Statthalterschaft in Britannien. Dieser richtete

Ausdehnung der römischen Herrschaft unter Nero.

zuerst seine Angriffe auf die Insel Mona (Anglesea), den Hauptsitz der Druidenreligion (III, S. 761 ff.), wo in dunkeln Hainen auf geweihten Altären den heimischen Göttern die schrecklichen Menschenopfer bluteten, wo die Priester in heiligen Räumen ihre Geheimlehren vortrugen, ihre Zauberkünste übten, die Zukunft deuteten, wo wahrscheinlich auch die Schätze und Reichthümer des Volkes unter heiliger Obhut verwahrt wurden. Mit Furcht und Entsetzen betraten die römischen Krieger das Gestade der Insel, wo Frauen im Trauergewand mit fliegenden Haaren und mit Fackeln in den Händen wie Rasende zwischen den Schlachtreihen der Männer umherrannten und die Druiden, die Arme gen Himmel erhoben, die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen ausstießen. Kaum aber hatten sie die Schanzarbeiten zur Befestigung eines Lagers begonnen, so wurden sie durch die Schreckenskunde von einem weitverbreiteten Aufstande der Icener und anderer Völkerschaften im nördlichen Britannien auf einen andern Schauplatz gerufen. Die dem Heiligthume drohende Gefahr und mehr noch die Bedrückungen und Mißhandlungen, welche die Bewohner von den Steuerpächtern und den rohen Kriegsleuten zu erdulden hatten, trieben das Volk zu verzweifelter Gegenwehr.

Volksaufstand unter der Königin Boadicea. 61.

Nach Dio war die Hauptursache der Empörung die harte Eintreibung der Darlehen nebst den hohen Zinsen, wobei besonders Seneca sich durch Habsucht hervorgethan; Tacitus dagegen berichtet, römische Centurionen hätten Boadicea, die Gemahlin des Icenerkönigs, mit Schlägen mißhandelt, ihre Töchter geschändet, die Vornehmen ihres Vermögens beraubt, Angehörige des königlichen Hauses zu Sclavendiensten gebraucht; namentlich hätten sich die Veteranen von Camulodunum der größten Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht.

Ergrimmt über solche Schmach und Mißhandlung griffen die Völkerschaften, bei denen die Knechtschaft noch nicht alle Gefühle der Ehre erstickt hatte, zu den Waffen. Unter der Führung der tiefverletzten Fürstin Boadicea stürzte sich das britische Kriegsvolk, dessen Zahl von römischen Schriftstellern auf hunderttausend angegeben wird, auf die Colonie Camulodunum, setzte die Stadt in Brand und tödtete die Besatzungstruppen in dem Tempel. Petilius Cerealis, derselbe, der später den Bataverkrieg beendigte, suchte vergebens mit einer Legion dem heranbrausenden Strom Einhalt zu thun; sein Fußvolk wurde niedergemacht; er selbst rettete sich mit der Reiterei mühsam in die Verschanzungen an der Themse.

Der Eroberung von Camulodunum folgte die Zerstörung der übrigen Römerstädte. Londinium, nicht gerade eine römische Colonie, aber schon damals berühmt wegen des ausgedehnten Handels und der Menge von Kaufleuten in ihren Mauern, wurde eingenommen, und die Frauen, Kinder und Greise, die sich der bewaffneten Mannschaft nicht anzuschließen vermocht, erbarmungslos getödtet. Gleiches Schicksal erfuhr die Landstadt Verulam.

„Die Barbaren“, bemerkt Tacitus, „umgingen die Burgen und befestigten Orte und stürzten dahin, wo sich reiche Plünderung und schwache Vertheidigung fand, froh

der Beute, um alles Andere unbekümmert. Sicher ist, daß gegen 70,000 Bürger und Bundesgenossen umkamen, denn die Barbaren machten keine Gefangenen, um sie zu verkaufen oder nach Kriegsgebrauch auszutauschen; sie zogen es vor zu morden, zu hängen, zu verbrennen, zu kreuzigen; wie im Vorgefühl schwerer Vergeltung beeilten sie sich die Rache vorweg zu nehmen."

Niederlage der Briten.

Und diese zögerte nicht lange. Paullinus hatte sich mit seinen Truppen, etwa 10,000 Mann, westwärts gezogen, bis er an einen Ort kam, wo er im Rücken einen Wald und vor sich freies Feld hatte. Hier erwartete er den Feind, überzeugt, daß, wie klein auch sein Heerhaufen sei, die überlegene Kriegskunst der Legionare und Bundestruppen die verwilderte und siegestrunkene Masse, die in zerstreuten Haufen zu Fuß und zu Roß heranrückte, bewältigen werde. Die Briten waren so trotzigen Muthes, daß sie die Frauen mit sich führten, damit sie auf den Karren, welche den Rand des Feldes umgaben, Zeugen ihres Sieges sein möchten. Auf einer von Rasen errichteten Bühne sprach Boadicea zu der versammelten Menge von den ausgestandenen Leiden und der erlittenen Schmach und gab, nochmals zur Rache auffordernd, das Zeichen zur Schlacht. „Sie war von hohem Wuchs," so schildert sie Dio, „von schrecklichem Ansehen und durchdringendem Blicke. Ihre Stimme war rauh, ihr blondes Haar in solcher Fülle, daß es ihr über die Hüften herabfiel. Um den Hals hing eine große goldene Kette, ihren Leib bedeckte ein weites farbiges Unterkleid und darüber ein mit einer Agraffe befestigter Kriegsmantel. In der Rechten schwang sie eine Lanze." Die Schlacht war bald entschieden. Die britischen Kriegshaufen, außer Stand, dem in geschlossenen Reihen anrückenden Feind zu widerstehen, geriethen in Unordnung, und da sie sich durch die Wagen selbst eingekeilt hatten, so endete der Kampf mit einer vollständigen Niederlage. Nach einigen Angaben betrug die Zahl der gefallenen Briten 80,000, während die Römer etwa 400 Todte und eben so viele Verwundete zählten. Ein herrlicher Sieg, sagt Tacitus, den Siegen der alten Zeit vergleichbar. Boadicea tödtete sich durch Gift.

Die Lage des Insellandes bis zur Ankunft Agricola's.

Dieser Ausgang entschied das Schicksal des britischen Insellandes. Die einzelnen Stämme würden noch schneller unterworfen worden sein, da außer dem Schwerte des Siegers auch noch eine Hungersnoth, herbeigeführt durch die Vernachlässigung der Saatfelder während des Krieges, die Einwohner schwer bedrängte; wenn nicht die Furcht vor der Härte und Rache des strengen Befehlshabers und der Hader zwischen ihm und dem Statthalter die Völkerschaften und Fürsten noch einige Zeit unter den Waffen gehalten hätte. Erst als ein neuer Befehlshaber von milderem Charakter an die Spitze des Heeres trat, kehrten Ruhe und Gehorsam zurück. Die Verwirrung jedoch, die nach dem Tode Nero's Reich und Provinzen erfaßte, blieb auch in Britannien nicht ohne Nachwirkung; wenigstens berichtet Tacitus im Leben Agricola's von schlaffer Kriegszucht, von Zügellosigkeit und Ausschweifung der Soldaten, von

neuen Aufständen in einzelnen Landschaften. Diese Aufstände wurden besonders von den Druiden hervorgerufen, daher die Römer mit größerer Strenge als in andern Ländern das einheimische Religionswesen zu vertilgen strebten. Die Priester wurden erschlagen, die Altäre umgestürzt, die heiligen Haine gefällt. Diese Härte erzeugte große Erbitterung unter den Briten, und wenn sie sich auch äußerlich den Machtgeboten Roms fügten, so trugen sie doch im Herzen bittern Groll gegen die Feinde ihrer Religion, gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit und ihres heimischen Wesens. Sollte Britannien als ruhige Provinz in das römische Weltreich eintreten und von den Ueberwindern nicht blos die Knechtschaft, sondern auch die edlen Güter eines geordneten Staats- und Rechtslebens empfangen, so mußte die Führung der Heere und die Verwaltung des Landes in die Hände eines Mannes gelegt werden, der mit den Eigenschaften eines tapfern und umsichtigen Kriegsmannes einen milden versöhnlichen Geist und einen Sinn für Gerechtigkeit und Menschenwürde verband.

Agricola in Britannien. 78–85. Einen solchen Mann erlangte Britannien in Julius Agricola, der gegen das Ende der Regierungszeit Vespasians die Statthalterschaft des Insellandes antrat und sechs bis sieben Jahre lang mit Glück und Ruhm die Geschäfte des Krieges wie des Friedens besorgte. Nachdem er die streitbaren Bergvölker in Nord-Wales zur Unterwerfung gebracht und die Insel Mona mit den Druidenschulen und dem reichen Tempel, an deren Bezwingung Suetonius durch den Aufstand im inneren Lande abgehalten worden war, der römischen Provinzverwaltung unterstellt hatte; war er bemüht, die Briten durch Gerechtigkeit, Milde und Zutrauen für römische Herrschaft, Bildung und Ordnung zu gewinnen. Wir erfahren von Tacitus, wie erfolgreich er die rohen und kriegerischen Bewohner an die Genüsse eines feineren Lebens, an die Vortheile des Friedens gewöhnte: er bewog sie, Städte mit Tempeln, Marktplätzen und Wohnhäusern nach römischer Weise zu erbauen, wobei er die Thätigen lobte, die Saumseligen strafte und dadurch einen Wetteifer um Ehre erzeugte. Er ließ die Söhne der Vornehmen in den Wissenschaften und in der Beredtsamkeit unterrichten, so daß in Kurzem die römische Sprache allenthalben Eingang fand und die Toga die heimische Tracht verdrängte. Allmählich ging man zu den Reizungen der Laster über, bemerkt der Geschichtschreiber weiter, zu Säulenhallen, Bädern, üppigen Gastmählern und nannte Bildung, was schon der Anfang der Knechtschaft war. Im vierten Jahre seines Aufenthaltes hatte Agricola die römische Provinz schon bis an den Tweed, den Grenzfluß gegen Schottland, ausgedehnt, die gefährdeten Orte durch Castelle gesichert, den schmalen Erdstrich zwischen Clota und Bodotria (Clyde und Forth zwischen Edinburg und Dunbarten) mit einer Reihe von Thürmen und Schanzen gegen die Einfälle der Caledonier geschützt und mit Besatzungen versehen. Zugleich hatte er durch einen flüchtigen Häuptling, den er bei sich aufgenommen, Erkundigungen über Hibernia (Irland) eingezogen und eine Flotte ausgerüstet, welche Schott-

land umschiffen und seine Unternehmungen zu Land von der See her unterstützen sollte.

„Ein herrlicher Anblick", rühmt Tacitus, „da nun zu Land und Wasser zugleich der Krieg fortwogte und oft in demselbigen Lager Fußvolk und Reiter und Seesoldaten in frohem Gewühle vermischt jeder seine Thaten, seine Abenteuer erhob die Gefahren mit kriegerischer Ruhmredigkeit gegen einander aufwiegend."

Auf dem fünften Feldzug überwand Agricola in einer Schlacht die streitbaren Völkerschaften nordwärts des Meerbusens, die bestürzt über die doppelte Gefahr sich mit großer Kriegsmacht dem eindringenden Feinde entgegengeworfen, und dehnte im nächsten Sommer Roms Herrschaft bis an den Fuß der Grampianhügel aus. Ueber diesen Gebirgswall hinaus war ihm nicht beschieden, die ruhmbedeckten Feldzeichen zu tragen. Zwar krönte er noch seinen letzten Feldzug durch einen glorreichen Sieg über die nördlichen Caledonier, welche durch einen feierlichen Eid und Waffenbund zum Kampf auf Leben und Tod sich vereinigt und als „des Erdkreises und der Freiheit letzte Söhne" mit Muth und mannhaftem Sinn für die theuersten Güter gestritten hatten; aber ehe das nächste Jahr anbrach, in welchem er das schottische Hochland zu unterwerfen und dann zur Eroberung der irischen Insel zu schreiten gedachte, wurde er von dem über den Ruhm und die Größe des Helden neidischen und eifersüchtigen Domitian zurückgerufen und mußte seine letzten Jahre still und unbemerkt in Rom verleben. So blieben die Grampianshügel das nördliche Bollwerk der Provinz Britannien. Die Kette von militärischen Posten, welche Agricola von Edinburg bis Dunbarton angelegt, wurde in der Folge unter Antonius Pius durch einen auf steinernen Grundmauern aufgeführten Erdwall befestigt, der dann lange Zeit die Grenze der römischen Provinz geblieben ist. „Die eingebornen Caledonier bewahrten im äußersten Nordende der Insel ihre wilde Unabhängigkeit, welche sie jedoch nicht minder ihrer Armuth als ihrer Tapferkeit zu verdanken hatten. Ihre Einfälle wurden häufig zurückgewiesen und bestraft, aber ihr Vaterland blieb von dem fremden Joche frei. Die Herren der schönsten und reichsten Himmelsstriche der Erde wendeten sich mit Verachtung von diesen düstern den Winterstürmen preisgegebenen Bergen, diesen in blaue Nebel gehüllten Seen, diesen kalten, öden Haiden ab, auf welchen nackte Barbaren das Wild des Waldes jagten."

Agricola gegen die Caledonier.

85.

2. Titus (Flavius Vespasianus).

A. Charakter und Regierung.

Auf den einfachen von altrömischer Gesinnung und Sittenstrenge erfüllten Titus Flavius Vespasianus folgte sein Sohn gleichen Namens, gewöhnlich mit dem Vornamen Titus bezeichnet, ein mit allen Gaben des Geistes und Körpers

Titus 79—81. u. c. 842—834.

reich ausgestatteter Fürst. Wie er im jüdischen Krieg dem Vater zur Seite gestanden und den Triumph über das bezwungene Jerusalem mit ihm getheilt hatte, so war er auch in allen Regierungsgeschäften sein treuer Gefährte gewesen, hatte die Censur, das Tribunat und siebenmal das Consulat gemeinschaftlich mit demselben verwaltet und so sehr an allen Staatshandlungen Theil genommen, daß er gleichsam als Mitregent gelten konnte, daher auch seine Thronbesteigung keine Veränderung in dem öffentlichen Leben herbeiführte.

Sein bisheriges Leben.

Titus glänzt in der Geschichte als Muster eines Fürsten, so daß ihn Mit- und Nachwelt als die „Liebe und Wonne des Menschengeschlechts" bezeichnet hat; dennoch sah das römische Volk mit bangen Gefühlen seinem Regierungsantritt entgegen, denn sein bisheriges Leben war nicht frei gewesen von Fehlern und Lastern, und manche mochten einen zweiten Nero in ihm erwarten. Nicht nur daß er sich den Freuden und Genüssen des hauptstädtischen Lebens im Uebermaß hingegeben, daß er die Nächte bei schwelgerischen Mahlzeiten in der Gesellschaft von Lustgenossen und Buhlknaben verpraßte, er hatte sich auch als Befehlshaber der Prätorianer den Vorwurf grausamer Strenge zugezogen und in seinen richterlichen Entscheidungen sollte er der Bestechung zugänglich gewesen sein. War es schon eine auffallende Neuerung, daß ein dem Throne so nahe stehender Fürst die Stelle eines Gardehauptmannes übernahm, die bisher nur römische Ritter inne gehabt, und dadurch dem Amte noch größere Bedeutung und Wichtigkeit verlieh; so erschrack man noch mehr, als er diese Stelle gebrauchte, um verdächtige Leute aus dem Wege zu räumen. Den Aul. Cäcina, einen Mann von consularischem Rang, von dem er in sichere Erfahrung gebracht, daß er eine Verschwörung im Schilde führe, hatte er zur Tafel geladen und beim Ausgang aus dem Speisesaal niederstoßen lassen. Eine solche Richtung zu Ausschweifungen und tyrannischer Willkür war aber doppelt gefährlich bei einem Manne, der im Umgang von bezaubernder Liebenswürdigkeit war und die Gabe besaß, die Menschen zu gewinnen und an sich zu fesseln. Schon in Syrien hatten ihm die Legionen solche Beweise von Anhänglichkeit gegeben, daß es nur bei ihm gestanden wäre, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, und es hat nicht an verlockendem Zuspruch gefehlt.

Seine Umwandlung bei der Thronbesteigung.

Aber alle Befürchtungen zerrannen, als Titus im eigenen Namen die Regierung übernahm. Nicht nur, daß er alle Vergehungen und Irrwege sorgfältig vermied; er widmete sein ganzes Leben dem Wohle des Staats und ordnete alle Neigungen und Leidenschaften seinen Regentenpflichten unter. Die schöne Berenice, eine jüdische Fürstin aus dem Herodeischen Herrscherhause, die aus Liebe zu Titus ihren Gemahl Herodes von Chalcis und ihr Volk verlassen hatte und dem römischen Feldherrn nach der Weltstadt gefolgt war, in der Hoffnung und wohl auch mit der Zusage, seine Gattin zu werden und einst den Thron mit ihm zu theilen, mußte alsbald Rom verlassen, als das Volk seinen Unwillen über die fremde Herrscherin kund gab, so schwer es dem Kaiser auch fiel, sich von der reizenden Frau, mit der er zwölf Jahre verbunden gewesen, zu trennen. Aber vor den Staatsrücksichten mußte die Stimme des Herzens verstummen. Auf gleiche Weise verabschiedete er alle unwürdigen Genossen, alle Schauspieler und Tänzerinnen, an deren Gesellschaft er bisher Gefallen gefunden, und vermied sorgfältig Alles, was Anstoß oder Aergerniß geben konnte.

Wenige Fürsten haben vor der strengen Muse der Geschichte so viel Huld und Gnade gefunden als Titus. Man kennt von seiner kurzen Regierungszeit nur treffliche Handlungen, Züge des Wohlwollens und der Menschenliebe, Aussprüche edler Gesinnung. Wenn Sueton erzählt, daß Titus den Grundsatz ausgesprochen, Niemand dürfe von dem Angesicht des Kaisers traurig weggehen, daß er einst bei Tafel, als ihm einfiel, er habe an dem Tage noch Niemand eine Wohlthat erwiesen, plötzlich ausgerufen: „Ich habe einen Tag verloren!" daß er die Spione und Angeber, welche die Gesellschaft und das ganze öffentliche Leben vergifteten, mit Ruthenstreichen züchtigen ließ und aus Rom vertrieb; daß er in den herrlichen Bädern (Thermen), die er in der Nähe des Flavianischen Amphitheaters erbaute, dem geringen Volke freien Zutritt gestattete, daß er die Würde eines Oberpriesters annahm, um eine äußere Nöthigung zu haben, seine Hände rein zu halten von Blut; so erkennt man aus diesen geringen Zügen ein Herz voll Wohlwollen und Menschenliebe und das Streben, sich die Volksgunst zu erwerben. Seine Milde und Menschenliebe.

Daß er die Vollendung des Amphitheaters und der Bäder mit glänzenden Spielen, Gladiatoren- und Thierkämpfen einweihte, war eine fast unvermeidliche Huldigung an den Geschmack der Zeit und die Gewohnheiten des Volks.

Und wenn jemals einem Fürsten Gelegenheit geboten war, durch Mildthätigkeit und Wohlthun harte Geschicke zu erleichtern und Leiden zu mildern, so war dies bei Titus der Fall, während dessen Regierungszeit der große Ausbruch des Vesuvius die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä zerstörte und Rom von Brand und Pest schwer heimgesucht war. Leider starb der treffliche Fürst schon im dritten Jahr seiner Regierung, im einundvierzigsten seines Lebens, in dem Badeorte Cutiliä bei Reate, nach Sueton am Fieber, nach Andern an Gift, das ihm Domitian gereicht habe. Noch hatte Titus nicht ausgeathmet, so sprengte der lieblose Bruder nach Rom, um sich durch das übliche Donativ der Prätorianer zu versichern. Unfälle. 13. Sept. 81.

B. Pompeji und Herculanum.

Ueber diesen Ausbruch des Vesuvius am 24. August des Jahres 79, durch welchen die drei genannten Städte Herculanum (Herculaneum), Pompeji und Stabiä, uralte Campanerstädte in der Reihe römischer Municipien, verschüttet wurden, sind zwei Berichte aus dem Alterthum erhalten, von Dio Cassius in seiner Röm. Geschichte (66, 21 ff.) und von Plinius Secundus dem jüngeren, dessen Oheim der Naturforscher Plinius der ältere bei der Katastrophe durch den Qualm seinen Tod fand. Der Bericht des letzteren ist in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus enthalten, damit die näheren Umstände über den Tod des großen Naturforschers der Nachwelt getreu überliefert werden möchten; und wahrscheinlich hat auch Tacitus in seinen „Historien" die Begebenheit beschrieben, aber leider sind die späteren Bücher des Werks nicht auf unsere Zeit gekommen. Der erste Brief erzählt vorzugsweise, auf welche Art und unter welchen Umständen Plinius bei der Flucht unweit Stabiä seinen Tod gefun- Die Verschüttung.

den; im zweiten wird mehr auf die Naturerscheinung selbst und ihre schrecklichen Wirkungen Bedacht genommen. Darin heißt es: „Eine furchtbare schwarze Wolke, mit Brandgeruch hervorbrechend, warf große Flammen aus, die Blitzen glichen, aber viel größer waren. Bald darauf schien sich die Wolke zu senken und das ganze Meer zu bedecken, und wirklich entzog sie die Insel Kapri sowie das Vorgebirg Misenum unseren Blicken. Aschenregen, obgleich nicht sonderlich dick, begann auf uns herabzufallen, und als ich mich umwendete, bemerkte ich einen dicken Rauch, der hinter uns herrollte wie ein reißender Strom." Das war der auf Herculaneum fließende Lavastrom. „Wir wichen von der Straße auf die Felder aus, um nicht im Gewühl der Menschen erdrückt zu werden, aber kaum hatten wir den Weg verlassen, so umgab uns eine Finsterniß, die nicht mit der einer mondlosen Wolkennacht im Freien, sondern nur mit der in einem verschlossenen Zimmer ohne Licht verglichen werden kann. Man hörte Nichts, als das Geschrei von Kindern, das Jammern von Weibern und die Rufe von Männern, indem die einen nach ihren Kindern, die andern nach ihren Eltern riefen und sich nur an der Stimme erkennen konnten, Einige beklagten ihr eigenes Schicksal, Andere das der Ihrigen, Einige wünschten aus Todesfurcht zu sterben, Andere erhuben ihre Hände zu den Göttern, aber die Meisten glaubten, die letzte und ewige Nacht sei gekommen, welche die Welt und die Götter zusammen vernichten würde."

Dio Cassius gibt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Vesuv von dem Ausbruch unter Titus folgenden Bericht „Man glaubte viele große überschwenglich gewaltige Männer, wie man die Giganten malt, bald auf dem Berge, bald in dem umliegenden Lande und in den Städten, bei Tag und Nacht auf der Erde herumwandeln und in der Luft einherschweben zu sehen. Hierauf folgte eine drückende Schwüle und plötzliche heftige Erdstöße, so daß die ganze Ebene in Bewegung gerieth und die Höhen emporsprangen. Und unter der Erde vernahm man donnerähnliches Gedröhn, über der Erde furchtbares Gebrüll. Plötzlich brauste das Meer auf, der Himmel hallte wieder; darauf hörte man ein entsetzliches Krachen, wie wenn die Berge zusammenstürzten. Erst flogen ungeheure Steinmassen selbst über den Gipfel des Berges empor, darnach erhob sich Feuer, und Rauchwolken verdunkelten die Luft und verhüllten die Sonne, als ob sie sich verfinsterte. Nacht ward aus Tag, Schatten aus Licht. Bald glaubte man, die Giganten erstünden wieder (denn es erschienen allerlei riesige Gestalten im Rauch und es erschollen Posaunen), bald wieder, es stürze die Welt in ihr altes Chaos oder in Feuer zusammen. Alles floh bange, theils von Außen in die Häuser, theils von Innen ins Freie. Bestürzt flüchtete der Eine vom Meer ans Land, der Andere eilte nach der See; Alle wähnten, anderswo sicherer zu sein, als da, wo sie waren. Indessen trieb der Wind einen ungeheuern Aschenregen einher, der Land, Meer und Luft erfüllte. Menschen, Felder und Heerden kamen an vielen Orten, wie es der Zufall wollte, zu Schaden; die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres starben; sogar zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji wurden verschüttet, während die Bewohner eben im Theater saßen. So gewaltig war der Aschenregen, daß ein Theil bis nach Afrika, Syrien, und Aegypten gelangte, sogar in Rom die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Auch hier hatte sich mehrere Tage eine nicht geringe Angst verbreitet, da man weder die Ursache dieser Erscheinung kannte, noch ihren Ausgang vorhersehen konnte; auch hier meinte man, die Welt kehre sich um, die Sonne stürze herab auf die Erde, die Erde erhebe sich gen Himmel. Für den Augenblick thaten die Aschenmassen keinen großen Schaden, später aber erzeugten sie eine furchtbare Seuche, welche viele Opfer forderte."

Die Wirkungen des Ausbruchs waren um so schrecklicher, als man den Vesuv für erloschen hielt und somit die Einwohner ganz unvorbereitet von dem schrecklichen Ge-

schicke betroffen wurden. Dies erkennt man aus den Worten, worin etwa hundert Jahre früher Strabo die Gegend beschreibt: „Oberhalb dieser Orte liegt der Berg Vesuvius, bis an den Gipfel von herrlich angebauten Feldern umgeben, dieser aber ist größtentheils flach und unfruchtbar, dem Ansehn nach aschig, und man sieht daselbst Höhlungen in porösen Steinen von rußiger Farbe, als wären sie vom Feuer zerfressen, so daß man schließen möchte, der ganze Ort habe einmal gebrannt, enthalte Feuerkrater, und sei erloschen, nachdem ihm der Stoff ausgegangen. Vielleicht ist grade das der Grund der ihn umgebenden Fruchtbarkeit, wie man sagt, daß bei Catana die Gegend so vorzüglichen Wein hervorbringe, seitdem ein Theil derselben mit der vom Aetna ausgeworfenen Asche bedeckt ist.

Pompeji und Herculanum nach der Ausgrabung.

Fast siebzehn Jahrhunderte lagen die Städte unter der Lava verschüttet, bis sie durch Zufall entdeckt (Herculaneum 1709, Pompeji 1721) theilweise wieder ausgegraben wurden, ein Ereigniß das für die Kunde des Alterthums wie für den Kunstgeschmack unserer Tage von der höchsten Wichtigkeit war. Von der zunächst an der Meeresküste gelegenen Stadt Stabiä haben sich nur geringe Spuren entdecken lassen; ergiebiger waren die Nachforschungen in Herculaneum, aber vor Allen ist Pompeji der Ort, „welcher am vollkommensten und klarsten ein Stück der antiken Welt mitten in unsere moderne stellt.“ „Herculaneum nämlich,“ heißt es in dem Werke von J. Overbeck: Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, „ist nicht allein ungleich tiefer verschüttet als Pompeji, es ist fast ganz von einem mächtigen Lavastrome überfluthet, der zu einer felsenfesten Rinde erstarrt, und auf dem großentheils die moderne Stadt Resina erbaut ist; demnach konnte Herculaneum nur zum kleinsten Theil aufgedeckt werden, es ist wie ein Bergwerk ausgegraben und wie ein solches durch Schachte und Stollen zu befahren, im Fackellichte zu betrachten. Pompeji dagegen liegt wieder offen unter dem freundlichen Lichte des campanischen Himmels, der ihm einst gelächelt hat, wir können die leichte Luft des Lebens athmend durch seine Straßen wandern, in seine Häuser eintreten und seine Monumente im Strahle der glänzenden Sonne betrachten, die, Leben und Freude weckend, die Gedanken an Tod und Zerstörung aus unserer Seele verscheucht. Herculaneum ist eine dunkele Gruft, in der ein ganzes Geschlecht begraben liegt. Pompeji ist wie eine Stadt, die nach einem Brande von den Einwohnern verlassen ist, welche sich die Phantasie als wiederkehrend denken mag. Ein wunderbares Walten des Schicksals hat uns diese beiden Stätten des Alterthums in ihrer Ganzheit bewahrt. Hier pulsirte das Leben in frischester Fülle und Kraft, hier schuf und wirkte dasselbe nach allen Richtungen mit ganzer, reger Geschäftigkeit, hier trieb sich der lebhafte Verkehr eines sorglosen Völkchens durch die Straßen und Gassen, ja hier lag der Gedanke an Untergang und Zerstörung so fern, daß am Tage des Verhängnisses das Amphitheater von Pompeji von einer schaulustigen Menge erfüllt war; da plötzlich schnitt die Parze den Faden ab, da ließ ein ungeahntes furchtbares Ereigniß das glühende Leben erstarren, oder versenkte es in einen Schlaf gleich dem, welchen Dornröschen schlief, bis der warme Kuß des Lebens sie aus ihm erweckte, da warf der flammende Berg Massen von Asche und Sand und glühenden Steinen aus, die mit einer gleichmäßigen Decke die ganze Stätte dieses Lebens einhüllten, sie beschützend vor den langsam aber sicher wirkenden Zerstörungen kommender Zeiten und Alles, was sie trug, geheimnißvoll bewahrend bis auf späte Jahrhunderte.“ — Sind auch während des Jahrhunderts, das seit der Entdeckung verstrichen ist, die Ausgrabungen oft sehr saumselig und mit häufigen Unterbrechungen betrieben worden, so ist doch ein Dritttheil der verschütteten Stadt wieder an den Tag gebracht, und zwar dasjenige Dritttheil, welches neben dem Forum und noch ein paar Märkten die Hauptstraßen, die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, Tem-

pel, Basilica, Bäder, Theater und Amphitheater umfaßt und daneben eine Fülle von Wohnhäusern, Läden, industriellen Anlagen, so daß kaum eine Seite des alten Lebens in seinen monumentalen Resten nicht vor unseren Blicken offen läge.

3. Titus Flavius Domitianus.

Domitian. 81—96. u. c. 834—849.

Wenn bei Titus der Antritt der Regierung eine Läuterung seines Innern bewirkte, so war er für seinen Bruder Tit. Flavius Domitianus das Mittel, den ungebändigten Trieben und Leidenschaften, die er schon in der Jugend kund gegeben, nun ihren vollen Lauf zu lassen. Wohl hatte er mit Vater und Bruder die geistigen Anlagen und den Sinn für Bildung gemein: er hatte sich in der Poesie versucht; die Uebersetzung des Aratus (III, S. 388), wenn anders die theilweise noch vorhandene Aratia Caesaris Germanici wirklich von Domitian und nicht vielmehr von Germanicus, des Drusus Sohn, herrührt, wird mit Recht der des Cicero vorgezogen; aber unter dieser verfeinerten Hülle lag ein boshaftes, von Hochmuth und Eitelkeit erfülltes Herz verborgen, das nach der Thronbesteigung in seiner ganzen Häßlichkeit zu Tage kam. Nun hielt er es unter seiner Würde, sich ferner mit Wissenschaften abzugeben; desto eifriger las er die Denkwürdigkeiten und politischen Schriften des Tiberius, um aus der Staatsklugheit dieses finstern Despoten Lehre und Beispiel für sein eigenes Handeln zu ziehen. Die Ausschweifungen seiner Jugend hatten seinen von Natur starken Körper frühe entkräftet, und da er von Vater und Bruder von allen öffentlichen Geschäften sowohl der Staatsverwaltung und Rechtspflege als des Krieges absichtlich fern gehalten worden war, so bildete seine Regierung nach Innen und Außen einen traurigen Gegensatz zu der seiner beiden Vorgänger.

Spiele und Festlichkeiten.

Domitian fühlte diesen Abstand, und in seinem Stolze suchte er durch äußeren Prunk zu ersetzen, was ihm an wahrer Größe abging und durch Schaugepränge den Mangel an Thaten und Siegen zu verhüllen. Noch nie hatte Rom so glänzende Schauspiele und Wettfahrten im Amphitheater und Circus gesehen als unter Domitian. Die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe wurden zuletzt so sehr zur Gewohnheit, daß man als neue Reizmittel die Nacht mit Fackelschein dazu wählte, und nicht nur Sclaven oder Freigelassene, sondern römische Bürger aus dem Senatoren- und Ritterstand, ja sogar vornehme Frauen als Kämpfer dabei auftreten ließ. Im Wagenrennen, in Schauspielen, in musischen und gymnischen Wettkämpfen, wobei auch Jungfrauen um den Preis stritten, suchte Domitian die Neronischen Glanztage zu überbieten. Nie schwoll ihm sein eitles und stolzes Herz höher, als wenn er im griechischen Festgewande, eine goldene Krone auf dem Haupt, diesen Prachtspielen auf erhabenem Fürstensitz zuschauen konnte. Dazu kamen noch große Seegefechte und die zahllosen Religionsfeste, die er erweiterte und mit neuen vermehrte. Diese Volksbelustigungen und Festlichkeiten, verbunden mit Geldspenden und öffentlichen Speisungen und mit den zahlreichen kostspieligen Bauwerken, die er bald zu Ehren der Götter, wie die Vollendung der abgebrannten capitolinischen Heiligthümer, der Tempel der Isis und des Serapis, des

Pantheon u. a., bald zur Verherrlichung seines Namens oder zur Verschönerung der Stadt aufführen ließ, verschlangen unermeßliche Summen, welche nur durch Bedrückung und grausame Erpressungen aufgebracht werden konnten. So wurde er, bemerkt Sueton, aus Noth raubsüchtig und aus Furcht blutdürstig.

Sein Verhalten gegen die Aristokratie und Beamtenwelt.

Daß Domitian indessen nicht ohne Erfolg die Regierungskunst des Tiberius studirt und im Anfang nicht ausschließlich den Freuden und Genüssen sich hingegeben habe, beweist die Strenge, womit er die Beamten und die Glieder der höheren Stände überwachte und zur Pflichterfüllung und Beobachtung der Sitten- und Anstandsgesetze anhielt. Wie alle Despoten sah Domitian in der Aristokratie und in der unabhängigen Bürgerschaft die entschiedensten Widersacher; gegen diese richtete sich daher vorzugsweise sein finsterer Argwohn, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sie zu erniedrigen und zu bestrafen. Beging er dabei mitunter Unrecht, weil weniger die Rücksicht für das Staatswohl als die Befriedigung der eigenen Laune und Rachsucht der eigentliche Beweggrund war, wie bei der Rückberufung Agricola's aus Britannien (S. 243), so hatte diese Strenge doch auch zur Folge, daß der Beamten- und Richterstand sich vor Verletzung der Gesetze hütete und die gesammte Aristokratie sich der verschärften Sittenzucht fügte. „Die Magistrate der Hauptstadt und die Vorsteher der Provinzen," versichert Suetonius, „hielt Domitian so gründlich in Ordnung, daß sie niemals ehrlicher und gerechter gewesen sind als unter seiner Regierung, während wir viele derselben nach seiner Zeit aller möglichen Verbrechen angeklagt sahen." Gegen saumselige oder käufliche Richter, gegen unzüchtige Vestalinnen, gegen Senatoren, die sich durch unwürdiges Leben entehrten, ließ er die ganze Strenge des Gesetzes walten; weniger um auf die öffentliche Sittlichkeit einzuwirken, als im süßen Bewußtsein des vollendeten Despotismus, „allein der ruhig Genießende zu sein inmitten durch Furcht und Verbote gequälter Unterthanen", im Behagen der eigenen Willkür gegenüber der tiefsten Sclaverei aller Andern. Was er dadurch bei den höheren Ständen verlor, suchte er durch Freigebigkeit gegen das Volk, durch Schenkungen, Bewirthungen und Spiele bei der Menge und durch Solderhöhungen bei dem Heere zu gewinnen. So hat zu allen Zeiten der Despotismus seine Stützen im großen Haufen und in der Armee gesucht und seine Verfolgungen gegen die höheren und mittleren Stände gerichtet; und wie unlauter auch oft die Quelle war, aus welcher diese Maßregeln hervorgingen, der Mangel an Tugend und Pflichtgefühl bei diesen Ständen hat die Strenge doch nicht selten als Wohlthat erscheinen lassen. Der Senat hatte sich durch Niederträchtigkeit und Kriecherei bereits selbst um alle Ehre gebracht, als Domitian ihn mit seinem Hohn in den Staub zog. Die Berathung, in welche Juvenal in der vierten Satire die versammelten Väter treten läßt über die hochwichtige Frage, ob ein dem Kaiser zum Geschenk gemachter großer Fisch ganz oder in Stücke zerlegt auf die Tafel kommen solle, und die darin verspotteten Schmeichler und Schmeichelreden

geben ein bezeichnendes Bild von der tiefen Erniedrigung der ersten Corporation des Reichs.

Kriegszüge. 84. Die kläglichste Rolle spielte Domitian im Kriege. Wir lesen von einem Feldzuge gegen die Katten, ohne jedoch über Entstehung und Gang des Krieges näher unterrichtet zu werden. Seine Rückkehr wurde mit einem Triumph verherrlicht und der Name „Germanicus", der ihm beigelegt ward, sollte das Volk an erfochtene Siege glauben machen; allein Tacitus enthüllt den wahren Hergang: „Domitian war sich bewußt, daß jüngst der falsche Triumph über Germanien zum Gelächter geworden sei, da man Leute aufgekauft und ihnen durch Veränderung der Kleidung und Haare das Ansehen von Gefangenen gegeben." Es scheint, daß die Seherin Ganna zu den Katten in ähnlichem Verhältniß gestanden, wie Veleda zu den Batavern, und gleichfalls in Italien ihr Leben beschlossen habe. Noch unrühmlicher endigte der Feldzug des Kaisers gegen die Dacier und andere Völker an der unteren Donau. Während er selbst sich in Mösien mit Buhlerinnen und Lustknaben unterhielt und „Schlachten im Bette" lieferte, erlitten seine Feldherren durch den Dacierkönig, dem die römischen Schriftsteller den Namen Decebalus beilegen, einen klugen, umsichtigen und in der Kriegskunst wohl erfahrenen Fürsten, und dessen Bundesgenossen, die Geten, Quaden und Markomannen, mehrere Niederlagen, so daß der Kaiser eilte, den tapfern Gegner durch große Geschenke und Versprechungen zum Abschluß eines Friedens zu bringen. Dennoch wurde auch der
91. dacische Krieg durch einen Triumph, durch Ehrenzeichen und Denkmäler verewigt.

Auf diese Vorgänge spielt Plinius in der Lobrede auf Trajan an, wenn er sagt: „Jetzt kaufen wir die Geißeln nicht mehr, sondern nehmen sie in Empfang; jetzt schließen wir nicht mehr mit großen Verlusten und unermeßlichen Geschenken Verträge, um den Schein zu haben, als hätten wir gesiegt." „Domitian verpflichtete sich nicht nur zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme sogleich und zu einem fortlaufenden jährlichen Tribut", heißt es bei Imhof, „sondern er mußte auch dem Decebalus einen Transport von allerlei Handwerkern und Künstlern zum Friedens- wie zum Kriegsgebrauch gewähren." „Nichtsdestoweniger hielt er in Rom mit Hülfe des den Bundesgenossen abgezwungenen Krongeldes über die Daker einen prunkvollen Triumph und bedeckte die Schande der Markomannischen Expedition mit einer außerordentlichen dem capitolinischen Jupiter dargebrachten Ovation. Er führte im Triumph allerhand kostbares Geräth auf, Waffen, goldne und silberne Geschirre u. drgl. die ihm entweder eigen gehörten oder den Bundesgenossen abgenommen waren. Seine Eitelkeit erschöpfte sich in allen nur möglichen Siegesverherrlichungen, worin ihn der Senat treulich unterstützte und noch überbot. Der ganze Erdkreis füllte sich mit Bildsäulen des Kaisers; wohin das Auge blickte erhoben sich Triumphbogen und Ehrenpforten und mitten auf dem Forum ließ er sich eine kolossale eherne Reiterstatue errichten, zu deren Enthüllung Statius das Festgedicht schreiben mußte."

Grausamkeit und Verfolgungssucht. Diese unrühmlichen Feldzüge, die mit den von Vespasian und Titus vollbrachten Waffenthaten den größten Contrast bildeten, steigerten in Domitian den Hang zur Grausamkeit und zur Tücke. Konnten die Geschichtschreiber der

Zeit, besonders Dio und Sueton, in den ersten Regierungsjahren noch manche rühmliche Handlungen und Verordnungen anführen, so wissen sie gegen das Ende nur noch Thaten der Willkür, der Härte, des Menschenhasses aufzuzählen, besonders seit dem verunglückten Aufstand seines Feldherrn Antonius am 93.
Niederrhein. Unter dem Vorwande, die Mitverschwornen zu ermitteln, wurden viele angesehene und ihm verhaßte Männer den entsetzlichsten Folterqualen unterworfen und durch Hochverrathsprozesse aus dem Wege geräumt. In jedem hervorragenden Mann sah Domitian einen gefährlichen Nebenbuhler oder Widersacher und trachtete ihm nach dem Leben. Angst und Mißtrauen trieben ihn zu der ganzen furchtbaren Grausamkeit, deren seine Natur fähig war. Besonders richtete sich sein Haß und Argwohn gegen die Stoa, in welche sich damals alle Erinnerung an frühere Zeiten, alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft flüchteten, deren Bekenner gegen die Tyrannei und ihre Werkzeuge wie in einem Bunde vereinigt waren und mit stummer Resignation Marter und Tod ertrugen. In diese Zeit der Verfolgung fällt die Hinrichtung des Herennius Senecio, der Fannia, des jüngeren Helvidius Priscus, des Junius Arulenus Rusticus; die Verbannung des Artemidorus, L. Telesinus, Dio Chrysostomus, Epictet u. A.

Herennius Senecio, Senator und Stoiker, hatte als Sachwalter die Klage der Spanier gegen die Erpressungen des Massa Bäbius, eines berüchtigten Angebers in Gemeinschaft mit dem jüngeren Plinius so erfolgreich geführt, daß der kaiserliche Günstling ins Exil wandern mußte, sich aber dadurch den Haß aller seiner Genossen zugezogen. Einer derselben, Metius Carus, ein gefährlicher Delator, klagte ihn daher des Majestätsverbrechens an, weil er eine Biographie des ältern unter Vespasian hingerichteten Helvidius Priscus verfaßt und sich seit vielen Jahren um kein Staatsamt mehr beworben habe. Bei der Untersuchung ergab sich, daß er von der Fannia, Helvidius Gattin, die eine Tochter des Thrasea und mütterlicher Seits Enkelin der berühmten Arria war, zu dem Werke aufgefordert worden sei und das Material dazu erhalten habe. Deshalb wurde Fannia mit ihrer Mutter verbannt, Senecio hingerichtet, das Buch durch Senatsbeschluß zum Feuer verurtheilt. Dieser Prozeß war das Signal zu ausgedehnten Gerichtsverfolgungen gegen alle Stoiker. L. Arulenus Rusticus hatte eine Lebensbeschreibung des Thrasea verfaßt und sich dabei mit großer Wärme und Offenheit über seinen Freund, den er einen „heiligen Mann" nannte, ausgesprochen, dadurch aber den Zorn des Kaisers, „des Gottes aller Menschen" um so mehr auf sich geladen, als der Verfasser für einen berühmten Gelehrten und Philosophen galt. Er wurde hingerichtet; seine Gattin Gratilla und sein Bruder Mauricus verbannt. Nun kam die Reihe an Helvidius Priscus, dessen Verbrechen war, einen berühmten Vater gehabt zu haben und dessen Nachfolger in den Grundsätzen der Stoa zu sein. Da der würdige Consular nach Plinius' Zeugniß seinen berühmten Namen und seine hohen Tugenden vor der Eifersucht Domitians in kluger Zurückgezogenheit verborgen gehalten, so machte man einen Scherz im Familien- oder Freundeskreise zum Kern der Anklageschrift. Er sollte einst in einem mimischen Scherzspiel auf die Trennung des Kaisers von Domitia höhnisch angespielt haben. Als er vor dem Senat verklagt wurde, ging einer der anwesenden Väter in seinem Servilismus so weit, daß er selbst Hand an Helvidius legte und ihn ins Gefängniß abführen ließ. Als sich bei

der Untersuchung ergab, daß auch die übrigen Stoiker die Grundsätze der Häupter theilten, wurden alle Philosophen aus Rom und Italien verbannt. Sie zerstreuten sich über die ganze bekannte Erde, nach den äußersten Grenzen Galliens, in die Wüste von Afrika, in die Berge von Epirus, nach den Steppen Scythiens. Die Sitzungen, in welcher der unglückliche Senat diese und andere Hochverrathsprozesse verhandelte, müssen voll herzzerreißender Qualen für die einzelnen Beisitzer gewesen sein. „Die Curie war mit Soldaten besetzt," heißt es bei Imhof, „und von bewaffneten Haufen umringt, die Creaturen Domitians wütheten mit unerhörter Frechheit. Der Kaiser selbst war immer gegenwärtig, und bei seinem verbissenen Grimm, seinem für alle edleren Gefühle abgestorbenen Herzen war an keine Milde, keine Versöhnlichkeit mehr zu denken. Nero hatte doch wenigstens dann und wann, etwa wenn er nach einem gut gelungenen Gesange oder wegen besonderer Reinheit der Stimme heiterer Laune war, Gnade walten lassen. Domitian hatte sich den Musenkünsten und allen besseren Regungen allmählich ganz verschlossen, nie wichen die Gespenster der Furcht und des Argwohns von seiner Seite. Nero entzog doch die Verbrechen dem Blicke und befahl die Greuel, ohne zuzuschauen. Unter Domitian war die Hauptsache des Jammers, zu sehen und gesehen zu werden, als man die Seufzer aufzeichnete und als, um Todesblässe auf jedem Gesicht hervorzubringen, jener wilde Blick und die aufsteigende Röthe genügte, womit er sich gegen die Scham waffnete. Keiner der Senatoren wagte zu reden oder den Mund zu öffnen außer jenen Armen, die zuerst um ihre Stimme gefragt wurden. Die andern, leblos und starr, ertheilten schweigend und sitzen bleibend ihre abgezwungene Zustimmung mit zerrissenem Herzen und zitterndem Körper. Ein Einzelner gab sein Gutachten ab, alle nahmen es an, obschon es alle mißbilligten, am meisten der, welcher es zuerst abgegeben hatte."

Hatte Domitian in seinen bessern Tagen dem Unfug der Ankläger und Verleumder gewehrt und über die Verfasser boshafter Schmähschriften Strafen verhängt; so lieh er nun um so begieriger sein Ohr Schmeichlern und Spionen, begünstigte die dunkeln Wege der Zuträger und Angeber und ergötzte sich an Foltern und Hinrichtungen. Mit der Verschwendung ging seine Habsucht Hand in Hand und mehrte die Verurtheilungen, damit er sich an der eingezogenen Habe der Opfer bereichern könne. Das Meer war mit Verbannten angefüllt, sagt Tacitus, die Felseninseln vom Blute der Ermordeten gefärbt und in Rom herrschten Schrecken und Entsetzen; Adel und Reichthum, abgelehnte und verwaltete Ehrenstellen galten als Verbrechen, die Tugend war ihres Untergangs gewiß; Angeber wurden für ihre Unthaten mit Priesterwürden und Consulaten belohnt; Sclaven wurden gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone erkauft, und wer keinen Feind hatte, fand durch Freundeshand seinen Untergang. „Und mitten in diesem Elende sah man erschütternde Beispiele fast vergessener altrömischer Tugend. Mütter begleiteten ihre Söhne ins Exil, Gattinnen ihre Männer. Mancher opferte sich freiwillig für einen theuern Freund oder Verwandten, ja Sclaven ertrugen standhaft die Qualen der Folter, um nicht gegen ihre Herren auszusagen. Der Tod selbst ward mit einem Muthe hingenommen, würdig der gepriesensten Muster der alten Zeit." Die Anklagen wegen beleidigter Majestät mehrten sich mit jedem Tage, da mit der Verur-

theilung auch Confiscation verbunden war; Erbschaften wurden unter den nichtigsten Vorwänden eingezogen, die Judensteuer mit Hohn und Härte erpreßt, die kaiserlichen Reisen zur Landplage für die reichen Bewohner verwandelt. Von Menschenfurcht und finsterem Mißtrauen in Folge unheilverkündender Zeichen, Träume und Wahrsagungen rastlos umhergejagt, wurde Domitian endlich auf Anstiften seiner schönen, geistreichen aber sittenlosen Gemahlin Domitia von den Dienern und Genossen seiner Gräuel und Lüste im eigenen Palaste ermordet, als sein todbringender Argwohn sich sogar gegen seine nächste Umgebung richtete. Es wird erzählt, Domitia (die schon früher wegen ihres vertrauten Umgangs mit dem Pantomimen Paris in Lebensgefahr schwebte und deren Buhlen damals der eifersüchtige Kaiser auf offener Straße niederstoßen ließ) habe auf einem Täfelchen von Lindenholz unter mehreren dem Tode geweihten Namen ihren eigenen entdeckt und darauf in Verbindung mit dem Kammerherrn Parthenius und mit mehreren Vertrauten den Kaiser durch ihren Freigelassenen Stephanus tödten lassen. So traf den mißtrauischen Despoten die Hand der rächenden Gottheit gerade da, wo er sich am unverwundbarsten wähnte. Weder aus dem geknechteten Senat noch aus dem Heere entstand der Befreier „des halbentseelten Erdkreises"; aber als Domitian gegen seine nächsten Creaturen, gegen seine Thürhüter und Leibwächter das Gewicht seiner Willkür wendete, als er mit seinem todbringenden Argwohn diejenigen verfolgte, „durch deren Dolche er regierte", da bereitete er sich selbst seinen Untergang. Der Senat vernahm die blutige That mit Freuden; er ließ die Bildsäulen und Büsten umstürzen und seinen Namen aus den Inschriften auslöschen. Die Prätorianer dagegen und die hauptstädtische Menge grollte den Mördern und übte in der Folge blutige Vergeltung. Domitian starb am 18. Sept. 96 im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters, im fünfzehnten seiner Regierung.

Domitians Ausgang.

„Domitian war in seinen jüngeren Jahren von schönem und stattlichem Aeußern gewesen. Sein Wuchs war schlank, seine Haltung voll Würde und Anstand, sein mit feiner Röthe überzogenes Antlitz machte durch den häufigen Wechsel der Farbe auf alle, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit. Bereits im 6. Jahrhundert gab es nach Procopius nur noch eine einzige Statue dieses Kaisers, alle jene Tausende seiner Bildnisse in Stein, Erz und edlen Metallen waren dem Untergange geweiht worden. Auch wir kennen nur noch eine einzige Bildsäule Domitians, es ist die gegen 8 Fuß hohe Statue von parischem Marmor in der Glyptothek zu München, die ihn nackt als Heros, in der Rechten das Commandoschwert, auf der linken Schulter den Kriegsmantel, das Paludamentum in jugendlichem Alter darstellt. — Seine Augen waren groß, aber etwas kurzsichtig, in der Folge ward sein Blick stechend und beängstigend. Ueberhaupt prägte sich die Gewalt seiner unbändigen Leidenschaften und die zunehmende Verschlechterung des Charakters im Aeußern aus. Kahlköpfigkeit, ein hervortretender Leib und auffallende Magerkeit der Schenkel entstellten seine frühere Schönheit. Besonders erstere war ihm ungemein verdrießlich, als Kaiser fühlte er sich schon beleidigt, wenn man in seiner Gegenwart das Wort aussprach. Als er sich noch mit der Literatur abgab, schrieb er ein Werkchen,

Sein Aeußeres.

„über die Pflege des Hauptthaares," das er einem Freunde widmete, der an demselben Uebel litt. — Der Ausdruck seines Gesichts ward nach und nach hart und wild, die augenblicklich aufsteigende dunkle Zornesröthe machte es roh und abschreckend. „Es kam einem ein Grauen an," sagt Plinius, „wenn man auf ihn traf, ihn sah: Menschenverachtung auf der Stirn, Grimm im Blick, weibische Blässe der Haut, im Angesicht Frechheit, mit starker Röthe unterlaufen." — „Da er die edleren Beschäftigungen verachtete, seitdem er Kaiser geworden war, so hatte er in seiner Einsamkeit oft Langeweile. Ob er wirklich zum Zeitvertreibe Fliegen fing und aufspießte, wie Sueton erzählt, oder nicht, was liegt daran? Wohl aber spann er dann seine entsetzlichen Gedanken aus, deren Ausführung ihn zum Fluche der Menschheit gemacht hat. Gern und häufig spielte er Würfel, selbst an Werketagen und in den der Arbeit gewidmeten Vormittagsstunden."

4. Nerva und Trajan.

Nerva. 96—98. u. c. 849—51.

So sehr die Prätorianer über die Ermordung Domitians zürnten, so brachten es die hochgestellten Urheber der Bluttthat dennoch dahin, daß Coccejus Nerva, ein würdiger Senator von mildem Charakter und ehrbaren Sitten, der von Senat und Volk als Kaiser begehrt ward und wahrscheinlich in die Verschwörung gegen Domitian eingeweiht gewesen war, die Anerkennung der Präfecten und der Garden erlangte. Der neue Imperator, schon früher als Gegner Domitians bekannt und von Gefahren umringt, brach vollständig mit dem System seines Vorgängers. Hatte dieser sich auf das Heer und das Stadtvolk gestützt und die gebildeten Stände verfolgt, so war der Nachfolger beflissen, die ganze Regierung im Senat zu concentriren und die von Domitian dem Staate geschlagenen Wunden nach Kräften zu heilen. Die Kerkerthüren öffneten sich den Gefangenen, die Verbannten kehrten in die Heimath zurück, die Sclaven und Freigelassenen, die wider ihre Herren gezeugt, wurden mit dem Tode bestraft; die falschen Angeber mußten die Stadt meiden; die Majestätsgerichte ruhten und die Judensteuer wurde ohne Gewaltthat eingetrieben. Einfach und sparsam mied Nerva alle Arten von Verschwendung. Er veräußerte die werthvollen Geräthschaften und Sammlungen, die Domitian aus Stolz und Eitelkeit mit großen Kosten angeschafft; er beschränkte die Feste und Volksbelustigungen, die Gladiatorengefechte, Thierkämpfe und Circusspiele, und erleichterte dafür die Provinzen in der drückenden Besteuerung; und weit entfernt, die Vornehmen und Gebildeten zu beargwohnen oder zurückzusetzen, nahm er den vielverfolgten Verginius Rufus zum Mitconsul an und gab das Versprechen, keinen Senator hinrichten zu lassen. Aber keine dieser Tugenden, am wenigsten die der Sparsamkeit und Mäßigkeit, war geeignet, die Abneigung der Prätorianer zu mindern oder die Volksgunst zu gewinnen. Denn nach dem lieben Brode lag der städtischen Menge nichts mehr am Herzen als Spiele und Volksbelustigungen. Und diese Augenweide sollte ihnen nun entgehen. Nerva,

ein ruhiger, sanfter Herr, besaß nicht die nöthige Kraft, die immer mehr hervortretende Zügellosigkeit und Verwilderung im Heere und bei dem Volke zu unterdrücken; er beschloß daher, sich durch einen kräftigen Mitregenten und Nachfolger zu stärken, und nahm den rüstigen und geachteten Feldherrn Ulpius Trajanus an Sohnesstatt an. „Laß meine Thränen die Danaer büßen mit deinen Geschossen!" schrieb er eigenhändig an den Heerführer, der gerade in jenen Jahren den Rhein gegen die drohenden Bewegungen der Germanen hütete.

Nach der Lobschrift des Plinius war es eine göttliche Fügung, daß die Zuchtlosigkeit und Frechheit im Staate zu solcher Höhe stieg und dem mildesten Fürsten Zwang und Gewalt angethan ward, damit Trajan um so glänzender als Wiederhersteller der guten Ordnung und der Mannszucht auftreten, um so sicherer die Kraft seines Geistes und Armes zeigen möge. Wäre er früher zu der erhabenen Stelle berufen worden, so hätte er nicht so glorreich als der ersehnte Retter des erschütterten Staates, als Wohlthäter der Menschheit erscheinen können.

„Groß war freilich jene Schande für unsere Zeit, groß die dem Staat geschlagene Wunde. Der Beherrscher und Vater des Menschengeschlechts belagert, gefangen und eingeschlossen; dem menschenfreundlichsten Greise die Macht entzogen, Menschen zu erhalten; und dem Fürsten das größte Glück der Fürstlichkeit entrissen, keinem Zwange unterworfen zu sein. War aber dieses das einzige Mittel, dich an das Ruder des öffentlichen Wohles zu bringen, so möchte ich fast ausrufen, es habe sich verlohnt. Es löste sich die Kriegszucht des Lagers, damit du ihr Wiederhersteller und Verbesserer werden konntest; das schlimmste Beispiel wurde gegeben, damit du das beste entgegenstellen konntest; endlich wurde ein Fürst gezwungen, wider seinen Willen Einige tödten zu lassen, um uns einen Fürsten zu schenken, der sich nicht zwingen ließ. Längst zwar hattest du verdient, als Sohn und Erbe erklärt zu werden, allein nie hätten wir erfahren, wieviel dir das Reich verdankt, wenn du früher als Sohn des Kaisers angenommen worden wärest. Die Zeit mußte kommen, wo es klar wurde, daß du nicht sowohl eine Wohlthat empfangen als eine erwiesen habest. Der erschütterte Staat floh in deinen Schooß, und das über dem Kaiser zusammenstürzende Reich wurde durch das Wort des Kaisers dir übergeben." — Als einst Trajan wegen eines in Pannonien erfochtenen Sieges der Bildsäule des capitolinischen Jupiter „des Herrschers" einen Lorbeerkranz aufsetzte, rief das versammelte Volk laut „Heil dem Imperator." Dies galt jetzt als glückliche Vorbedeutung.

Trajan. 98—117. u. c. 851—870. Charakter u. Regierung.

Und in der That hätte keine bessere Wahl getroffen werden können. Ulpius Trajanus gehörte zwar seiner Abkunft nach nicht zu den alten Geschlechtern Roms; er war nicht einmal in Italien, sondern in der spanischen Colonie Italica, bei dem heutigen Sevilla, geboren; allein der römische Stolz hatte sich schon in Manches fügen gelernt, was vorher unerträglich geschienen, und der Glanz, in dem bald der neue Kaisername strahlte, machte die Herkunft vergessen. Zudem hatte schon der Vater die ersten römischen Würden bekleidet und sich im Felde ausgezeichnet. Noch zu Lebzeiten Nerva's entwickelte Trajan solche Herrschergaben, daß das Reich bald einen andern Anblick darbot. Um den Uebermuth der Prätorianer zu brechen, vertheilte er die verwegensten unter andere Legionen, und als er einige Zeit nach Nerva's Tod von Köln nach Rom zurückkehrte und in einem Alter von 42 Jahren, aber schon mit gebleichtem 99.
Haare auf dem schön gebauten Haupte, die Alleinherrschaft übernahm, gab er

durch die Wahl seiner Beamten und Freunde wie durch seine Regierungshandlungen und seine Sorge für unparteiische Rechtspflege, für Ehrbarkeit und edle Sitten, für gerechte Provinzverwaltung, zu erkennen, daß er mit dem guten Willen seines Vorgängers den kräftigen Verstand und die klare Einsicht eines trefflichen Herrschers vereinigte, und durch seine Feldzüge und Eroberungen wetteiferte er mit den Großthaten des Freistaats. Gegen die Väter der Stadt bewies er dieselbe Achtung und dieselbe rücksichtsvolle Milde wie Nerva, und hob dadurch diesen Reichskörper wieder aus der Gesunkenheit, der er unter Domitian anheimgefallen war. Verdiente sich Trajan durch seine innere Verwaltung, durch seine Achtung vor Recht und Gesetz, durch seine Liebe zur Bildung und Humanität, durch seine Milde, Menschenfreundlichkeit und edlen Bürgersinn und durch sein einfaches häusliches Leben fern von Luxus und Hofzwang den Beinamen des „Besten", so erwarben ihm seine Kriegsthaten, seine trefflichen Anstalten für den öffentlichen Nutzen und seine fürstlichen Eigenschaften den Ruhm des größten Imperators. Und war er auch in manchen Dingen ein Kind seiner Zeit, deren Laster und Gebrechen er nicht ganz abzustreifen vermochte, so wurden doch seine Fehler durch seine Tugenden weit überwogen. Die Christenverfolgungen wurden, wenn auch nicht eingestellt, so doch beschränkt, und seine Eitelkeit und Selbstliebe wurden nicht wie bei Nero und Domitian eine Quelle grausamer Maßregeln gegen Andere, sondern ein Sporn zu rühmlichen Thaten und Werken.

Daß Trajan von dem reinsten Willen beseelt gewesen, ist außer Zweifel gestellt. Es wird erzählt, weil er den Wein liebte, habe er die Weisung gegeben, daß man seine Befehle, die er nach einem längeren Gelage ertheilen würde, nicht sogleich vollziehen solle, und daß er dem Obersten der Leibwache, als er ihm zum Zeichen seiner Amtsgewalt das Schwert reichte gesagt habe: „Für mich, wenn ich recht handle, wider mich, wenn ich Unrecht thue."

Seine Kriegstugenden Plinius preist mit beredter Zunge die Tapferkeit und kriegerischen Tugenden, die Trajan schon auf seinen ersten Feldzügen an den Tag gelegt, wie er als Tribun die Eigenschaften eines Heerführers gezeigt, die Kriegskunst aus eigener Erfahrung im Feld und Lager gelernt, seinen Körper frühe an die Ertragung von Hunger und Durst, von Hitze und Kälte gewöhnt und alle Entbehrungen und Mühseligkeiten mit dem geringsten seiner Soldaten getheilt, bei Kampf und Gefahr sich nur durch Ueberlegenheit und Stärke vor den andern ausgezeichnet habe und selbst auf Reisen und Märschen zu Fuße einhergeschritten sei. Und wenn er sich durch seinen Kriegsmuth, seinen Soldatensinn, seine frische Lust in allen Nöthen und Strapazen die Liebe und Bewunderung der Kriegsgenossen erworben, so habe er durch seine Umsicht in der Leitung und Verpflegung der Heere und durch seine theilnehmende Fürsorge Vertrauen und Ergebenheit geweckt. „Wie Wenige sind unter den Legionen," heißt es in der Dankrede, „deren Waffengefährte du nicht früher gewesen! Du nennst die älteren Kriegsleute ja fast alle mit Namen, erwähnst die tapfern Thaten eines jeden Einzelnen; sie brauchen dir ihre Wunden nicht erst vorzuzählen, da du Zeuge gewesen bist, als sie dieselben empfingen und sie dafür rühmtest."

Erster Krieg gegen die Dacier. 100–103. Ein Kaiser, so tapfer und so kriegslustig wie Trajan, konnte den schmachvollen Frieden, zu dem die Dacier den feigherzigen Domitian gebracht nicht

auf dem römischen Namen ruhen lassen. Trug doch das jährliche Geldgeschenk, wodurch die Barbaren von feindlichen Einfällen in das Reich abgehalten werden sollten, und das durch eine drückende Umlage von den Bewohnern der Provinz erhoben ward, ganz das Ansehen eines Tributs! Trajan hielt das Jahrgeld zurück und zog, als die Dacier deshalb in Mösien einfielen, um sich mit Gewalt zu holen, was ihnen in Güte verweigert ward, gegen sie zu Felde. Der erste Kaiser, den nicht Italien, sondern ein Provinzland gezeugt, „bedurfte wohl auch der Stärke kriegerischer Thaten, um die Schlechten und Verwilderten in der Stadt und im Heere zum Gehorsam zu bringen."

Decebalus, ein Fürst, der politischen Verstand mit kriegerischer Kraft vereinigte und aus der Verbindung mit Rom die Vorzüge eines cultivirten Staatslebens kennen gelernt, hatte sich die zehn bis zwölf Jahre, die seit den Vorgängen mit Domitian verflossen waren, wohl zu Nutzen gemacht, so daß Trajan auf einen wohlgerüsteten Gegner stieß, der während eines vier- bis sechsjährigen Krieges den Römern einen heftigen und wohlgeordneten Widerstand leistete. Er hatte nicht blos mit mehreren benachbarten Völkerschaften Bündnisse geschlossen und sogar mit dem Partherkönig Pacorus Unterhandlungen angeknüpft; er hatte römische Krieger, Werkmeister und Bauleute in seine Dienste genommen, welche die dacischen Truppen in der Kriegsweise und Bewaffnung Roms einübten, und sie bei der Anfertigung von Werkzeugen und Maschinen anleiten und unterweisen sollten.

Ueber die dacischen Feldzüge Trajans sind nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen; doch geht daraus hervor, daß die Römer in den ersten Jahren über die zugefrorene Donau setzten und die überraschten und in mehreren Treffen besiegten Feinde in solche Noth brachten, daß der König fußfällig um Frieden bat, die eroberten Landschaften zu räumen und die Ueberläufer und Werkmeister sammt den Maschinen und Waffen auszuliefern versprach. „Du hast dich den streitbarsten Völkern in einer Jahreszeit gegenüber gelagert, die ihnen eben so günstig als uns beschwerlich war," rühmt Plinius; „wo der Frost die Ufer der Donau verbindet und auf ihrem eisbedeckten Rücken zahllose Heere übersetzt; wo diese wilden Völkerschaften nicht sowohl durch ihre Waffen, als durch ihren Himmel und ihr Klima geschützt sind. Allein sobald du dich zeigtest, hielten sie sich in ihren Schlupfwinkeln verschlossen, unsere Schaaren aber freuten sich, auf deinen Wink die Ufer zu durchstreifen und die Barbaren mit ihrem eigenen Winter zu bekriegen." Nach seinem Triumph nahm Trajan den ihm vom Senat beigelegten Ehrennamen „der Dacische" an.

Dieser Friede war jedoch nicht von Dauer. Die Besatzungen, welche Trajan auf dem nördlichen Ufer der Donau (in dem heutigen Banat und Militärgrenze) und in den zur dacischen Hauptstadt führenden Gebirgspässen zurückließ, gaben deutlich zu erkennen, daß er sich den Zugang sichern wolle sowohl nach dem Lande als besonders nach der Stadt Sarmizegethusa, in der Nähe des heutigen Varhely, wo noch umfangreiche Ruinen Zeugniß geben von der einstigen Größe des dacischen Herrschersitzes. König und Volk geriethen

Zweiter Dacischer Krieg. 104—106.

darüber in Besorgniß und Erbitterung und beschlossen, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Die Rüstungen und Vorbereitungen dazu wurden in Rom als Ueberschreitungen der Friedensverträge angesehen. Trajan, begierig nach dem Ruhme eines „Mehrers des Reichs", veranlaßte daher den Senat, daß er nach alter Weise die Dacier für Feinde des Staats erklärte, und zog dann abermals an die Donau. An der schmalsten aber zugleich reißendsten Stelle südwärts von dem Paß, den man das „eiserne Thor" nennt, ließ er eine steinerne auf zwanzig Bogen ruhende Brücke schlagen und drang in Feindesland ein.

Noch jetzt sollen unweit Orsowa bei niedrigem Wasserstande die Pfeiler aus Quadersteinen sichtbar sein, welche einst die berühmte von einem griechischen Baumeister aus Damascus aufgeführte Trajansbrücke trugen, und für so großartig hielt man das Werk, daß es durch Denkmünzen, von denen sich noch etliche erhalten haben, verewigt wurde, als Beweis, „daß der menschlichen Kunst nichts unmöglich sei." Hadrian ließ später die obere Belegung abtragen und nur die Pfeiler stehen.

Aus Dio erfahren wir, daß Trajan, die Schwierigkeiten eines Feldzugs in einem von Wäldern und Morästen durchzogenen Lande erkennend, den Krieg mit großer Behutsamkeit geführt habe und daß er nur nach gewaltigen Anstrengungen, wobei er selbst seine Tapferkeit und sein Feldherrntalent, die Legionen ihren Kriegsmuth aufs Glänzendste bewährten, sich des Landes bemeistern konnte. Die Dacier, durch den Glauben an Unsterblichkeit und Seelenwanderung zur Verachtung des Todes geführt, leisteten unter ihrem heldenmüthigen König tapfern Widerstand; als aber die Hauptstadt mit der Burg in die Hände der Römer fiel, gab sich Decebalus selbst den Tod, um nicht in Ketten dem kaiserlichen Siegeswagen voranschreiten zu müssen. Mit ihm ging auch die Freiheit des Volkes zu Ende.

Der dacische Krieg war der erste große Eroberungskampf der Kaiserzeit; Plinius lobt daher auch das Unternehmen eines Dichters, Caninius, denselben zu besingen. „Wo ist ein Stoff so neu, so reich, so umfassend, wo endlich so dichterisch und bei der strengsten Wahrheit so abenteuerlich! Du wirst uns neue über das Land geführte Flüsse, geschlagene Brücken, Lager auf steilen Gebirgsrücken errichtet, und einen König schildern, der Thron und Leben aber nicht den Muth verloren."

Von allem dem ist Nichts auf unsere Zeit gekommen! Wir erfahren nur noch, daß Trajan auch die reichen Schätze entdeckte, die Decebalus in dem an seinem Herrschersitz vorbeifließenden Fluß Sarpetia (Strel oder Istrig) versenkt hatte, und daß die eroberten Länder (Wallachei, Siebenbürgen, Nieder-Ungarn) zu der Provinz Dacien vereinigt und durch Colonisten aus allen Theilen des Reichs bevölkert worden. Dadurch wurde das zwischen der Theiß, den Karpathen und der Donau gelegene Land, das, einige morastige Gegenden abgerechnet, aus fruchtreichen Kornfluren und aus holz- und metallreichen Gebirgslandschaften bestand, für das römische Culturleben gewonnen. Bald erhoben sich volkreiche Städte, welche den Sinn für staatliche Ordnung und für die

Künste des Friedens unter den rauhen Stämmen weckten und verbreiteten, die lateinische Sprache zur Herrschaft führten, so daß noch bis zur Stunde die Spuren davon bemerklich sind, und der Betriebsamkeit und dem Handel neue Wege öffneten. Und wenn auch die Ausdehnung der Grenzen einerseits dem Reiche neue Feinde und Verwickelungen unter den wilden Völkerstämmen des Nordens und Ostens schuf; so trug sie andererseits gute Früchte für die Landschaften auf dem Südufer der Donau, Mösien und Thracien, welche seitdem unter den Segnungen des Friedens und eines geordneten Rechtslebens neu aufblühten, und für die römischen Legionen entstanden in den streitbaren Natursöhnen frische Kräfte.

Der dacische Krieg trug den Ruhm des römischen Kaisers zu den fernsten Völkern, so daß Gesandtschaften aus allen Gegenden der Welt in Rom eintrafen, um dem mächtigen Herrscher ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Für solche Ehren und Erfolge war auch Trajan nicht unempfänglich, und wenn er gleich an Prunk und Verschwendung niemals Gefallen fand, so glaubte er doch der Vorliebe der Römer für Spiele und Schaugepränge unter den obwaltenden Verhältnissen einige Rechnung tragen zu müssen. Volksbelustigungen. Bauwerke. Anlagen.

In Dio's Geschichte, von der wir über diese und die folgende Zeit nur die dürftigen Auszüge des Xiphilinus besitzen (s. unten), heißt es: „Trajan gab hundert und drei und zwanzig Tage hinter einander Schauspiele, wobei gegen elftausend wilde und zahme Thiere getödtet wurden und zehntausend Gladiatoren auftraten. Die fremden Gesandten durften den Schauspielen auf den Sitzen der Senatoren beiwohnen."

Auch die gewaltige Säule, die Trajan auf dem prachtvollen neuen Marktplatze, der noch jetzt seinen Namen trägt, errichten ließ und unter welcher seine 113.
Asche beigesetzt werden sollte, diente nicht minder zur Verherrlichung seiner dacischen Kriegsthaten, die auf der gewundenen Außenseite in halb erhabener Bildner-Arbeit dargestellt sind, als zur Verschönerung der Stadt. Noch jetzt ragt das herrliche 110 Fuß hohe Monument unter den zerbrochenen Granitsäulen des trajanischen Forums mächtig und ehrwürdig hervor; aber auf der Höhe, zu der eine gewundene Treppe im Innern emporführt, ist das kolossale Standbild des Kaisers, das einst mit mildem Ernste auf Stadt und Volk herabschaute, durch die Statue des Apostels Petrus verdrängt worden. Ueber den Volksbelustigungen und Prachtbauten vergaß indessen Trajan keineswegs die dem öffentlichen Nutzen dienenden Werke. Seit Augustus hat kein römischer Herrscher so sehr seinen Namen durch Straßen, Brücken, Wasserleitungen und andere zweckmäßige Unternehmungen verherrlicht als Trajan. Die prachtvolle Landstraße über die pomptinischen Sümpfe mit Herbergen zur Verpflegung der 106—110.
Reisenden übertraf die Heerwege der republikanischen Zeit; auch die neue Straße von Brundusium nach Benevent war eine seines Namens würdige Anlage. Und nicht blos in Italien, auch in den Provinzen verherrlichte Trajan sein Andenken durch Verkehrswege und Brücken, wie noch jetzt viele Spuren in Spanien und

Deutschland beweisen. Von den Landschaften am schwarzen Meer bis nach Gallien wurde eine Verbindungsstraße angelegt, und nicht nur die ungarische Donau und den Rhein bei Mainz hat er durch mächtige Steinbrücken verbunden, auch der Tajo und mehrere spanische und italische Flüsse wurden durch Ueberbrückungen dem Verkehr zugänglicher gemacht; und sowohl in Rom als in Kleinasien (Nicomedien und Prusa), in Aegypten u. a. O. zeugten Wasserleitungen, Thermen, Kanäle und andere Bauten von der unermüdlichen Thätigkeit und Fürsorge des Kaisers; und die großen Hafenanlagen von Centumcellä (Civita vecchia), Ostia und Ancona sind würdige Denkmäler seines Namens bei Mit- und Nachwelt.

Die Baulust des Kaisers, die sich auch in mehreren römischen Prachtbauten kund gab (in dem Circus, Odeum, Gymnasium), wirkte anregend auf Gemeinden und Privatleute, so daß sich allenthalben ein Wetteifer im Bauen kund gab, den Trajan beförderte und durch zweckmäßige Verordnungen und Gesetze in Gang erhielt. Gern genehmigte er, daß ihm der Senat in Rom, die Magistrate in Benevent, Ancona u. a. O. Triumphbogen und Ehrenpforten errichteten. Ueberhaupt liebte er es, seinen Namen durch Denkmäler, Anlagen und merkwürdige Unternehmungen auf die Nachwelt zu bringen; er benannte nicht nur mehrere neugegründete Städte und Ortschaften nach sich, der Name „Ulpius Trajanus" prangte in so vielen Inschriften, daß Kaiser Constantin denselben als „Hauswurz" oder „Mauerpfeffer" (herba parietaria) bezeichnete. Vielleicht lag auch der von ihm angeordneten Einschmelzung der verschliffenen Münzen die Absicht zu Grunde, sein Brustbild so viel als möglich zu vervielfältigen. Und in der That sind von Trajan besonders zahlreiche Münzen auf uns gekommen.

Rechtspflege und Gesetze.

Gleiche Fürsorge wendete Trajan auf Rechtspflege, Gesetzgebung und innere Verwaltung. Mit Hülfe einsichtsvoller Rechtsgelehrten, die er in seinen Dienst zog, erließ er in Form kaiserlicher Constitutionen und Erlasse eine Reihe zweckmäßiger und humaner Rechtsbestimmungen über verschiedene Fragen des öffentlichen und privaten Lebens.

Plinius rühmt, daß Trajan im Familien- und Erbrecht weise und gerechte Verfügungen getroffen, daß er die Annahme anonymer Klagschriften und die Verurtheilung Abwesender untersagt, daß er dem Aemterkauf und der Wahlbestechung gewehrt, durch die Bestimmung, die Bewerber dürften keine Gastmäler geben, keine Geschenke vertheilen, keine Geldsummen hinterlegen; daß er den Senatoren und Beamten zur Pflicht gemacht, den dritten Theil ihres Vermögens in Grundbesitz anzulegen, daß er die Majestätsklagen eingestellt und die Delatoren aus Italien verwiesen habe, kurz daß unter ihm ein fester gesicherter Rechtszustand begründet worden und die Gesetze mit gleicher Macht und Autorität über Hoch und Niedrig gewaltet hätten. „Du kennst meinen Grundsatz," schrieb er an Plinius (X, 86), „daß ich weder durch Furcht oder Schrecken, noch durch Majestätsklagen meinem Namen Achtung verschaffen will."

Verwaltung.

Vor Allem leuchtete Trajans edle Gesinnung und Menschenliebe in der Verwaltung besonders in seinem zweckmäßigen Staatshaushalt hervor. Wenn die meisten der früheren Kaiser auf Kosten des Volkes ihrer Verschwendung, ihrer Prachtliebe und Genußsucht sich hingegeben, so war Trajan beflissen, durch Sparsamkeit, durch Einfachheit in der Hofhaltung, durch Vermeidung alles

überflüssigen Luxus in seinem eigenen Leben die Mittel zu gemeinnützigen Anstalten und zur Erleichterung der ärmeren Volksklassen zu erlangen.

Nicht nur, daß er gleich zu Anfang seiner Regierung eine Ermäßigung in verschiedenen Steuern und Abgaben, z. B. bei Erbschaften unter den nächsten Verwandten, eintreten ließ, er errichtete eine eigene Commission, die „Fünfmänner" zur Untersuchung, auf welche Weise die Staatsausgaben zweckmäßig beschränkt werden könnten und ordnete den Vortheil des Fiscus stets den Forderungen der Billigkeit unter. Gütereinziehungen bei Landesverweisungen, Vermächtnisse zu Gunsten des Kaisers, durch Zwang oder Furcht herbeigeführt, und andere Erfindungen der Habsucht und Tyrannei kamen unter seiner Regierung nicht vor. Um so größere Fürsorge widmete er der Armenunterstützung. Dem Beispiele Nerva's folgend dehnte er die Getreide- oder Brodvertheilungen auf die Landstädte Italiens aus und traf die Einrichtung, daß auch die Kinder in die Zahl der Empfangenden aufgenommen wurden. In Rom sollten alljährlich 5000 Armenkinder der Wohlthat der öffentlichen Unterstützung theilhaftig werden. Wahrscheinlich wurden dabei die Soldatenkinder vorzugsweise berücksichtigt; denn das Militärwesen lag ihm stets vor Allem am Herzen und die von Jugend an von des Kaisers Brod zehrenden Knaben waren am besten zum Eintritt in die Legionen geeignet. Militärische Rücksichten führten auch zur Verbesserung der Heerstraßen und der Posten, wodurch der Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen, die Ueberbringung der Staatsbriefe und das Reisen in öffentlichen Geschäften erleichtert wurden.

Nächst dem Kriegswesen sorgte Trajan besonders für die Hebung der Bildung und die Förderung der Studien. So errichtete er in Rom eine große Bibliothek; so gründete er mehrere Unterrichtsanstalten mit eigenem Vermögen für die Besoldung von Lehrern und die Unterstützung von Schülern, und gab dadurch Gemeinden und reichen Privatleuten ein aufmunterndes Beispiel zur Nachahmung. Vor Allen beeiferte sich Plinius, dem hohen Vorbilde nachzustreben. Auf seine Anregung und mit seiner reichlichen Unterstützung errichtete die Stadt Como, in deren Nähe die Güter des kaiserlichen Freundes lagen, eine Lehranstalt und Bibliothek. Ohne selbst tiefere Bildung zu besitzen war Trajan doch nicht ohne Sinn und Verständniß für Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Er liebte den Umgang geistreicher Männer, daher seine und seines Nachfolgers Regierungszeit eine glänzende Stelle in der römisch-griechischen Literaturgeschichte einnahm. Eine Menge Schriftsteller lebte unter ihm und erfreute sich seiner Gunst und Unterstützung. Beförderung der Wissenschaften.

Dem Redner und Staatsmann Plinius Secundus dem jüngeren ertheilte Trajan das Consulat und setzte ihn zum Statthalter in Bithynien ein, wofür dieser in einer feierlichen Prunk- und Dankrede (Panegyricus) in der Senatssitzung die Vorzüge, Thaten und Eigenschaften seines kaiserlichen Gönners geschildert hat und in einer großen Anzahl von Briefen und Berichten dessen Willen und Ansichten über alle Angelegenheiten, große wie kleine, zu erforschen bemüht war. Auch Tacitus gehörte zu des Kaisers näheren Freunden. Dennoch sind die Nachrichten über Trajans Regierungszeit sehr dürftig. Mehrere Schriften sind, wie seine eigenen Denkwürdigkeiten über den dacischen Krieg, verloren gegangen; andere, wie die Historien des Tacitus und die Kaiserbiographien Suetons, reichen nicht bis auf seine Zeit.

Der Partherkrieg. 114—117. Ueber den Werken des Friedens, die wir im Zusammenhang angegeben, obwohl sie sich durch die ganze Regierungszeit hinzogen, vergaß Trajanus keineswegs den Krieg. Es schmeichelte seinem Stolze und seiner Ruhmbegierde, die großen Ströme zu überschreiten, deren Ufer bisher als die Grenzen des römischen Weltreiches gegolten, welche die Waffen Roms noch nicht bezwungen hatten; er, ein Spanier von Geburt, wollte die Kriegsthaten eines Pompejus und Cäsar übertreffen, wollte die Niederlage eines Crassus in der Ebene Mesopotamiens rächen und die alte Schmach vom römischen Namen austilgen. Die Parther hatten nach dem Tode des Tiridates, den einst die Römer als Clientelkönig in Armenien eingesetzt (S. 14), die Schwäche und Verwirrung des Reiches benutzend, von Neuem ihre Hand über das Nachbarland ausgestreckt und den neuen König Exadares, wie es scheint einen Sohn des Tiridates, in ein Schutzverhältniß gebracht. Nahm schon daran der römische Kaiser Anstoß, so wurde er noch mehr ergrimmt, als der Partherkönig Chosroes I., Sohn des Pacorus, den Exadares entsetzte und den armenischen Thron seinem Neffen Parthamasiris verlieh. Trajan beschloß, der Vergrößerungssucht der Parther mit den Waffen entgegen zu treten. Schon hatte er den Feldzug angetreten, als ihn in Athen eine parthische Gesandtschaft erreichte, die ihn mit Geschenken und freundlichen Zusicherungen von Seiten des Königs Chosroes von weiterem Vordringen abzuhalten suchte. Aber Trajans Seele war zu sehr erfüllt von der Idee, das ferne Ostland, mit dessen Namen das römische Volk so viele schwere Erinnerungen und fremdartige Vorstellungen verband und das er schon einmal in seiner Jugend unter den Feldzeichen des Vaters berührt hatte, nun in der Fülle seiner Macht und Hoheit zu betreten und zu überwinden, als daß ihn die Botschaft von seinem Entschlusse hätte abbringen können. Vielmehr erblickte er in den versöhnlichen Schritten die Beweise von Furcht und Schwäche und beschleunigte um so mehr den Zug. „Wenn er nach Syrien komme," gab er zur Antwort, „werde er thun was Rechtens sei."

Unter den Gesandten, die den Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem Dacierlande in Rom begrüßt hatten, waren auch Boten aus „Indien" erschienen; sein Name war also bis zu dem mythenreichen Ostlande gedrungen, das seit dem großen Alexander kein europäischer Eroberer mehr betreten hatte. Könnte nicht der parthische Feldzug die Brücke werden zum Uebergang über den vielgepriesenen Indus? Das Interesse für Alexanders Heldenthaten muß damals im römischen Volke neu erwacht sein. Wie hätte sich sonst A r r i a n, der unter Trajans Regierung seine Jugendjahre verlebte, zur Darstellung derselben angeregt fühlen sollen?

Trajan in Armenien. Leider sind auch von dem parthischen Feldzug nur dürftige Nachrichten erhalten. Trajan zog durch das südliche Kleinasien nach Antiochien, das während seiner Anwesenheit von einem schweren Erdbeben heimgesucht ward, zwang den Fürsten Abgarus von Edessa oder Osrhoene, der bei dem bevorstehenden Kampfe der beiden Großmächte neutral bleiben wollte und den Kaiser umsonst mit reichen Geschenken anging, zur Unterwerfung und rückte dann in Armenien

ein. Parthamasiris suchte Anfangs den Kaiser durch Huldigung zu gewinnen; er legte, wie einst Tigranes vor Pompejus, dem thronenden Herrscher die Königsbinde zu Füßen, in der Hoffnung, sie wieder aus seiner Hand zu empfangen und als Vasallenfürst unter Roms Schutzherrschaft anerkannt zu werden; als aber Trajan erklärte, daß Armenien eine römische Provinz werden und von einem Statthalter regiert werden würde, entfloh Parthamasiris und versuchte das Glück der Waffen. Aber von den durch innere Zwietracht geschwächten Parthern verlassen, vermochte er den kriegsgeübten Legionen nicht lange zu widerstehen. Als seine Festungen gebrochen und er selbst im Kampfe gefallen war, wurde Armenien als Provinz dem römischen Reiche beigefügt. Erschreckt eilten die kleinen Dynasten in den Gebirgsländern zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, durch Unterwerfung und Huldigung den siegreichen Machthaber zu besänftigen, damit er ihnen nicht ein ähnliches Schicksal bereite. Auch Abgarus erhielt auf Fürbitten seines Sohnes, den Trajan wegen seiner Jugend und Schönheit ausnehmend liebte, sein Fürstenthum zurück, aber unter römischer Schutzherrschaft.

Feldzug in Mesopotamien und Babylonien. 116

Ueber die weiteren Unternehmungen Trajans in den Ostländern besitzen wir nur abgerissene Bruchstücke und dunkle Andeutungen. Aus Dio erfahren wir, daß er an der Spitze seines in strenger Mannszucht und mit großer Behutsamkeit einherziehenden Heeres die Gordyäischen Gebirge überstiegen und die Ebene Mesopotamiens durchschreitend unter fortwährenden Kämpfen mit den Feinden über Nisibis an den Tigris gelangte; daß er auf Schiffen, die er in den Gebirgen so hatte bauen lassen, daß sie in einzelnen Theilen fortgeschafft und dann wieder zusammengefügt werden konnten, den reißenden Strom überschritt und dann dem östlichen Ufer entlang über die Stätten, wo das alte Ninive gestanden und wo einst Alexander unweit Arbela den großen Sieg über die Perser gewonnen, südwärts gezogen sei und ohne Widerstand zu finden, da die Parther durch Zwietracht und Bürgerkämpfe in ihrem eigenen Lande beschäftigt gewesen, Babylon erreicht habe. Von dort aus wendete er sich nach Osten, setzte, als sein Vorhaben, den alten verschlammten Königskanal zwischen den beiden Strömen wieder zu reinigen und schiffbar zu machen, an der Schwierigkeit des Unternehmens scheiterte, mittelst Fahrzeugen, die auf Walzen an den Tigris geschafft worden, abermals über diesen Strom und eroberte die parthische Königsstadt Ktesiphon. Auch noch viele andere Städte und Länder, bemerkt Dio, unterwarf Trajan, so daß der Senat in Rom die Menge der Eroberungen, die ihm fortwährend angezeigt wurden, nicht mehr namentlich aufführte, sondern dem Kaiser den Ehrennamen „der Parthische“ beilegte und zugleich den Beschluß faßte, er möge über so viele Völker triumphiren als er wolle. Auf dem breiten Strome, in dem die beiden Flüsse nach ihrer Vereinigung dem Meere zueilen (Schatel-Arab), segelte dann Trajan auf einer „Flotte“ in den „Ocean“ und sprach sein Bedauern aus, daß ihn seine vorgerückten Jahre verhinderten, nach dem gepriesenen Indien zu fahren und den Heldenlauf Alexanders nachzuahmen. Er begnügte sich das Andenken des macedonischen Königs durch ein Todtenopfer zu feiern und kehrte dann auf die Nachricht, daß mehrere Städte und Völker in seinem Rücken abgefallen wären, rasch zurück, um die Empörer zu züchtigen. Unter den abgefallenen Städten nennt Dio Nisibis, Edessa und die große Handelsstadt Seleucia mit ihrer aus Griechen und Orientalen gemischten Bevölkerung. Alle drei wurden, nachdem der kaiserliche

Feldherr Maximus in einer unglücklichen Schlacht Sieg und Leben verloren, abermals von dem Kaiser und seinen Unterbefehlshabern Lusius Quietus, Erucius Clarus und Julius Alexander unterworfen und mit Feuer und Schwert schwer gezüchtigt. Von da an schwand der Glanz und die Herrlichkeit der altberühmten Städte Edessa und Seleucia. Nachdem Trajan in Ktesiphon den Parthamaspates an Chosroes Stelle zum König der Parther eingesetzt, zog er gegen die Araber, aber bei der Belagerung der von einem arabischen Stamm bewohnten Wüstenstadt Hatra in Mesopotamien, die tapfern Widerstand leistete, wurde der bejahrte Fürst von den Kriegsbeschwerden und dem heißen Klima in der dürren gras- und baumlosen Ebene in seiner Gesundheit so angegriffen, daß er dem zur Rückkehr mahnenden Senat Folge zu leisten beschloß. Allein er erreichte Italien nicht mehr. Am 10. Aug. des Jahres 117 starb er zu Selinus (Trajanopolis) in Cilicien, in einem Alter von 64 Jahren. Seine Asche wurde in einer goldenen Urne nach Rom geführt und unter der Trajanssäule beigesetzt.

Resultate. So lautet der dürftige Bericht des Dio Cassius über Trajans parthischen Feldzug; und daß derselbe in den wesentlichen Punkten der Wahrheit gemäß sei, wird durch verschiedene Münzen bestätigt, in welchen in Bild und Inschrift angegeben ist, daß Armenien, Assyrien und Mesopotamien von Trajan unterworfen und in römische Provinzen verwandelt worden, und die besiegten Parther einen König aus seiner Hand erhalten hätten. Aber wie wenig diese Eroberungen von Dauer waren, geht schon daraus hervor, daß die Parther den von Trajan eingesetzten König sogleich wieder verjagten und einen andern „nach ihrem Sinn" wählten; daß die eroberten Städte und Landschaften nicht einmal seine Entfernung abwarteten, um die zurückgelassenen Besatzungstruppen zu erschlagen und die Fremdherrschaft abzuwerfen, und wohl von den siegenden Heeren ausgeplündert und verbrannt, aber nicht bezwungen werden konnten, daß die dem Sonnengott geheiligte Stadt Hatra weder von dem Kaiser selbst noch seinem Feldherrn Severus erobert wurde und daß noch während Trajans Leben die Juden in Alexandrien, Cyprus und im syrischen Lande sich empörten und den blutigen Krieg erregten, der erst nach zwei Jahrzehnten vollständig unterdrückt wurde und die Zerstreuung des Volkes über den ganzen Erdboden zur Folge hatte. Je weniger die römisch-griechische Herrschaft in der zähen Natur jener östlichen Völker Wurzel schlagen wollte, desto ruhmrediger verkündigten Berichte, Münzen und Denkmäler die Siegesthaten des Kaisers. Wenn er auf einigen Fahrzeugen in den persischen Meerbusen segelte und einen kleinen arabischen Fürsten zur Zinspflicht und Anerkennung der römischen Herrschaft brachte, so hieß es, er habe mit einer Flotte den indischen Ocean befahren, das rothe Meer besucht und Arabien unterjocht!

Aber war auch der parthische Feldzug nicht frei von Unfällen und wäre es überhaupt vernünftiger gewesen, das Reich nicht über die natürlichen Grenzen auszudehnen, die Augustus festgesetzt, und lieber wie der jüngere Scipio die Götter anzuflehen, das Erworbene gnädig zu erhalten statt es zu mehren; so gehörte doch die Regierung Trajans zu den glorreichsten und glücklichsten Perioden der römischen Kaiserzeit. Die kräftigen Waffenthaten gegen äußere

Feinde waren ein frischer Strom in das versumpfte Staatsleben und in das träge Einerlei des verweichlichten hauptstädtischen Treibens, und nahmen die Thätigkeit des Kaisers nicht so sehr in Anspruch, daß er nicht noch Zeit gefunden hätte, mit Hülfe einsichtsvoller Rathgeber und Diener auch im Innern, in Verwaltung und Rechtspflege, bessere Zustände zu begründen, die Bildung zu fördern und die Sittlichkeit zu heben. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung hat Plinius ein Charakterbild von ihm entworfen, das, mag man auch einige schmeichelnde Uebertreibung dabei voraussetzen, doch im Ganzen als zutreffend erkannt werden wird: „Wenn ich mir das Bild eines Fürsten dachte, sagt er, dem eine den unsterblichen Göttern zukommende Gewalt gebührte, so ist es mir doch nie gelungen, auch nur in Wunsch und Gedanken Einen zu erfassen, der dem gleich käme, den wir hier sehen. Mancher glänzte im Krieg, aber erbleichte im Frieden; einen andern zierte die Toga, aber nicht die Waffen. Jener gewann Ehrfurcht durch Schrecken, ein anderer Liebe durch Erniedrigung. Jener verlor im öffentlichen Leben seinen im häuslichen, dieser im häuslichen Leben den im öffentlichen erworbenen Ruhm. Ueberhaupt hat noch keiner gelebt, dessen gute Eigenschaften nicht durch angrenzende Fehler verdunkelt worden wären. Aber welch eine große Uebereinstimmung und welcher Einklang aller lobenswürdigen und rühmlichen Eigenschaften findet sich bei unserem Fürsten! Wie gar nichts verliert sein Ernst durch seine Heiterkeit, seine Würde nichts durch seine Einfachheit, seine Majestät nichts durch seine Humanität! Und dann kündigen sein fester und schlanker Körperbau, sein ehrwürdiges Haupt, sein würdevolles Antlitz, zu dem die ungebeugte Reife seines Alters und sein nicht ohne die Gnade der Götter zur Erhöhung seiner Majestät mit den Ehrenzeichen des Alters vor der Zeit geschmücktes Haupthaar nicht weit und breit den Fürsten an?" Nur ein solcher Kaiser, der die männliche Kraft eines Kriegsmannes mit der Liebe für die Künste des Friedens verband, bei dem die physischen und moralischen Eigenschaften in gesunder Harmonie vereinigt waren, konnte eine Regierung begründen, deren Schilderung Tacitus sich als die trostreiche Aufgabe für sein Alter aufgespart, die ihm aber nicht zu lösen vergönnt war, jene glücklichen Zeiten, die so selten eintreten, „wo man denken darf was man will, und sagen, was man denkt." Wohl hatten Senat und Volk Ursache, den folgenden Kaisern bei ihrem Regierungsantritt zuzurufen: „Herrsche glücklicher als Augustus und besser als Trajanus!"

5. Aelius Hadrianus.

A. Regierung und Reisen.

Bei seiner Abreise hatte Trajan den Oberbefehl über das Heer und die Verwaltung von Syrien dem Aelius Hadrianus übertragen, einem Ver- Hadrianus 117—138. u. c. 870—891.

wandten aus seinem Geburtsort Italica, der seit seinem sechzehnten Jahre in der Umgebung des Kaisers gewesen, ihn auf den dacischen und parthischen Feldzügen begleitet hatte und stets wie dessen Sohn behandelt und angesehen worden war. Aber Trajan ging aus der Welt, ohne durch Adoption die Nachfolge festgestellt zu haben, und nur der raschen Entschlossenheit der Kaiserin Plotina, die nach Dio's Versicherung dem Verwandten ihres Gemahls in Liebe zugethan war und mit Attianus (oder Tatianus), dem Vormund und Erzieher desselben, die Adoptionsacte in des Kaisers Namen ausfertigte, verdankte Hadrian seine Erhebung. Plotina soll deshalb Trajans Tod einige Tage verheimlicht haben. Wenigstens erhielt Hadrian, der damals in Antiochien verweilte, die Urkunde, daß er von dem Kaiser an Kindesstatt angenommen und zum Nachfolger bestimmt sei, am 9. August, und zwei Tage später die Todesnachricht. Wie es indessen mit dieser Adoptions-Intrigue beschaffen gewesen sein mag, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Trajan seinen Vetter, dem er die Enkelin seiner Schwester, Marciana, vermählt und den Oberbefehl über das Heer übergeben, für die Thronfolge ausersehen hatte. So weit ging doch wohl nicht seine Nachahmungssucht für Alexander, daß er diese wichtigste Angelegenheit dem Schicksal oder Zufall überlassen hätte. Daher wurde denn auch Hadrian sogleich von den Legionen als Imperator begrüßt und von dem Senat, den er in einem freundlichen Schreiben um die Bestätigung anging, in seiner hohen Würde anerkannt.

Frieden mit den Parthern. Der neue Herrscher suchte nicht wie Trajan seinen Ruhm in der Vergrößerung des Reichs; er sehnte sich vielmehr nach der Rückkehr in die Hauptstadt, die schon seit drei Jahren keinen Kaiser mehr gesehen hatte, und war daher vor Allem bemüht, den Frieden im Osten zu sichern. Die neuen Eroberungen, zum Theil noch im Kampf und in der Empörung begriffen, konnten nur durch fortdauernden Krieg und mit einer starken Heeresmacht behauptet werden; Hadrian zog darum ein friedliches Uebereinkommen vor. Er gab die beiden Provinzen Mesopotamien und Assyrien den Parthern zurück, erkannte den von Trajan entsetzten Chosroes als König an und entschädigte dessen Gegner Parthamaspates mit einer benachbarten Herrschaft; auch Armenien erhielt wieder einen König unter römischem Schutze, so daß mithin die östlichen Länder in das frühere Verhältniß zurückkehrten und der Euphrat wieder die Grenze bildete.

Charakter u. Regierungs-Anfang. Hadrian hatte in dem erwähnten Schreiben an den Senat nicht blos die Bestätigung seiner Kaiserwürde nachgesucht, sondern auch versichert, daß er seine Hoheitsrechte stets von der ehrwürdigen Versammlung herleiten werde. Durch die Kundgebung dieser liberalen Grundsätze hoffte er den ersten Reichskörper für sich zu gewinnen und von der Unterstützung anderer Thronbewerber, die etwa erstehen könnten, abzuhalten. Mit gleicher Feinheit und Schlauheit ging er auch bei der Besetzung der wichtigen Stelle der Prätorianerobersten zu Werke.

Er verlieh sie dem Attianus, seinem ergebensten Anhänger, und dem Similis, einem der edelsten und geachtetsten Bürger der Zeit, jenem, damit er ihn als den Urheber der Hinrichtungen und gehässigen Thaten, die er im Sinne trug, hinstellen konnte, diesem, um an dem Glanz und Ruhme seiner Tugenden Theil zu nehmen. Denn war auch Hadrian nicht ohne Großmuth und edle Regungen, so wurde er doch durch seine reizbare Natur, durch Eitelkeit und verletzte Eigenliebe leicht zu rachsüchtigen und grausamen Handlungen fortgerissen, wie denn der Anfang und das Ende seiner Regierung nicht frei waren von dunkeln Thaten, die an die Zeiten eines Tiberius und Domitian erinnerten.

„Sein Ehrgeiz war unersättlich, sagt Dio Cassius, und bewog ihn, sich in Allem zu versuchen. Er trieb Bildnerei, malte, verfaßte Schriften in griechischer und lateinischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede und wollte jede Kunst des Friedens wie des Krieges, des Fürsten wie des Privatmannes verstehen. Diese Eitelkeit wäre unschädlich gewesen, hätte nicht sein Neid, der jedes hervorragende Verdienst verfolgte, Viele das Amt, Manche sogar das Leben gekostet. Da er Allen in Allem überlegen sein wollte, so haßte er diejenigen, die sich hervorthaten. Ja seine Mißgunst verfolgte sogar die Todten. So suchte er den Homer in der öffentlichen Meinung zu verdrängen und den Antimachus, dessen Name Viele zum erstenmal hörten, an seine Stelle zu setzen."

Ging Hadrian auch nicht ganz auf die Vorschläge des Attianus ein, den Stadtpräfecten Bäbius Macer und zwei andere angesehene Männer, denen nicht zu trauen sei, aus dem Wege zu räumen; so entfernte er doch sogleich aus Eifersucht den tapfern Feldherrn Lusius Quietus, den Trajan zum Lohn für seine ausgezeichneten Dienste im dacischen und parthischen Krieg zum Befehlshaber in Palästina eingesetzt hatte. Er schickte ihn in sein Vaterland Mauretanien zurück und ließ ihn einige Zeit nachher tödten. Und als Hadrian im folgenden Jahr nach Rom zurückkehrte, von dem wohldienerischen Senat mit 118.
allen Ehren und Auszeichnungen empfangen und mit dem stolzen Namen „Vater des Vaterlands" geschmückt, opferte er noch drei durch Ruhm und Großthaten hervorragende Consularen, Palma, Celsus und Nigrinus, seinem Argwohn und Neide.

Alle drei standen hoch im Vertrauen Trajans; der erste, Corn. Palma, hatte einen Kriegszug gegen das peträische Arabien, das seit Augustus kein römisches Heer mehr betreten hatte, glücklich zu Ende geführt und war zum Statthalter von Syrien erhoben worden; ihm wie dem Publ. Celsus, der schon von Domitian verfolgt worden war, hatte ihr kaiserlicher Freund Standbilder errichten lassen, welche besonders Hadrians Unwillen erregten. Domit. Nigrinus endlich war unter Trajan Volkstribun gewesen und hatte sein Ansehen bei dem Kaiser zur Durchführung mehrerer nützlichen Gesetze und Verordnungen benutzt, so daß er bei Senat und Volk in höchster Achtung und Liebe stand; ja Manche hatten gehofft und gewünscht, er möchte Trajans Nachfolger auf dem Kaiserthron werden. Eine angebliche Verschwörung gegen das Leben des Kaisers gab den Vorwand zu ihrer Verurtheilung durch den Senat; sie starben an verschiedenen Orten: Palma zu Terracina, Celsus in Bajä, Nigrinus in Faventia. Ihr Schicksal theilten noch mehrere andere, darunter auch Trajans berühmter Baumeister,

Artemidoros von Damascus, dem der eitle Kaiser nie verzieh, daß er ihm einst, als er in Gegenwart Trajans über ein auszuführendes Kunstwerk mit ihm sprach, gesagt hatte: „Gehe fort und male Kürbis" und später seine Baupläne zu einem Tempel der Roma und Venus einem scharfen Tadel unterwarf. Er bestrafte ihn zuerst mit Landesverweisung und ließ ihn dann in der Verbannung hinrichten.

Strebt nach Popularität.

Hatte die öffentliche Stimme schon die schnelle Preisgebung der östlichen Eroberungen der Mißgunst und Rivalität gegen Trajan zugeschrieben, so führte man noch mehr und mit größerem Grunde die Hinrichtung dieser verdienten und angesehenen Männer auf diese unlautere Quelle zurück. Hadrian hielt es daher für angemessen, die bedenkliche Stimmung, die sich deshalb in Rom kund gab, durch einige volksthümliche Handlungen zu beschwichtigen. Er übertrug den Oberbefehl über Dacien und Pannonien, wo er gerade mit der Unterdrückung unruhiger Bewegungen beschäftigt war, dem Martius Turbo, den er zuerst zum Nachfolger des Lusius Quietus in Mauretanien ernannt und dann an die Donau berufen hatte, und eilte nach der Hauptstadt. Den Gedanken, auch die dacischen Eroberungen Trajans aufzugeben, und wie im Osten den Euphrat so im Norden die Donau wieder als Reichsgrenze herzustellen, gab er auf die Vorstellungen seiner Freunde auf. In Rom versöhnte er zuerst das Volk durch die Versicherung, daß die Ermordung jener Männer ohne seinen Willen geschehen sei, und durch eine reiche Getreidespende, und den Senat durch den feierlichen Eid, daß er nie einen Rathsherrn ohne die Zustimmung oder Verurtheilung der Standesgenossen mit dem Tode bestrafen wolle, und verfügte dann den berühmten Nachlaß der rückständigen Steuerschulden an den Fiscus und die Staatskasse, eine auf den Zeitraum von sechzehn Jahren sich erstreckende Maßregel, wodurch 45 Millionen Thaler unseres Geldes in Italien und in den Provinzen dem Volke erlassen worden sein sollen. Und damit die Nachrede von seinem Neide auf den Vorgänger widerlegt werde, ließ er die Schuldurkunden auf dem Forum des göttlichen Trajan den Flammen übergeben und legte ihm somit die ganze Ehre der volksthümlichen Handlung bei. Noch jetzt sind Inschriften und Münzen erhalten, in denen das Andenken an diesen Akt kaiserlicher Liberalität verkündigt oder angedeutet wird. Zugleich veranlaßte er sein Werkzeug Attianus, die Stelle eines Präfecten des Prätoriums aufzugeben, damit in den Augen des Volkes die Schuld der Hinrichtungen allein auf ihn fiele.

Waren diese Anfänge nicht darnach angethan, gute Erwartungen von dem neuen Herrscher zu erwecken, so war er von da an sichtlich bemüht, diese Eindrücke durch nützliche Thaten und weise Einrichtungen auszulöschen. „Wenn er sich durch seine Eitelkeit und Wandelbarkeit manchen gerechten Tadel zuzog," bemerkt Dio, „so machte er diese Fehler wieder gut durch seine Sorgsamkeit, Großmuth und Geschäftsgewandtheit. Nie fing er einen Krieg an und wußte dem schon ausgebrochenen ein schnelles Ende zu bereiten. Keinem nahm er ungerechter Weise sein Vermögen, machte vielmehr Völkern und Einzelnen, Senatoren und Rittern große Summen zum Geschenk. Die Heere hielt er zu strengen Kriegsübungen an, trug aber zugleich Sorge, daß sie nicht aus allzugroßem Selbstgefühl unbotmäßig und übermüthig wurden. Die Städte der Verbündeten wie

der Provinzen unterstützte er mit der edelsten Freigebigkeit und suchte sich durch Wasserleitungen, Anlegung von Häfen, Geschenken an Korn, Errichtung öffentlicher Gebäude, durch Geldgaben und Ertheilung von Vorrechten um sie verdient zu machen. Die milden Stiftungen Trajans für arme Kinder wurden durch Hadrian erweitert. Zu allen wichtigen und dringenden Geschäften zog er den Senat bei und saß mit den angesehensten Mitgliedern desselben oft zu Gerichte, bald in dem Kaiserpalast, bald auf dem Markte, bald im Pantheon u. a. O. Auch den Untersuchungen der Consuln wohnte er oft als Beisitzer bei."

Unter Hadrian stieg mithin der Senat noch höher an Macht und Ansehen als unter Trajan. Diese Machterhöhung war indessen nicht allein die Folge der kaiserlichen Politik, sie rührte noch mehr von der häufigen Abwesenheit des Oberhauptes aus Rom und Italien her. Keiner der früheren Kaiser hat alle Theile des Reiches so sehr durch eigene Anschauung kennen gelernt als Hadrian. Seine unruhige bewegliche Natur, die Wißbegierde und der rege Trieb, Alles zu sehen und zu erforschen, der Drang nach einer seinem Charakter entsprechenden Thätigkeit führten ihn zu dem unsteten Wanderleben, zu jenen ausgedehnten Reisen, welche den größten Theil seiner Regierungszeit ausfüllten. „Von Britannien bis nach Arabien und Kappadocien ist keine Provinz, die er nicht besuchte, wo er nicht Heerwesen und Verwaltung, religiöse und bürgerliche Institute und Kunstdenkmäler in Augenschein nahm, und wie mit einem Zauberstabe die Länder berührend, seine großartigen Bauten sich erheben ließ, und Städte und Provinzen mit Wohlthaten überhäufte." Nicht an der Spitze der Legionen durchstreifte Hadrian die römische Welt, sondern mit geringem Gefolge und meistens zu Fuße und unbedeckten Hauptes, gleichviel ob Frost oder Hitze ihn drückte, ob celtischer Reif oder der Sonnenbrand Aegyptens ihn belästigte. Hadrians Wanderleben.

„Hadrian reiste aus einer Provinz in die andere," erzählt Dio (69, 9), „nahm die Gegenden und Städte in Augenschein und besah die festen Plätze und Schanzwerke, von denen er einige verlegte, andere aufhob, andere neu aufbaute. Er richtete seine Aufmerksamkeit nicht nur auf das Heerwesen im Allgemeinen, auf die Waffen, Maschinen, Graben, Mauern, Wälle, sondern auch auf das Einzelne, auf die Lebensweise, Wohnung, Sitten sowohl der Soldaten als der Anführer. Vieles, was zu weichlich eingerichtet oder zubereitet war, schuf er um oder änderte er ab. Er übte die Soldaten in allerlei Kampfart, lobte oder tadelte nach Verdienst und hielt alle an, ihre Pflicht zu thun. Und um ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen, lebte er selbst sehr streng. — Nie erschien er außerhalb Roms in kaiserlichem Schmuck." — Der Kaiser selbst war ein rüstiger Mann, der es besonders im Waidwerk mit Jedem aufnahm; soll er doch einmal einen großen Eber mit Einem Stoß erlegt haben. Dieselbe Abhärtung liebte er auch bei dem Heer. Seine batavischen Reiter waren so geübt, daß sie einst mit voller Rüstung über die Donau schwammen.

Wie viele Mühe man sich auch gegeben hat, die kaiserlichen Reisen in ihrer Zeitordnung und Aufeinanderfolge zu bestimmen, man ist aus Mangel an bestimmten Nachrichten und Anhaltspunkten zu keinem sichern Resultate gelangt. Nur in allgemeinen Umrissen lassen sich dieselben verfolgen. Die kaiserlichen Reisen.

Hadrian im Westen. Nachdem er zuerst die Städte Campaniens besucht und mit Wohlthaten
119. 120. und Geschenken erfreut hatte, ging er nach Gallien und von da zu den Legionen des obern und untern Germaniens. Diese hatten sich, wie es scheint, während der Friedensjahre dem Luxus und der Bequemlichkeit ergeben. Daher war der Kaiser bemüht, die alte Mannszucht zurückzuführen. Er entfernte nicht nur die Speisesäle und die kühlen Hallen und Lustgärten aus dem Lager; er gab auch durch seine eigene Lebensweise das Beispiel der Abhärtung und Einfachheit. Spartianus, der Geschichtschreiber Hadrians, erzählt, der Kaiser habe sich mit der gewöhnlichen Soldatenkost, Speck, Käse und Wasser, mit Essig gemischt, begnügt, und sei in gemeiner Kriegstracht, ohne Gold und Edelsteine, zu Fuße einhergegangen. Erweckte er dadurch Kriegsmuth und militärischen Sinn bei den Legionen, so erwarb er sich zugleich durch seine zweckmäßigen Anordnungen, durch Belohnung und militärische Auszeichnung, durch Fürsorge für gute Verpflegung, die Liebe und Ergebenheit der Führer und Gemeinen. Dabei sorgte er für die Sicherheit der Reichsgrenze und für die Wohlfahrt der Coloniestädte, besonders Augsburgs, das von ihm den Namen Aelia annahm. Von Germanien setzte er nach Britannien über, wo er zum Schutze gegen die räuberischen Caledonier die achtzig römische Meilen lange „Hadriansmauer" aufführen ließ, einen von der Solwaybai bis zur Mündung des Tyne reichenden verschanzten Wall, der von Meile zu Meile mit Castellen versehen war. Noch jetzt sieht man zwischen Carlisle und Neucastle Reste von dem „Pictenwall", den Hadrian angelegt und Septimius Severus mit neuen Befestigungswerken verstärkt hat. Auch bei diesem Unternehmen hatte er die Befestigung und Sicherung des Reiches im Auge, die ihm mehr am Herzen lag als die Vergrößerung.

Das nördliche Bergland, das Agricola den Caledoniern übrig gelassen, war für das unruhige Volk zu klein, daher unternahmen sie von Zeit zu Zeit Raubzüge in das angrenzende Provinzland, die Schanzwerke durchbrechend, und nöthigten dadurch die Römer ein beträchtliches Besatzungsheer in dieser rauhen und armen Gegend zu unterhalten. Hadrian räumte nun den Picten und Scoten ein weiteres Gebiet ein, indem er alles Land von dem Firth of Forth bis an den Tyne in Northumberland aufgab und die Grenze durch den erwähnten festen Erdwall schützte. Unter Antoninus Pius wurde durch Lollius Urbicus das Reichsgebiet abermals bis an die beiden Firths ausgedehnt und Agricola's Grenzbefestigungen wieder hergestellt, aber Septimius Severus ging wieder auf die von Hadrian gesetzte Grenze zurück.

Von der britischen Insel kehrte Hadrian nach Gallien zurück, verbrachte
121. dann den Winter in Spanien, wo er eine Versammlung des ganzen Landes in Tarragona abhielt, vermuthlich um über die Aushebung zum Militärdienst allgemeine Bestimmungen zu treffen.

123. Von Spanien setzte Hadrian, wie es scheint, nach Afrika hinüber. Wenigstens erfahren wir, daß er in Mauretanien einen Aufstand unterdrückt habe, was wohl nur in diesem Jahre geschehen sein kann. Und wenn die persönliche Anwesenheit an der Ostgrenze, wodurch ein mit den Parthern drohender Krieg im Keime erstickt wurde,

in demselben Jahre stattgefunden hat, so ist anzunehmen, daß er von Mauretanien über Aegypten nach dem Orient gereist und dann die Städte Kleinasiens besucht habe. Doch ist eher zu vermuthen, daß er mittlerweile einige Zeit wieder in Rom geweilt.

Erster Aufenthalt in Griechenland und Athen.

So viel wissen wir zuverlässig, daß Hadrian die Jahre 123—125 in verschiedenen Städten Vorderasiens, in Nicomedia, Nicäa, Cyzicus zugebracht und mehrere Bauten aufgeführt oder angeordnet habe, daß er von da über die Inseln des Archipelagus nach Griechenland gereist sei und dann seinen ersten längern Aufenthalt in Athen genommen habe. Hier ließ er sich in die eleusinischen Mysterien einweihen, erzählt Spartian, bewies den Athenern viele Gnadenbezeugungen und führte als Kampfrichter im griechischen Gewande bei ihren Spielen am Dionysosfeste den Vorsitz. Von Athen kehrte er über Sicilien, wo er auf dem Gipfel des Aetna die aufgehende Sonne betrachtete, nach Rom zurück. Die nächsten zwei oder drei Jahre brachte der Kaiser größtentheils in der Hauptstadt zu, eine kurze Reise nach Afrika abgerechnet, eifrig bemüht, die griechischen Einrichtungen, Cultusgebräuche und wissenschaftlichen Anstalten, für die er in Athen große Neigung gefaßt, in Rom zu begründen.

Zweiter Aufenthalt in Athen. 128—29. Reise nach Asien.

Seine zweite große Reise richtete Hadrian nach Osten. Nach einem zweiten längeren Aufenthalte in Athen, der wahrscheinlich in das J. 128 oder 129 fiel und durch die Errichtung mehrerer Bauwerke, namentlich eines Tempels des olympischen Zeus denkwürdig ward, begab er sich nach Asien, wo er für die Begründung friedlicher und geordneter Zustände thätig wirkte. Er trat mit den Dynasten der nördlichen Gebirgsgegenden in und über dem Kaukasus in freundlichen Verkehr und suchte sie durch Geschenke und Beweise von fürstlicher Großmuth zu einem friedlichen Verhalten zu bewegen; dem Partherkönig Chosroes schickte er die Tochter zurück, die Trajan in Gefangenschaft geführt hatte; über die Statthalter und Provinzbeamten hielt er strenges Gericht; der durch Reichthum, Luxus und Wohlleben übermüthigen Stadt Antiochien, die durch ihre vermessenen Reden, durch ihre Neigung für Aufstände und Volksbewegungen und durch ihre schlimme Einwirkung auf den Geist der syrischen Legionen den Unwillen des Kaisers erregt, gab er seine Ungnade zu erkennen. Von Kleinasien richtete Hadrian seine Fußwanderung über Syrien und Palästina nach Aegypten. Münzen mit prahlerischen Inschriften führen auch Arabien unter der Zahl der von ihm bereisten Länder auf und nennen ihn den „Wiederhersteller Arabiens". Aber unter diesem Namen kann nur das Wüstenland im Süden Palästina's verstanden werden. In Aegypten ließ der Kaiser das zerfallene Grabmal des Pompejus bei Pelusium mit größerer Pracht wieder aufrichten und legte den Grund zu der neuen Stadt, welche dem im Nil ertrunkenen kaiserlichen Liebling Antinous zu Ehren den Namen Antinopolis führen sollte. Auf Münzen wird der Einzug Hadrians in Alexandrien verherrlicht und in einer noch erhaltenen Inschrift war am Fuße der Memnonssäule zu lesen, daß

Hadrian in Aegypten. 130—31.

die liebenswürdige Kaiserin Sabina am 24. des Monats Athyr, welcher unserem November entsprach, jene tönende Statue besucht habe.

In einem späteren Brief schildert Hadrian die Alexandriner als ein höchst geschäftiges, arbeitsames und kunstfertiges Volk, das aber zugleich leichtsinnig, schmähsüchtig und wankelmüthig sei, jeder Art von Aberglauben und Zeichendeuterei anhänge und die Herstellung und Mehrung der Privilegien durch den Kaiser mit übler Nachrede gegen Antinous und Verus vergolten habe. Wie die Antiochier ergingen sich auch die Alexandriner gern in Witz- und Stichelreden und schonten mit ihrer Spottsucht und Satire nicht einmal die Person oder Umgebung des Monarchen.

B. Der zweite judäische Krieg und Hadrians Ausgang.

Von Aegypten kehrte Hadrian über Syrien nach Rom zurück, wo er bald nachher durch die Nachricht erschreckt ward, daß die Gründung einer römischen Colonie auf dem heiligen Boden Jerusalems und die Erbauung des Jupitertempels auf Moria die Juden zur Empörung getrieben. — Der gräuelvolle Insurrectionskrieg unter Vespasian und die Verwüstung der heiligen Tempelstadt durch Titus schuf eine ewige Feindschaft zwischen der römischen Heidenwelt und dem jüdischen Namen. Das Mißtrauen und die wachsende Bedrückung auf Seiten der Sieger mehrte den Haß und die Rachsucht auf Seiten der Besiegten, so daß die Kluft, welche Rom und Israel schon durch den nationalen Gegensatz, durch die prinzipielle Grundverschiedenheit ihrer religiösen Anschauungsweise in zwei Heerlager schied, nun auch noch durch äußere Feindseligkeiten, durch Druck und Verfolgung, durch Leiden und Drangsale weiter und tiefer wurde. Den Herrschern des flavischen Hauses war der Haß gegen die Juden ein Familienerbe; in diesem Gefühl stimmte der edle Titus mit dem strengen Vespasian und mit dem grausamen Domitian überein. Grollenden Herzens fügten sich die Gedrückten der Nothwendigkeit, mit Sehnsucht der Zeit der Rache und Vergeltung entgegen harrend. Nach dem Erlöschen des flavischen Herrscherstammes milderte sich der Druck; die Steuer an den capitolinischen Jupiter, ihrem religiösen Gewissen eine schwere Last, wurde erlassen, und die Ansiedlung der aus der Zerstreuung heimkehrenden Jehovadiener auf der verwüsteten Stätte des „gelobten Landes" nicht ferner gehindert. Aber in den späteren Regierungsjahren Trajans trat wieder eine neue ungünstige Wendung ein. Der Kaiser hatte auf dem parthischen Feldzuge die Ueberzeugung gewonnen, daß die Juden stets mit Herz und Hand auf Seiten der Feinde Roms standen, daß sie Haß und Rache gegen die heidnische Weltmacht als eine heilige Pflicht, als eine religiöse und nationale Ueberlieferung ansahen. Die alte Racenantipathie zwischen Romanen und Semiten, die sich seit den punischen Kriegen fortgeerbt hatte, erwachte aufs Neue. Trajan suchte diese eiternde Wunde des römischen Staatskörpers zu schließen: die Juden sollten aus ihrer nationalen Sonderstellung herausgerissen und den übrigen Bewohnern des

Römer und Juden.

Reiches in jeder Beziehung gleich gestellt werden. Es erging daher ein Verbot gegen die Beschneidung, das altgeheiligte symbolische Kennzeichen des semitischen Volksstammes. Mit diesem Verbot beschritt der römische Kaiser dieselbe Bahn, welche einst die Seleukiden betreten; und besaß auch das jüdische Volk in seiner Zerrissenheit und Zerstreuung nicht mehr die Kraft, ein Makkabäergeschlecht aus sich zu erzeugen, so war der zerschlagene Körper immer noch einer kriegerischen Erhebung fähig.

Aufstände unter Trajan 115—117.

Solche erfolgte auch bald in verschiedenen Orten, wo die Juden in größerer Menge beisammen lebten, namentlich in Kyrene, in Ober- und Unterägypten, auf der Insel Kypros. Alle diese Aufstände wurden von Trajans Feldherren Lusius Quietus und Marcius Turbo mit derselben blutigen Grausamkeit unterdrückt, welche bei allen solchen Kämpfen stattfinden, wo Religionshaß und Racenerbitterung vereinigt das Schwert führen. Auf Kypros war die Rache der Römer gegen das halsstarrige Volk, das die Stadt Salamis zerstört und die Einwohner mit unbarmherziger Wuth gemordet hatte, so groß, daß alle Juden vertilgt wurden und keiner seitdem den Boden des Eilandes betreten durfte. — Nicht minder furchtbar entbrannte bald nachher der Krieg in Judäa selbst. Man hatte in Rom beschlossen, die zerstörte Stadt Jerusalem wieder herzustellen, aber nicht im Sinne und nach dem Wunsche der jüdischen Bewohner, sondern in derselben Absicht, die dem Verbote der Beschneidung zum Grunde gelegen. Auf der geweihten Stelle sollte eine römisch-heidnische Stadt erstehen und auf der Anhöhe, wo einst der Jehovatempel gestanden, ein Heiligthum des capitolinischen Jupiter errichtet werden. Diese Entweihung des altehrwürdigen Ortes, an den die ganze vergangene Herrlichkeit des israelitischen Volkes geknüpft war, reizte die Juden zu einem neuen letzten Verzweiflungskampf.

Verzweiflungskampf unter Bar-Kokheba. 132—135.

Kaiser Hadrian ließ sich durch die allgemeine Gährung nicht abhalten, den Plan seines Vorgängers zur Ausführung zu bringen. Die neue Kolonie, Aelia Capitolina genannt, sollte die Hoffnungen der Juden für immer begraben. Aber schon hatte sich eine neue Partei zusammengefunden, die gleich den früheren „Eiferern“ entschlossen war, mit ihren letzten Kräften die Schmach abzuwehren, die dem Wohnsitze Jehova's zugefügt werden sollte. Unter der Leitung eines Fanatikers, Namens Simon, der, gestützt auf die alte Weissagung (4. Mos. 24, 17): „Ein Stern wird aufgehen aus Jacob und ein Scepter aus Israel aufkommen und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seth,“ sich den Namen „Sohn des Sterns“, Bar Kokheba, beilegte, griffen die Juden zu den verborgenen Schwertern, um den letzten heiligen Kampf gegen Rom zu bestehen. Simon belebte noch einmal den Messianischen Glauben des Volkes zu einer kriegerischen Begeisterung. Als „Fürst Israels“ ließ er Münzen prägen, die auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern die Inschrift „Freiheit Jerusalems“ führten. Sein Unternehmen hatte um so größeren Fortgang, als Rabbi Akiba, der größte Schriftgelehrte und Gesetzeskundige der Zeit, seine Ansprüche förderte und seine messianische Sendung anerkannte. Umsonst warnten die Besonnenen vor dem neuen Schwärmer, der gegen Heiden und Christen mit gleicher Grausamkeit wüthete, und verwandelten den Namen

Bar-Kokheba in den ähnlich lautenden Bar-Kaziba, d. i. Lügensohn; mit Gauklerkünsten wußte der „Himmelssohn" das Volk zu bethören und mit abergläubischem Vertrauen zu erfüllen. Eine gewaltige Bewegung durchzuckte die zerstreuten Glieder der jüdischen Nation im ganzen Reiche; bei dem ersten Erfolg der Insurgenten konnte eine allgemeine Empörung ausbrechen; darum schickte Hadrian den erfahrensten Heerführer, Julius Severus, damals Statthalter in Britannien, mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nach Palästina. Aber wie einst Titus sollte auch er erfahren, daß Fanatismus und gläubige Begeisterung selbst einem gebrochenen und gedrückten Volke noch Kraft zum todesmuthigen Kampfe verleihen. Drei Jahre lang durchzogen die römischen Legionen das ganze Land, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Die Juden stritten mit dem Muthe der Verzweiflung; sie setzten freudig ihr Leben ein, um die Güter zu erringen, die dem Leben allein Werth verleihen. Während die Bewaffneten sich in das Schlachtgetümmel warfen, flehten ehrwürdige Greise auf weithin sichtbaren Anhöhen im heißen Gebet den Beistand des Herrn der Heerschaaren an und flößten dadurch den Streitern Muth und Zuversicht ein. Aber was vermochte der kleine Haufen gegen Roms kriegskundige Legionen? Als in Judäa, Samarien und Galiläa die Städte gefallen, die Dörfer und Felder verwüstet waren, umstellten die Römer die Schluchten und unterirdischen Gänge, wohin sich die Ueberlebenden geflüchtet, und ließen den Unglücklichen die traurige Wahl zwischen dem Hungertode oder dem blutigen Ende durch das Schwert. Als Bether, der wahrscheinlich zwischen Cäsarea und Samarien gelegene feste Ort, wo der „Sternesohn" mit seinen Getreuen sich am längsten vertheidigte, gefallen und der Betrüger durch die Hände seiner eigenen enttäuschten Gefährten umgekommen war, erlosch endlich die Kriegsflamme. Wie groß die Zahl der Gebliebenen war, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Nach römischen Angaben sind allein durch das Schwert der Legionen 580,000 erschlagen worden; aber beträchtlich mögen auch die Verluste der Sieger gewesen sein, von denen kein Bericht erhalten ist. Die gefangenen Juden wurden auf den Sclavenmärkten zu Terebinthus bei Hebron und Gaza um geringe Preise verkauft. Hadrian verschmähte es, einen Triumphzug über verachtete „Sclaven" zu feiern. Schwer lag nunmehr die Hand der Verfolgung auf dem „Volke Gottes". Die neu erbaute Kolonie Aelia Capitolina wurde von dem Kaiser selbst eingeweiht und allen Juden bei Todesstrafe die Niederlassung, ja sogar die Annäherung untersagt. Nicht einmal aus der Ferne durften sie den Boden ihrer Heimath schauen. An dem Südthore der neuen Stadt ward zum Hohn das Bild eines Schweines angebracht. Auf der Tempelstelle ließ Hadrian zwei Bildsäulen von sich selbst aufrichten. Rabbi Akiba starb durch die Hand des Henkers, verherrlicht in der Sage seines Volkes als der gemordete Knecht Jehova's. Mit ihm verschwand, heißt es in der Mischna, (den um 220 aufgezeichneten Ueberlieferungen der Gesetzgelehrten, die im 4. Jahrh. mit Aus-

Ende des jüdischen Reiches.

legungen vermehrt (Gemara) zum allgemeinen Lehr- und Gesetzbuche (Talmud) erhoben ward), die Ehre des Gesetzes; viele Rabbiner und Schriftgelehrte, die an dem Aufstande Theil genommen, starben den Märtyrertod; Jaschbab, der Schriftgelehrte, ward in der Stunde des Gebets getödtet und sein Leichnam unbeerdigt den Hunden und Vögeln zum Raub hingeworfen; Ananias ward mit dem Gesetzbuch verbrannt; ein strenges Verbot untersagte jede fernere priesterliche Handlung. Damit nahm der jüdische Staat sein Ende; die Ueberlebenden verließen das Land, das einer trauernden Wüste glich und bargen sich in der Ferne vor der schweren Verfolgung, die dem „Volke Gottes" mit Vernichtung drohte. Seitdem bestand das Volk Israel nur noch „in der Zerstreuung". Ueber den ganzen Erdboden verbreitet leben sie unvermischt mit andern Völkern und treu ihren Sitten, ihrer Religion und ihrem Aberglauben. Der Berg Zion lag außerhalb der Stadtmauern der neuen Kolonie und wurde zu Gärten und Ackerfeld gebraucht. In der Folge erlaubte man den Verbannten jährlich einmal, am 10. August, dem Trauertage der Zerstörung des Tempels durch Titus, gegen eine Geldabgabe an dem heiligen Orte zu weinen und in zerrissenen Trauerkleidern der vergangenen Herrlichkeit und ihrer zerronnenen Hoffnungen zu gedenken. Der capitolinische Jupiter galt als der Schutzgott der neuen Kolonie; aber neben den Heiden siedelten sich auch viele Christen in der alten Stadt Davids an. Durch sie wurde der Name Jerusalem auf die späteren Geschlechter fortgeführt.

Arrian am schwarzen Meer. 134.

Während dieses schrecklichen Krieges weilte Hadrian theils in Rom, theils in Athen, den Blick nach dem Orient gerichtet, wo zu gleicher Zeit von den Alanen, dem streitbaren cythischen Hirtenvolk am Cyrusfluß zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer, ein gefährlicher Krieg drohte, den aber Flav. Arrianus, Statthalter von Kappadocien, unterstützt durch rechtzeitige Geschenke des Kaisers an den Alanenkönig, im Keime erstickte. Die „Umschiffung des schwarzen Meeres" (Periplus) durch den als Weltweisen, Feldherrn, Staatsmann und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Arrian, dem der Kaiser aus besonderem Vertrauen die wichtige pontische Provinz zur Verwaltung übergeben, war die Frucht dieser kriegerischen Bewegung.

Die Beschreibung der Küstenländer im Süden, Osten und Norden des Meeres, besonders der Völkerstämme, Städte und Landschaften von Trapezunt bis an den kimmerischen Bosporus, des mythenreichen Landes Kolchis am süßen Fluß Phasis, der Handelsstadt Dioskurias mit dem großen Sclavenmarkt und der Stadt Panticapäum (Kertsch) auf der Insel Taurica (Krim), wo einst der gewaltige Mithridates sein Ende gefunden (III. S. 728), der Insel Leuke vor den Donaumündungen mit dem alten Achilles-Tempel, wo die Seefahrer dem Heros Opfer und Weihgeschenke darbrachten, in einem Reisebericht an den Kaiser ist für die Kunde jener fernen Ostländer von unschätzbarem Werth.

Mißtrauen und Grausamkeit.

Die beiden letzten Jahre verbrachte Hadrian in Rom oder in dem nahen Tibur, mit den großartigen Bauwerken und Anlagen beschäftigt, die noch jetzt

von seinem Kunstsinn und seiner Unternehmungslust Zeugniß geben. Aber die Anstrengungen und Strapazen der großen Fußwanderungen hatten seine Gesundheit angegriffen, so daß er bei der eigenen Kinderlosigkeit darauf denken mußte, dem Reiche einen Nachfolger zu geben. Ueber diesen Sorgen stieg seine nervöse Reizbarkeit auf eine gefährliche Höhe. Eifersüchtig verfolgte er mit seinem tödtlichen Argwohn Alle, welche sich Hoffnung auf die Thronfolge machen konnten.

Sein Schwager, der neunzigjährige Servianus, dem er einst selbst diese Ehre zugedacht, und dessen jugendlicher Enkel oder Neffe Fuscus, ein Jüngling von achtzehn Jahren, mußten die Bitterkeit des Todes erleiden, weil sie mit allzugroßer Zuversicht auf die Herrscherwürde sich Rechnung machten, und, als der Kaiser während eines neuen Anfalls von Krankheit den L. Cejonius Commodus unter dem Namen L. Aelius Verus adoptirte und zum Cäsar erklärte, ihren Unwillen über die getroffene Wahl nicht zurückhielten. Auch der Tod der Kaiserin Sabina, der um diese Zeit eintrat, wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Beide Ehegatten hatten von jeher Haß gegen einander gehegt und Sabina soll einst geäußert haben, sie hätte es verhindert, dem Hadrian einen Sohn zu gebären, der gleich dem Vater der Menschheit zum Verderben hätte gereichen können.

Adoption u. Tod des Aelius Verus. Der neue Cäsar Aelius Verus, Eidam des getödteten Nigrinus, war eben so ausgezeichnet durch Geburt, Anmuth des Geistes und körperliche Wohlgestalt, wie berüchtigt durch sein schwelgerisches Leben und seine Sinnenlust. In seiner Jugend gleich dem schönen Antinous der Gegenstand der unnatürlichen Liebe des Kaisers, hat er auch später sich der Ueppigkeit und dem Sinnenrausche hingegeben. Es wird erzählt, er habe ein eigenes Lager mit vier Polstern und einem Netzvorhange erfunden, wo er mit persischen Salben gesalbt auf einer von Rosen und Lilien verfertigten Decke mit seinen Buhlerinnen gelegen, seine Läufer habe er nach Art der Liebesgötter mit Flügeln versehen und nach den Winden benannt. Allein Aelius Verus trug bei seiner Erhebung bereits den Keim des Todes in der Brust. Nach der Adoptionsfeier, welche mit Spielen, Volksbelustigungen und Spenden an das Heer verherrlicht wurde, reiste er, mit dem zweiten Consulat beehrt, nach Pannonien zur Uebernahme der ihm übertragenen Statthalterschaft, kehrte aber seiner angegriffenen Gesundheit wegen bald nach Rom zurück, wo er am 1. Januar 138 starb. Im nächsten Monat Hadrian's Ende. 138. nahm der Kaiser den Tit. Aurelius Antoninus an Sohnesstatt an und bestimmte ihn zum Nachfolger unter der Bedingung, daß er den Lucius Verus, den Sohn des verstorbenen Cäsars, und den Marcus Aurelius adoptire. Bald nachher ließ sich der leidende Kaiser, dem weder Arznei noch Zaubermittel Heilung brachten und der im Schmerz der Krankheit mehrmals dem zögernden Tode zu Hülfe kommen wollte, nach Bajä bringen, wo er am 10. Juli verstarb, von Schmerz an allen Gliedern fast aufgezehrt. Durch die kindliche Hingebung, womit Antoninus bei dem Senat die anfangs verweigerte Vergötterung (Apotheose) betrieb und durchsetzte, erwarb sich derselbe den Beinamen „Pius". In

Puteoli, wo die Leiche verbrannt und beigesetzt wurde, errichtete er dem göttlichen Hadrian einen Tempel mit Priestern und stiftete Todtenspiele, die von vier zu vier Jahren daselbst gefeiert werden sollten.

C. Hadrians Kunstliebe und Charakter.

Hadrian nahm sich bei allen seinen Regierungshandlungen Augustus zum Vorbild. Wie er in seiner auswärtigen Politik die Eroberungspläne seines Vorgängers aufgab und auf die Reichsgrenzen zurückging, wie sie bei dem Tode des ersten Kaisers bestanden, so auch in der Verwaltung und Rechtspflege, in der Beförderung der Künste und Literatur. Wenn er die Provinz Dacien bestehen ließ, so geschah es nur aus Rücksicht auf die in jenem Lande angesiedelten Römer und Italiker, die durch die Räumung den Barbaren schutzlos preis gegeben worden wären. Dagegen trug er kein Bedenken, in Britannien und am Euphrat einige nur mit dem Schwerte zu behauptende Landschaften dem Frieden zum Opfer zu bringen und in den nördlichen Grenzländern Asiens die Fürsten und Volkshäupter durch Geschenke und Freundschaftsbezeugungen von Feindseligkeiten abzuhalten. Er hielt sich zu einer solchen Politik um so mehr berechtigt, als er darüber keineswegs das Heerwesen vernachlässigte oder durch Schwäche und Nachgiebigkeit die Sicherheit des Reiches gefährdete; vielmehr war er stets aufs Eifrigste bemüht, die Legionen in guter Ordnung und Mannszucht zu erhalten, die Vertheidigungsanstalten zweckmäßig einzurichten und die Soldaten gegen alle Verführung und Weichlichkeit zu waffnen, und wie strenge er jeden Aufstand im Innern niederzuschlagen wußte, beweist das blutige Beispiel Judäa's. Wie Augustus war auch Hadrian bedacht, die monarchische Macht zu befestigen und auszubilden. So sehr er das Ansehen und die Würde des Senats im Aeußern wahrte und denselben stets mit Rücksicht und Auszeichnung behandelte; so ging doch diese Rücksicht nicht so weit, daß er sich dadurch in der Ausübung seiner monarchischen Machtfülle hätte beschränken lassen, vielmehr diente dieser erste Reichskörper meistens nur als Organ der kaiserlichen Willensmeinungen und Befehle, und die von ihm getroffene Einrichtung, eine Anzahl Senatoren und Consularen auszuscheiden und als kaiserlichen Geheimenrath oder Staatsrath (Concilium oder Consistorium principis) bei allen wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege beizuziehen, war ein dienliches Mittel, die Staatsgewalt mehr in der Person des Fürsten und seines Cabinets zu concentriren und dem Senat die Entscheidung über alle Fragen von größerer Tragweite aus den Händen zu winden.

Hadrians äußere Politik.

Senat u. Consistorium.

Standen auch alle Glieder des kaiserlichen Consistoriums fortwährend unter der Hoheit des Senats, aus dessen Schooße sie hervorgingen, so waren sie doch durch ihren Rang wie durch ihre Stellung und überlegene Bildung von bestimmendem Einfluß bei allen bedeutenden Rechts- und Regierungssachen. Denn Hadrian trug Sorge, in diese

engere Rathsversammlung, die unter seiner persönlichen Leitung, oder in seiner Abwesenheit, unter dem Vorsitze der beiden Präfecten des Prätoriums, (die allmählich aus militärischen Befehlshabern eine Civilbehörde wurden und senatorischen Rang erlangten). Berathungen hielt, Männer von Verdienst und Ansehen, wie die Rechtsgelehrten Julius Celsus, Salvius Julianus, Neratius Priscus, zu berufen, ein Verfahren, das auch die einsichtsvolleren unter seinen Nachfolgern beobachteten. Diese Einrichtung war der Anfang eines kaiserlichen Ministeriums unter dem Präsidium der Präfecten des Prätoriums, deren Ansehen dadurch in demselben Verhältniß stieg als die Macht des Imperators selbst. Und wie der senatorische Staats- oder Ministerrath durch Hadrian eine festbegrenzte Organisation erhielt, so auch alle Staats- und Hofämter, eine Organisation, die bis auf Constantin kaum eine Veränderung erfuhr.

Rechtsinstitute. Der Rechtspflege wendete Hadrian die größte Sorgfalt zu; so daß auch hier wie im Beamtenwesen seine Regierung eine neue Periode begründete: nicht nur daß er für Italien vier Consularen als Oberrichter bestellte, wodurch die alte Jurisdiction des Prätors ein Ende nahm; er selbst pflegte auch sowohl in Rom als in den Provinzen an öffentlichen Orten im Angesicht des Volkes Gerichtssitzungen zu halten, und mehrere Verordnungen, wie über die Majestätsverbrechen und die Behandlung der Sclaven, geben Zeugniß von seinem Rechtsverstand wie von seiner Humanität. Mit ihm fangen die kaiserlichen Rechtsbestimmungen oder Constitutionen an, gesetzliche Kraft zu erlangen und in Verbindung mit den Auslegungen der Juristen als Rechtsquelle zu gelten, wogegen die Edicte der Magistrate (jus honorarium), die in früherer Zeit die Hauptquelle des Rechts gebildet hatten, nach der Zusammenstellung und Anordnung derselben durch Salvius Julianus für abgeschlossen erklärt und als ein vollständiges Rechtsbuch, Edictum perpetuum, an dem keine weiteren Zusätze, Ergänzungen oder Erläuterungen zuläßig seien, aufgestellt wurden. Dadurch wurden die richterlichen Behörden ganz von der legislativen Autorität der Kaiser abhängig, und die Magistratsedicte, wenn sie auch noch nicht völlig aufhörten, verloren allmählich ihre gesetzgeberische Kraft. Sorge für die Provinzen. Baulust. Große Verdienste erwarb sich Hadrian um die Wohlfahrt der Provinzen. Nicht nur daß er die Statthalter scharf beaufsichtigte und in der Besteuerung und im Gerichtswesen auf Rechtsgleichheit und übereinstimmende Behandlung den größten Werth legte; seine Anwesenheit in allen Ländern war gewöhnlich mit Beweisen seiner Gnade und Freigebigkeit begleitet. Bald ließ er Wasserleitungen, Häfen, Bäder, Märkte oder andere öffentliche Werke aufführen, bald erleichterte er die bedrängte Lage einzelner Städte oder Landschaften durch Getreidevertheilungen, Geldspenden oder Steuernachlaß, bald gab er seine Gunst durch Verleihung neuer Rechte und Ehren zu erkennen.

Auf seinen Reisen richtete er die größte Sorgfalt auf die Anlegung von Straßen und Bauwerken, auf die Herstellung verfallener Orte und Denkmäler, so daß er, nach Aurelius Victor, stets Schaaren von Zimmerleuten, Maurern, Werkmeistern in seinem Gefolge hatte, die nach Art der Legionen in Centurien und Cohorten eingetheilt waren. Sein sorgfältiger Staatshaushalt und die zweckmäßige Verwendung der Staatsein-

künfte, die er so genau kannte, wie ein Hausvater sein eigenes Vermögen, machte die mit solchen Unternehmungen nothwendig verbundenen unermeßlichen Ausgaben möglich. In Griechenland fand Pausanias allenthalben Denkmäler Hadrianischer Freigebigkeit. Mauretanien und Libyen, Sicilien und Makedonien, Achaia und das städtereiche Bithynien nennen auf ihren Münzen den Hadrian als Restitutor. Seine Baulust erstreckte sich von einzelnen Werken bis zum Aufbau von ganzen Städten. Bald waren es historische Erinnerungen, wie bei Jerusalem (Aelia Capitolina), bald Erderschütterungen, wie bei Nicäa und Nicomedia, bald andere Beweggründe, wie bei der thracischen Stadt, die noch jetzt von ihm den Namen Hadrianopel trägt, welche ihn zum Bauen führten. Vom cyrenäischen Afrika bis nach Bithynien, Macedonien und Pontus gab es Städte, die ihren Ursprung und Namen von Hadrian herleiteten und fast alle Orte des ganzen Reiches konnten sich irgend eines Werkes, eines Denkmals, einer Anlage rühmen. Die ägyptische Stadt Antinopolis oder Antinoe konnte an Herrlichkeit der Kunst mit den glänzendsten Werken der Ptolemäer wetteifern. Von dem im gallischen Nemausus (Nimes) der Plotina zu Ehren erbauten Tempel sammt Basilica oder Gerichtshalle, sind wahrscheinlich noch jetzt Spuren vorhanden. Vor Allen aber trugen die griechischen Städte in Asien wie in Hellas selbst die glänzendsten Denkmale seiner Kunstliebe. Der Hadrianstempel in Cyzikus wurde den sieben Wunderwerken beigezählt; in Athen, seiner Lieblingsstadt, vollendete er den weltberühmten Säulentempel des olympischen Zeus, den schon sechs Jahrhunderte vor ihm Pisistratos begonnen und viele Geschlechter seitdem weiter geführt hatten, und errichtete außerdem eine Menge anderer Heiligthümer und Gebäude, besonders im südwestlichen Theil, der den Namen Hadrians-Stadt erhielt; in Korinth ließ er Bäder aufführen, in Megara einen Apollotempel aus Marmor, in Mantinea ein Heiligthum des Antinous mit dem Standbilde dieses seines Lieblings. Sein Beispiel feuerte Andere zur Nacheiferung an. So führte der Vater des Herodes Atticus in Troas eine Wasserleitung auf, wozu er außer den vom Kaiser ihm zugewiesenen hohen Summe, noch anderthalb Millionen Gulden unseres Geldes aus eigenen Mitteln verwendete.

Zu diesen Bauunternehmungen wurde der Kaiser jedoch nicht blos durch seine Fürsorge für die Provinzen, sondern noch mehr durch seine Eitelkeit, Ruhmsucht und Kunstliebe geführt. Hadrian war nicht nur Freund der schönen Künste, er übte sie auch selbst, wie er denn überhaupt an Bildung, Wissen und Kunstfertigkeit eine hervorragende Stellung unter seinen Zeitgenossen einnahm und durch sein Interesse für alle geistigen und künstlerischen Bestrebungen eine neue Blüthezeit der Literatur und des Kunstsinnes schuf. Kunstliebe.

„Hadrian besaß in der griechischen Literatur ungemeine Kenntnisse," heißt es in dem Auszug des Aurelius Victor, „weshalb ihn viele das „Griechlein" nannten. Geschmack und Sitten der Athener machte er sich vollständig zu eigen; er war nicht nur ihrer Sprache mächtig, sondern verstand auch die andern Künste: Singen, Saitenspiel und Arzneikunde, er war Tonkünstler, Maler und Bildner in Erz und Marmor. Ueberdies besaß er sehr viel Witz, so daß selten bei Jemand mehr Geist und Geschmack zu finden gewesen sein dürfte." Dabei hatte er ein ungemeines Gedächtniß und ein Fassungsvermögen und eine Beweglichkeit des Geistes, die es ihm möglich machten, stets die verschiedenartigsten Materien zu durchforschen und zu verarbeiten.

Nirgends hat Hadrian seinen Kunstsinn und seinen Reichthum an Kenntnissen mehr an Tag gelegt, als in dem berühmten Tiburtinum, in der kunstgeschmückten „Villa Hadrians Villa bei Tibur.

des Hadrian", bei der alten Aequerstadt Tibur (h. Tivoli) mit den reizenden Wasserfällen. „In der Tiburtinischen Villa, sagt Spartian, sah man die berühmtesten Gegenden und Orte mit ihren eigenen Namen vorgestellt. So das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum, das ägyptische Canobus mit dem Serapistempel, die Halle Pökile und das Tempe; ja um nichts zu übergehen, ließ er sogar die Unterwelt darstellen." Das prachtvolle Landhaus, das trotz der Plünderungen vieler Jahrhunderte noch jetzt den Anblick eines „Feenirrgartens" voll überraschender und kostbarer Ruinen darbietet, „welche die Natur durch eine üppig wuchernde Vegetation von Bäumen, Blumen und Rankengewinden zu ehren scheint," enthielt die Nachbildungen alles Herrlichen, was das Alterthum geschaffen. Tempel, Theater, Bäder, Hallen, Prachtsäle mit herrlichen Mosaiken nnd Bildwerken waren hier nebst den gewölbten Kammern für seine Leibwache in einem Umfange von zehn römischen Meilen in kunstreicher Vollendung aufgeführt. „Es ist, als hätte Hadrian seine Reisebilder plastisch ausgearbeitet, wo er, nachdem ihm Müdigkeit, Krankheit und Alter das Umherschweifen unmöglich gemacht hatten, wenigstens für die Imagination die Welt seiner Sehnsucht um sich her ausbreitete." Die Mosaikböden, die Arabeskenmalereien, die Decken aus Stuck, die Mosaiktische und die zahllosen Kostbarkeiten, welche man aus den Trümmern hervorgezogen, gaben den Beweis, wie prächtig die Ausschmückung der Zimmer gewesen sein mußte. Doch waren sowohl die Bauwerke als die zahlreichen Arbeiten der Bildnerei, unter denen besonders die Antinousstatuen hervorragen, mehr ausgezeichnet durch technische Fertigkeit als durch Genialität der Kunstschöpfung. Die Villa war besonders reich an ägyptischen Monumenten in schwarzem und farbigem Marmor, die uns aber in ihrer modernisirten Mischung mit griechischen Formen nicht mehr als Gebilde einer altgläubigen Strenge ansprechen, sondern nur als Verirrungen eines phantastischen Modegeschmacks erscheinen.

„Die Antinousfiguren," sagt Gregorovius, „sind das Höchste, was die Periode der römischen Imperatoren in der Plastik geleistet hat, und auch fast das Einzige, was uns auf den Charakter der damaligen, an Ideen und Formen schon sehr beschränkten bildenden Kunst schließen läßt. Es war ein glücklicher Zufall, daß die vergötternde Liebe eines so bizarren und ans Sonderbare gewöhnten Gemüthes, wie Hadrian war, gerade auf eine jugendlich schöne Gestalt fiel, welche schon von Natur die Idealisirung forderte. Dadurch lebte für die Kunst noch einmal die anmuthige Form des Apollon und des Bacchus auf, und die Kunstwelt wurde mit trefflichen Statuen, Reliefs und Gemmen bereichert.

Der charakteristische Antinoustypus besteht in einer unschuldvollen, fast sinnig schwermüthigen Sentimentalität im Ausdruck der edeln Gesichtszüge. Die Augen liegen tief, mit mehr flach als bogenförmig geöffneten Augenlidern. Die Brauen sind schmal und sanft geschweift. Die Nase weicht nur wenig von der griechischen Linie ab. Die Lippen sind voll. Der Kopf ist ein schönes Oval. Was die körperlichen Verhältnisse betrifft, so haben sie in ihrer Weichheit und Fülle der Brust, des Bauches, der Schenkel mehr von einem Bacchus, in dessen Göttercharakter Antinous hauptsächlich dargestellt wurde, als von einem Apollon.

Unter den Antinousbildsäulen verdienen einige wegen ihres Kunstwerthes die größeste Bewunderung. Eine der herrlichsten darunter ist der Antinous-Bacchus aus lunesischem oder carrarischem Marmor, kolossal, 15½ italienische Palmen hoch, im Palaste Braschi zu Rom. Sie stellt Antinous stehend in dem Kostüm des Bacchus dar, einen Epheukranz um das lang herabwallende Lockenhaar geschlungen. Auf dem Scheitel trägt er den mythischen Pinienapfel, ein Attribut, das nicht ziert. Die große Palla (das weite Obergewand) ist auf der linken Schulter befestigt und läßt den rechten Arm, die Brust und den Unterleib zum Theil sehen. In der linken hocherhobenen Hand hält die Figur den gleichfalls mit einem Pinienapfel gezierten Thyrsusstab."

Grabmal des Hadrian.

Unter den übrigen zahlreichen Bauwerken, womit Hadrian die ewige Stadt schmückte, ragte vor allen hervor: der von Säulen umgebene Doppeltempel der Venus und der Roma, und das berühmte Mausoleum oder Grabmal, die Moles Hadriani, auf dem rechten Tiberufer, wozu die auf fünf Bogen ruhende 300 Fuß breite „Aelische Brücke" führte. Noch jetzt ist das Grabmal, im Mittelalter zu einer Festung umgewandelt, unter dem Namen der „Engelsburg" eine der schönsten Zierden Roms. Den Namen (Sant Angelo) führt die Citadelle und die Brücke von der Bildsäule des Erzengels Michael, welche die Spitze des Gebäudes krönt.

Befördert Wissenschaft und Mystik.

Und nicht blos in den bildenden Künsten schuf Hadrian eine neue Periode, die letzte Blüthezeit, auch die Dichtkunst, die Musik und die Gelehrsamkeit fanden in ihm einen freigebigen Pfleger und Förderer. Er selbst war Dichter und Schriftsteller, doch ist von seinen Produkten fast Nichts auf die Nachwelt gekommen. Vorzüglich begünstigte er hellenische Literatur und Weltweisheit, daher sich auch besonders griechische Philosophen, Sophisten und Rhetoren seines Umgangs und seiner Gunst zu erfreuen, aber auch von seiner Eifersucht und Eitelkeit zu leiden hatten. Seine mit den Jahren mehr hervortretende Neigung für orientalische Mystik und Geheimlehren, worin er den Schlüssel verborgener Weisheit suchte, für astrologische Träumerei und prunkende Vielwisserei brachten eine Menge Sophisten, Schwärmer und Mystiker zu Ehren und Ansehen.

Unter den Männern, die zu dem Kaiser in näherer Beziehung standen, und die er in der von ihm gegründeten wissenschaftlichen Anstalt „Athenäum" öfter um sich versammelt zu haben scheint, werden neben Arrian und Plutarch namentlich die Philosophen und Sophisten Heliodorus, Epictet, Favorinus und Dionysius von Milet und die Rhetoren Corn. Fronto aus Cirta in Afrika und Herodes Atticus erwähnt. Der letzte, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das sein Vater durch die Entdeckung eines großen Schatzes auf seinem marathonischen Gute gewonnen, machte einen fürstlichen Aufwand, so daß er in Athen und Delphi in Bauwerken mit seinem kaiserlichen Gönner zu wetteifern wagte. Aber für die Literatur war Hadrians Einfluß weniger heilsam als für die bildende Kunst. Er drückte den geistigen Erzeugnissen seinen verdorbenen Geschmack auf und knüpfte die Zeitbildung an das Schicksal des sinkenden Reichs. Er selbst verfaßte nach dem Vorbilde des Antimachus ein gelehrtes Gedicht „Catacriani," das ohne ausführliche Erklärung ganz unverständlich war und sein Freigelassener Phlegon, der mehrere Werke über allerlei Curiositäten und Wundergeschichten schrieb, mußte den Namen zu der kaiserlichen Selbstbiographie hergeben, wahrscheinlich weil Hadrian sich scheute, eine Lobschrift auf sich selbst unter eigenem Namen bekannt zu machen. In religiösen Dingen war er duldsamer und verträglicher als sein Vorgänger: wenn auch die Behauptung des Lampridius, daß Hadrian die Tempel, welche er in verschiedenen Städten ohne Götterbilder erbauen ließ, Christus habe weihen wollen, keinen Glauben verdient, so hatten sich doch die Christen unter ihm einer milderen Behandlung zu erfreuen; desto strenger verfuhr er gegen die Juden. Aber seine Hinneigung zu der Mystik und zu dem abergläubischen Religionswesen des Morgenlandes, die der Verpflanzung neuer fremder Culte nach Rom Vorschub leistete, vermehrte die herrschende Religionsmengerei und nährte den Hang zu Geheimdiensten, zur Schwärmerei und zum düstern Aberglauben.

Hadrians Charakter.

Faßt man die einzelnen Züge des Kaisers Hadrian zusammen, so kann man nicht umhin, ihn trotz mancher großen Schattenseiten den bedeutendsten

Persönlichkeiten des sinkenden Roms beizuzählen. Die größte Anerkennung verdient er als Regent: die Ausbildung der Monarchie, die Verbesserung der Rechtspflege, die Erhaltung des Friedens, die Fürsorge für die Provinzen, die Befestigung der Militärmacht, die Sicherung der Reichsgrenzen, die Hebung der Bildung, die Erweckung eines großartigen Kunstlebens, die Begründung und Feststellung dauernder Formen im Hof- und Beamtenleben, diese und andere Schöpfungen geben Zeugniß von dem großen Herrschergeist, von der umsichtigen und verständigen Staatskunst, von den hohen Regentengaben des klugen Kaisers, der seine Zeit erkannte und zu beherrschen verstand. Aber auch seinem Privatleben, seinem Charakter, seiner Persönlichkeit fehlt es keineswegs an interessanten Zügen. Schon daß er die verschiedensten Eigenschaften in sich zu vereinigen verstand, zeugt von großer Willenskraft und einer reichen Natur. Liest man von seinen verwegenen Jagden, von seinen anstrengenden Wanderungen und Reisen, von seiner körperlichen Abhärtung, von seiner strengen Mannszucht bei den Legionen, so sollte man ihn eher für einen Kriegshelden des alten Freistaats halten, als für den Sohn eines verweichlichten, in Lüste und Laster versunkenen Jahrhunderts. Betrachtet man ihn aber im Umgang mit Mystikern, Sophisten und Worthelden, wie er sich an ihren hohlen Phrasen, an ihren unfruchtbaren Speculationen ergötzt, erwägt man, wie er sich dem astrologischen Gaukelwesen, dem orientalischen Mysterienwahn, dem einfältigsten Aberglauben hingibt, oder denkt man sich ihn in seinen üppigen Landhäusern, umgeben von Dienern und Genossen unnatürlicher Lust, so glaubt man sich in die Tage eines Caligula und Nero versetzt. Vergleicht man aber wieder die mächtigen Kunstschöpfungen, wodurch er sich einen dauernden Ruhm zu begründen suchte, mit dem leeren Gepränge der Schauspiele, der Gladiatorenkämpfe, der Volksbelustigungen, worin die meisten römischen Kaiser ihre Herrschergröße und ihren Stolz erblickten, so wird man gestehen, daß eine weite Kluft ihn von seinen Vorgängern trennte. Es ist nicht unrichtig, was Aurel. Victor, der Epitomator, von Hadrian sagt:

„Sein Charakter war veränderlich, wandelbar und vielgestaltig. Er war so geartet, daß Tugenden wie Laster ihm gleichsam beliebig zu Dienst standen. Die Heftigkeit seines Temperaments mit einer gewissen Kunst beherrschend, wußte er sein mißgünstiges, finsteres, zur Wollust geneigtes und von Eitelkeit erfülltes Wesen mit Feinheit zu verstecken, die Maske der Enthaltsamkeit, Gefälligkeit und Güte anzunehmen und dagegen seine brennendheiße Ehrsucht zu verbergen. Seine zu große Lebhaftigkeit verleitete ihn mit Reden des Ernstes wie des Scherzes, ja selbst mit Schmähreden zu reizen oder solche zu erwiedern: einem Gedicht verstand er ein Gedicht, einem Witzwort ein Witzwort entgegenzusetzen*), so daß man hätte glauben sollen, er habe sich auf Alles vor-

*) Die Verse des Florus:

Ego nolo Caesar esse
Ambulare per Britannos
Scythicas pati pruinas

bereitet. Seine Gemahlin Sabina wurde durch die fast sclavenartigen Mißhandlungen, die sie von Hadrian erdulden mußte, dahin gebracht, daß sie sich selbst das Leben nahm. Eine Wassersucht, welche er lange mit Geduld ertragen hatte, steigerte seine Reizbarkeit so sehr, daß er ungeduldig und von Schmerzen gefoltert Befehl zur Hinrichtung mehrerer Senatoren gab. Er brachte sein Leben auf 62 Jahre und starb vom Schmerz an allen Gliedern fast aufgezehrt eines traurigen Todes."

Aber in dieser Einseitigkeit aufgefaßt, ist das Charakterbild widerwärtig und ungenügend. Kaiser Hadrian war eine reichbegabte, vielseitige, für alles Große und Herrliche empfängliche Natur, geistreich, redselig und witzig im Umgang, aber reizbar und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Er gehörte zu den hohen Fürstengestalten, die viel Licht ausstrahlen aber auch großen Schatten werfen.

6. Antoninus Pius und Marcus Aurelius.

Hadrians Nachfolger, der schlichte, wohlwollende und humane Antoninus der Fromme war eine Zierde des Throns. Leider besitzen wir über das Leben und die Regierung des trefflichen Fürsten nur dürftige, mehr über sein Privatleben und seinen Charakter als über die Zustände des Reichs sich verbreitende Nachrichten, so daß dem Geschichtschreiber kein anderer Weg offen steht, als die einzelnen Angaben aus Julius Capitolinus, Valerius Maximus, Eutropius und dem verstümmelten Dio zusammenzustellen. Nach Außen schritt Antoninus auf Hadrians Bahn fort. Von den schönen Worten Scipio's ausgehend: „er wolle lieber Einen Bürger erhalten als tausend Feinde tödten," mied auch er den Krieg so viel als möglich, um seine ganze Sorge den Künsten des Friedens zuzuwenden. Im Kriege strebte er mehr nach dem Ruhme der Gerechtigkeit, sagt Dio, als nach Ländergewinn; er wollte lieber den Besitz des alten Gebiets erhalten, als die Grenzen desselben erweitern. Männer, die sich am meisten der Rechtlichkeit beflissen, suchte er aufs Angelegentlichste für die Verwaltung des Staats zu gewinnen; redliche Statthalter belohnte er mit Ehrenstellen, Untüchtige wußte er ohne Härte von öffentlichen Aemtern fern zu halten. Dadurch erwarb er sich nicht blos die Bewunderung der Seinigen, sondern auch die des Auslandes, so daß Parthien und Scythien ihm goldene Kronen sandten und barbarische Völker die Waffen niederlegten und ihn zum Schiedsrichter annahmen.

Antoninus Pius. 138–161. u. c. 891–914.

Von Capitolinus erfahren wir, daß der König Pharasmanes (von Iberien) ihm einen Besuch in Rom abgestattet, daß Antonin einer Völkerschaft in Kolchis einen Kö-

---

parodirte Hadrian, wie Spartian berichtet, mit folgenden Versen:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas
Latitare per popinas;
Culices pati rotundos.

nig gegeben und den vertriebenen Rymetalces in sein bosporanisches Reich zurückgesandt habe daß er die Freistadt Olbia am Borysthenes gegen die Einfälle der skythischen Wanderhirten geschützt, und daß ein ernstes Mahnschreiben von ihm hinreichend gewesen sei, den parthischen König von einem beabsichtigten Feldzug wider Armenien abzuhalen.

Antoninus selbst hat niemals Italien verlassen; wo die Grenzen gegen feindselige oder wilde Völkerschaften zu schützen waren, wie am Rhein, in Britannien, in Afrika, da standen tapfere Feldherrn an der Spitze der streitbaren Legionen. So drängte Lollius Urbicus in Caledonien die Barbaren zurück und befestigte an der Stelle, wo einst Agricola seine Schanzwerke errichtet hatte, die Grenze durch einen neuen Erdwall; so wurden in Afrika die Mauren in die Einöden des Atlas getrieben und zum Frieden gezwungen; so wurde das Reich an der Donau und am Rhein gegen die Dacier und Germanen geschirmt, die Alanen in ihren Grenzen gehalten, Aufstände in Achaia und Aegypten unterdrückt. Aber von allen diesen Vorgängen fehlen nähere Berichte; die Waffenthaten Roms während der langen Regierung des frommen Antonin sind dem Dunkel der Vergessenheit anheimgefallen.

Seine Tugenden u. Eigenschaften.

Dagegen sind alle Schriftsteller voll Lobes über die Tugenden und Milde des Kaisers, über seine Sorge für Rechtspflege, Bildungsanstalten und Armenwesen, über seine Freigebigkeit gegen Andere bei großer Sparsamkeit im eigenen Hauswesen. Aus einem alten Denkmal, wo Knaben und Mädchen ihre Hände dankend zu ihrem Wohlthäter emporheben, ersieht man, daß er wie Nerva und Trajan durch Stiftungen für den Unterhalt und die Erziehung römischer Kinder gesorgt. Durch humane Gesetze schützte er Sclaven gegen die Willkür und Mißhandlungen grausamer Herren. Sein Charakter war fast fleckenlos und rein von menschlichen Fehlern, bemerkt Aur. Victor; sein Gleichmuth und die Unbescholtenheit seiner Sitten liefern den vollgültigsten Beweis, daß auch ein anhaltender Friede und eine lange Ruhe keinen nachhaltigen Einfluß auf edle Naturen äußern, und daß die Staaten dann am glücklichsten sind, wenn die Weisheit das Ruder führt. Milde war ihm eine angeborne Tugend, so daß er das kaiserliche Recht der Gnade oder Strafmilderung auch gegen Verbrecher ausübte; bei einer Verschwörung wurde der Hauptschuldige, der nach der Herrschaft trachtete, in die Verbannung geschickt, ein anderer Theilnehmer gab sich selbst den Tod. Mitschuldige zu erforschen verbot der Kaiser: die Welt brauche nicht zu erfahren, wie viele Feinde er habe. Die Angeber verschwanden, die Einziehungen der Güter wurden selten verhängt. Bei einem wegen Getreidemangel entstandenen Volkstumult besänftigte er die Menge, die Steine wider ihn erhoben, durch die ruhige Auseinandersetzung der Ursachen. Seine Freigebigkeit, wozu ihm sein eigenes großes Vermögen reichliche Mittel gewährte, erfuhren besonders die Rhetoren und Philosophen, für die er ehrenvolle Lehrstühle mit hohen Besoldungen gründete; die Volksmenge, die er mit

Spielen und Freibädern erfreute und außer den üblichen Kornvertheilungen in theuern Zeiten auch noch mit Oel und Wein unterstützte, ferner die unglücklichen Bewohner von Rhodos, Cyzikos und ganz Kleinasien, die durch ein von Bithynien bis Lycien sich erstreckendes Erdbeben großen Schaden litten, und die von Rom, Narbo, Antiochien u. a. O. die durch große Feuersbrünste in Noth kamen. Dabei versäumte er auch nicht, Rom und Italien mit nützlichen Bauwerken zu schmücken.

Die von Hadrian unvollendet hinterlassenen Gebäude und Monumente wurden zu Ende geführt, mehrere ältere Tempel, Wasserleitungen und Bäder restaurirt, außer dem Tempel des Hadrian und Agrippa baute er ein Amphitheater, mehrere Hafen u. drgl. Auch gründete er eine Versorgungsanstalt für Mädchen, die er seiner Gattin Faustina zu Ehren die Faustinianische nannte.

Der Gesetzgebung und Verwaltung widmete Antoninus die größte Sorgfalt. Dem Senat begegnete er mit Achtung und räumte ihm so viel Macht ein, wie er selbst, wenn er Senator gewesen wäre, von dem Kaiser gewünscht hätte. Bei allen wichtigen Angelegenheiten zog er erfahrene Räthe bei und gestattete ihnen jederzeit Zutritt zu seiner Person. Würdige Statthalter und Beamte ließ er lange in ihren Stellen und vermied überhaupt häufigen Wechsel. Obwohl sich seine Reisen nicht weiter als auf seine Güter in Campanien ausdehnten, verschaffte er sich doch eine genaue Kunde über alle Verhältnisse des Reichs und traf überall nützliche und wohlthätige Anstalten. Seine Genauigkeit erstreckte sich über die kleinsten Dinge im Haushalt wie in der Verwaltung, so daß ihn Spötter mit dem Spitznamen „Kümmelspalter" belegten, aber dieser landesväterlichen Gesinnung war es beizumessen, daß unter seiner Regierung alle Provinzen sich eines blühenden Zustandes erfreuten und die Staatskasse stets in guter Ordnung war. Nach einer Regierung von 23 Jahren starb er in seinem siebenzigsten Lebensjahr auf seinem Landgut Lorium. Antoninus hatte einen schlanken, geraden Wuchs und eine volltönende angenehme Stimme. In seiner Lebensweise war er einfach und mäßig. Der Senat verherrlichte sein Andenken durch eine feierliche Apotheose und erkannte ihm alle Ehrenbezeugungen zu, die jemals den besten Fürsten zu Theil geworden, zur großen Freude des Volks, das ihn wegen seiner Milde, Verständigkeit und Sittenreinheit liebte. „Antonin war fast der einzige unter den Kaisern," so schließt Capitolinus dessen Lebensbeschreibung, „der, so viel an ihm lag, weder Bürger- noch Feindesblut vergoß und der mit Recht wegen seines Glücks, seiner Menschenliebe, seiner ruhigen Regierung und seiner Ehrfurcht für die Religion und die altrömischen Heiligthümer mit Numa verglichen zu werden verdient." Charakter u. Ausgang.

Marcus Aurelius Antoninus der Philosoph war der würdige Nachfolger des frommen Antoninus. Von vornehmer, ursprünglich aus Spanien stammender Familie entsprossen, hatte der junge M. Aurelius sowohl Marc-Aurel 161—180. u. c. 914—933.

durch seine Geburt als durch den Eifer, womit er seine wissenschaftlichen Studien unter Herodes Atticus, Fronto und Plutarchs Enkel Sextus aus Chäronea betrieb, bereits die Aufmerksamkeit Hadrians auf sich gezogen, so daß dieser dessen Adoption durch Antoninus Pius veranlaßte (S. 276). Als der letztere den Kaiserthron bestiegen, erhob er den jungen Fürsten zur Würde eines Cäsar, gab ihm seine Tochter Faustina zur Gemahlin und würdigte ihn stets des höchsten Vertrauens bei allen Regierungshandlungen. Nach dem Tode des frommen Kaisers im vierzigsten Lebensjahr zum Thron berufen nahm Marc-Aurel seinen um neun Jahre jüngern Adoptivbruder L. Verus zum Mitregenten an, damit den im Norden und Osten des Reiches drohenden Kriegsgefahren mit verdoppelter Thätigkeit und Wachsamkeit entgegen getreten werden könne, besonders da die Gesundheit des Kaisers nicht sehr stark war, vielleicht in Folge allzu großer Anstrengung bei seinen rhetorischen und philosophischen Studien.

Sein Eifer für Philosophie. Schon als zwölfjähriger Knabe, meldet Capitolinus, nahm Marcus Aurelius die Kleidung und Lebensweise der Stoiker an; er trug in den Lehrstunden den Philosophenmantel und schlief auf bloßer Erde; nur auf inständiges Bitten seiner Mutter wählte er später ein mit Thierfellen bedecktes Polster zum Nachtlager. Seinen Lehrern bewies er sein ganzes Leben hindurch die größte Hochachtung; er ließ ihnen Statuen errichten und ehrte ihre Gräber mit Spenden und Blumen; in seinen Selbstbetrachtungen rühmt er es als eine besondere Gnade der Götter, daß sie ihm so treffliche Eltern und Lehrer gegeben. Wir werden in den folgenden Blättern erfahren, wie mächtig die stoische Philosophie den Kaiser in die Atmosphäre ihrer Schule zog und sein ganzes Denken und Sein durch ihre Lehrsätze und Maximen gefangen hielt; schon in jüngern Jahren entführte sie ihn den männlichen Vergnügungen der gymnastischen Künste, der Jagd und des Vogelfanges, an denen er Gefallen hatte und machte ihn vor der Zeit alt und ernsthaft. Stets bewahrte er die größte Seelenruhe bei Freude und Schmerz, bemerkt Aur. Victor, so daß er von Kindheit an immer dasselbe Gesicht zeigte. Nur aus Rücksichten für das Volk wohnte er den öffentlichen Spielen, Thierkämpfen und Wettrennen in den Amphitheatern und Rennbahnen oder den theatralischen Aufführungen bei, gab aber seine Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit dadurch zu erkennen, daß er während der Spiele häufig las, Schriften unterzeichnete oder Vorträge von Beamten entgegennahm; seinem Gedankenkreis lagen solche Zerstreuungen fern; doch verband er mit seinen strengen Grundsätzen Nachsicht und Nächstenliebe: „Er war mäßig ohne Eigensinn," heißt es weiter bei dem Biographen, „sanft ohne Schwäche und ernsthaft ohne Menschenhaß." Den Gladiatoren ließ er stumpfe Waffen reichen, damit sie sich keine tödtliche Wunden schlagen könnten.

Lage des Reichs. Der Natur des neuen Kaisers, des „Weisen auf dem Throne", hätte eine friedliche Regierung wie die seines Vorgängers besonders zugesagt; allein das Schicksal führte ihn auf den Schauplatz größerer Thätigkeit. Es scheint, daß die lange Ruhe, deren sich das Reich unter Antoninus Pius erfreute, sowohl auf den Geist der Legionen in den Provinzen als auf die Grenzvölker nachtheilig eingewirkt habe: denn so dürftig auch die Quellen der Zeit fließen, so erfahren wir doch von unruhigen Auftritten unter den Besatzungstruppen in

Britannien, die ihren Befehlshaber Statius Priscus auf den Thron der Cäsaren erheben wollten, von schlaffer Disciplin in dem armenischen Heere, wo ein weichliches Lagerleben voll Lüsten und Ausschweifung die Bande der Kriegszucht und Waffenübung durchbrochen und den Partherkönig Vologeses III. mit der Hoffnung erfüllt hatte, durch einen raschen Feldzug in Armenien dieses benachbarte Bergland, dessen Verlust die Parther nicht verschmerzen konnten, wieder unter seine Herrschaft zu bringen; wir hören ferner von drohenden Bewegungen an der Nordgrenze des Reiches, wo die Markomannen in Verbindung mit Quaden, Sueven, Hermunduren und andern germanischen und sarmatischen Stämmen unter die Waffen getreten sind, um von den Herren der Welt ihren Antheil an der Erde zu fordern.

Diese Lage des Reichs, verbunden mit schweren Heimsuchungen im Innern, mit Ueberschwemmungen, Hungersnoth und Pest, bedurfte allerdings der Kräfte zweier Kaiser; aber die beiden Herrscher waren aus verschiedenen Ursachen den drängenden Umständen nur unvollkommen gewachsen: Luc. Verus blieb den Lüsten und Ausschweifungen, mit denen er im elterlichen Hause frühe vertraut geworden war (S. 276), sein ganzes Leben ergeben und verzehrte seine Kräfte im Uebermaß der Genüsse. M. Aurelius bewahrte zwar in einer Welt von Lastern und Versuchungen Tugend und Sittenstrenge und führte ein einfaches rechtschaffenes Leben in altrömischer Genügsamkeit und Abhärtung, aber er behandelte die großen Geschäfte des Reiches mit dem kleinlichen Geiste eitler Gelehrsamkeit, und in den Gesichtskreis der Philosophenschule gebannt, „hielt er es für größer, richtige Grundsätze über das Leben zu gewinnen, als das Leben selbst gründlich zu verstehen und kräftig zu gestalten.“ In stoischer Abgeschlossenheit nur mit sich selbst beschäftigt war er nicht vermögend, dem Lasterleben des Reichsgenossen noch der Wollust der eigenen Gemahlin Faustina, des frommen Antoninus unwürdiger Tochter, Schranken zu setzen. Jener überließ sich in Laodicea und in den üppigen Lusthainen von Daphne und Antiochien allen Sinnengenüssen und Vergnügungen und den weichlichen Sitten, wodurch jene Städte der Lüste zum Sprüchwort geworden waren, indeß die tapfern Legaten Avidius Cassius, Martius Verus und der aus Britannien abberufene Statius Priscus erfolgreiche Kämpfe mit den Parthern lieferten; und Faustina, eben so gefeiert wegen ihrer Schönheit als berüchtigt wegen ihrer Liebesverhältnisse, verleugnete so sehr alle Schaam und Würde, daß sie an den reizenden Küsten Campaniens aus den kräftigen halbentkleideten Seeleuten diejenigen auswählte, die am meisten geeignet schienen, ihre niedrige Lust zu befriedigen. Und dennoch gab der Kaiser ihr während ihres ganzen Lebens unwandelbare Beweise des zartesten Vertrauens.

Marc-Aurel u. Luc. Verus.

Von dem parthischen Krieg haben wir fast keine Nachrichten; die pomphaften Darstellungen desselben in rednerischer Uebertreibung, über welche Lucian spottet, sind der verdienten Vergessenheit anheimgefallen; und doch erkennen

Partherkrieg. 162–165.

wir aus den kurzen Andeutungen Dio's, daß große Waffenthaten und erschütternde Wechselfälle in dem drei- oder vierjährigen Feldzuge vorgefallen sein müssen. Vologeses hatte sich den Verfall der Kriegszucht im römischen Lager zu Nutzen gemacht, um die ganze Legion, welche die Besatzung der armenischen Stadt Elegia bildete, sammt ihren Führern aufzureiben. Aber Avidius Cassius stellte die Waffenehre wieder her; er brachte die Bundesgenossen des Partherkönigs zum Abfall, drängte die Feinde über den Tigris zurück und eroberte die volkreiche, wohlbefestigte Griechenstadt Seleucia und den aus dem nomadischen Königslager entstandenen parthischen Hauptort Ktesiphon. Jene Stadt ging in Flammen auf und erholte sich nie mehr von dem harten Schlag einer Erstürmung, wobei die Hälfte der Einwohner, 300,000 Bürger, den Tod fanden; in dieser wurde die Königsburg zerstört, ohne jedoch dauernden Schaden zu nehmen; Armenien und Mesopotamien wurden dem römischen Reiche von Neuem beigefügt. Zwar verlor Cassius auf dem Rückzug nach Syrien einen großen Theil des Heeres, dennoch war Lucius Verus über diese durch fremde Anstrengung erworbenen Lorbeern so erfreut, daß er im nächsten Jahr gemeinschaftlich mit Marc-Aurel einen Triumph feierte. Cassius erhielt zum Lohn seiner Thaten die Statthalterschaft von Asien.

Inneres. Mittlerweile war Marcus eifrig bemüht, durch zweckmäßige Einrichtungen, neue Gesetze, Vermehrung der Gerichtstage und andere Reformen das öffentliche Leben im Innern zu heben und zu verbessern. Denn wie im Privatleben ließ er sich auch in der Regierung von den Grundsätzen der stoischen Philosophie leiten; diese aber schrieb ihm vor, die Stelle, die ihm das Schicksal als Lebensberuf angewiesen, aufs Gewissenhafteste auszufüllen und sich mithin ganz dem Wohle des Staats und der Unterthanen zu widmen. Unterstützt von den rechtskundigen Männern seines geheimen Rathes, die er fleißig zu Rathe zog, traf er zweckmäßige Anordnungen, bald zur Erleichterung und Beförderung guter Rechtspflege, bald zur Erhöhung der Auctorität des Senats, den er mit derselben Rücksicht behandelte wie sein Vorgänger, bald zur Abstellung von Mißbräuchen im bürgerlichen Gerichtswesen, wie bei Vormundschaften und den amtlichen Verzeichnissen der Freigebornen. Aber alle Verbesserungen, die Marc-Aurel durch Gesetze und strenge Sittenaufsicht im Volke und im Staatsleben zu begründen bemüht war, zerstörte L. Verus durch das schlimme Beispiel seines eigenen Schlemmerlebens. Das Schicksal hätte nicht leicht zwei verschiedenartigere Männer gleichzeitig auf den Herrscherthron führen können. Es war, als ob die beiden Philosophenschulen, in die sich damals die Mehrheit der gebildeten Römer theilte, die Stoa und der Epicureismus, auf der Höhe des Lebens in ihren äußersten Richtungen der Welt hätten zur Schau gestellt werden sollen.

Leben und Charakter des L. Verus. Wie Marcus der Mann der Grundsätze und der erlernten Pflichtlehren war, so Verus der Mann des Lebens und Genusses. Studium und Gelehrsamkeit, zu denen

unter Hadrian und den Antoninen Alles hindrängte, lagen ihm wenig am Herzen, so sehr man ihn auch mit Lehrern umgab. Er wohnte lieber den Circus- und Fechterspielen bei und schwelgte im Kreise lustiger Gesellen bei fröhlichen Mahlen und Gelagen bis tief in die Nacht hinein. Deswegen wurde er auch von Antoninus seinem Adoptivbruder nachgestellt. Er scheint sich aber um diese Zurücksetzung in Ehren und Aemtern wenig bekümmert zu haben: leichtsinnig, vergnügungssüchtig und arbeitsscheu hatte er dadurch desto mehr Muße seinen Liebhabereien nachzugehen. Nur aus Pietät gegen Hadrian behielt Antoninus ihn in seiner Familie; doch war er ihm auch wieder gut wegen seines offenen, heiteren Sinnes. Lucius Verus gehörte zu den beweglichen, lebensfrohen Naturen, die das kurze Dasein wie im Rausch verbringen, jede Freude, welche die gegenwärtige Stunde bringt, sorglos genießen und sich den Augenblick nicht rauben lassen mögen durch ehrgeizige Pläne für die Zukunft. In den dürftigen Zügen, die uns sein Biograph Capitolinus aus seinem Leben mittheilt, erkennen wir einen Mann, der sich zwar durch Genußsucht und Muthwille zu vielen Thorheiten und Lastern verleiten ließ, der aber gerecht und gutwillig genug war, die Vorzüge des ältern Mitkaisers anzuerkennen und sich ihm in allen Regierungshandlungen aus freien Stücken unterzuordnen. Nach seiner Rückkehr aus dem üppigen Syrien, wo er neue Laster und Lüste kennen gelernt, gab er freilich durch seine Ausschweifungen häufig Aergerniß. Sein Palast glich einer Schenke, wo er mit den Genossen seiner Schwelgereien, mit Schauspielern, Possenreißern, Flötenbläsern und andern Freigelassenen ganze Nächte bei Wein und Spiel durchschwärmte und die Tafelgenüsse noch durch Gladiatorenkämpfe würzte; mitunter durchstreifte er auch verkleidet mit seinen Lustgefährten die Straßen der Stadt und mischte sich unter die Gäste der gemeinsten Zechbuden und Lusthäuser. Marcus Aurelius seufzte über die Aufführung seines Reichsgehülfen, aber nach dem stoischen Grundsatz, sich nur um sich selbst zu bekümmern, unterließ er es ihm Vorwürfe zu machen.

Capitolinus beschreibt ein Gastmahl bei Lucius Verus, an dem zwölf Gäste Theil genommen und das sechs Millionen Sesterze (etwa 360,000 Gulden) gekostet habe. Jeder Gast bekam die schönen Sclaven, die ihn bei Tafel bedient, nebst den Schüsseln zum Geschenk und außerdem von allen Thieren und Vögeln, die aufgetragen wurden, ein lebendiges in das Haus geschickt. So oft getrunken wurde, reichte man frische Becher von Porzellan oder alexandrinischem Krystall, auch goldene und silberne mit Edelsteinen besetzte Pokale. Die Kränze, welche die Gäste trugen, waren von Blumen einer andern Jahreszeit mit güldenen Bändern durchflochten Salbengefäße von Gold wurden ausgetheilt, und als am hellen Morgen nach Schmauß und Würfelspiel die Geladenen nach Hause sich begaben, erhielt jeder einen Wagen mit silbernem Geschirr nebst Kutscher und Maulthieren.

Lucius war schön gewachsen, so beschreibt Capitolinus sein Aeußeres, hatte eine angenehme Bildung, trug nach Art der Barbaren einen langen Bart, war groß und seine zusammenlaufenden Augenbrauen gaben seiner Stirn etwas Majestätisches. Für röthlich-blonde Haare war er so eingenommen, daß er die seinigen mit Goldstaub bestreut haben soll, um ihre Farbe desto mehr hervortreten zu lassen. Seine Rede war nicht sehr geläufig. Den Hang zur Grausamkeit und zu lächerlichen Spielereien abgerechnet, glich er am meisten dem Nero.

Der große deutsche Krieg, der bald nachher ausbrach, wurde von Marc Aurel benutzt, seinen Mitkaiser aus dem römischen Schlemmerleben zu reißen. (Er stirbt auf dem Feldzug. 169.) Nur ungern trennte sich Verus von den Wettkämpfen im Circus, wo er gewöhnlich den Vorsitz führte, und von seinen syrischen Lustgenossen und Schauspielern, um sich den Mühseligkeiten und Gefahren eines beschwerlichen Feld-

zuges in den rauhen und unwirthlichen Donaugegenden zu unterziehen. Aber er konnte die Aufforderung nicht wohl ausschlagen. Von diesem Feldzug kehrte der schöne Lucius Verus nicht mehr heim. Einige Zeit verweilte er auf dem Kriegsschauplatz; als er dann aber zu den Freuden der Hauptstadt zurückeilen wollte, traf ihn im Reisewagen an der Seite des Bruders der Schlag. Er wurde sprachlos nach Altinum im Venetianischen gebracht, wo er drei Tage nachher verschied. Die Gerüchte von einer Vergiftung durch Faustina, mit der er früher vertrauten Umgang gehabt haben soll, oder durch Marc-Aurel selbst, waren verleumderische Nachreden.

Der deutsche Krieg. Von der merkwürdigen Völkerbewegung, die sich von Illyrien an den Donauufern hinauf bis an den Rhein erstreckte und ihre letzten Ausläufer in Gallien und Britannien hatte, besitzen wir sehr dürftige und unzusammenhängende Nachrichten. Nirgends ist es schwerer zu beklagen, daß Roms Bildung nicht mehr kräftig genug war, einen Geschichtschreiber von alter Kunst und Gesinnung zu erzeugen, als bei dem großen deutschen Krieg, der nach dem hervorragendsten Stamme gewöhnlich der Markomannenkrieg genannt wird. Nur darin sind alle Schriftsteller einig, daß er zu den gefahrvollsten gehörte, die Rom jemals zu bestehen hatte. Sie verglichen ihn bald mit dem Hannibalischen Krieg, bald mit den cimbrischen Völkerkämpfen.

Erster Feldzug. 169. 170. Schrecken in Rom. Die Feldzüge gegen die Parther und die im Gefolge derselben hereingebrochene Pest scheinen die an der Donaugrenze zum Schutze von Pannonien, Dacien, Mösien und dem Alpenlande Noricum aufgestellten Legionen sehr geschwächt und gelichtet zu haben. Dies benutzten die angrenzenden Volksstämme zu einer gemeinsamen Erhebung. Sie brachen an verschiedenen Orten in die römischen Provinzen ein, füllten alles Land bis in die Gegend von Aquileja mit Raub und Verwüstung und führten die Bewohner zu Hunderttausenden in die Gefangenschaft weg; die Chauken fielen in Belgien ein (wo ihnen jedoch Didius Julianus erfolgreichen Widerstand leistete), die Katten setzten über den Rhein und drangen nach Rhätien vor. Der Schrecken vor dem germanischen Namen, seit den Tagen der Cimbern und Teutonen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, weckte in dem erschlafften, zu gleicher Zeit von der Pest schwer heimgesuchten Rom bittere Erinnerungen. Die Angst, bemerkt Capitolinus, war so groß, daß Marc-Aurel einen siebentägigen Buß- und Bettag (Lectisternien) anordnete und die Stadt durch einheimische und fremde Priester mit Opfern und heiligen Werken nach alter Sitte und nach fremden Religionsgebräuchen reinigen und sühnen ließ, während der berühmte Galenus seine ärztliche Kunst anstrengte, um der verderblichen Krankheit Schranken zu setzen. Zugleich suchte der Kaiser die verbündeten Völker durch Sonderverträge zu trennen. Bei den Quaden gelang es ihm; sie wurden durch Versprechungen bewogen, einen Theil der Gefangenen herauszugeben, und ihr neugewählter König holte in Rom die Bestätigung ein. Da aber die Jazygen und Mar-

komannen unter den Waffen blieben und die Quaden, trotz des Friedensvertrags, ihnen Vorschub leisteten, so mußte sich der Kaiser zu einem Feldzug entschließen. Er setzte über die julischen Alpen und sicherte während eines längeren Aufenthaltes zu Carnuntum in Pannonien die Reichsgrenzen durch Waffen und Unterhandlungen.

Der Friede dauerte nicht lange. Kaum hatte der Kaiser mit seinem jungen Sohne Commodus einen Triumph gefeiert, so wurde Rom durch die Botschaft von neuen Einfällen der Barbaren erschreckt. Wenn man dem Lucian glauben darf, nahm Marc-Aurel zuerst seine Zuflucht zu Zaubermitteln, an denen damals, wie unten gezeigt werden soll, die Römer großes Gefallen fanden. In Folge eines Ausspruchs des berühmten Propheten und Hellsehers Alexander von Abonoteichos wurden zwei Löwen unter feierlichen Weihungen über die Donau getrieben, um den Feinden Verderben zu bringen. Aber diese erschlugen die fremden Thiere, als ob es Hunde oder Wölfe wären, brachten dem Befehlshaber der Donautruppen eine große Niederlage bei und durchzogen dann Pannonien und Illyrien, ihre Streifzüge bis in die Nähe von Aquileja ausdehnend. Nun mußte sich Marcus zu einem zweiten Feldzug entschließen. Da der Staatsschatz erschöpft war, so griff er zu einem Mittel, das mit den heutigen freiwilligen Anlehen Aehnlichkeit hat. Er ließ nämlich auf dem Forum des Trajan eine große Menge Kostbarkeiten, Kleinodien, Edelsteine, goldene Becher und Gefäße, womit durch Hadrian und Lucius Verus die kaiserlichen Paläste angefüllt worden waren, öffentlich an den Meistbietenden verkaufen; selbst die seidenen mit Gold durchwirkten Kleider der Kaiserin und die Juwelen und Perlen wurden ausgeboten. Zwei Monate dauerte die Versteigerung und das Ergebniß entsprach den Erwartungen. Marc-Aurel sah sich dadurch in Stand gesetzt, die gelichteten Reihen der Legionen durch Aushebungen und Werbungen unter den räuberischen Dalmatiern und Dardaniern zu ergänzen; selbst Sclaven und Gladiatoren traten in die Kriegsheere ein.

Zweiter Feldzug. 171—c. 175.

Nach beendigtem Kriege konnten die erstandenen Gegenstände wieder gegen die Kaufsumme zurückgegeben werden, doch war es auch gestattet, sie zu behalten; auch erhielten die vornehmen Familien die Erlaubniß, sich derselben Livrei und desselben Tafelgeschirrs wie bei Hofe bedienen zu dürfen.

Als die Rüstungen beendigt waren, wurde der Feldzug an die Donau angetreten. Während der Kaiser selbst sich nach der am meisten gefährdeten Gegend wandte und von Carnuntum aus die Feldzüge gegen Jazygen, Quaden und Markomannen leitete, drängten seine Legaten Pompejanus und Pertinax die Katten und ihre Genossen aus Rhätien und Noricum zurück. Die deutschen Völker leisteten tapfere Gegenwehr; unter den Gefallenen wurden auch bewaffnete Frauen gefunden. Die Markomannen siegten in einer Schlacht, worin der Lager-Präfect Macrinus Vindex seinen Tod fand, und konnten erst durch den Kaiser selbst bezwungen werden. Am heftigsten war der Kampf mit den Jazy- 172.

gen und Quaden. Jene wurden endlich nach einem blutigen Treffen auf der gefrornen Donau, wobei der römische Soldat zum festeren Auftreten den Schild auf die Eisdecke legte, überwunden und über den Grenzstrom zurückgeworfen. Ermuntert durch diesen Ausgang wagte der Kaiser die Quaden in ihr eigenes Land zu verfolgen. Hier aber gerieth er in große Gefahr. Das Heer wurde eingeschlossen und in der brennenden Hitze des Sommers vom Wasser abgeschnitten. Nur wie durch ein Wunder entgingen die Truppen dem drohenden Verderben. Ein plötzlich eintretendes heftiges Gewitter erfrischte die schmachtenden Römer und lenkte zugleich die Aufmerksamkeit der Feinde von den Legionen ab, so daß diese sich durch einen schleunigen Abzug retten konnten.

Die legio fulminata. Die Christen schrieben den wunderbaren Ausgang dem Gebet der Gläubigen in der „Donner-Legion" (legio fulminata) zu, die Heiden erklärten ihn für das Werk eines ägyptischen Zauberers, der sich im Gefolge des Kaisers befunden haben soll. Auf der schönen Denksäule, worauf der Kaiser die Thaten und Begebenheiten des deutschen Krieges in erhabener Bildnerei darstellen ließ, und die noch jetzt gleich der Trajansäule zu den schönsten Zierden der ewigen Stadt gehört, befindet sich eine Abbildung, die für diesen Vorgang zu zeugen scheint; wenigstens deutet der Jupiter pluvius auf ein glückliches Ereigniß unter Sturm und Regen. Der angebliche Brief des Kaisers, wie die Sage, daß die zwölfte Legion von diesem Ereigniß die Benennung erhalten habe, sind Erdichtungen, um der Legende Glauben zu verschaffen. Die zwölfte Legion, welche die Besatzung von Aegypten bildete, führte den Namen fulminata schon seit hundert Jahren.

Ausgang des Kriegs. Nach einem wechselvollen Kriege von mehreren Jahren, von dem keine weitere Kunde auf die Nachwelt gelangt ist, kam es zu verschiedenen Verträgen, theils mit den Bundesgenossenschaften, theils mit einzelnen Stämmen, durch welche das Reichsgebiet und die Grenzländer im Ganzen in den alten Zustand zurückkehrten. Einige Völkerschaften verblieben auf der Grenze, um gegen Sold Dacien zu vertheidigen, von anderen traten die waffenfähigen jungen Männer in römische Kriegsdienste; viele erhielten Grundbesitz in den Provinzländern Pannonien, Mösien, Dacien, Germanien, sogar in Italien. Zwischen den Sitzen der Barbaren und dem römischen Reich sollte eine beträchtliche Strecke Landes unbebaut bleiben und für den Handelsverkehr sollten feste Tage und Orte eingehalten werden. — Am längsten verharrten die Quaden und Jazygen unter den Waffen. Erst als der den Römern feindlich gesinnte Quadenkönig Ariogäsus, auf dessen Haftnahme der Kaiser einen Preis von tausend Goldstücken gesetzt, den Römern ausgeliefert und zu einem unbekannten Geschick nach Alexandrien gesandt worden war, schlossen auch die Quaden und Markomannen Frieden und gaben die Gefangenen, 50,000 an Zahl, zurück. Die Jazygen, von ihren bisherigen Bundesgenossen verlassen, vermochten den Kampf gegen Rom nicht allein fortzusetzen. Sie lieferten die Gefangenen, wie es heißt 100,000 Köpfe, aus, traten in Roms Bundesgenossenschaft und stellten 8000 Reiter; auch sollte die zwischen ihrem Gebiete und der Reichsgrenze frei zu

lassende Strecke doppelt so weit sein, als die der andern. Die Antoninssäule in Rom verkündet in ihren stummen Bildwerken glänzendere Kriegsthaten der Römer als die Geschichte zu berichten weiß. Dort sieht man nur siegreiche Schlachten, kühne Märsche über sumpfige und schilfige Moräste, überbrückte Ströme und niedergeworfene Feinde, die Hände flehend zu dem Sieger emporhebend.

Aufstand u. Tod des Avidius Cassius. 175.

Marc-Aurel eilte um so mehr mit der Beendigung des Grenzkrieges, als er zu derselben Zeit durch die Nachricht erschreckt wurde, Avidius Cassius, der Statthalter von Asien, eben so furchtbar den Feinden wegen seiner Tapferkeit und Feldherrnkunst als den Soldaten wegen seiner strengen Mannszucht und Grausamkeit, habe sich zum Kaiser aufgeworfen und Antiochien und andere Orte zur Huldigung gebracht. Selbst in Rom zeigten sich unruhige Bewegungen. Cassius, wenn er wirklich, wie sein Biograph meldet, ein Abkömmling jenes Verschwörers gegen Julius Cäsar war, trug den Haß gegen das Kaiserthum als Erbtheil der Familie in seiner Brust. Stolz auf seine Verdienste in Armenien und in Aegypten, wo er die räuberischen Rinderhirten (Bukolen) in den schilfreichen Niederungen des Nil-Delta (S. 17) zur Unterwerfung gebracht, trachtete er schon lange nach der Herrschaft. Hatte er den Lucius Verus wegen seiner Schlaffheit verachtet, so mochte ihm M. Aurelius wegen seiner allzu großen Nachsicht, Schwäche und Unthätigkeit als unfähig zur Regierung erscheinen. Welche Motive ihn gerade jetzt bestimmten, das Wagstück auszuführen, wird nicht bestimmt gemeldet. Bald heißt es, eine falsche Nachricht von des Kaisers Tod sei die Veranlassung gewesen, bald die Kaiserin Faustina, die bei der Kränklichkeit ihres Gemahls ihre und ihrer Kinder Zukunft habe sichern wollen, hätte ihn durch die Aussicht auf ihre Vermählung dazu verleitet. Kaum hatte Marcus die Feinde an der Donau- und Rheingrenze durch rasch abgeschlossene Uebereinkunft beruhigt, so brach er nach Syrien auf. Aber ehe er noch Asien erreichte, machte der Dolchstoß des Hauptmanns Antonius und seiner Gefährten dem Leben und den Entwürfen des Avidius Cassius ein Ende.

Milde und Edelmuth des Kaisers.

Der Kaiser setzte jedoch seine Reise fort, und seiner Anwesenheit war es zuzuschreiben, daß die aufgeregten Landschaften sich schnell beruhigten. Die Untersuchung über die Anhänger und Förderer des Aufstandes wurde dem Senat und den ordentlichen Gerichten übergeben, und der Kaiser ermangelte nicht, durch nachherige Begnadigungen die Strafurtheile zu mildern. Niemand wurde am Leben bestraft; einige der Schuldigsten, darunter Avidius' Sohn, mußten in die Verbannung ziehen, wobei ihnen jedoch die Wahl des Ortes überlassen blieb; von dem Vermögen des geächteten Empörers, das nach dem Gesetze dem Fiscus verfallen war, gab er die Hälfte den Kindern desselben zurück, die andere Hälfte wies er dem Aerar zu; selbst die abtrünnigen Städte wurden mit Milde behandelt. Die Antiochier mußten ihren Spielen entsagen, für die üppige Stadt die empfindlichste Züchtigung. Seine Anwesenheit im

Orient war auch noch von andern guten Folgen begleitet. So wurde der Friede mit den Parthern befestigt und viele Städte für ihre Treue oder wegen ihrer Armuth mit Steuererlaß oder anderen Beweisen von Wohlwollen und Freigebigkeit erfreut. Am Fuße des Taurus verlor der Kaiser durch den Tod seine Gattin Faustina, deren Untugenden er mit philosophischer Ruhe ertragen hatte, ohne ihr Vorwürfe zu machen. Er ließ sie durch eine Apotheose unter die Götter erheben, errichtete ihr an der Stätte ihres Todes einen Tempel und gründete, wie Antoninus Pius, eine zweite Faustinische Versorgungsanstalt für Töchter römischer Bürger. Noch jetzt besitzt die Villa Albani ein Basrelief, wo junge Mädchen sich zur Faustina hindrängen und Getreidekörner als Dankopfer in die Falten ihres Kleides streuen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Syrien und Aegypten kehrte der Kaiser über Athen nach Italien zurück, allenthalben Wohlthaten ausstreuend und die Gelehrten, Philosophen und Redner mit Ehren und Besoldungen auszeichnend. Dafür ertheilten ihm die Athener die Weihen der Eleusinischen Mysterien. In Rom feierte er mit Commodus einen zweiten Triumph, wobei Volk und Soldaten mit Geschenken, Schauspielen und Spenden erfreut wurden. Die gerichtlichen Untersuchungen gegen die Urheber der Bewegungen wurden niedergeschlagen. Seine Regierung sollte nicht durch Blutvergießen befleckt werden.

Erneuerung des Kriegs an der Donau. Mittlerweile waren an der Donau neue Unruhen ausgebrochen. Die Quaden und Markomannen erfuhren durch die römischen Besatzungstruppen mancherlei Kränkungen. Ihre Heerden wurden weggeführt, ihre Feldarbeiter gestört, ihre Ueberläufer in den Festungen der Römer aufgenommen. Als ihre Klagen kein Gehör fanden, griffen sie zu den Waffen. Während Marc-Aurel durch eine Münze der Welt verkündete, daß nunmehr Friede im römischen Reiche herrsche, waren die Ufer der Donau abermals mit Kampf und Waffengetöse erfüllt. Die alten Bündnisse wurden erneuert, die Grenzen wieder von bewaffneten Kriegsheeren betreten. Auf die Kunde von diesen Vorgängen schwang der Kaiser nach alter Sitte feierlich den blutigen Schlachtspeer gegen den Tempel der Bellona, „dem Volke zum bedeutungsvollen Zeichen, daß eine neue Heerfahrt gegen die deutschen Völker nöthig sei“, und verließ dann Rom, begleitet von seinem Sohne Commodus. Dem erprobten Feldherrn Pertinax übertrug er die Vertheidigung Daciens, er selbst wählte seinen früheren Standort Carnuntum in Pannonien. Von den Thaten dieses dritten Feldzugs erfahren wir noch weniger als von den früheren. Herodian meldet im Eingange seiner Kaisergeschichte, Marc-Aurel habe einige Völkerschaften mit dem Schwerte besiegt, andere durch Verträge zur Ruhe gebracht, noch andere hätten sich zurückgezogen und Dio erwähnt einer großen Schlacht, worin die Barbaren einen ganzen Tag Stand gehalten, endlich aber von den Römern völlig aufgerieben worden wären. Aber die Folge bewies, daß die Macht der Feinde nicht gebrochen wurde.

Dritter Feldzug. 178–180.

5. Aug. 178.

Noch wüthete der Krieg, als Marc-Aurel zu Vindobona in Pannonien, Tod des Kaisers.
jetzt Wien genannt, der Pest oder einer Krankheit erlag, von Leiden gebeugt 17. März 180.
und voll banger Ahnungen für die Zukunft. „Der Mensch soll während der Ausgang des Kriegs.
kurzen Spanne seines irdischen Daseins der Natur gemäß leben und wenn der Augenblick der Rückkehr erscheint, sich ruhig unterwerfen, wie die reife Olive, die im Abfallen den Baum segnet, der sie hervorgebracht, und dem Zweige dankt, der sie getragen." Diesen Grundsatz seines Lebens bewährte der kaiserliche Philosoph auch im Sterben. Seine Asche wurde nach Rom gebracht und unter allgemeiner Trauer im Mausoleum Hadrians beigesetzt. Denkmäler und Statuen bewahrten der Nachwelt das Andenken an den weisen und guten Fürsten. Sein Triumphbogen im Corso ist erst im Jahr 1662 abgetragen worden, seine Reiterstatue und die Antoninssäule schmücken noch heute die Weltstadt Rom. Sie geben Zeugniß, daß die römische Kunst, wenn auch im Sinken begriffen, doch noch Würde, Wahrheit und Anmuth besaß. — Commodus, begierig nach den Lüsten und Reizen der Hauptstadt, beendigte den lästigen Krieg durch schnelle Friedensschlüsse und enthüllte dadurch den lauernden Germanen die Schwäche der Donaugrenze.

Die näheren Bedingungen dieser Friedensschlüsse sind uns unbekannt. Nur so viel erfahren wir, daß die Befestigungswerke, welche die Römer über die Grenze hinaus angelegt hatten, verlassen wurden, daß die germanischen Völkerschaften sich dagegen verpflichteten, außer der Auslieferung der Gefangenen und Ueberläufer, ihre Wohnsitze von dem Donauufer eine Meile fern zu halten und Hülfstruppen zu den römischen Heeren zu stellen, wofür ihnen Jahrgelder entrichtet werden sollten, und daß eine große Zahl von ihnen in verschiedenen Gegenden angesiedelt wurde.

Damit waren den Germanen die Thore in das römische Weltreich aufgethan. Zahllose Schaaren deutscher Jünglinge und Männer dienten von nun an in den römischen Heeren, wo sie bald das entscheidende Wort führten; und die neuen Ansiedler verloren unter der fremden Bevölkerung nicht so schnell den vaterländischen Sinn und die Liebe zu den Stammesgenossen. Schon Marc-Aurel hatte die Erfahrung gemacht, mit welchen Gesinnungen die Germanen in das römische Reich kamen. In Folge eines früheren Vertrags war eine deutsche Kolonie in der Gegend von Ravenna angesiedelt worden. Kaum aber war die Kunde von der Erneuerung des Markomannenkrieges zu ihren Ohren gelangt, so machten sie den Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen. Ihr Vorhaben wurde vereitelt und die deutschen Ansiedler in andere Länder zerstreut. Jetzt schuf Commodus neue Punkte zu folgenreichen Verbindungen und Ereignissen.

Mit dem Tode des Marcus Aurelius beginnt eine neue Periode in der Das Culturleben die wichtigste Seite.
römischen Kaisergeschichte. Es ist daher nöthig, einen Blick auf das innere Leben zu werfen und die mächtige Umgestaltung anzudeuten, welche in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung alle Verhältnisse und Anschauungen

in Literatur und Wissenschaft, in Religion und Philosophie genommen haben, zumal als die Wirksamkeit Marc-Aurels und seiner beiden Vorgänger erst durch ihren Einfluß auf das Geistes- und Culturleben der Zeit in ihrer wahren Gestalt und Bedeutsamkeit erfaßt werden kann. Nicht im Staats- und Kriegsleben entfalteten die Antoninen ihre Größe; ihr Sinn weilte mehr bei dem stillen Walten geistiger Thätigkeiten, bei den Studien der Philosophen und Rhetoren, bei den wichtigen Fragen, die das religiöse Leben und Denken bewegten und erfüllten, bei den Dingen, die im ruhigen Fluß des monarchischen Entwickelungs- und Bildungsganges von höherem Interesse waren, als die Feldzüge kaiserlicher Heere in fernen Landen als das Staats- und Rechtsleben in vorgeschriebenen Formen und glatten Bahnen.

IV. Cultur und Geistesleben im kaiserlichen Rom.

1. Die verfeinerte Zeitbildung und die Satire.

Ein deutscher Schriftsteller (Hegewisch) hat in einem eigenen Werkchen die Zeit von Nerva bis zum Tode des Marcus Aurelius als „die für die Menschheit glücklichste Epoche in der römischen Geschichte" dargestellt, und auch der berühmte englische Historiker Gibbon fällt folgendes lobende Urtheil über dieselbe: „das feste Gebäude der römischen Macht hatte zum Grund und zur Stütze die Weisheit der Jahrhunderte. Die dem Trajan und den Antoninen gehorchenden Provinzen waren durch Gesetze vereint, durch Künste geschmückt. Gelegentlich konnten sie von dem theilweisen Mißbrauch einer übertragenen Gewalt zu leiden haben: aber der allgemeine Grundsatz der Regierung war weise, einfach und wohlthätig. Sie lebten ruhig in der Religion ihrer Väter, während sie, was bürgerliche Ehren und Vortheile betraf, in einer billigen Stufenfolge bis zur Gleichheit mit ihren Besiegern erhoben wurden." Aber unter dieser glänzenden Außenseite lagen unheilbare Schäden und tiefe Gebrechen verhüllt, mit denen uns die obigen Blätter nur allzusehr vertraut gemacht haben, so daß es hier nicht einer Schilderung des gesellschaftlichen Lebens mit seinem Luxus, seinen Lüsten und Lastern bedarf, sondern nur einer kurzen Andeutung des früher Vorgeführten, um den Beweis zu liefern, wie unbegründet die Lobsprüche sind, und wie wenig die Zeit Anspruch auf die Ehre der glücklichsten Epoche machen konnte. Das menschliche Glück muß vor Allem auf der harmonischen Uebereinstimmung äußerer und innerer Lebensverhältnisse beruhen, die jenem Geschlechte und Zeitalter gänzlich abging. „Die schönsten Erwartungen einer großen Nation blieben unerfüllt, die geistigen Strebungen verkümmerten und starben an der Wurzel ab, denn weder standen sie auf gesundem Boden, noch war ihnen vergönnt in reiner Lebensluft zu gedeihen." Wie bei den Griechen in der alexandrinischen Zeit war auch im römischen Kaiserreich die höchste Cultur und äußere Civilisation mit der größten sittlichen Entartung verbunden. Künste und Wissenschaften wurden an den Höfen der Kaiser und in den Palästen der Reichen gepflegt und alle Stände nahmen

Charakter der Zeit.

Theil an ihren Gaben. Handel und bürgerliche Gewerbe blühten; Wohlstand und Bildung schufen Lebensgenuß; schöne, elegant eingerichtete Wohnhäuser und volkreiche Städte machten den Eindruck von äußerem Glück. In Rom wie in den bedeutenden Städten der Provinzen erhoben sich Lehranstalten zur Verbreitung der Cultur. Die Trümmer der Bauwerke, Heerstraßen, Brücken u. dgl., die wir nicht nur in Italien, sondern auch in vielen Provinzstädten (Trier, Nismes, Arles u. a.) noch jetzt bewundern, die Statuen, Särge (Sarkophage) und Altäre mit Basreliefs und Inschriften, thönerne und eherne Gefäße (Vasen) von kunstreicher Form, „die man aus dem Schooß der Erde gräbt," großartige Wasserleitungen, Alles gibt Zeugniß von dem weitverbreiteten Kunstsinn und der hohen Cultur der alten Völker in der Kaiserzeit. Die Bildung des Morgenlandes und der hellenischen Welt war in Rom vereinigt und ergoß sich von da aus nach dem Abendland und nach den entferntesten Gegenden des Reichs. Die römischen Städte in Spanien, Gallien, Britannien, am Rhein und an der Donau waren wirksame Pflanzschulen der Cultur und Gesittung für die unterjochten Völker, die mehr und mehr römisches Gepräge annahmen und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten gegen die Sitten und Rechtsformen, gegen die Sprache und Tracht des herrschenden Volkes vertauschten. Die Liebe zu den Wissenschaften verbreitete sich über den ganzen Umfang des Reichs; Homer und Virgil wurden von den Säulen des Hercules bis an die Ufer des Rheins und der Donau gelesen und erklärt; eine gleichförmige geistige und gesellige Bildung herrschte in den höheren Kreisen aller Lande. Da aber diese Bildung nur eine fremde Pflanze war, nur auf kalter und knechtischer Nachahmung beruhte, so mangelte ihr die beseelende und erhebende Kraft; sie streifte und glättete nur die Oberfläche, ohne ins Herz zu dringen. Sittlichkeit, Seelenadel und Charakterstärke waren eben so wenig gekannt und geschätzt als Genialität im Schaffen und Erfinden. In den Palästen der Reichen blendete die glänzendste Pracht an Hausgeräthe und Gewändern, an kostbaren Teppichen und eleganten Gefäßen und Geräthschaften, an kunstreichem Schmuckwerke das Auge, und alle Sinnengenüsse, besonders die Schwelgereien der Tafel und die Freuden der Liebe in ihrer natürlichen und unnatürlichen Erscheinung, wurden im Uebermaß genossen. Was Land und Meer Wohlschmeckendes erzeugten wurde in die Küchen und Keller der römischen Reichen geliefert, und die Art des Genießens, die Zubereitung der Speisen, die Einrichtung der Mahlzeiten, der Dienst des Aufwartens waren in kunstreiche Regeln und Systeme gefaßt. „Es war dahin gekommen, daß förmlich die Nacht in Tag verwandelt ward: nur kochheiße Gerichte und Getränke konnten den erstorbenen Gaumen reizen. Nicht mehr der Wohlgeschmack, sondern nur die Fülle, Seltenheit und Kostbarkeit mußte einem Gastmahle Werth verleihen." Als Muster für Alle kann Cälius Apicius gelten, der unter Tiberius als Meister der Leckerhaftigkeit berühmt war und dem noch vorhandenen Werke über römische Kochkunst

seinen Namen gegeben hat. Nicht nur eine „Zechkunst“ kannte das kaiserliche Rom; das ganze Schlemmerleben wurde in künstliche Formen gebracht und der Reiz durch raffinirte Zuthaten, durch Unterhaltung und Vorträge, durch Augenlust und Possenreißerei erhöht. Das Volk mißbrauchte die Vortheile des Reichthums und Luxus; nicht mehr durch Krieg und Ackerbau gekräftigt, verfiel es in Weichlichkeit und niedere Wollust, ergötzte sich an den Schauspielen, die ihm in den Theatern, Amphitheatern und Rennbahnen dargeboten wurden, und überließ sich den erschlaffenden Genüssen der üppigen Badeanstalten, womit die Kaiser die Hauptstadt reichlich versahen, um die Bürger von ernsten Dingen abzuziehen. Nicht genug, daß die Spiele immer häufiger wurden, auch die Zahl der Thiere, der Gladiatoren und Wagen und Pferde bei den Wettfahrten nahm zu, die Bühne diente nur noch der Augenlust und dem Sinnenreiz, und für Schauspieler, Tänzer, Sänger stieg das Interesse des Publikums zuweilen zu solcher Höhe, daß die Bühneneifersucht mitunter zu Parteiungen und blutigen Händeln im Volke führte, und die Kaiser sämmtliche Pantomimen die Stadt zu verlassen zwangen. Ehrgefühl und Arbeitslust hatten dergestalt abgenommen, daß sich eine zahllose Menge der Bewohner der Hauptstadt den täglichen Brodbedarf von den Kaisern spenden ließ. Man begnügte sich nicht mehr mit den gewöhnlichen Gaben und Brodtäfelchen; mit den Volksbelustigungen waren gewöhnlich öffentliche Mahlzeiten und Geldspenden (congiaria) verbunden und bei feierlichen Gelegenheiten wurden Anweisungen auf allerlei Gegenstände des Luxus unter die Menge geworfen. Sittlichkeit und Familienleben waren aus allen Schichten der Gesellschaft verschwunden; Geld und sinnliche Genüsse waren die Götter des Tages, denen man Ehre, Tugend und Gewissen zum Opfer brachte.

Die Versunkenheit des Zeitalters forderte zur Satire heraus, so daß diese Literaturgattung die einzige namhafte Leistung auf dem Gebiete der Poesie war. Das Uebermaß von Bitterkeit und der sittliche Zorn verliehen den Worten eines Persius und Juvenalis Schwung und Kraft; auch zwei verjüngte Formen der Satire, das kurze Epigramm, worin Personen und Erscheinungen des äußeren Lebens mit den Stacheln des Witzes und der Laune angegriffen und in überraschenden Wendungen beleuchtet wurden, und der breite humoristische „Schelmenroman,“ worin im leichten Fluß der Umgangssprache das bewegte Volksleben der Zeit in seiner ganzen Leichtfertigkeit, Unsittlichkeit und Frivolität dargestellt ward, fanden talentvolle und witzige Bearbeiter, jenes in Martialis, dieser in Petronius. Aber umsonst schwingt Persius zürnend und mit elegischer Wehmuth die Geißel der ernsten Satire über das entartete Geschlecht, und sucht in seinen düstern Gesprächen, wie Tacitus durch seine Geschichte, alte Kraft, Sittlichkeit und Einfachheit zurückzuführen, — umsonst enthüllt der geistreiche Juvenalis in seinen geharnischten Satiren voll lebenstreuer Schilderungen der Wirklichkeit die furchtbare Tiefe

Die satirische Literatur.

der Laster und Gebrechen und läßt sich vom Unmuth (indignatio) über die gesunkene Menschheit zu den bitteren Versen des Hohnes und Spottes hinreißen; — umsonst sucht der geistreiche Grieche Lucian durch seine witzigen und satirischen Schriften in reizender Darstellung die Fehler und Schwächen der Zeit, die verkehrte Erziehung und Bildung, die überlebten Sitten und Gewohnheiten, die auf Aberglauben und Schwärmerei begründete Religion zu vernichten, damit auf den Trümmern des alten ein neuer und besserer Zustand erblühen möchte; menschlicher Rath kam zu spät; nur eine höhere Macht konnte die untergehende Welt retten; die Hülfe war bereits erschienen, aber die verblendeten Römer erkannten sie nicht, weil sie nicht im Prunke der Herrschaft, sondern im Gewande der Demuth und Niedrigkeit auftrat.

A. Persius. Juvenalis. Petronius. Martialis.

Persius 34—62. Persius Flaccus stammte aus einem edlen Rittergeschlecht von Volaterrä, wo er seine erste Jugend verlebte. In Rom genoß er den Unterricht vortrefflicher Lehrer und wurde schon in seinem sechzehnten Jahr durch Cornutus für die sittlichen Ideale der Stoiker begeistert, die sich ihm dann im vertrauten Umgang mit Thrasea Pätus, dessen Gattin Arria mit ihm verwandt war, noch tiefer einprägten. Angeregt von Lucilius und Horatius und empört über die Verkehrtheiten und Laster der Zeit widmete er sich frühe der Satire, ehe noch sein Geist durch Erfahrung und Weltkenntniß gereift war. Er kannte die Menschheit nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der stoischen Schule, in der er aufgewachsen war. Von dieser entnahm er die trübe Gesinnung und den ungemilderten Ernst, der seine Betrachtungen der Außenwelt mit dem krampfhaften Anstrich einer gereizten Empfindsamkeit färbt, von dieser aber auch das Ideal der strengen Tugendlehre, das er der entarteten Wirklichkeit entgegensetzt und sie in jugendlichem Drange zur Umkehr mahnt, ehe die sittliche Fäulniß unheilbar geworden.

Persius richtete seine Satire nicht gegen bestimmte Personen mit ihren Fehlern oder Lastern, sondern gegen die allgemeinen Zustände, gegen die herrschende Zeitströmung, die er in einzelnen hervorragenden Erscheinungen charakterisirt. Nachdem er in der Satire, die in der Sammlung die erste Stelle einnimmt, die Erbärmlichkeit der Tagesliteratur und ihrer Vertreter, den Einfluß des Hofgeschmacks auf die wohldienerische Schriftstellerwelt, gegeißelt, zeigt er in der zweiten, wie heuchlerisch und verkehrt in der Regel die an die Götter gerichteten Gebete seien, wie meistens das Herz Anderes denke und wünsche als die Lippen aussprechen. Die dritte Satire führt eine Fülle dramatisch bewegten Lebens vor. In ihr klagt Persius die lässige Erziehung und den verweichlichenden Müßiggang der Jugend als den Grund alles moralischen Verderbens an, „indem er uns die schrecklichen Folgen einer nutzlos hingebrachten Jugend am Schlusse in dem Bilde des sterbenden Wüstlings ergreifend vor Augen führt." In der vierten und in der an Cornutus gerichteten fünften Satire behandelt Persius zwei Sätze der stoischen Philosophie, dort die Selbsterkenntniß, hier die Freiheit, aber durch die feine Schilderung des Lebens weiß er dem Schulthema eine poetische Seite abzugewinnen. Die sechste Satire stellt der üppigen Schwelgerei der Hauptstadt das glückliche genügsame Landleben, dem Zustande der Entartung den der Natur und Einfalt entgegen

Diese sechs Satiren, die einzige Hinterlassenschaft des Dichters, den die Hand des Schicksals im 28. Lebensjahre, mitten in der Zeit seiner Entwickelung zur Meisterschaft,

dahinraffte, haben seine Freunde nach seinem Tode zusammengestellt. Trotz seiner dunkeln und schwierigen Sprache, die schon frühe Commentare nöthig machte, war Persius in der heidnischen und christlichen Zeit, bis tief ins Mittelalter hinein, ein vielgelesener Schriftsteller. „Persius ist ein edler und reiner Charakter," urtheilt Bernhardy, „mit dem in hoher Sittlichkeit wenige Autoren der Monarchie sich messen können. Wie sein ganzes Leben der Tugend geweiht, sein Sinn jungfräulich war, so athmen seine Satiren einen sittlichen Enthusiasmus, eine Wärme des Gefühls, die sich am Kampf und ungemilderten Haß gegen das Laster nährt, einen Zorn über die Entartung der römischen Welt, wie keines anderen Satirikers." Sein Zweck war, mit Schärfe und Würde „die bleichenden Sitten zu geißeln" und mit „freimüthigem Spott die Schuld zu treffen." Daher wählte er das Naheliegende, nicht ferne gesuchte Stoffe. Nur „plebejische Gerichte" will er auftischen ohne alles Vornehmthum, ohne die beschönigende Tünche der Schmeichelei.

Decimus Junius Juvenalis war unter der Regierung des Claudius in Aquinum geboren, kam frühe nach Rom, wo er sich „zu seinem Vergnügen" mit der Rhetorik beschäftigte. Unter Domitian widmete er sich der satirischen Poesie. Dieser Kaiser, oder wahrscheinlicher Hadrian, verbannte ihn unter ehrenvoller Form nach Oberägypten oder Britannien, weil er, wie es heißt, einen einflußreichen Pantomimentänzer durch eine Stelle in seinen Satiren beleidigt hatte. Aus Gram über seine Verbannung soll Juvenal im achtzigsten Lebensjahre in der Ferne gestorben sein. Seine in 5 Bücher getheilten 16 Satiren, wovon indessen die letzte unecht ist, wurden unter Hadrian vollendet. — Juvenalis wurde seinem eigenen Geständniß nach aus innerer Entrüstung über die Verworfenheit seiner Zeit zum Satirenschreiben angetrieben. „Voll edlen Zorns über die allgemeine Verderbniß wirft er sich kampfbegierig in das ihm von den Händen der Zeit gegebene Rüstzeug und stürzt „gewappnet und gespornt" und „mit gezogenem Schwerte" gegen das in Laster verkommene Geschlecht und verfolgt sein Opfer so lange, bis es unter seinen Streichen zusammensinkt." Seine Satiren sind der Schrei des Unwillens eines in seinen sittlichen Gefühlen tief verletzten Dichters, der an seiner Zeit verzweifelt. Wenn Persius seine Satire mehr im Allgemeinen gegen das Laster richtet, in der Absicht und in der, wenn auch schwachen Hoffnung, die Menschheit zu bessern und vom sittlichen Untergang zu retten; so verfolgt dagegen Juvenalis die Lasterhaften und zwar mit ungestümer Leidenschaft und mit greller Zeichnung aller Häßlichkeiten und Schlechtigkeiten, von deren Unheilbarkeit er überzeugt ist. Seine Satire ist persönlicher Art, aber der Sicherheit wegen wählte er Namen, die der jüngsten Vergangenheit, besonders der Zeit Domitians angehörten, als die Repräsentanten der Laster, die er strafen will. Juvenals Satiren sind Laster- und Sittengemälde der Zeit, aber ohne idealen Hintergrund und ohne die erhebende Hoffnung auf bessere Zustände. Man hat ihn einen tragischen Satiriker genannt, aber die Theilnahme, die er erweckt, ist nur das traurige Gefühl, das der bessere Mensch beim Anblick einer in Schlechtigkeit und Häßlichkeit versunkenen Gegenwart empfindet. Er ist ein Sittenrichter und Strafprediger von „furchtbarer Realität," der alle Nichtswürdigkeiten in nackter Gestalt vorführt. Seine Sprache verräth den Einfluß der Rhetorik, womit er sich in seinen jüngern Jahren beschäftigt: „gedrängt und pikant, im rhetorischen Glanze schimmernd, geht sie auf Effekt los durch überraschende Wendungen, dunkle Anspielungen, gelehrte Nachbildungen und Anklänge aus früheren Dichtern." Plan und Anlage sind äußerst correkt; bei allen Abschweifungen und Freiheiten verliert er doch nie den Faden des Zusammenhangs. Gleich Persius war auch Juvenalis durch das ganze Mittelalter ein viel gelesener Schriftsteller. Man ehrte ihn mit dem Beinamen des „Sittenlehrers"

Juvenalis. c. 42—122

(Ethicus). Die sachlichen und persönlichen Dunkelheiten machten frühe Commentare nothwendig.

Inhalt. Erste Satire. In der ersten Satire setzt Juvenal die Gründe und Veranlassung auseinander, die ihn zum Satirenschreiben gebracht, und gibt den Unwillen über die Schändlichkeiten und Verworfenheiten der Zeit, wovon er eine Menge Beispiele anführt, als seine Berechtigung an: „Weigert es auch die Natur, so macht Unwille die Verse," denn „Schwer ist, keine Satire zu schreiben."

Zweite. Die zweite ist gegen die Entartung und Verweichlichung der vornehmen Männer gerichtet, die mit Bewunderung von den Tugenden der Väter sprechen, während sie doch selbst allen Lastern fröhnen und durch ihr Beispiel das ganze Volk verderben. Geht doch die Entwürdigung so weit, daß man Aufnahme sucht in den unsaubersten Mysterien und schaudervolle Orgien gegen Sitte und Natur begeht, ja daß die Enkel hoher Ahnen öffentlich als Gladiatoren

Dritte. auftreten. In der dritten meisterhaft durchgeführten Satire setzt ein Freund dem Dichter die Gründe auseinander, weshalb er die Stadt verläßt und seinen Wohnsitz zu Cumä zu nehmen gedenkt, eine unschätzbare Schilderung aller der Bedrängnisse und Nachtheile, welche in Rom auf dem unbegüterten Biedermanne lasten, der es verschmäht, durch die gemeinen Listen der Zeit nach Reichthum zu streben oder durch Schmeichelei bei den Vornehmen oder durch Begünstigung ihrer Verbrechen und Laster sich sein Auskommen zu sichern. Alle offenen und geheimen Schäden der Gesellschaft der gewühlvollen Hauptstadt, besonders das Treiben der geschäftigen, wohldienerischen, gewinnsüchtigen Griechen, werden mit drastischer Wahrheit dargestellt.

> Wozu du nur willst stellt ein solcher sich uns zum Gebrauche.
> Lehrer der Sprache, des Stils, Mathematiker, Maler und Salber,
> Augur und Arzt, Seiltänzer und Zauberer, Alles versteht ein
> Hungriges Griechlein, steigt, sobald du befiehlst, in den Himmel.

Vierte. In der vierten Satire wird die erwähnte komisch-ernste Berathung in einer in Gegenwart des Domitian gehaltenen Senatssitzung geschildert über die Frage, ob eine im adriatischen Meere gefangene ungewöhnlich große Meerbutte ganz oder in Stücken auf die Tafel gebracht werden solle, eine scharfe Satire auf die Entwürdigung, zu welcher der Senat herabgesunken war. Am Schluß heißt es dann: Möchte doch der Wütherich alle Zeit solchen Possen gewidmet haben, statt berühmte und treffliche Männer dem Senat zu rauben, „straflos und ohne daß

Fünfte. Jemand sie rächte." Die fünfte Satire gibt in der Beschreibung eines „Clientenmahles" ein treffliches Bild von dem Hochmuthe der reichen Patrone in ihrem Benehmen gegen die armen Clienten, und von der verächtlichen Rolle, welche sich diese zu Schmeichlern und hungrigen Schmarotzern herabgesunkene Menschenklasse gefallen lassen mußte. Lieber sein Brod erbetteln, meint Juvenal, als um einer Mahlzeit willen Hohn und Uebermuth eines rohen Gönners ertragen zu müssen, der, während er selbst die leckersten Speisen und Weine genießt, dem niedrigen Gaste nur schlechte und wohlfeile vorsetzt. Zum Schluß gibt er die Lehre: Wer sich Alles gefallen läßt, der ist solcher Behandlung würdig, wer sich durch Feilheit und Feigheit bestimmen läßt, in so ehrlosen Verhältnissen zu leben, der verdient ein solches Mahl und einen solchen

Sechste. Patron. Die sechste Satire ist ein grauenerregendes Gemälde von der Verworfenheit des weiblichen Geschlechtes in Rom, ein düsteres Bild ohne alle Lichtseiten. Um seinen Freund Posthumus von dem Gedanken einer Verheirathung abzubringen, sucht der Dichter darzuthun, daß Zucht und Keuschheit bei dem weiblichen Geschlechte seiner Zeit durchaus verschwunden sei. Die Senatorsfrau, die mit einem Gladiator davongelaufen, und die Schändlichkeiten der Kaiserin Messalina seien nicht einzelne Verirrungen, sondern das Naturell des Geschlechts. Selbst religiöse Feste werden zur Unzucht mißbraucht; und sei ja eine von Lastern der Sinnlichkeit frei, so quäle sie den Ehemann durch Stolz und Hoffahrt, durch Ehrgeiz und Launen, durch Putzsucht, Verschwendung und Koketterie. Die Einen hätten Gefallen an männlichen Leibesübungen bis zum Gladiatorenkampf, die Anderen ergötzten sich an ästhetischen Gesprächen,

brächten Grammatiker und Rhetoren zum Schweigen und hielten zuletzt sogar wissenschaftliche
Vorträge; noch andere ergäben sich ausländischen Superstitionen, Wahrsagern und Stern-
deutern und ließen sich Zaubermittel bereiten, um sich Aller zu entledigen, die ihrem Glücke im
Wege ständen, und seien es die Kinder und Gatten.*) Die siebente bespricht die traurige Siebente.
Lage der Dichter und Gelehrten in Rom, die bei der schnöden Gleichgültigkeit der Zeit für
Kunst und Wissenschaft darben müssen. Sie ist im Anfang der Regierung Trajans geschrieben,
von der er bessere Zustände erwartet. Die achte Satire geißelt den Ahnenstolz und die schlech- Achte.
ten Sitten der Vornehmen. Sie ist an einen jungen Edelmann gerichtet, der belehrt werden
soll, daß die Ahnenbilder an den Wänden der Halle nur dann zieren, wenn Tugend und edle
Sitten damit verbunden sind. Der wahre Adel liege in der Seele und zeige sich besonders in
der Art, wie der vornehme Römer die Aemter verwalte und sich als Statthalter in den Pro-
vinzen benehme, wobei das Bild eines würdigen und unwürdigen Landvogts entworfen wird.
Der gesunde Sinn des gemeinen Mannes läßt sich durch die glänzenden Ahnen über die innere
Nichtigkeit nicht täuschen; er stellt Seneca höher als Nero, Cicero höher als Catilina, Marius
über den Catulus, und waren nicht die Decier Plebejer? — Die neunte Satire, in Gesprächs- Neunte.
form, enthüllt die unnatürliche Wollust der Zeit und geißelt sowohl den geizigen Patron, der
seine schmachvolle Lust ohne Kosten zu befriedigen sucht, als den niederträchtigen Clienten, der
sich in der Hoffnung großen Lohnes zu dem scheußlichen Dienst gebrauchen läßt. Die zehnte Zehnte.
Satire handelt, wie die zweite des Persius, von den Gebeten, welche die Menschen an die
Götter richten. Der Dichter beweist an der Hand der Geschichte, wie wenig die Güter, um
welche die Götter gewöhnlich angefleht werden, Reichthum, Macht, Beredtsamkeit, Kriegsruhm,
langes Leben, Schönheit, zum Glück gereichen und wahres Heil begründen. Was soll also der
Mensch wünschen: „Eine gesunde Seele im gesunden Körper; ein Herz voll Muth, frei von
der Furcht des Todes. Tugend und Weisheit sind der einzige Weg zum ruhigen Leben.“ Die
eilfte ist eine Einladung an Persicus zu einem ländlichen Mahle auf des Dichters Villa bei Eilfte.
Tibur, wobei er mit heiterer Laune seine mäßige Lebensweise im Gegensatz zu der ausgelasse-
nen Schlemmerei vornehmer Verschwender schildert. Er werde ein Mahl finden, wie es bei
den Vorfahren in der großen Zeit Roms Sitte gewesen; kein prunkendes Haus- und Tafel-
geräthe, kein kunstgelernter Zerleger, keine feingebildete Dienerschaft, keine üppige Tänzerin
wird den Reiz erhöhen. Nur die kräftigen Verse Homers und Virgils werden die Unterhaltung
ausmachen. Die zwölfte enthält eine Einladung an einen Freund, Corvinus, um die glück- Zwölfte.
liche Heimkehr eines andern Freundes, Catullus, der einem gefährlichen Seesturm glücklich ent-
gangen war, zu feiern, mit einem starken Ausfall auf die Erbschleicherei der Zeit, die diesem
Freudenfeste nicht zum Grunde liege. In der dreizehnten Satire tröstet Juvenal seinen Dreizehnte.
Freund Calvinus, dem ein treuloser Freund eine ihm anvertraute Geldsumme abgeläugnet hat,
indem er die Schlechtigkeit und Unredlichkeit der Zeit schildert, wo Meineid und Betrug an der

---

*) Dieser Hang zur Wahrsagerei und Astrologie war die Krankheit der Zeit, so daß häufig Edicte und Verbote dagegen ergingen und die Astrologen aus Rom ausgewiesen wurden. „Ueberall erstanden Schaaren von Wahrsagern und Wunderthätern,“ sagt A. Schmidt, „welche meist unter dem Namen von Chaldäern, Magiern, Astrologen und Mathematikern die Städte und zumal Rom überschwemmten, durch ihre Zauberkünste die Menge an sich zogen und selbst bei gebildeteren Geistern in den Aengsten der drückenden Gegenwart Glauben gewannen. Ueberall griff jene unselige Verirrung Platz, die in natürlichen Ereignissen übernatürliche Kräfte witterte und diese zu eignem Vortheil oder Anderer Nachtheil ausbeuten zu können vermeinte, jener Wahnsinn, der ringsum die Welt mit Spuk und Zauberei erfüllt sah und aus dem der Hexenglaube des Mittelalters trotz des Christenthums, wie die giftige Frucht aus giftigem Keime, wuchernd hervortrieb. Da wähnte man denn, es gäbe Weiber, die durch magische Sprüche, durch betäubende Kräuter in mitternächtlicher Zeit ihre Mitmenschen verzaubern, auf dem Acker des Nachbarn die Feldfrucht verderben, zischende Schlangen beschwören und hemmen könnten. Ueberall tauchten prophetische Bücher in griechischer und lateinischer Zunge auf.“

Tagesordnung seien und die Lehre der Vergeltung zu Gemüthe führt, die dem Schuldbewußten jede Freude zerstören. Die vierzehnte Satire handelt von der schlechten Erziehung und führt mit lehrreicher pädagogischer Einsicht die Erfahrung durch, „daß die bösen Gewöhnungen der Eltern sich auf die Kinder fortpflanzen, so daß der wesentliche Hebel einer gedeihlichen Erziehung das eigene gute Beispiel bleibt. Der Spieler, der Schlemmer, der blutdürstige Haustyrann, die unzüchtige Matrone, sie alle erleben an den Ihren das, was sie selber geübt haben." Dabei wird eine Reihe von Lastern der Zeit, besonders Geiz und Habsucht, aufgeführt und ihre schlimmen Folgen für das Glück der Menschen dargethan. Die fünfzehnte Satire, von zweifelhafter Echtheit, bekämpft Aberglauben und religiöse Intoleranz. Ein Vorfall, der sich unter dem Consul Junens, also nach dem J. 127, ereignet, gibt ihm die Veranlassung, für die Gebote der Humanität die Feder zu ergreifen: zwei ägyptische Völkerschaften waren aus Sektenhaß in Streit gerathen; nach einem Treffen zerrissen die Sieger einen gefangenen Gegner und verzehrten ihn. Die sechzehnte, meistens als untergeschoben angesehen, ist nur ein Bruchstück, worin die Vortheile des Soldaten vor dem Bürger dargestellt werden.

Vierzehnte. Fünfzehnte. Sechzehnte.

Petronius.

Wir haben oben des Saj. Petronius gedacht, der sich durch seine Virtuosität in der Kunst des Genießens Nero's Gunst zu erwerben wußte, so daß dieser ihn in den engsten Kreis seiner Vertrauten aufnahm und in Sachen des Genusses und der Vergnügungen sich ganz seinem Urtheil und Geschmack fügte (ihn als elegantiae arbiter, maître des plaisirs hielt), bis es dem Neid und der Tücke des Tigellinus gelang, ihn zu stürzen, worauf er sich, wie Tacitus meldet, in Cumä durch allmähliches Oeffnen der Adern einen langsamen Tod bereitete, mit Bewußtsein das Sterben eines standhaften Weisen parodirend, indem er sich gleich den Stoikern bis an sein Ende an Gesprächen und Vorlesungen ergötzte, wobei aber nichts von Unsterblichkeit der Seele, keine philosophischen Lehrsätze vorkommen durften, sondern leichtfertige Gedichte und lockere Verse. Diesen Petronius, von dem Tacitus ferner sagt, er sei nicht ein gewöhnlicher Schlemmer und Verschwender, sondern ein ausstudirter Lüstling gewesen, der die Tage mit Schlaf, die Nächte mit Arbeit und Freudengenüssen zugebracht habe, halten viele Kritiker für den Verfasser des „Satiricon", eines eigenthümlichen Buches in ungebundener Rede, die jedoch öfters in leichte graziöse Verse übergeht und mit eingestreuten Gedichten abwechselt, ein satirisches Werk, von dem sich 141 Kapitel erhalten haben, das aber sehr umfangreich gewesen zu sein scheint. Wie man aus einigen Andeutungen schließen darf, war das Ganze noch im 12. Jahrhundert vorhanden; in seiner jetzigen Gestalt wurde es erst im J. 1663 zusammengestellt; angebliche Vermehrungen, die seitdem bekannt gemacht wurden, haben sich als Fälschungen oder Täuschungen erwiesen. Das Buch ist eine Art Roman oder humoristische Erzählung, die sich um die Abenteuer und Erlebnisse zweier Freigelassenen, Encolpius und Ascyltus, und eines verkommenen Dichters Eumolpus dreht, und worin das „Gastmahl des Trimalchio", eines reichen Freigelassenen und Emporkömmlings, der die Manieren eines gebildeten Weltmannes affectirt, dabei aber bei jeder Gelegenheit seine Unwissenheit verräth, den wesentlichsten Theil bildet. Es ist ein lebendiges, mit Geist und Witz verfaßtes Zeit- und Sittengemälde, worin bald ganze Gegenden und Städte, wie Campanien und Kroton, bald einzelne Persönlichkeiten, als Repräsentanten bestimmter Gattungen, wie der feige und lüsterne aber gutmüthige Grieche Encolpius, der eitle, geschmacklose Dichter Eumolpus, ein Moralprediger ohne eigene Tugend und Sittlichkeit und der aufgeblasene Schlemmer Trimalchio mit meisterhafter Anschaulichkeit und Wahrheit gezeichnet sind. Der Ton ist humoristisch, und überall läßt sich ein ironischer Grundzug erkennen, „der des Verfassers geistige Freiheit und höheren Standpunkt, wie seine innerliche Freude an den lästigen und schmutzigen Dingen, die er schildert, bekundet· mit einem Lächeln um

den Mund begleitet er seine Helden auf allen Schritten und Tritten.' Die Sprache und Ausdrucksweise ist dem Charakter der redenden Personen angepaßt: gewählt wie in der Conversationssprache der Gebildeten bei Encolpius, schwülstig und mit veralteten und fremdartigen Wörtern und Wortbildungen angefüllt bei Eumolpus, gemein im campanischen Volksdialekt mit vielen Gräcismen untermischt bei Trimalchio.

„Ueberhaupt trägt, wie Bernhardy bemerkt, die Menge seltsam drollig oder plebejisch geprägter Wörter, aus der Natur und nicht aus der Schule geschöpft, zur Grazie des Vortrags wesentlich bei, sonst würde die nackte Schilderung von Ausschweifungen, schmutzigen Abenteuern und unsittlichen Gelüsten in That und Rede, wie viel Lehrreiches immer zur Charakteristik der niedern Volksklassen im üppigen Unteritalien, ihrer Sitten und Denkart darin enthalten sein mag, eher abschrecken und ermüden als fesseln. Allein der Geist und Humor, der diesen widrigen Stoff flüssig macht und mit phantastischer Laune sein Spiel an Gemälden des gemeinsten Lebens übt, die launige Heiterkeit und Epicurische Stimmung, die sorglos vom Ernst zum Scherz abzuspringen weiß und im sinnlichen Treiben noch an die höheren Interessen streift, darf überraschen und hat dem Petron ehemals die Gunst der feinen und geschmackvollen Welt zugewandt." Daß das Buch einen Genossen der höheren Stände zum Verfasser habe, ist nicht zu verkennen, „die Feinheit des Tones und der Sprache, der unerschöpfliche Witz, die Verbindung aller Künste und Wissenschaften mit allen Lüsten und Lastern" weist auf die gebildete Gesellschaft, die vornehmen Kreise des kaiserlichen Roms hin; und daß es wahrscheinlich dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit angehört, scheint aus den Schilderungen von dem Hochmuth, dem Schwelgerleben und den fabelhaften Reichthümern der Freigelassenen, aus den Klagen über den Untergang der echten Beredtsamkeit und den Verfall der Staffelei-Malerei zu Gunsten der Wandmalerei und anderen Kennzeichen hervorzugehen. Deshalb hat man auch den erwähnten Meister des verfeinerten Lebensgenusses unter Nero für den Verfasser halten zu dürfen geglaubt. Doch läßt sich darüber nichts mit Sicherheit bestimmen. An Form und Inhalt wie an dem frivolen Ton und der Lust am Obscönen kann das „Satiricon" mit Boccaccio verglichen werden. „Petronius lacht über die komischen Scenen und Verwickelungen, welche die Befriedigung der Lüste herbeiführt," bemerkt Schlosser. „Sein Spott trifft, obgleich er den Verfall alles Wahren und Guten im Leben seiner Zeit wie in der Wissenschaft und Kunst sehr gut fühlt, weit mehr den Pedanten, der das leere Treiben der genießenden Welt mißbilligt, als den Genuß selbst; er geißelt nicht die Laster, sondern nur die Lächerlichkeit, deren man sich dabei schuldig machen könnte."

Der Begründer und Meister der Epigramme oder launigen Sinngedichte, jener „gesellschaftlichen Streiflichter", die dem „gutgelaunten Leser nur flüchtigen Genuß aber ein reizendes Spiel des Geistes darbieten", war M. Valerius Martialis aus dem spanischen Bilbilis. Etwa 20 Jahre alt begab er sich zum Studium der Jurisprudenz nach Rom, wo er 35 Jahre lang weilte. Seine Blüthezeit fällt in die Regierung Domitians. Nachdem er lange durch charakterlose Schmeichelei um die Gunst des Hofes und der Vornehmen gebuhlt, kehrte er enttäuscht und arm und von dem jüngeren Plinius mit Reisegeld unterstützt, in die Heimath zurück, wo er nach dem J. 100 starb, ohne die gewünschte Lebensdauer von 75 Jahren erreicht zu haben. Bernhardy nennt seine 15 Bücher Epigramme, wovon das 13. den besondern Titel „Xenien" führt, „ein parasitisches Gewächs am verdorbenen Stamm der Unsitten im monarchischen Rom", worin mit wenig Rücksicht auf Schaam und sittliche Würde, aber in leichten anmuthigen Formen der Sprache und des Versmaßes, jede lächerliche Seite an Ereignissen und Persönlichkeiten fein und treffend aufgefaßt und mit Schärfe und glänzendem epigrammatischen Witze dargestellt werde.

Martialis. c. 42—101.

„Seiner Feder entströmte leicht und mühelos der Fluß des Verses," urtheilt ein neuerer Kritiker (Imhof), „aber sein Gemüth war unstät und unbefriedigt; denn seinem für die Gebrechen und die Noth äußerst scharf blickenden Genius war es nur zur kleinern Hälfte vergönnt, die aufgefaßten Bilder lebenstreu wiederzugeben. Mangel und Klugheit zugleich veranlaßten ihn, seinem Witze nur das Bild persönlicher Lächerlichkeiten oder ganz allgemeiner Thorheiten zu gestatten; die naheliegenden politischen Zustände zu geißeln, mußte ihm versagt bleiben. Deswegen ist sein Witz zwar immer treffend und scharf, seine Zeichnungen ebenso treu als vollendet, aber um das Interesse seines Publikums rege zu erhalten, um die übersättigten Gaumen der Hofleute noch zu reizen, war er genöthigt, in die unheimlichen Tiefen des Widrigen hinabzusteigen und den Skandal in das Bereich der Poesie zu ziehen. Und wenn er schmeichelt, wenn er denselben Leuten, die er innerlich verachtet oder verabscheut, ungezählte Lorbeeren flicht, um Brod zu haben, wenn ihn der Hunger nöthigt, sein widerstrebendes Talent zu erlogenen Huldigungen zu zwingen, welches Uebermaß, welche Unnatur tritt uns da entgegen." „Domitian war nicht unempfänglich gegen die Schmeicheleien, womit ihn Martialis überschüttete; er ertheilte ihm die Ritterwürde und das Tribunat, die ihn aber nicht gegen Dürftigkeit schützten. Der Regen schlug durch das Dach seines ärmlichen Gütchens, und als ihm der reiche Elegiendichter Aruntius Stella dasselbe hatte ausbessern lassen, fehlte ihm die Toga, sich selbst zu bedecken. Nach Domitians Tode richtete Martialis seine Schmeichelverse an Nerva und Trajan, aber diese verschmähten die Huldigungen seiner feilen Muse. Daß Martialis die Laster und Zuchtlosigkeiten der Zeit ohne Schaam und sittlichen Unwillen vorbringt, alles Schlechte und Häßliche, allen Schmutz des Lebens mit glatten Versen beschերzt und belacht, ohne sich geistig und moralisch darüber zu erheben, zeugt von der tiefen Gesunkenheit des damaligen Geschlechts. Denn ein Dichter wie Martialis schlug sicherlich nur den Ton an, den das lesende Publikum, die gebildete Gesellschaft liebte und begünstigte. Scherzgedichte, bemerkt er selbst, gefallen nur dann, wenn sie pikant sind durch sinnliche Reizmittel. Daher bildeten auch die Epigramme Martials neben den Gedichten Ovids die Lieblingslectüre der galanten Welt in Rom."

B. Lucian.

Lucian. c. 130—200. Lucian, aus der syrischen Stadt Samosata, vertauschte frühe das Gewerbe eines Steinmetzen, dem er sich Anfangs aus Armuth gewidmet, mit der Philosophie und Redekunst, machte dann große Reisen durch die bedeutendsten Länder des römischen Reichs; vom Tigris bis nach Gallien glänzte er als Rhetor und Sophist durch Witz und Talent, die ihm die Natur verliehen und erwarb sich durch Unterricht in der Redekunst und durch Vorträge so viel Vermögen, daß er in Athen, damals dem Mittelpunkte feiner Geselligkeit und Bildung, ungestört den Wissenschaften und der Schriftstellerei leben konnte. Der Verlust seines Vermögens nöthigte ihn unter den Antoninen in den Staatsdienst zu treten; er erhielt ein Richteramt in Aegypten, das er bis an seinen Tod bekleidete. In seinen zahlreichen, meist in leichter, gefälliger Gesprächsform und in einfacher, reiner Sprache verfaßten satirischen und philosophischen Schriften, in denen das attische Salz der alten Komödie mit einer reichen Fülle von Bildern, Geschichten und Erzählungen verbunden erscheint, verspottet Lucian mit unerschöpflicher Laune, mit treffendem Witz und schneidender Ironie alle Gebrechen und Ausartungen der Zeit, vor Allem die Gleisnerei, den Mysticismus und den religiösen Aberglauben, sowohl in dem absterbenden Heidenthum mit seiner Mythen- und Fabelwelt, seinen Opferfesten, Symbolen und Ceremonien, welches unter Hadrian und den Antoninen mit einem letzten Schimmer von künstlicher Orthodoxie umgeben wurde, als in dem durch Märtyrer- und Heiligenwesen, durch Wunderglauben und Schwärmerei bereits

vielfach entstellten Christenthum; dabei macht aber sein frivoler Spott nur selten einen Unterschied zwischen dem Kern und der Schale, zwischen dem Wesen und der Entartung, sondern er zieht mit gleicher Leichtfertigkeit gegen alle religiösen Erscheinungen zu Felde, ohne Ehrfurcht für das Alterthum und seine Ueberlieferungen, für die Kunst und Poesie der Väter, ohne Achtung vor der Volksreligion, ohne Einsicht und Kenntniß von dem tieferen Gehalt des Christenthums, in dem er nur eine der vielen auf Täuschung, Betrug und Leichtgläubigkeit beruhenden Erscheinungen erblickte, geeignet ihm einen neuen Stoff zu seinem satirischen Zeitgemälde zu liefern. Er sah in der ganzen Erscheinung nur eine der vielen Superstitionen von denen das an Entwickelungskämpfen und Sonderbarkeiten so reiche Zeitalter der Antoninen erfüllt war. Auf gleiche Weise ergießt er seinen Spott über die sittliche Versunkenheit und die ruhelose Geschäftigkeit großer Städte, über das Jagen und Haschen nach zeitlichen Gütern, Ehren und Genüssen bei der Vergänglichkeit alles Erdenglücks, über die Unverschämtheit und die leere Dünkelhaftigkeit der Rhetoren und Sophisten; über die geistlose und verkehrte Art der Geschichtschreibung, über die Hoffahrt, die Eitelkeit und das thörichte Treiben der Philosophen, die die abgedroschenen Grundsätze und Aussprüche ihrer Lehrmeister im Munde führten und mehr Gewicht auf die äußere Erscheinung, auf Bart und Philosophenmantel, auf Stock und groben Kittel legten, als auf Grundsätze fürs Leben, bei denen Wort und That, Lehre und praktisches Handeln, oft den größten Contrast bildeten. Besonders sind die Stoiker mit ihrer positiven theologischen Tendenz, und die Cyniker, die mit Schmutz, Armuth, Gemeinheit, ja selbst mit ihrer Unwissenheit und Geistesträgheit Ostentation trieben und sich dabei im Stillen mitunter Haus und Hof erbettelten, der Gegenstand seines Spottes. Selbst in die Unterwelt verfolgt sie sein Witz. Diogenes und Menippus heften sich dort an Alle, die auf Erden schön, reich und mächtig waren, wie Plagegeister des Gewissens und verspotten sie wegen ihrer eiteln Bestrebungen. Im „Ikaromenippus" geißelt er zugleich die Lehrsatzungen der Philosophen und die Vorstellungen der Volksreligion von den himmlischen Dingen. Auch die verkehrte Art der Erziehung, die fast ausschließlich bezahlten Grammatikern, Rhetoren und Philosophen anheimgegeben war, unterwirft er seiner witzigen Rüge und sucht die in Verfall gerathene Gymnastik wieder zu heben — Alles in der Absicht, neben einer heiteren geistreichen Unterhaltung auch Besserung zu bewirken. Allein die Besserung wurde nicht erreicht; die Laster und Thorheiten, die er verspottet, blieben herrschend, und der leichtfertige Ton, mit dem er auch das Heilige und Ehrwürdige behandelte, erschütterte noch das letzte Fundament der heidnischen Religion, Sittlichkeit und Denkart. „Lucian gehört zu jenen negativen und kritischen Geistern, wie sie in Zeiten des Uebergangs und gehetzter Entwickelung so häufig erscheinen. Sie reinigen die Luft, wie Frühlingsstürme, lockern das Erdreich und bereiten ein Neues vor, indem sie das Alte vernichten." Das Neue selbst zu begründen vermögen nur positive Geister; Lucian aber war ohne Glauben und Ueberzeugung, ohne Begeisterung und Idealität. Darin steht er hinter Aristophanes, mit dem er sonst an Witz, an lebhafter Auffassung alles Lächerlichen und Verkehrten, an phantastischen Einkleidungen der dramatischen Erfindung viele Aehnlichkeit hat, weit zurück.

Eine kurze Aufzählung der bedeutendsten Schriften Lucians wird den Beweis liefern, wie sehr alle Seiten des Lebens, alle Zustände und Richtungen, alle Verkehrtheiten und Gebrechen, alle krankhaften Erscheinungen einer verfeinerten, erschlafften und alles frischen kräftigen Handelns entwöhnten Zeit darin ihren Ausdruck finden, wie sie gleichsam den Spiegel bilden, in dem die damalige Culturwelt bald in einem getreuen, bald in einem verzerrten Bilde vorgeführt wird. Lucians Werke.

Der Traum. Nachdem Lucian in dem kleinen Schriftchen „der Traum“ in Form einer allegorischen Erzählung dargethan, wie er dazu gekommen, das Handwerk aufzugeben und sich der Wissenschaft zu widmen, schildert er im „Nigrinus“ das entartete Leben in Rom im Gegensatz zu Athen, die Niederträchtigkeit der dortigen Philosophen, die sich als Schmeichler und Schmarotzer zu den Reichen und Vornehmen drängen, um zur Tafel geladen zu werden, gegenüber der Genügsamkeit und geistigen Erhebung eines wahren Weisen, wie der Platoniker Nigrinus. „Wer nur den Reichthum liebt, vom Golde bezaubert ist und die Glückseligkeit nur nach Purpur, Macht und Einfluß bemißt, wer nie die wahre Freiheit gekostet, unbefangenen Freimuth nie kennen gelernt, die Wahrheit nie geschaut hat, sondern unter Schmeichlern und Sclaven aufgewachsen ist, ferner wer sein ganzes Wesen dem Dienste der Wollust geweiht, ein Freund ausschweifender Tafelgenüsse, des Weines und der Liebe ist und seine Freude an eiteln Gaukeleien und trugvollem Lügenwerk hat, wen endlich nur Geklimper und Triller und unzüchtige Lieder ergötzen: für solche Leute ist Rom der rechte Aufenthalt.“ — „Es ist ein wüster Schlammboden, wo die Pflanzen wilder Begierden massenhaft aufschießen, wo sich Schwärme von geheimen Angebern, hoffärtigen Höflingen, von Leckermäulern, Schmeichlern, Banditen, Erbschleichern und falschen Freunden umhertreiben; wo hungrige Clienten schon vor Tagesanbruch sich bei dem hochmüthigen geckenhaften Patron zum Morgenbesuch melden und sich von dem Diener ausschelten lassen, um ein kärgliches Mahl zu erbetteln.“ — Das im Nigrinus gerügte Buhlen der Philosophen um die Gnade und Gunst der Reichen bildet auch den Inhalt der Schrift „von den gedungenen Gelehrten“ und der dazu gehörigen „Schutzschrift“, worin mit starken Zügen die unwürdige Rolle geschildert wird, zu welcher sich Gelehrte und Sophisten hergeben, um in vornehmen Häusern Zutritt oder Unterhalt zu erlangen, der Uebermuth der aufgeblasenen Gönner und das kriechende und niederträchtige Benehmen der gelehrten Söldlinge. Sind die erwähnten Stücke in dem ernsten Ton der Sophisten gehalten, so ist das köstliche in dramatischer Form abgefaßte Stück „Timon“ um so reicher an Witz und Humor. Unter den falschen Freunden, die sich an den reich gewordenen Timon herandrängen, befindet sich der Philosoph Thrasykles, der des Morgens einen Vortrag über Tugend und Enthaltsamkeit hält, dann aber, wenn er zum Gastmahl kommt, „wie ein Habicht über die Gerichte herfällt, den Nachbar mit dem Ellenbogen wegstößt, den Bart mit Brühe besudelt und über den Teller gebückt wie ein hungriger Hund hinunterschlingt, als ob er dort „das höchste Gut“ zu finden hoffte“, der von der Selbstbeherrschung und Sittsamkeit schwatzt, während er im Uebermaß der Speise und des Weines die Flötenbläserin mit beiden Händen gefaßt hält; der, durchdrungen von der Nichtigkeit des irdischen Gutes, einen Maltersack voll Goldstücke verlangt, damit er sie unter die Nothleidenden vertheile. Im „Prometheus“, in den „Göttergesprächen“ und in den „Gesprächen der Meergötter“ wird die alte Mythologie mit heiterer Ironie verspottet und das olympische Leben mit poetischem Humor in travestirten Schilderungen vorgeführt; und in dem Schriftchen „die Opfer“ die Ungereimtheit der Religionsfeste, Opfer, Gebete, Ceremonien u. s. w. dargethan. In den „Todtengesprächen“ trifft dieser Spott außer den alten Göttern und Heroen noch besonders solche Personen, die einst auf Erden durch Schönheit, Macht, Reichthum, Ruhm und Ehre hervorragten. In diesen Unterweltsstücken, bei deren Schilderung Lucians schriftstellerische Talente im glänzendsten Lichte erscheinen, spielen die Cyniker Diogenes und Menippus die Rolle bitterer Verhöhner und ironischer Spötter, wie Momus unter den Göttern des Olympus: sie ziehen den Bewohnern des Schattenreiches die Maske ab und beweisen an den Todtengerippen und hohlen Schädeln, daß Alles gleich hinfällig und vergänglich sei, daß alle Güter und Gaben, wornach die Menschen so eifrig ringen und streben, demselben Loose der Eitelkeit und Nichtigkeit anheimfallen; und wie die Cyniker im Leben ihre Sache auf Nichts stellten, alles leidenschaftliche Trachten der Menschenwelt mit ihrem Spotte verfolgten, so sind sie auch im Reiche des Nichts und der Gerippe recht eigentlich zu Hause; sie haben durch den Tod wenig verloren, darum

Nigrinus.

Von den gedungenen Gelehrten.

Timon.

Die Göttergespräche. Todtengespräche u. A.

singen und jubeln sie, während Alles wimmert und klagt, und verlachen mit cynischem Humor die ganze Welt. Aus diesen Unterweltsstücken ragt vor Allen hervor: „Charon oder die Weltbeschauer". Wie in einem vorhergehenden Stücke Menippus aus dem Reich der Lebenden zu den Schatten hinabsteigt, um dort über die Ziele und Aufgaben des Daseins Belehrung zu holen, so steigt Charon an Mercurs Hand aus dem Todtenreich auf die Erde, um von einer Anhöhe herab das Menschenleben zu beobachten. Nun werden eine Reihe ergreifender Bilder vorübergeführt: Milon der Athlete von Kroton in der Blüthe der Kraft und bald eine Beute des Todes; Krösos in seiner von dreifacher Mauer umgebenen Burg zu Sardes auf goldenem Stuhle sitzend im Gespräch mit Solon und im Begriff goldene Weihgeschenke nach Delphi zu schicken, von Cyrus bedroht; die Massagetenkönigin Tomyris, die des Cyrus Haupt in einen blutgefüllten Schlauch eintaucht; Polykrates auf Samos, dem sein Koch den Ring überreicht. Dann erblicken sie eine volkreiche Stadt, gleich einem Bienenstock; Genien aller Art: Thorheiten, Lüste, Geldsucht, Zorn, Haß umflattern die Menschen ganz nahe, höher schweben Furcht und Hoffnung und über allen die Mören, die ihnen das dünne Todtengewebe zuspinnen. Und mit welcher Emsigkeit mühen sie sich ab, als ob es weder Tod noch Krankheit gebe; der Eine baut mit allem Eifer ein neues Haus, dessen Beendigung er nicht erleben wird, der Andere freut sich eines neugebornen Knaben, der ihm schon nach sieben Jahren entrissen wird, der dritte hadert mit seinem Nachbar um die Grenzen ihrer Aecker. Charon vergleicht das Menschenleben mit Blasen im Wasser der schäumenden Quelle; größere und kleinere wirbeln empor, die einen von längerer, die andern von kürzerer Dauer, aber alle zerplatzen und verschwinden. Charon fragt seinen Begleiter, ob er nicht in die Stadt hineingehen und den Leuten ihre Thorheit vor Augen halten solle, aber dieser hält ihn ab; es sei Alles umsonst, Unverstand und Selbsttäuschung halte ihre Ohren verstopft. Nun bittet Charon, ihm die Orte zu zeigen, wo sie ihre Leichen in die Erde senkten; da zeigt ihm Mercur die stolzen Grabmonumente vor den Thoren, und wie man den Todten Speise und Trank darbrächte, als ob sie davon genießen könnten! Auch die Gräber des Achilles und Ajax zeigt er ihm bei Sigeum. Endlich will Charon die berühmten Städte sehen, von denen er unten so viel gehört hat, Ninive, Babylon, Mykenä, Kleonä, Troja; aber einige sind spurlos verschwunden, von andern nur noch geringe Reste übrig, denn die Städte vergehen wie die Menschen, selbst die Ströme versiegen; ist ja doch vom Inachos in Argolis kaum mehr das Bette zu finden. Darauf kehrt Charon wieder in die Unterwelt zurück, dankbar, daß ihn Mercur das mühevolle Leben der Menschen in voller Wahrheit und Wirklichkeit schauen lassen. „Wo Lucian auf solche Betrachtungen kommt, bemerkt Preller, wird sein Humor ernst, sehr ernst. Er ist unerschöpflich an ergreifenden Bildern, um des menschlichen Lebens Unverstand und Armseligkeit anschaulich zu machen." Wenn in dem witzigen Stücke „der tragische Zeus" der Stoiker Timokles, um den Glauben an eine regierende Vorsehung zu beweisen, die Welt mit einem Schiffe vergleicht, das ohne die lenkende Hand eines Steuermannes seine Fahrt nicht vollenden könne, so widerlegt ihn der Epikureer Damis mit der Einwendung, ein Steuermann treffe zweckmäßige Einrichtungen auf seinem Schiffe, wo sei aber auf der Erde die vernünftige Ordnung und zweckmäßige Einrichtung zu bemerken, wo man Knabenschänder, Vatermörder, Tempelräuber an der ersten Stelle sehe, während viele treffliche Männer in den untersten Räumen zusammengedrängt wären? In ähnlicher Weise werden in dem geistreichen Dialoge „der überwiesene Zeus" die herrschenden religiösen Vorstellungen von Schicksal und Vorsehung mit schneidender Ironie verspottet.

Charon. · *Der tragische Zeus.* · *Der überwiesene Zeus.*

Am rücksichtslosesten und schärfsten trat Lucian auf, wo es galt, solche Betrüger und Schwärmer zu züchtigen und zu entlarven, welche auf die dem Aberglauben und Wunderglauben, dem Mysticismus und der Phantasterei zugewendete Zeitströmung speculirten und die menschliche Schwachheit und Einfalt zu ihrem Vortheil auszubeuten

Alexander von Abonoteichos der Lügenprophet.

suchten. So stellt er in der merkwürdigen Schrift „Alexander oder der Lügenprophet“, an seinen Freund Celsus gerichtet (vielleicht denselben epicureischen Philosophen, dessen polemische Schrift gegen die Christen wir aus der Widerlegung des Origenes kennen, s. unten) das Leben und Treiben jenes berüchtigten Magiers und Wahrsagers Alexander aus der paphlagonischen Stadt Abonoteichos in seiner ganzen Schändlichkeit dar. Lucian hatte denselben lange beobachtet und war, um sein Lügengewebe desto sicherer zu durchschauen, mit ihm selbst in Verkehr getreten, ein Wagstück, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte, da der Betrüger, klug und verschlagen, die Absicht errieth und den Schiffern befahl, den unbequemen Lauerer auf der Rückfahrt ins Meer zu stürzen. Diese begnügten sich jedoch ihn unterwegs ans Land zu setzen. Dieser Alexander, der mit Scharfsinn und Verstand ungemeine Körperschönheit verband, brachte seine Jugend bei einem der vielen Betrüger zu, der als Arzt, Zauberer und Todtenbeschwörer sich Zulauf und Vermögen erwarb und zum Lohn, daß sich der schöne Jüngling seiner schnöden Lust hingab, denselben in seine geheimen Künste einweihte und als Gehülfe bei seinen Gaunereien benutzte. Bald überholte der Schüler den Meister. Nachdem sich Alexander mit einem Komödienschreiber aus Byzanz eine Zeitlang als Abenteurer in der Welt herumgetrieben und durch Trugkünste den Ruf eines Propheten erlangt, der mit Apollo und Aesculap in Verbindung stehe, ließ er sich in seiner Vaterstadt Abonoteichos nieder, in einer Gegend, wo von jeher religiöse Schwärmerei zu Hause war. Hier erwarb er sich in Kurzem den Ruhm eines gottbegeisterten Sehers, Propheten und Wundermannes; seine Landsleute bauten auf seinen Antrieb dem Aesculap ein Heiligthum, wo sich Tausende von Menschen einfanden, um von dem untrüglichen Wahrsager im phantastischen Aufzug, mit langen Haaren und majestätischem Ansehen in ihren Nöthen und Anliegen Rath und Hülfe zu suchen und sich die Zukunft enthüllen zu lassen. Tag und Nacht ertheilte der neue Prophet und Heilkundige seine Orakel und geheimen Heil- und Zaubermittel; die Zahl der Rathsuchenden wuchs mit jedem Jahr zum großen Nutzen der Stadt; er selbst gewann Ehre und Reichthum, so daß ein vornehmer römischer Bürger, Rutillianus, seine und der Mondgöttin Tochter in die Ehe nahm. Durch diese Verbindung gegen Feinde und Widersacher geschützt, trieb Alexander dreißig Jahre lang sein Gaukelspiel und täuschte die Welt mit seinem heilenden und wahrsagenden Schlangengott. Ja als er im Besitze großer Reichthümer und göttlicher Ehren unter Antoninus Pius starb, dauerte sein Orakel noch lange fort und seine Jünger und Genossen stritten sich um die Nachfolge in der Prophetenwürde. Alexanders Prophetenthum und Geheimlehre beruhte auf der Naturreligion und dem Mythenglauben des Heidenthums; darum waren ihm die Christen und Epicureer in den Tod verhaßt, jene wegen ihrer allem heidnischen Naturdienst abgewandten geistigen Religion, diese wegen ihres Unglaubens und ihrer auf die Erkenntniß des Wesens der Dinge gerichteten Verstandesklarheit. Nach seiner Ansicht sollte man alle Christen und Epicureer steinigen und bei den Religionsfesten in Abonoteichos, wobei seine mystische Hochzeit mit Selene gefeiert ward, wurden „Atheisten und Christianer“ fern gehalten. Dagegen stand ein anderer Schwärmer, den Lucian gleichfalls zum Gegenstand einer seiner bittersten Satiren gemacht, Peregrinus Proteus, auch einige Zeit mit den Christen in Verbindung.

Peregrinus Proteus und die Christen. Der cynische Philosoph Peregrinus, der sich selbst am liebsten Proteus nannte, meldet Lucian in dem mit giftigem Spotte geschriebenen Sendschreiben an seinen Freund Kronios, ging nach einem Jugendleben voll Laster und Verbrechen unter die mit absonderlicher Weisheit erfüllten Christianer und brachte es bald so weit, daß sie ihn zum Vorsteher (Bischof) ernannten und daß er ihnen Prophet, Gemeindeältester, Synagogenmeister, kurz Alles in Allem war. Als er deshalb von dem syrischen Statt-

halter auf kurze Zeit ins Gefängniß gesetzt wurde, erwiesen ihm alle Christianer die größte Liebe und Pflege. Denn der gekreuzigte Sophist, den sie als Gott verehren, hatte sie gelehrt, daß sie Alle Brüder wären; daher besitzen sie alle Güter gemeinschaftlich. Wenn nun ein verschmitzter Betrüger unter sie kommt, der die Umstände schlau zu benutzen weiß, so kann er in Kurzem ein reicher Mann werden und die einfältigen Tröpfe auslachen. Auch glauben sie mit Leib und Seele unsterblich zu sein und in alle Ewigkeit fort zu leben; daher kommt es, daß sie den Tod verachten und Viele von ihnen sich demselben freiwillig hingeben. Nach seiner Freilassung führte Peregrinus ein Wanderleben, auf Kosten der christlichen Brüder, bis ihn diese, weil er sich beim Essen von Opferfleisch betreten ließ, aus ihrer Gemeinschaft ausstießen. Nun begab er sich nach Aegypten, wo er sich der wunderlichen Tugendübung der Cyniker widmete, den Kopf zur Hälfte glatt schor, das Gesicht beschmutzte und die unanständigsten Dinge auf offenem Markte trieb, um zu zeigen, daß dies Alles zu den indifferenten Sachen gehöre. Auch geißelte er sich und ließ sich Stockschläge geben. Von Aegypten reiste er nach Rom, wo er sich durch Schmähreden auf den Kaiser Antoninus Pius hervorthat, bis der Stadtpräfect ihn fortschickte, was dem „Narren" bei der Menge den Ruhm eines Märtyrers der Freisinnigkeit einbrachte. In Griechenland beging er eine Menge thörichter Streiche: er suchte die Griechen zu überreden, gegen Rom die Waffen zu ergreifen; er schmähte einen durch Gelehrsamkeit und Rang ausgezeichneten Mann (Herodes Atticus), daß er die Griechen verweichlicht habe, weil er auf eigene Kosten eine Wasserleitung nach Olympia führen ließ und dadurch die Besucher des Volksfestes von der Gefahr des Verdurstens befreite. Und als alle Mittel Aufsehen zu machen erschöpft waren, verkündete er vor allem Volk, daß er sich am nächsten olympischen Fest in die Flammen stürzen werde; so weit ging seine Sucht, Staunen und Bewunderung zu erregen! Und dies Alles sollte zum Wohl der Menschheit gereichen, um ihr zu zeigen wie man den Tod verachten und auch das Schrecklichste mit Geduld und Muth ertragen könne, gleich dem göttlichen Hercules, dem Ideale der Cyniker. Als die Zeit der Erfüllung nahte, hielt er eine feierliche Rede, worin er sagte, „er habe vor, einem goldenen Leben eine goldene Krone aufzusetzen, denn es gezieme sich, daß der Mann, der wie Hercules gelebt, auch wie Hercules sterbe und in den Aether, woher er gekommen, zurückfließe." Offenbar hoffte er, meint Lucian, die Menge werde ihn mit Flehen bestürmen, seinen Vorsatz aufzugeben; als aber Viele schrien: „Vollende was du beschlossen", mußte er wohl als „Märtyrer der Narrheit" sterben. Nun erzählt Lucian als Augenzeuge, wie Peregrinus, begleitet von den Häuptern des „Hundeordens" an den Holzstoß getreten und sich bei aufgehendem Monde vor den Augen einer großen Volksmenge in die Flammen gestürzt habe. Ob der Darstellung Lucians eine historische Begebenheit zum Grunde lag, oder ob die ganze Erzählung nur eine Satire auf die Märtyrerbegeisterung der Christen jener Zeit, nur ein karrikirtes Gemälde jener schwärmerischen Erscheinungen war, die unter Marc-Aurel die Verwunderung und den Spott der Heiden erregten, ist schwer zu entscheiden. Die Verbindung des Peregrinus mit den Christen scheint auf eine satirische Tendenz gegen den „Märtyrerheroismus" und die „Todesschwärmerei" der Christen zu deuten.

Mit solcher giftigen Bitterkeit wird der ganze Vorfall berichtet, daß Lucian selbst erzählt, er habe den Cynikern, welche den Scheiterhaufen trauernd umstanden, zugerufen: „Geht nach Hause ihr eiteln Tröpfe! Was ist es denn für ein Genuß, einen alten Narren braten zu sehen und sich die Nase mit häßlichem Brandgeruch erfüllen zu lassen?" — Eine beißende Satire auf die Religionsmengerei der Zeit ist in dem kleinen witzigen Gespräch „die Götterversammlung" enthalten, worin sich Momus beklagt, daß eine Masse fremder Personen, die nicht einmal griechisch verständen, mit ihrem ganzen Gefolge und in ihrem wunderlichen Auf- Die Götterversammlung.

zuge, wie der Medier Mithras mit Kaftan und Tiare, der Scythe Zamolxis, der einst Sclave gewesen, der hundsköpfige Aegyptier Anubis u. A. sich in den olympischen Göttersaal eingeschlichen hätten und bewirkten, daß die Göttertafel überfüllt sei, ein wildes unverständliches Sprachengelärm obwalte und Nektar und Ambrosia kaum mehr hinreichten; deshalb trägt er auf die Niedersetzung einer Commission an, welche, wie in Athen von Zeit zu Zeit bei der Bürgerschaft geschah, die rechtlichen Ansprüche eines Jeden an die Göttergemeinschaft prüfen sollte. — Merkwürdige Beispiele von Aberglauben, Gespensterglauben, Heilungen durch Sympathie und Zaubersprüche, kurz von der „Deisidämonie" der Zeit, liefern die Histörchen im „Lügenfreund", wobei auch des berühmten „Syrers aus Palästina" gedacht wird, der durch Sprüche böse Geister aus den Leibern der Besessenen getrieben und sich dafür eine hübsche Summe Geldes habe bezahlen lassen.

Der Lügenfreund.

Lucian und die Zeitphilosophie.

Wie man aus Peregrinus Proteus ersieht, trifft Lucians Spott neben dem religiösen Aberglauben besonders die Philosophen. Von der Verehrung, die er den wahren Weisen seiner Zeit, dem Platoniker Nigrinus und dem würdigen, rechtschaffenen und verständigen Eklektiker Demonax in den beiden mit diesen Namen überschriebenen Stücken bewiesen und mit dem er selbst von dem Cyniker Sostratos sprach, einem mit großer Leibeskraft begabten Manne, der den Herakles, das Ideal dieser Philosophenschule mit solchem Eifer nachahmte, daß er auf den Höhen des Parnassos unter freiem Himmel lebte, Straßen reinigte, Brücken schlug und gegen Räuber kämpfte, kam Lucian bald zurück, als er den Contrast bemerkte, der bei den meisten sogenannten Weltweisen zwischen Theorie und Praxis sich kund gab. Denn während sie sich sclavisch an die Grundsätze der Stifter hielten und sie als Glaubenslehren und Lebensregeln stets im Munde führten, fröhnten sie in der Wirklichkeit allen Trieben und Leidenschaften, schändeten sich durch Gewinnsucht, Wollust, Zanksucht und Hader, die nicht selten in Schlägereien übergingen, und machten sich lächerlich durch affectirtes Wesen in Tracht und Benehmen, durch Verachtung geselliger Bildung und Sitte, durch unpraktische Grübeleien, durch unverständliche Schulausdrücke und unfruchtbare Beweisführungen und Schlußfolgerungen.

Versteigerung der philosophischen Orden.

Hatte Lucian schon im Timon die philosophischen Marktschreier verspottet, so geschah dies mit noch mehr Witz in dem köstlichen Gespräch „Versteigerung der philosophischen Orden", wo er alle Meister der Philosophenschulen von Pythagoras bis auf Pyrrho in ihren Dogmen und Lebensregeln vorführt und persiflirt und durch den niedrigen Preis, um den er einen Diogenes, Aristipp oder Epicur losschlägt, seine Geringschätzung zu erkennen gibt, und in der damit in Verbindung stehenden dialogischen Schrift „der Fischer" oder die Auferstandenen. In dem letzteren läßt er die geschmähten Weltweisen auf der Oberwelt erscheinen, um an dem Spötter Rache zu nehmen für seine Lästerungen, er aber überführt sie, daß er nicht ihre echten Weisheitslehren, an denen er sich selbst gebildet, sondern die durch ihre angeblichen Jünger und Anhänger entstellten Schuldoctrinen geschmäht habe. Das wahrhaft Gute und Schöne, läßt er die Philosophie sagen, werde durch Spott nicht gefährdet, sondern trete, wie das Gold unter Hammerschlägen, nur desto reiner und glänzender hervor. Er habe den Aufschneidern, Marktschreiern und Lügnern, welche die Lehren und Schriften jener Meister wohl im Munde führten, aber ihr Leben durch Habgier, Zanksucht, Schmeichelei, Uebermaß im Essen und Trinken, Gleißnerei und andere Laster schändeten, die Maske abgezogen, und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit gezeigt. Deshalb wird Lucian, „der Freimund", am Schluß von der Philosophie als Richterin und ihren Beisitzern, der Wahrheit, Sittsamkeit und Tugend, freigesprochen und beauftragt, an der Hand der „Ueberführung" als kundiger Fischer mit dem Angeln fortzufahren. Im „Icaromenippus oder die Luftreise", einem Stücke von Aristophanischem Geist und Witz, werden die Philosophen und Götter zugleich verspottet

Der Fischer.

Icaromenippus.

Menippus, durch den Widerstreit der philosophischen Lehrsätze über das Weltall und das göttliche Regiment verwirrt und beunruhigt, beschließt, mit einem Adler- und Geierflügel sich in den Himmel zu erheben, um dort an der Quelle die Wahrheit zu schöpfen. Auf dem Mond ruht er aus und hört die Klagen der Selene über die vorwitzigen Untersuchungen der Naturphilosophen an; im Olymp findet er die Götter und ihr Leben, wie es Homer beschreibt. In dem anmuthigen Gespräch „Hermotimos oder von den philosophischen Sekten" wird Hermotimos, ein blinder Anhänger und Nachbeter stoischer Schuldogmatik von Lykinos (d. h. Lucian) überführt, daß sich gar nicht entscheiden lasse, welche Philosophie die wahre sei; daß jede Sekte sich für unfehlbar halte, ohne sich nur die Mühe zu geben, die andern kennen zu lernen, und daß der ganze philosophische Schulkram den Menschen doch nicht veredle, ihn vielmehr seiner Bestimmung entfremde, indem er ihn mit Hochmuth und Dünkelhaftigkeit fülle und unfruchtbare Speculationen höher stelle als Tugend und Sittlichkeit. „Du scheinst mir vergessen zu haben, daß die Tugend im Thun, in einer rechtschaffenen, weisen, männlichen Handlungsweise bestehe; ihr aber strebt nicht nach dieser Tugend, sondern bringt über erbärmlichen Wortklaubereien, künstlichen Schlüssen und unauflösbaren Problemen den größten Theil eures Lebens hin." In dem Gespräch „die Entlaufenen" wird die Unwissenheit, Rohheit und Gemeinheit der Cyniker in so derber Weise dargestellt, daß Lucians Geist und Witz wenig darin zu erkennen sind, daher es auch viele Kritiker für eine untergeschobene Nachahmung des „Fischers" halten. Uebrigens finden sich in diesem Stück wie in dem Gespräch: „das Gastmahl oder die Lapithen" eine Menge von „Genrebildern" aus dem Treiben der Cyniker, deren Frechheit, Grobheit, Gemeinheit, Gefräßigkeit und geile Lust mit grellen Farben dargestellt sind.

Hermotimos. — Die Entlaufenen. — Das Gastmahl oder die Lapithen.

Nicht besser kommen die Rhetoren bei Lucian weg. In der beißenden Satire „die Rednerschule" schildert ein Meister — nach Einigen Pollux, der unter Commodus den Lehrstuhl für Sophistik in Athen inne hatte — einem Jünger die Mittel und Wege, in dieser Kunst Ruhm und Ansehen zu erlangen. Der mühsame, beschwerliche Weg der alten strengen Schule sei nicht mehr gangbar; jetzt habe man eine schnelle und leichte Methode, mit der man in Kurzem zum Ziele komme und außerordentlichen Effect mache.

Lucian gegen die Rhetoren.

Und nun wird dieser Rhetor selbst geschildert: sein geziertes Wesen, seine ausstudirte Kleidung und Manier, seine Dreistigkeit und Maulfertigkeit, wobei es auf Sinn und Verstand nicht viel ankommt; attische Redensarten, unverständliche, wenig gebräuchliche Ausdrücke und Fremdwörter, ein Paar leuchtende Gemeinplätze, bisweilen ein wenig Gesang, vor Allem recht viel Pathos und beim öffentlichen Vortrag recht viel Unverschämtheit, diese Mittel, verbunden mit Mahlzeiten an gute Freunde, damit sie Beifall klatschen, mit Verleumdungen und Verspottung aller Rivalen und mit andern feilen Künsten, führen sicher zum Ziel. Dabei kann man auch die ältern Redner ungescheut ausplündern. Zu den Lächerlichkeiten der Zeit gehörte auch die Scheingelehrsamkeit, die Lucian in dem herben Schriftchen gegen die Bibliomanen, welche sich viele Bücher kauften, ohne sie zu gebrauchen, vielleicht nur, um sich beim Kaiser beliebt zu machen, mit scharfem Spotte überschüttet.

Die Rednerschule.

Auch die treffliche Abhandlung: „Wie soll man Geschichte schreiben?" gehört trotz der ernsten Belehrung in der letzteren Hälfte in die Klasse der polemischen und satirischen Schriften. Nicht nur der reizende Eingang, auch die Beispiele, wie er die Geschichte auf einer Reise durch Jonien und Achaia vortragen hörte, zeigen ganz das Gepräge seines Geistes und Humors. Der parthische Krieg des M. Aurelius (S. 287) hatte eine wahre Leidenschaft für Geschichtschreibung und Geschichtsvorträge erzeugt, so daß Lucian meint, der alte Spruch des Empedokles: „der Krieg ist der Vater aller Dinge" bewähre sich jetzt.

Wie soll man Geschichte schreiben?

Darauf führt Lucian Beispiele an, wie man die Geschichte mißhandelt habe: Der eine habe die Feinde mit Schmähworten und Verwünschungen belegt, den parthischen König einen Thersites, den römischen Kaiser einen Achilles genannt; ein zweiter habe ganze Reden und Beschreibungen aus Thukydides abgeschrieben; ein dritter zählte die Begebenheiten in so einfachem Tone auf, daß man glaubte das Tagebuch eines gemeinen Soldaten oder Troßknechts zu lesen; ein vierter geht philosophisch zu Werke, indem er seine Schmeichelreden mit Syllogismen und dialektischen Figuren verbrämt; andere plünderten den Herodot, andere gefielen sich in poetischen Floskeln und Schilderungen, andere übertrieben und logen u. dergl. m. Dann folgen treffliche Regeln, wie die Geschichte wirklich zu behandeln sei. Der Geschichtschreiber soll gesundes Urtheil mit Darstellungsgabe verbinden, er soll Wahrheitsliebe und freie Gesinnung besitzen und nicht aus Menschenfurcht oder Menschengunst die Dinge darstellen; er soll mit einem an den Werken der Alten gebildeten Geiste schreiben, in deutlicher einfacher Sprache, die nur bei Schilderungen oder eingeflochtenen Reden sich höher erheben möge, mit Kritik und Ueberlegung und mit planmäßiger Vertheilung und Anordnung des Stoffes. Der Historiker sei ein Künstler, der das Geschehene in einem schönen lebendigen Gemälde darstelle.

Lucians Werke ein Sittenspiegel der Zeit.

Bilden auch die geistigen Zustände, die religiösen und wissenschaftlichen Angelegenheiten das weiteste Feld für Lucians satirischen Griffel, so werden doch auch andere Lebenskreise mit solcher Wahrheit und Natürlichkeit gezeichnet, daß man durch die humoristischen und satirischen Sittengemälde das ganze Zeitalter in allen seinen Richtungen und Erscheinungen wie in einem Spiegel vorüberziehen sieht. So wird in den

Hetärengespräche.

„Hetärengesprächen“ das leichtfertige Leben und die unzüchtigen Verhältnisse der „Demi Monde“ des Alterthums, die schon die attischen Komödienschreiber und ihre römischen Nachahmer Plautus und Terentius zum gewöhnlichen Gegenstand ihrer Lustspiele gemacht, in üppigen Schilderungen vorgeführt.

Nach Wielands Ansicht hatte Lucian dabei die Absicht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; „mir wenigstens scheint es eines Philosophen für die Welt, wie Lucian war, auf keine Weise unwürdig zu sein,“ bemerkt der Uebersetzer, „im Gegentheil vielmehr zur Vollständigkeit seines schriftstellerischen Planes zu gehören, daß man auch diese reizenden Sirenen, die in großen Städten einen wahrlich nicht unbedeutenden Einfluß auf Familienverhältnisse, häusliches Glück und auf die Sitten überhaupt haben, in seinen Schriften mit wahren Zügen und Farben abgeschildert und von mancherlei Seiten, in allerlei Situationen, mit und ohne Maske, ohne Verschönerung, aber auch ohne Verunstaltung, kurz mit philosophischer Unparteilichkeit und Treue dargestellt findet.“

Lucius oder der Esel.

Auch in der vielbesprochenen frivolen Erzählung: „Lucius oder der Esel“, deren Echtheit übrigens in Frage steht, kommen höchst unzüchtige Stellen vor, von einem Ringkampf im Bette, den selbst Wieland nicht zu übersetzen wagte, von dem Schandleben einer herumziehenden Priesterbande der syrischen Göttin, von der unnatürlichen Geilheit eines üppigen Weibes, die sich in den verzauberten Esel verliebte und ein Beilager mit ihm veranstaltet. Abgesehen von solchen obscönen und schlüpfrigen Schilderungen, an denen das Alterthum weniger Anstoß nahm, als die moderne Welt, sind

Wahre Geschichten.

diese Erzählungen (unter denen besonders die „wahren Geschichten“ hervorragen, eine Reihe der ergötzlichsten Lügenerzählungen, Aufschneidereien und Wundergeschichten) ausgezeichnet durch leichte Darstellung, phantasievolle Erfindung und reizende Einkleidung. In diesen satirischen Mährchen ist der Zauber des Orients, wo diese Literaturgattung von jeher zu Hause war, mit der Anmuth griechischer Form verbunden. Die „wahren Geschichten“ enthalten eine Anzahl locker zusammenhängender „Abenteuer zu Wasser und zu Lande“ und Lügenmährchen nach Münchhausens Art, offenbar in der Absicht niedergeschrieben, die Neigung der Zeit für phantastische Wundergeschichten und die lü-

genhaften Reiseberichte zu parodiren. Reizend sind vor Allen die Schilderungen der Natur und des Lebens auf dem „Eilande der Seligen" und die „Stadt der Träume." Zu diesen anmuthigen Beschreibungen gehört auch das kleine graziöse Schriftchen „Lob der Fliege." Durch die Anschauung von Kunstwerken der Malerei, für welche Lucian feinen Sinn und Verständniß besaß, wie „die Bilder", der Saal", „Action" und andere Stücke beweisen, hatte sich sein Geschmack in der Art gebildet, „daß auch seine eigenen Schilderungen und Charakteristiken allegorischer und wirklicher Personen und Lebensverhältnisse dadurch eine wahrhaft plastische Abrundung und Präcision der Umrisse bekamen." Die Worte, die er im „Fischer" über seine Darstellungen der „Wahrheit" in den Mund legt, sind ganz zutreffend: „Er entwarf von den Menschen ein sehr deutliches und vollständiges Gemälde, in welchem er nicht blos ihre äußeren Umrisse, sondern auch ihre Charakterzüge aufs getreueste darstellte." Lob der Fliege.

2. Literatur und Wissenschaft.

A. Uebersicht und Charakter.

Im ruhigen Fluß des monarchischen Daseins flüchteten sich die besseren Naturen und die gebildetere Klasse mehr und mehr aus der Welt der Wirklichkeit in das Innere, aus dem handelnden Leben in das Reich der Kunst und Literatur, des geistigen Genießens, der gelehrten Wißbegierde, aus der unerfreulichen Gegenwart in die Vergangenheit und Ferne. Diese Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt des Lesens, Forschens und Sammelns, dieses Zurückziehen aus dem thätigen Leben in das Studium und in die Wissenschaft, aus der Gegenwart und der unmittelbaren Beobachtung in die Vergangenheit und in die Nachahmung gibt sich vor Allem in den Geistesprodukten der Zeit kund. Was an Kraft und Wahrheit abging, suchte man durch Kunst und Reflexion zu gewinnen. Je mehr die freie Rede aus der Oeffentlichkeit verschwand und auf den Gerichts- oder Hörsaal beschränkt ward, desto größere Bedeutung erlangten die Rhetoren, welche die Redekunst durch Regeln und Vorschriften lehrten und die Sprache des Herzens und der Natur durch gelehrten Prunk, durch künstlichen Formalismus, durch geistreiche Entwickelung und Anordnung der Gedanken und durch glänzenden Vortrag zu ersetzen bemüht waren. Die Rhetorik war die „geistige Gymnastik" der römischen Nation in der Kaiserzeit, so daß die ganze Bildung und Literatur ein rhetorisches Gepräge annahm, geschraubte Declamation an die Stelle des einfachen natürlichen Vortrags trat, und spitzfindige Dialektik, geschmückt mit Sentenzen und Witzworten, den größten Beifall erntete. Unter den Händen griechischer Lehrer, die den alten Namen „Sophisten" führten, wurde die Redekunst zum einträglichsten und geehrtesten Beruf. Die rhetorischen Hörsäle, wo man sich bald in künstlich ausgearbeiteten Reden, bald in Extemporisationen über ein aufgegebenes Thema übte, versammelten und bezauberten die Jugend wie das gereifte Mannesalter; in allen gesellschaftlichen Kreisen glänzten die Lehrmeister der Rhetorik, selbst Bedeutung der Rhetorik.

im Rathe und in der Umgebung des Kaisers hatten die angesehensten unter ihnen, ein Dio Chrysostomus, ein Herodes Atticus, ein Favorinus u. A. Zutritt und Geltung. Allenthalben bemühte man sich, den Mangel an innerer Gediegenheit und die Dürftigkeit der Gedanken und Ideen durch schöne Form und beredtes Wort zu verhüllen. Zunächst in der griechischen Welt die Lieblingskunst der Zeit verpflanzte sie sich bald auch nach Rom, wo ihr in Quinctilianus ein gefeierter Redner erstand und von da nach allen Culturstädten des gesammten Abendlandes. Quinctilians „Unterweisung in der Redekunst" und der gewöhnlich dem Tacitus zugeschriebene „Dialog über die Redner" gehören zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der römischen Sprache und Literatur im „silbernen" Zeitalter.

Verfall der Poesie.

Durch den überwuchernden Eindruck der Rhetorik wurde die Literatur und Kunst mehr und mehr dem Leben und der Natur entfremdet und in die Fesseln der Form und Nachahmung geschlagen. Am fühlbarsten machte sich diese Entfremdung von aller Wahrheit, Originalität und frischen ursprünglichen Kraft in der Poesie bemerklich, wo rhetorischer Schwulst, Uebertreibung und Unnatur in Schilderungen und Bildern die Armuth der Phantasie, den Mangel an poetischer Imagination und Gestaltung ersetzen, hohles Pathos den undichterischen Stoff und die Trivialität der Gedanken verhüllen sollte. Das abschreckendste Beispiel dieses gesunkenen Geschmacks sind die schwülstigen Dramen, die den Namen des Annäus Seneca an der Stirn tragen. Die epischen Gedichte eines Lucanus, Silius Italicus, Valerius Flaccus und Statius sind größtentheils trockene Nachahmungen Virgils, die, wenn auch freier von den gerügten Mängeln, doch weder durch ihren der römischen Geschichte oder der griechischen Mythologie entnommenen Stoff, noch durch die rhetorische Form und kalte Beschreibungen anzuziehen vermögen. Bei Statius „ließ die Kälte der äußern Umgebung unter Domitian jeden Hauch seines Dichtergeistes in zierliche Eisblumen anschießen", und Lucanus scheint die epische Form nur als Deckmantel gebraucht zu haben, um seine politischen Ansichten kund zu geben und zu verbreiten. Bei den übrigen Dichtern steigert sich das poetische Feuer, an Ovid entzündet und an den Declamationen der Rhetorenschule genährt, zu unnatürlichem Schwulst; und den didaktischen Dichtern, wie Manilius (Mallius) und zum Theil Columella diente die poetische Form nur als Träger des wissenschaftlichen Lehr-Inhaltes. Die echte Poesie war aus dem Leben und der Literatur verschwunden; dafür befaßten sich Grammatiker und Commentatoren wie Aulus Gellius u. A. mit der Erklärung der altklassischen Dichter und Schriftsteller, suchten den errungenen Sprachschatz vor Verfall und Untergang zu retten und benutzten die vorhandene Literatur zu Sammelwerken und Auszügen vermischten Inhalts. Der Name Dichter war fast vergessen, bemerkt Gibbon, den des Redners hatten sich die Sophisten angemaßt; eine Wolke von Kritikern, Compilatoren und Commentatoren ver-

dunkelte das Antlitz der Wissenschaft, und auf den Verfall des Genius folgte bald die Verderbtheit des Geschmacks.

Weniger litten die Prosaschreiber der „silbernen Latinität" unter der Ungunst der Zeitverhältnisse, wenn gleich auch ihre Schriften mehr für den Denker als für den praktischen Bedarf berechnet waren und manche von ihnen, wie Pomponius Mela, Columella und der ältere Plinius sogar über Dinge des realen Lebens und der Erfahrung „in gewundenen Worten empfindsam und dunkel" schrieben, und sämmtliche Historiker (mit Ausnahme des großen Tacitus, der durch seinen sittlichen Charakter wie durch Kraft, Wahrheit und Kunst mächtig über die Zeit emporragt), Sueton, Curtius Rufus, Florus u. A. weit hinter den großen Meistern der klassischen Zeit zurückblieben und an Inhalt und Form die Wirkung des unfreien Staatslebens wie der rhetorischen Zeitbildung verriethen, Fehler, von denen sich auch weder der Philosoph Seneca mit seiner gespreizten Eleganz und Sentenzenfülle, noch der jüngere Plinius mit seiner weltmännischen Feinheit frei zu halten wußten. Aber ihre Sprache ist, wenn auch nicht klassisch und musterhaft, doch noch immer geistreich durchdacht und an griechischer Redefreiheit genährt. Der Sprachschatz wurde mit neuen Worten und Ausdrücken bereichert, aber was dadurch die Darstellung an Frische und Unmittelbarkeit gewann, verlor sie an Gründlichkeit und geschlossenem Periodenbau. Die neuen Ausdrücke des silbernen Zeitalters entsprangen aus Affectation oder aus Geistesträgheit. Nur bei Tacitus, dem Großmeister römischer Geschichtschreibung, der in seinen Annalen und Historien mit dem strengen Republikanersinn eines Cato die innere und äußere Geschichte Roms während der Kaiserzeit mit Freimuth, Ernst und Wahrhaftigkeit dargestellt und im Leben des Agricola und in der Beschreibung des alten Germaniens unschätzbare Nachrichten über die Vorzeit des britischen und deutschen Volkes gesammelt hat, ist der kurze zerrissene Stil und Periodenbau und die fremdartige mitunter dunkle Ausdrucksweise ein treues Abbild der zerfahrenen Zeit und des ziellosen Treibens der damaligen Menschheit. Mit allen Vortheilen der Zeitbildung: umfassendes Wissen, gelehrte Forschung, zuverlässige Quellenkunde; Einsicht in das Staats- und Rechtsleben und eine wunderbare Welt- und Menschenkenntniß vereinigend, macht das Taciteische Geschichtswerk sowohl durch die tiefe, anschauliche Darstellung als durch den über das düstere Gemälde ausgegossenen trüben und melancholischen Ton einen ergreifenden, ja erschütternden Eindruck.

Die Prosaschreiber der silbernen Latinität.

Die gelehrten Forschungen und Sammlungen, die schon unter Augustus begonnen, dauerten fort und nahmen immer weitere Dimensionen an. So wurde die römische Rechtswissenschaft ihrer klassischen Blüthe entgegengeführt, indem man die Quellen des Rechts, die Gesetze, Magistratsedicte und kaiserliche „Constitutionen", die Richtersprüche und Rechtsentscheidungen sammelte, ordnete und erläuterte, und die Rechtsbegriffe entwickelte, erörterte und

Rechtsgelehrsamkeit.

bestimmte. Die Durchbildung der Rechtswissenschaft ist die einzige gründliche Frucht des Jahrhunderts. „Als Rathgeber der Krone, deren Verfügungen und Staatsschriften sie abfaßten, besaßen die Juristen vor Andern Einfluß, und aus der Erfahrung in Geschäften zogen sie einen praktischen Stil.“ In Hadrians Edictum perpetuum war ein Mittelpunkt für die Forschung gegeben, die sich in immer weitere Kreise verbreitete; zugleich erhielt die juristische Diction die technische Vollendung, die bei den großen Meistern des dritten Jahrhunderts (Gajus, Papinian, Ulpian, Paulus) eben so sehr durch Schärfe der Begriffe als durch Pünktlichkeit (Präcision) des Ausdrucks sich kund gibt.

Griechische Literatur.

In andern praktischen Wissenschaften blieben die Griechen noch immer die Lehrmeister: namentlich wurde die Geschichte, wie die Erd- und Weltkunde in den zwei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch durch einige namhafte Schriftsteller wesentlich bereichert und vervollkommnet, freilich nicht mehr im klassischen Stil und großartigen Sinne früherer Jahrhunderte, sondern mit rhetorischer Färbung und unter dem Einfluß der Philosophenschulen und des Zeitgeistes. So ist Plutarch aus Chäronea in Böotien durch seine „vergleichenden Lebensbeschreibungen“ wie durch seine zahlreichen „moralischen“ Schriften vermischten Inhalts eine reiche lebendige Quelle für die gesammte Alterthumskunde geworden; so haben die Feldzüge des großen Alexander und das indische Land und Volk einen trefflichen Bearbeiter in Arrian gefunden, einen Griechen aus Kleinasien, der bei Hadrian in hoher Gunst stand und, wie sein Vorbild Xenophon, als Philosoph, Staatsmann und Feldherr hervorragte; so wurde die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Appian, Dio Cassius, Herodian u. A. behandelt und durch Polyäns Anekdotensammlung, „Kriegslisten“ genannt, und durch Aelians Buch über die Taktik der Hellenen ist die Kriegsgeschichte vielfach beleuchtet worden. So hat ein anderer Aelianus zu Hadrians Zeit in zwei Sammelwerken, „Vermischte Geschichten“ und „Thiergeschichten“, eine Menge lehrreicher Notizen und Nachrichten aus verschiedenen Zweigen der Alterthumskunde, wenn auch ohne Kritik und Ordnung, hinterlassen, mit vielen erbaulichen Legenden „über die Erweisungen der Gottheit in der Natur und im Menschenleben“, und Athenäus, ein als Grammatiker, Rhetor und Sophist bekannter Gelehrter aus Alexandrien, der zur Zeit des Commodus in Rom lebte, hat unter dem Titel „Gelehrtenmahl“ (Deipnosophistai) eine Sammlung von Auszügen aus mehr als 1500 jetzt verlorenen Werken über alle Seiten des antiken Lebens in Form von „Tischgesprächen“ verfaßt, eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des gesammten Alterthums, der Literatur und Poesie, der Naturkunde und Grammatik, des öffentlichen und Privatlebens; so hat ferner Claudius Ptolemäus die Ergebnisse älterer Forschungen über Geographie, Astronomie und Zeitrechnung systematisch zusammengestellt und mit eigenen Beobachtungen vermehrt in Werken niedergelegt, die durch das ganze Mittelalter hindurch in der christlichen und muham-

medanischen Welt als höchste Autorität galten; so hat Pausanias, von dessen Leben man nichts weiter weiß, als daß er in Kleinasien (Kappadocien oder Lydien) geboren, nach vieljährigen Reisen durch verschiedene Länder sich zur Zeit Hadrians oder der Antoninen in Rom niedergelassen habe, in seiner dichterisch gefärbten „Wanderung (Periegese) durch Griechenland" eine Menge nützlicher und wissenswürdiger Angaben, Erzählungen und Notizen gesammelt, die, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig und in einer mitunter dunklen und gespreizten Sprache und ungeordneter Darstellung vorgetragen, für Religion und Mythologie, für Kunstdenkmale und Künstler, für Geschichte und Landeskunde des griechischen Alterthums von höchster Bedeutung sind, so daß er neben dem trefflichen inhaltreichen Werke Strabo's (S. 76) und in Verbindung mit der „geographischen Unterweisung" des Ptolemäus, die größte Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde des Alterthums gewährt. Es kann als eine günstige Fügung des Schicksals angesehen werden, daß kurz vor dem Untergange der alten Religion, Kunst und Poesie ein Mann von so offenem unbefangenem Sinn wie Pausanias, und so erfüllt von Bewunderung für die Herrlichkeit des hinschwindenden Alterthums, diese Aufzeichnungen aller Merkwürdigkeiten in den zehn Landschaften von Hellas und dem Peloponnes der Nachwelt hinterlassen hat. — Auch die Heilkunde verdankt den Griechen ihre wissenschaftliche Ausbildung: Galenus aus Pergamum hat in seinen zahlreichen medicinischen Schriften, von denen noch über hundert erhalten sind, die Erfahrungen und Beobachtungen des Hippokrates und anderer älterer Heilverständigen systematisch zusammengefaßt und mit eigenem Wissen bereichert; und für die Geschichte der griechischen Philosophie hat Diogenes Laertius im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Werk verfaßt, das trotz der großen Mängel und Irrthümer der mit wenig Kenntniß, Geist und Genauigkeit bearbeiteten Compilation durch den Reichthum an Angaben über die Lehren und das Leben der Philosophen und andere Nachrichten für die Folgezeit von der höchsten Wichtigkeit geworden ist. Auch für eine neue Gattung der Literatur — den Roman — haben die Griechen, vielleicht von orientalischen Märchen und Dichtungen angeregt, dem Abendlande das Vorbild geliefert. Die „Milesischen Märchen" waren wohl schon frühe eine Quelle für schlüpfrige Erzählungen von Liebesgeschichten und Schelmenstreichen, wie wir sie in Lucian kennen gelernt und wie sie Apulejus nachgebildet. Im vierten und fünften Jahrhundert gewann die Romanliteratur immer breiteren Boden, ohne doch jemals für die Gesellschaft solche Bedeutung zu erlangen, wie die Moderomane in neuerer Zeit. Zu den bekanntesten Romanen in griechischer den ältern Schriftstellern nachgebildeter Sprache gehört die Liebesgeschichte der „Leucippe und des Klitophon" von Achilles Tatius aus Alexandrien, die „äthiopischen Geschichten" des Phöniziers Heliodor, die Abenteuer zweier Liebenden, der äthiopischen Königstochter „Chariklea und des Theages", eines edlen Thes-

saliers, eine Geschichte, in deren züchtiger Haltung schon die Einwirkungen des Christenthums zu erkennen sind, und die Liebesgeschichte des „Chäreas und der Kalirrhoe" von dem Karier Chariton.

Ptolemäus. Claudius Ptolemäus, der zur Zeit der Antoninen im Serapeum zu Alexandrien die Forschungen und Beobachtungen der ältern alexandrinischen Gelehrten, eines Eratosthenes, Hipparch u. A. (III, S. 392) eifrig studirte, wurde durch seine Werke über Geographie, Chronologie und Astronomie der Begründer einer neuen Periode in der Erd- und Himmelskunde und der Schöpfer eines Systems, das durch das ganze Mittelalter bei Christen und Arabern als die einzige Quelle dieser Wissenschaften galt und durch Uebersetzungen, Auszüge und Bearbeitungen in allen Ländern verbreitet war. Geographie. Anlehnend an die Leistungen seines älteren Zeitgenossen Marinus von Tyrus, der im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die geographische Wissenschaft durch sorgfältige Zeichnung von Landkarten und durch die Angaben der Länge und Breite der Orte wesentlich gefördert hatte, entwarf Ptolemäus in seiner „geographischen Unterweisung" ein vollständiges Lehrbuch der Erdkunde, mit allen Angaben, Kenntnissen und Erfahrungen, die man zu seiner Zeit durch Forschungen, Reisen und mündliche Erzählungen von Seefahrern und Kaufleuten gewonnen hatte, mit Beifügung von Landkarten, die an Richtigkeit und Genauigkeit alle ähnliche Arbeiten übertrafen, so daß die acht Bücher der Ptolemäischen Geographie, worin weniger Gewicht auf die Darstellung und Länderbeschreibung als auf die wahre und erschöpfende Angabe des geographischen Stoffes gelegt war, als die Grundpfeiler angesehen werden können, die, verbunden mit dem lebenvolleren und reicheren Werke Strabo's, die Erd- und Länderkunde der alten Welt zu einem festen Lehrgebäude abgeschlossen haben. Trotz vieler Fehler und Irrthümer bei den Angaben und Grenzbestimmungen entfernter und wenig bekannter Länder und trotz der Unrichtigkeiten in der auf mangelhaften Aufnahmen und Berechnungen beruhenden Bestimmung der Länge und Breite der Orte ist dennoch die „geographische Unterweisung" durch die unschätzbaren Notizen aus Reisebeschreibungen und Schiffernachrichten vom höchsten Werth für die Kenntniß der alten Welt.

Astronomie. Noch höher war das Ansehen des Ptolemäus als Lehrers der Astronomie für alle Völker des Mittelalters. In seinem Werke, welches er die „große Zusammenstellung" (megale Syntaxis) nannte, aus dem dann die Araber das „große" in „größte" (megiste) verwandelnd und ihren Artikel (al) vorsetzend, das Wort „Almagest" bildeten, hat er die Beobachtungen seiner Vorgänger, besonders des berühmten Astronomen Hipparch, in ein System verarbeitet, das als der Inbegriff aller astronomischen Wissenschaft sich von Jahrhundert zu Jahrhundert unter dem Namen des „ptolemäischen Weltsystems" vererbt hat. Die Hauptzüge dieses Systems beruhen auf folgenden Sätzen: „Die Erde liegt im Mittelpunkte des Universums, erscheint im Verhältniß zur Größe des Universums wie ein Punkt, ist bewegungslos. Um sie dreht sich das Firmament, die Sonne, der Mond, die Planeten und Fixsterne in verschiedenen Bewegungen. Von der Erde stehen die Himmelskörper in folgenden Entfernungen ab: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Der Mond und die Sonne drehen sich in excentrischen Kreisen um die Erde. Die scheinbare Bewegung der Planeten ist rechtläufig und rückläufig, zu bestimmten Zeiten scheinen dieselben still zu stehen.

Auch dieses vollständige Lehrbuch der astronomischen Wissenschaft wurde in alle Sprachen übersetzt und diente, nebst den astronomischen Tafeln, als Inbegriff der Beobachtungen und Berechnungen des Alterthums. Seine Angaben und Vorschriften galten viele Jahrhunderte lang als Kanon für die Bestimmung des Jahres und die Aufstellung des Kalenders. Außer diesem wissenschaftlichen Werke hat sich auch noch ein astrologisches Lehrbuch, „Quadripartitum", unter Ptolemäus' Namen erhalten, ein merkwürdiges Zeugniß von der großen Macht welche damals Wahn und Aberglauben über die Menschheit erlangt hatten.

Noch in einer dritten Wissenschaft wurde Ptolemäus der Gründer eines neuen Systems — in der Chronologie. Unter seinen Werken befindet sich ein „Kanon von Königen", worin die Geschichte des Alterthums in vier Weltmonarchien getheilt ist mit Angabe der Herrscher und ihrer Regierungsdauer nach der ägyptischen Jahresrechnung. Die erste Stelle nimmt das babylonisch-assyrische Reich ein, das mit einem sonst unbekannten König Nabonassar beginnend 20 Königsnamen nebst ihrer Regierungszeit umfaßt; sodann folgt das persische Reich mit 10 Königen; die dritte Weltmonarchie ist die macedonisch-ptolemäische mit 13 Regenten, die vierte die römische von Augustus bis Antoninus nebst späteren Fortsetzungen. Nach diesen Anordnungen wurden die Lehrbücher der Universalgeschichte bis ins vorige Jahrhundert verfaßt. Chronologie.

Galenus, ein philosophisch gebildeter Mann, der die Lehrmeinungen des Aristoteles und Plato zu vereinigen suchte und auf längeren Reisen sich viele medicinische und naturwissenschaftliche Kenntnisse erwarb, hat zuerst ein vollständiges Lehrgebäude der Heilkunde in allen ihren Theilen aufgestellt. Die längste Zeit seines Lebens verbrachte er zu Rom unter den Antoninen und unter Commodus, dessen Leibarzt er war. Seine Schriften und Ansichten genossen durch das ganze Mittelalter hindurch bei Christen und Arabern das höchste Ansehen. Galenus. 131 — c. 200.

Das Sammelwerk des Athenäus besteht aus 15 Büchern, wovon aber die zwei ersten und der Anfang des dritten nur noch in Auszügen späterer Jahrhunderte vorhanden sind. Unter den angeführten Gästen des fingirten Gelehrtenmahles finden sich bedeutende Namen der Zeit, wie Galenus, Ulpianus und Athenäus selbst, der seinem Freunde Timokrates Alles erzählt, was bei dem Gastmahle vorgefallen und gesprochen ward. „Nach dem Lobe des Gastgebers wendet sich das Gespräch im ersten Buch alsbald zu den Freuden des Mahls, den Kennern und Verehrern desselben, aber dann auch zur Mäßigkeit der homerischen Helden, darauf zu den Schriftstellern darüber u. s. w. Der Wein nach seinen verschiedenen Arten und Eigenthümlichkeiten, seine Zubereitung u. dergl., das Wasser und andere Getränke bilden den Gegenstand weiterer Erörterung, die dann zu einer selbst für den Botaniker nicht unwichtigen Beschreibung der verschiedenen Speisen aus dem Pflanzenreiche wie aus der Thierwelt übergeht, darauf die Hochzeitsmahle und andere feierliche Mahle verschiedener Völker beschreibt, und dabei selbst der Musik gedenkt, so wie der Parasiten, Sklaven und anderer hier in Betracht kommender Gegenstände. Mit den Fischen, ihren Eigenschaften, Heilkräften beschäftigt sich das sechste und die nachfolgenden Bücher; in dem zehnten Buch werden berühmte Schlemmer und Zecher aufgezählt, während das eilfte Buch ausführlich und genau in eine Beschreibung der verschiedenen Trinkgeschirre eingeht, und die folgenden Bücher über die Wohlgenüsse des Lebens, über Ueppigkeit, Schlemmerei und Luxus jeder Art, über die mannichfachen Verhältnisse der Frauen- wie der Männerliebe, über Musik, Tanz, Gesang und Spiel jeder Art sich ausführlich verbreiten." Athenäus.

Diogenes Laertius, der sein Werk an eine vornehme Verehrerin Plato's richtete, in welcher Einige Arria, des Galenus Freundin, Andere die Kaiserin Julia Domna erkennen wollten, „gibt zuerst eine Einleitung über den Ursprung der Philosophie, den er bei den Griechen, nicht bei den Barbaren findet, dann geht er auf die Geschichte der Philosophie über, die er in zwei Hälften theilt, in die ionische, welche er mit Thales beginnend, im zweiten Buch mit Anaximander und seinen Nachfolgern, dann mit Sokrates und seiner Schule fortsetzt, so daß im dritten Buche Plato, im vierten die Akademiker, im fünften Aristoteles und einige Peripatetiker, im sechsten die Cyniker und im siebenten die Stoiker von Zeno bis Chrysippus incl. behandelt sind, und in die italische, welche im achten Buche mit Pythagoras und Empedokles, im neunten mit Heraklitus, an welchen die Eleaten und Atomistiker sich anschließen, fortgesetzt ist, während das zehnte und letzte Buch eine ausführliche Darstellung Epikurs und seiner Lehre enthält." Diogenes von Laerte.

B. Rhetoren und Sophisten.

Griechische Rhetoren u. Sophisten. Noch immer waren die Griechen die Lehrer und Vorbilder der Beredtsamkeit. Nicht nur in Rom ließen sich griechische Lehrmeister der Rhetorik nieder und gründeten vielbesuchte Rednerschulen, auch in den meisten Städten, wo hellenische Sprache und Bildung herrschte, von Massilia bis Tarsus, sammelten berühmte Rhetoren lernbegierige Jünger um sich. Zu den gefeiertsten Namen in der großen Zahl der griechischen Sophisten der Kaiserzeit gehört Dio mit dem Beinamen Chrysostomus (Goldmund) aus Prusa in Bithynien. Nachdem er in seiner Vaterstadt sich vielseitige Kenntnisse erworben und seinen Geist an dem Studium der Rhetorik, Sophistik und Philosophie gebildet hatte, begab er sich nach Rom. Aber von dem aller Wissenschaftlichkeit abholden Kaiser Domitian mit mißtrauischen Blicken betrachtet, entwich er im Bettlergewand und durchwanderte die Donauländer bis zu den Geten. Dort wirkte er nach Domitians Ermordung bei den Legionen zu Gunsten Nerva's, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er unter Trajan in hohen Ehren starb, von den beiden Kaisern mit Gnaden und Gunstbezeigungen überhäuft. Wir besitzen noch von ihm 80 Reden und Aufsätze politischen, moralischen und philosophischen Inhalts. Die Alten rühmen an ihm den schönen correcten Ausdruck, seinen glänzenden Vortrag und die Gewandtheit im Improvisiren, mit welchen formalen Vorzügen Tiefe des Gemüths und anschauliche Lebendigkeit verbunden sind.

Die Rhetorik in Athen. Die goldene Zeit erstand der griechischen Rhetorik unter Hadrian und den Antoninen. Wir haben gesehen, welche Vorliebe Hadrian der alten Musenstadt Athen zuwendete, wie er Künste und Wissenschaften förderte und wie durch seine Freigebigkeit und kaiserliche Huld ein neues frisches Leben aufging. Unter den Antoninen wurden zwei öffentliche Schulen daselbst errichtet, die eine für Philosophie, die andere für Rhetorik oder Sophistik und mit besoldeten Professoren besetzt. „Athen wimmelte von Sophisten, welche die reizende Aussicht auf das einträgliche Lehramt dahin gelockt," heißt es bei Westermann, „und Asiens Schulen lieferten nicht die wenigsten Competenten. Die Eitelkeit und Ehrsucht Einzelner gab dem ganzen Wesen bald den Charakter der Oeffentlichkeit. Man declamirte auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und Theatern; nicht selten kam es bei der großen Concurrenz zu declamatorischen Wettkämpfen; ja auf ihren Reisen versäumten die Sophisten nicht in den berühmtesten Städten bald aufgefordert, bald freiwillig Proben ihrer Kunst zu geben. Und hier war es, wo ihre Kokettcrie sowohl in äußerer Haltung als namentlich im Vortrage aus dem Stegreife über alle beliebigen Materien ihren Pfauenschweif in seiner ganzen Pracht entfaltete. So fiel auch hier die Kunst durch die Künstler. Vernachlässigung des Sprachidioms, Ueberladenheit im Ausdruck, ungezügelte Ausbrüche der Phantasie verbildeten den Geschmack der Gesammtheit." Unter der Menge der Rhetoren und Sophisten dieser fruchtbaren Zeit hat keiner einen größeren Ruhm erlangt als Herodes Atticus, aus einem edlen Geschlechte von Marathon stammend und im Besitze unermeßlicher Reichthümer, die er aufs Uneigennützigste zur Verschönerung Athens verwandte. Nachdem er unter den Antoninen die höchsten Ehrenämter bekleidet, zog er sich in das Privatleben zurück, seine Muße den Studien und der Beredtsamkeit zuwendend und an Aufwand und großartigen Anlagen mit den Kaisern wetteifernd. Seine Reden, viel gepriesen im Alterthum, sind verloren gegangen; man rühmte an ihnen als Hauptvorzüge Leichtigkeit und Anmuth: „seine Gedanken waren originell, aber ungesucht und ebenso sein Stil elegant und blühend, aber dabei deutlich und ungekünstelt." Unter seinen zahlreichen Freunden mag hier nur Favorinus aus Arles im südlichen Frank-

reich erwähnt werden, weniger wegen seiner literarischen Bedeutung, denn von seinen Schriften ist nichts Sicheres erhalten, oder wegen seiner Wirksamkeit als Rhetor und Philosoph, denn die Zwitternatur, die man ihm körperlich beilegte, scheint er auch in der Wissenschaft besessen zu haben; er gehörte zu keiner der herrschenden Philosophenschulen, und obwohl er im praktischen Leben sich an die Stoiker hielt, verleitete ihn doch die Eitelkeit gegen Epiktet zu schreiben; seine Bedeutung liegt hauptsächlich in dem hohen Ansehen, das er bei Hadrian genoß. Er theilte dessen literarische Liebhabereien am Veralteten und Dunkeln, beförderte das Kleinleben der Wissenschaft, das auf spitzfindige und geringfügige Untersuchungen großen Werth setzte, und bestärkte den Kaiser in der Vorliebe für griechische Sprache und Bildung im Gegensatz zu Cornel. Fronto, welcher der römischen das Wort redete. Gellius, des Favorinus begeisterter Schüler und Bewunderer, aus dessen „attischen Nächten" wir ein treues Bild des gelehrten Treibens am Hofe und in der Umgebung Hadrians erhalten, rühmte die elegante Sprache, Philostratus den bezaubernden Vortrag des Meisters. Solche Wichtigkeit legte man in jener dürftigen Zeit den gelehrten, unfruchtbaren Wortkämpfen und Aussprüchen der Sophisten und Rhetoren bei, daß der Streit zwischen Favorinus und Polemo, einem der gefeiertsten griechischen Rhetoren, wie ein weltgeschichtliches Ereigniß behandelt wurde. Polemo, der Lehrer des Herodes Atticus, erwarb sich durch seinen Unterricht und seine prunkenden Vorträge Ehre und Reichthum und die Gunst der Kaiser und der Großen, so daß er in seinem Hause zu Smyrna und auf seinen Kunstreisen einen fürstlichen Glanz entfaltete. Seiner volltönenden Reden wegen nannte man ihn die „olympische Posaune."

Von größerer Wichtigkeit für die Ausbildung der Rhetorik war des Herodes Schüler Aelius Aristides aus Mysien, der bei Marc-Aurel in solchem Ansehen stand, Aristides † c. 189. daß dieser auf seine Verwendung die im J. 178 durch ein Erdbeben zerstörte Stadt Smyrna wieder herstellte. Wir besitzen noch von ihm 55 Reden und Declamationen und zwei rhetorische Abhandlungen. So sehr Aristides von den Zeitgenossen als Redner geschätzt war, so leiden doch die hinterlassenen Arbeiten an Breite und Verworrenheit. Von seinem Zeitgenossen Hermogenes von Tarsus, einem frühreifen Genie, der schon im 15. Jahr öffentlicher Lehrer, im 17. Schriftsteller war, aber im 25. plötzlich das Opfer einer unheilbaren Geistesschwäche ward, besitzt man ein fünffach getheiltes rhetorisches Werk, das als Lehrbuch der Redekunst lange Zeit hindurch allgemein verbreitet und benutzt wurde und viele Erklärer fand. Es handelte von der Disposition der Hauptpunkte, von der zweckmäßigen Abfassung und Anordnung einer Rede, von den Redeformen und ihrer Anwendung und von der Einübung und Erlernung von Kunstregeln. Ein Menschenalter später lebte Flav. Philostratus aus Lemnos der, wie wir später sehen werden, auf Verlangen der Kaiserin Julia Domna das Leben und Wirken des Apollonius von Tyana beschrieben und von den namhaftesten Sophisten und Rhetoren Biographien verfaßt hat, die trotz der schwülstigen Darstellung für die Kenntniß der Zeitgeschichte nicht ohne Wichtigkeit sind. Ob diese beiden Werke und die andern Schriften, die unter dem Namen des Philostratus gehen, von einem Verfasser oder von mehreren desselben Namens herrühren, ist ungewiß.

In der Rhetorik waren die Römer mehr als in irgend einer Literaturgattung die Römische Redekunst. Schüler der Griechen, deren Unnatur und künstliche Uebertreibungen sie noch überboten*), bis sie durch tüchtige Lehrmeister auf bessere Wege geführt wurden. Begnügte

*) In dem erwähnten satirischen Werke des Petronius klagt Encolpius in einem öffentlichen Vortrag über die unsinnigen Rhetoren, die, statt der echten Beredtsamkeit den Weg zu bahnen, durch Schwulst und tolles Geschwätz bewirkten, daß, wenn ihre Schüler auf dem

man sich Anfangs mit dem Sammeln und Uebersetzen einzelner Stellen und Redefiguren aus griechischen Rednern, wie Rutilius **Lupus** unter Tiberius und Corn. **Celsus**, der Verfasser eines trockenen Lehrbuchs, so traten in der Kaiserzeit, als die gebildete Jugend in den Hörsälen der Rhetoren ihre Kräfte in Vorträgen und Controversen zu üben und zu messen begann und Vorliebe für Witz und geistreiches Wesen einsog, Seneca Rhetor. auch römische Rhetoren mit selbständigen Arbeiten hervor. Nachdem M. **Annäus Seneca**, der Rhetor genannt, aus dem spanischen Corduba, ein Mann von mäßiger Bildung und Urtheilskraft, aber von außerordentlichem Gedächtniß, eine Sammlung von Schulreden veranstaltet hatte, in welchen er zum Zweck der rednerischen Bildung seiner Söhne die von den namhaftesten Rhetoren über bestimmte Themata gegebenen Ausführungen und Ansichten als Musterstücke aus der Erinnerung zusammengestellt Quintilian. c. 40—118. hatte (suasoriae und controversiae), schrieb sein Landsmann M. **Fabius Quintilianus**, ein in den Rhetorschulen der Hauptstadt und im Umgang mit namhaften Rednern gebildeter Gelehrter, der unter Vespasian als Professor der Beredtsamkeit wirkte und von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und öffentlich ausgezeichnet ward, das treffliche Werk „Unterweisung in der Redekunst" (institutio oratoria) in 12 Büchern, „ein auf sittliche Grundsätze gebautes System des gesammten rhetorischen Wissens und Wirkens," das dem verkehrten Geschmack der Zeit kräftig entgegentrat und durch die Hinweisung auf Cicero und die älteren Redner eine bessere Richtung anbahnte. „In methodischem Stufengang," sagt Bernhardy, „hat er darin zuerst dargethan, wie man den Redner vom Knabenalter bis zu den reiferen Jahren erziehen, dann mit allen Mitteln der Erfahrung, der Gelehrsamkeit und Theorie ihn durchbilden solle, damit in seiner Persönlichkeit die vollendete Humanität sich spiegele. Diese reiche Darstellung fesselt durch Gemüth und Anschaulichkeit und eröffnet einen tiefen Einblick in die Werkstätte der römischen Beredtsamkeit. Man bewundert ferner die Form und natürliche Kunst, welche dem oft spröden Stoff ein bleibendes Interesse durch lebhaften und gefälligen Vortrag gewinnt." Quintilian war ein durch Lehrgaben, reinen Geschmack und edlen Charakter ausgezeichneter Mann, dessen letzte Jahre durch häusliches Mißgeschick, durch den Tod seiner jungen Gattin und seiner beiden Söhne getrübt waren. Er galt durchs ganze Mittelalter als Meister der Rhetorik. — Dialogus de oratoribus. Das vielbesprochene Schriftchen: „**Dialog über die Redner**" oder „von den Ursachen des Verfalls der Beredtsamkeit", das man am liebsten als ein Jugendwerk des **Tacitus** ansieht, ist eine in Gedanken, Vortrag und Gesinnung gleich vortreffliche Ab-

---

Forum erschienen, sie sich in eine andere Welt versetzt glaubten, weil sie in der Schule nicht lernten, was im praktischen Leben vorkäme, sondern in den Redeübungen von Piraten hörten, die mit Fesseln in der Hand am Ufer der unglücklichen Gefangenen harrten, von Tyrannen, die den Söhnen geböten, ihren Vätern die Köpfe abzuschlagen, von Orakelsprüchen, welche zur Abwendung der Pest drei oder vier Jungfrauen zum Opfer forderten; und diese furchtbaren Gegenstände würden in Worten vorgetragen so süß wie Honigkuchen, und Alles gleichsam mit Mohn und Sesam überstreut. Unter solchen Anweisungen könne man so wenig den rechten Geschmack lernen als der, welcher in einer Gerberei wohnt, sich vor dem Geruch schützen könne. Kein Wunder, daß auf diese Weise die Beredtsamkeit zu Grunde gegangen sei; die Redekünstler hätten mit leichtem und leerem Schalle ein Spiel getrieben, hätten dem Körper der Rede Kraft und Nerv genommen, so habe er zusammensinken müssen. Von solchen Schuldeclamationen hätten die alten Dichter und Redner der Griechen nichts gewußt. Der großartige und so zu sagen keusche Stil, wie man ihn dort findet, sei nicht bunt und schwülstig, sondern erhebe sich in natürlicher Schönheit. Aus Asien sei die gespreizte und hochtrabende Redeform nach Athen eingewandert und habe die strebsame Jugend, welche großer Gedanken am ersten fähig ist, mit ihrem Pesthauch angesteckt; seitdem sei die wahre Beredtsamkeit verstummt, die Poesie habe ihre Reinheit verloren und die Malerei sei der ägyptischen Pfuscherei erlegen.

handlung in Gesprächsform, jedoch so gehalten, daß die einzelnen Theilnehmer ihre Ansichten in zusammenhängender Rede vortragen. „Mit warmer Beredtsamkeit, welche durch männliche Kraft und geschickte Zeichnung erfreut, entwickelt der Dialogus im Gespräch zwischen dem Tragiker Maternus, dem Redner Aper und Staatsmann Messalla den alten Streit, ob die Poesie dem rednerischen Beruf vorzuziehen, und verweilt am längsten bei den charakteristischen Unterschieden der Beredtsamkeit im Freistaat und in der Kaiserzeit.“ Die Schrift, deren Echtheit man hauptsächlich auf Grund der mehr fließenden Darstellung angefochten hat, enthält eine Fülle geistreicher Gedanken, werthvoller Nachrichten und viele feine und scharfsinnige Charakteristiken. Den Glanzpunkt bildet die Parallele der republikanischen und monarchischen Beredtsamkeit, wobei für die alte Zeit mit Wärme Partei genommen wird. — Von Corn. Fronto aus Cirta, Fronto. einem von mehrern Kaisern mit Ehrenstellen ausgezeichneten Rhetor, der lange Zeit den Ton in der Literatur angab, hatte man früher nur eine kleine grammatische Schrift, bis vor einigen Jahrzehnten größere Stücke des vertrauten Briefwechsels mit Antoninus Pius und seinen kaiserlichen Zöglingen Marc-Aurel und L. Verus, sowie der Rest seiner Geschichte des parthischen Krieges und Schuldeclamationen entdeckt und herausgegeben wurden. Seitdem ist man von dem Lob, das die Alten maßlos über seine Beredtsamkeit ausgegossen, bedeutend zurückgekommen. „Fronto war ein Mann von großem Ehrgeiz und noch beschränkterem Geiste,“ bemerkt Bernhardy, „es bezeichnet aber die Dürftigkeit seiner Zeit, daß er aus Eifersucht den Ruhm seiner nächsten Vorgänger herabsetzt und mit Erfolg die Literatur durch eine planmäßige Reaction um einige Jahrhunderte zurückschraubt. Sein Stil ist ein mühselig aus Archaismen und veralteten Autoren zusammengelesener, bunt gewirkter Cento, mit dem er die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken verhüllt.“

Durch die zahlreichen Bildungsanstalten, die sich nun nach dem Vorbilde Roms in vielen namhaften Provinzstädten des Abendlandes erhoben, wo sich die Jugend in den allgemeinen Wissenschaften und in der Beredtsamkeit ausbildete und später sich zum Rechtsstudium vorbereitete, wurde die lateinische Redekunst fort und fort geübt, so daß sie nicht allzu weit der griechischen nachstand. Besonders waren die gallischen Städte (Marseille, Lyon, Autun, Arles, Toulouse, Bordeaux, Narbonne, Trier u. a.) wirksame Pflanzschulen dieser Wissenschaft in Theorie und Praxis. Auch hier stachelten hohe Besoldungen und Ehrentitel den Ehrgeiz der Gelehrten, die dafür ihren Dank den Kaisern in gefeilten Prunkreden aussprachen.

C. Die römische Dichtung in der Kaiserzeit.

Der verderbliche Einfluß der Rhetorik auf die Poesie tritt nirgends deutlicher zu Drama: Seneca der Tragiker. Tage als in den neun oder zehn Tragödien, welche eine alte Tradition dem Philosophen Annäus Seneca zuschreibt. Wer der Verfasser war, ob einer der beiden Seneca oder ein dritter oder mehrere Dichter, kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; daß sie aber aus der Schule der Rhetorik des ersten Jahrhunderts hervorgegangen sind und nicht zur Aufführung auf der Bühne, sondern zu declamatorischen Vorträgen bestimmt waren, darüber ist man allgemein einverstanden. „Alle Wahrscheinlichkeit führt zu der Annahme,“ bemerkt Bernhardy, „daß die Tragödien des Seneca, wie sonst in ähnlichen Fällen nach dem geistigen Begründer der Manier benannt, eine mehr oder weniger gleichartige Sammlung aus mancherlei Material bilden, zu der Kunst- und Zeitgenossen derselben declamatorischen Schule beisteuerten.“ Mit Ausnahme des letzten Stückes „Octavia,“ das den Tod der unglücklichen Gemahlin

Nero's zum Gegenstand hat und sich als das Werk eines Rhetors ausweist, dessen tragische Kunst darin bestand, einzelne Scenen, Wechselreden und Chorgesänge ohne innere Verbindung aneinander zu reihen und mit einer Fülle von Declamation und gelehrten Floskeln auszustatten, sind alle den griechischen Tragödien des Sophokles und Euripides in Stoff und Form nachgebildet, selbst mit Beibehaltung des Chors, für den doch die römische Bühne keinen Raum hatte und dessen lyrische und declamatorische Ergüsse hier bisweilen die Form von Oden annehmen. Aber weit entfernt, der Wahrheit, Würde und Idealität der hellenischen Vorbilder nachzustreben, suchen die Tragödien Seneca's Effect zu machen durch überschwengliches Pathos und hohle Declamation, durch Uebertreibungen im Schrecklichen und Gräßlichen, durch den Prunk mythologischer Gelehrsamkeit und durch eine Fülle schimmernder Betrachtungen und witziger Sentenzen. Die Composition, wenn auch hie und da nicht ohne Verständniß und Kunst angelegt, ist auf Effect berechnet; die Scenen stehen in lockerem Zusammenhang mit einander, da der Dichter weniger durch den Totaleindruck als durch die einzelnen Situationen zu wirken suchte; die Personen sind keine individuell gezeichneten Heldengestalten, sondern mythologische Figuren, denen lange pathetische Reden, angefüllt mit Reflexionen und Aussprüchen der stoischen Philosophie, mit erheuchelten Gefühlen und kalter Moral in den Mund gelegt werden; die Sprache ist, wenn auch nicht ohne Wohlklang und metrische Schönheit, doch ermüdend und abstoßend durch die studirte Künstlichkeit, den rhetorischen Schwulst und die tönende Wortfülle. Was den Stücken abgeht an Handlung und dramatischer Kunst, an Natur und Kenntniß des menschlichen Charakters, das sucht der Dichter zu ersetzen durch Uebertreibung: Das Gräßlichste, was die Phantasie zu ersinnen vermag, wird dem Zuschauer vorgeführt. Hippolyts Leiche wird in Stücken auf die Bühne geworfen; Medea schleudert die Leichname ihrer Kinder dem Vater entgegen; wir sehen, wie der betrunkene Thyestes das mit Wein gemischte Blut seiner Kinder trinkt; die Frevelthaten, meistens Folgen wüthender Rachsucht, sind eben so maßlos und unnatürlich wie die Großthaten; „Licht und Schatten sind wie weiße und schwarze Pinselstriche ohne Uebergänge auf die Leinwand gemalt: ein Gemälde aber ist daraus nicht geworden." Fehlt es auch nicht an einzelnen Schönheiten und poetischen Zügen, so ziehen diese doch nur „wie Goldadern durch kahle Felsen." Dennoch waren die Tragödien Seneca's für das moderne Schauspiel, namentlich das klassische Drama der Franzosen von großem Einfluß und wurden nicht selten den griechischen Meistern vorgezogen. Selbst Lessing ließ sich noch durch den falschen Glanz dieser Stücke blenden.

Der Werth der einzelnen Tragödien ist von verschiedenen Kritikern verschieden beurtheilt
Thebais. worden. Am weitesten entfernt von einem eigentlichen Drama ist das Stück „Thebais" oder „Phönissen", offenbar eine unvollendete „Studie". Es besteht aus einzelnen unzusammenhängenden Scenen aus dem thebanischen Mythenkreis, größtentheils dem Oedipus auf Kolonos
Troades. des Sophokles entlehnt. Zu den besten Stücken gehören die „Trojanerinnen", wo in einzelnen ergreifenden Scenen der Jammer der gefangenen Frauen nach Troja's Fall und die neuen Leiden der Hecuba und Andromache durch den Tod des Astyanax und die Opferung der
Medea. Polyxena (II, S. 83) dargestellt werden. In der Medea wird die Leidenschaft des rasenden Weibes, wie sie bei Euripides erscheint (II, S. 537), ins Zügellose und Gräßliche gesteigert.
Der Rasende Hercules. Der „rasende Hercules", der nach der Ermordung des Lycus im Wahnsinn Weib und
Der Oetäische Hercules. Kinder ermordet, ist dem Euripides (II, S. 540), der „Oetaische Hercules", der Flammentod des Helden den „Trachinerinnen" des Sophokles nachgebildet, einzelne Scenen ohne
Hippolyt. inneren Zusammenhang und dramatische Einheit. Nächst den Trojanerinnen mag „Hippolytus" das beste Stück sein. Wenn auch im Ganzen dem gleichnamigen Stücke des Euripides nachgebildet, hat es doch einige Abweichungen, die ihm nicht zum Nachtheil gereichen. Die von

Racine in der Phädra nachgebildete Scene, worin Phädra dem Hippolyt selbst ihre Liebe gesteht, ist von ergreifender Wirkung. Zu den schwächsten Stücken gehören Oedipus, wo nach Oedipus. Sophokles (II, S. 533) das Schicksal des thebanischen Königs bis zu seiner Blendung und zum Tod der Jokaste behandelt wird, und Agamemnon, nach dem gleichnamigen Drama Agamemnon. des Aeschylus (II, S. 531); größere Vorzüge besitzt Thyestes, wie schrecklich und schauderhaft auch der Inhalt ist. Thyestes. Die Stücke der älteren Dichter, welche diesen Gegenstand behandeln, sind nicht erhalten, daher können wir auch nicht bestimmen, wem es nachgebildet ist. In der Darstellung der Leidenschaften, namentlich in der furchtbaren Katastrophe, als Thyestes erkennt, daß ihm Atreus das Fleisch seiner eigenen Kinder zum Essen vorgesetzt und deren Blut mit Wein gemischt zum Trinken gereicht, erkennt Lessing eine tragische Kraft.

Nicht minder als auf das Drama wirkte die Rhetorik auch auf die epische Epos: Dichtung des monarchischen Roms ein. Die vier Dichter, die in dieser Gattung zu einiger Berühmtheit gelangten, Lucanus, Silius, Valerius Flaccus und Statius, verbanden die Lehren der Rednerschule mit der Nachahmung Virgils. M. Annäus Lucanus, Tochtersohn des ältern Seneca und Neffe des Philosophen, Lucanus. 38–65. war im J. 38 zu Corduba in Spanien geboren; zu Rom im Schooße einer geistreichen Familie erzogen, gelangte der talentvolle, strebsame Jüngling durch sorgfältige Studien zu einer frühen geistigen Reife. Er wurde durch Cornutus, bei dem er die Bekanntschaft des Satirikers Persius machte, für die stoische Philosophie gewonnen und kam durch seinen Oheim in die Umgebung Nero's. Durch Gemeinschaft der Poesie und durch ein Lobgedicht anfangs dem Kaiser befreundet und mit Ehrenstellen belohnt, erregte er bald dessen Eifersucht, als seine Gedichte Beifall fanden. Von Nero zurückgestoßen und im Vorlesen seiner Gedichte verhindert, wurde er ein heftiger Gegner desselben, so daß er an der Pisonischen Verschwörung Theil nahm. Nach der Entdeckung derselben suchte er umsonst durch Bitten und durch Anzeigen mehrerer Mitverschwornen Begnadigung zu erlangen; er mußte sich selbst den Tod geben. Er öffnete sich die Adern und starb unter dem Vortrag einer Stelle aus seiner Pharsalia, worin der Tod eines an seinen Wunden verblutenden Kriegers beschrieben wird. Um dieses Ausgangs willen wurde Lucanus von Mit- und Nachwelt hoch geehrt; er galt als Märtyrer der Freiheit.

Diese Verehrung kam auch seinem historischen Epos Pharsalia, das in zehn Büchern Die Pharsalia. mit Cäsars alexandrinischem Kriege abschließt, ohne vollendet zu sein, zu gute; es wurde über Verdienst gepriesen und der Aeneide an die Seite gesetzt. Aber schon Quintilian meinte, bei aller Anerkennung seiner vortrefflichen Eigenschaften und herrlichen Gedanken, Lucan sei mehr zu den Rednern als zu den Dichtern zu zählen, und Petronius bemerkt bereits, daß eine Geschichte in Versen geschrieben noch kein Epos sei. Lucan wählte den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus zum Gegenstand seines erzählenden Gedichts theils aus politischen Gründen, weil er in der Schilderung der letzten Zeiten der Republik Gelegenheit hatte, in langen Reden seine Freiheitsliebe, seine republikanische Gesinnung und seinen catonischen Stoicismus darzulegen und zu verbreiten, theils aus Neigung zur rhetorischen Declamation und pathetischen Reden, Schilderungen und Betrachtungen, wozu ihm der tragische Ausgang des Pompejus, für den er Partei nimmt, die stoische Tugend Cato's und die glänzenden Waffenthaten Cäsars den reichsten Stoff boten. „Lucanus besaß viele Gaben zum Redner," urtheilt Bernhardy, „aber kein poetisches Talent, noch weniger den Beruf zum Epos, denn ihm fehlt nicht blos Phantasie, sondern auch Gemüth, vorzüglich aber künstlerische Besonnenheit und Ruhe." Die Ostentation mit stoischer Freiheitsbegeisterung läßt uns um so mehr kalt, als die in den ersten Gesängen eingeflochtenen Schmeicheleien auf Nero den Beweis geben, daß dieselbe weniger aus warmer Ueberzeugung des Herzens hervorging, als die Wirkung eines kalten rhetorischen Feuers war. Das Gedicht ist rein geschichtlich ohne alle epische Verwickelung; die

Götter greifen nicht unmittelbar in die Handlung ein, sondern ermuthigen oder warnen durch Orakel, in Träumen oder durch Zeichendeuter. Die Sprache ist hart, uneben und trocken, ihrer Natur nach nüchtern und der Prosa verwandt, der Versbau ohne Anmuth. Doch würde man Unrecht thun, über den Mängeln die Vorzüge zu übersehen: einzelne Reden sind durch Form und Inhalt des besten Redners würdig; manche Schilderungen zeugen von dichterischer Gewandtheit, die Charakterzeichnung der drei Haupthelden ist sorgfältig und folgerichtig, und unter der rauhen Schale liegt oft ein vaterländischer Sinn und eine edle sittliche Erhebung verborgen.

Silius Italicus. 25—100. Wie Lucan die Bürgerkriege so machte Silius mit dem Beinamen der „Italische", den zweiten punischen Krieg zum Gegenstand eines großen Epos in 17 Gesängen, von dem Falle Sagunts bis zum Triumphzug Scipio's. Dem Inhalte nach hielt er sich an Livius und Polybius, in der Form ahmte er den Virgil sclavisch nach. Auch die Götter finden darin ihre Stelle, aber nicht als die Lenker der Weltgeschicke, sondern als müßige Figuranten, um die Zwischenacte auszufüllen. Von dem Leben des Dichters weiß man nur, daß er im Besitze von Reichthümern, Kunstschätzen und Landhäusern mit Behaglichkeit und in bequemer Muße den Studien obgelegen, Sachwalter und Consular gewesen und dem Virgil eine fast religiöse Verehrung gewidmet habe, so daß er jährlich dessen Geburtstag festlich beging und sein Grab in Neapel wie einen Tempel betrat. Der jüngere Plinius lobt seine Beredtsamkeit, Kunstliebe und Gelehrsamkeit, tadelt sein Verhalten unter Nero, wo er sich durch Angeberei befleckt habe und sagt dann, seine Gedichte zeugten mehr von Fleiß und Sorgfalt als von Talent, auch habe der Dichter häufig durch Vorlesen derselben das Urtheil Anderer zu erfahren gesucht. Eine Weissagung Jupiters wird zu einer Verherrlichung Domitians benutzt.

Valerius Flaccus. † c. 89. Begabter war C. Valerius Flaccus, „ein Landsmann des Livius", wie ihn Martialis nennt, also vermuthlich aus Patavium, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, nur mit Wissenschaften und Poesie beschäftigt. Er scheint in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, weshalb ihn Martialis auffordert, das Dichten aufzugeben und sich den Geschäften des Forums zu widmen. Seine Blüthezeit fällt in die Regierung Vespasians und Titus, er starb aber jung im J. 89. Quintilian sagt: „Wir haben viel in ihm verloren." Sein episches Werk „Argonautica" in 8 Büchern, das unvollendet geblieben und vielfach verstümmelt auf unsere Zeit gekommen ist, schließt sich dem Inhalte nach an den „Argonautenzug" des Apollonius von Rhodus (III, S. 387), dem es jedoch an kunstvoller Anlage und kräftiger Charakteristik eben so vorangeht, wie es ihm an Anmuth und Natürlichkeit nachsteht; in der Form lehnt er sich ganz an Virgil, aber seine rauhe Sprache ist weit entfernt von der Anmuth der Grazien, welche dem Sänger der Aeneide beiwohnt.

Statius. 61—96. Der bedeutendste Dichter der Kaiserzeit war Papinius Statius, geboren zu Neapel. Sein Vater, ein bekannter Grammatiker und Dichter, zog in der Folge nach Rom, wo er die Kinder vornehmer Familien, selbst den jungen Domitian unterrichtete. In dieser Umgebung wuchs Statius heran und gewöhnte sich an die niedrige Schmeichelei, die seine Dichtungen entstellen. Sein bedeutendes poetisches Talent entwickelte sich früh, besonders glänzte er in der leichten Kunst der Improvisation, die ihm die Gunst des Hofes und die Bewunderung der Zeitgenossen erwarb. Lange von Domitian begünstigt und unterstützt und in dessen dichterischen Wettkämpfen wiederholt mit dem Siegespreis geschmückt, zog er sich dennoch zuletzt dessen Ungnade zu, so daß er nach Neapel zurückkehrte, wo er in jungen Jahren und in bedrängten Vermögensverhältnissen starb. Seine Gedichte erfreuten sich zu allen Zeiten eines großen Beifalls, sowohl seine beiden Epopäen „Thebais" in 12 Büchern und die unvollendete „Achilleis" in

zwei Gesängen, als in noch höherem Grade der Kranz von lyrischen Dichtungen, die er ihrer Mannichfaltigkeit wegen „Wälder“ (Silvae) benannte.

In dem ersten dem Kaiser Domitian mit schmeichelnden Eingangsworten gewidmeten Epos behandelt Statius den ersten thebanischen Krieg zwischen den Söhnen des Oedipus mit großer Breite und Ausführlichkeit, besonders in den einleitenden Theilen. Er scheint darin hauptsächlich den griechischen Epiker Antimachus, dessen gleichnamiges Werk nicht auf unsere Zeit gekommen ist, vor Augen gehabt zu haben. In dem Prunke mit gelehrtem Wissen und im rhetorisch geschmückten Ausdruck huldigt auch Statius dem Geschmack der Zeit, doch besitzt er die Vorzüge einer lebendigen Phantasie, einer leichten mehr dem Ovid als dem Virgil nachgebildeten Sprache und eines weichen wohlklingenden Verses. Charakter und Tiefe gehen ihm ab, dagegen sind einzelne Erzählungen und Schilderungen sehr gelungen (z. B. die Wohnung des Schlafes im 11. B., das Zusammentreffen der Gattin und der Schwester des Polyneikes bei dessen Leiche im 12. B.). An der Vollendung der „Achilleis“, die gleichfalls dem Domitian gewidmet ist, wurde der Dichter wahrscheinlich durch den Tod verhindert. Die zwei erhaltenen Gesänge behandeln die Jugendzeit des Achilles, auf Scyrus und auf der Fahrt nach Troja, in einer Reihe gefälliger Bilder und Erzählungen. Thebais. Achilleis.

Zwischen die beiden Epopöen fallen die lyrischen Gelegenheitsgedichte, „Wälder“ genannt, Erzeugnisse plötzlicher poetischer Eingebungen, theils in Hexametern, theils in freieren Silbenmaßen mit Einleitungen in ungebundener Rede. „Diese dem Idyll am nächsten stehenden Gedichte sind Kinder des Augenblicks, Improvisationen, mit denen die immer sprudelnde, poetische Quelle des Neapolitaners die Launen seiner hohen Gönner befriedigte, ohne viel Kunst und Ueberlegung, in wenig Tagen oder Stunden hingeworfen; aber der Geist, der in den anmuthigen Genrebildern weht, ist so rein und harmlos, so naiv und fast kindlich, daß man vergeblich darin den düstern Hintergrund sucht, den sie verhüllen. Nirgends findet sich eine Anspielung auf die Gräuel der letzten Zeit Domitians, obwohl gerade den neunziger Jahren die meisten Gedichte angehören: überall waltet Friede oder wenigstens still ergebene Resignation. Den Tadel kennt der Dichter kaum; außer einigen mißbilligenden Blicken auf längst Vergangenes erscheint die Gegenwart im rosigsten Lichte. Diese fast rührende Abgeschlossenheit gegen die äußeren Verhältnisse, verbunden mit einer durch Armuth und Noth gebotenen Bereitwilligkeit schmeichelnd anzuerkennen, was und wie man es nur verlangte, machte den Dichter selbst an Domitians Hof gelitten und gern gesehen.“ Nach dem Tode dieses Kaisers wanderte er arm und entsagend in seine Vaterstadt zurück, wo er vergessen starb. Des Statius Silven und epische Gedichte standen bei den Zeitgenossen und bei den nachfolgenden Geschlechtern in großem Ansehen, was, verbunden mit der unverbürgten Sage, daß er dem Christenthum ergeben gewesen, den italienischen Dichter Dante bewogen haben mochte, ihn dem Virgilius an die Seite zu stellen. Silvae.

Ueber die Verfasser mehrerer didaktischen Gedichte aus der Kaiserzeit sind wir weniger unterrichtet, als über die Epiker. So besitzen wir ein beschreibendes Lehrgedicht über den „Aetna“ in 640 Hexametern, eine poetische Lehre von den Vulkanen in Lucrezischem Geiste gedacht, über dessen Verfasser man lange im Zweifel war, bis man sich ziemlich allgemein auf Lucilius Junior, einen Freund von Seneca vereinigt hat. „Die Ausbruchserscheinungen eines Vulkans sind mit Wahrheit darin geschildert,“ bemerkt Humboldt, „aber die Auffassung ist ohne Individualität.“ Von größerem Talent ist das Lehrgedicht über Astronomie und Astrologie in 5 Büchern von einem Dichter Manilius oder Mallius, der wahrscheinlich unter Tiberius gelebt hat, ein Mann von Talent, aber ohne die Zucht feinerer Bildung. Es ist ein Lehrgebäude der chaldäischen Wissenschaft von den Wirkungen der Gestirne mit vorausgeschick- Didaktiker. Lucilius Junior. Manilius.

ten Vorkenntnissen der Astronomie. „Diesen ungefügigen Stoff," bemerkt Bernhardy, „hat der Dichter mit bewunderungswürdiger Lebendigkeit zugänglich und durch eine nicht geringe Fülle von Objecten, auch mit feinen Gedanken aus der Sittenwelt, anziehend gemacht. Hiezu kommt der Schwung und ein größtentheils kräftiger Ton. Seine Darstellung ist aber bei aller Begeisterung allzu wortreich, sie rauscht in überfließendem Strom." Von Columella's „Lehren des Landbaues" ist nur das zehnte Buch „über die Pflege der Gärten" in Hexametern verfaßt, um Virgils Georgica zu ergänzen. Die übrigen elf Bücher, worin vom Nutzen und von den Annehmlichkeiten des Landbaues im Allgemeinen, so wie vom Feldbau, vom Weinbau, von der Baumzucht, von der Zucht der Hausthiere und von den Pflichten und besonderen ökonomischen Beschäftigungen des Landwirths gehandelt wird, sind in Prosa geschrieben. Jun. Moderatus Columella, aus dem spanischen Gades, lebte unter Claudius und war der gründlichste und umfassendste Darsteller der gesammten Landwirthschaft, die ihm theoretisch und praktisch bekannt war.

Columella.

Compilatoren. A. Gellius.

Unter den zahllosen Compilatoren, Grammatikern und Commentatoren sind die „Attischen Nächte" des A. Gellius in 20 Büchern (wovon das 8. bis auf die Inhaltsanzeige verloren ist) am bemerkenswerthesten. Zur Zeit Hadrians den philosophischen Studien in Athen obliegend, machte er in den Winternächten Excerpte aus griechischen und römischen Schriftstellern, welche nach seiner Rückkehr in Rom fortgeführt zu der planlosen Sammlung vermischten Inhalts anwuchsen, die wir noch besitzen. Ohne literarischen Werth hat das Buch, wie affectirt auch der gezierte alterthümliche Stil erscheinen mag, doch eine große Bedeutung wegen der Menge von Nachrichten über Sprache, Geschichte, Antiquitäten und andere Gebiete des Alterthums, so wie wegen der zahlreichen Fragmente verlorener Werke der classischen Zeit. Von gleicher Bedeutung ist das Werk des Grammatikers Nonius Marcellus über die lateinische Sprache, „bei dessen Abfassung offenbar die Absicht vorlag, in einer Zeit des immer mehr zunehmenden Verfalls der Sprache durch eine wohlgewählte und geordnete Zusammenstellung von solchen Formen und Ausdrücken, die einer früheren Periode angehören, auf die rednerische und stilistische Bildung seiner Zeit vortheilhaft einzuwirken und damit auch zugleich der damals sehr verbreiteten Vorliebe für ältere Worte, Ausdrücke u. dgl. Genüge zu thun." Auch bei diesem Buch besteht der Hauptwerth in den zahlreichen Anführungen aus verlornen Schriftstellern, besonders Dichtern der früheren Zeit. — Im Anfang des 5. Jahrhunderts verfaßte Macrobius, ein Neuplatoniker am Hofe des jüngeren Theodosius, außer den Commentarien zum Traum Scipio's von Cicero, ein dem Werke des Gellius im Inhalte ähnliches Buch, „Saturnalische Festgespräche" genannt, mit zahlreichen historischen, mythologischen und antiquarischen Erörterungen und Angaben.

Marcellus.

Macrobius.

D. Seneca. Plinius. Tacitus.

Divergirende Urtheile über Seneca.

Ueber wenige Persönlichkeiten gehen die Urtheile der Schriftsteller so weit auseinander als über den Philosophen L. Annäus Seneca, den Sohn des Rhetors aus dem spanischen Corduba. Denn während er von den Einen als der weiseste und tugendhafteste Mann des Alterthums gepriesen ward, die Christen zu allen Zeiten ihn so hoch ehrten, daß sie aus seinen moralischen Schriften Erbauung und sittliche und religiöse Belehrung schöpften, ja daß geistliche Sagen ihn mit dem Apostel Paulus in Verbindung brachten und einen

Christen in ihm erkennen wollten; haben ihn andere für einen vollendeten Heuchler erklärt, bei dem Lehre und Leben nicht in Uebereinstimmung gestanden, der, während er in seinen Schriften stets von Tugend und Sittlichkeit redete und den Vorzug der inneren Güter vor den irdischen pries, nur auf Vergrößerung seines Vermögens durch Wucher und Bedrückung bedacht gewesen sei, durch Schmeichelei und Wohldienerei die Gunst der Großen und Mächtigen und durch Eingehen auf die Richtung und den Geschmack der Zeit sich den Beifall der Menge zu erwerben gesucht, ja der seinen Zögling Nero in den Grundsätzen unterwiesen oder bestärkt habe, die denselben in der Folge zum Abscheu der Welt gemacht. Nur darin sind alle einig, daß Seneca der berühmteste Mann seiner Zeit gewesen und auf die Literatur und das Geistesleben der Mit- und Nachwelt mächtig eingewirkt habe. Im Gegensatz zu den Anschauungen der alten Welt, die den Menschen nur als Staatsbürger, das Sittliche nur in Beziehung auf Nation und Vaterland kannte und gelten ließ, erhob sich Seneca zum erstenmal auf einen höheren rein menschlichen Standpunkt, lehrte ein Sittengesetz das die ganze Menschheit umfassen sollte, und stellte eine ideale sittliche und göttliche Weltordnung dem gesunkenen und verderbten Reiche der Wirklichkeit gegenüber. In diesem Sinne hatte man nicht Unrecht, wenn man in seinen Schriften christliche Ideen und Anschauungen „wie helles Alpenglühen" hervorleuchten sah. Bei Seneca tritt die Form hinter dem Inhalte zurück; während die ältern Schriftsteller durch die Erweckung des Schönheitssinnes auf das Gemüth einzuwirken, durch Kunst und Aesthetik eine harmonische Seelenstimmung zu erzeugen bemüht waren, geht Seneca von dem Grundsatz aus, „daß das Herz unmittelbar zum Herzen sprechen müsse", daß es mehr darauf ankomme, **was** man schreibe, als **wie** man schreibe, daß nicht die Sprache und Kunstform, sondern der innere Gehalt den Werth einer Schrift bestimme. Nicht als ob es seiner Sprache und seinem Stil an Schwung und Beredtsamkeit fehle, vielmehr ist sein Ausdruck markig und treffend und nicht selten durch glänzende Rhetorik, durch überraschende Bilder und Gedanken in kühnen Gegensätzen gehoben; aber seinem Stil mangelt der feste geschlossene Charakter, die harmonische Abrundung der Perioden, der ruhige Fluß eines geordneten Geistes; sein Ton ist immer derselbe, „voll von Rhetorik und Sprüngen einer wetterleuchtenden Phantasie"; Licht und Schatten pflegt er nur durch künstliche Gegensätze zu schaffen; sein Stil ist der Ausdruck seines eigenen beweglichen und schwankenden Wesens. Seneca war ein Mann von großer Begabung, der mit einer reichen und lebhaften Phantasie und einem produktiven Geiste einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, ein empfängliches Gemüth verband; aber es fehlte ihm die Willenskraft, inmitten einer entarteten und entsittlichten Umgebung dem erkannten Guten und Wahren ohne Wanken anzuhangen, es fehlte ihm die Selbstbeherrschung, den Versuchungen, die so lockend an ihn herantraten, kräftig zu widerstehen; es fehlte ihm der sichere Halt eines standhaften Charakters,

Seine schriftstellerischen Eigenschaften.

Sein Charakter.

einer auf festen Prinzipien beruhenden Ueberzeugungstreue. Wie er in Glauben und Wissenschaft der stoischen Philosophie den Vorzug gab, dabei sich aber doch in einem unbestimmten Eklekticismus bewegte und selbst der epikureischen Lebensweisheit nicht fern stand, so verband er auch im Leben mit fester Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laster, mit der Erkenntniß des Guten und Wahren schwache Hingebung an die Reize der Sinne und demüthige Unterwürfigkeit gegen einen üppigen Hof und gegen vornehme Schurkerei, mit einem edlen Willen Schwachheit und Leidenschaft, mit einem reichen Geiste kleinlichen Ehrgeiz. Von dieser versatilen Natur geben Schriften, Stil und Sprache einen getreuen Abglanz.

„Wenige waren so geistreich und witzig," urtheilt Bernhardy, „in keinem gährte eine solche Fülle neuer Ideen, keiner verstand besser das Gefühlsleben anzuregen, denn er fesselt durch Raschheit und Wechsel in den mannichfaltigsten Ansichten, das Pathos seiner unerschöpflichen Declamationen hebt und reißt den Leser fort. Es ist schwer, diesen Ovid der Prosaiker gerecht zu beurtheilen, in solchem Gemisch von üppigem Talent und herzloser Eitelkeit, von spanischem Feuer und kühler Rhetorik die klare Grenze zwischen dem gemachten Wesen des Mannes und einer enthusiastischen zu den edelsten Zwecken berufenen Natur zu finden. Die schönen, oft erhabenen Sätze der Moral würden aber durch Schwung und Feinheit noch mehr anziehen, wenn sie den Eindruck der Wahrheit und festen Ueberzeugung machten." Aber es waren nur Worte, nicht Thaten. Seneca verstand es durch seine grellen Gemälde von der herrschenden Sittenverderbniß Abscheu vor dem Laster zu erregen, aber zur Ergreifung der Tugend und zur Erzeugung sittlicher Thatkraft waren seine sentenzenreichen Moralreden nicht wirksam genug. Die Erkenntniß des Uebels hatte nicht die Heilung zur Folge. Seneca war der treueste Dolmetscher seiner Zeit und ihres verworrenen Strebens, sagt Gerlach: „Wer hat beredter der Tugend Herrlichkeit gepriesen, wer das Laster mehr gegeißelt? und doch hielt ihn die Lust der Welt gefangen. Die freie Würde des Weisen, wie tief von ihm erkannt, mit welch meisterhaften Zügen dargestellt, und doch buhlte er um Nero's Gunst und war sein Rathgeber selbst bei Verbrechen. Die geheimsten Falten des menschlichen Herzens hat er enthüllt, nur sich selbst blieb er in seinem verworrenen Streben ein ewiges Geheimniß. Gleich einem Seher hat er in die Zukunft des Geistes hineingeblickt, aber die Macht der Gegenwart hatte mit allen Banden ihn umstrickt. Erhabene Gedanken erfüllten seine Seele und entführten seinen Geist in höhere Welten, und unmittelbar darauf begegnen wir einer höchst irdischen, ja sinnlichen Betrachtungsweise. So war die Erkenntniß ihm geworden, aber die Willenskraft gelähmt; mit Wissen hat er seinen Geist bereichert, aber keine höhere Liebe hatte sein Innerstes verklärt. Wohl hatte er die Schmach der Gegenwart empfunden, sich zu erheben vermochte er nicht. Die Trauer um verlorene Güter, die Hinweisung auf ein sittliches Ideal gibt keinen Ersatz für angestammten Geistesadel, der im Leben sich bewährt."

Lebensschicksale. Seneca widmete sich in Rom, wo er frühzeitig hinkam, den Studien der Rhetorik und Philosophie und wendete sich dann dem Staatsdienste zu. Er gelangte zur Quästur, wurde aber durch sein achtjähriges Exil auf Korsika (S. 168. 173) in seiner Laufbahn unterbrochen. Theilnahme oder Mitwissenschaft bei den Ausschweifungen der Julia, des Germanicus Tochter, sollen diese Verbannung im ersten Jahre der Regierung des Claudius veranlaßt haben. Agrip-

pina bewirkte nach ihrer Vermählung mit diesem Kaiser die Rückberufung des Philosophen und wählte ihn zum Erzieher ihres Sohnes Nero. Ihr verdankte Seneca die Prätur und später das Consulat (58), wofür er der hohen Gönnerin mit Schmeicheleien vergalt. Wie er den wilden und grausamen Sinn seines kaiserlichen Zöglings zu mildern gesucht, wurde früher angedeutet. Seine Bemühungen waren jedoch erfolglos, Nero war schon verdorben, als er unter Seneca's Aufsicht kam. Der Philosoph wußte das Hofleben mit seinen Tugendprinzipien zu vereinigen, und wenn Dio Cassius recht berichtet, vermehrte er die kaiserlichen Schenkungen an Geld und Gütern noch durch Wucher. Im Besitze herrlicher Gärten und Villen führte Seneca das üppige Luxusleben reicher Römer. Die Verschwörung Piso's gab dem Kaiser die gewünschte Veranlassung, den lästigen Mahner los zu werden. Seneca öffnete sich die Adern und erstickte sich dann in einem Dampfbade. Seine Gattin Paulina wollte seinem Beispiele folgen. Aber ihre zerschnittenen Adern wurden wieder verbunden und sie lebte noch einige Jahre, durch die von dem Blutverluste herrührende Blässe ihres Gesichtes Zeugniß ihrer ehelichen Treue ablegend. — „Seneca besaß viele große Vorzüge," bemerkt Quintilian, „ein leichtes und reiches Talent, vielen Fleiß, umfassende Kenntniß, wenn er auch zuweilen von denen, die er mit der Aufsuchung von Notizen beauftragt hatte, getäuscht wurde. Auch hat er sich in fast allen literarischen Fächern versucht; denn man hat von ihm Reden, Gedichte, Briefe und Gespräche. In der Philosophie fehlte es ihm an Gründlichkeit; doch war er Meister in der Rüge der Laster, und seine Schriften enthalten viele herrliche Sentenzen und lesenswerthe Charakterschilderungen, aber sein Ausdruck ist meist dem reinen Geschmack zuwider und wirkt um so verderblicher, als er von einschmeichelnden Fehlern angefüllt ist."

Von Seneca's zahlreichen Schriften sind uns erhalten: eine Sammlung von 124 Briefen (epistolae morales) an Lucilius aus den Jahren 62—65, eine „Blumenlese" seiner Moral, wenn auch ohne systematischen Zusammenhang, reich an Sitten- und Charakterzügen und feinen Bemerkungen über Personen und Zustände. Am Schlusse bezeichnet er als Zweck seiner Lehren an den jungen Freund die Selbsterkenntniß, die Erkenntniß der Vorzüge, die der Mensch vor den übrigen Geschöpfen voraus hat. „Und worin bestehen diese?" heißt es dort: „In dem von Fehlern freien, reinen Geiste, der Gott nachstrebt, der sich über alles Irdische erhebt, der Alles nur in sich findet. Was ist also dein Vorzug in dir? Die vollkommene Vernunft. Diese bringe zur höchsten Entwickelung, diese lasse so viel als möglich wachsen." Diese wahrscheinlich erst nach Seneca's Tod veröffentlichten Episteln sind ein wahres Schatzkästlein von erhabenen Aussprüchen und Sittenlehren, mit Erörterungen, die bisweilen zu einer Moralpredigt anwachsen; überall wird der Vorzug der inneren Güter, der Tugend, des reinen Gewissens, des Lebens in Gott vor den Dingen der Welt, dem Reichthum, den sinnlichen Genüssen, den Lüsten des Lebens hervorgehoben und das wahre Glück nur in der echten Weisheit, in der Entäußerung der Selbstsucht, in der Liebe zu Gott und guten Menschen gesucht.

Seneca's Schriften. 1. Episteln.

An die Briefe schließt sich eine Reihe philosophischer und moralischer Abhandlungen, worin einzelne Kapitel der Moral behandelt und erörtert werden.

2. Abhandlungen.

So zeigt die unvollständige Schrift: „Von der Gnade (clementia) an Kaiser Nero“ (aus dem J. 56), die Vorzüge und das Wesen dieser Eigenschaft bei einem Fürsten; und im Gegensatz dazu die Abhandlung „über den Zorn“ die schlimmen Wirkungen dieser Leidenschaft. In der bis zur Ermüdung gründlichen Schrift: „Ueber die Wohlthaten“ wird das Wohlthun nach allen Seiten untersucht und erörtert. Anziehender sind die kleineren Schriften, über einige Sätze der stoischen Sittenlehre, wie die Abhandlung: „Von der Vorsehung“, worin aus der Weltordnung die Nothwendigkeit einer göttlichen Vorsehung bewiesen und dann gezeigt wird, daß den wahren Weisen zwar Widerwärtigkeiten treffen können, aber kein Uebel; denn er stehe über den Wechselfällen des Lebens, und besitze in dem nach stoischen Grundsätzen erlaubten Selbstmord das letzte Mittel, sich denselben zu entziehen; wie in den Schriften „von der Seelenruhe“, an seinen Freund Ann. Serenus (im J. 49), „von der Beständigkeit“, „von der Kürze des Lebens“; „vom glücklichen Leben.“ In der letzten wird der Grundsatz durchgeführt, daß ohne Tugend kein Lebensglück möglich sei. Wie zu seiner eigenen Rechtfertigung aber führt dann der Verfasser weiter aus, daß auch andere Güter, als Gesundheit und Vermögen zum wahren Lebensglück, wenn gleich nicht nothwendig, doch förderlich seien. Der Reichthum sei nicht zu verachten, nur dürfe er keine Macht über den Menschen üben. Damit steht in einem gewissen Zusammenhang das Fragment „Von der Muße des Weisen.“

3. Trostschriften. Zu Seneca's besten Werken gehören drei Trostschriften (de consolatione) an seine Mutter Helvia, an Marcia, die Tochter des Historikers Cremutius Cordus, und an Polybius, des Claudius Freigelassenen und Günstling.

An Helvia. In der ersten während seines Exils (im J. 42) geschriebenen Abhandlung sucht er die über seine Verbannung trauernde Mutter zu trösten und zu beruhigen. Sind auch die angeführten Gründe weder tief noch neu, so enthält doch die Schrift so viele treffliche Bemerkungen über den inneren Frieden, den ein gutes Gewissen, Beschäftigung mit edlen Studien und das Streben nach dem Höheren und Ewigen der Seele verleihe, über den Gleichmuth, den der Weise in allen Widerwärtigkeiten des Lebens in sich trage, daß sie zu allen Zeiten auf gedrückte Gemüther und zerstoßene Herzen erhebend und beruhigend gewirkt hat. Um so widerwärtiger berührt uns die gleichfalls während des Exils (43) verfaßte verstümmelte „Trostschrift an Polybius“, den mächtigen Freigelassenen, der damals den Verlust eines Bruders be-
An Polybius. trauerte. Die höfische Rhetorik und die charakterlosen Schmeicheleien sowohl gegen den unwürdigen Günstling als gegen seinen kaiserlichen Herrn treten in der Schrift in solchem Uebermaß hervor, daß man an ihrer Echtheit gezweifelt hat; wenigstens ist man berechtigt zu vermuthen, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Durch die niedrigen Schmeicheleien gegen den Fürstenknecht und gegen einen Kaiser, der den Philosophen ins Elend geschickt, entwürdigt der Verfasser die Wissenschaft und gibt den traurigen Beweis, daß seine beredten Worte nicht aus dem Herzen kamen, sondern das Resultat berechnender Klugheit und Kunst waren. „Der Weltweise schämt sich nicht, mit Wohlgefallen dabei zu verweilen, daß Polybius als Liebling des Elendesten unter den Menschen, als unwürdiger und habsüchtiger Günstling die ganze römische Welt in seinen Vorzimmern
An Marcia. sieht.“ Von größerem Werthe ist die dritte wahrscheinlich kurz vor dem Exil (im J. 41) verfaßte Trostschrift durch ihren reichen Inhalt wie durch ihre lebendige Darstellung. Die Tochter des charakterfesten Stoikers und Republikaners, der sich freiwillig den Tod gegeben, hatte die Bitterkeit des Lebens schon in solchem Maße genossen, daß der Tröster ernste Saiten anschlagen mußte, um Eindruck auf ihr Herz und ihren Verstand zu machen. Darum verweilt er auch vorzugsweise bei den harten Schlägen, womit das Schicksal gerade die ausgezeichnetsten Menschen oft treffe, bei der Unvollkommenheit alles Erdenglückes, bei dem Gedanken, daß die frühe Befreiung aus einem Leben voll Sünde und Laster und die Rückkehr in die Welt der

reinen Urstoffe einen hohen Trost gewähren müsse und daß in einer so argen Zeit, wo das Böse herrscht, der Tod die einzige sichere Zuflucht gegen Leiden, Schmerzen und Verfolgung sei.

Ferner besitzt man noch unter Seneca's Namen eine von Witz und beißendem Spotte strotzende Satire in Menippeischer Art, „Ein Spiel vom Tode des Claudius", die „Verkürbissung" (Apokolokyntosis) genannt, worin Prosa und Verse abwechseln. Darin wird dargestellt wie Claudius, „ein Mensch, den die Götter in ihrem Zorne geschaffen", auf Antrag des vergötterten Augustus bei seiner Ankunft im Todtenreich von der Versammlung der Himmlischen ausgeschlossen und zu den verdammten Geistern in der Unterwelt geführt wird, wo er von seinen ermordeten Freunden, Weibern und Günstlingen mit Schmähungen empfangen und auf ihre Klage von dem Todtenrichter verurtheilt wird wegen seiner Leidenschaft zum Würfelspiel „ewig die Würfel vergebens zu werfen", bis ihn endlich Caligula als seinen Sclaven in Anspruch nimmt und ihn seinem Freigelassenen Menander als Spürhund übergibt. 4. Apokolokyntosis.

Die letzte und vorzüglichste Schrift Seneca's sind seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen in 7 Büchern (Quaestionum Naturalium l. VII) an denselben Lucilius gerichtet, an den die „Briefe" geschrieben sind, „das bedeutendste Denkmal der römischen Physik und zugleich das physikalische Lehrbuch des Mittelalters, überall mit Moral durchflochten." Denn der Zweck ist, durch die Kenntniß der Natur zur Kenntniß Gottes und zur Erkenntniß unser selbst zu führen. Behandelt werden darin Erscheinungen des Himmels, am ausführlichsten die elektrischen und die Kometen, Wasser, Luft und Erdbeben, alles mit rhetorischer Lebhaftigkeit, aber ohne die zur Beachtung und Darstellung dieser Fragen erforderliche Ruhe. Der teleologische Gesichtspunkt wird überall vorangestellt und der Menschen Verkehrtheit mannichfach getadelt, welche die Zwecke der Schöpfung oft verkennen und ihnen entgegenhandeln. Am Schlusse beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen für philosophische und naturwissenschaftliche Studien. Die Namen der Philosophen seien weniger bekannt als die der Pantomimen. 5. Die naturwissenschaftl. Untersuchungen.

Der Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus, bestehend in 8 Briefen Seneca's an Paulus und in 6 Briefen des letzteren an Seneca, ist untergeschoben, wenn gleich Hieronymus ihm deshalb einen Platz in dem „Catalog der Heiligen" anwies; dagegen ist es nicht unmöglich, daß zu dem für alles Geistige und Sittliche so empfänglichen Manne mancher Gedanke der Christen in Rom gedrungen war. Der Briefwechsel mit Paulus.

Wie zur Zeit der Republik Varro alle Merkwürdigkeiten, welche Italiens Völkerschaften in ihrem geschichtlichen, bürgerlichen und religiösen Leben aufzuweisen hatten, in einem umfassenden Sammelwerke zusammenstellte; so hat in der Kaiserzeit, wo Alles, was an die historische und politische Vergangenheit erinnerte, in den Hintergrund gedrängt ward, der gelehrte Vielwisser C. Plinius Secundus aus Novumcomum im cisalpinischen Gallien mit unermüdlichem Fleiße Alles zusammengetragen, was das Alterthum über die Natur im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Theilen und Erscheinungen und über ihre Beziehungen zum Menschen erforscht und aufgezeichnet hatte. Trotz der ehrenvollen Staats- und Militärämter, die Plinius unter Claudius als Reiterführer in Germanien, unter Nero als Procurator in Spanien, unter Vespasian und Titus als Befehlshaber der Flotte bei Misenum mit dem Rufe der größten Unbescholtenheit und Tüchtigkeit verwaltete, fand seine unermüdliche Thätigkeit dennoch Muße zu den ausgedehntesten Studien, bis er beim Ausbruche des Plinius Secundus der Naturforscher.

Vesuvius als Märtyrer der Wißbegierde seinen Tod fand (S. 245). Die früheren Schriften, geschichtlichen, militärischen und rhetorischen Inhalts, deren sein Neffe in einem Briefe Erwähnung thut, sind untergegangen; dagegen hat er in der noch erhaltenen Naturgeschichte oder „Encyclopädie der Naturwissenschaften", der Arbeit seines reiferen Alters, der Nachwelt ein Riesenwerk hinterlassen, das in 37 Büchern sowohl die Naturgeschichte nach ihren drei Reichen, als die Heilkunde, Astronomie, Geographie und Kunstgeschichte behandelt und zu dem er nach seiner eigenen Angabe das Material aus mehr als zweitausend Schriftstellern zusammengetragen hat. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit Lesen und Excerpiren; selbst die Zeit des Essens und Badens benutzte er zu seinen Studien. Am zuverlässigsten ist die Pflanzenkunde, wo er dem Dioskorides folgte (III, S. 393). Wie er das Werk mit der Bemerkung einleitet, daß die Welt und der Himmel, in dessen Umfassung Alles lebt, die ewige, unermeßliche, unerzeugte und unvergängliche Gottheit sei, so schließt er es mit der Anrufung an die Natur, die Mutter aller Dinge, die er unter allen Quiriten am höchsten gefeiert habe.

Ist auch das unermeßliche naturwissenschaftliche Werk des Plinius nicht in allen Theilen gleich zuverlässig und kritisch gesichtet und weniger die Arbeit eines gelehrten Forschers als eines begeisterten Liebhabers der Wissenschaften, der von dem Satze ausgeht, „daß die Natur Alles mit Absicht und zwar nur zum Nutzen der Menschen erschaffen habe", ist auch sein Stil ungleichartig, indem die Sprache bald hochtönend und schwülstig, bald poetisch und dunkel, bald trocken und dürr erscheint, und aller malerischen Beschreibung entbehrt, so ist doch das Buch durch den Reichthum von Angaben über alle Zweige des Wissens für die allgemeine Menschenbildung von höchster Bedeutung. Der Neffe sagte davon, „es sei mannichfach, wie die Natur selbst" und Alex. v. Humboldt fällt darüber folgendes Urtheil: „Ein Erzeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, ist die Naturgeschichte des älteren Plinius, schon ihrer Form wegen, an individuellen Naturschilderungen arm; aber überall, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall auf den wohlgeordneten Kosmos (Naturae majestas) gerichtet ist, kann eine wahre aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden." Trotz des Mangels an wissenschaftlichem Ordnungssinn und der mißglückten Form „ziehen doch der reflectirende Geist des Mannes, sein sittlicher Ernst und die edle Begeisterung für die Herrlichkeit der Natur und ihr großartiges Wirken an, womit er beim Unglück seiner Zeit und im Hinblick auf die Eitelkeiten des Menschengeschlechts sich beruhigt und tröstet." Darum war auch sein Ansehen durch das ganze Mittelalter hindurch sehr hoch, ein Ansehen, das sich auch auf den „Polyhistor" C. Jul. Solinus
Solinus. erstreckte, der eine größtentheils physische Länderbeschreibung ohne eigenes Wissen aus den Büchern des Plinius zusammengestellt hat.

Humboldt über Plinius. In einer ausgeführteren Charakteristik äußert sich Humboldt (Kosmos II, S. 230 ff.) über die „Weltbeschreibung" des Plinius in folgender Weise: „Im ganzen Alterthum ist nichts ähnliches versucht worden; und wenn das Werk auch während seiner Ausführung in eine Art von Encyclopädie der Natur und Kunst ausartete (der Verfasser, in der Zueignung an den Titus, scheuet sich selbst nicht, den damals edleren griechischen Ausdruck ἐγκυκλοπαιδεία,

gleichsam den „Inbegriff und Vollkreis allgemeiner Bildungswissenschaften", auf sein Werk anzuwenden): so ist doch nicht zu läugnen, daß trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet. Die Historia naturalis des Plinius begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Prozesse des Luftkreises, die Oberflächen-Gestaltung der Erde, alles Tellurische von der Pflanzendecke und den Weich-Gewürmen des Oceans an bis hinauf zu dem Menschengeschlechte. Dieses ist betrachtet nach Verschiedenheit seiner geistigen Anlagen wie in der Verherrlichung derselben zu den edelsten Blüthen der bildenden Künste. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwissens, welche in dem großen Werke fast ungeordnet vertheilt liegen. „Der Weg, den ich wandeln werde," sagt Plinius mit edler Zuversicht zu sich selbst, „ist unbetreten; keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat unternommen, das Ganze (der Natur) zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, so ist es doch etwas Schönes und Glänzendes, dergleichen versucht zu haben." — Es schwebte dem geistreichen Manne ein einiges großes Bild vor; aber, durch Einzelheiten zerstreut, bei mangelnder lebendiger Selbstanschauung der Natur, hat er dies Bild nicht festzuhalten gewußt. Die Ausführung ist unvollkommen geblieben: nicht etwa blos wegen der Flüchtigkeit und oftmaligen Unkenntniß der zu behandelnden Gegenstände, als wegen der Fehler in der Anordnung. Man erkennt in dem Verfasser einen vielbeschäftigten vornehmen Mann, der sich gern seiner Schlaflosigkeit und nächtlichen Arbeit rühmte, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufseher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft seinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endlosen Compilation anvertraute. Dies Streben nach Compilation, d. h. nach mühevollem Sammeln einzelner Beobachtungen und Thatsachen, wie sie das damalige Wissen liefern konnte, ist an sich keineswegs zu tadeln; das unvollkommene Gelingen des Unternehmens lag in der Unfähigkeit, den gesammelten Stoff zu beherrschen, das Naturbeschreibende höheren, allgemeineren Ansichten unterzuordnen, den Gesichtspunkt einer vergleichenden Naturkunde festzuhalten. Die Keime zu solchen höheren, nicht blos orographischen, sondern wahrhaft geognostischen Ansichten liegen in Eratosthenes und Strabo; der erstere wird ein einziges Mal, der zweite nie benutzt. Aus der anatomischen Thiergeschichte des Aristoteles hat Plinius weder die auf die Hauptverschiedenheit der inneren Organisation gegründete Eintheilung in große Thierklassen, noch den Sinn für die allein sichere Inductions-Methode in Verallgemeinerung der Resultate zu schöpfen gewußt. — Mit pantheistischen Betrachtungen anhebend, steigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdischen herab. Wie er die Nothwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit als ein großes und zusammenwirkendes Ganzes darzustellen, so unterscheidet er auch im Eingange des 3. Buches generelle und specielle Erdkunde; aber dieser Unterschied wird bald wieder vernachlässigt, wenn er sich in die dürre Nomenclatur von Ländern, Bergen und Flüssen versenkt. Den größeren Theil der Bücher 8—17, 33 und 34, 36 und 37 füllen Verzeichnisse aus den drei Reichen der Natur aus. Manches, das dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden ist, als wäre es eine unnöthige und zu fremdartige Einmischung, bin ich geneigt hier lobend hervorzuheben. Es scheint mir besonders erfreulich, daß er so oft und immer mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, welchen die Natur auf die Gesittung und geistige Entwickelung der Menschheit ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspunkte sind selten glücklich gewählt. Die Natur der Mineral- und Pflanzenstoffe z. B. führt zu einem Fragment aus der Geschichte der bildenden Künste, einem Fragmente, das für den heutigen Stand unseres Wissens freilich wichtiger geworden ist als fast alles, was wir von beschreibender Naturgeschichte aus dem Werke schöpfen können. — Der Stil des Plinius hat mehr Geist und Leben als eigentliche Größe; er ist selten malerisch bezeichnend. Man fühlt, daß der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, so viel er auch diese unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen genossen, sondern aus Büchern geschöpft hat. Eine ernste, trübe Färbung ist über das Ganze ausgegossen. In diese sentimentale Stimmung ist Bitterkeit ge-

mischt, so oft die Zustände des Menschengeschlechts und seine Bestimmung berührt werden. Fast wie in Cicero, doch in minderer Einfachheit der Diction, wird dann als aufrichtend und tröstlich geschildert der Blick in das große Weltganze der Natur.

Der Schluß der Historia naturalis des Plinius, des größten römischen Denkmals, welches der Literatur des Mittelalters vererbt wurde, ist in dem echten Geiste einer Weltbeschreibung abgefaßt. Er enthält, wie wir ihn erst seit 1831 kennen, einen Blick auf die vergleichende Naturgeschichte der Länder in verschiedenen Zonen, das Lob des südlichen Europa's zwischen den natürlichen Grenzen des Mittelmeers und der Alpenkette, das Lob des hesperischen Himmels: „wo Mäßigung und sanfte Milde des Klima's (ein Dogma der ältesten Pythagoreer) früh die Entwilderung der Menschheit beschleunigt hätten."

Plinius Secundus der Jüngere. 62—c. 110.

Plinius Secundus der Jüngere zählte bei dem Tode seines Oheims, der ihn an Kindesstatt angenommen hatte, 17 Jahre. Nachdem er sich unter Quintilian in der Beredtsamkeit geübt und seinen Geist an philosophischen Studien gebildet, widmete er sich den öffentlichen Geschäften unter Domitian. Der Tod dieses Kaisers war der Anfang seines Glückes. Nicht nur daß er der Lebensgefahr entging, in welche ihn ein berüchtigter Angeber
100. gestürzt; er erwarb sich bald nachher die Gunst des Kaisers Trajan, der ihm das Consulat und zwei Jahre später die Verwaltung der Provinz Bithynien übertrug. Plinius war ein edler mit allen Gütern des Lebens und der Bildung reichlich ausgestatteter Mann, der sich von der herrschenden Zeitverderbniß frei hielt und seine Verhältnisse und seine Stellung benutzte, um nach Kräften Gutes zu bewirken und Böses zu verhüten, der die Gefühle des Mitleids und der Humanität selbst auf die unfreien Volksklassen seiner Landgüter ausdehnte, der aber an Freimuth, Charakterfestigkeit und altrömischer Gesinnung seinem Freund Tacitus sehr ungleich war. „Das Glück begünstigte Plinius in größter Fülle," bemerkt Bernhardy, „ausgebreitete Verbindungen mit den angesehensten Männern, erwünschte Freunde, denen er oft und gern nützlich war, ansehnliches Vermögen mit trefflichen Besitzungen, eine zweimalige heitere Ehe, zuletzt ein ungetrübtes, genußreiches Leben, Alles traf zusammen, um in ihm einen feinen Weltmann ohne Harm und Blick für die Schäden der Zeit durchzubilden."

Die Episteln.

Dem Cicero nacheifernd verwandte er seine heitere, genußreiche Muße auf die Abfassung von Briefen, deren Feinheit und Zierlichkeit in Sprache, Ton und Wendungen einen hohen Begriff von der geselligen Bildung und der geistreichen Unterhaltung der Zeit geben und zu den besten Denkmälern der silbernen Latinität gerechnet werden können, die aber auch durch die Künstlichkeit, die gezierte Eleganz und höfische Gesinnung den Beweis liefern, daß die Zeit freier Geistesschöpfungen und männlicher Gedanken vorüber war.

Plinius u. Cicero.

Eine Vergleichung der Briefe des Plinius mit denen seines Vorbildes Cicero, den er ängstlich nachahmt, zeigt deutlich, wie sehr die Zeitbildung und die Anschauungen der Menschen bereits den monarchischen Charakter angenommen, wo die gesellschaftliche Stellung und Rangverschiedenheit der Einzelnen aus dem Ton und der Anrede in den an sie gerichteten Briefen sich erkennen lassen, wo ein Einziger gebietet und alle übrigen als „Unterthanen" den Anordnungen sich fügen, wo conventionelle Glätte und

Abgeschliffenheit Natur und Wahrheit verdrängt haben und seine geistreiche Conversation als Zeichen echter Bildung und Humanität galt. Nur in Einer Schwäche treffen beide Briefsteller zusammen — in der Eitelkeit und in der naiven Selbstgefälligkeit, womit sie dieselbe an den Tag legen. Diese Selbstverherrlichung tritt in tausend Kundgebungen bei Plinius hervor und schwächt den Eindruck seiner Worte, so daß selbst seine gefeiltesten Darstellungen den Leser kalt lassen.

Die Episteln des Plinius sind von ihm selbst in 10 Bücher getheilt worden, wovon das letzte Buch die Briefe, Berichte und Anfragen des Verfassers an Trajanus und die Antworten seines kaiserlichen Herrn enthält. Gibt uns dieses ein Bild von der damaligen Staatsverwaltung, von der abhängigen Stellung der Beamten, von der monarchischen Allgewalt; so enthalten die neun andern an Freunde und Bekannte gerichteten Bücher einen Schatz von Nachrichten über das häusliche und öffentliche Leben des damaligen Roms, über den Zustand der Rechtspflege, der Verwaltung und der Wissenschaft, Charakterschilderungen ausgezeichneter Männer, Beschreibungen von Gegenden, Landhäusern und Naturereignissen, Erzählungen und Anekdoten aus den gesellschaftlichen Kreisen. „Durch die strenge Durchsicht und Feile sind mehrere Briefe wahre Meisterstücke geworden; manche können als Muster einer eigenthümlichen, feinen und eleganten Schreibart gelten; ein großer Theil zeichnet sich nicht nur durch die treffendsten Bemerkungen über Menschen und Sitten der damaligen Zeit, sondern auch durch den Ausdruck des wohlwollendsten Gemüthes, der edelsten Gesinnung, der höchsten Sittenreinheit aus und sichern darum ihrem Verfasser den Ruhm eines der bessern und edleren Schriftsteller des Alterthums." Aber man merkt allzu sehr das Streben nach geistreichen Wendungen, das Gefallen an künstlichen Antithesen, das Haschen nach blendenden und witzigen Gedanken, nach epigrammatischen Spitzen. *Inhalt und Charakter der Briefe.*

Auch in der Beredtsamkeit nahm Plinius eine glänzende Stelle ein; doch besitzen wir von ihm nur noch die Lobrede (Panegyricus) auf Trajan, die er im J. 100 vor dem Senat zum Danke des ihm verliehenen Consulats gehalten und später überarbeitet und erweitert hat, eine Schrift, welche die gerügten Fehler der Briefe, die übertriebene Künstlichkeit des Stils und der Form, das Haschen nach witzigen und pikanten Gegensätzen, geistreichen Wendungen und wohlklingenden Ausdrücken und Redefiguren, in erhöhtem Maße besitzt und damit noch rhetorische Breite in Schilderungen und malerischen Ausführungen und hofmännische Schmeichelei verbindet. *Panegyricus.*

Plinius selbst gibt in einem Briefe zu verstehen, daß er in der „Dankrede" eine Art Regentenspiegel habe aufstellen wollen: „Lehren, wie ein Fürst sein soll, ist zwar ein schönes, aber schwieriges, fast stolzes Unternehmen. Allein den besten Fürsten loben, und dadurch seinen Nachfolgern, gleichsam wie von einer Höhe herab, das Licht zeigen, dem sie folgen sollen, das ist nützlich und dabei nicht anmaßend." Solche Lob- und Dankreden wurden van der Zeit an immer häufiger und darin alle Fehler und Schwächen des Plinius ohne seine Vorzüge nachgeahmt. Sie wurden bei Jahresfesten und anderen feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angesehnen Rhetor in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten. Was sich von niedriger Schmeichelei denken läßt, wurde von diesen Panegyrikern auf die Person des Kaisers gehäuft. Die zwei Reden des Galliers Claud. Mamertinus auf die beiden Kaiser Maximinus und Diocletianus und des Rhetors Eumenius auf Constantius Chlorus überbieten sich im Eifer, die Herrscher zu verherrlichen und ihre Thaten mit denen der Götter und Heroen zu vergleichen. Das „Ersterben in Demuth" erscheint bei ihnen als die höchste Tugend.

Cornelius Tacitus. Wenn Seneca und die beiden Plinius in Schriften und Leben die monarchische Zeit mit ihren Vorzügen und Fehlern abspiegeln, so ist der größte römische Historiker Cornelius Tacitus an Charakter und Gesinnung, an Bildung und Lebensanschauungen der alten Zeit und den untergegangenen Geschlechtern des Freistaats verwandt, und ragt wie die letzte starke Säule eines zertrümmerten Bauwerks in die anders geartete und anders gesinnte Kaiserzeit hinein. Er ist wahrscheinlich zu Interamna (Terni) im südlichen Umbrien um das J. 52 oder 54 unserer Zeitrechnung geboren und wie es scheint unter Hadrian gestorben, ohne daß man den Zeitpunkt genauer angeben könnte. Nachdem er unter Vespasian einige obrigkeitliche Aemter bekleidet und sich dann der Schreckensherrschaft Domitians durch Schweigen und Zurückhaltung entzogen, wandte er sich unter Trajan in vorgerückten Jahren der Geschichtschreibung zu. Wenn der erwähnte „Dialog über die Redner", der ihm mit eben so viel Eifer abgesprochen als zugeschrieben wird, wirklich von Tacitus herrührt, so war er sein erstes Werk.

Agricola. Wahrscheinlich noch unter der Regierung Nerva's, also im J. 97 und 98, um die Zeit seines Consulats, verfaßte Tacitus die treffliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola, des Eroberers von Britannien, der als ein echter Römer der guten alten Zeit geschildert wird, welcher, „ein helles Licht im Dunkel der traurigsten Entartung", mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem römischen Nationalcharakter mit Ernst und Würde treu blieb. In das nächste Jahr 99 fällt die Abfassung der
Germania. kleinen Schrift „Germania", worin der Geschichtschreiber die natürliche Beschaffenheit des deutschen Landes, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner und die verschiedenen Volksstämme darstellte, wohl nicht nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen, sondern nach ältern Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten. Die Schrift ist eine „ethnographische Idylle", worin der Verfasser in klarer aber lockerer Composition das vollständige Bild einer großartigen Volksweise mit Unbefangenheit und warmem persönlichen Interesse, wenn auch vom Standpunkt eines Römers entwirft, zugleich in der unverkennbaren Absicht, der einheimischen Verfeinerung und Sittenlosigkeit ein „kräftiges Naturleben" entgegenzustellen, die Schattenbilder römischer Verderbniß durch den Lichtglanz germanischer Volkstugend um so mehr hervortreten zu lassen, ein wahrhaft „goldenes Buch" für die Kunde der germanischen Vorzeit. Mögen auch manche Mißverständnisse und Irrthümer sich eingeschlichen haben, mag auch manche Lücke sich fühlbar machen, so ist das Werkchen doch eine reine und reichhaltige Quelle der Erkenntniß des germanischen Wesens und Seins, die Grundwurzel des geschichtlichen Lebensbaumes des deutschen Volkes. — In den ersten Regierungsjahren Trajans be-
Historien. gann sodann Tacitus das Hauptwerk „Historien", seine eigene Zeitgeschichte von Galba bis auf den Tod Domitians, wahrscheinlich in 14 Büchern, wovon aber nur vier ganz und vom fünften ein Theil erhalten sind, „ein in sich abgeschlossenes und in seinem Beginne dramatisch verlaufendes Ganze", an welches er in seinem Alter die Geschichte der Zeit unter und nach Nerva anzureihen gedachte. Aber da nach Beendigung der Geschichtsbücher Trajan noch am Leben war und es nicht passend scheinen mochte, jetzt schon Hand an dessen Geschichte zu legen, so wählte Tacitus das den Historien vorangehende halbe Jahrhundert seit Augusts Tod zur Behandlung. So ent-
Annalen. stand sein letztes Werk, die „Annalen" oder „Jahrbücher", eine aus den besten

Quellen und den öffentlichen Tagesblättern (Acta) und Urkunden kritisch bearbeitete Uebersicht der inneren und auswärtigen Begebenheiten vom J. 14 bis 68 nach Chr. in 16 Büchern, wovon aber in der Mitte ein großer Theil und die zweite Hälfte des sechzehnten Buches verloren gegangen sind. Erhalten sind die sechs ersten Bücher, wovon das fünfte fragmentarisch und die Bücher 11—16 mit Ausnahme des Schlusses. Die Begebenheiten werden darin strenge nach der Zeitfolge aufgeführt.

Charakter des Historikers.

Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und zeichnet die bodenlose Entartung und das entsetzliche Sittenverderbniß mit dem bittern Unwillen, den eine edle vaterländische Natur bei dem tiefen Verfall der Nation empfindet. „Er gehörte zu den wenigen edeln Menschen seiner Zeit, er glaubte an die Würde der menschlichen Natur und war von Bewunderung für die besseren alten Zeiten erfüllt, in denen jeder Einzelne nur so viel galt als es werth war, in welchen der Bürger, von edlem Selbstgefühl gehoben, sich seiner Bedeutung im Staate bewußt war und durch Verdienste den Beifall seiner Mitbürger zu erlangen strebte." Dieses Ideal der alten Zeit und ihrer Freiheit tief im Herzen tragend und mit Sehnsucht auf dieselbe zurückblickend, hegt er doch keine Hoffnung, daß die Republik wieder erstehen könne und zeigt keinen Weg zu derselben zu gelangen; vielmehr fügt er sich mit stiller Ergebung in die bestehenden Zustände und preist die Einhaltung der überlieferten Sitte und dessen was mit der eigenen Ehre vereinbar ist und die aus verständiger Einsicht in das Mögliche hervorgehende Mäßigung als die einzige zeitgemäße praktische Tugend. Seinen Grundsätzen und seinem sittlichen Ernste nach der Stoa verwandt, wenn auch nicht ihrer Schule angehörend, äußert er in der Bitterkeit seines Gefühls über die Götter mitunter Ansichten, welche den Lehren der Epicureer nahe kommen*). Der Anblick, wie das Principat mit fatalistischer Unwiderstehlichkeit um sich greift, allmählich Alles an sich zieht, und wie das Edelste, wenn es sich ihm in den Weg stellt, zu Boden geworfen und zermalmt wird, während derjenige, der tausendmal den Tod verdient hätte, trotz aller seiner Verworfenheit spät oder nie von der Rache ereilt wird, dieser Anblick macht den Geschichtschreiber oft irre an der göttlichen Gerechtigkeit; und wenn er in tiefer Nacht mit sehnsüchtigem Verlangen nach einer Götterhand sucht die ihn ans Licht leite und keine findet, so wird es verzeihlich scheinen, wenn die Verzweiflung ihm trübe Gedanken eingibt. Mit ergreifender Tiefe und Menschenkenntniß zeichnet er die innersten Regungen entarteter Gemüther, die Schlechtigkeiten, die Ränke und das ganze, von Ehrsucht, Neid und Begierden und Leidenschaften aller Art erregte und bewegte Treiben eines überbildeten, sittenlosen und schwelgerischen Hofes; er schildert mit Trübsinn und Verzweiflung die Lasterhaftigkeit und Gemeinheit des ganzen Ge-

*) Ich stehe im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen das Schicksal und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder der Zufall walte. Man findet nämlich, daß die Weisesten des Alterthums und ihre Nachfolger hierüber ungleich denken und daß viele die Meinung hegen, unser Entstehen, unser Verschwinden, die Menschen überhaupt seien den Göttern gleichgültig, daher so häufig Jammer auf Seite der Guten, Wohlfahrt auf Seite der Schlechten. Dagegen glauben Andere, es walte zwar ein Schicksal in den Ereignissen, aber nicht durch die unsteten Gestirne, sondern vermöge der ursprünglichen Verkettung natürlicher Ursachen; jedoch schreiben sie uns die freie Wahl im Handeln zu; ist diese getroffen, so habe sie ihre unausweichlichen Folgen; Glück oder Unglück sei nicht, was der Pöbel dafür ansehe; viele, die mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, seien glückselig, die Meisten mitten im Ueberflusse höchst elend, wofern jene ein hartes Geschick standhaft ertragen, diese von ihrem Glück einen verkehrten Gebrauch machen. Uebrigens lassen sich die meisten Sterblichen nicht nehmen, daß bei der Geburt jedem die Zukunft vorherbestimmt sei; freilich erfolge Manches gegen die Voraussage, doch nur durch Betrug unwissender Wahrsager.

schlechts, kehrt die geheimsten Falten des Seelenlebens, die innerste Natur des Handelnden zu Tage, um aus ihrem Charakter die Motive ihrer Thaten zu entnehmen und zerreißt den Schleier der Heuchelei und Verstellung, der die wahren Triebfedern verhüllt; in zweifelhaften Fällen ist er mehr geneigt unlautere Beweggründe anzunehmen, dabei ist er aber nicht blind gegen menschliche Größe und Tugend. Der Heldensinn eines Drusus, Germanicus, Armin, die weibliche Würde einer Thusnelda und Agrippina, die Seelengröße eines Thrasea Pätus, Helvidius Priscus und Seneca finden bei ihm die verdiente Anerkennung; ja es thut seinem für Freiheit, Vaterland und Menschenwürde glühenden Herzen wohl, solche Größen als glänzende Sterne in der allgemeinen Dunkelheit leuchten zu lassen. Denn sein Streben ging dahin: „den erschlafften weichen Gemüthern einer entarteten Zeit die verlorne Federkraft wieder zu geben — und gleichgestimmte Seelen gegen den Druck der Umstände zu stählen." Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen gedankenreichen Kürze, der veralteten oft poetisch gesteigerten Sprache und dem abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbau nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Berechnung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Den mit großer Genauigkeit erforschten Thatbestand ohne persönliche Eingenommenheit für oder wider mit der größten Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit darstellend, gibt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Antheil seines Gemüthes kund. Und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch, voll schmerzlicher Wehmuth über all das Unglück, das er zu schildern hat, voll Trauer über den Verlust einer theuern Vergangenheit, voll Sehnsucht nach einer schöneren Zeit und voll trüber Gefühle über die eigene Vereinsamung unter einem verderbten Geschlecht. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemüthsstimmung, der Mäßigung und leidenschaftlosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernsten Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet. Diesem strengen morosen Ton und Urtheil, wie der Schwierigkeit des Verständnisses ist es wohl zuzuschreiben, daß schon im Alterthum die Werke des großen Geschichtschreibers einen beschränkten Leserkreis hatten und daß sie im Mittelalter so gut wie vergessen waren.

E. Lateinische und griechische Historiker der Kaiserzeit.

Römische Geschichtschreiber. Neben Tacitus erscheinen die übrigen römischen Geschichtschreiber der silbernen Latinität von so untergeordnetem Werthe und so unscheinbarer Gestalt, daß eine flüchtige Angabe des Inhaltes ihrer Werke zur Würdigung ihres literarischen oder persönlichen Charakters genügen mag. Zu einer Zeit, wo Despotismus, sittliche Schlaffheit und Aberglauben die Seelen gefangen hielten, konnte von Freimuth, gesundem Urtheil, Unparteilichkeit und vorurtheilsfreier Gesinnung, den Haupteigenschaften des wahren Historikers, keine Rede sein.

Vellejus Paterculus. Von Vellejus Paterculus, dem Schmeichler und Bewunderer des Tiberius, der in seinem Abriß der „römischen Geschichte" die republikanische Zeit mit affectirter Kürze in einigen pomphaften Lobpreisungen schnell vorüberführt, die ersten Jahrzehnte der Kaiserherrschaft dagegen „im Stile einer Hofzeitung" darstellt, ist schon früher die Rede gewesen (S. 79). Sein Zeitgenosse Valerius Maximus ist der Verfasser Val. Maximus. einer Anekdotensammlung aus der alten Geschichte, besonders der römischen, worin er mit declamatorischem Schwulst, gemeiner Denkart und oberflächlicher Quellenkunde

„merkwürdige Thaten und Aussprüche berühmter Männer des römischen Volkes und des Auslandes“ ohne Urtheil, Kritik und Plan zusammengestellt und dem Kaiser Tiberius in devotesten Ausdrücken gewidmet hat. Trotz seiner Mangelhaftigkeit ist das Buch im Alterthum wie im Mittelalter viel gelesen, nachgeahmt, und sogar in Auszüge gebracht worden, von denen sich noch zwei erhalten haben.

Größere Vorzüge besitzt das Geschichtswerk des Curtius Rufus über die Thaten Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon aber die zwei ersten fehlen und Curtius Rufus.
einige andere lückenhaft sind. Ist man auch von der Bewunderung zurückgekommen, womit die früheren Geschlechter diese Zwittergestalt zwischen Geschichte und Roman betrachteten; hat man auch an der rhetorischen Darstellung, an der märchenhaften Erzählung, an den prunkenden Schilderungen und gedehnten Reden einen Rhetor erkannt, welcher die glänzende Figur des macedonischen Heldenkönigs nicht in ihrer welthistorischen Bedeutung als Gegenstand geschichtlicher Forschung, sondern als ein anziehendes Thema für rednerische Behandlung auffaßte und darum nur „den äußern Lauf der Begebenheiten mit den frischesten Farben“ darstellen wollte; so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Buch manche formale Vorzüge besitzt, welche die Bewunderung, die ihm durch das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit zu Theil geworden, einigermaßen erklären. Dahin rechnet man mit Recht die Klarheit und Güte der Sprache, die trotz einiger poetischer Ausdrücke und affectirter Wendungen des klassischen Zeitalters nicht unwürdig ist und vielfach an Livius und Cornelius Nepos erinnert; dahin rechnet man den kunstvollen wohlklingenden Periodenbau und die Anmuth und Lebendigkeit der Erzählung, dahin rechnet man die anschauliche fast dramatische Art, wie er einzelne Begebenheiten und Situationen zu behandeln versteht; dahin endlich eine gewisse Sentimentalität und den romantischen Zauber, der über die ganze Heldengestalt ausgegossen ist. Ueber die Person und das Zeitalter des Verfassers ist viel gestritten worden: ob der von Sueton erwähnte Rhetor Curtius oder der von Tacitus genannte Q. Curtius Rufus, der unter Claudius als Proconsul in Afrika stand, oder ob ein dritter Mann dieses Namens der Verfasser war, wird nie mit Sicherheit ausgemittelt werden, eben so wenig die Zeit der Entstehung; doch wird man am wenigsten fehlgreifen, wenn man einen Rhetor aus den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung für den Autor hält, als die historische Wissenschaft schon ihren ernsten Charakter verloren hatte und mehr der Unterhaltung als der Belehrung diente.

Wohl zur Zeit des Kaisers Trajan, dessen Kriegszüge eine vorübergehende Begeisterung für das alte Rom erzeugten, verfaßte Julius (oder Luc. Annäus) Florus, Florus.
von Person unbekannt, einen Abriß (epitome) der römischen Geschichte von der Gründung der Stadt bis zu Augusts Alleinherrschaft (29) mit epigrammatischer Kürze und rhetorischem Pomp, aber ohne gründliche Geschichtskenntniß und Genauigkeit in der Zeitrechnung. In einer schwülstigen, mit Floskeln und Sentenzen geschmückten, doch fließenden und correcten Sprache erzählt er die größeren und anziehenden Abschnitte der äußern Reichs- und Kriegsgeschichte in flüchtigen Umrissen, wobei er das Glück und die Sittenreinheit des alten Rom mit emphatischen Lobpreisungen hervorhebt. Trotz seiner declamatorischen Uebertreibungen wurde das Buch im Mittelalter fleißig gelesen und benutzt.

Suetonius Tranquillus, dem jüngeren Plinius befreundet, unter Trajan Sueton.
Tribun, unter Hadrian Geheimschreiber, verfaßte Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser von Cäsar bis Domitian, eine Sammlung biographischer und historischer Notizen, Anekdoten und Denkwürdigkeiten über die Kaiserzeit, theils aus Archiven und öffentlichen Acten, theils aus andern Geschichtswerken und Memoiren oder auch aus mündlichen Erzählungen geschöpft, ohne Beobachtung der Zeitfolge, ohne

Sonderung des Wesentlichen und Unbedeutenden, ohne Liebe und Haß. Sueton besitzt weder historisches Talent, noch Verständniß des pragmatischen oder psychologischen Zusammenhangs der Thaten und Begebenheiten, weder feines Gefühl noch sittlichen Muth — daher auch die biographischen Angaben gegen das Ende weniger ausführlich sind; — dennoch ist sein Buch wegen des reichen Inhalts und der vielen Mittheilungen aus dem öffentlichen und Privatleben der Kaiser von höchster Wichtigkeit, daher es auch im Mittelalter zu den gelesensten Schriften gehörte. Er schreibt in gedrängten Sätzen, „kalt und sachgemäß", aber in correcter und regelrechter Sprache. Von seinen übrigen biographischen Arbeiten über berühmte Männer, über Grammatiker, Rhetoren und Dichter, haben sich nur Bruchstücke und Auszüge erhalten. Die aphoristische Zusammenstellung biographischer Denkwürdigkeiten und geschichtlicher Angaben ohne systematische Gliederung und Anordnung, wovon Sueton ein Beispiel aufgestellt, fand viele Nachahmer, die aber an Inhalt und noch mehr in Form und Sprache weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben.

Die Geschichtschreiber der Kaiserzeit. Aus solchen Sammlern von Anekdoten und Auszügen bestehen die „Geschichtschreiber der Kaiserzeit" (Scriptores Historiae Augustae), welche die Jahre von Hadrian bis auf Diocletian und Constantin dargestellt haben und die durch ihre rohe geschmacklose Sprache, durch ihre Gedankenarmuth, durch den gänzlichen Mangel an Urtheil und Kritik und durch ihr historisches Unvermögen ein sprechendes Zeugniß von dem Verfall der Literatur und Bildung geben. Diese „kleineren Geschichtschreiber", Vopiscus. unter denen nur Flavius Vopiscus Syracusius durch urkundliche Genauigkeit hervorragt, während die andern (Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Vulcatius Gallicanus, Aelius Lampridius und Trebellius Pollio in seiner jetzigen Gestalt) ohne chronologische Ordnung, ohne historischen Sinn nach Art compilatorischer Zeitungsschreiber Alles zusammentrugen, was sie aus Archiven, Protocollen und andern öffentlichen Urkunden oder aus älteren Schriftstellern auftreiben konnten. Von dem Hauptzweck der Geschichte, Bildung des Verstandes, Belebung edler Gefühle, Erweckung der Seele zu großen Entschlüssen, haben sie keinen Begriff. Bei diesem mechanischen und gedankenlosen Verfahren hing es von einem glücklichen Zufall ab, wenn unter einem Wulste nutzloser Dinge und biographischer Kleinigkeiten sich auch einige werthvolle Documente über die äußere oder innere Geschichte der Kaiser, über Verfassung und Rechtswesen, über Sitten und Privatleben erhalten haben. Die Verfasser, die, wie Bernhardy urtheilt, nicht einmal den mäßigen Anspruch der allgemeinen Bildung und des gesunden Menschenverstands immer befriedigen, „dachten und schrieben mit dem gemeinen Volke, ihr Blick haftet gründlich auf aller Trivialität, besonders auf den glänzenden Ausschweifungen des Lasters, und eben hierin liegt ein großer Theil ihres Interesses, daß wir an ihnen die ältesten plebejischen Geschichtschreiber Roms besitzen, welche mit dem vornehmen und niedrigen Pöbel nicht nur den anekdotischen Stoff sammt all seinem Schmutz aufgriffen, sondern auch die Idiotismen der Volkssprache, uncorrecte Wortformen, falsche Structuren und einen unedlen, besonders provinzialen Sprachschatz harmlos in die Literatur einführten."

Aurelius Victor. Die letzten Geschichtschreiber lateinischer Zunge gehören dem Zeitalter Julians an: Unter dem Namen des Aurelius Victor aus der Provinz Afrika besitzt man eine kurze Kaisergeschichte von Augustus bis Julian („Caesares") von geringem Werth und den sogenannten „Auszug über die Cäsaren", eine Auswahl von Thatsachen nicht Eutropius. ohne Einsicht und Urtheil; Eutropius, kaiserlicher Geheimschreiber Julians, bearbeitete im Auftrage des Kaisers Valens einen „Abriß der römischen Geschichte bis auf Jovians Tod", worin ohne genaues Studium aber mit praktischer Kürze die Begebenheiten der Republik flüchtig und kalt, die Kaiserzeit dagegen mit größerem Interesse,

sogar mit einigem Sinn für Charakteristik dargestellt werden." Wegen seiner „faßlichen Mittelmäßigkeit und schlichten Sprache" wurde das Buch viel gelesen, abgeschrieben und übersetzt. 3) Den Schluß der römischen Geschichtschreibung des heidnischen Alterthums in lateinischer Sprache bildet der Grieche Ammianus Marcellinus aus Antiochien, der nach dem Tode Julians, bei dem er lange in Kriegsdiensten gestanden, in Rom den Studien lebte und an Ernst, historischem Urtheil und sittlichem Gefühle weit über seine Zeitgenossen hervorragt. Von seiner Kaisergeschichte, welche, an Tacitus anschließend, den Zeitraum von Nerva bis zum Tode des Valens umfassen sollte, sind die 13 ersten Bücher verloren gegangen. Wir besitzen nur noch den Theil, welcher die Jahre von 353—378 behandelt, wo der Verfasser größtentheils als Augenzeuge berichtet. An politischem Scharfblick, an Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, an sittlichem Unwillen über die herrschende Verderbniß und die Unterdrückung der edelsten Bestrebungen und an richtiger Auffassung einer unerquicklichen Gegenwart, kann er mit seinem Vorbilde Tacitus wohl verglichen werden; obwohl ein Heide ist er frei von religiösen Vorurtheilen und betrachtet alle Zeiterscheinungen im ruhigen Spiegel historischer Objectivität und beurtheilt sie mit Freimuth, Unbefangenheit und männlicher Gesinnung. Dagegen steht er weit zurück an gründlicher Bildung, so gern er auch durch belehrende Digressionen über Geschichte, Geographie und Antiquitäten sein Wissen zur Schau stellt; und noch mehr an kunstreicher Darstellung. Seine schwerfällige und schwülstige Sprache und sein „durch ein geschmackloses poetisches Farbenspiel gedunsener Ausdruck" verrathen den Ungeschmack der Zeit und den tiefen Verfall, dem die lateinische Literatur und Sprache bereits anheimgefallen waren. Man merkt es dem Verfasser an, daß ihm das Lateinische eine fremde Sprache ist, die er theils aus dem Volksdialekt, theils aus dem Studium der älteren Klassiker sich angeeignet hat. Ammianus Marcellinus.

Bedeutender sind die griechischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, wenn gleich auch sie die Spuren der Zeit, „wo Despotismus und Aberglauben die Geister gefangen hielt", an sich tragen. Der Mangel an Freimuth, Urtheil und männlicher Gesinnung wird durch den rhetorischen und sophistischen Firniß, von dem ihre Schriften überzogen sind, nicht verdeckt. Knechtsinn und Schmeichelei, die Grundübel ihres schlaffen und entarteten Jahrhunderts, leiten ihre Feder und ihr Urtheil. Die bedeutendsten darunter sind: Plutarch aus Chäronea in Böotien, ein fruchtbarer, vielgelesener philosophischer und historischer Schriftsteller. Nachdem er in Athen den Grund zu seiner Bildung gelegt, durch ausgedehnte Reisen sich Welt- und Menschenkenntniß erworben, ließ er sich in Rom nieder, wo er durch eifriges Studium in den Werken des Alterthums und im Umgang mit Favorinus und andern Gelehrten und Rhetoren der Zeit sich jene Belesenheit und jene Begeisterung für das griechische und römische Alterthum erwarb, die seine Schriften so warm durchziehen. Trajan soll ihn mit der consularischen Würde beschenkt haben, und Hadrian, sein Freund und Schüler, ernannte ihn zum Statthalter in Griechenland, wo er in den ersten Regierungsjahren dieses Kaisers gestorben zu sein scheint. Griechische Historiker u. Philosophen. Plutarch. c. 50—120.

Plutarchs Werke zerfallen in historische und moralische Schriften. Zu jenen rechnet man die „parallelen Lebensbeschreibungen", eine Anzahl von Biographien ausgezeichneter und bedeutender Männer Griechenlands und Roms, von wel- Die Biographien.

chen meist zwei, ein Grieche und ein Römer, mit einander in der Weise verbunden sind, daß zum Schluß gewöhnlich eine vergleichende Betrachtung beider hinzugefügt wird (wie Theseus und Romulus; Lykurg und Numa; Alkibiades und Coriolan; Aristides und der ältere Cato; Pyrrhus und Marius; Lysander und Sulla u. A. m.). Einige Lebensschilderungen, wie die des jüngeren Scipio und der älteren Dichter sind verloren gegangen. — Die zweite Gattung, gewöhnlich unter dem keineswegs dem Gesammtinhalt entsprechenden Namen „moralische Schriften" zusammengefaßt, ist nach Fassung und Inhalt höchst mannichfaltig und verschieden. Abgesehen von einigen Schriften, deren Echtheit angefochten wird, wie „über die Kindererziehung"; „die Denksprüche von Königen und Feldherren"; „Denksprüche von Spartanern"; „die Sprichwörter" u. a. besitzen wir noch etwa siebenzig Aufsätze und Abhandlungen des verschiedenartigsten Inhalts, die sich bald über einzelne Gegenstände des griechischen und römischen Alterthums, über Gebräuche, Sitten, Einrichtungen u. drgl. verbreiten („vom Glück der Römer"; „vom Glück und Verdienst Alexanders des Gr." u. a. m), bald Lehren für das praktische Leben enthalten („wie man die Dichter lesen; wie man den Freund vom Schmeichler unterscheiden; wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen soll"; „über Tugend und Laster"; „über Beherrschung des Zorns"; „über Elternliebe"; „über Geschwätzigkeit" u. a. m.), bald auf dem Gebiete religiöser Fragen sich bewegen („von dem Verfall der Orakel"; „über Deisidämonie"; „über das Schicksal"; „über Isis und Osiris"; „vom Aberglauben" u. a.), bald die Lehrmeinungen der älteren Philosophen besprechen und beurtheilen („über das Dämonium des Sokrates"; „über Plato's Timäos"; „über die Lehrsätze der Philosophen" u. a.).

Moralische Schriften

Schriftstellerischer Charakter.

Nicht ohne Sinn für die Größe des alten Griechenlands und Roms, deren Großthaten und Heldenzeiten er poetisch und rhetorisch als Ideal hinzustellen suchte, wußte Plutarch zugleich die vornehmen Kreise seiner Zeit, denen er durch seine Bildung und Stellung angehörte, angenehm zu erregen, indem er Phantasie und Gefühl weckte und ihnen eine geistreiche und witzige Unterhaltung gewährte. Er legt mehr Werth auf die Zeichnung des Charakters und des inneren Menschen als auf die geschichtlichen Thaten und ist daher reich an einzelnen Zügen, Anekdoten und Reflexionen. Nach seiner eigenen Angabe ist oft eine kleine Geschichte, ein Wort, ein Scherz, eine bessere Bezeichnung des Charakters, als große Schlachten und Städteeroberungen. Aus solchen einzelnen Zügen, die ihm seine umfassende Gelehrsamkeit an die Hand gab, entwarf er die anziehenden Charakterbilder, die meistens eine panegyrische Färbung an sich tragen, aber gerade dadurch einen um so tieferen Eindruck hervorbringen. Er besaß eine außerordentliche Belesenheit, aber wenig Kritik und Auswahl der Quellen. Dennoch sind seine Biographien für die Geschichtskunde des Alterthums vom größten Werthe, da er aus vielen Schriftstellern geschöpft hat, die nicht auf unsere Zeit gekommen sind. Ein zweiter Vorzug ist der romantische die Phantasie anregende Anstrich und die warme Begeisterung für die alte Welt, die über das Ganze ausgegossen ist, so wie der sittliche Ernst des Verfassers, verbunden mit einer edlen menschenfreundlichen Gesinnung, ganz geeignet jugendliche und bewegliche Gemüther mit Liebe und Bewunderung für die hohen Gestalten des Alterthums zu erfüllen. Seine Sprache bewegt sich noch in dem von ihm sorgfältig gepflegten Atticismus, aber sein Periodenbau ist durch die gedehnten Sätze mitunter schwerfällig und seine Darstellung nicht selten weitschweifig und breit und mit Bildern und Anführungen überladen.

Religiöser und philosophischer Charakter.

In Bezug auf die religiöse und philosophische Zeitrichtung steht Plutarch auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Lucian: während dieser die Göttermythen verspottet und die alte Volksreligion durch seine satirische und skeptische

Behandlung dem Untergange zuführt; sucht Plutarch, bemüht das Alterthum in allen seinen Richtungen und Erscheinungen von der edelsten und würdigsten Seite darzustellen, die antike Religion zu vertheidigen und zu halten, bald indem er die Mythen in einem höheren Sinn deutet, bald indem er durch Erweckung der im Heidenthum enthaltenen ethischen Elemente eine würdigere und erhabenere Auffassung der alten Götterlehre zu begründen und dem Unglauben wie dem Aberglauben seiner Zeit entgegenzuwirken sucht. Darum war er auch ein entschiedener Gegner der herrschenden Philosophenschulen, besonders der Epikureer, weil sie die alten Vorstellungen von den Göttern verwarfen und dem Atheismus das Wort redeten. Es war freilich ein eitles Bemühen, den Boden der alten Volksreligion, der bereits unter seinen eigenen Füßen wankte, mit wohlgemeinten Worten aber schwachen Beweisgründen zu stützen, das Lebensglück auf Erden an den alten Götterglauben zu knüpfen und mit dem Kampfe gegen die herrschenden Superstitionen zugleich die Vertheidigung der alten Orakel zu verbinden; dennoch hat das Ringen und Mühen einer edlen Natur das sinkende Heidenthum mit seiner Poesie und alten Romantik noch nach Kräften zu stützen, zu retten und zu reinigen, etwas Rührendes. Daß ein Mann von so idealer Richtung einen besonderen Zug zu der Philosophie Plato's haben mußte, ist sehr erklärlich; aber er hielt sich nicht ausschließlich an die Akademie, sondern verband damit auch aus andern Systemen alle solche Lehren, die seinem Geiste und seiner sittlichen Richtung entsprachen. Dadurch kam er zu einem philosophischen Eklekticismus von schwankender Grundlage, welcher, da darin die dialektische und logische Seite hinter der sittlich-religiösen zurückstand, zwischen die Gottheit und die Welt Mittelwesen (Dämonen) eingeschaltet wurden, von denen alle Offenbarung durch Orakel und Divination herrühren sollte, die dem Opfernden sich huldvoll nahen, und die Vorstellung von einem guten und bösen Urprinzip und von der Reinigung der Seele durch Leidenschaftslosigkeit und enthaltsames Leben Aufnahme fand, bereits die Keime des Neu-Platonismus in sich trug. Plutarch war der letzte begeisterte Verkündiger des humanen Geistes der alten Hellenen, denen er in Leben, Sitte und Denkweise nachstrebte.

Plutarchs Zeitgenosse war Epiktetos aus Hierapolis in Phrygien, ursprünglich ein Sclave des Epaphroditos, des Freigelassenen und Günstlings von Nero. Mit der Freiheit beschenkt widmete er sich zu Rom der Philosophie unter dem Stoiker Musonius Rufus und trat dann selbst als Lehrer auf, bis er, durch Domitians Verbannungsedict im J. 94 aus der Hauptstadt verjagt, nach Nikopolis in Epirus auswanderte, wo er arm und am Fuße gelähmt, den Rest seiner Tage verlebte, gleich Sokrates, seinem Vorbilde, nur darauf bedacht, durch Selbstprüfung und Selbsterkenntniß das Verhältniß des Menschen zu der Außenwelt zu erforschen und in sich selbst und in dem Kreise von Jüngern, die Epiktet.

er um sich sammelte, das auf sittlicher Willensfreiheit beruhende Gute zur Herrschaft zu bringen.

Lehre und Leben. Epiktet, in dem die stoische Philosophie mit der Einfachheit und praktischen Lebensweisheit des Sokrates und der älteren Cyniker vermählt erscheint, bewies durch sein achtbares, rechtschaffenes Leben, daß die Lehren von der inneren Würde, von sittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Güter und Leiden den Menschen auch in der niedrigsten Umgebung zu adeln vermögen. Nach dem Grundsatz lebend: „Ertrage und entsage!" machte er die Ethik zum Mittelpunkt seiner Philosophie, der Logik und Physik nur insofern Werth beilegend, als sie zur Erkenntniß der inneren Freiheit gegenüber der äußeren Nothwendigkeit führen. Denn nur wenn die ethischen Begriffe richtig erkannt und geordnet, die Stellung des Menschen zu Gott, zu den Mitmenschen und zu der Außenwelt und die daraus entspringenden Pflichten bestimmt und durch die Zustimmung des sittlichen Urtheils und des freien Willens zur Uebung gebracht werden, kann das sittliche Handeln, kann das Prinzip der geistigen Freiheit des Menschen in Beziehung auf sein Thun und Leiden in allen Verhältnissen deutlich hervortreten. Erkenntniß, Willen und Uebung sind demnach die Vorbedingungen des sittlichen Handelns.

Diese praktisch-ethische Richtung der Philosophie des Epiktet, verbunden mit der Lauterkeit und Reinheit seiner Lehren und seines Lebens und mit der Demuth und Dankbarkeit gegen Gott, von dem jede gute und vollkommene Gabe ausgehe, welche er als erste Pflicht seiner Sittenlehre aufstellt, waren hauptsächlich Ursache, daß man seine praktisch-religiösen Grundsätze mit den Vorschriften des Christenthums in Verbindung brachte. Aber wenn auch Epiktet mit den Lehren des Evangeliums nicht bekannt war, so hat doch seine Lehre auf die Denkart vieler seiner Zeitgenossen und der folgenden Geschlechter einen entschiedenen Einfluß geübt, und fast Alles, was aus der stoischen Sittenlehre auf die spätere Zeit übergegangen ist, war meistens nur ein Nachklang seiner Gesinnung und Lehren. Die Sittensprüche und Maximen, die M. Aurel in dem Buch „An sich selbst" aufstellt, stimmen, abgesehen von ihrer besonderen persönlichen Beziehung, mit Epiktets Vorschriften überein. Diese weichen von der ältern Stoa insofern ab, als sie den Menschen mehr zur Selbsterforschung anspornen, mehr auf sein Inneres anweisen, daß er sich von der Außenwelt möglichst zurückziehe, sich „als Werkzeug des göttlichen Willens in dem Flusse des äußern und eiteln Lebens betrachte" und durch die Beschauung des „inneren Lichtes seines Dämons", die Ruhe des Gemüthes gewinne.

Arrian. Epiktet glich auch darin dem Sokrates, daß er nichts Schriftliches hinterlassen hat, sondern daß seine Lehren von seinen Freunden und Schülern aufgezeichnet und der Mit- und Nachwelt bekannt gemacht wurden. Unter diesen ragt vor Allen hervor Flavius **Arrianus** aus Nikomedien, ein würdiger Verkündiger und Herold der Weisheitslehren seines Meisters. Leider sind die größern Schriften über „Epiktets Leben und Ende", „die zwölf Bücher freundschaftlicher Unterhaltungen", nicht auf unsere Zeit gekommen, und von den philosophischen Vorträgen, die er mit möglichster Treue und meistens mit den eigenen Worten des Meisters aufgezeichnet hatte, ist nur die erste Hälfte erhalten;
Diatriben. allein sowohl die Vortrefflichkeit dieser „Diatriben" als das vielgelesene „Hand-
Encheiridion. buch" (Encheiridion) über Epiktets Moral, das wegen seines gediegenen praktischen Inhalts viele Jahrhunderte bei Heiden und Christen im größten Ansehen

gestanden und durch Commentare und Paraphrasen erläutert ward, ja bei dem man sogar bisweilen einen christlichen Verfasser vermuthete, sind sprechende Beweise, daß der Schüler des Meisters würdig war.

Wie Epiktet bewies auch Arrian, der von Hadrian zum Präfecten von Kappadocien eingesetzt, von Antoninus Pius mit der consularischen Würde belehnt ward, durch sein eignes Leben den Werth der stoischen Grundsätze und zeigte durch seine Wirksamkeit als Staatsmann und Feldherr, daß ein inneres Leben und rein geistige Beschäftigungen zu den öffentlichen Geschäften nicht untauglich machen, daß der echte Philosoph auch im praktischen Leben an seinem Platze sei. Arrians Werke über das Kriegswesen und namentlich seine Schrift über Alexanders des Großen Feldzüge (Anabasis), von der schon früher die Rede war (III. S. 155) und das Buch über „Indien", eine Fortsetzung und Ergänzung der „Anabasis", gehören zu den besten literarischen Erscheinungen der Zeit. Gleich seinem Vorbilde Xenophon legt Arrian großen Werth auf alles Religiöse, auf Orakel und Vorzeichen, auf Opfer und Handlungen äußerer Frömmigkeit. Auch die einfache schmucklose Sprache hat er von dem athenischen Historiker entlehnt. Unter seinen Schriften findet sich noch eine Abhandlung über die Jagd, gleichfalls nach Xenophon und die erwähnte „Umschiffung des schwarzen Meeres." Andere Werke sind verloren gegangen.

Sein Charakter.

Anabasis.

Arrians Zeitgenosse war Appian aus Alexandrien, der, wie er selbst von sich meldet, zu den ersten Ehrenstellen in seinem Vaterlande gelangte, als Sachwalter Rechtshändel zu Rom vor den kaiserlichen Gerichten führte, bis er zuletzt „Procurator" wurde, ob in Aegypten oder als Verwalter der kaiserlichen Finanzen in Rom, ist streitig. Seine „Römischen Geschichten" in 24 Büchern, wovon aber mehrere ganz verloren, andere verstümmelt sind, schrieb er unter Antoninus Pius.

Appian.

Da Appian die bisherige annalistische oder synchronistische Behandlung, die Zusammenstellung der Ereignisse und Begebenheiten nach Jahresabschnitten, unbequem und verwirrend fand, so beschloß er einen andern Weg einzuschlagen, auf welchem die annalistische Zerrissenheit vermieden werden sollte. Er wählte die ethnographische Eintheilung und zerlegte die römische Geschichte in eine Reihe von Specialgeschichten, indem er die einzelnen zum römischen Reiche vereinigten Länder und Völker von ihrem ersten Berührungspunkte mit Rom bis zu ihrer Unterwerfung durchgeht und dabei zugleich einen Blick auf die ältere vorrömische Zeit wirft. Unter diesen sind besonders die fünf Bücher über die Bürgerkriege Roms von Wichtigkeit. Da seine nächste Aufgabe war, die Ausbildung, Ausbreitung und Mehrung des römischen Staats nachzuweisen, so hat er besonders der Kriegsgeschichte seine Aufmerksamkeit gewidmet. Da er meistens ältere Schriftsteller bald benutzt, bald wörtlich ausschreibt, so hängt der Werth der einzelnen Bücher von der Beschaffenheit seiner Quellen ab. Trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für Rom erscheint Appian doch als ein wahrheitsgetreuer Mann, mit Sinn und Verständniß der besseren Zeiten des Alterthums; er verschmäht Schwulst, Uebertreibung und rhetorische Declamation, und verfällt er auch hie und da ins Trockene und Triviale, so erhebt er sich an andern Stellen auch wieder zu der Höhe besserer Schriftsteller. Ohne die Einwirkung der Götter und das Walten eines unerforschlichen Rathschlusses zu leugnen, sieht er doch in den Eigenschaften und Thaten der Menschen und Völker die Ursachen der Größe oder des Verfalls der Staaten.

Historischer Charakter.

Dio Cassius. Sein jüngerer Zeitgenosse Dio Cassius, geb. 155 zu Nicäa in Bithynien, aus einer angesehenen Familie, der nach einer sorgfältigen Ausbildung in der Rhetorschule zu Athen unter Commodus und dessen Nachfolgern mehrere Staatsämter bekleidete, Senator, Consul und Statthalter wurde, sich dann aber nach seiner Vaterstadt zurückzog, wo er starb, schrieb eine „Römische Geschichte" von der Gründung der Stadt bis auf sein eigenes Consulat im J. 229 in 80 Büchern, wovon aber die ersten 36 bis auf einige Bruchstücke ganz und von den übrigen Manches verloren gegangen ist.

Inhalt und Charakter seiner Geschichtsbücher. Zehn Jahre lang (201—11) war Dio mit Sammlungen dazu beschäftigt, zwölf weitere (211—222) dauerte die Ausarbeitung, der Rest bis zum J. 229 scheint nur kurze Angaben enthalten zu haben. Die Bücher 37—54, incl. vom Mithridatischen Krieg bis zu Agrippas Tod sind vollständig erhalten, von Buch 55—60 besitzen wir bedeutende Bruchstücke; von den letzten 20 Büchern die von Xiphilinus im 11. Jahrhundert veranstalteten Auszüge aus dem Werke. Trotz der rhetorischen Färbung und des Mangels edler Denkart, höherer Auffassung der Dinge und Charaktere und vorurtheilsfreier gerechter Gesinnung in dem Verfasser ist seine Geschichte, besonders die der Kaiserzeit, doch ein werthvolles Buch durch die gelehrten Kenntnisse und Forschungen und den praktischen staatsmännischen Blick des Verfassers. Er hat Sinn für Verfassung, Gesetzgebung, Kriegswesen und verfolgt die Entwickelung und Ausbildung der Staatseinrichtungen mit Einsicht und Aufmerksamkeit. Wie Arrian den Xenophon, so hat Dio Cassius den Thukydides, zuweilen auch den Polybius zum Muster genommen, doch ohne seine Vorbilder von ferne zu erreichen. Seine Darstellung leidet an Breite und Schwerfälligkeit und verräth weder eine tiefere Auffassung oder eigenthümliche Anschauung und Behandlung, noch einen höheren moralischen Gesichtspunkt. „Tacitus Kunst," sagt Ulrici, „mit der Geschichte des kaiserlichen Hofes die Geschichte des Reichs zu verbinden, und trotz der Alles umfassenden Despotie der Cäsaren dennoch eine Staatshistorie zu liefern, liegt weit über Dio's Gesichtskreise. Noch weiter die ideelle Wahrheit der Geschichte." Wir vermissen in ihm den hohen Sinn, den edlen Unwillen und das erhebende Bewußtsein des eigenen höheren Werthes, bei dem allgemeinen Elend und Sittenverderb der Zeit. Beschränkt und abergläubisch legt er Bedeutung auf Wunder und Träume, auf Vorbedeutungen und Zeichen, die er bei jeder Gelegenheit anführt, während doch nirgends tiefes religiöses Gefühl oder würdige Vorstellungen von göttlicher Weltordnung durchleuchten.

Herodian. Zur Ergänzung des Werks von Dio dient Herodians „Geschichte seiner Zeit", vom Tode Marc Aurels bis auf Gordian III. (180—238). Ist auch Herodian nur ein „rhetorischer Annalist" ohne Wärme, Leben und Genauigkeit, der seine Geistesarmuth häufig unter der Hülle von gehäuften sinnverwandten Worten und Redensarten verbirgt und an eingestreuten oft unpassenden Reden Gefallen findet, so ist sein Werk doch nicht ohne Werth. Der Inhalt trägt im Allgemeinen den Stempel der Wahrheit, sein Stil ist natürlich und frei von dem affectirten alterthümlichen Atticismus und seine Darstellung der Charaktere und Thatsachen von einem sittlichen Ernst durchdrungen. Aber „der Gedanke innerer Einheit, in welcher die Masse des Einzelnen zu einem Ganzen sich verbände, scheint nie seine Seele berührt zu haben".

Die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Augustus bis zum Jahr 410, von Zosimus, einem Zeitgenossen des Kaisers Theodosius II., ist durch Form und Inhalt einer bessern Zeit würdig. Der Rhetor Polyän von Makedonien schrieb 8 Bücher „Kriegslisten", die er dem Marc-Aurel und seinem Sohn Verus widmete, eine Sammlung von Anekdoten und Kriegsgeschichten der älteren Zeit von verschiedenem historischen Werthe. Zosimus. Polyän.

Flavius Josephus, der gelehrte Jude aus priesterlichem Geschlechte, hat seine schriftstellerischen Gaben und die während seines langen Aufenthaltes in Rom gewonnene Kenntniß der griechisch-römischen Bildung zur Darstellung der Schicksale, des religiösen Entwicklungsganges und der Leiden und Drangsale seines Volkes angewendet. Josephus. 37 bis n. 103.

Zuerst verfaßte er eine „Geschichte des jüdischen Krieges", in 7 Büchern, hebräisch und griechisch, eine lebendige Schilderung des großartigen Kampfes, dem er selbst handelnd oder doch als Augenzeuge anwohnte, und der mit der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels endigte. Nach Art der damaligen Geschichtschreibung enthält das in blühender Sprache verfaßte Werk viele weitläufige Beschreibungen merkwürdiger Orte und Sitten und viele längere kunstvolle Reden, welche dem Verfasser dienen um die handelnden Personen zu charakterisiren und lehrreiche Winke und Nachrichten über die Zustände und herrschenden Meinungen mitzutheilen. Das böse Gewissen eines Abtrünnigen gibt sich mitunter in lieblosen und ungerechten Urtheilen über die Führer des Aufstandes kund. Aber trotz dieser Mängel ist das Werk reich an lebendigen Zügen wahrer Geschichtschreibung. Sein zweites größeres Werk, „jüdische Archäologie" in zwanzig Büchern, das Josephus während seines Aufenthaltes in Rom verfaßt, im J. 93 oder 94 vollendet hat, über die frühere Geschichte Israels hatte den Zweck, das verhaßte und verachtete Volk bei den Römern in ein günstigeres Licht zu stellen und es von dem Druck ungerechter Vorurtheile zu befreien. Doch war Josephus zu befangen, als daß er die Herrlichkeit seines Volkes in seiner großen Zeit wahrhaft zu erfassen vermocht hätte. Auch trug er kein Bedenken, die wahre Geschichte durch Dichtungen und Fabeln zu entstellen. Als Ergänzung des ersten Werks kann seine eigene Lebensbeschreibung, als Ergänzung des letzteren seine „Zwei Bücher über das hohe Alter der Juden gegen Apion" gelten. Das letzte, eine Schutzschrift (Apologie) für die Judäer, ist mit warmer Liebe für die alte Gesetzgebung Moses verfaßt.

F. Die spätere Literatur und die Jurisprudenz.

Mit Hadrian kam das Zeitalter der „silbernen Latinität" zum Abschluß; die folgenden Schriftsteller, welche unter dem eisernen Joche der Militärherrschaft die letzten grünen Zweige am absterbenden Baume der römischen Literatur und Wissenschaft mühsam und dürftig pflegten, werden dem „ehernen Zeitalter" zugetheilt, das jetzt in allen Richtungen und Regungen des inneren und äußeren Lebens auf der Menschheit zu lasten begann. Zu diesem Verfalle der römischen Literatur trugen Hadrian und die Antonine nicht wenig bei, theils durch ihre Vorliebe für das Griechische, theils durch die Beförderung eines verkehrten Geschmacks in Stil und Sprache, in Dichtung und Beredtsamkeit. Wir haben gesehen, wie sehr Hadrian und Marcus Aurelius griechische Kunst, Verfall der lateinischen Literatur u. Sprache.

griechische Philosophie, griechische Rhetorik begünstigten, so daß man den ersteren spottweise „Gräculus" nannte, der letztere seine Selbstbetrachtungen oder Monologe in griechischer Sprache verfaßte. War schon diese Hofgunst für die gebildeten Kreise in Rom ein Beweggrund, sich mehr mit griechischer Literatur und Kunst zu beschäftigen, so mußte die affectirte Alterthümelei in der lateinischen Sprache und Redeweise, die unter der Begünstigung der Kaiser von dem einflußreichen Redner und Hofmann Fronto aus der Provinz Afrika zum herrschenden Zeitgeschmack erhoben wurde, alle verständigen Männer von Bildung und selbständigem Urtheil gegen die verschrobene Richtung in der heimischen Sprache und Literatur einnehmen und der griechischen Kunst und Wissenschaft in die Arme führen. Durch spielende Gedichte nach Art der altitalischen Lieder der Ackerbrüder und der Fescenninen, durch archaistische Ausdrücke nach Cato, Plautus und Ennius, durch Nachahmung der altrömischen Rede- und Sprachformen, wie sie vor Varro und Lucretius Carus herrschend gewesen, und durch den Gebrauch seltener oder längst verschollener Worte vermeinten Hadrian, Fronto und viele ihrer Zeitgenossen den römischen Geist und Charakter, der längst aus dem Leben entschwunden war, in der Literatur zurückführen zu können.

Fronto. Unter solchen Verhältnissen konnte ein so verschrobener und beschränkter Mann wie Fronto das Haupt einer eigenen Schule werden, konnte Schüler und Bewunderer finden, wie A. Gellius, Sidonius Apollinaris u. A., konnte bei drei der namhaftesten Kaiser Gunst und Ehre erwerben und zu hohen Staatsämtern emporsteigen, blos weil er das Kunststück verstand, „die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken" mit alterthümlichen Ausdrücken und Sprachformen, mit einem gemüthlosen rhetorischen Pathos und mit einem gespreizten Stil zu verhüllen. Fronto selbst erlebte noch den Kummer, seinen Ruhm erbleichen zu sehen; aber die üppige und phantastische „afrikanische Latinität",

Appulejus. welche in dem beweglichen und talentvollen L. Appulejus aus Karthago ihren Gründer verehrte und die nüchternen und pedantischen Frontianer aus dem Felde schlug, war nicht geeignet, das gewichene Interesse für römische Kunst und Literatur zurückzuführen und dem Griechenthum, dem sie ohnedies ihren künstlichen Schmuck entlehnt oder geraubt hatte, eine wirksame Opposition entgegenzusetzen. Der unrömische Charakter, der schon in dem „goldenen Esel" mit seinem Aufwand von „witzelnder Rhetorik und gewaltsamer Sprachbildnerei", mit seiner „verzerrten Mischung von poetischen, alterthümlichen und localen Sprachstoffen" und mit seiner „überladenen Composition" zu Tage tritt, greift in der späteren Kaiserzeit mehr und mehr um sich und dringt immer tiefer in das Wesen der lateinischen Literatur und Dichtkunst ein. Nur in der Jurisprudenz gab sich der produktive Geist, der logische Rechtsverstand und die kräftige wissenschaftliche Sprache noch im dritten Jahrhundert kund; die Kaiser, die alle andere Wissenschaft mit Verachtung und Mißtrauen betrachteten, begünstigten das Studium der Jurisprudenz; „denn sie hatte den

Ausbau der absoluten Herrschaft begründet, sogar die servile Denkart geheiligt, welche demüthig alles Recht aus des Kaisers Händen empfing". Schon im dritten Jahrhundert scheidet sich der Osten mehr und mehr von dem Westen ab; beide ringen eine Zeitlang um die Weltherrschaft; darüber verliert Rom und Italien allmählich die gebieterische Stellung und das Uebergewicht im Reiche der Geister; die Hauptstadt hört auf, der Mittelpunkt der Literatur und Wissenschaft zu sein; in der griechischen Welt laufen ihr Athen, Konstantinopel und Alexandrien den Rang ab; die lateinische Bildung hatte bereits ihre Pflanzstätten in Gallien, Spanien und Nord-Afrika aufgeschlagen; und als das Christenthum anfing, die Literatur und das geistige Leben zu durchdringen, da gingen bald die nationalen Eigenthümlichkeiten in dem christlichen Gesammtcharakter auf; in der neuen Weltbildung fanden die griechischen und lateinischen Geistesprodukte ihren gemeinsamen Boden und Ausdruck. In dieser Zeit, als die beiden Religionsprinzipien sich noch um die Herrschaft der Welt stritten, nahm die lateinische Poesie, die heidnische wie die christliche, noch einen letzten flackernden Aufschwung. An der Hand der alten klassischen Dichter durch emsiges Studium und einiges Talent sich emporrichtend, haben mehrere größtentheils den Provinzländern entstammte Dichter des vierten Jahrhunderts nicht ohne Glück die mittleren Felder der Poesie angebaut und in lyrischen und epischen Formen dichterische Gewandtheit und metrische und sprachliche Kunstfertigkeit entfaltet, die, wenn auch ihre Poesie die Nachahmung verräth und „nach der Bücherwelt schmeckt", doch einer bessern Zeit würdig sind. So hat der Idyllendichter und Naturmaler Ausonius aus Burdigala in seinen Idyllen die Moselgegenden anmuthig besungen, und Festus Avienus, ein Nachkomme des Philosophen Musonius Rufus, außer andern dichterischen Versuchen die Küstenlandschaft von Gades bis Massilia in ein beschreibendes Gedicht gebracht; so haben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts Calpurnius aus Sicilien und Aurel. Nemesianus Virgils Eklogen und Lehrdichtung nachgeahmt mit wenig Natur und Erfindung und im rhetorischen Geschmack der Zeit, aber mit einzelnen schönen Schilderungen (wie der in der dritten Ekloge des erstern beschriebene mythologische Bildersaal); so hat Claudius Claudianus aus Alexandrien, dem römischen Adel und den Staatsmännern am Hofe des Honorius zu Ravenna befreundet, die Kriegs- und Friedensthaten Stilichos, seines Gönners, in wohlklingenden Versen und leichter und correcter Diction gefeiert und die drei Consulate des Honorius mit Lobgedichten verherrlicht, und sein Zeitgenosse Rutilius Namatianus seine Rückkehr vom Hofe zu Ravenna in seine gallische Heimath in reiner, dem Virgil abgelernter Sprache beschrieben; so haben christliche Sänger aus Spanien und Gallien, unter denen Juvencus und Prudentius durch Schulbildung hervorragen, geistliche Dichtungen verfaßt, die indessen trotz ihrer antiken Sprache und Form, ihrer alterthümlichen

Die lateinische Poesie.

Ausonius.

Avienus.

Calpurnius und Nemesianus.

Claudianus.

Namatianus.

Juvencus u. Prudentius.

Ausdrücke und Bilder, schon dem Geiste des Mittelalters angehören, schon mehr für Erbauung als für Kunstgenuß berechnet sind.

Jurisprudenz. Wir haben in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie sehr die Juristen unter der Kaiserherrschaft an Bedeutung und Ansehen gewannen; nicht nur daß bei vielen Aemtern vorzugsweise Rechtsgelehrte verwendet wurden; daß seit Hadrian die ersten Reichs- und Gerichtsstellen, wie die Präfectur des Prätoriums und das kaiserliche Geheimeraths-Collegium ausschließlich in die Hände der Juristen kamen; auch bei der Ausfertigung der Edicte, der Rescripte oder Antwortschreiben auf Anfragen von Privatpersonen oder Beamten und der Decrete oder richterlichen Entscheidungen bei Appellationen, aus denen die „Constitutionen" der Kaiser entstanden, waren immer Juristen thätig. Je mehr aber das Rechtsstudium der Weg zu Ehre und Ansehen ward, desto eifriger wurde dasselbe betrieben, desto mehr machten es die höheren Stände zu ihrem Berufe, desto größer wurde die Zahl der Rechtsgelehrten, die bald als eigener Juristenstand bei Rechtsfragen consultirt wurden und Gutachten und Klagformeln abfaßten, bald als Anwälte und Rechtsbeistände bei den Gerichten thätig waren, bald als Gelehrte die gültigen Rechtsquellen in Systeme ordneten und durch Commentarien erläuterten und näher bestimmten oder durch Abhandlungen über wichtige oder schwierige Fälle die juristische Literatur bereicherten, bald als Rechtslehrer in den größeren Städten Unterricht ertheilten und dadurch die Gründung von Rechtsschulen herbeiführten. Die juristische Literatur hielt sich freier von dem Einfluß der griechischen Geistesbildung als die übrigen Wissenschaften, sie beruhte auf einer soliden Tradition und auf älteren Mustern. „Die Sprache und Schreibart der Juristen war wie die vielseitig gebildeter und im Leben erfahrener Männer insgemein rein, einfach, bestimmt, würdig, ohne schulmäßigen Anstrich, anschaulich und lebendig, und artete langsamer und später aus wie die der andern Schriftsteller." Nachdem Salvius Julianus unter Hadrian die prätorischen Edicte durch eine erschöpfende Redaction in das Edictum perpetuum vereinigt hatte, das allen späteren Gesetzbüchern als System und Grundlage diente, schrieb sein jüngerer Zeitgenosse Gajus ein bis auf Justinian gangbares Lehrbuch des Privatrechts (institutionum commentarii) in 4 Büchern. Den Höhepunkt ihrer Blüthe erhielt die Rechtswissenschaft unter Septimius und Alexander Severus durch eine Reihe von Meistern, welche in den höchsten Aemtern sich bewegend die Jurisprudenz von dem bisherigen Zwiespalt befreiten und zu solcher Vollendung führten, daß ihren übereinstimmenden Aussprüchen durch kaiserliche Verordnung Gesetzeskraft beigelegt ward. Papinian. An ihrer Spitze stand Aemil. Papinianus, der unter Caracalla ermordete Präfect der Prätorianer, dessen Quästionen über allgemeine Rechtsfragen und „Responsen" über einzelne Rechtsfälle eine klassische Autorität erlangten; Paulus. Ulpianus. dann Julius Paulus und Domitius Ulpianus von Tyrus, beide Präfecten des Prätoriums unter Alexander Severus; jener ein Mann von der größten schriftstellerischen Thätigkeit war der Verfasser von zwei großen Werken über das „prätorische Recht" und über das „Civilrecht" und von vielen anderen kleineren Schriften; der letztere, Vormund und einflußreicher Rathgeber Alexanders Severus, unter dem er von den Prätorianern ermordet ward, schrieb außer mehreren andern Werken gleichfalls zwei größere Darstellungen über das prätorische Recht (ad Edictum) und über das Civilrecht (ad Sabinum); Modestinus. den Schluß bildet des letzteren Schüler Herennius Modestinus. „Diese vier Klassiker haben die Rechtssprache durchgebildet, und wenn man auf ihre Zwecke sieht eine reine, mindestens präcise Sprache besessen, vor Allen aber durch lebendige Darstellung, indem sie jedesmal den Begriff eines Rechtsinstituts im Allgemeinen erfassen und mit der concretesten Anschaulichkeit auf die besonderen Rechts-

fragen anwenden, die Vorgänger zurückgedrängt; sie selber wurden Quellen des juristischen Unterrichts." Ihre schriftstellerischen Vorzüge bestanden somit weniger in der strengen Logik und philosophischen Verarbeitung, als in der dialektischen Gewandtheit und Schärfe bei der Zergliederung und Beurtheilung gegebener Fragen, Fälle und Verhältnisse. Im nächsten Jahrhundert theilte die Jurisprudenz den allgemeinen Verfall, so daß sich die Rechtsgelehrten meistens mit den Aussprüchen der klassischen Meister begnügten und daneben nur noch dem Sammeln der kaiserlichen Verordnungen ihre Thätigkeit widmeten, bis durch die großen Gesetzbücher, die unter Theodosius und Justinian zusammengestellt wurden, aller wissenschaftlichen Auslegung und Forschung ein bestimmtes Ziel gesetzt ward und die schaffende Kraft der Jurisprudenz erlosch.

D. Magnus Ausonius aus Burdigala (Bordeaux), Sohn des Jul. Ausonius, der bei Kaiser Valentinian Leibarzt gewesen war, und dann zur Würde eines Präfects über Illyrien erhoben wurde, widmete sich mit großem Eifer den Studien, besonders der Rechtswissenschaft und Rhetorik. Von Kaiser Gratian, dessen Erziehung er geleitet, wurde er mit der consularischen Würde belohnt (375), zog sich dann aber von der politischen Thätigkeit zurück, um die letzten Lebensjahre den Wissenschaften und der Dichtkunst zu widmen. Daß Ausonius ein Christ gewesen, scheint kaum zweifelhaft, so sehr auch in seinen Schriften heidnische Form, heidnischer Geschmack und heidnische Bildung vorherrschen. Unter seinen poetischen Arbeiten nehmen die erste Stelle ein: die zwanzig Idyllen, meistens Naturschilderungen in leichter, einfacher Sprache; am ausführlichsten und bekanntesten ist die zehnte, aus 483 Hexametern bestehende Idylle „Mosella", eine Beschreibung des Moselthals aus Anlaß einer um 370 unternommenen Reise gedichtet. „Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, besingt in einzelnen Stellen nicht ohne Anmuth die schon damals rebenbepflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unseres vaterländischen Bodens; aber die nüchterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Mosel zuströmenden Bäche, die Charakteristik der Fischgattungen in Gestalt, Farbe und Sitten sind Hauptgegenstände dieser ganz didaktischen Composition" (Humboldt). Die dreizehnte Idylle, Cento nuptialis, aus einzelnen Versen des Virgil zusammengesetzt, ist ein schlüpfriges Machwerk, das der Dichter im Auftrag des Kaisers Valentinian verfertigt hat. Außerdem besitzen wir von Ausonius noch eine Reihe von Epigrammen, deren Echtheit jedoch bestritten wird, von Episteln, Uebungen nach Horaz, „voll von den Eitelkeiten und Spielen der Lectüre", ferner eine Anzahl kleiner Dichtungen, Parentalia genannt, Denkschriften auf Verwandte, ein kleines auf die Geschäfte des Tages und deren Ordnung sich beziehendes Gedicht „Ephemeris" und eine dem Plinius nachgebildete „Dankrede" (Gratiarum actio) auf Kaiser Gratian in gespreizter prunkhafter Rhetorik, und voll kriechender Schmeichelei, und andere Arbeiten, die alle von seiner Belesenheit und von seinem lebhaften und gewandten Geiste zeugen, aber auch von dem Unvermögen der Zeit, ein klassisches Kunstwerk mit eigenen Gedanken und in natürlicher Form und Sprache hervorzubringen. Ausonius. 309—392.

Claudius Claudianus, ein geborner Grieche aus Alexandrien, der sich durch Studien in reiferen Jahren die lateinische Sprache so aneignete, daß er zu den ersten Dichtern des sinkenden Reichs gezählt werden darf. Er hat in der Sprache und Kunstform der Augusteischen Zeit, die er sich mit Glück und Talent anzueignen verstand, die Thaten und den Ruhm Stilicho's, der ihn dafür mit Aemtern und durch ein Standbild in Rom ehrte, und des Kaisers Honorius gefeiert, in politischen Parteischriften und Satiren „gegen Rufinus" und „gegen Eutropius" seinen Haß über das byzantinische Kaiserthum ausgesprochen und in einem epischen Gedicht die Mythe „vom Raub der Proserpina" mit lebendigen Schilderungen und Beschreibungen behandelt. Die ersten Cl. Claudianus. c. 400.

Stücke, panegyrischen und historischen Inhalts (Lobgedichte auf drei Consulate des Honorius, auf Stilicho und seine Gemahlin Serena; vom getischen und gildonischen Krieg; Lobgedichte auf mehrere Freunde) „sind Gemälde von Hof- und Staatsactionen und verzieren einen kleinlichen Stoff, zweifelhaften Ruhm und winzige Personen mit allem Farbenglanz und Schmuck der Rhetorik", geben aber Zeugniß von dem erzählenden und beschreibenden Talente des Dichters und von seiner lebhaften Einbildungskraft, die ihn freilich häufig zu unnatürlichen Uebertreibungen führt. Dieses Mißverhältniß der rhetorischen und pathetischen Darstellung zu dem dürren historischen Inhalt gibt sich auch in den polemischen Schriften kund. Geistreich und würdig erscheint der Dichter besonders in den kleineren Stücken, wo er sich freier bewegen konnte: in dem Hochzeitsgedicht (in nuptias Honorii und Mariae) nebst dem Anhang „Fescenninen", in den fünf kleinen „Episteln", in sieben netten „Eidyllien", und in einer Anzahl „Epigrammen", worunter sich auch einige fremde, Arbeiten eines christlichen Verfassers, befinden. Das Bruchstück eines zweiten mythologischen Gedichts „Gigantomachia" scheint eine Uebersetzung aus dem Griechischen zu sein.

„Claudianus besaß eine schöpferische Kraft und fruchtbare Phantasie," urtheilt Bernhardy, „einen Sinn für künstlerische Form, ein mannichfaltiges Wissen; auf ein Ganzes und nicht blos auf geistreiche Spiele der Poesie gerichtet, war er empfänglich für die poetischen Schätze des Alterthums und wußte sich ihre Sprache anzueignen." Mit diesem Urtheil stimmt auch Gibbon überein: Er vermißt Tiefe und Wärme des Gefühls, glückliche Erfindung und wahre lebensvolle Ausführung und Darstellung. „Im Dienste seines Gönners," fährt er fort, „schrieb er gelegentlich Lobpreisungen und Schmähungen, und der Zweck dieser sclavischen Erzeugnisse ermunterte seine Neigung, die Grenze der Wahrheit und Natur zu überschreiten. Diese Unvollkommenheiten werden jedoch in einem gewissen Grade durch die poetischen Tugenden Claudians ersetzt. Er war mit dem seltenen und köstlichen Talente begabt, die geringsten Gegenstände zu heben, die unfruchtbarsten zu schmücken und die ähnlichsten zu vermannichfaltigen; seine Färbung, insbesondere in der beschreibenden Poesie, ist lieblich und glänzend, und er verfehlt selten die Vortheile eines gebildeten Verstandes, einer reichen Phantasie, einer ungezwungenen und zuweilen kräftigen Ausdrucksweise und eines ununterbrochenen Flusses harmonischer Versbildung zu entfalten."

Appulejus. c. 160. L. Appulejus, einer der witzigsten und geistreichsten Männer, war unter Hadrian zu Medaura in Numidien geboren. Nachdem er in Athen und Rom sich die Bildung der Zeit angeeignet und dann auf längeren Reisen „die Wissenschaften und Thorheiten" des damaligen Geschlechts erforscht und sich in alle Mysterien hatte einweihen lassen, kehrte er nach Karthago zurück, wo er als Lehrer der Rhetorik, als Schriftsteller und Wundermann sich großen Ruhm erwarb. Die Heirath mit der Mutter seines Freundes Pontanius, einer reichen Wittwe von vorgerücktem Alter, in deren Hause zu Oea (Tripolis) er in einer Krankheit während seiner Reise Heilung und Pflege gefunden, zog ihm eine Anklage zu, als ob er deren Gunst sich durch Zaubermittel verschafft und den Tod des Sohnes herbeigeführt habe. Er widerlegte diese Beschuldigung in der noch vorhandenen witzigen und gelungenen Schutzrede (Apologie) über die Schwarzkunst (de Magia), worin er in reinerer Sprache als gewöhnlich und mit Gründen des gesunden Verstandes sich gegen den Aberglauben und die Unvernunft der Menge ausspricht, die in jedem Naturforscher einen Zauberer sieht, und doch zugleich einen gewissen Wunder- und Weihglauben in Schutz nimmt, die natürliche Magie, die den Gang der Natur, ihre Kräfte und Wirkungen zu erforschen suche und das Entdeckte in symbolische Handlungen, Formeln und Sprüche einhülle, unterscheidet von der sogenannten Zauberei oder Schwarzkunst, die in dem Aberglauben und der Unwissenheit

des großen Haufens ihren Ursprung habe; worin er den Mysterien, den geheimen Weihen und symbolischen Verrichtungen das Wort redet, ohne doch die Schwärmerei und Mystificationen der Zeit, die Quelle so vieler Laster und Unsitte, zu rechtfertigen. Apulejus war ganz ein Kind seiner Zeit, deren Richtungen und Bestrebungen er erforschte und bald weiter ausbildete, bald verspottete, bald mißbrauchte. Mit der platonischen Philosophie in ihrer späteren Gestalt die Mysterienlehren und die Magie verbindend hat er dem Hange der Zeitgenossen für Zauber- und Wundergeschichten, für Aberglauben und schlaffe Sinnlichkeit, für geheime Weihen und üppige Phantasiebilder so sehr in Rede und Schrift sich anbequemt, daß man ihn als Magier und Wunderthäter mit Apollonius von Tyana oder mit Alexander von Abonoteichos zusammengestellt findet, so verschieden auch der witzige, geistreiche, phantasievolle Afrikaner von jenen asiatischen Magiern und Propheten gewesen sein muß. Unter seinen zahlreichen Schriften, die außer der erwähnten „Apologie" wegen Magie noch Einleitungen oder Auszüge von declamatorischen Vorträgen (Florida oder „Blumenlese"), eine „Geisterkunde", angeknüpft an das Dämonium des Sokrates, eine Theorie der Geisterwelt, die zwischen Himmel und Erde schwebend eine Mittelstufe zwischen der Gottheit und den Menschen einnehmen sollte, wie der Dämonenglaube des Mittelalters sich ähnliche Vorstellungen bildete, eine Einleitungsschrift zur Platonischen Philosophie, enthaltend einen kurzen Abriß der philosophischen Lehrsätze Plato's, die seinen eigenen symbolisch-mystischen Zeitideen zu entsprechen schienen, und die nach gleichem Verfahren durchgeführte freie Bearbeitung eines aristotelischen Buches über die physische Welt und einige kleinere Arbeiten enthalten, ist als Hauptwerk hervorzuheben: „Neun Bücher Metamorphosen oder Vom goldenen Esel", worin auch die schöne mythische Erzählung „Amor und Psyche" als größere Episode (B. 4—6) eingeflochten ist. Metamorphosen.

Der „goldene Esel", eine Art humoristischer Roman, in welchem die auch von Lucian behandelte Wundergeschichte von einem in Thessalien durch eine Zaubersalbe in einen Esel verwandelten Menschen und dessen Abenteuer und Erlebnisse bis zu seiner Erlösung durch das Essen von Rosen bei dem mystischen Rheacultus den Inhalt bildet, ist „eine satirisch-phantastische Rundreise durch die von Superstitionen und Unsittlichkeit zerrüttete Römerwelt". Alle Laster und Gebrechen, alle Verkehrtheiten und Verirrungen, alle sittlichen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände jener Zeit der Unnatur, der Genußsucht, der Entartung werden hier dargestellt: die geschlechtlichen Ausschweifungen, die Liebesgenüsse, die schändlichste Wollust bald in lüsternen Schilderungen, bald in unverhüllter Nacktheit und in zügellosen Obscönitäten; die religiöse Schwärmerei verbunden mit phantastischen Umzügen, mit Aberglauben und frommem Betrug, mit Mystificationen und Muckerwesen; der Hang des damaligen Geschlechts für Dämonologie und Mysterien, für Zauberei und Wunder, für Zauber- und Hexengeschichten; das üppige und weichliche Luxusleben der Städte wie das ungebundene Räuber- und Vagantenleben in Wald und Feld, wovon die ergötzlichsten Genrebilder geliefert werden; daneben wieder die liebliche Fabel von Amor und Psyche, welche die Räubermutter erzählt, und zum Schluß das glänzende Schauspiel der ägyptischen Mysterien, mit ihren Symbolen, Geheimdiensten und Weihungen, das Alles mit den Reizen einer heiteren Komik und mit den Farben des Humors und der Ironie übergossen, die zu der das ganze Gemälde durchziehenden moralisirenden Tendenz einen wunderlichen Gegensatz bilden und an die Dichterworte erinnern: „Malet die Lust, doch malet den Teufel dazu!" das Alles in eine Sprache gefaßt, die, wenn auch von Schwulst, Wortschwall, rhetorischer Künstelei und Bilderfülle strotzend, dennoch durch die sinnliche Gluth und poetische Färbung fesselt, das Alles in eine Darstellung gekleidet, die durch die Menge der sorgfältig ausgemalten Züge und durch die in verführerischer Reihenfolge vorgeführten Scenen der Wollust „die schlaffe Lüsternheit und Phantasie kitzelt" und durch die lebendige Erzählung und Schilderung voll sinnlicher Gluth blendet und hinreißt. Dabei empfängt

der Leser allenthalben den Eindruck, daß der Dichter weniger erfinde als die Erscheinungen des Tages berichte, daß mithin die Schilderungen der Unsittlichkeiten, der Laster und der gesellschaftlichen Fäulniß durchaus den Zuständen der Wirklichkeit entsprochen haben müssen. — Wahrscheinlich hat Appulejus den Inhalt zu seinen „Verwandlungen" nicht aus Lucian geschöpft, sondern beide aus einer älteren verlorenen Fabel eines Lucius von Paträ. Die Sprache des Appulejus diente dem Augustinus und den andern christlichen Schriftstellern der Provinz Afrika zum Vorbild, wie der Inhalt oder einzelne Scenen daraus in neuerer Zeit von verschiedenen Schriftstellern (z. B. von Lesage im Gil-Blas und von Macchiavelli) benutzt worden sind.

3. Philosophie und Religionswesen.

A. Das sinkende Heidenthum.

a. Die Philosophenschulen

Die griech. Philosophie im Römerreich. Wie in der Rhetorik und Grammatik, wie in der Heilkunde und Erdbeschreibung waren auch in der Philosophie, in den Gesetzen des Denkens, in den Lehren von den höchsten Gütern, in den Lebensanschauungen und in den Regeln des praktischen Handelns, die Griechen die Lehrmeister der Römer. Wir haben im dritten Bande dieses Werks (S. 394 ff.) die philosophischen Systeme kennen gelernt, die im vierten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung die hellenischen Weltweisen Epikuros, Zenon und Pyrrhon aufgestellt haben; wir haben ferner gesehen, wie diese philosophischen Ansichten, seitdem sie ihren Weg nach Rom genommen, immer größere Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten gefunden und sich den Vorstellungen, Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen des herrschenden Volkes anbequemend eine mehr praktische Richtung genommen (III, S. 566). Besonders gilt dies von der epikureischen und stoischen Philosophie. Der Epikureismus. Jene, durch den talentvollsten römischen Dichter Lucretius Carus (S. 55) in eine poetische Form gekleidet und durch Horatius zur Lebensphilosophie der vornehmen Welt der beginnenden Monarchie gestempelt, zählte in den beiden ersten Jahrhunderten viele Bekenner. Die Lehre, daß alle Erkenntniß und Wahrheit auf dem momentanen Eindruck der Sinne und des Gefühls beruhe, daß Alles in ewigem Fluß und Werden begriffen sei und der Zufall die Welt lenke, daß es kein von der Materie gesondertes Sein gebe, mithin Stoff und Kraft, Geist und Natur nur verbunden gedacht werden könnten und über dem kreisenden Wechsel ewiger Auflösungen und Verbindungen kein ruhig beharrender Geist walte, die Menschenseele keine Wohnstätte habe, wo sie nach dem Kampf des Lebens in Ewigkeit fortbestehe; daß somit die irdische Glückseligkeit Zweck und Ziel alles Daseins sei; diese Lehren sagten dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Geschlechte des kaiserlichen Roms sehr zu. Konnte man doch ohne Furcht vor göttlicher Vergeltung und Strafe sich ohne Scheu und Beschränkung den natürlichen Trieben und den Reizen der Sinne hingeben und die Spanne Zeit, die zwischen Geburt und Tod in ewigem

Wechselspiel dahineilt, sorglos genießen. Daher blieb der Epikureismus die Philosophie der Menge, die ohne höhere Ziele in den Tag hineinlebte und gierig haschte, was der Augenblick brachte, der vornehmen Schwelger, die im Glanze des Hofes sich sonnten, der schlaffen Empfindungsmenschen, die in einem Eudämonismus, wo Leib und Seele im Zustand behaglicher Lust und Ruhe sich befinden, das höchste Gut erkannten.

Diese sinnliche Richtung des Epikureismus beruhte freilich auf einer Verkennung und Entartung der ursprünglichen Lehre des Meisters, welcher die Glückseligkeit in ein Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit und den Gleichmuth der Seele störenden Zuständen setzte und darum ein gerechtes Leben, Beherrschung der Leidenschaften und einfache Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse empfahl; aber die Zeitrichtung verdrängte mehr und mehr die Mäßigung und Enthaltsamkeit früherer Tage und bewirkte, daß der Epikureismus zu einer oberflächlichen Philosophie des Genießens herabsank, ohne Entwickelung und Fortbildung seiner Grundlehren blieb und sich zu keinem neuen Aufschwung ermannte. Die Epikureer bildeten eine Schule, die zwar zahlreiche Anhänger faßte, aber an wissenschaftlichem Streben und äußerer Achtung hinter andern zurückstand.

Von größerer Bedeutung auf Wissenschaft und Leben im römischen Cäsarenreich war die Philosophie der Stoa, besonders in der praktischen Form, die sie zuerst durch Panätius und Posidonius, dann durch Seneca und Epiktet gewonnen. Da sie frühzeitig in die höheren Kreise Eingang fand und angesehene Staatsmänner, wie Cato, zu ihren Bekennern zählte, so wurde sie vor den Thorheiten und Verkehrtheiten bewahrt, durch welche die mit ihr verwandte cynische Schule sich solche Verachtung zuzog, daß sie der Menge zum Gespötte, den Satirikern zur Verhöhnung diente. Die stoische Philosophie und die Cyniker.

Wir haben gesehen, wie Lucian seine scharfen Geißelhiebe vorzugsweise gegen sie richtete, dabei aber wohl unterschied zwischen den Meistern wie Diogenes und Demonax und zwischen den entarteten Jüngern und zelotischen Marktschreiern seiner Zeit. Doch würde man Unrecht thun, wollte man den Lucianischen Spott zum Maßstab der Beurtheilung der cynischen Schule in der Kaiserzeit machen. Es gab auch jetzt noch Männer, die auf dem Strohlager und im groben Mantel als Vorbilder der Weisheit und Tugend glänzten. Wenigstens rühmt Seneca von dem Cyniker Demetrius, der von Nero aus Rom verwiesen ward, aber unter Vespasian von Athen wieder dahin zurückkehrte, daß er nicht nur Lehrer in der Kunst der Tugend, sondern auch in der Kunst der Armuth gewesen und durch seine Bedürfnißlosigkeit und sittliche Kraft das ganze Zeitalter beschämt habe.

Was der stoischen Philosophie Ansehen und Haltung verlieh, war theils der ernste sittliche Charakter der Lehre, theils die große Zahl edler und geachteter Männer unter den Bekennern. Theilte die Stoa mit dem Epikureismus auch die Ansicht, daß der Eudämonismus, die irdische Glückseligkeit, auf weiser Genügsamkeit beruhend, höchster Lebenszweck sei, so wich sie dagegen in der Auffassung dieses höchsten Gutes wie in den Mitteln und Wegen, dasselbe zu erreichen, weit von jenem ab. Während dem Epikureer Gottheit, Seele und Welt nur durch die zufällige Mischung, Verbindung und Auflösung mehr oder we-

niger feiner und vollkommener Atome entstehen, unterscheidet der Stoiker zwischen der sichtbaren Welt, der Natur, und der geistigen schaffenden und belebenden Urkraft, der Gottheit; diese mit Selbstbewußtsein, Willen und Vernunft begabt, hat die Erscheinungswelt aus sich geschaffen, und leitet und bewegt sie als erwärmende Lebenskraft, von der die Menschenseele ein Ausfluß ist; diese in uns wohnende göttliche Kraft zu erkennen und rein zu erhalten und mit der Weltseele oder Gottheit in Uebereinstimmung zu setzen, ist die Aufgabe des Menschen, und nur in dieser Uebereinstimmung, in diesem naturgemäßen durch keine Störungen verwirrten Leben besteht die Glückseligkeit.

Die Glückseligkeit ist also unabhängig von der Außenwelt, die dem stoischen Weisen gleichgültig und werthlos erscheint; sein ganzes Streben ist allein darauf gerichtet seine Seele in der ursprünglichen Reinheit und Gottähnlichkeit zu erhalten, damit sie dermaleinst wieder mit der Gottheit vereinigt werde. Die Mittel und Wege, zu der Gottähnlichkeit zu gelangen, sind Weisheit und Tugend, die höchsten Zwecke der Philosophie. Diese höchsten Güter werden aber um so sicherer erreicht und bewahrt, je mehr der Mensch blos der inneren Stimme folgt, seiner Vernunft stets die Herrschaft und Freiheit erhält und auf Alles, was außer ihm liegt, mit dem größten Gleichmuth blickt, je mehr er sich als das „gleichgültige Werkzeug des göttlichen Willens in dem Flusse des äußern und eiteln Lebens" betrachtet. Im Besitze der Weisheit und Tugend ist der Stoiker vollkommen glückselig, mögen auch von Außen noch so viele Stürme und Unglücksschläge auf ihn eindringen, mag Armuth, Verfolgung oder Tod ihm zu Theil werden; ohne diese höchsten Güter ist er ein unglücklicher Thor, auch wenn ihm alle Herrlichkeiten und Erdengüter zufielen. Dieser Gleichmuth in des Lebens Wechselfällen, diese gleichgültige Haltung gegen die äußeren Dinge fällt dem stoischen Weisen nicht so gar schwer; er weiß ja, daß Alles nach einer ewigen, unabänderlichen Naturnothwendigkeit, nach einem dunkeln Fatum (Heimarmene) geschieht, daß schon in der ersten Anlage der Welt der Keim zu allen Erscheinungen gelegt worden, mithin jedes Geschaffene die Nothwendigkeit seines Schicksals in sich trage und ein Sträuben wider das Unvermeidliche nicht naturgemäß wäre. Selbst das Uebel liege in den Planen der Vorsehung und sei nur scheinbar; blos das Böse, das aus der Freiheit des menschlichen Willens entspringt, gilt dem Stoiker als wahres Uebel, diese Willensfreiheit aber, diese Selbstbestimmung kann wohl von den Außendingen ihren Impuls erhalten, ist aber ein von der Gottheit herrührendes Attribut der Menschenseele, das im Plane des Schöpfers liegt. Die wichtigste Aufgabe des Weisen muß es nun sein, diesen freien Willen unter die Obhut der Vernunft zu stellen, daß er nichts ohne Urtheil wähle, nicht in Begehrlichkeit ausarte, sondern sich gewöhne an dem Gefallen zu finden, was Vernunft und Natur gutheißen.

Diese Prinzipien führten folgerichtig zu einer strengen Scheidung des inneren Menschen von den Außendingen, des subjectiven Ich von der Objectenwelt, und zur Erforschung und Festsetzung des Verhältnisses beider zu einander, der Haltung und Stellung des stoischen Weisen zum äußern Leben mit seinen Gütern, Gaben und Schickungen. Darum hat die stoische Philosophie in der römischen Kaiserzeit ihre ganze Sorge, ihr ganzes Bemühen der ethischen Seite zugewendet und die Ausbildung der Sitten- und Pflichtenlehre zur Hauptaufgabe ihres Forschens und Denkens gemacht; und da die Pflichtenlehre

nur eine Folge der richtigen Erkenntniß ist, so mußte mithin das Streben nach wahrer Wissenschaft, nach Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge als der einzige würdige und echte Lebenszweck erscheinen. Denn nur in ihrem Besitze ist die Glückseligkeit zu suchen, die somit lediglich von dem Willen des Weisen abhängt.

Die stoische Sitten- und Pflichtenlehre durfte sich folglich nicht mit allgemeinen Grundsätzen für das Leben begnügen, sie mußte Verhaltungsregeln und Vorschriften für die einzelnen Fälle aufstellen, sie mußte die Haltung des Menschen in den verschiedenen Ereignissen und Schicksalen des Daseins durch Sittengebote festsetzen. Schon Cicero rühmte an der stoischen Philosophie die strenge Consequenz, die vom ersten abstrakten Prinzipe bis zur letzten praktischen Lebensregel eine fest gegliederte Kette bildete. Diese Folgerichtigkeit des Systems erkennt man sowohl in den moralischen Schriften Seneca's, als in der Sittenlehre Epiktets und Arrians, worin die wichtigsten Sittengebote und Tugendlehren in zahllosen Variationen wiederkehren: „Lebe der Natur gemäß!" „Ertrage und entbehre!" „Die Tugend (oder praktische Weisheit) ist das einzige Gut, ihre Ausübung die höchste Pflicht, ihr Besitz die wahre Glückseligkeit;" „Erhalte Gleichmuth und Seelenruhe!" „Folge stets der Vernunft und beherrsche alle Begierden und Leidenschaften!" „Das wahre Uebel besteht nur in mangelhafter Sittlichkeit, in der Unvollkommenheit der Tugend; diese aber hängt von unserem freien Willen ab; was nicht in unserer Macht liegt, kann wohl Freude oder Schmerz verursachen, aber nicht als gut oder übel erkannt werden."

„Des Ungebildeten Art und Wesen ist so," heißt es bei Arrian, „daß er niemals von sich selbst Nutzen oder Schaden erwartet, sondern von äußerlichen Dingen: des Philosophen Art und Wesen ist, daß er allen Nutzen und Schaden von sich selbst erwartet. Daran erkennt man den Weisen: er tadelt Niemanden, Niemanden lobt er, über Niemand klagt er, Niemanden macht er Vorwürfe; nie spricht er von sich so, als ob er etwas sei oder etwas wisse: wird er in irgend etwas gehemmt oder aufgehalten, so klagt er sich selbst an; und wenn jemand ihn lobt, so verlacht er in seinem Innern den Lobenden; tadelt man ihn, so entschuldigt er sich nicht. Alle Begierde hält er von sich fern; Widerwillen hegt er nur gegen das, was dem innern Wesen der Dinge, die in unserer Macht stehen, widerstrebt; Alles greift er mit Ruhe, ohne Leidenschaft an; ob man ihn für thöricht oder ungebildet halte, darum kümmert er sich nicht. Um es mit einem Worte zu sagen: sich selbst bewacht er stets wie einen hinterlistigen Feind."

Dieses Gefühl, daß die innere Freiheit allein das Lebensglück zu begründen vermöge, erzeugte einen unabhängigen festen Charakter und eine nach Grundsätzen handelnde Willenskraft, daher in der Zeit der allgemeinen Verderbniß und sittlichen Entartung die Stoa allein Männer aufzuweisen hatte, welche nicht mit dem Strome segelten, welche den Muth besaßen, dem Despotismus und der Heuchlerzunft der Schmeichler, Wohldiener und Angeber entgegenzutreten, die im Gefühle ihrer sittlichen Würde verschmähten, nach Reichthümern zu jagen und im allgemeinen Pfuhl der Sinnenlust sich zu beflecken. Wir haben die Männer kennen gelernt, die unter der blutigen Cäsarenherrschaft des ersten Jahrhunderts das Opfer ihres Freimuths und ihrer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Republik und ihres Vorbildes Cato geworden sind, einen Annäus Cornutus, Thrasea Pätus, Helvidius Priscus u. a., an deren Persönlichkeit sich die große Seele eines Tacitus emporrichtet und die durch ihre Recht-

Die Stoiker im Staat und Leben.

schaffenheit im Leben wie durch ihre Standhaftigkeit im Tode bei der Nachwelt in ehrendem Gedächtniß geblieben sind; wir haben gesehen, wie die Pisonische Verschwörung mehrere Säulen der stoischen Schule, vor allen Seneca, in die Grube gestürzt; sein Freund und Glaubensgenosse Musonius Rufus aus Vulsinii, der eifrigste Vorkämpfer für die stoischen Grundsätze, wurde in die Verbannung getrieben und gezwungen, mit dem Spaten in der Hand bei der von Nero beabsichtigten Durchgrabung des Isthmus Erdarbeiten zu verrichten, bis ihm der Sturz des Tyrannen die Rückkehr gestattete. Wir haben gesehen, wie der tugendhafte Epiktet fern von Rom in Sokratischer Weise sein einfaches Leben verbrachte. Aber neben diesen Vorzügen traten auch Schattenseiten heraus: die Stoiker waren häufig gar zu sehr von ihrer eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen und brüsteten sich gerne mit ihrer Tugend; während sie die Götter der Volksreligion als „Namen und Sinnbilder“ für die verschiedenen Aeußerungen des Weltlebens deuteten, stellten sie sich stolz und frei den Göttern selbst gegenüber; in ihrer Sucht zu moralisiren wurden sie anmaßend, rechthaberisch, tadelsüchtig. Diese Schattenseiten traten noch mehr hervor, als unter Hadrian und den Antoninen die stoische Philosophie die begünstigte Staats- und Modephilosophie wurde, der Kaiser Marcus Aurelius selbst sich zu ihr bekannte, und nun eine Menge Unberufener, nicht aus innerem Drang, sondern aus äußerlichen Motiven, in die Schule eintrat. Nun ward der stoische Philosophenmantel gar häufig zur Hülle, um die sittliche Blöße zu bedecken und die moralische Sentenz zur Parole des Tages. Aber abgesehen von solchen Mißbräuchen und heuchlerischer Scheinheiligkeit, die jede Glaubens- und Lebensregel im Gefolge hat, kam auch die stoische Schule dadurch in eine verkehrte Stellung, daß sie sich in ihrer subjectiven Richtung mehr und mehr von der Wirklichkeit und der objectiven Welt abschloß, daß sie das Leben nicht in seiner realen Erscheinung auffaßte, sondern im Spiegel der Schule beschaute; daß ihre Bekenner, statt mit praktischem Sinn die äußere Welt zu durchdringen und mit ihren Prinzipien zu vergeistigen und zu veredeln, sich derselben immer mehr entfremdeten, sich in ihr Ich, in ihr stolzes Selbstbewußtsein hüllten, und bei jedem Vorkommniß, in jeder schwierigen oder zweifelhaften Lage zuerst fragten, was die Sittengebote und die Lebens- und Pflichtenlehre der Schule darüber vorschrieben. Die Schule allein vermag aber nicht zu erziehen, wenn nicht das Leben mitwirkt und die Theorie an den Realitäten prüft und rectificirt. Wer das wirkliche Leben in seinen tausend Erscheinungen nur nach erlernten Schulregeln, Pflichtgeboten und Sittenvorschriften beurtheilt, der bleibt in den meisten Fällen ein Pedant oder ein Phantast oder ein unpraktischer Romantiker.

Marcus Aurelius. So waren jene Stoiker beschaffen, gegen welche Lucian seine scharfen Pfeile richtete. Von diesem Vorwurf des Zwiespalts zwischen Subject und Object, von der Unsicherheit, die der unpraktische Moralist leicht empfindet, wenn seine erlernten Grundsätze in den Conflicten des Lebens sich bewähren sollen, kann man auch den edeln

Marc-Aurel nicht freisprechen. Wie sehr auch die moralischen Reflexionen, die Monologe und Selbstbetrachtungen in dem Werke „An sich selbst", dem Herzen des Kaisers Ehre machen, wie sehr die Stoiker Ursache hatten mit Stolz auf ihren Glaubensgenossen hinzuweisen, der auf dem Throne der Cäsaren den Grundsätzen der Säulenhalle getreu blieb und stets den Vorschriften ihrer Tugend- und Sittenlehre folgte; sein eigenes Hauswesen, die Laster seines Weibes, seines Sohnes, seiner nächsten Umgebung, die er geflissentlich ignorirte, lieferten den deutlichsten Beweis von der tiefgähnenden Kluft, welche nach den stoischen Lehrbegriffen Schule und Leben schied. Freilich war der stoische Lehrsatz, sich nur auf sich selbst zu beziehen und um Andere unbekümmert zu sein, sehr wenig für einen Herrscher geeignet: darum mußte auch M. Aurels Leben voll Schwanken und Widersprüchen sein. Muß es nicht einen höchst auffallenden Eindruck machen, wenn der Kaiser mitten im handelnden Leben, auf Feldzügen und im Kriegslager, umgeben von Tod und Gefahren, Sittensprüche und moralische Maximen aufstellt, die ihren Ursprung aus der Schule verrathen? über die Eitelkeiten der Welt und die Vergänglichkeit aller ihrer Güter, über die Nichtigkeit aller menschlichen Wünsche und aller auf äußeren Besitz gerichteten Bestrebungen allgemeine Betrachtungen anstellt? wenn er, um den stoischen Satz zu erhärten, daß der Tod kein Uebel sei, nachzuweisen sucht, daß das Sterben unter die natürlichen Ereignisse gehöre, denen der Weise nicht widerstehen dürfe? und daran die Forderung an sich selbst knüpft, willig und würdig zu folgen, wenn die Götter ihn vom Schauplatz dieses Lebens abrufen? Die edeln Gesinnungen und Vorsätze, die in seinen Selbstermahnungen unablässig hervortreten: in den Wechselfällen des Lebens Gleichmuth zu bewahren, aufrichtig gegen sich, gerecht und milde gegen Andere zu sein, stets der Stimme der Gottheit im Gewissen zu folgen, unbeirrt von der Menschen Lob und Tadel; das Bestreben, seine Seele von Fehlern und Lastern rein zu halten, alle Leidenschaften zu unterdrücken und die Gerechtigkeit und Menschenliebe nie aus den Augen zu lassen; die Mahnung, bei den Wohlthaten nicht auf Dank zu rechnen, sondern gleich dem Weinstock oder der Biene die guten Gaben aus innerem Triebe zu verrichten, sind höchst achtungswerth, aber man vermißt überall den freien Aufschwung des Geistes, die Gefühle und Ergüsse natürlicher Menschlichkeit, den thatenfrohen Sinn. Es geht ein Zug trüber Weltanschauung, welche mit Wohlgefallen in Todesgedanken verweilt, durch das kaiserliche Buch „An sich selbst."

Bei dem Zwiespalt der Meinungen unter den verschiedenen Philosophenschulen über die höchsten Lebenszwecke und die Mittel und Wege zur Glückseligkeit, bei dem Secteneifer, womit sie einander bekämpften, bei der Mehrung der philosophischen Schulen oder Vereine, die das gesellschaftliche Leben ganz durchdrangen und zersetzten, besonders seitdem neben den erwähnten Hauptschulen auch die Akademie und die peripatetische und pythagoreische Philosophie einen neuen Aufschwung nahmen und zahlreiche Bekenner gewannen, und die orientalischen Ansichten mehr und mehr Aufnahme fanden und unter den vorhandenen Doctrinen die übereinstimmenden Lehren und Richtungen in sich vereinigend zu neuen mystischen Lehrgebäuden sich gestalteten; bei diesem Gewirre philosophischer Anschauungen und Bestrebungen war es begreiflich, daß viele denkende Männer, die sich nicht zu einer wählerischen oder verbindenden Philosophie, zum Eklekticismus oder Synkretismus, verstehen, nicht aus den vorhandenen Lehrmeinungen das zum praktischen vernünftigen Die Skeptis.

Leben Zweckmäßige auslesen oder zusammentragen wollten, an jeder absoluten Wahrheit und Gewißheit verzweifelnd sich in die Skepsis flüchteten und das Zweifelsystem, das schon bei den älteren Griechen als mächtige Negation neben den dogmatischen Speculationen der Schulen sich hervorgethan, mit neuen Gründen ausbildeten und in der Ueberzeugung, daß die menschliche Vernunft zur Erforschung der höchsten Wahrheiten unzulänglich sei, ihre Beruhigung suchten. Diesen Weg hatte schon die mittlere Akademie in ihrem berühmtesten Lehrer Arkesilas betreten, der durch die Unbestimmtheit der platonischen Ideen zu dem ausgesprochenen Indifferentismus geführt wurde, indem er es für das Beste hielt, sich jeder bestimmten Lehrmeinung zu enthalten und selbst im Gebiete der Sittenlehre sich von den Grundsätzen der Erfahrung leiten zu lassen. Und als die neuere Akademie in Karneades, Philon u. A. wieder mehr zum Positiven und Dogmatischen einlenkte und wenigstens ein Erkennen des „Wahrscheinlichen" für möglich hielt, wenn auch die Unterscheidung von Recht und Unrecht schwankend und unsicher bliebe; so wurde im Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das kühnste System der Negation und des Zweifels, der Pyrrhonische Skepticismus, von Sextus Empiricus auf neuer Grundlage aufgebaut.

In seinen beiden Hauptwerken „Pyrrhonische Entwürfe" und „Wider die Mathematiker" suchte Sextus die Behauptung zu begründen, „daß das menschliche Erkennen seiner Natur nach nicht im Stande sei, zu einer objectiven Gewißheit der Wahrheit zu gelangen; kein Bemühen nach Einsicht in das Wesen und den ursprünglichen Zusammenhang der Dinge und in das Verhältniß des Erkennens zum erkennbaren Sein vermöge über die Zustände eines blos subjectiven Fürwahrhaltens hinauszuführen; da hieraus hervorgehe, daß Alles ungewiß sei, so könne das letzte Ziel unseres Strebens nur sein, mit der Entschiedenheit über Wahrheit und Unwahrheit an uns zu halten und dadurch zu einer unerschütterlichen Gemüthsruhe zu gelangen." Da aber nach seiner Ansicht die Speculation nur durch die strengste Wahrheitsliebe und Wissenschaftlichkeit zu diesem Resultate gelangen könne und Tugend und Sittlichkeit der einzige Weg zur Glückseligkeit seien, so kam der Skepticismus in seinen praktischen Ergebnissen zu denselben Folgerungen wie die Stoa. Auch dem Skeptiker sind die äußeren Güter etwas Gleichgültiges, ist jedes leidenschaftliche Begehren, das den Zustand glückseliger Ruhe und Apathie stört, ein Uebel. Aber im praktischen Leben folgte der Skeptiker nicht einem Sittengebote der Schule, sondern er wählte was seiner Vernunft in jedem einzelnen Fall als zweckmäßig erschien. Dadurch näherte er sich der Lehre Epikurs.

Während somit der Skepticismus alle positive Wahrheit leugnete und mit der consequentesten Dialektik den denkenden Geist zwang durch Erwägung aller möglichen Beweisgründe, die sich für und wider einen Satz aufbringen ließen, die trostlose Lehre zu begründen, daß alles Streben nach Wahrheit und Wissen gleich fruchtlos wäre, und somit das traurige Werk der Selbstvernichtung an sich zu vollbringen, gelangte er in praktischer Hinsicht zu keinem andern Resultate, als daß er es dem menschlichen Willen frei stellte, in einzelnen Fällen bald

den Stoikern, bald den Epikureern zu folgen, ein sprechendes Zeugniß, daß die alte Philosophie alle ihre Formen durch- und ausgelebt hatte. Gleich dem Feldherrn, der Alles zerstört und dann auf dem verwüsteten Boden selbst dem Hungertode zum Opfer wird, so hat der Skepticismus dem philosophirenden Geiste allen Boden und alle Nahrung entzogen. Aber gerade dadurch hat er auch Raum geschaffen für neuen Anbau und für edlere Früchte. Der Skepticismus senkte in die alte Philosophie den Keim des Todes, daß sie trostlos und verzweiflungsvoll den Kampfplatz verließ.

Schwärmerei u. Synkretismus.

Aber ehe die christliche Lehre den vom Skepticismus verwüsteten Boden der heidnischen Philosophie besetzen und mit neuen Saaten bestellen konnte, wurde derselbe von einer wilden Schaar phantastischer Schwarmgeister zum Tummelplatz gewählt, welche die herrlichen Gebilde edler Weisheit mit den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer unklaren Mystik und eines verschrobenen Wahn- und Aberglaubens zu einer unnatürlichen Mischung fremdartiger Lehr- und Glaubenssätze verbanden. Es war die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung aus den Banden der philosophischen Schulphrasen und der abgestorbenen Volksreligion, welche viele Römer des zweiten und dritten Jahrhunderts in den Zauberkreis orientalischer Geheimlehren führte; es war das Bedürfniß eines inneren Lebens inmitten der allgemeinen Erschlaffung und des Sinnentaumels, welches schwache Naturen antrieb, in Mystik, Aberglauben und Wunderglauben einen Halt zu suchen; es war der Mangel an höheren Lebenszwecken und die Oede einer übergebildeten, an allen Genüssen gesättigten Zeit, welche die blasirten Stadtbewohner Gauklern und Geisterbeschwörern, Zauberern und Wundermännern in die Hände lieferte und die große Menge in die geheimen Religionsweihen, Mysterien und Orgien stürzte; es war die tiefwurzelnde überlieferte Verehrung für die heiligen Namen Pythagoras und Plato, welche den Schwärmern und Propheten, den Magiern und Sectenstiftern Anhänger und Bekenner erwarb, indem das schlaffe Geschlecht mit Begierde nach einem Lehrsystem griff, das dem Hang nach dem Mystischen und Wunderbaren mit einem glänzenden Namen entgegenkam und dem hinwelkenden Heidenthum in seiner Rathlosigkeit eine neue Stütze und eine Waffe gegen das Christenthum verlieh. Aus diesen und andern Quellen floß die Mischung der Religions- und Lehrkreise, der philosophische und religiöse Synkretismus, welcher das junge Christenthum in seinem stillen Gange umstellte und zu verschlingen drohte; auf diesem üppigen Sumpfboden pflanzten die Schwarmgeister, welche die philosophische Negation mit dem feindlichen Gegensatz angeblicher Geheimlehren und übernatürlicher Wunderkräfte vertauschten, ihre sinnlich-phantastischen Gebilde auf und setzten der praktischen Lebensweisheit der älteren Philosophen und der einfachen Glaubens- und Sittenlehre der Evangelien einen Lehr- und Glaubenskreis entgegen, worin alle unklaren und unlauteren Richtungen und Bestrebun-

gen der Zeit Raum zur Bethätigung fanden: indem sie griechische und orientalische, namentlich jüdische und ägyptische, Vorstellungen und mythische Allegorien zusammengossen, umstrickten sie den schwachen Menschensinn mit einer angeblichen „Geisterkunde", mit Geheimlehren über die verborgenen Kräfte der Natur, die der Kundige und Eingeweihte sich dienstbar machen könne, mit trügerischen Vorstellungen von Wunder- und Zauberkräften, von Prophetengaben, Wahrsagerei und Hellsehen; mit Mysterien, Symbolen und abergläubischen Gebräuchen. Wenn man das bunte Gemenge der geistigen Gewächse jener Zeit überblickt, wo die üppigste Vegetation neben erhabenen Lehren und Vorstellungen und neben edlen Gütern des Gemüths und Herzens, die widerlichsten Ausgeburten einer verschrobenen Phantasie, die Erzeugnisse einer wollüstigen Literatur, die Thorheiten und Mystificationen philosophischer Schwindler und Gaukler mit raschem Wachsthum hervortrieb, so möchte man glauben, das Heidenthum habe vor seinem Verschwinden noch einmal alle seine Güter und Gaben, aber entstellt und übertrieben, vorführen wollen; es habe noch einmal mit seinen geistigen Reichthümern prunken wollen, aber wie bei einer heruntergekommenen Herrscherfamilie war der ehemalige Glanz durch falsche Perlen und Diamanten veranschaulicht; die alten Edelsteine und das wahre Gold waren verschwunden; was gezeigt wurde war unecht, entstellt oder nachgemacht.

Philo. c. 40. Schon zur Zeit Caligula's kam der gelehrte Jude Philo, ein älterer Zeitgenosse des Apostels Paulus, aus einem angesehenen, wahrscheinlich priesterlichen Geschlechte Alexandriens, in Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen als Mitglied einer Gesandtschaft nach Rom. Er war der erste wissenschaftlich gebildete Mann, der die Resultate der griechischen Philosophie, besonders der platonischen und stoischen, mit den Glaubenssätzen der Juden und den religionsphilosophischen Lehren des Morgenlandes in Verbindung brachte, um zu beweisen, daß die religiösen Wahrheiten und die Erkenntniß des Höchsten, welche die vollkommensten Weltweisen des Heidenthums auf dem Wege idealer Speculation und begeisterter Bestrebung errungen, dem jüdischen Volke durch Gesetz, Sitte und Offenbarung zu Theil geworden, und die heiligen Ueberlieferungen der Hebräer mit platonischen Lehrsätzen zu begründen und zu erläutern. Und wenn auch die von ihm in Umlauf gesetzten „speculativen Ideen" auf die heidnischen Zeitgenossen nicht von bedeutender Wirkung waren, so hatten sie um so größeren Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Glaubenslehren und der griechisch-römischen Religionsphilosophie des 3. Jahrhunderts. Philo war der Repräsentant eines ähnlichen Idealismus im Judenthum, wie die Neu-Platoniker im Heidenthum. Eingeweiht in die ältere griechische Philosophie, aus der er die Grundlehren aller menschlichen Bildung schöpfte, und beseelt von dem Streben, das verborgene Wesen Gottes zu begreifen und zu entwickeln, war er zugleich ein gläubiger Bekenner und Lehrer der heil. Schriften seines Volkes, die er über jede andere Weisheit stellte und hatte bei seinen rhetorisch gefärbten, aber mit einer gewissen Begeisterung verfaßten zahlreichen Schriften hauptsächlich die Rechtfertigung und Verherrlichung seiner vaterländischen Religion zum Zweck. Er vertheidigte darin die erhabenen Wahrheiten über Gott, wie sie im Alten Testamente enthalten sind, und die religiösen Anschauungen der Israeliten gegen Heiden und ungläubige Juden. —

Apollonius v. Tyana. 3–96. Ob das Auftreten des wunderthätigen Weisen Apollonius von Tyana, der den in heiligen Traditionen und Mythen überlieferten und mit vielerlei Zusätzen späterer

Jahrhunderte erweiterten und entstellten Glaubenskreis der Pythagoreer in ähnlicher Weise als Reformator verklärt haben sollte, wie Jesus von Nazareth die mosaische Jehovareligion, auf die damalige Generation einen merkwürdigen Eindruck hervorgebracht habe, möchte bezweifelt werden; die romanhafte Darstellung seines Lebens und Wirkens durch Philostratus gehört erst dem 3. Jahrhundert an, als das Christenthum und die neuplatonische Philosophie bereits die Blicke der Römer auf den Orient gerichtet und der Glaube an Wunderkräfte, an Geheimlehren und Mystik, an übernatürliche Einwirkungen in das Menschenleben alle Klassen durchdrungen hatte. Daß aus seiner Schule der Magier und Wahrsager Alexander von Abonoteichos hervorgegangen, dessen Trugkünste und Gaukelwesen Lucian mit der Lauge seines Spottes und seiner Satire übergossen, läßt schließen, daß auch der pythagoreische Prophet von Tyana dem Kreise der Magier, Wunderthäter und magischen Hellseher angehört habe, an denen der Orient damals reich war, die von der Leichtgläubigkeit der Menge Ehre, Ruhm und Vortheil zogen, und daß das ideale Charakterbild eines begeisterten und von den Göttern wunderbar verherrlichten Weisen und Menschenfreundes durch Philostratus nur ein Erzeugniß des religiösen und philosophischen Synkretismus seiner Zeit gewesen.

Philo's Lehren u. Werke.

Nach Philo's Ansichten stand dem geistigen Urwesen Gott von Anbeginn an die Welt des Stoffes (Chaos) gegenüber. Aus jenem dem Menschen unerforschlichen Gotteswesen tritt die Vernunft hervor, um zunächst die rein vernünftige oder geistige Welt, als das Urbild und die Urkraft der sinnlichen mit ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit in eben so unendlichen einzelnen Urbildern (Ideen) zu schaffen, welche dann, den schlechten Stoff (Chaos) durchdringend, erfüllend und nachbildend, erst die sichtbare oder sinnliche Welt gestalteten. Diese wirkende und bewegende Vernunft-Kraft ist der Logos, das „Wort“, das somit den Zusammenhang vermittelt zwischen der sichtbaren Stoff-Welt und dem unsichtbaren Gotteswesen und beiden Grundprinzipien angehört, hier ruhend, dort wirkend und erhaltend; der Logos ist mithin der „Stellvertreter Gottes“, der „zweite Gott“, und wie das Wort und der Gedanke des Menschen thätig werdend zugleich in eine Menge einzelner Worte und Gedanken ausbricht, welche, so viel und so verschieden sie sein mögen, doch alle durch das Grundwort und den Grundgedanken zusammengehalten werden, ebenso traten mit dem Logos zugleich unzählige einzelne „Logoi“ als die vernünftigen Urbilder und Urkräfte der einzelnen sichtbaren Dinge der Welt hervor, den Engeln des A. Testaments ebenso wie den platonischen Ideen und den göttlichen Wesen der heidnischen Mythe vergleichbar! Dieser Logos in seiner die ganze Welt umfassenden Herrlichkeit beschäftigt vorzugsweise seinen Geist, in ihm findet er eine genügende Erklärung für alle Stellen der heiligen Schrift, wo von Gott scheinbar etwas zu sinnlich geredet und das Hereinfallen großer göttlicher Heilkräfte in die Welt beschrieben wird. Der Logos ist dessen Bild und Stellvertreter, er ist der „erstgeborene Sohn Gottes“. In Beziehung auf den Menschen ist er der Spender der einzelnen geistigen Gaben und der Mittler zwischen ihnen und Gott, der ihre Bitten zu ihm bringt und sie bei ihm vertritt. Der Logos zerfällt dann wieder in eine Reihe von Mittelwesen, die als einzelne Eigenschaften oder Kräfte nur nach einzelnen bestimmten Richtungen thätig sind. Wie der Logos aus Gott, so ist der Mensch aus dem Logos hervorgegangen und hat daher Vernunft (Logos Nus) in sich, aber auch Freiheit, deren Mißbrauch im ersten Menschenpaar die Sünde hervorbrachte. — Diese Ansichten, die Philo in der heiligen Schrift zu finden glaubte, daher er dieselbe durch kunstreiche und gezwungene Deutungen und allegorische Auslegungen in seinem Sinn zu erklären suchte, außer dem gewöhnlichen Wortsinn noch einen höheren Sinn annahm und selbst die Gesetze umdeutete, ohne doch deren Gültigkeit im gemeinen Leben zu läugnen, hatte großen Einfluß auf die christlichen Gnostiker. Seine Werke lassen sich in vier Gruppen eintheilen: 1. In geschichtlich-bio-

graphische, rhetorisirende Schriften („Von der Weltschöpfung", „das Leben Abrahams", „das Leben Josephs", „die drei Bücher über Mose", aus Sage und Schrift zusammengewebt, hauptsächlich für Heiden zur Vertheidigung der jüdischen Religion geschrieben, u. a.). 2. Ethische Schriften, als deren Stamm die Schriften „über die zehn Gebote" zu betrachten sind, an die sich die Werke über einzelne „Tugenden" und die zwei Bücher von Belohnungen und Strafen, voll glühenden Eifers für Volk und Vaterland und voll schwärmerischer messianischer Hoffnungen, „vom Adel" der jüdischen Nation u. a. anschließen. 3. Politische Schriften, Mittheilungen über das öffentliche Wirken des Verfassers, wovon das Buch „über die Gesandtschaft" an Gajus ein Bruchtheil ist. 4. Die allegorische Auslegung der heiligen Bücher, besonders für seine Glaubensgenossen geschrieben, eine Frucht des ruhigen Alters, ein allegorischer Commentar zu einzelnen Theilen des Pentateuch. (Ueber die heiligen Gesetze; über die Cherubim; über das Opfer Kains und Abels; über Kains Nachkommenschaft; über Noa; über die Sprachverwirrung; über Träume; über Opfer und Priesterthum u. a.) — Wenn in Philo's Schriften viele Uebereinstimmungen mit dem Neuen Testament und den christlichen Ansichten vorhanden sind, so sind sie mehr als die gemeinsamen Ideen der hellenischen Juden seiner Zeit anzusehen, als daß darin eine nähere Beziehung zu der Messiaslehre, wie sie die Apostel erfaßt, zu finden wäre.

Apollonius nach Philostratus. Im 3. Jahrhundert, zur Zeit der „Religionswende", als das wachsende Christenthum dem alten Götterdienst immer mehr Boden abgewann und der siegesfrohe Ton der christlichen Glaubensboten die heidnischen Schriftsteller nöthigte, sich nach neuen Waffen umzusehen und ihre letzten Kräfte anzustrengen, da verfaßte der Sophist Flavius Philostratus im Auftrage der Kaiserin Julia Domna, Gemahlin des Alexander Severus, eine Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana in 8 Büchern, mit Benutzung älterer Schriften, namentlich der Tagebücher des Damis von Ninive, der den Weisen von Tyana auf seinen Reisen begleitet und über sein Leben, seine Lehren und seine Wunderthaten Aufzeichnungen gemacht hatte. War auch, wie es scheint, das Werk des Philostratus nicht direct gegen das Christenthum gerichtet, sondern galt vielmehr der Verherrlichung der pythagoreischen Philosophie in der Person ihres letzten großen Verkündigers und der Läuterung und Hebung der gesunkenen Staatsreligion, so lag doch die Vergleichung des Apollonius mit Christus, des Damis und der andern Quellenschriftsteller mit den Evangelisten so nahe, daß schon am Ende des Jahrhunderts der Statthalter Hierokles von Bithynien zur Zeit der diocletianischen Verfolgung, bei der er sich durch Grausamkeit hervorthat, in einer Schrift: „Worte der Wahrheitsliebe", den Propheten von Tyana, der durch göttliche Weisheit und Anregung die größten Wunderthaten verrichtet und ein Lehrer und Wohlthäter der Menschheit gewesen sei, dem Weisen von Nazareth als Ideal eines heidnischen Gotteshelden gegenüberstellte, eine Parallele so eigenthümlicher Art, daß bereits der Kirchenvater Eusebius dagegen ankämpfte und daß seitdem zu verschiedenen Zeiten die Streitfrage erhoben wurde, ob das Werk des Philostratus als das Resultat unbefangener Ueberzeugung und ehrlicher historischer Forschung anzusehen sei, mithin Apollonius in Wahrheit ein Prophet und Wunderthäter des Heidenthums gewesen, wie die Christen von dem Stifter ihrer Religion rühmten oder ob bei der Abfassung die Absicht vorgelegen, durch die Aufstellung eines gottbegeisterten und gottbegabten, auch durch sittliche Strenge des Lebens ausgezeichneten Weisen im Sinne des Heidenthums und durch eine in Gestalt einer übernatürlichen Offenbarung auftretenden Philosophie das Christenthum zu entkräften und so dem gesunkenen und bedrohten Glauben der alten Welt eine neue Stütze zu leihen, mit andern Worten, ob das Werk des Philostratus geschichtliche Wahrheit enthalte oder eine Art Tendenz-Roman sei, ob das absterbende Heidenthum in der

That noch die Kraft besessen, einen gottbegeisterten Weisen, wie Apollonius, aus sich zu erzeugen oder ob Philostratus bei der Aufstellung einer solchen Persönlichkeit die Absicht gehabt, die Vorzüge, die das Christenthum in seinem göttlichen Stifter besaß, auch dem heidnischen Glaubenskreis zuzuwenden.

Der Apollonius des Philostratus erinnert in vielen Zügen an Christus: Er ist eines Gottes Sohn; er besitzt die Vorkenntniß des Zukünftigen und die Kraft, Wunder zu thun; er heilt Besessene durch Austreibung der Dämonen, er erweckt in Rom die Tochter eines Consularen, die zur Grabstätte getragen wird; er zieht mit einem Kreis von Jüngern umher; seine Umgebung glaubte, daß er Macht über Sturm und Feuer besitze; seine Wunderthaten geschahen nur zum Besten Anderer, nie zum eigenen Vortheil, und dienten seinen Anhängern als Stützen des Glaubens an seine höhere Natur. Dabei wird alle Mitwirkung von natürlicher Magie und Zauberkraft in Abrede gestellt; nur die göttliche Natur sollte ihn zu den Wundern befähigen. Wie Jesus wurde auch Apollonius durch einen seiner Jünger, den geldgierigen und habsüchtigen Euphrates, verrathen und angeklagt, und seine Gefangennehmung und sein Verhör vor dem Kaiser, wo ihm unter andern Klagepunkten vorgehalten wird, daß man ihn für einen Gott halte, erinnert in vielen Einzelheiten an die Leidensgeschichte Jesu. Und wie Christus von sich zeugte, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, so galt auch Apollonius nicht als Religionsstifter, sondern als religiös-sittlicher Reformator des Heidenthums auf dem Boden der alten Philosophie, besonders des Pythagoras und Plato, deren erhabene Lehren von Gott, von der Welt, von der sittlichen Aufgabe des Menschen er aufs Neue verkündete und den Zeitgenossen einprägte. Wie diese Altmeister idealer und praktischer Religionsphilosophie dringt Apollonius auf Tugend und Sittlichkeit, auf Selbsterkenntniß und Beachtung der Stimme des Gewissens, auf Gerechtigkeit und Menschenliebe. Dabei war er ein muthiger Verfechter der Freiheit und der natürlichen Rechte gegenüber der Tyrannei, und trat dem grausamen Despotismus der Cäsaren kühn entgegen. So erscheint Apollonius bei dem Biographen als der vollendete Weise, in dem die tiefste Erkenntniß menschlicher und göttlicher Dinge mit der reinsten Sittlichkeit im Leben verbunden ist, über den die Schrecken des Todes keine Macht haben und der so sehr über die Menschenwelt sich erhebt, daß er als eine höhere übernatürliche Erscheinung, als Gott zu betrachten ist, wie schon die indischen Weisen in seiner Jugend erkannten. Auch sein geheimnißvolles Lebensende bestärkt diese Auffassung. Apollonius u. Christus.

Wenn aber in der Gestalt, wie Apollonius bei Philostratus auftritt, Beziehungen und Aehnlichkeiten mit Christus angenommen werden dürfen, so läßt sich immer noch ein doppelter Fall denken: ist das Bild in einer dem Christenthume feindlichen Absicht aufgestellt worden oder ist es in Folge christlicher Einflüsse aus dem religiösen Synkretismus der Zeit hervorgegangen? Die letztere Ansicht vertritt u. A. Chr. Baur (Apollonius von Tyana und Christus): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Werk des Philostratus eine durchaus idealisirende Darstellung enthält, deren historische Grundlage auf sehr Weniges zu beschränken ist. In dem ganzen Werk spricht sich unverkennbar die Tendenz aus, zum Lobe des Helden Alles zusammenzudrängen, was dem Gemälde den Reiz des Außerordentlichen und das Gepräge des Idealischen geben konnte." Doch ist nach Baurs Ansicht nicht anzunehmen, daß Philostratus bei dieser idealisirenden Darstellung eine feindliche Absicht gegen das Christenthum gehabt habe, daher er auch desselben mit keiner Silbe gedenke. „Um seinen Gegenstand rein objectiv zu behandeln," bemerkt derselbe, „vermied der Verfasser jede Erwähnung des Christenthums, ob ihm gleich die Rücksicht auf dasselbe bei seiner ganzen Darstellung vorschwebte; es galt nur den Versuch, aus den in der heidnischen Welt gegebenen Elementen eine idealische Person derselben Art, wie die Christen in ihrem Christus verehren zu dürfen glaubten, zu gestalten. Je objectiver der Gegenstand behandelt wurde, desto weniger konnte die Darstellung ihren Zweck ver- Tendenz des Philostratischen Buches.

ehlen." Dieser religiöse Synkretismus aber, aus welchem das Werk hervorgegangen und dem besonders mehrere Glieder des kaiserlichen Hauses gehuldigt hätten, sei zum Christenthum in einem mehr friedlichen als feindlichen Verhältniß gestanden, er habe es mit den andern Religionen auf gleiche Linie gesetzt. Waren doch in der Hauskapelle (Lararium) des Kaisers Alexander Severus die Bildnisse von Christus und Apollonius neben den olympischen Göttern aufgestellt. — Wenn also Philostratus Analogien von Jesus und Züge aus den evangelischen Erzählungen in sein „pythagoreisches Evangelium" übergetragen hat, so konnte dies entweder in der Absicht geschehen sein, die christlichen Lehren und Vorstellungen in die damalige Weltreligion einzumischen und in derselben aufgehen zu lassen, oder er konnte schon so sehr von christlichen Anschauungen erfüllt gewesen sein, daß er fast unbewußt unter diesen Einflüssen seinem heidnischen Weisen Züge und Gepräge von dem Stifter des Christenthums verliehen. Dieser Auffassung trat eine andere Ansicht entgegen, dahin lautend, daß hier nicht eine harmlose Vergleichung einer dem Wesentlichen nach erfundenen heidnischen Persönlichkeit mit der geschichtlichen des Stifters des Christenthums vorliege, sondern vielmehr ein Plan, „den wachsenden Einfluß desselben auf die Massen und den dadurch bevorstehenden Untergang des Heidenthums aufzuhalten, ein Plan, ausgegangen von einem Kreise gebildeter Männer, den die Kaiserin Julia Domna um sich versammelt hatte, und berechnet nicht für den gewöhnlichen Lesekreis eines Sophisten, sondern für das ganze Volk". Im Gegensatze zu dieser christlichen Anschauung, wornach Apollonius von Tyana als Held eines idealisirenden Tendenz-Romans dasteht, dessen Leben und Schicksale weniger der Geschichte als der Dichtung angehöre, betonten Andere mehr die geschichtliche Persönlichkeit des Weisen und schrieben die in seinem Leben erzählten Wunder der sagenhaften Ueberlieferung und mythenbildenden Phantasie seiner Verehrer zu oder sie erblickten darin die klug berechnete Absicht des Propheten, „vor allen Dingen die Einbildungskraft der Menschen zu überwältigen oder auf seine Seite zu ziehen, da es Pflicht sei, anstatt den großen Haufen voreiliger Weise aufklären zu wollen, sich der Wahnbegriffe desselben und seiner Liebe zum Wunderbaren zum Vortheil der guten Sache zu bedienen."

Der wahre und der idealisirte Apollonius.

In welchem Verhältniß der historische Apollonius, der pythagoreische Weltverbesserer zu dem idealisirten „Gegenchristus" des Philostratus stand, wird immer eine offene Streitfrage bleiben. Ohne Zweifel war der Weise von Tyana einer jener Männer, welche in der geistig angeregten Zeit der „Religionswende" als Magier und Astrolog, als Dämonenbanner und Todtenbeschwörer bei den Zeitgenossen, besonders in dem wundergläubigen Orient, großes Ansehen erlangt und durch seine würdevolle majestätische Persönlichkeit, wie durch seine tieferen Kenntnisse und sein sittliches Leben sich Verehrer und Anhänger erworben hatte. Lucian hat in Alexander von Abonoteichos und im Peregrinus Proteus ähnliche Figuren aufgestellt, aber nicht in der idealisirenden Schilderung eines Philostratus, sondern mit dem scharfen Griffel eines satirischen Kritikers, der den romantischen Schleier unbarmherzig zerschnitt. Daß indessen Apollonius eine würdigere Persönlichkeit gewesen sein muß, als die eben genannten, geht schon aus der hohen Verehrung hervor, in der er zwei Jahrhunderte lang, von Caracalla, der ihm den ersten Tempel baute, bis auf Diocletian in der heidnischen Welt gestanden. Man errichtete ihm Heiligthümer und Altäre und sein Bild prangte in vielen Tempeln neben den älteren Gottheiten. Erst der vollständige Sieg des Christenthums stürzte auch ihn von der göttlichen Höhe herab. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch Stiftung eines Geheimbundes an der Hand der älteren Philosophen, namentlich eines Pythagoras und Plato und mit all den Bildungsmitteln, welche das Heidenthum darbot, die Menschheit zu veredeln und aus der Gesunkenheit zu erheben gesucht; auch das ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn die abergläubische und wundersüchtige Welt frühe mit dem Gewande der Sage und Mythe, die sich so leicht an solche räthselhafte Figuren

anschließt, umhüllt habe, wie ja auch das Leben und die Persönlichkeit seines Vorbildes Pythagoras in ähnlicher Weise durch die Thätigkeit der Phantasie und Volksüberlieferung in das nebelhafte Reich der Sage und Wunderdichtung gerückt ward. Daß aber bei Apollonius trotz des Bedeutsamen seiner persönlichen Erscheinung der Erfolg seiner Wirksamkeit kein so mächtiger, überwältigender und dauernder gewesen, wie bei andern Propheten oder Philosophenhäuptern, darf nicht gerade als durchschlagender Beweis für das Unhistorische seiner ganzen Erscheinung genommen werden: das Heidenthum lag bei seinem Auftreten schon in den letzten Zügen und war keiner wahrhaften Reformation, keiner Wiedergeburt und Verjüngung mehr fähig; und Apollonius selbst besaß, wie aus Allem hervorgeht, mehr die sanfte Natur eines contemplativen Weltweisen als die Energie eines mächtigen Propheten.

Apollonius, so lautet die Lebensbeschreibung desselben nach Philostratus in ihren Hauptzügen, wurde (etwa gleichzeitig mit Jesus) in der von Griechen bewohnten kappadocischen Stadt Tyana auf einer Wiese geboren, nach vorhergegangener göttlicher Verkündigung an die Mutter, daß sie den Proteus zur Welt bringen werde, jenen Sehergott, dem das Verborgene, Künftige und Ferne bekannt war. Mit vierzehn Jahren kam der schöne Knabe zu dem Redner Euthydemus in Tarsus; aber die in dieser Stadt herrschende Ueppigkeit trieb ihn bald nach Aegä, wo er Plato's und Chrysipps Lehren studirte und sich mit „unaussprechlicher geheimnißvoller Liebe" der pythagoreischen Philosophie ergab, so daß er schon als sechszehnjähriger Jüngling die darin gebotene Lebensweise aufs Strengste befolgte, sich des Fleisches und Weines enthielt, sich in Linnen kleidete und die Haare wachsen ließ. Er nahm seinen Aufenthalt im Tempel des Aeskulap und weihte sich ganz dem Dienste des Gottes. Durch seine geistigen und körperlichen Vorzüge gelangte er bald zu großem Ansehen. Nachdem er auf diese Weise die Jahre seiner Jugend theils in Aegä theils in Antiochien und anderen Orten zugebracht, in steter Uebung der pythagoreischen Tugend und in ununterbrochener Beschäftigung mit wissenschaftlichen und religiösen Dingen und Unterredungen mit den Priestern, faßte er den Entschluß einer weiten Reise. Er richtete seinen Sinn auf das indische Volk und seine Weisen. Begleitet von zwei Dienern begab er sich nach der alten Stadt Ninive, wo sich ihm Damis anschloß, der seitdem sein unzertrennlicher Gefährte und vertrautester Freund wurde. Wohin sie kamen, beobachteten sie die Sitten der Völker und Alles, was die Länder und Städte Merkwürdiges darboten, und Apollonius erwarb sich allenthalben Bewunderung sowohl durch seine strenge Tugend, als durch seine tiefe Einsicht und weise Reden. Dabei verstand er alle Sprachen. Nach einem längeren Aufenthalt in Babylon, wo er von dem rechtschaffenen König Bardanes ehrenvoll und wohlwollend aufgenommen ward und vertrauten Umgang mit den Magiern hatte, überschritten die Reisenden den Kaukasus, „der das indische und medische Land scheidet", setzten über den Indus und gelangten, von dem weisen Beherrscher von Taxila mit Empfehlungsschreiben versehen, in das heilige Wunderland jenseit des Hyphasis, zu dem Hügel, wo die indischen Brahmanen wohnen, zu einem heiligen Bund vereinigt. Ihr Vorsitzender Jarchas erregte sogleich durch seine Kenntnisse und Weisheit die Bewunderung des ankommenden Apollonius. „Bei diesen Männern, die Alles kannten und sich selbst für Götter hielten, weil sie gute Männer seien, nahm Apollonius an allen ihren öffentlichen und geheimen Unterredungen Antheil, an Untersuchungen, wobei die weissagende Kraft der Gestirne erwogen, die Vorkenntniß des Künftigen besprochen und die Opfer und Anrufungen, deren sich die Götter erfreuen, berührt wurden, und Alles, was er hier sah, ließ ihn die tiefe geheimnißvolle Weisheit dieser Männer und des Jarchas insbesondere bewundern." — Nach einem Aufenthalt von vier Monaten reiste Apollonius über Babylon und Ninive nach Antiochien und von da über Cypern nach Ionien, „bewundert und hochgeachtet von Allen, welche die Weisheit zu schätzen wissen". In den Städten Ioniens wirkte er wohlthätig durch seine sittlich-ernsten Vorträge,

Leben und Wirken des Weisen von Tyana.

durch Ermahnungen zu philosophischen Studien, zur Eintracht und guten Verwaltung des Staats, und befreite die Ephesier durch ein Wunder von der Pest. In Pergamus erfreute er sich an dem Heiligthum des Aeskulap, heilte viele Kranke und begab sich dann über Ilium und Lesbos, „wo er den daselbst begrabenen Palamedes als den göttlichen Mann ehrte, von dem alle Weisheit stamme“, nach Hellas. Hier besuchte er die berühmtesten Städte und Tempel, unterhielt sich mit den Priestern und wohnte den olympischen Spielen bei. Darauf begab er sich über Kreta, das Geburtsland von Zeus, nach Rom, wo gerade Nero gegen Philosophen und Wahrsager schwere Verfolgungen verhängt hatte. Ohne sich von den Warnungen der Furchtsamen abschrecken zu lassen, zog er mit 8 Jüngern in die Stadt ein, lehrte öffentlich in den Tempeln und sprach ohne Unterschied zu den Vornehmen und Geringen, die ihn aufsuchten. Tigellinus, der mächtige Präfect des Prätoriums, gerieth in Furcht über den Mann, der so große Kenntnisse über göttliche Dinge an den Tag legte, und lud ihn vor seinen Richterstuhl. Aber Apollonius ging siegreich aus dem Verhör hervor; Tigellinus wagte nicht, an den Mann, in dem er eine göttliche Kraft erkannte, Hand zu legen. Von Rom aus durchwanderte der Philosoph Spanien bis nach Gades und begab sich dann über Sicilien und Afrika abermals nach Griechenland, wo er sich in Athen in die Mysterien einweihen ließ und dann die Reise nach Aegypten antrat. Die Alexandriner, die schon von seinem Ruhm vernommen hatten, empfingen ihn wie einen Gott. Hier hatte er mit Vespasian eine Zusammenkunft und verkündigte ihm, daß Vitellius umkommen und er den Thron besteigen würde. Von Alexandrien, wo der Philosoph Euphrates, bisher sein Freund und Anhänger, sich in Feindschaft von ihm schied, reiste er mit zehn Jüngern nilaufwärts nach Aethiopien zu den Gymnosophisten. In allen Tempeln und heiligen Orten kehrte er ein, um mit den Priestern religiöse Gespräche zu führen. Auch mit den Gymnosophisten hielt er Unterredungen über religiöse und philosophische Gegenstände, fand aber, daß sie an Weisheit den Indern weit nachstanden. Mit ihrem Vorsteher knüpfte er ein Gespräch über die bildenden Künste an, worin er bewies, „daß der Künstler nicht blos Nachahmer, sondern vermöge der Phantasie auch Schöpfer wäre“. Nachdem er noch die Quellen des Nil geschaut, begab er sich nach dem cilicischen Argos, wo er mit Titus eine Unterredung über die Regierungskunst hatte, und hielt sich dann abwechselnd in verschiedenen Ländern und Städten auf, überall lernend und lehrend, heilend und Wunder verrichtend. In den zwei letzten Büchern werden die Leiden und Gefahren geschildert, die Apollonius unter Domitian zu bestehen hatte. Der Tyrann, von Euphrates unterrichtet, daß der Weise mit Nerva und andern Männern, die er für seine Feinde hielt, in Verbindung stehe und jenem die Thronbesteigung vorausgesagt, gebot, ihn zu fesseln und ins Gefängniß zu werfen. In einer feierlichen Gerichtssitzung hielt Apollonius eine ausführliche Vertheidigungsrede, worin er die Anschuldigungen wegen staatsgefährlicher Verbindungen, wegen Zauberei und Magie glänzend widerlegte, seine Grundsätze und Ansichten darstellte und sich über die ganze Aufgabe und Richtung seines Lebens und Wirkens aussprach, und verschwand dann plötzlich aus dem Gerichtssaal mit den Worten, der Kaiser vermöge weder seinen Leib noch seine Seele zu ergreifen. Unmittelbar nachher erschien er in Puteoli seinen Freunden Damis und Demetrius zu deren großer Ueberraschung, und begab sich dann nach Olympia, wo er im Heiligthume des Zeus seine Wohnung nahm. Als die Kunde von der Rettung des Mannes, dessen Tod man schon allgemein verkündigt hatte, in Griechenland erscholl, eilten die angesehensten Männer und Jünglinge aus allen Städten nach Olympia, um den Weisen zu sehen und zu hören, und verehrten ihn wie einen Gott; und als er nach vierzig Tagen sich in die böotische Stadt Lebadea begab, um in die Höhle des Trophonios hinabzusteigen, begleitete ihn eine Menge Volks. Alles drängte sich zu ihm, die Worte der Weisheit aus seinem Munde zu vernehmen, die er ohne Lohn allen Wißbegierigen mittheilte. Die letzten Jahre verbrachte Apollonius in Ephesus, umgeben von vielen Jüngern. Dort sah er im Geiste, wie Domitian von seiner eigenen Umgebung in seinem Palaste ermordet ward, verkündigte den Anwesenden

den Tod des Tyrannen und ertheilte dem Nerva in einem Briefe Rathschläge über Regierungssachen. Darauf entzog er sich den Blicken der Menschen, um ohne Zeugen aus dem Leben zu scheiden. Den Damis entsandte er nach Rom mit den Worten: „Wenn du auch für dich philosophirest, habe stets mich vor Augen."

Neben der mittleren Akademie, welche Plato's Lehrsätze in völligen Skepticismus auflöste, ging die dogmatische Speculation ihren stillen Gang fort und hielt, im Gegensatz zu der negirenden Zeitrichtung des ersten Jahrhunderts, an der Möglichkeit einer Erkenntniß des Uebernatürlichen fest, ihren forschenden Geist hauptsächlich auf die Ergründung des Göttlichen und sein Verhältniß zur Welt und Menschheit richtend. Die genialen Phantasiegebilde des großen Weisen als reale Wahrheiten und wissenschaftliche Glaubenssätze hinstellend, bauten die Männer des speculativen Denkens allmählich ein religiös-philosophisches Lehrgebäude auf, in welchem sie Alles, was die verschiedenen Religionen und Philosophien Homogenes in Theorie und Praxis ausgebildet hatten, mit der platonischen Ideenlehre verbanden und eine Weltanschauung schufen, die durch ihren Reichthum an geheimnißvollen und mystischen Lehren und Symbolen den Sinn mächtig gefangen nahm und sich in weite Kreise verbreitend, gleichsam die geistige Atmosphäre wurde, in die sich die gesammte Zeitbildung hüllte. Man erkannte in den tiefsinnigen Mythen von dem reinigenden, heilenden und vermittelnden Apollo und von dem Gottmenschen Herakles (II, S. 45. 63.) einen reichen Stoff bildlicher Wahrheiten über das Wesen der Seele und über das Verhältniß des göttlichen Geistes zum menschlichen, man sah in den alt-orientalischen Mysterien und Symbolen bedeutsame Wahrheiten über das unvergängliche sich immer erneuernde Leben der Menschenseele; man fand in den Orakelsprüchen der Chaldäer und in den theogonischen und Orphischen Dichtungen, denen frommer Betrug und kritiklose Leichtgläubigkeit ein hohes Alter beilegte, griechische und orientalische Geheimweisheit über die wichtigsten Fragen; man glaubte an die Echtheit der fabelhaft zahlreichen Hermetischen Schriften, die ein uralter ägyptischer Heros, „Hermes der dreimalgrößte" (Trismegistos), der Vater aller göttlichen und menschlichen Weisheit, verfaßt haben sollte und die in der hellenistischen Zeit ins Griechische übertragen worden wären, Schriften religions-philosophischen Inhalts im Geschmacke der Zeit, worin neben sinnvollen Lehren und Aussprüchen über Gott, Natur und Seele phantastische Schwärmereien über Astrologie und Magie enthalten waren. Aus solchen Elementen und Weisheitsschätzen wurde der religiöse und philosophische Synkretismus aufgebaut, in welchem morgenländische und abendländische Speculationen, Denkweisen und Religionsformen zu einem wunderlichen Ganzen sich verschmolzen und ein „geistiges Pantheon" errichtet ward, in welchem die Götter, Mythen und Symbole der verschiedensten Völker gleichsam verklärt und durch allegorische Deutungen in das Reich der Ideen erhoben sich wiederfinden sollten, wo die strenge

Der religiöse und philosophische Synkretismus.

Tugend- und Enthaltungslehre der Stoiker auf die Höhe orientalischer Asketik gesteigert und der Wunder- und Dämonenglaube, wie er sich im Keime bei Plutarch, in weiterer Entwickelung bei Appulejus fand, zu schwärmerischen Phantasiegebilden erweitert wurde, wo man mit Wollust sich in die Geheimnisse der Mystik versenkte und die alte Volksreligion, die man durch allegorische Ausdeutung ihrer Mythen und Götterlehren vergeistigte, mit schwärmerischer Gluth gegen die überwältigende Macht des Christenthums zu vertheidigen suchte. „Die neue Geistesrichtung," sagt H. Ritter, „verkündete sich in einer göttlichen Verehrung der hochbegabten Männer, welche man als Stifter eines heiligen Lebens ansah, in der Vermischung aller Formen des Gottesdienstes, in der Sehnsucht nach mystischer Vereinigung mit dem Göttlichen, welche theils durch äußere Enthaltsamkeit, theils durch phantastische Gebräuche gewonnen werden sollte und gegen welche das thätige Leben bald mehr bald weniger als ein unheiliges Wesen zurücktrat."

Die neuplatonische Philosophie. Die wissenschaftliche Seite dieses Synkretismus fand ihren entschiedensten Ausdruck in der neuplatonischen Philosophie, die in der ägyptischen Weltstadt Alexandrien, wo hellenische Philosophie, orientalische Religionsspeculation, Judenthum und christliche Glaubenslehren einander berührten und in einander übergingen, seinen Ursprung hatte. Ammonius Sakkas † c. 243. Als Gründer der Schule galt Ammonius Sakkas aus Alexandrien, der von christlichen Eltern im Christenthum erzogen, in der Folge, als er zum selbständigen Denken gereift war, zur heidnischen Philosophie überging. Seine aus einer eklektischen Zusammenstellung und Verschmelzung platonischer, pythagoreischer, aristotelischer und orientalischer Ideen und Aussprüche bestehende Philosophie, worin die bedeutsamsten Errungenschaften heidnischer Weisheitslehre zu einem System verbunden und als Bollwerk gegen das wachsende Christenthum aufgestellt waren, wurde mündlich einem kleinen Kreise wißbegieriger und begabter Jünger mitgetheilt und längere Zeit als Geheimlehre bewahrt, deren Verständniß nur den Eingeweihten zugänglich war, daher auch der Meister selber nichts Schriftliches hinterlassen hat. Aber sein großer Plotinus. 205—270. Schüler Plotinus aus Lykopolis in Aegypten, wurde für Ammonius was Plato für Sokrates gewesen: er machte dessen Lehren bekannt, die aber unter seinen Händen und durch seinen phantasiereichen Geist eine gänzliche Umgestaltung und Fortbildung erfahren hatten. Nachdem er zehn Jahre lang den Ammonius gehört, schloß er sich achtunddreißig Jahre alt (im J. 242) einem Kriegszug des Kaisers Gordianus nach Persien an, um die Weisheit des Morgenlandes in ihren Geburtsstätten Indien und Iranien kennen zu lernen. Die Ermordung des Kaisers vereitelte Plotins Plan; er kehrte nach Antiochien zurück, von wo er zwei Jahre später nach Rom übersiedelte (244). Hier fand er einen bedeutenden Wirkungskreis. Aus der Nähe und Ferne strömten Jünglinge und Männer zu seinen Vorträgen, und wurden von ihm für platonischen Idealismus, für asketische Tugendübung, für Weltentsagung, für stilles beschauliches Leben gewonnen und begeistert. Sein würdevolles Wesen, in dem der orientalische auf contemplativer Versenkung in die Tiefe des göttlichen Geistes gegründete Ernst mit hellenischer Milde und Heiterkeit gepaart war, seine asketische Strenge, seine Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Genüssen, sogar von Fleischspeisen, verschafften ihm das größte Ansehen, so daß er 26 Jahre lang als Prophet, Heiliger und Wunderthäter verehrt ward, und daß, so lange es Heiden gab, „seine Altäre nicht erkalteten." Der Kaiser Galienus und seine Gemahlin, so wie die ersten Männer und Frauen Roms nahmen seine Lehre

„wie eine himmlische Botschaft“ auf; und viele vornehme Eltern bemühten sich vor ihrem Tode ihre Kinder der Obhut des „heiligen göttlichen Wächters“ zu übergeben. Der Plan in Campanien einen kleinen nach Plato's Idealen eingerichteten (aristokratisch-communistischen) Musterstaat, „Platonopolis“ genannt, zu gründen, wurde durch die Rathgeber des Kaisers hintertrieben. In seinen letzten Jahren durch Krankheit schwer heimgesucht, starb Plotin 66 Jahr alt in den Armen seines Schülers Eustochius. Ein anderer begeisterter Jünger Porphyrius (ursprünglich Malchus) aus Tyrus, ein gelehrter, strebsamer Mann, aber ohne Plotins Tiefsinn, Genialität und prophetischen Schwung, beschrieb das Leben seines Meisters und war bemüht, den neuplatonischen Lehren durch Schriften und Vorträge im Abendlande Verbreitung zu verschaffen, zugleich das Christenthum in einer nicht mehr erhaltenen Schrift mit seinen inneren Widersprüchen bekämpfend. Von Porphyrius rührt auch die Anordnung und Zusammenstellung der Schriften her, die Plotin, der griechischen Sprache nur unvollkommen mächtig, nachlässig verfaßt hatte, mehr auf die Tiefe des Inhalts als auf die Form bedacht; daher man auch von jeher über die Dunkelheit seiner Schriften geklagt hat. Seine Darstellung ist oft verworren und breit.

Porphyrius. 233—305.

Plotins Werke, nach der Verschiedenheit des Inhalts in sechs „Enneaden“ zusammengestellt, beweisen, daß er neben den Platonischen Schriften, womit er am meisten vertraut war, auch die philosophischen Lehren des Aristoteles und der Stoiker studirt und sich Vieles daraus angeeignet habe, daß er aber mit diesen Schätzen griechischer Weisheit jüdische und orientalische Vorstellungen aus Philo, aus der ägyptischen Symbolik, aus allegorischen Mythendeutungen verschmolzen und das Ganze mit der Hülle der Mystik und Schwärmerei umgeben habe. Seine ganze Aufmerksamkeit auf das innere Schauen, auf die Ergründung des Geistigen und Göttlichen richtend, verachtete er das Materielle und die sinnliche Wahrnehmung und gerieth durch Vernachlässigung der Erfahrungswissenschaften, der Grundlage jeder echten Weisheit, zu träumerischen Gebilden und phantastischen Vorstellungen. „Nicht genug, daß er Erscheinungen der Götter und Dämonen annimmt und uns genau über den Unterschied derselben zu unterrichten weiß, daß er verschiedene Arten von Weissagungen aufstellt und nicht geringe Ehrfurcht gegen die Mysterien beweist; auch die verschiedenen Arten der Magie und sonstige Zauberkünste findet er mit seiner Philosophie vereinbar und glaubt sie aus der allgemeinen Sympathie aller Dinge in der sinnlichen Welt rechtfertigen zu können.“ Aber wie viele ungesunde und gefährliche Elemente dieser gesteigerte Idealismus Plotins in sich trug, der an der Hand einer kühnen Dialektik und formalen Zergliederungskunst zu einer Höhe der Speculation aufstieg, die nach Ueberwindung alles Physischen und Materiellen durch Tugendübung und Reinigung die in der Körperhaft befindliche Seele des Guten und Weisen zum „Schauen des Göttlichen“, zu einem „mystischen Einswerden mit Gott in seligen Momenten des Liebesrausches“ gelangen läßt; die in der Aufstellung eines höchsten Prinzipes des „absolut Guten“, von dem der denkende Geist und die lebendige das Weltall von Ewigkeit her mit göttlichem Leben durchdringende Weltseele Ausflüsse seien und sich nach der Rückkehr zu demselben sehnten, einer mystischen Contemplation, einer Flucht aus der Welt der Materie und Sinnestäuschungen, einer Geringschätzung der praktischen Tugenden gegenüber einem beschaulichen Leben voll religiöser Vertiefung, asketischer Strenge und leidenschaftloser Ruhe Vorschub leistete und gleich der Brahmanenlehre Geist und Körper in ein feindseliges Verhältniß zu einander setzte; so muß doch die neuplatonische Philosophie, wie sie bei Plotin sich entwickelt, als der letzte kühne Versuch des griechischen Geistes, „das Räthsel der Welt und des Daseins zu lösen“, betrachtet werden.

Plotins speculatives Lehrsystem.

„Plotins Philosophie," urtheilt Steinhart, „suchte Plato's Ideenwelt mit der von Aristoteles gelehrten immanenten Zweckbestimmung aller Dinge nach vernünftigen Begriffen durch die Idee des höchsten Gutes zu verschmelzen, das sie nicht, wie Plato, als ein Postulat des Denkens, sondern als die über allen Zweifel erhabene Urquelle alles Seins gläubig voraussetzte und in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellte. Indem sie sich nun sogar über das Denken erhob und in ganz neuer Weise eine reinere Quelle der Wahrheit in dem begeisterten Schauen des Göttlichen fand, ging sie scheinbar über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinaus und öffnete der Schwärmerei und dem Fanatismus eine weite Thür; auch ist sie in diesem Sinne nicht blos von ihren Gegnern, sondern auch von ihren Anhängern mißverstanden worden; aber indem sie bis in jene Tiefen des Geistes vordrang, wo das menschliche Bewußtsein sich zum Gottesbewußtsein erweitert und in dem Licht dieses Gottesbewußtseins, das sie auf das Engste an das Schöne, an die Tugend und an das vernünftige Denken anknüpfte, Natur und Menschenleben betrachten lehrte, eröffnete sie dem denkenden Geiste eine bis dahin in der abendländischen Welt noch nicht betretene Bahn und deutete prophetisch auf die christliche Philosophie hin, deren höchste Fragen sie anticipirt und in ihrer Weise, zuweilen phantastisch, oft in den Schranken der alten Welt befangen, aber immer tiefsinnig und geistvoll und zu reinerer Auffassung emporstrebend, zu beantworten gesucht hat. Alle Fäden der altgriechischen Philosophie, der Nus des Anaxagoras, das in sich beschlossene Sein des Parmenides und der Pythagoreer ewige Ureinheit, dann die Idee des Guten bei Sokrates und Plato, die unbewegt alle Dinge bewegende Vernunft des Aristoteles und die göttliche Natur der Stoiker liefen in der Theologie Plotins zusammen und erschienen dort in der göttlichen Dreiheit als Momente und wirkende Kräfte wieder. Nach Plotin war auf dem vorchristlichen Standpunkte wohl noch eine feinere Zuspitzung und formelle Erweiterung, aber keine tiefere Ausbildung dieser Lehre möglich."

Diese formelle Erweiterung versuchten Plotins Schüler Amelios und Theodoros, welche die geistige Trias noch weiter entwickelten, dadurch aber immer tiefer ins Mystische geriethen. — Noch einen Schritt weiter ging Jamblichus aus Chalcis in Cölesyrien, der eigentliche Schöpfer des philosophischen Synkretismus. Hatten Plotinus und Porphyrius in der Anschauung Gottes mittels Ekstase, in der mystischen Vereinigung der durch Contemplation und Tugendübung gereinigten Seele des Weisen in seligen Augenblicken des Entzückens den höchsten Triumph und das Ziel alles philosophischen Forschens und Strebens erkannt, so suchte Jamblichus, des letzteren Schüler, die sinnlichen Vorstellungen des Orients und den abergläubischen Dämonenglauben der Zeit mit dem Platonischen Idealismus und der Zahlenmystik der Pythagoreer verbindend, mittelst einer ausgebildeten Geisterkunde und theurgischen Symbolik den Glauben an das Hereinragen der Geisterwelt in das Menschenleben zu begründen. Indem er die Götter, Engel, Dämonen und das gesammte Geisterreich in Reihen und Ordnungen zusammenfaßte, lehrte er, wie durch Zauberkünste und Symbole, durch Gebete, Beschwörungen und Ceremonien, durch Weihungen, Priestermacht und alle Arten von Mantik die Menschen diese Dämonenwelt zu sich heranziehen und sich dienstbar machen könnten. Sein theurgisches System niedergelegt in dem theilweise verlorenen Werke „über die pythagoreische Philosophie" und in der angefochtenen Schrift „über die ägyptischen Mysterien" wurde durch zahlreiche Schüler, wie Sopatros von Apamea, Aedesios von Kappadocien, Priskos aus Thesprotien, zum Theil unter Gefahren und Verfolgungen durch die christlichen Kaiser, bewahrt und fortgepflanzt und erfreute sich der besondern Gunst Julians, dessen Zeitgenosse Eunapios das Leben des „göttlichen" Jamblichus schwülstig und mit abergläubischer Wundersucht beschrieben hat. Nach dem Tode des letzten Heidenkaisers erlagen die noch übrigen Schüler der Schule „den Verfolgungen oder dem Schmerze getäuschter Hoffnung."

Jamblichus. † c. 333.

Unter den Schülern des Ammonius Sakkas erlangte neben Plotin den größten Ruhm Cassius **Longinus**, sowohl durch seine große Gelehrsamkeit und umfassenden Kenntnisse in verschiedenen Wissenschaften, als durch seinen männlichen Charakter und sein edles Leben. Longinus war ein klarer Denker und eifriger Forscher nach echter philosophischer Wahrheit, daher ihn auch weder der nebelhafte Neuplatonismus, dem er sich Anfangs zuwandte, noch irgend eine andere der herrschenden Philosophenschulen auf die Dauer zu fesseln vermochte. Nachdem er seinen Geist an der gesunden Nahrung der echten Schriften Plato's und anderer großen Denker gestärkt und durch weite Reisen ausgebildet hatte, lebte er einige Zeit in Athen als Lehrer der Rhetorik und Philosophie, und widmete sich dann dem thätigen Leben, ohne jedoch den Studien und der Wissenschaft zu entsagen. Er verfaßte viele Schriften, die aber bis auf das eine Werk „über das Erhabene" sämmtlich untergegangen sind; allein das Erhaltene ist durch correcte Sprache, durch Lebendigkeit der Darstellung und durch Gediegenheit des Inhalts so hervorragend, daß es den Verlust der übrigen um so schmerzlicher macht. Von seinem späteren Schicksale als Minister und Rathgeber der Königin Zenobia in Palmyra, bis zu seinem gewaltsamen Tode, den er mit der Ruhe und Stärke eines Helden und Weisen ertrug, werden die folgenden Blätter berichten.

Longinus. c. 213—273.

Die letzte Ausbildung erhielt der Neuplatonismus im 5. Jahrhundert zu Athen durch **Proklos**, die letzte Säule des hinwelkenden Heidenthums, dessen Religionsübungen er nur im Geheimen, verlästert und verfolgt, obliegen durfte. Es ist ein klägliches Zeugniß von der geistigen Ohnmacht der altersmüden Religionen, daß ein Mann von ausgezeichneter Bildung, von vielseitigen Kenntnissen (wie seine erklärenden Schriften über Plato beweisen), von dichterischen Anlagen, sich auf dem klassischen Boden Athens mit abenteuerlichen Phantasiegebilden trägt, an die alten Mythen und Cultusgebräuche sich anklammert und in der Afterweisheit entarteter Schulen, welche ihre entstellten und mißbrauchten Lehren mit altehrwürdigen Philosophennamen deckten, die Sehnsucht des Herzens zu stillen sucht. Man weiß nicht, soll man bei einem Manne von edler Bildung, von hohem Streben und musterhaftem Lebenswandel mehr die Pietät und romantische Treue bewundern, mit der er an den alten Traditionen und Götternamen festhält oder die Thorheit und Grillenhaftigkeit belächeln, womit er auf dem Grunde orientalischer Dämonenlehre und Mysticismus ein theosophisches Lehrgebäude aus verwitterten und zerbrechlichen Baustoffen mühsam und künstlich aufbaut, ein wahres „Pantheon heidnischer Dogmen und Philosopheme" auf Sand und Schlammboden errichtet. Die Schüler des Proklos, **Isidorus**, **Damascius** und **Simplicius**, waren die letzten Verkünder der heidnischen Philosophie. Als unter Justinian ihre Hörsäle geschlossen wurden, suchten sie eine Zufluchtstätte in Persien, wo sie das gelobte Land ihrer Träume und Speculationen zu finden hofften. Aber getäuscht in ihren Erwartungen kehrten sie in die Heimath zurück, wo sie ungefährdet, jedoch mit geknickten Hoffnungen und zweifelnder Seele ihr Leben in Dunkelheit beschlossen. Doch trug der Neuplatonismus zu viele dem Christenthum ähnliche Elemente in sich, als daß sich seine Wirkungen nicht auch bald bei den christlichen Schriftstellern hätten kund geben sollen. Gleich dem Christenthum vorzugsweise auf Belebung der inneren Gefühlswelt, auf das Geistige und Sittliche gerichtet, übte der Neu-Platonismus einen unverkennbaren Einfluß auf die Ausbildung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und auf die ältesten Verkünder, die Kirchenväter.

Ausgang u. Wirkung des Neu-Platonismus. Proklos. 412—485.

b. Die religiösen Zeitrichtungen.

Volks- und Staatsreligion im Römerreich.

Während die gebildeten Klassen im römisch-griechischen Weltreich in den Philosophenschulen und ihren speculativen und praktischen Lehrbegriffen einen sittlichen Halt fürs Leben, ein Ziel für die Sehnsucht des Herzens, einen Trost und Hoffnungsanker in den Stürmen der Zeit suchten und bei der Auflösung und Zerrüttung der Außenwelt und der gesellschaftlichen Formen die Einheit des Glaubens, Denkens und Seins in ihrem Innern zu begründen sich abmühten; stand das Volk hülflos und rathlos einem Religionswesen gegenüber, dem aller höhere Gehalt abhanden gekommen war, dem die Gebildeten, durch die philosophischen Lehren auf erhabenere Vorstellungen geführt, gleichgültig und ungläubig den Rücken zuwandten, in dem die alten Cultusformen, Feste, Opferhandlungen und Gebete nur noch als ein leeres Gehäuse, als ein seelenloser Körper fortbestanden, an denen die Menge aus Gewohnheit, aus Verehrung für die Traditionen der Väter, aus süßer Erinnerung an die unbefangene Jugendzeit festhielt, ohne Andacht, ohne Glaubenswärme, ohne Ueberzeugungstreue, das die Staatsraison in der Republik wie unter dem Kaiserthum wahrte und pflegte, weil es mit den tiefsinnigsten Institutionen des Reichs aufs Innigste verflochten war, weil die äußere Sittlichkeit des öffentlichen Lebens, weil das ganze politisch-religiöse Auspicienwesen, weil die überlieferten Formen, Gewohnheiten und Gebräuche im Krieg und Frieden, in guten und schlimmen Tagen, weil endlich die kaiserliche Apotheose oder Vergöttlichung, welche nach dem Vorbilde morgenländischer Despoten und der hellenistischen Herrscher in der Diadochenzeit seit dem „göttlichen Julius“ durch Senatsbeschluß decretirt ward, und damit der ganze Kaisercultus auf der alten Volks- und Staatsreligion ruhten. Wie sehr aber diese Volks- und Staatsreligion wesentlich in der Beobachtung äußerlicher Formen und Ceremonien, in der vorschriftsmäßigen Verrichtung heiliger Handlungen, Gebete und Gebräuche bestand, wie die römische „Staatskirche“ mit dem kaiserlichen Oberpriesterthum, mit den Schaaren von Geistlichen, Opferpriestern, Augurn, heiligen Jungfrauen u. dergl. mit der Menge von Tempeln, Kapellen, Altären, geweihten Orten, Götterbildern in Stadt und Land, in Feld und Wald, auf Kreuzwegen und an Thürschwellen, im Haus und über dem Herde wesentlich ein politischer und socialer Organismus war, bei dem das Herz und die gläubige Seele wenig Beachtung und wenig Nahrung fanden, ein ähnlicher Formalismus, wie er auch im Gerichtswesen, im Verwaltungsleben, ja im Kriegs- und Heerwesen zur Ausbildung gekommen, ist im dritten Bande zur Genüge dargethan worden. Die Mythen und die Mysterien waren Schöpfungen des griechischen Geistes und Kunstsinnes, um welche sich die römische Obrigkeit wenig bekümmerte; wenn die Bewohner

Das römische Kirchenregiment.

Roms und Italiens damit bekannt waren, so verdankten sie es der Poesie oder Kunst; die Staatsregierung und das Kirchenregiment sorgten nur für die Er-

haltung und Beobachtung der Religionshandlungen in den überlieferten Formen; die Mythen oder Glaubenslehren überließen sie der freien Behandlung der Dichter und Philosophen; die Mysterien beschränkten sie nur dann, wenn sie zu sitten- oder staatsgefährlichen Orgien ausarteten, wie die Bacchanalien; eine Theologie besaß die römische Staatskirche nicht. Es blieb den Philosophen unverwehrt, die Götter in pantheistischer Auffassung als Grundkräfte des Weltalls oder als Namen und Sinnbilder der verschiedenen Aeußerungen des Weltlebens hinzustellen; sie in seligem Müßiggang ihr Leben hinbringen zu lassen, oder sie wie Euhemeros und die Aufklärer in rationalistischer Weise für vergötterte Helden und Wohlthäter der Menschen zu erklären; und wem der vorhandene Götterkreis nicht genügte, der durfte, wie Appulejus und die Neu-Platoniker, den ganzen Luftraum mit neuen dämonischen Wesen füllen. In diesem Sinne hätte das römische Kirchenregiment auch den göttlichen Stifter des Christenthums geduldet und seinen Anhängern nichts in den Weg gelegt, wie denn berichtet wird, daß unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus in den Hofcirkeln Jesus in ähnlicher Weise verehrt worden sei, wie Zoroaster, Pythagoras, Plato und Apollonius, und in der kaiserlichen Hauskapelle seine Büste neben andern göttlichen Weisen und Heroen aufgestellt gewesen sei. So konnte Lucian den ganzen Götterhimmel dem Spotte preis geben und den Glauben an ein jenseitiges Leben und alle heiligen Mythen und Lehren, alle Symbole und Orakel als thöricht und abgeschmackt hinstellen, während Plutarch dieses Alles mit abergläubischer Pietät festzuhalten suchte und sich tief betrübte, daß die Menschen nicht mehr an die Orakel und die weissagende Kraft der Dämonen glauben wollten; so konnte auf der Bühne und in den Pantomimen die scurrile Seite der Mythologie, die Liebschaften Jupiters, die Buhlkünste der Venus, zur Erheiterung des Publikums vorgeführt werden; und wie in Gedichten, Romanen und andern Kunstwerken die mythologischen Erzählungen vorzugsweise zum Ausmalen und Schildern sinnlicher und unzüchtiger Situationen benutzt wurden, lehren die „Metamorphosen" des Appulejus, das „Beilager des Mars und der Venus" eines sonst unbekannten Dichters des dritten Jahrhunderts, Reposianus, u. A.

Die Göttermischung u. Religionsmengerei in Rom.

Diese religiöse Duldsamkeit des römischen Staats- und Kirchenregiments gab sich indessen nicht nur von der negativen Seite kund, daß sie die mythologischen Göttergebilde weder gegen die philosophischen Speculationen noch gegen die Satire und Ironie der Dichter schützte; sie begünstigte auch die Mehrung der Götterkreise und Cultusformen durch Uebertragung fremder Religionsbegriffe und Göttergestalten nach Rom und in alle Theile des Reichs, und die Verpflanzung der eigenen Vorstellungen, Götterwesen und Götternamen in den eroberten Ländern der Barbaren. Die Göttermischung (Theokrasie) war ein nothwendiges Resultat des römisch-griechischen Heidenthums und die Hauptquelle der religiösen Toleranz. Wie die griechischen und römischen

Dichter und Schriftsteller kein Bedenken trugen, mit naiver Unbefangenheit die fremden Gottheiten mit den Namen der eigenen Götter zu belegen, denen sie in Begriff oder Cultus zu entsprechen schienen, ein Verfahren, das bei Herodot und Plutarch wie bei Cäsar und Tacitus zu vielen Mißverständnissen und Deutungen geführt hat; so war auch die römische Obrigkeit weit entfernt, die Religionsinstitute und Götterwesen in den unterworfenen Ländern zu stören; die Römer duldeten nicht nur die fremden Culte, sie nahmen auch bei ihrer Anwesenheit Theil daran, ja sie luden die Götter der überwundenen Völker in ihre Stadt ein und stifteten ihnen Tempel und Altäre, Feste und Spiele. So wurden nicht nur alle griechischen Götterbegriffe und Cultusformen mit den italischen vermischt; man glaubte, es würde der Ehre der alten Himmelsbewohner keinen Eintrag thun, wenn man auch den kleinasiatischen, syrischen, ägyptischen und persischen Gottheiten die Thore in die olympischen Wohnungen öffne.

Sonnendienste: Baal. So wurde denn neben dem Sol-Helios auch der syrische Sonnengott Baal hochgeehrt: in der heiligen „Sonnenstadt" Baalbek oder Heliopolis ließ Antoninus Pius auf alten Unterlagen einen neuen Tempel errichten, dessen Ruinen noch jetzt die Bezeichnung eines Weltwunders rechtfertigen. Dort stand das goldene Bild des Hauptgottes auf einem von Stieren gezogenen Wagen und Priester in goldgestickter Purpurtunica und Diadem dienten ihm mit Opfer und ertheilten Orakel in seinem Namen; im syrischen Emesa wurde der Sonnengott Elagabal unter der Gestalt eines schwarzen Steins verehrt und sein jugendlicher Priester Antoninus Bassianus war ihm mit solcher Verehrung zugethan, daß er auf dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm und dem nach Rom entführten göttlichen Stein Tempel, Priester und Feste stiftete. In der feierlichen Vermählung des Gottes von Emesa mit der „himmlischen Jungfrau" von Karthago, wozu das Götterbild mit allen Tempelschätzen als Aussteuer nach Rom geliefert werden mußte, und in der eigenen Heirath als kaiserlicher Oberpriester mit der ersten Vestalin wurde die Vollendung der Theokrasie gefeiert.

Mithras. Noch verbreiteter war der Cultus des persischen Sonnengottes Mithras (I, S. 348), wie die zahlreichen Mithrassteine beweisen, wo die Bewältigung des die widerstrebende irdische Natur mit ihrer fruchttragenden Kraft andeutenden Stiers durch den siegenden Sonnengott, den Vater und Schöpfer aller Dinge, symbolisch angedeutet ist.

Mithras-Mysterien. Da Mithras auch als Führer der Seelen aus dem Dunkel des Erdenlebens in die himmlische Licht-Wohnung galt, so wurde diese Vorstellung der Mittelpunkt merkwürdiger Religionsmysterien, durch welche die Menschheit, im drückenden Gefühle, daß das irdische Dasein nur Beschwerde und Bitterkeit sei, sich von dem Bewußtsein der sittlichen Unvollkommenheit zu befreien suchte. Schwere Prüfungen, deren Benennung „Züchtigungen" schon den Ernst der freiwilligen Leiden und Büßungen andeutet, gingen der Einweihung und Aufnahme in die Mithras-Mysterien voran. Durch eine siebenfache Stufenreihe von Entsagungen und körperlichen Kasteiungen mußte der Einzuweihende Muth und Seelenstärke beweisen und sich zur heiligen Handlung würdig zeigen, ehe er als „Mithraskrieger" Schwert und Kranz erlangen konnte, zum Zeichen, „daß Mithras selber seine Krone sei". Solchen Prüfungen, von Hierophanten

geleitet und ausgeführt, unterzogen sich sogar die Mächtigen der Erde, selbst Kaiser und ihre Höflinge. So wurde der Mithrasdienst eine der „erlösenden Religionen“ des sinkenden Heidenthums.

Die Mithrasbrüderschaft war als geheimer Orden über das ganze Reich verbreitet, wie die zahlreichen „Mithreen“ beweisen, enge Zellen in natürlichen oder künstlichen Höhlen mit Altären, Bildwerken, Symbolen, welche man in Rom, in Alexandrien und in vielen Orten nördlich von den Alpen und der Donau entdeckt hat. Vorgefundene Todtenschädel scheinen anzudeuten, daß die „Züchtigungen“ bisweilen mit dem Leben bezahlt wurden. Die Sage, daß Zoroaster in den Gebirgen Persiens eine blumige quellenreiche Höhle zu Ehren des Weltschöpfers und Lenkers Mithras geweiht habe, mag die Veranlassung zur Errichtung solcher Weihestätten oder „schwarzen Mithrashöhlen“ gewesen sein. Auch die Neuplatoniker, besonders Porphyrius empfahlen die „Läuterung der Seele“ durch den Mithrasdienst als Trost für dieses und jenes Leben. Der Name des Sol invictus, des streitenden aus dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß immer von Neuem siegreich hervorgehenden Königs der himmlischen Heerschaaren, der dem Mithras beigelegt ward, ist ein neuer Beweis für die Theokrasie des 3. Jahrhunderts. In diesem Sinne war Mithras das Vorbild des römischen Kaisers, der höchsten Siegesmacht auf Erden.

Neben dem Sonnengott war besonders die „große Mutter“, die Göttin der Natur, der Zeugung und des Lebens, der Gegenstand enthusiastischer Verehrung, wilder Mysterien und symbolischer Religionshandlungen. Wir haben früher (I, S. 483 ff., II, S. 346 f. u. a. O.) jener weiblichen Gottheit gedacht, welche im syrischen Lande als Astarte, in Afrika als „himmlische Göttin“ (Urania), auf den griechischen Inseln und Küstenorten als „Aphrodite“, im kappadocischen Comana und an andern Orten unter andern Namen verehrt ward, mit Festen, wobei Jubelgeschrei und Klagegeheul, rasender Tanz und trauernder Flötenklang, Prostitution der Weiber und Selbstentmannung der Männer in wilder Begeisterung und sinnlicher Ausschweifung den mystischen Religionsdienst begleiteten, wo die prachtvollen Säulentempel in reizender Umgebung durch den lärmenden Cultus entmannter Priester (Galli), rasender Weiber und bettelnder Hierodulen, durch massenhafte Opferzüge, durch religiösen Wahnsinn, durch Unzucht, Schamlosigkeiten und Sinnentaumel befleckt wurden. Lucian (oder wer sonst der Verfasser der Schrift über „die syrische Göttin“ in dem prachtvollen Heiligthum zu Hierapolis unweit des Euphrats sein mag) konnte dieses Treiben, dessen Augenzeuge er in seiner Jugend gewesen, nicht nachdrücklicher und ergreifender verspotten, als wenn er es in Herodots naiver und treuherziger Manier und Sprache einfach darlegte, eine furchtbare Satire im Spiegel der Wirklichkeit! *Der Dienst der Naturgöttin.*

Dieser fremdartige echt asiatische Cultus der Göttin der Natur und des mütterlichen Schooßes sammt den damit verwandten Trauer- und Freudenfesten des getödteten und wieder auferstandenen Adonis und Attis hatten schon zur Zeit des Freistaates Eingang in Rom gefunden (III, S. 565), theils als besonderer Religionsdienst der „großen Mutter“ und des Attis, theils angelehnt an die altitalische Kriegsgöttin Bellona;

doch hielt man lange den phantastischen Cultus mit seinen orgiastischen Ausschweifungen und dem Schwarm von Eunuchen und Hierodulen vom römischen Leben fern. Er blieb auf die Hauptstadt beschränkt und kein freigeborner Römer durfte in die Schaar eintreten und sich verstümmeln. Aber unter der Kaiserherrschaft, wo man begierig nach Allem griff, was die Lust erhöhen oder in die Einförmigkeit des Lebens im Despotismus Abwechselung bringen konnte, gewann auch dieser Religionsdienst größere Verbreitung. Nicht nur, daß derselbe durch herumziehende Priesterschaften in allen Gegenden des Reiches Eingang fand, auch Römer und Römerinnen traten in die Hierodulenschaaren ein, die am Altare der Bellona und an den Trauer- und Freudenfesten des Attis ihre schwärmerischen Umzüge hielten und als Verzückte rasten und die schändlichsten und abenteuerlichsten Mysterien wurden im Schooße dieses asiatischen Naturdienstes ausgebildet.

Aus Lucian und Appulejus lernen wir solche wandernde Banden kennen, die, ein wahrer Auswurf der menschlichen Gesellschaft, von Ort zu Ort reisen und im Namen des wunderlich aufgeputzten Götterbildes, das sie auf dem Rücken eines Esels mit sich führen, die unverschämteste Bettelei treiben. „Weibisch gekleidet und geschmückt singen und tanzen sie zu Tamburin und Flöte, peitschen und verstümmeln sich blutig, um sich dann durch Diebstahl und namenlose Ausschweifung schadlos zu halten.“ Die Zahl der Eunuchen nahm so sehr zu, daß mehrere Kaiser Verbote gegen die Castration ergehen ließen und daß im vierten Jahrhundert eine verschnittene Hausdienerschaft eine gewöhnliche Erscheinung in jeder vornehmen Römerfamilie war.

Die Sehnsucht nach Erlösung im Heidenthum.

Es ist eine merkwürdige und rührende Wahrnehmung, wie im dritten Jahrhundert die von Zweifeln und von Unruhe des Herzens umstrickte Heidenwelt sich abmüht, auf dem Boden der alten Religionen Lehren und Anschauungen zu erzeugen, welche die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung, nach einem mit Bewußtsein und Glückseligkeit verbundenen Fortleben der Seele über die Pforten des Grabes hinaus befriedigen, dem leeren Erdenleben einen ernsteren Inhalt, ein dauerndes Ziel verleihen sollten. Wie unerquicklich auch die einzelnen Erscheinungen sein mögen, welche die Geschichte dieser Zeit uns auf jedem Blatte vorführt, der zunehmende Wunder- und Dämonenglaube und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die bis zur Schwärmerei gesteigerte Entsagung; es sind großentheils Bemühungen der nach Erlösung von den Banden des ewigen Todes ringenden Menschheit; sie hatten den Zweck, mit den dämonischen Gewalten und Göttersystemen, die sich nach dem Volksglauben schichtweise zwischen sie und die höchsten Güter ihres Daseins gelagert hatten, ein Abkommen zu treffen, auf weiten und verschiedenartigen Umwegen zu dem Glauben einer Fortdauer der Seele in einem jenseitigen Leben emporzuklimmen, statt wie das Evangelium lehrte, „durch einen unmittelbaren sittlich-religiösen Act sich dem Ewigen zutrauensvoll an den Busen zu werfen“. Dieses Streben und Ringen fand seinen schönsten Ausdruck in der bekannten Mythe von Amor und Psyche, worin das Schicksal der menschlichen Seele in den edleren und doch schwächlichen Naturen dieses Zeitalters versinnbildlicht ist. „Göttlichen Ursprungs, ist sie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische Eros, der sich ihrer annimmt und sie

als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt."

Aber zu diesem erhabenen Zwecke wählte man in dieser Zeit der Mystik und des Aberglaubens am liebsten den Weg durch Weihungen und Geheimlehren. Statt sich dem aufgehenden Lichte des Christenthums aufzuschließen, wendete man sich zu den kraftlosen Schatten des Heidenthums zurück. Wie Mithras, der reinigende Sonnengott, die Seelen der durch Büßungen geläuterten Eingeweihten der Unsterblichkeit zuführte, so hoffte man auch durch die Mysterien der Naturmächte und der Unterweltsgötter zu diesem Ziele zu gelangen. Schon die alten Hellenen hatten die an die Mythen von Demeter, Persephone und Dionysos geknüpften Geheimlehren über den Kreislauf des Lebens, über Tod und Auferstehung in Mysterien gehüllt, die noch in die Kaiserzeit fortdauerten. Aber der heilige Fanatismus des entarteten Heidenthums begnügte sich nicht mit jenen poetisch und künstlerisch ausgebildeten Eleusinien; man flüchtete sich in Geheimdienste, worin die äußersten Richtungen, sinnliche Lust und freiwilliger Schmerz, aufs widerlichste gepaart waren. Von der Art waren die Mysterien des Sabazios, des mit thracischen und phrygischen Elementen erweiterten und entstellten Dionysos, der Geheimdienst der Hekate, der Göttin der Zauberei und der Unterwelt, und vor allen die Taurobolien der großen Mutter und des Attis. Weihungen u. Geheimdienste.

In stiller Mitternacht stellte sich der Einzuweihende, mit Goldschmuck und symbolischen Kleidern angethan, in eine Grube, welche mit durchlöcherten Brettern überdeckt war und fing das durch die Oeffnungen niederrinnende Blut der Opferthiere, Stier und Widder, mit Gesicht, Haaren und Kleidern auf. Wir sind über den tieferen Sinn und die übrigen Theile der Einweihung nicht näher unterrichtet, doch wissen wir, daß die Zahl der männlichen und weiblichen Mitglieder der Weihgenossenschaft, welche ihre blutgetränkten Kleider öffentlich tragen mußten, sehr groß war und daß man glaubte durch diese „Bluttaufe", der man die sühnende und reinigende Kraft einer „Wiedergeburt" zuschrieb, des Schutzes und der Hülfe der rettenden Gottheit im Leben und Sterben theilhaftig zu werden. Die Einweihung wurde mitunter auch für ganze Gemeinden und Landschaften oder „für das Wohl des Kaisers" an Stellvertretern vollzogen. Die Bluttaufe der Taurobolien.

Neben dem Mithrasdienst und der Blutweihe der Taurobolien erfreuten sich besonders die Mysterien der Isis und des Serapis der größten Verbreitung. Der Cultus des Serapis, jenes Hauptgottes der Ptolemäischen Zeit, der mit dem Begriffe des Osiris noch die Elemente verschiedener anderer Religionskreise in sich vereinigte, und dessen Tempel in Alexandrien, das Serapeion, ein Wunder der antiken Baukunst war, und der mit ihm verbundenen und gleichfalls zu einem vieldeutigen göttlichen Wesen umgestalteten Naturgöttin Isis, verbreitete sich von Aegypten aus über das Mittelmeer und faßte auch in Rom Boden, besonders seitdem durch Cäsar und Antonius Rom in nähere Beziehung zu Alexandrien trat. Nachdem er einige Zeit bestanden, wenig beachtet und in sittlicher Hinsicht übel berüchtigt, so daß unter Tiberius einige Der Serapis- und Isisdienst.

Isispriester wegen schändlicher Kuppelei ans Kreuz geschlagen und das Götterbild in die Tiber geworfen wurde; erlangte der ägyptische Religionsdienst unter den Antoninen, besonders unter Caracalla, durch die Gunst des Hofes eine solche Verbreitung, daß in Rom und in allen Städten des Reiches, selbst in Spanien, Gallien und am Rhein, sich Tempel erhoben, bei welchen eine zahlreiche Priesterschaft, in weiße Leinen gekleidet, den mit lärmenden Umzügen verbundenen Gottesdienst verrichtete und die Weihungen vornahm.

Isis-Prozession. Zweimal im Jahr, im Frühling bei Eröffnung der Schiffahrt, — denn in der späteren Auffassung galt Isis auch als Meerbeherrscherin — und im Spätherbste vor Eintritt des Winters fanden Festzüge nach der Meeresküste statt, bestehend aus einer großen Menge Volks mit Fackeln, Lichtern und Lampen, mit Saitenspielern, Flötenbläsern, Pfeifern und einem weißgekleideten Sängerchor; an diese schloß sich die Schaar der Eingeweihten jedes Standes und Alters in weißem Linnengewand, das tönende Sistrum schwingend; dann folgten die Priester mit den Attributen und Symbolen und zuletzt, hinter den Bildnissen der Götter Isis, Serapis, Anubis und ihren Heiligthümern der Oberpriester. Nachdem das festlich geschmückte „Isisschiff" mit Wohlgerüchen und Weihgeschenken gefüllt und dem Meere übergeben, wurde der Rückzug in ähnlicher Weise angetreten. Diese Isisprozessionen, wovon Appulejus im letzten Buch seiner Metamorphosen eine lebendige Beschreibung nach eigener Anschauung in Korinth entwirft, scheinen an allen Küsten des Mittelmeeres gefeiert worden zu sein. Sie glichen großartigen Maskenzügen im Carnevalsstil. Selbst die Kaiser nahmen daran Theil; wenigstens ließ Commodus einen solchen Festzug in Mosaik darstellen, worauf er selbst als Anubisträger abgebildet war. Diese Ausbildung des Isiscultes scheint übrigens vortheilhaft auf den sittlichen Charakter desselben gewirkt zu haben. Denn während früher die Isis als Geburts- und Liebesgöttin besonders von leichtfertigen Frauen und Mädchen verehrt ward und ihre Tempel als Sammelplätze für Liebschaften in üblem Ruf standen, waren später mit den Einweihungen in die Isis-Mysterien, wozu man sich durch Enthaltsamkeit in allen sinnlichen Genüssen, durch Waschungen und Reinigungen vorbereitete, bis ein Traumgesicht die Weihenacht verkündete, Gelübde eines reinen Wandels verbunden und als Lohn für die Hingebung an die Göttin ein langes und glückliches Leben auf Erden und Unsterblichkeit nach dem Tode verheißen.

Das Ringen des Heidenthums. Diese und ähnliche Erscheinungen geben ein treues Bild von der Auflösung des Heidenthums, von der Ohnmacht der alten Volksreligion und von der dunkeln Sorge der Menschheit um das Jenseits. In den thatenfrohen Zeiten der Väter, wo der Blick auf das praktische Leben gerichtet war, wo nur die Gegenwart und das Diesseits die Anliegen der Menschen bildete, genügten die unklaren und unbestimmten Vorstellungen des Alterthums über die Zustände nach dem Tode, die Mythen von dem Reiche der Schatten und von den Inseln der Seligen. Aber je trüber und unbefriedigender sich die Zeitverhältnisse gestalteten, je weniger die gedrückten und zerstoßenen Herzen Trost und Beruhigung in der Gegenwart fanden; desto eifriger suchte man das fehlende Glück in einem jenseitigen Dasein, desto eifriger bemühte man sich, die Zukunft zu ergründen oder gläubig zu erfassen. Alle philosophischen Systeme, die wir in den obigen Blättern in ihren Grundlehren kennen gelernt, tragen nur ein gemeinsames

Kriterion. — die Negation und Ironie gegen die überlieferte Volksreligion, mögen sie nun auf ein unabänderliches Fatum oder auf einen materialistischen Kreislauf von Entstehen und Vergehen ihren Glauben gründen, mögen sie ihre Hoffnung auf einen Urgeist und seine dämonischen Ausflüsse oder auf Mysterien und Symbole stützen, mögen sie in leidenschaftloser Seelenruhe, in der Ertödtung der Lüste und Begierden des Fleisches das Ziel ihres Strebens erkennen. Der heidnische Polytheismus hatte alle möglichen Entwickelungsformen durchgelebt und doch das Menschengeschlecht in seinen höchsten Fragen und Anliegen nicht befriedigt; selbst der Versuch, die heidnische Weltanschauung vermittelst christlicher Ideen aufzufrischen und zu potenziren, den Menschengeist mit der neuen christlichen und der alten ägyptischen Weisheit zugleich zu bereichern, war ohne Erfolg geblieben. Diese Wahrnehmung bahnte dem echten Christenthum den Weg zum sicheren Sieg: es stellte der zerrissenen Vielgötterei die göttliche Einheit entgegen; es tröstete die leidende Menschheit durch das Beispiel des gekreuzigten Erlösers; es verhieß ein ewiges glückseliges Leben als Lohn des Glaubens und der Tugend.

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, wie die Heidenwelt, im Gefühl ihrer Ohnmacht und Hülflosigkeit gegenüber der überwältigenden Kraft des Christenthums mit allem ihrem Rüstzeug ins Feld rückt, um den langsamen Siegeszug des verachteten und doch so unheimlichen Gegners zu hemmen: als die echte Wissenschaft und die edle Kunst, die einst dem Heidenthum in seinem freien erhabenen Fluge zur Stütze gedient, in Verfall gerathen waren, nahm man seine Zuflucht zu orientalischen Geheimlehren, zu einer phantastischen Dämonenlehre und zu den Mystificationen der Astrologie und Magie, oder man suchte das ewige Leben und das Heil der Seele zu gewinnen in Mysterien mit symbolischen Einweihungen, die mit den heiligen Gebräuchen des Christenthums, mit der Taufe, dem Abendmahl, dem Bild der Auferstehung, Aehnlichkeit hatten. Die religiösen Fragen waren die Anliegen aller Stände geworden: wie das Christenthum ein allgemeines Priesterthum, eine Gemeinschaft der Heiligen lehrte, so drängte sich auch im Heidenthum Alles zu den Mysterien und den Geheimlehren. Während im ersten Jahrhundert die fremdländischen Culte öfters verboten, die Astrologen und Magier sammt den Philosophen aus Rom vertrieben wurden, sehen wir im zweiten und dritten Jahrhundert ihre Verehrer auf dem Kaiserthron und in den ersten Kreisen der Gesellschaft. Hadrian wurde beschuldigt im finstern Aberglauben an magische Kräfte seinen Liebling Antinous getödtet zu haben, um durch ein jugendliches Menschenopfer Verlängerung seines Lebens zu erkaufen, daher er auch den Todten so überschwenglich verherrlichte. Marcus Aurelius, der Stoiker auf dem Throne, versammelte vor dem Feldzuge gegen die Markomannen die Priester, Seher und Magier aller Nationen, um die verschiedensten Arten von Beschwörungen und Sühnungen zu versuchen; der berühmte Regen, der ihn im Krieg mit den Quaden rettete, soll nach der gewöhnlichen Ueberlieferung nicht durch das Gebet der Christen in der „Donner-Legion", sondern durch den Zauber eines ägyptischen Priesters bewirkt worden sein. Commodus ward beschuldigt, Kinder getödtet zu haben, wo es galt, durch Zauber eine ihm drohende Gefahr abzuwenden. Septimius Severus und sein grausamer Sohn Caracalla gaben sich allen Arten von Geheimweisheit, Magie, Astrologie hin; bald griff man sogar zu den Weissagungen und Zauberformeln der Druiden, und noch im 4. Jahr- Seine morschen Stützen.

hundert, nach Constantins Tod, verfaßte ein heidnischer Schriftsteller Firmicus Maternus, eine „Theorie des Sternglaubens“, „acht Bücher Mathesis“ genannt, worin sogar dieser nichtigste aller Aberglauben, dessen Verkündiger, die „Chaldäer“, in früheren Jahren häufig wegen ihres staats- und sittengefährdenden Treibens mit Verbannung bestraft worden waren, in ein System gebracht und als Mittel zur Beförderung eines sittlichen Lebens angewendet wurde.

In der „Mathesis“ wird neben dem astrologischen Unsinn über den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen und die Erforschung der Zukunft durch Nativitätsstellungen, durch Deutung der Constellationen u. dergl. auch gelehrt, „der Mathematikus soll einen göttlichen Wandel führen, sintemal er mit Göttern umgeht“; und alle der Sternweisheit Dienenden tugendsam leben: „denn den Sternen gehört, was wir leiden und was uns wie mit Feuerbränden stachelt (die Leidenschaften), der Göttlichkeit des Geistes aber gehört unsere Kraft zum Widerstande.“

So suchte das Heidenthum die ethische Macht des Christenthums auf dem geistigen und sittlichen Kampfplatz des Lebens mit ähnlichen Waffen zu bekämpfen; als aber alle Bemühungen scheiterten, verschmähte man auch nicht die Waffen des Fleisches — den Arm der Verfolgung.

B. Das Christenthum im zweiten und dritten Jahrhundert.

a. Die Kirche unter dem Druck der Heiden.

Folgen der Zerstörung von Jerusalem.

Als die Legionen Vespasians unter den Mauern von Jerusalem standen, erscholl im römischen Lager die Kunde, daß in dem Bürgerkriege der Hauptstadt das Capitolium mit dem Tempel des höchsten Jupiter und den Heiligthümern der Juno und Minerva in Flammen aufgegangen sei; acht Monate nachher, am 10. August des Jahres 70, warf ein römischer Krieger die Brandfackel in den Jehovatempel zu Jerusalem, und das ehrwürdige Heiligthum sank in Asche zusammen. „So waren binnen wenigen Monaten das römische Nationalheiligthum, der religiöse Mittelpunkt des Reiches, und der Tempel des wahren Gottes, die zwei bedeutsamsten Cultus-Stätten der alten Welt, durch römische Soldaten, gedankenlose Vollstrecker höherer Rathschlüsse und Gerichte, vernichtet. Es sollte Raum werden für die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.“ Und in der That war die Zerstörung Jerusalems für die junge christliche Kirche von hoher Bedeutung. Jesus hatte einst gesagt: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Darum werden die Feinde kommen, eine Wagenburg zu schlagen um die Stadt, sie zu belagern und an allen Orten zu ängsten, sie zu schleifen und keinen Stein auf dem andern zu lassen“ (Matth. 23, 37. 24, 2. Luc. 19, 43. 44). Diese Worte waren nun in Erfüllung gegangen, und wie traurig auch das Ereigniß war, es diente den Christen zur Stärkung ihres Glaubens und vollendete die Scheidung zwischen

ihnen und den Juden. Der Fall von Jerusalem führte den Untergang der juden-christlichen Gemeinde herbei. Während in den großen Städten des griechisch-römischen Weltreichs die Zahl der Bekenner sich mit jedem Jahre mehrte und die neuen Gemeinden die edlen Früchte aus der alten Bildung in sich aufnahmen, trat in dem dürftigen **Pella** die kleine Christengemeinde bald in das Dunkel einer jüdischen Secte zurück. So führte die Zerstörung des alten Mittelpunktes des Jehovacultus das Christenthum seiner Bestimmung einer Weltreligion näher, in welcher, wie im römischen Weltreich, alle Nationalität verschwinden und in einer höheren Einheitsidee aufgehen sollte; und wenn auch noch einige Zeit die Römer keinen Unterschied machten zwischen den Christen und den Juden in der „Zerstreuung", weil die religiösen Versammlungshäuser der letzteren den Aposteln und Glaubensboten als Stützpunkte ihrer Lehrthätigkeit dienten und die Judensteuer gewöhnlich auch auf die Christengemeinden ausgedehnt wurde; so blieb doch die Verschiedenartigkeit zwischen der jungen siegessichern Glaubenskirche und dem alten starren Gesetzesdienst der Juden nicht lange mehr verborgen.

Christenthum und Heidenthum im feindlichen Gegensatz.

Wir haben in den obigen Blättern gesehen, wie duldsam die Römer gegen die fremden Religionsformen waren, wie sie nicht blos die griechische Götterwelt, sondern auch den Cultus und die heiligen Gebräuche des Orients, der Aegypter, Perser und Syrer, ja sogar den Sterndienst der Chaldäer sammt dem astrologischen Aberglauben allmählich in den Kreis der Staatsreligion zogen. Alle konnten ruhig ihres Glaubens leben und nach eigener Weise ihren Göttern dienen und ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, wenn sie sich nur äußerlich in den Organismus der Staatskirche fügten, an den überlieferten Gebräuchen und Festen Theil nahmen und sich nicht weigerten, die Altäre und Heiligthümer der vergötterten Kaiser zu ehren. Da aber das Christenthum keine Verbindung mit dem Heidenthum zuließ, sondern sogleich in den strengsten Gegensatz gegen dasselbe trat, nicht in den Rang der übrigen geduldeten Religionen niedersteigen, sondern als die einzig wahre Religion gelten wollte; als die Bekenner des Evangeliums sich den religiösen Volksfesten, Opfern und öffentlichen Aufzügen und Ceremonien entzogen, manche sogar den Kriegsdienst weigerten, um kein Blut zu vergießen, Gemeinde- und Staatsämter mieden, weil damit heidnische Religionsgebräuche verbunden waren, und die Schauspiele und die wilden Thier- und Fechterkämpfe verabscheuten, als sie sich sogar im täglichen Verkehr absonderten und Ehebündnisse mit Heiden abwiesen, um sich nicht mit dem in das ganze Leben verflochtenen heidnischen Aberglauben zu beflecken; da erwachte der Haß des Volks und das Mißtrauen der Obrigkeiten, und es ergingen schwere Verfolgungen über die Christengemeinden, die nicht nach der Sitte des Alterthums einem altnationalen vaterländischen Cultus anhingen, sondern aus allen Völkern und Ständen gemischt waren, die sich vermaßen, in zuversichtlichem Vertrauen auf die erlangte göttliche Offenbarung des wahren Glaubens, die

Staatsreligion zu verachten und ihren Geboten Trotz zu bieten, die ihre Ueberzeugung vom nahen Untergang des Reiches so offen aussprachen, „daß die Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit unter jede Gewalt und Obrigkeit zweifelhaft erschienen". Ihre religiösen Versammlungen in nächtlicher Stunde, theils um den Blicken der Späher zu entgehen, theils um bei der bevorstehenden Wiederkunft des Herrn als Wachende erfunden zu werden, mehrten den Haß und die Verdächtigungen gegen ihr lichtscheues Wesen. Gewöhnlich nimmt man zehn Christenverfolgungen an von den Tagen des blutdürstigen und wollüstigen Nero, wo, wie erwähnt, die heilige Geschichte die Apostel Petrus und Paulus, die Häupter der „abergläubischen und verderblichen Secte", den Märtyrertod finden läßt, bis ins erste Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts, wo Diocletian und Galerius die Bekenner des gekreuzigten Christus durch Folter und Beil zum Opferaltar trieben, die Kirchen niederbrannten und die heiligen Schriften den Flammen übergaben. Vielmehr aber war es ein fortgesetzter innerer und äußerer Kampf, der mit dem Wachsthum des Christenthums an Heftigkeit zunahm und sich mehr und mehr zu einem Glaubens- und Prinzipienkrieg gestaltete. So lange nämlich die römische Staatsreligion in ihrer Macht und Herrlichkeit noch unerschüttert dastand, die inneren Zersetzungen noch nicht auf die Oberfläche getreten, noch nicht ins Volk gedrungen waren, wurden die Christen wenig beachtet; die gebildete Römerwelt sah in der neuen Religion den „finstern Aberglauben eines bethörten Pöbels".

Die Verfolgungen im ersten Jahrhundert.

Die Verfolgung unter Nero hatte keinen tieferen Beweggrund als die Mordlust des Tyrannen. Unter den Flaviern theilten die Christen die Bedrückungen der Juden und wurden um so mehr zu der Judensteuer beigezogen, als man ihnen den Vorwurf machte, daß sie sich unter dem Deckmantel der geduldeten jüdischen Religion eingeschlichen hätten und „ohne sich zum Judenthum zu bekennen, ein jüdisches Leben führten". Besonders wurden sie in Palästina mit großem Argwohn betrachtet und überwacht, da ihre Messianischen Hoffnungen leicht als revolutionäre Gelüste gedeutet werden konnten. Verworrene Gerüchte, daß die Christen die Wiederkunft eines mächtigen Herrschers aus dem Geschlechte Davids und die Gründung eines herrlichen Reiches erwarteten, bewogen den mißtrauischen Domitian, nach Abkömmlingen des königlichen Stammes Davids forschen zu lassen. Da wurden zwei Enkel des Apostels Judas, der ein Bruder des Herrn genannt wurde, vor ihn geführt. Der Kaiser verhörte sie in eigener Person: als er aber vernahm, daß ihr einziges Vermögen in einem Grundstück bestände, das sie selbst bebauten, wie die Schwielen ihrer Hände überzeugend nachwiesen, und daß das von ihnen erwartete Reich erst am Ende der Tage sich aufthun sollte, wenn der Himmelskönig kommen würde zu richten die Lebendigen und die Todten, und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken, da entließ er die unschädlichen Schwärmer, deren Bestrafung ihm keinen Gewinn bringen konnte. Minder nachsichtig war der Tyrann, wenn

Vornehme und Reiche ihm als Christen bezeichnet wurden. Noch kurz vor seinem Tod ließ er seinen nahen Verwandten Flavius Clemens, den Sohn seines Oheims Sabinus und dessen Gattin Domitilla, gleichfalls eine Blutsverwandte des Kaisers, wegen „Gottlosigkeit" und „verächtlichster Trägheit" zum Tode verurtheilen und den ersteren hinrichten, die letztere nach der Insel Pontia in die Verbannung führen.

Strenger und einschneidender wurden die Verfolgungen im zweiten Jahrhundert, dem „Zeitalter der apostolischen Väter". Es war eine alte Ueberlieferung, ein im Stillen sich fortpflanzender Glaube, daß im Morgenlande das Licht aufgehen sollte, das die Finsterniß durchdringen und der Welt das ewige Heil bringen würde. Dieser Glaube gewann immer mehr Verbreitung, und sicherlich trug er viel dazu bei, daß die römische Menschheit sich mit solchem Eifer dem orientalischen Religionswesen ergab und bald in den ägyptischen oder persischen Geheimlehren und Mysterien, bald in der astrologischen Sternweisheit der Chaldäer oder in der Magie Syriens und Vorderasiens Erlösung aus den Leiden der Seele und Hülfe in Noth und Bedrängniß suchte; er bahnte aber vor Allem dem Christenthum den Weg und machte die Herzen empfänglich für die Aufnahme des Evangeliums. Die lebendige Kraft der Wahrheit, die in der Botschaft des Heils mächtig in die Seele drang, der hohe Gedanke der sittlichen Freiheit, vor welcher die Schicksalsidee der alten Dichter und die Nothwendigkeit der Stoiker in Nichts zerfielen, und die beruhigende Lehre von der Sündenvergebung und vom ewigen Leben, führten dem Christenthum immer mehr Bekenner zu. Wir haben gesehen, wie eifrig sich das zweite und dritte Jahrhundert mit der Frage um die Fortdauer der Seele und um die höchsten Güter und Zwecke des Daseins beschäftigte, und wie die Menschen aus der trostlosen Gegenwart ihre Blicke emporrichteten nach Himmelsmächten, die dauerndes Glück gewähren könnten. Als aber in den Tagen der wachsenden Bedrängniß und Unruhe die alten Götter taub blieben gegen die Bitten der Flehenden, da erstarb der Glaube an ihre Macht, und die schuldbeladenen Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, „wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung durch den Vater im Himmel gewiß waren." Besonders ergriffen alle Mühseligen und Beladenen, die Armen und Unfreien, die Sclaven und Freigelassenen mit Inbrunst eine Religion, die ihnen die vom Heidenthum versagten Menschenrechte zurückgab, ihnen Gleichheit vor Gott und vor dem Gesetze verhieß und durch die Lehre von der Freiheit und brüderlichen Liebe und Gemeinschaft Aller ihnen eine würdigere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anwies. Aber auch die Schriftgelehrten und die gebildeten und vornehmen Stände wendeten sich mehr und mehr einer Religion zu, die neben dem tiefen Gehalte für das Leben diesseits und jenseits auch der Richtung der Zeit zum Mystischen, Geheimnißvollen und Schwärmerischen entgegenkam sowohl durch die Lehre von Jesus, dem

Zunahme des Christenthums.

a) Die Sehnsucht nach Erlösung.

b) Die Armen u. Unfreien.

c) Die Gelehrten und Gebildeten.

Heilande und Sohne Gottes und seinen Wunderthaten während seines irdischen Wirkens, als in den symbolischen Handlungen der Taufe und des Abendmahls, wodurch die Wiedergeburt zum neuen Leben und die Gemeinschaft mit Christus besiegelt wurde.

Schon das Alterthum kannte die Sage, daß die zwei Schriftsteller, welche für eine reinere Gotteserkenntniß und für eine ernstere Sitten- und Pflichtenlehre am eifrigsten und nachhaltigsten gewirkt haben, Seneca und Arrian, der eine in lateinischer, der andere in griechischer Zunge, mit den Verkündern des Christenthums in Verbindung gestanden, ihre Lehren somit aus dem Denk- und Glaubenskreise der Apostel und ihrer Jünger hervorgegangen wären und in den Lehrsystemen der Gnostiker, wovon später die Rede sein wird, werden wir bald die große Verwandtschaft mit der neuplatonischen Philosophie und die Verbindung heidnischer und christlicher Vorstellungen erkennen.

d) Die bürgerlichen Kreise. Nicht minder lebhaft war die Theilnahme der mittleren Volksklassen für die Botschaft des Heils. Seitdem die Vergötterung der römischen Despoten den alten Cultus schändete und die Ansichten des Euhemeros von der Entstehung der Götter zu bestätigen schien; seitdem es dem Volke klar wurde, daß die alte Staatsreligion nur ein Werk der Politik und der Täuschung sei; seitdem es Sitte geworden war, die anstößigen Göttergeschichten, die Liebschaften des Zeus und der Aphrodite in satirischen Schriften zu verspotten oder zur Volksbelustigung in den Theaterpossen der Mimen in scurriler Weise rücksichtslos darzustellen oder zu sinnlich-lüsternen Schilderungen in Dichtungen und Romanen zu mißbrauchen; da hatte sich das Volk abgewendet von den herabgewürdigten Göttern, und wenn auch die Mehrzahl sich noch sträubte gegen den Gedanken, „die Verherrlichung des irdischen Daseins aufzugeben zum Vortheile eines unbekannten Himmels“, und im Gefühle der Hülflosigkeit und aus Mangel an wahrer Erkenntniß sich jedem Glauben und Aberglauben in die Arme warf, die Mysterien und geheimen Weihen, die Trugkünste der Magier und Astrologen waren nicht vermögend, auf die Dauer der überwältigenden Macht des Christenthums zu widerstehen.*) Die Krieger in den Legionen, die bald im Morgenlande bald im Abendlande ihre Lagerstätten hatten und die empfangene Botschaft des Heils als theuern Schatz im Herzen bargen, bis sie ihn wieder in eine treue Brust ausgießen konnten, die Kaufleute und Beamten, welche in den Provinzen des weiten Römerreichs umherzogen und über der bunten Götterwelt und der Verschiedenartigkeit der Religionsgebräuche und Superstitionen, denen ihr Blick allenthalben begegnete, die Vorzüge einer geistigen Religion mit ernsten

*) In den sogenannten „Clementinen“, deren Kern ein dem zweiten oder dritten Jahrhundert angehörender Roman bildet, wird der innere Lebensgang eines von Zweifeln geängstigten, nach Wahrheit strebenden Menschen geschildert, der, unbefriedigt von den widerstreitenden Lehrsätzen der Philosophen, im Begriff steht, bei dem ägyptischen Mysterien- und Dämonenwesen Hülfe zu suchen, zuletzt aber im Christenthum den ersehnten Trost und Ruhe für seine Seele findet.

Sittenlehren für das Leben erkannten, wurden die Träger und Verbreiter christlicher Wahrheiten; in Gallien und Britannien zog das Evangelium im Gefolge und unter dem Schutze kaiserlicher Feldzeichen ein; die Verbreitung der griechischen und lateinischen Sprache und die wunderbare Völkermischung im römischen Reiche begünstigte die Aussaat der edlen Früchte, der Lebensspeise für diesseits und jenseits. Der vornehme heidnische Cultus trat mehr und mehr zurück hinter der Religion der Bruderliebe und Gleichheit, und der Heiland in Knechtsgestalt, der den Tod eines Sclaven erlitten und der einst wiederkommen werde in himmlischer Glorie, um über seine Getreuen zu herrschen in Ewigkeit, war der leidenden und gedrückten Menschheit verständlicher und theurer als das Heidenthum mit seiner Kaiserapotheose und mit seinen vermenschlichten Göttern oder abstrakten Gottheitsbegriffen.

Dieser Siegeszug der christlichen Religionslehre und Lebensordnung weckte die schlaffe Heidenwelt aus ihrem bisherigen Indifferentismus. Sie erkannte bald, daß die alten Götterculte an der Wurzel bedroht seien, daß die geistigen und sittlichen Lebensanschauungen der früheren Geschlechter ihrem Untergange entgegen gingen, daß die ganze Existenz des Heidenthums auf dem Spiele stehe. Darum raffte sie alle Kräfte zusammen zu einem Kampf auf Leben und Tod, um den furchtbaren Feind auf allen Gebieten zu bestehen. Gemeine und edlere Motive vereinigten sich zum Widerstand: Alle, welche im Götzendienst die Quelle des Erwerbes fanden und Alle, welche die Ehre und Anschauungen des Alterthums zu schirmen und zu bewahren suchten. Während die Satire ihren Griffel in Gift tauchte und die Weltweisen, wie Celsus, Lucian, Porphyrius, ihren Scharfsinn aufboten, waffnete sich die Obrigkeit mit dem Schwerte der Verfolgung, und die Verleumdung und Denunciation stieß die schändlichsten Beschuldigungen aus und reizte die Volkswuth durch boshafte Deutung ihrer religiösen Gebräuche und gottesdienstlichen Formen. „Die Verehrung eines geistigen Gottes im Geiste wurde als Atheismus, der Genuß des geheiligten Leibes als thyestisches Gastmahl, das Geheimniß der christlichen Versammlungen als eine Verschwörung zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Anreizung und Folge unnatürlicher Wollust verdächtigt." In solchen Lästerungen gingen die Juden, obwohl selbst mit dem Volkshaß beladen, gewöhnlich als Anstifter voran. Aber alle diese Angriffe dienten nur zur Verherrlichung des Evangeliums. Lucians Spott war mehr eine „Todesweissagung" für den alten Götterglauben, als eine Geißel für die christliche Gemeinschaft; und die „wahrhafte Rede" des epikureischen oder platonischen Philosophen Celsus, deren Inhalt wir nur aus der Widerlegungsschrift des Origenes kennen, förderte die christliche Apologetik. Widerstand u. Lästerungen der Heiden.

Die „wahrhaftige Rede" (Alethes Logos) des Celsus ist nicht erhalten; da aber Origenes in seiner Widerlegung dem Gegner Schritt um Schritt folgt und die einzelnen Sätze und Behauptungen desselben meist wörtlich anführt, um sie zu bestreiten, so lernt

man den Inhalt ziemlich genau kennen. Ein vielkundiger Mann voll Hohn und Verachtung gegen das Christenthum hat der Alexandriner Celsus, zur Zeit Marc-Aurels, Alles aufgeboten, was sich vom Standpunkt der heidnischen Religion und der Staatspolitik gegen das Christenthum und seine Bekenner sagen ließ, um die Unterdrückung zu rechtfertigen. Ein scharfsinniger und beredter Schriftsteller, mit den Schriften der Juden und Christen nicht unbekannt, wußte Celsus jede Lehre so zu drehen, daß sie als widersinnig und jede biblische Erzählung so darzustellen, daß sie als ungereimt und abgeschmackt erschien. „Bald borgte er von der griechischen Philosophie seine Waffen, bald hob er den alten Glauben, um den neuen herabzusetzen, bald führte er einen Juden redend ein und ließ diesen das Christenthum vom Standpunkt seines Glaubens und seines Volkes aus bestreiten." Was Celsus, was Cäcilius im Gespräche des Minucius Felix, was andere heidnische Philosophen, unter ihnen auch der Neu-Platoniker Porphyrius, gegen das Christenthum vorbrachten, waren theils Lästerreden auf Jesus, dessen Geburt, Leben und Tod mit den gehässigsten Verleumdungen bedeckt ward, theils Vorwürfe gegen die Christen, daß sie einen hingerichteten Missethäter vergötterten, daß sie Sünder und Verbrecher anlockten, während in die heidnischen Mysterien nur solche eingeweiht würden, die reinen Herzens seien, daß sie in verschiedene Parteien auseinander gingen, die sich gegenseitig anfeindeten und verachteten, daß sie das Licht der Oeffentlichkeit scheuten und die ewige Roma haßten, daß ihre Lehre fremden Ursprungs sei und ohne historische Grundlage, theils Rechtfertigungen der heidnischen Religionslehren vom Standpunkt der Speculation, der Geschichte, der Vernunftgründe. Alles Gute und Wahre am Christenthum habe die Philosophie längst aufgestellt, neu sei nur die rohe Einkleidung; die Verehrung eines höchsten Gottes sei auch mit dem Polytheismus vereinbar; schützende und schwächende Götter, Wunder und Mantik seien durch das Zeugniß der Geschichte verbürgt u. A. m. Alle Streitschriften wider das Christenthum sind durch die fromme Barbarei christlicher Kaiser vernichtet worden.

Christenverfolgungen im 2. u. 3. Jahrh. Es waren meistens die besten und kräftigsten Kaiser, die unter den Verfolgern der Christen genannt werden. Denn gerade solchen mußte an der Erhaltung und Festigung der alten Staatsordnungen, womit die Wohlfahrt des Reiches verknüpft war, vor Allen gelegen sein; gerade solche glaubten die Zügel der monarchischen Herrschaft straffer anziehen und allem sonderbündlerischen Wesen, allen Genossenschaften, die sich von der Staatsregierung abzulösen suchten, energisch entgegentreten zu müssen. *Trajan.* Dies war der Fall mit Trajan, einem der edelsten Fürsten auf dem römischen Kaiserthron. Er erließ Verbote gegen alle geheimen Verbindungen und Vereine; sogar eine Gesellschaft von Werkleuten, die zu einer geschlossenen Feuerwache in Nikomedien zusammengetreten, mußte sich auflösen. Daß unter einem solchen Selbstherrscher die Christengemeinden nicht unangefochten blieben, ist leicht begreiflich; doch war Trajan zu gerecht und human, als daß er sie wie Verbrecher behandelt hätte. Wie unter seiner Herrschaft gegen die Christen verfahren wurde, lernen wir aus der mehr erwähnten Briefsammlung des jüngern Plinius.

Während seiner Verwaltung als Statthalter von Bithynien erhielt Plinius Namensverzeichnisse von christlichen Einwohnern, welche gegen das kaiserliche Edict geheimen Versammlungen anwohnten. Er nahm die Angeklagten ins Verhör; bekannten

sie sich auf wiederholte Fragen und Drohungen zu dem Christenglauben, so ließ er sie hinrichten, leugneten sie aber die Beschuldigung oder traten von ihrem „Aberglauben" zurück und opferten vor dem kaiserlichen Bildniß, so setzte er sie in Freiheit. Zwei Frauen jedoch, Dienerinnen (ministrae) genannt, wurden durch Folterqualen zu Geständnissen gebracht. Doch konnte er Nichts erfahren, als daß sie an einem bestimmten Tage zusammengekommen wären, wechselsweise ein Lied auf Christus als Gott gesungen und eidlich gelobt hätten, keine Uebelthaten zu begehen, d. h. die zehn Gebote zu halten und daß ihre Versammlung mit einem einfachen gemeinsamen Male geschlossen worden. Da aber die Anzeigen sich mehrten, so bat er den Kaiser um Verhaltungsbefehle. Dieser billigt sein Verfahren: aufsuchen solle man die Christen nicht, auch anonyme Anzeigen nicht berücksichtigen; wer aber angeklagt und überwiesen werde, den solle man bestrafen; nur wenn er Christum verleugne und die Götter anbete, möge er Verzeihung erlangen. Da die beiden Briefe, an deren Echtheit wohl kaum zu zweifeln ist, ein merkwürdiges Licht werfen sowohl auf die Anschauungen und Gesinnungen der vornehmen Römerwelt gegenüber der verachteten und wegen ihrer Verwirrung bemitleideten Christensecte, als auf die älteste Gottesdienstordnung, die Heilighaltung des Sonntags, die religiösen Wechselgesänge, die zehn Gebote, die Diakonissen und die Liebesmahle, so mögen sie hier eine Stelle finden:

Ich mache es mir zum Gesetz, o Herr! schreibt Plinius (ep. X, 47), in allen zweifelhaften Fällen an dich zu berichten. Denn wer könnte meine Bedenklichkeit besser heben, oder meine Unkunde besser belehren? Ich habe den Untersuchungen gegen die Christen noch nie angewohnt und weiß daher nicht, was und wie weit man zu strafen oder zu untersuchen pflegt. Auch bin ich in nicht geringem Zweifel, ob das Alter einen Unterschied mache, oder ob Leute in ganz zartem Alter und die Gereifteren nicht verschieden zu behandeln seien, ob dem Reuigen verziehen werden darf oder ob dem, der einmal Christ war, nicht zu statten kommt, wenn er aufgehört hat es zu sein; ob schon die Namen auch ohne weiteres Verbrechen, oder nur die Verbrechen, wenn sie mit den Namen verbunden sind, gestraft werden sollen. Bis jetzt habe ich es bei denen, welche mir als Christen angegeben wurden, auf folgende Weise gehalten: Ich fragte sie, ob sie Christen wären? Wenn sie gestanden, fragte ich sie zum zweiten- und drittenmale, und drohte ihnen mit der Todesstrafe; wenn sie beharrten, ließ ich sie hinrichten. Denn ich war überzeugt, daß, was es auch sei, was sie eingestanden, wenigstens ihr Ungehorsam und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müsse. Andere, welche von demselben Wahnsinn angesteckt waren, habe ich, weil sie römische Bürger waren, aufzeichnen lassen, um sie nach Rom zu senden. Bald zeigten sich nun, weil sich das Verbrechen wie gewöhnlich durch die Verhandlung verbreitete, mehrere Gattungen desselben. Ich empfing eine anonyme Schrift, die das Verzeichniß vieler Namen enthielt, welche leugneten, Christen zu sein oder je gewesen zu sein, und welche, indem ich ihnen das Gebet vorsprach, die Götter anriefen und deinem Bilde, das ich zu diesem Endzwecke mit den Bildnissen der Götter hatte bringen lassen, mit Wein und Weihrauch opferten, und außerdem Christus lästerten: Dinge, zu welchen, wie man sagt, die echten Christen nicht gebracht werden können. Diese nun glaubte ich loslassen zu können. — Andere, von einem Angeber angezeigt, bekannten sich als Christen, leugneten es aber bald wieder: sie seien es gewesen, hätten es aber wieder aufgegeben; einige vor drei, einige vor mehreren, einige sogar vor zwanzig Jahren. Alle beteten dein Bild und die Bildnisse der Götter an, auch fluchten sie Christus. Sie behaupteten aber ihre Schuld, oder ihr Irrthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem gewissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien und Christus als einem Gotte zu Ehren untereinander ein Lied gesungen und sich durch einen Eid, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu verbunden hätten, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, kein

hinterlegtes Gut auf Verlangen abzuleugnen: hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen und nur zu einem gemeinsamen, jedoch unschuldigen Mahle wieder zusammengekommen, was sie jedoch nach meinem Edicte, in welchem ich deinem Befehle zu Folge die Privatvereine (Hetärien) verboten hatte, aufgehört haben zu thun. Um so nöthiger hielt ich es aber, von zwei Sclavinnen, welche „Dienerinnen" genannt wurden, die Wahrheit durch die Folter zu erforschen. Ich entdeckte aber nichts als einen verkehrten und ungemessenen Aberglauben und schob die förmliche Untersuchung auf, um deine Befehle zu vernehmen, denn die Sache schien mir deiner Ueberlegung würdig, besonders wegen der Anzahl der Gefährdeten. Denn viele Leute von jedem Alter, jedem Stande, beiderlei Geschlecht sind und werden in Gefahr kommen. Es hat nämlich die Seuche dieses Aberglaubens sich nicht nur über die Städte, sondern auch über die Dörfer und das Land verbreitet: doch glaube ich, kann man ihr steuern und abhelfen. Wenigstens ist es gewiß, daß man angefangen hat, die beinahe verlassenen Tempel wieder zu besuchen und lange ausgesetzte feierliche Opfer wieder zu begehen, daß hie und da wieder Opferthiere verkauft werden, welche seither sehr selten Käufer fanden. Hieraus läßt sich wohl schließen, was für eine Menge von Menschen zurecht gebracht werden kann, wenn man ihrer Reue Statt gibt.

Trajan an Plinius.

Du hast, mein Secundus, bei Verhandlung der Untersuchung gegen die bei dir als Christen angegebenen Personen den geeigneten Weg eingeschlagen. Denn es läßt sich nichts Allgemeines, nichts, was gleichsam als bestimmte Norm dienen könnte, verfügen. Man muß sie nicht aufsuchen: wenn sie aber angegeben und überwiesen werden, muß man sie bestrafen: so zwar, daß, wenn einer läugnet, Christ zu sein, und es durch die That, das heißt durch Anrufung unserer Götter beweist, er wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll, wenn er auch schon früher verdächtig war. Nicht unterzeichnete Anklagen aber dürfen bei keinem Verbrechen angenommen werden! weil solches das gefährlichste Beispiel und dem Geiste meines Zeitalters entgegen wäre.

An Trajans Regierung knüpft die kirchliche Tradition, außer dem greisen Symeon, dem Nachfolger des Jacobus in der Mutterkirche zu Jerusalem, den der Statthalter Atticus als Christ und Abkömmling des Davidschen Hauses ans Kreuz schlagen ließ (107), zwei ehrwürdige Namen: Clemens, Bischof von Rom, der nach dem Beispiele des Apostels Paulus und in seinem Geiste und Sinn ein noch erhaltenes Sendschreiben an die Gemeinde in Korinth richtete, worin er in väterlichem Tone und mit rührenden Worten die daselbst herrschenden Spaltungen auszugleichen und die hadernden Glieder zur Eintracht und brüderlichen Liebe und Verträglichkeit zu bewegen suchte, und Ignatius, Bischof von Antiochien, Jünger des Apostels Johannes. Von dem letzteren wird berichtet, daß er von Trajan auf dem parthischen Feldzuge verhört und wegen seines standhaften Glaubens an Christum, den eingebornen Sohn des wahren Gottes, auf seinen Befehl durch rohe Kriegsknechte von Seleucia in Fesseln über Smyrna und Philippi nach Rom gebracht und dort im Amphitheater zum Vergnügen des römischen Volkes den wilden Thieren vorgeworfen worden sei (116). Die sieben „Ignatianischen Briefe", die ihm zugeschrieben werden, sind wichtige Denkmäler der ältesten kirchlichen Denkweise, wenn auch ihre Echtheit nicht viel sicherer ist als die der „Clementinischen Homilien," der angeblichen Streitreden des Petrus, besonders mit Simon Magus, welche verflochten mit dem Roman des Clemens die im 2. Jahrhundert hervortretenden kirchlichen Richtungen und Gegensätze auszugleichen bemüht sind. Die Ignatianischen Briefe bekämpfen bereits mehrere irrige Ansichten über die Natur Christi, die in der Folge sich zu häretischen Systemen ausbildeten und betonen stark die Einheit der Kirche gegenüber der Zerklüftung und Zersplitterung, die durch die Häresien hereinzubrechen droht. Die kirchliche Einheit, im Bischof repräsentirt, und

der katholische Charakter der Kirche, der wie wir später sehen werden, in den Briefen stark hervortritt, hat schon einen hierarchischen Beigeschmack. Auch das Lehrschreiben des Barnabas rührt nicht von dem Begleiter des Apostels Paulus her, sondern von alexandrinischen Kirchenlehrern des 3. Jahrhunderts. Als Nachklang des Hebräerbriefs sucht es zu beweisen, daß das Judenthum, insoweit es nicht in Christus in Erfüllung gegangen, von Gott verworfen und das Ceremonialgesetz in seiner Vollziehung ein Mißverständniß sei. Noch ein drittes Werk, bei vielen Gemeinden als heilige Schrift geehrt, „der Hirte des Hermas“, stammt aus der Zeit der „apostolischen Väter“ des 2. Jahrhunderts. Es enthält unter der Form von Traumoffenbarungen, Engelerscheinungen, Gleichnissen und Allegorien Vermahnungen zu einem frommen weltentsagenden Leben und zur Buße für die nach der Taufe Gefallenen.

Unter Hadrian und Antoninus Pius wurde die Verfolgung der Hadrian.
Christen gehemmt, wenn auch das noch fortbestehende Verbot gegen die geheimen Vereine den Statthaltern Gelegenheit bot, je nach den Umständen und nach ihrer Gemüthsart, mildere oder härtere Maßregeln in Anwendung zu bringen. Als das Volk hie und da bei Festspielen oder in Landesnöthen den Ruf laut werden ließ: „Werft die Christen den Löwen vor!“ so erließ Hadrian, betroffen durch die Vorstellung des Statthalters von Kleinasien, Serenus Granianus, daß es ungerecht sei, die Christen auf das bloße Geschrei des Volks ohne Urtheil und Recht dem Tode zu überliefern, an dessen Nachfolger Minucius Fundanus das Edict, daß die Christen nur dann bestraft werden sollten, wenn 127.
sie durch Gericht und Gesetz eines wirklichen Verbrechens überwiesen worden; der Bosheit der Verleumder und Angeber aber möge aufs Nachdrücklichste gesteuert werden. Seine angebliche Hinneigung zum Christenthum wurzelte jedoch nur in seinem Hang zum Mysticismus und zur Religionsmengerei.

Die unter Hadrian vollbrachte Vernichtung des jüdischen Staats und die Zerstreuung der Juden gab auch dem Judenchristenthum den letzten Stoß. Nur durch völlige Lossagung von den jüdischen Gebräuchen und Satzungen konnten die Christengemeinden in Palästina dem harten Geschicke der Verbannung und Verfolgung entgehen, das auf den Juden lastete. Darum unterließen sie die Beschneidung und andere Gebräuche und huldigten somit der freieren Auffassung, für welche Paulus gestritten. An die Spitze der Jerusalemitischen Christengemeinde in der neuen Colonie „Aelia Capitolina“ trat zum erstenmal ein Heidenchrist, Marcus.

In Hadrians Geist handelte auch sein Nachfolger Antoninus Pius. Als Antoninus Pius.
Erdbeben und andere Unglücksfälle die Volkswuth gegen die „Atheisten“ und „Götterfeinde“ erregten, als ob die alten Himmelsmächte über den vernachlässigten Dienst zürnten, und in Achaia eine Verfolgung gegen die neue Religionssecte ohne Götterbilder, Opfer und Altäre ausbrach, wobei der Bischof Publius von Athen seinen Tod fand, erließ der Kaiser ein Edict in ähnlichem Sinne wie Hadrian.

Zwar trägt der von dem ältesten Kirchenhistoriker Eusebius mitgetheilte Erlaß des Antoninus seinem Wortlaute nach das Gepräge der Unechtheit an sich; doch ist an dem Thatbestand, daß Antoninus sich zu Gunsten der Christen ausgesprochen und ihre Verfolgung gehemmt habe, nicht zu zweifeln.

Marcus Aurelius. Anders verfuhr sein Adoptivsohn M. Aurelius. In den Gedankenkreis der stoischen Philosophenschule gebannt, wandte er sich mit Abneigung und mit dem stolzen Bewußtsein der Selbstgerechtigkeit von einer Religion, die von unwissenschaftlichen galiläischen Fischern ausgegangen war, deren Bekenner durch ihren begeisterten Fanatismus so sehr der stoischen Gemüthsruhe, dem ersten Moralgesetz der Schule, zuwider handelten und durch den Volksmund der ärgsten Laster und Schandthaten beschuldigt wurden. Und so sehen wir den trefflichen Kaiser, der durch seine Grundsätze und sein Leben dem Christenthume näher stand als alle seine Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger, durch Vorurtheile zu einem Verfahren geführt, das dem Volkshasse gegen die Christen in Gallien und Kleinasien seinen blutigen Lauf ließ. Der kaiserliche Philosoph, der nach der Lehre seiner Schule alles Aufregende und Exaltirte für das größte Uebel hielt, erließ ein Edict, kraft dessen die Verbreiter neuer Religionen, welche den Gleichmuth und die Seelenruhe des Einzelnen oder des Staates stören könnten, zur Verbannung oder zum Tode verurtheilt werden sollten. Aber die Leidenschaften, die durch dieses Gebot geweckt wurden, gefährdeten mehr die Gemüthsruhe, als die Andacht der Christen.

Justinus u. Polykarpus. Unter den Opfern, die dem philosophischen und religiösen Sectenhasse bluteten, befand sich Justinus, dem die Kirche den Beinamen „Märtyrer" gegeben, ein wissenschaftlich gebildeter Denker aus Sichem in Samarien. Von einem Cyniker angeklagt büßte er mit fünf andern Christen seine standhafte Anhänglichkeit an die Lehre des Evangeliums, die er gegen den Irrlehrer Marcion in einer beredten Streitschrift vertheidigt, durch Geißelung und Enthauptung (im J. 166). Seine zwei „Schutzschriften für die Christen" an Antoninus Pius und M. Aurel waren nicht vermögend gewesen, ihn vor dem Todesstreich zu schützen. Drei Jahre später starb Polykarpus, Bischof von Smyrna, gleich Ignatius ein Jünger des Johannes und wegen seines heiligen Wandels bei den Christen hoch verehrt, als Opfer der Volkswuth in den Flammen, weil er sich weigerte dem Herrn zu fluchen, dem er 86 Jahre lang treu gedient hatte. Die Smyrnäer bewahrten seine Gebeine und hielten sie köstlicher denn Edelsteine, und die Philipper ehrten das Sendschreiben, worin er einst im paulinischen Geist und mit paulinischen Worten und andern Bibelstellen sie zum Festhalten in dem Glauben an Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen und zur Ausübung jeder christlichen Tugend, besonders der Wohlthätigkeit ermahnte, das einzige schriftliche Denkmal des Märtyrers, als theures Vermächtniß.

Die christlichen Apologeten. In Justinus ehrt die christliche Kirche nicht nur den standhaften Märtyrer, sondern auch den ältesten Apologeten. Als zur Zeit der Antoninen die Heiden mit allen Waffen des Geistes und der Gewalt gegen das Christenthum und seine Bekenner vorgingen und, wie oben gezeigt, auch die Schriftgelehrten mit feindlichen Anklagen hervortraten und in den Volksruf der Verfolgung einstimmten, da rechtfertigten christliche Schriftsteller sich und ihre Lehre gegen die Vorwürfe und Verdächtigungen: sie beriefen sich auf das fromme und sittliche Leben der Christen, die sich selbst durch Verfolgungen nicht von der Treue gegen die Herrscher und von dem Gehorsam gegen die Gesetze abbringen ließen; auf

die Werke christlicher Tugend und Menschenliebe bei der Armen- und Krankenpflege; auf die Reinheit und Heiligkeit ihres Ehebundes; sie bewiesen, daß die Vielgötterei von den aufgeklärten Heiden selbst aufgegeben sei und nur durch künstliche und unredliche Ausdeutungen aufrecht erhalten werde, daß das Wahre und Gute, das die heidnische Philosophie durch Forschen und Nachdenken hervorgebracht, auch im Christenthum Geltung fände, wenn es auch nicht als genügend zur Seligkeit anerkannt werde; daß die Vorstellung eines leidenden, durch den Tod verherrlichten Gottes auch in der hellenischen Mythologie gegeben, folglich nicht so widersinnig sei, wie oberflächliche Gegner ihnen vorwürfen; sie führten zur Erweisung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Glaubenslehre die Wirkungen an, die das Evangelium auf alle Bekenner ausübe, die religiöse Befriedigung des Herzens, die Todesfreudigkeit der Märtyrer und die rasche, unwiderstehliche Verbreitung des Christenthums über alle Lande, wie viele Hemmnisse, Nachstellungen und Verfolgungen demselben auch von feindlichen Dämonen bereitet würden.

Von den Vertheidigungsschriften, welche der Philosoph Aristides und der Bischof Quadratus dem Kaiser Hadrian überreichten und worin die von den Gegnern wider das Christenthum erhobenen Beschuldigungen und Verleumdungen zurückgewiesen waren, sind nur einzelne Bruchstücke auf uns gekommen. Dagegen besitzen wir von Justinus noch die zwei erwähnten „Schutzschriften für die Christen". Im Heidenthum erzogen fand Justinus die Ruhe, die er vergebens in den Philosophenschulen der Stoiker und Platoniker gesucht, im Evangelium, auf das ihn bei einer einsamen Wanderung am Meeresstrande ein ehrwürdiger Greis hinwies. Er begriff daß das Wissen von göttlichen Dingen nicht befriedige, wenn nicht Gesinnung und Thun dazu kämen. Justin wurde ein „Evangelist im Philosophenmantel" und suchte in verschiedenen Städten, zuletzt in Rom durch Schrift und Rede die suchenden Gemüther für das Christenthum zu gewinnen. Um die falschen Gerüchte, die wider die Christen im Umlauf waren, zu widerlegen, schrieb er im J. 138 oder 139 die größere Apologie an Antoninus Pius, worin er den Vorwurf des Atheismus zurückweist durch die Darlegung, daß die höhere Erkenntniß des wahren Gottes, zu welcher das Christenthum führe, auch schon in der Heidenwelt bei Sokrates und den bessern griechischen Weisen vorhanden gewesen, aber als getrübte Offenbarung des göttlichen Logos, die erst in dem Evangelium in das volle Licht getreten, und dann den Christenglauben rechtfertigt durch Berufung auf das wahrhaft fromme Leben, auf die Werke und Tugenden seiner Bekenner, auf die alten Weissagungen der Juden und Heiden in der Bibel wie in den sibyllinischen Büchern und auf die Natur, wo er überall die Gestalt des Kreuzes aufgedrückt findet und endlich durch die Beschreibung und Erklärung der gottesdienstlichen Formen, Symbole und Gebräuche der Christen. Die zweite Apologie an M. Aurel zwischen 161 und 166 verfaßt, als ein römischer Statthalter einige Bekenner des Evangeliums durch ungerechtes Gericht verfolgte, verbreitet sich über Einzelnes aus der Lehre und dem Leben der Christen um die Ungerechtigkeit ihrer Verfolgung darzuthun, die er als das Werk feindlicher Dämonen ansieht. Und wie Justin in diesen beiden Apologien das Christenthum gegen die Heiden in Schutz nimmt, so sucht er in dem Gespräch mit dem Juden Tryphon die Vorzüge der Christenlehre vor der mosaischen Religion mit Beweisgründen darzuthun, nicht ohne willkürliche und gezwun-

gene Schriftdeutungen, aber mit froher Zuversicht in den endlichen Sieg des Evangeliums. Sein Zuhörer, der Syrer **Tatianus**, geht mehr aggressiv zu Werke, indem er die Thorheiten der heidnischen Mythologie und Volksreligion und die Unsittlichkeit der Vielgötterei durch Thatsachen und Vernunftgründe darthut, zugleich aber über die Philosophen des Alterthums in einer Weise urtheilt, die seine Unkenntniß griechischer Sitte und Lehre verräth. **Athenagoras** folgte Justins Beispiel, indem er die Christen von den angeschuldigten Verbrechen zu reinigen sucht, die Bedrückungen den Dämonen zuschreibt, die unter der Gestalt der mythologischen Götter die Menschen zum Götzendienst verführten und die Vorwürfe des Hochverraths durch die Hindeutung auf den leidenden Gehorsam und die Fürbitten für den Kaiser widerlegt. Der **Brief an Diognet**, die geistvollste Apologie eines mit hellenischer Bildung vertrauten, für die Wahrheit des Christenthums begeisterten Mannes, „der vom Baume des Lebens und der Erkenntniß getrost gegessen hat", rührt von einem unbekannten Verfasser her. Nachdem er das Heidenthum mit seinen leblosen Göttergebilden und das Judenthum mit seinem Opfer- und Gesetzesdienst kurz charakterisirt und ihre Unzulänglichkeit für das tiefere Gottesbedürfniß in der Menschenseele dargethan, gibt er einen Abriß der christlichen Sitte und Lehre in blühender Sprache und mit der Wärme voller Ueberzeugungstreue, so daß man dem Ton und Geist wie dem Gedankenkreise absieht, „daß hier auf eine edlere philosophische Bildung das Christenthum gepflanzt ist." — Die Apologetik bildet einen Hauptzweig der christlichen Literatur bis ins 4. Jahrhundert. Die meisten Schutzschriften sind verloren, wie die des Bischofs **Melito** von Sardes, des „Eunuchen fürs Himmelreich", der seinen Verehrern als ein vom heil. Geiste erfüllter Prophet galt, und die Wahrheit des Christenthums in einer Schutzschrift an M. Aurelius vertheidigt hat. Unter den noch erhaltenen nimmt das in Cicero's Manier abgefaßte Gespräch „Octavius" des afrikanischen Rhetors und römischen Sachwalters **Minucius Felix** mehr durch die Klarheit und Schönheit der Sprache und Darstellung als durch die Tiefe oder Originalität der Gedanken eine hervorragende Stelle ein. In dieser Schutzschrift ist in übersichtlicher Kürze und guter Ordnung Alles zusammengestellt, was die Heiden im 3. Jahrhundert gegen die christliche und für die väterliche Religion vorzubringen und was die Gebildeten unter den Christen ihnen zu erwidern pflegten.

So lange M. Aurelius regierte, scheint in Kleinasien die Verfolgung fortgedauert zu haben. Das erwähnte Wunder der Donnerlegion im J. 174 war nicht groß oder nicht sicher genug, um den philosophischen Kaiser zu bekehren. Drei Jahre später erging eine neue Verfolgung über die Christen in Lyon und in der Umgegend, wobei Jünglinge und Greise, Männer und Frauen unter Martern getödtet oder von Thieren zerrissen wurden und der neunzigjährige Bischof **Pothinus** von Lyon den Leiden im Kerker erlag. Unter den nächsten Nachfolgern des M. Aurelius hatten die Christen nicht mehr zu leiden als die übrigen Bewohner. Die „charakterlose Grausamkeit" des **Commodus** wurde durch seine christliche Buhlerin Marcia zur Milde gegen ihre Glaubensgenossen gekehrt. Nur ein einziger Märtyrer, Apollonius, wird erwähnt. Als standhafter Verfechter der Christenlehre vor dem Senate wurde er nach dem Gesetze verurtheilt und hingerichtet; aber noch vor ihm starb sein Ankläger, vielleicht sein Sclave. Da jedoch die früheren Erlasse noch fortbestanden, so waren die Christen in einzelnen Provinzen der Willkür der Statthalter preisgegeben, welche

Commodus.

sich gerne die Volksgunst auf Kosten der verhaßten Christen erkauften. Septimius Severus, anfangs den Christen gewogen, so daß er einen christlichen Sclaven, der ihn von einer Krankheit geheilt hatte, aus Dankbarkeit in sein Haus aufnahm und seinem Sohne Caracalla eine Christin zur Amme gab, erließ im Anfang des dritten Jahrhunderts (203) ein Gebot, daß Niemand zum Christenthum oder Judenthum übergehen dürfe. Dies hatte zur Folge, daß das von Trajan eingeführte, von M. Aurelius verschärfte Verfahren, die Angeklagten durch Torturen zur Verleugnung ihres Glaubens zu ängstigen, in Afrika und Aegypten bei den Gerichten in Anwendung kam. In Alexandrien erlitt Potamiäna, ebenso schön als tugendhaft, den Märtyrertod mit solcher Standhaftigkeit, daß Andere dadurch zum Uebertritt bewogen wurden; in Karthago wurden zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas, den Löwen vorgeworfen; in Numidien starb Leonides, der Vater des Origenes. Auch Irenäus, Schüler des Polykarp und seit 178 Nachfolger des Märtyrers Pothinus auf dem bischöflichen Stuhle von Lugdunum (Lyon), berühmt durch seine apologetische Schrift „fünf Bücher gegen die Häretiker", soll, wie eine spätere Legende, dem Wunsche der fränkischen Kirche entsprechend, meldet, um diese Zeit (202) als Märtyrer gefallen sein.

Septimius Severus.

(Irenäus).

Indem Irenäus allen Speculationen, welche die Tiefen der Gottheit ergründet zu haben vermeinten und allen Feinden des Friedens, die um verschiedener Auffassung willen den „herrlichen Leib Christi zertheilen wollten", mit Entschiedenheit entgegentrat, betonte er, Johanneischen Traditionen folgend, besonders die Liebe, die Jesus, der vollkommene Gottmensch, durch sein Erlösungswerk der Menschheit bewiesen und allen seinen Anhängern als Vorbild hingestellt, und redete eifrig von der christlichen Gemeinschaft, die in der Kirche und ihren Gnadenmitteln ihre Vereinigung fände. Er behauptete die Ausgießung des heil. Geistes über die Kirche und die Nähe des tausendjährigen Reichs „in den sinnlichsten Bildern der asiatischen Ueberlieferung" und drang mit heiligem Ernst auf ein sittlich frommes Leben. Ihm geht also die christliche Liebe, die praktische Frömmigkeit, die Gemeinschaft der Gläubigen auf dem von Jesus gelegten Grunde über alle Philosophie, über alles speculative Forschen nach den göttlichen Geheimnissen. Als des Irenäus Schüler gilt Hippolytus, von dem wahrscheinlich das vor zwei Jahrzehnten auf dem Berg Athos entdeckte Werk „gegen sämmtliche Häresien" nach der Darstellung des Irenäus herrührt. Er war Bischof von „Portus Romanus", ohne Zweifel Ostia und galt als der Urheber der abendländischen Osterberechnung. Seine in der Nähe von Rom an der alten tiburtinischen Straße vor 3 Jahrhunderten aufgefundene Bildsäule mit dem eingegrabenen Verzeichniß seiner Schriften und das römische Volksfest, das ihm zu Ehren lange gefeiert ward, weisen ihm seine Heimath in Rom oder dessen Umgebung an. Nach der kirchlichen Tradition wurde Hippolytus sammt dem römischen Bischof im J. 236 nach Sardinien verwiesen, um dort den Märtyrertod zu leiden.

Die nächsten Kaiser waren entweder gleichgültig oder milde gegen die Christen. Alexander Severus setzte, wie erwähnt, das Bild Jesu unter seine Hausgötter, und seine Mutter Julia Mammäa „erfreute sich in Antiochien an der Gelehrsamkeit des Origenes"; auch erkannte er in einem Rechtsstreit die

Alexander Severus.

christliche Gemeinde in Rom als Corporation an, aber in dem von Ulpian aufgestellten Rechtsbuche waren noch die Strafgesetze gegen die Christen aufgeführt.
Philippus Arabs. Als Philippus der Araber den Thron der Cäsaren bestieg, hatten die Christen ruhige Tage, so daß sogar die Sage aufkam, der Kaiser selbst bekenne sich zum Evangelium. Durch diese Gunst nahm die Kirche dergestalt zu, daß sie entweder anerkannt oder mit der ganzen Staatsgewalt verfolgt werden
Decius. mußte. Decius, der nächste Kaiser, ein Fürst von altrömischer Kraft und Sittenstrenge, faßte den letzteren Entschluß. Eine von den heidnischen Beamten angeordnete planmäßige Verfolgung sollte dem Christenthum im ganzen Reiche den Todesstreich geben. Im J. 250 erschien das verhängnißvolle Edict, das bei Leibesstrafe die Christen verpflichtete, den Festen und Gebräuchen der Staatsreligion anzuwohnen. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Gläubigen; es blieb ihnen nur die Wahl, Christum zu verleugnen und den Göttern zu opfern, oder als Staatsverbrecher mit dem Tode bestraft zu werden. Manche unter den Reichen und Vornehmen schickten sich in die böse Zeit; aber die Zahl der standhaften Bekenner, die um Christi willen Marter, Gefangenschaft und Tod duldeten, war sehr groß.

Märtyrer. Die Bischöfe von Jerusalem und Antiochien starben im Kerker; in Smyrna erlitt der Priester Pionius den Feuertod; in Rom fiel Fabianus als Opfer seiner Treue. Die Flüchtigen erkauften ihr Leben mit dem Verluste des Vermögens und der Heimathsrechte. Auch Cyprian Bischof von Karthago, ein beredter und feuriger Mann, entzog sich der Verfolgung durch die Flucht; aber in den nächsten Jahren ein eifriger Kämpfer für die Reinheit und Einheit der Kirche durch Schrift, Wort und That wurde er einer der wirksamsten Begründer der bischöflich-katholischen Volkskirche, bis er zur Zeit des Kaisers Valerian unter der „zitternden Hand“ eines heidnischen Scharfrichters blutete (im J. 258). In die Zeit der Decischen Verfolgung versetzte die Volkssage die Legende von den sieben Schläfern, die in einer Höhle zu Ephesus entschlummerten und, als sie nach 2 Jahrhunderten wieder erwachten, mit Staunen das siegende Kreuz über die Stadt und die Welt herrschen sahen.

Valerian. Auch Gallus trat bald in die Spuren seines Vorgängers ein und Valerian ließ, nach flüchtiger Gunst, im J. 258 ein Edict ausgehen, das die Vorsteher der Kirche dem Tode weihte, die übrigen Christen mit Verlust der Habe und der Freiheit bedrohte. Unter den Opfern dieses Gesetzes führt die heilige Geschichte neben Cyprian auch den römischen Bischof und seinen Diakonen Laurentius auf. Der letztere soll, weil er statt der verlangten Schätze Lahme und Krüppel als die Schätze der Kirche vorgeführt, zur Strafe für diese Verhöhnung auf einem eisernen Stuhle der Feuergluth ausgesetzt worden sein. Schon im nächsten Jahr gerieth Valerian in persische Gefangenschaft; sein Sohn Gallienus hob durch ein „Toleranzedict“ die Verfolgung auf und gewährte den Christen die Rechte einer Corporation; allein unter Aurelian und Diocletian brachen noch einmal schwere Drangsale über die Kirche herein, damit unter Constantin ihr Sieg und Triumph desto herrlicher sich entfalten möchte.

Mit Recht hat man das Blut der Märtyrer den Samen der Kirche genannt, denn die Glaubensfreudigkeit, womit die Blutzeugen Marter und Tod ertrugen, mehrte stets die Zahl der Bekenner. Die Tugenden des griechischen und römischen Alterthums erneuten sich in der Hingebung für ein überirdisches Vaterland. „Zeitweise herrschte eine wahre Epidemie der Aufopferung," bemerkt Burckhardt, „die Christen drängten sich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden, sich zu schonen. Bald wurden die Märtyrer die leuchtenden Ideale des Lebens, die Glaubenshelden, deren Namen in dankbarer Verherrlichung fortlebten; ein wahrer Cultus knüpfte sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott ward eine der höchsten Hoffnungen des Christen." In den Tagen der Noth verbargen sich die Bedrängten in unterirdischen Gängen (Katakomben), bei den Gräbern ihrer Lieben, in Höhlen und Bergschluchten; die Bedrängniß erhöhte ihr Gottvertrauen und bewahrte die junge Gemeinde vor frühem Verfall und innerem Zwiespalt; die Zahl der „Gefallenen" und Abtrünnigen, welche die heiligen Schriften zum Verbrennen auslieferten oder vor den Bildsäulen der Kaiser räucherten und opferten und die alten Götter anriefen, war gering gegen die der standhaften Bekenner, die als „Streiter Gottes und Christi" dem bei der Taufe geleisteten „Fahneneide" im Leben und Tod treu blieben, die mit Freudigkeit den Märtyrertod ertrugen, um für die Sache Christi zu sterben und mit ihm verklärt zu werden. „Was auch die historische Kritik an den einzelnen Umständen und besonders an den hinzugefügten Wundern mit Recht aussetzen mag, es bleibt immerhin ein historisches Schauspiel erster Größe, diese junge Gesellschaft mit ihrer neuen Religion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller Staaten mit seinem Heidenthum und seiner tausendjährigen Cultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen." Eine Ahnung von diesem Ausgange durchzuckte schon frühe die Herzen der Heiden und Christen, aber während diese Ahnung dort ein Gefühl der Verbitterung und trüber Sorge erzeugte, erfüllte sie die Gemüther der letzteren mit freudiger Zuversicht. Die gedrückte suchende und verlangende Menschheit erfaßte mit Begierde die Botschaft des Heils, die für das Erdenleben Ruhe und Trost verlieh, die dem Tode seinen Stachel nahm und der Hölle ihren Sieg. Denn sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen, empfanden sie den beseligenden Frieden, den ihnen die damalige Welt nicht geben und weder Spott noch Verfolgung rauben konnte.

Wirkungen der Verfolgungen.

b. Die Entwickelung der christlichen Lehrbegriffe und Kirche.

Die alte Sage, daß die Kirche bis auf Hadrian in Beziehung auf Lehre ihre jungfräuliche Reinheit bewahrt habe und durch keine Ketzerei befleckt worden sei, ist ein frommer Glaube, der mit den Thatsachen im Widerspruch steht. Wir haben gesehen, wie schon Paulus seine Lehrbegriffe zu vertheidigen hatte bald gegen solche, welche die christliche Freiheit gefangen nehmen wollten durch alt-

Verschiedene Auffassungen der christlichen Doctrinen.

jüdischen Gesetzesdienst, bald gegen solche, welche aus Mißverstand der christlichen Freiheit diese mißbrauchten zur Aufstellung fremdartiger Lehrmeinungen. Aber freilich, so lange die Kirche noch im Bilden begriffen war und die Apostel selbst und ihre Jünger durch das lebendige Wort dem Glauben die rechte Richtung gaben, konnte die Lehrmeinung des Einzelnen nicht so mächtig hervortreten, daß sie für eine größere Anzahl von Anhängern Regel und Richtschnur geworden wäre. Die Linie zwischen Kirchenlehre und subjectiver Auffassung (Häresis) war demnach noch keineswegs scharf gezogen, und wie verschieden auch schon im Anfange die Vorstellungen von Christus sich gestalten mochten, der den Juden als der volksthümliche Messias aus dem Stamme Davids erschien, den mit dieser messianischen Idee unbekannten Heiden dagegen als der Sohn Gottes; so machte doch die feindliche Stellung gegen die Heidenwelt das Festhalten an den gemeinsamen wenn auch unbestimmten Grundanschauungen zur Nothwendigkeit. Als aber die Christengemeinden sich mehrten, die apostolischen Glaubenssätze in den verschiedenen Ländern nach dem Stande der Bildung und im Anschluß an die überlieferten Begriffe sich verschiedenartig entwickelten und keine allgemein anerkannte Autorität das entscheidende Wort sprach, da traten bald mancherlei Auffassungen hervor, die als fremdartige Gewächse von dem christlichen Lebensbaum fern gehalten werden mußten.

Die Stellung des Christenthums zum Judenthum. Namentlich blieb die Stellung des Christenthums zum mosaischen Gesetze und zum Alten Bunde noch lange ein Gegenstand der Glaubensverschiedenheit zwischen Judenchristen und Heidenchristen. Indem Paulus das Christenthum von den Fesseln des mosaischen Gesetzes befreite, war er doch nicht Willens, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Neuen und Alten Bund zu zerreißen: im Evangelium sollte das Judenthum aufgehen, sollte das Gesetz, nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geist und in der Freiheit, seine Erfüllung und Verklärung finden. Nach dieser Auffassung waren sowohl diejenigen im Irrthum, welche das Evangelium der geistigen Freiheit und der erlösenden Gnade in ein Gesetzeschristenthum verwandeln, als diejenigen, welche sich über Moses und die Propheten wegsetzen und im Anschluß an die heidnische Philosophie, Theogonie und Mythologie die christliche Heilslehre „als eine rein idealistische, poetisch-philosophische Religion" aufbauen wollten. Jene Richtung setzte das Christenthum der Gefahr aus, in das Judenthum zurückgedrängt zu werden und als jüdische Secte zu verkümmern, diese drohte, es in die „Wildniß des Heidenthums" hineinzureißen und ihm seine Stellung neben dem Neuplatonismus und den übrigen Philosophenschulen anzuweisen. In beiden Fällen war das Christenthum in seinen Lebenswurzeln angegriffen und seiner Bestimmung einer Alles umfassenden Weltreligion entrückt. Die Ausscheidung dieser Bestrebungen, wovon die eine in den Nazaräern oder Ebioniten (Armen), die andere in den Gnostikern hervortrat, war somit ein Gebot der Selbsterhaltung für die junge Kirche.

1. Die Ebioniten, denen später die Benennung „Nazaräer", welche Anfangs die Heiden mit einem verächtlichen Nebenbegriff allen Christen beilegten, als Sectenname verblieb, bestanden ihrem Kerne nach aus den Ueberresten der judenchristlichen Gemeinde in Pella. Sie beobachteten das mosaische Gesetz auch in seinen Aeußerlichkeiten, z. B. der Beschneidung, und gestanden den Heiden keine oder nur einen geringen Grad von Theilhaftigkeit an Christo zu. Abgeschlossen auf das syrische Land waren sie nicht im Stande, mit der über das Judenchristenthum hinausschreitenden Entwickelung des christlichen Bewußtseins gleichen Schritt zu halten und schieden deshalb aus der allgemeinen Kirche aus. Sie betrachteten Jesus bald als bloßen Menschen, der nur durch seine vollkommene Erfüllung des Gesetzes gerechtfertigt und der Messias geworden sei, bald als höheres durch jungfräuliche Empfängniß gebornes, doch nicht göttliches, Wesen und verschwanden, zu geringen Secten verkümmert, die einen im vierten, die andern im siebenten Jahrhundert, ohne ein geordnetes Kirchenwesen erlangt zu haben. Ebioniten oder Nazaräer.

Einige von ihnen nahmen auch an, der himmlische Christus, die göttliche Natur oder der Logos habe sich erst bei der Taufe im Jordan mit Jesus, dem Sohne der Maria und des Joseph, verbunden, eine Ansicht, die sich auch bei Cerinthus, einem Judenchristen aus Alexandrien, findet, der noch die gnostische Vorstellung hinzubrachte, „daß der Weltschöpfer ein göttliches Mittelwesen sei im Dienste des höchsten überweltlichen Gottes", und zuerst die Hoffnung auf das tausendjährige Reich (Chiliasmus), das mit der Wiederkunft Christi ins Leben trete, in begeisterter Gläubigkeit aussprach. Ueberhaupt verbanden in der Folge manche Ebioniten mit ihren judaisirenden Glaubenslehren gnostische Elemente, indem sie mehrere Menschwerdungen (Incarnationen) Gottes von Adam bis Jesus annahmen. Von diesen gnostischen Ebioniten scheinen die erwähnten Homilien ausgegangen zu sein, die, weil sie fälschlich dem römischen Clemens zugeschrieben wurden, den Namen „Clementinen" führen. Sie versuchten eine Ausgleichung des ebionitischen und paulinischen Christenthums und empfahlen als Mittel zur Losreißung vom Reiche des Satan eine strenge Askese, Enthaltung von Fleischspeisen, Wein u. A. Gnostische Ebioniten.

Im Gegensatz zu den ebionitischen Judenchristen bildete sich schon im apostolischen Zeitalter unter dem Einfluß des platonischen und orientalischen Idealismus die alle evangelische Geschichte vernichtende Ansicht der Doketen aus, welche alles Körperliche an Jesu leugneten und nur für Schein und Erscheinung des Geistes erklärten. Doketen.

2. Gnostiker. Mit dem Namen „Gnostiker" bezeichnete man hauptsächlich diejenigen, die nach der Sitte orientalischer Religionsgründer und griechischer Philosophen einen Unterschied zwischen Autoritätsglauben und Gnosis, der gewöhnlichen Auffassung und einer höheren nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen Erkenntniß der göttlichen Dinge machten. Sie waren in verschiedene Secten gespalten, je nachdem sie sich mehr der orientalischen Theosophie oder der platonischen Philosophie näherten; doch blieb im Allgemeinen die orientalische Anschauungsweise mit ihrer sinnbildlichen Darstellung und zügellosen Phantasie vorherrschend. In allen ihren Gestalten trug die Gnosis, die „Lehre der Wissenden", eine dem Heidenthum verwandte polytheistisch-mythologische Färbung. Sie gelangte nie zum rechten Monotheismus, zu dem Begriffe eines persönlichen Gottes, der nach freiem Willen Alles geschaffen hat und Alles nach unumschränkter Weisheit und Liebe regiert. „Der gnostische Gott ist ein dunkles verhülltes Wesen, das erst durch ein mannichfach abgestuftes Heer von Kräften, die von ihm ausfließen (Emanationen), sich zum Bewußtsein seiner selbst hindurcharbeiten muß." Die sichtbare Welt ist nicht eine freie Schöpfung dieses Gottes, sondern das Werk eines von dem höchsten Gotte ausgegangenen und demselben untergeordneten Gnostiker.

göttlichen Werkmeisters, Demiurgos, der sie aus der todten bösartigen Materie geschaffen hat. Auch der Mensch ist ein Gebilde dieses untergeordneten Weltschöpfers, „unterthan einem blinden Geschick und preisgegeben den Mächten, die zwischen Himmel und Erde walten", ohne Freiheit des Willens, welche allein den Begriff der Sünde und der Zurechnung derselben möglich macht. Die Materie, die „dunkle Macht", ist der Sitz des Bösen; so lange der Mensch unter dem Einfluß dieser Materie steht, liegt er in den Banden des Bösen, ist er nicht erlöst. Diese Erlösung kann nur dadurch geschehen, daß höhere Lichtwesen (Aeonen) den Menschen von der Macht der Materie befreien und ihn in das Lichtreich versetzen. Ein solches Lichtwesen ist nach der gnostischen Lehre auch Christus, einer der höchsten Aeonen, „der zur Aufnahme der Welt in die göttliche Lebensfülle und zur Lösung des großen Weltzwiespalts auf Erden erschienen sei", eine Auffassung, nach welcher Christus in eine mythisch-allegorische Gestalt verwandelt, und somit seine menschliche Natur, sein Leiden und Sterben ganz zurückgedrängt wurde. Die erlösten Menschenseelen „werden dann als eine Art von Engel als vornehm-ideale Wesen im Triumphe eingeführt in das phantastisch-idealistische Lichtreich, nachdem sie durch Büßungen und Kasteiungen und endlich durch den Tod sich der Herrschaft des Leibes entledigt, sich zu lichten Geistnaturen verklärt haben." Daher legten auch die Gnostiker wenig Werth auf die Gnadenmittel der Kirche, auf die heilige Schrift und die Sacramente; sie ließen zwar den Kirchenglauben als nothwendige Volksanschauung unangefochten bestehen, stellten aber ihre Lehren als Mysterien oder Geheimlehren weit über denselben. In der Moral und Lebensweise bewegten sich die Gnostiker meistens in Extremen; während sich die einen die strengste Zucht auferlegten, die sich nicht selten zu gewaltsamer Peinigung des Körpers und zu freiwilligem Märtyrerthum steigerte, entbanden sich andere nach dem Grundsatz, daß dem geistig freien Menschen Alles erlaubt sei, von jedem Sittengesetz, und geriethen in die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit. Aber trotz dieser Gebrechen, womit sich der Gnosticismus „wie ein dunkler Schatten" über die Anfänge der christlichen Kirche legte, war die „Lehre der Wissenden" doch von großer Bedeutung für die christliche Religion. Durch den Gnosticismus wurde Kunst und Wissenschaft in die Kirche eingeführt und die großartige Bedeutung des Christenthums als Welt- und Gottesgeschichte anerkannt. Frei und genial bewahrte er die Kirche vor Erstarrung in Formen. Aber auf Ideen, nicht auf geschichtliche Thatsachen aufgebaut, starb er an seiner eigenen Haltlosigkeit und Ueberspannung. Die bis ins sechste Jahrhundert als kirchlich geordnete Partei fortdauernden, vielgehaßten und heftig verfolgten **Marcioniten**, die das Christenthum ganz vom Judenthum und vom Gesetz des alten Testaments ablösten, waren ein Zweig der Gnostiker.

Gnostische Systeme. Diese Grundanschauungen der Gnostiker finden sich zerstreut in vielen Systemen. Die meisten gingen von der persischen Vorstellung eines Reiches des Lichts und eines Reiches der Finsterniß aus, worin geistige Urwesen walten, welche um die Herrschaft über die Welt und den Menschen streiten. *Saturninus.* So läßt unter Hadrian **Saturninus** aus Antiochien die sieben Planetengeister die Sinnenwelt und den Menschen aus der vom Satansreich herrührenden Weltmaterie bilden. In diese sendet der Lichtgeist aus Erbarmen einen göttlichen Lebensfunken, der aber nicht vermögend ist, die dämonischen Mächte zu bewältigen, bis Christus erscheint mit einem Scheinkörper angethan und der ringenden Menschheit mit der Gnosis und dem Gesetze zu Hülfe kommt. Das Gesetz verbietet Enthaltung alles dessen, wodurch der Mensch der Materie dienstbar wird, daher die Saturniner sich der Ehe, viele auch des Fleisches enthielten.

Basilides. Auch **Basilides** aus Alexandrien (c. 125) ging von einem solchen Doppelreich aus. An der Spitze des Lichtreiches steht nach ihm der unaussprechliche, namenlose Gott, ein nicht zeitlich

existirendes Urwesen, in dem alle Lebenskeime verschlossen liegen. Aus diesem Urwesen entwickelt sich die selige Geisterwelt, die, aus persönlich gedachten Ideen, Vernunft (Nus), Verstand (Logos), Einsicht (Phronesis), Weisheit (Sophia), Macht (Dynamis), Gerechtigkeit (Dikäosyne) und Friede (Eirene) bestehend, sich alsbald wieder zu dem Urwesen emporhebt, angezogen von der Macht seiner Schönheit, und mit ihm vereinigt die erste heilige Achtzahl (Ogdoas) oder den ersten Himmel bildet. Diesen begrenzt die zweite Geisterwelt, ein Abbild der ersten, gleichfalls von solchen personificirten Kräften unter Führung des heil. Geistes erfüllt; an diesen ein dritter, vierter bis zur Zahl von 365. „Diese 365 Himmel oder Geisterreiche, in welche die Fülle der Gottheit nunmehr ausgegossen und die also das reine Spiegelbild Gottes ist, in dem Gott selbst erst sein eigenes Wesen erkennt, werden zusammengefaßt in das mystische Zahlwort Abraxas, das eine Art von Zauberkraft in sich schloß." Die unterste Welt mit der Menschheit steht unter der Leitung eines Herrschers (Archon), der als Werkzeug der höchsten Gottheit den „Weltverklärungsprozeß" seinem Ziele zuführen soll. Er ist der von Moses verkündete Jehova, von dem die Propheten ausgegangen sind. Da aber dieser Archon zur Vollendung dieser Verklärung nicht die erforderliche Macht und Weisheit besaß, so verband sich, als die Zeit erfüllet war, die erstgeborne Himmelsmacht, Nus, mit dem Menschen Jesus, um die Gottesoffenbarung zu bewirken. Diese Vereinigung geschah bei der Taufe im Jordan. Durch diesen Einweihungsact wurde Jesus, der Sohn der Maria und des Joseph, zum Sohne Gottes verklärt, daher auch die Basilidianer die Taufe Jesu besonders hoch hielten. Das Leiden und Sterben hat nur den Menschen Jesus, nicht den Welterlöser getroffen, und war nothwendig als Reinigung vom weltlichen Stoffe, der Sünde, die mithin auch in Jesus vorhanden war, nur in einem höchst geringen Grade. Und wie bei Christus, so haben auch bei jedem einzelnen Menschen die Leiden eine reinigende und läuternde Kraft, und sind somit als eine Wohlthat und besondere Gnade Gottes anzusehen, namentlich der Märtyrertod. Je mehr sich der Mensch von der Sinnenwelt und von allen den Leidenschaften, die ihn an dieselbe gebunden halten, frei macht, desto sicherer wird ihm die Erlösung, die Einkehr in die selige Geisterwelt, zu Theil.

Noch sinnreicher hat Valentinus, der aus Alexandrien um 140 nach Rom ging und um 160 in Cypern starb, von platonischen Ideen geleitet, „eine hohe Geistesreligion auf dem Naturgrunde des Heidenthums aufgebaut." Aus der Tiefe des göttlichen Urgrundes, worin das „Selbstbewußtsein" und das „Schweigen" ruht, läßt der phantasiereiche Philosoph, durch einen Act der Liebesfülle das Leben sich entwickeln in einer Reihe von Ausflüssen, in denen Männliches und Weibliches gepaart erscheint. Zuerst geht aus dem Urgrunde hervor der höchste Gottesgeist (Nus), der sich mit der Wahrheit verbindet. „Aus dieser himmlischen Ehe (Syzygie) entspringt dann wieder der Logos, dessen Gemahlin, das Leben, aus diesem der Mensch, d. h. der ideale Mensch, der sich mit der Kirche verbindet." So geht es fort bis die dreißig Lebensgeister (Aeonen) geschaffen sind, Abbilder Gottes und Urbilder alles geistigen Lebens, welche vereint die Fülle des geoffenbarten göttlichen Lebens (Pleroma) darstellen. Diese emanirten Lebensgeister sind von einem sehnsüchtigen Streben nach Wiedervereinigung mit dem Urgrunde getrieben, und die jüngste der weiblichen Geister, die Sophia (Weisheit), wird so sehr von derselben verzehrt, daß sie von der Begierde zerrüttet aus dem Pleroma heraustritt und hülflos umherirrt. In diesem Zustande gebar sie den Weltschöpfer (Demiurg), der aus dem wesenlosen Chaos die wirkliche Welt bildet, zwar nach der göttlichen Idee aber unvollkommen, voll Mängel und Gebrechen. Um die gestörte Harmonie des Universums wieder herzustellen, emanirt ein neues Aeonenpaar, Christus und der heilige Geist, aus deren Verbindung der Mensch Jesus, der Heiland (Soter), hervorgeht, der, obgleich von Maria menschlich geboren, doch einen himmlischen Leib hatte, so daß die Menschengestalt ihm nur als Hülle diente. Durch seine Einwirkung werden alle Wesen, die ihn erkennen, d. h. alle wahren (gnostisch erleuchteten) Christen zu geistigen (pneumatischen) Wesen, die im Gegensatz zu den seelischen (psychischen) Naturen im Judenthum und den sinnlichen Menschen des Heidenthums gleichsam den Adel der

Menschheit bilden. Am Ende der Welt wird der Heiland umgeben von den pneumatischen Menschen, die sich durch die Kraft der Wahrheit um ihn sammeln, in das Pleroma zurückkehren, indeß der Demiurg mit den psychischen auf der Grenze waltet und die Materie in ihr Nichts zurücksinkt. Die valentinische Partei der Gnostiker, die einflußreichste von allen, bestand, in eine morgenländische und italische Schule geschieden, bis ins vierte Jahrhundert.

Ophiten. Auch die ägyptischen Ophiten oder „Schlangenbrüder" wurden zu den Gnostikern gerechnet. Nach ihrer Lehre ist der Jaldabaoth (Sohn des Chaos), der Weltschöpfer, ein feindseliges Wesen, das die Absichten des guten Geistes zu zerstören trachtet. Auf sein Geheiß schaffen die weltbildenden Planetengeister den Menschen, der ihnen gleich sein sollte. Aber die höhere Weisheit hauchte dem neuen Geschöpf einen göttlichen Geist ein. Erzürnt darüber erzeugte Jaldabaoth aus dem Weltschlamm den „Schlangengeist" zum Verderben der Menschheit. Damit der Mensch wenigstens nicht zum Gottesbewußtsein käme, verbot ihm der Schlangengeist vom Baume der Erkenntniß zu essen. Aber die himmlische Weisheit erbarmte sich der Armen und verleitete sie unter der Gestalt der Schlange, das Gebot zu übertreten. Sie genossen von der verbotenen Frucht; nun wurden sie ihrer höheren Natur bewußt und thaten den mächtigen Schritt zur Selbstthätigkeit. So deuteten die Ophiten die Lehre vom Sündenfall als Uebergang zur Freiheit eines höheren Bewußtseins. Auch als der erzürnte Jaldabaoth die Menschen aus dem Paradiese vertrieb und auf den untersten Weltkörper verweisend sie mit Versuchungen und Schmerzen der Materie bedrängte, hörte die göttliche Weisheit nicht auf für sie zu sorgen. Sie war es, welche den Messias, der das jüdische Volk dem Jaldabaoth zuführen sollte, mit dem wahren Christusgeiste erfüllte, die ihn, als der von seinem Schöpfer selbst dem Tode überlieferte Messias dem Leibe nach am Kreuze gestorben, das göttliche Theil in den Himmel entführte, wo er zur Rechten des Jaldabaoth sich setzend diesen, ohne daß er merkt, allmählich aus der Herrschaft verdrängt, indem er ihn alles Lichts und Lebens beraubt und mit sich selbst vereinigt, bis jener in den Abgrund des Nichts sinkt. Die Ophiten führten ihr Dasein bis ins sechste Jahrhundert, die Juden mit dem bittersten Hasse verfolgend.

Karpokrates u. Epiphanes. In Karpokrates und seinem Sohne Epiphanes aus Alexandrien verlor sich die christliche Gnosis in heidnische Speculation. Sie setzten Christus in eine Linie mit Plato und Pythagoras, die sich durch Erinnerung eines seligen Zustandes in die göttliche Einheit, der alles Endliche zustrebe, zurückversetzten. In der Hingabe an jenen großen Zug der Einheit bestand ihnen die Liebe und der Glaube; Genialität vertrat bei ihnen die Stelle der Religion und Sittlichkeit; und ihr Bewußtsein der Geistesfreiheit steigerte sich zu einer Höhe, daß es „zum Hinwegsetzen über alle Gesetze und Sitten" und zur Entfesselung des Fleisches entarten konnte.

Marcion. Marcion, Sohn des Bischofs von Sinope, kam vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Rom, wo er, mit gnostischen Ansichten vertraut, ein Christenthum lehrte, das sich zum Judenthum im strengsten Gegensatz befand. Die Welt und die in ihr lebende Menschheit ist nach ihm das Werk eines an Macht und Einsicht beschränkten Demiurgen, den das jüdische Volk als Jehova verehrte. Da sandte Gott in unendlicher Liebe zum Menschengeschlecht Christus auf die Erde, in einem „nicht von irdischem Stoff entnommenen, doch zu That und Leiden geeigneten Leibe", damit er durch die Offenbarung des wahren und guten Gottes die Menschheit erlöse. Alle die an Christum glauben und aus freier Liebe zu Gott ein heiliges Leben führen, werden in sein himmlisches Reich eingehen, auch die verstorbene Menschheit, die bei seiner Niederfahrt in die Unterwelt sich gläubig ihm anschloß; die Ungläubigen dagegen werden bei dem Demiurgen verbleiben und je nach ihren Werken eine beschränkte Seligkeit oder Verdammniß finden. Er verwarf das Alte Testament und gründete seine Ansichten auf eine Sammlung Paulinischer Briefe und auf ein eigenes Evangelium, das mit dem des Lucas viele Verwandtschaft hat, nur daß die ersten Kapitel fehlen, sei es daß sie absichtlich von Marcion getilgt wurden, weil die Geburt und Jugend Jesu zu seinen Ansichten nicht stimmte, sei es, daß

er sich eines älteren Evangeliums bediente, von dem das Lucas-Evangelium eine Ueberarbeitung war. Seine Sittenlehre war streng und asketisch.

Verwandt mit den Gnostikern waren die Manichäer, eine im Morgenlande, in Afrika und Italien weit verbreitete, von Heiden und Christen mit gleicher Heftigkeit angefeindete und verfolgte Secte. Sie verdankte ihren Ursprung einem unter den Sassaniden aus Persien vertriebenen Magier, Mani, einem reichbegabten, durch Studien und weite Reisen gebildeten Manne, der auf der Flucht die Idee faßte, als Reformator sämmtlicher Volksreligionen, welche er alle erforscht hatte, aufzutreten, und sie in einer höheren Einheit zu verschmelzen. Verstoßen von den Christen, denen er sich als den gottbegeisterten Apostel Jesu, in dem der verheißene „Tröster" (Paraklet) erschienen sei, darstellte, kehrte er nach Persien zurück, ein mit seltsamen Malereien geschmücktes Evangelienbuch bei sich führend. Hier gelangte er Anfangs zu Ansehen bei König und Volk, bis er nach mannichfachem Glückswechsel von den Magiern verfolgt und in einer feierlichen Disputation der Religionsfälschung überwiesen unter König Varanes I. (272 bis 275) zu der schrecklichen Strafe verurtheilt wurde, daß ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgestreift und diese ausgestopft zum warnenden Beispiele an den Thoren der Königsstadt aufgehängt ward. Seine Lehre bestand in einer Mischung persischer und christlich-gnostischer Anschauungen und hatte den in der Welt und in der Menschenbrust herrschenden Dualismus des Guten und Bösen zum Ausgang und Mittelpunkt. Die Manichäer.

Nach Mani's Lehre standen im Anfang die zwei Prinzipien, Gott in seinem Lichtreiche und der Dämon mit dem Reiche der Finsterniß, unabhängig einander gegenüber. Aber im Reiche der Finsterniß war Ruhe und Friede unbekannt. Die bösen Mächte geriethen wider einander und rieben sich in gegenseitigem Kampfe auf, bis sie, fortgerissen von dem Strudel ihrer inneren Unruhe, am äußersten Rand ihres Reiches anlangten und dort das Lichtreich in seinem Glanze gewahrten. Nun ließen sie vom inneren Streite ab und vereinigten sich zum Kampfe gegen das Lichtreich. Ihnen zu begegnen schuf Gott aus dem ewigen Lichte den Urmenschen, der ausgerüstet mit den fünf reinen Elementen, des Lichtes, des Feuers, der Luft, des Wassers, der Erde, sich in den Kampf mit den feindlichen Gewalten einließ. Er wurde niedergeworfen, doch gerettet; aber ein Theil seines Lichtes ward dabei in die Finsterniß hinabgerissen. Zur allmählichen Wiederaufnahme dieses Lichts ließ Gott durch die Mutter des Lebens die sichtbare Welt erschaffen, in welche jenes Licht als lebendige Kraft oder Weltseele versenkt ist und von den Banden der Materie festgehalten der Erlösung harret. Diese zu bewirken gehen zwei neue Lichtwesen von Gott aus: Christus und der heilige Geist, von denen jener, Christus-Mithras, in Sonne und Mond, dieser in dem über das Weltall ausgebreiteten Aether seinen Sitz hat; beide ziehen die in die materielle Welt versenkten Lichtkräfte an sich, um sie wieder in das ewige Lichtreich hinüberzuführen. Sie zurückzuhalten schufen die Dämonen ein neues Wesen, den Menschen, nach dem Bilde des Urmenschen, und vereinten, damit in seiner Brust sich der große Weltkampf wiederhole, das klarste Licht und die eigene Finsterniß, daher der Mensch Vereinigungspunkt und Abbild aller Kräfte des Weltalls, Mikrokosmos, ist, in dem sich zwei Prinzipien um die Herrschaft streiten. Den Verlockungen der Materie und den Vorspiegelungen des Dämon gelang es, die Lichtseele, trotz der ihr inwohnenden Freiheitsfähigkeit, in der Gebundenheit zu erhalten, so daß im Heidenthum und Judenthum der „Sohn des ewigen Lichtes" als Weltseele an die Materie gefesselt war. Um das Erlösungswerk rascher in Gang zu setzen, verläßt endlich der zur Rechten des Lichtes thronende Christus seinen himmlischen Sonnensitz und erscheint auf Erden, zwar in menschlicher Gestalt, aber nur mit einem Scheinkörper angethan; sein Leiden und Sterben am Kreuz ist nur ein scheinbares, gleichsam ein Blendwerk für die Menge, aber doch geschichtlich geschehen und dient zugleich als Symbol des ganzen in der Materie befangenen Lichtes, als sinnbildlicher Ausdruck des über die ganze Das Lehrsystem.

Natur, besonders die Pflanzenwelt, ausgegossenen Leidens, des großen physischen „Weltschmerzes". Christus hat durch seine Lehre und seine Anziehungskraft die Erlösung des Lichtes begonnen, so daß man mit Recht sagt, daß von dem lichtstrahlenden Kreuze das Heil der Welt ausgeht; da aber seine Lehre von den Aposteln im Sinne des Judenthums aufgefaßt und die Evangelien entstellt worden, so ist Mani als der von Christus selbst verheißene „Paraklet" erschienen, um den Sieg zu vollenden. Nur in seinen Schriften ist die reine Wahrheit enthalten. Am Ende der Dinge wird eine gänzliche Scheidung des Lichts aus der Finsterniß eintreten, dann werden sich die dunkeln Gewalten einander wieder selbst anfallen.

Die kirchliche Organisation. Die manichäische Religionsgemeinde bestand aus zwei scharf geschiedenen Klassen, aus den „Auserwählten" oder „Vollkommenen", die allein den Sinn der Geheimlehren besaßen und zur strengsten Entsagung, zur Enthaltsamkeit von der Ehe, vom Fleische und berauschenden Getränken verpflichtet waren, und aus „Hörenden" (Katechumenen), die „für ihre Theilnahme an den Geschäften und Freuden des Lebens", für ihre sündhaften Berührungen mit der Materie, durch die Fürbitte jener Heiligen Ablaß erhielten. Diese Werke der Sühne lohnten sie ihnen dann mit Abgaben von Vegetabilien, insbesondere Oliven, die als lichtbringende Substanz die Hauptnahrung der manichäischen Priesterschaft bildeten. Die Materie galt den Manichäern als Sitz des Bösen, daher nicht die freie Beherrschung, sondern die Abtödtung derselben und die Uebung in äußerlicher Werkheiligkeit nach Mani's Vorschriften das Wesen ihrer Sittenlehre bildete. Der Sonntag wurde mit Fasten geehrt, der Todestag Mani's war der höchste Feiertag, „das Fest des Lehrstuhles" (Bema). Als Lehre der Versöhnung der Gegensätze, welche die Welt zerreißen, hat der Manichäismus zwei Jahrhunderte lang die Welt mit geheimnißvoller Gewalt angezogen; aber von den Bischöfen und Magiern mit gleichem Hasse verfolgt, erlag er im sechsten Jahrhundert theils der inneren Erschlaffung, theils den Anfechtungen von Außen. Allein einzelne Zuckungen dieser „Verkehrung des Christenthums in eine phantastische Natursymbolik und in einen traurigen Ceremoniendienst des Aberglaubens" machten sich durch das ganze Mittelalter bemerklich.

Verschiedenheit der Osterfeier. Nicht blos in der Lehre, auch in äußeren Einrichtungen führte die Verschiedenheit der Anschauungen und Lebensgewohnheiten zwischen Judenchristen und Heidenchristen zu Spaltungen. So wurden schon im zweiten Jahrhundert von den Heidenchristen des Abendlandes die jüdischen Feste entweder nicht beobachtet oder in christlichem Sinne umgestaltet. Der jüdische Sabbat wurde durch den Sonntag, den Tag der Auferstehung Jesu, verdrängt, und das Osterfest erhielt durch die Beziehung auf Jesu Leiden und Sterben eine andere Bedeutung. Schon Paulus bezeichnete Christus als das eigentliche Osterlamm, das für die Menschheit geopfert wäre, und gab dadurch dem alttestamentlichen Feste eine neue Richtung. Noch entschiedener tritt diese Vorstellung im Evangelium des Johannes hervor. Diese Verschiedenheit der Anschauung machte sich bald auch nach Außen kund. Während man im syrischen Lande und in den Gemeinden Kleinasiens der jüdischen Sitte treu blieb, das Osterfest am 14. Tag des Monats Nisan zu begehen, wo das Passahlamm geschlachtet zu werden pflegte; wich man im Abendland von dieser dem Volksbewußtsein fremden Gewohnheit ab und feierte nicht den 14. Tag, an welchem Christus gelitten, sondern den dritten Tag nachher, an welchem er auferstanden, so daß demnach das Osterfest stets auf den Sonntag fiel und mit freudiger Stimmung gefeiert

wurde, der „Charfreitag“ dagegen als der Todestag des Erlösers sich zu einem Feste der Trauer gestaltete, das man mit Fasten beging. So entstand schon im zweiten Jahrhundert eine Verschiedenheit der Osterfeier zwischen den morgenländischen und abendländischen Christen. Durch den wachsenden Haß gegen die Juden, der jede Gelegenheit benutzte, die Verschiedenheit der beiden Religionen hervortreten zu lassen, und durch die Herrschsucht der römischen Kirche wurde der Streit heftiger, so daß er endlich, trotz der Bemühungen friedliebender Kirchenväter, wie Irenäus, eine Spaltung erzeugte. Die morgenländischen Gemeinden, die bei der alten Sitte beharrten und das Passahfest ohne Rücksicht des Tages stets am 14. des Monats feierten, wurden als Häretiker aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und unter dem Namen „Quartodecimaner“ in die Reihe der Schismatiker gestellt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde die Streitfrage im Sinne der römischen Auffassung entschieden und der Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde für immer zur Feier des Osterfestes bestimmt.

Wie der Gnosticismus auf die wissenschaftliche und geistige Entwickelung des Christenthums von dem größten Einfluß gewesen ist, so hat eine andere religiöse Auffassung, die ihre Ausbildung und ihren Namen dem Phrygier Montanus verdankt, und in ihrer gesunderen Richtung einen der kraftvollsten Kirchenväter, Tertullian, zu ihren Anhängern und Verfechtern zählte, auf die praktische Entwickelung, auf Sitte, Kirchenzucht und Kirchenverfassung eine nachhaltige Wirkung gehabt, wenn schon der „Montanismus“ selbst, der Anfangs nur als eine „Reaction“ gegen die zunehmende sittliche Schlaffheit, als eine neue „Prophetie“ innerhalb der Kirche auftrat, um derselben durch strengere Disciplin ihre männliche Vollendung zu geben, in seiner späteren Entwickelung und Gestaltung von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und damit zur Secte gestempelt und zur Bildung einer Sonderkirche hingedrängt wurde. *Der Montanismus.*

Montanus, der in seiner Jugend ein Priester der phrygischen Göttermutter Cybele gewesen sein soll, deutete die Verheißung Jesu, den Seinen einen „Tröster“, Paraklet, zu senden, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, nicht im Sinne der Kirche, wornach diese Verheißung durch die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste in Erfüllung gegangen sei, sondern er hielt sich selbst für diesen Auserwählten, und wurde von seinen Verehrern als ein gottbegeisterter Prophet angesehen, durch den das von Christus begonnene Werk der Heiligung und Erlösung zur Vollendung geführt werden solle. Ohne die Kirche, wie sie sich damals nach Lehre, Sitte und Verfassung entwickelt hatte, zu verwerfen, wollte er sie vielmehr durch Begründung eines strengeren christlichen Lebens und einer schärferen Kirchenzucht zu einer „Gemeinschaft der Heiligen“ ausbilden; aber indem er seine Aussprüche als neue göttliche Offenbarung, als Ausfluß prophetischer Inspiration, die sich durch Ekstase kund gebe, zur Geltung zu bringen strebte, drängte er die Offenbarung Gottes durch Christus aus ihrer Ehre und Würde. Begleitet von zwei begeisterten „Prophetinnen“, Priscilla und Maximilla, durchzog Montanus zunächst die Städte Phrygiens und Kleinasiens, wo für religiöse Schwärmerei und alles Excentrische ein besonders günstiger Boden war, und forderte die Christen auf, durch *Charakter u. Entwickelungsgang der Montanisten.*

ein streng ascetisches Leben, wie er es selbst übte, sich auf die bevorstehende Wiederkunft des Herrn und den Anbruch des tausendjährigen Reiches, wie es schon Cerinthus (S. 403) verkündigt hatte, vorzubereiten. Dieser Glaube an die Parusie Christi, der in der ganzen alten Kirche herrschend war, aber durch die Verzögerung der Katastrophe an Stärke und Lebendigkeit verloren hatte, bildete die Grundlage des montanistischen Lehrgebäudes. „Am Chiliasmus entzündete sich die Schwärmerei der Montanisten, ihre Propheten verkündigten in begeisterten Aussprüchen die mit der Zukunft Christi bevorstehenden Gerichte, das tausendjährige Reich, das Ende der Welt, und malten Alles dies in den anschaulichsten Bildern aus." Dieser Zustand ewiger Glückseligkeit könne nur erlangt werden durch unaufhörlichen Kampf gegen das Fleisch und die Materie, gegen die Welt und ihre Lust. In diesem Sinne drangen die Montanisten auf Enthaltsamkeit und Buße, empfahlen sie ein keusches Leben und untersagten die zweite Ehe; sie erklärten alle irdische Freude für sündhaft, verdammten sogar die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft und das Wohlgefallen an heidnischer Literatur, an feineren geselligen Formen, an der Bildung der Welt. Im Gegensatz gegen die zunehmende Sitte, sich der Verfolgung durch Geld oder andere Mittel zu entziehen, priesen sie den Märtyrertod als ein Glück, als ein freudiges Ereigniß. Solche die sich durch Mord, Unzucht, Götzendienst oder andere Todsünden befleckt, sollten hoffnungslos von der Kirche ausgeschlossen bleiben. Von Kleinasien verbreiteten sich diese Ansichten nach Italien, Gallien und Afrika. Es fehlte nicht an namhaften Fürsprechern, die da meinten, durch richtige Benutzung der gesunden und kräftigen Elemente und durch Ausscheidung des Schwärmerischen und Ekstatischen könne der Montanismus mit seiner Sittenstrenge ein „Salz der Kirche" werden; besonders nahm Irenäus, dessen „zur realistischen Mystik hinneigende Denkweise" sich von dem montanistischen Wesen weniger abgestoßen fühlte, sich bei dem römischen Bischof desselben mit Wärme an; aber die Kirche, in der „gesetzlichen Kleinmeisterei" der neuen Propheten keine Kraft sittlicher Erhebung und Erneuerung erblickend, schloß sie aus ihrer Gemeinschaft aus und bewirkte dadurch, daß die in dem parakletischen Lehrsystem enthaltenen Richtungen zum Exaltirten und Fanatischen die Oberhand erhielten. Sie verwarfen die fleischliche Kirche, welche die Strenge der Sitten nicht durchführe, die zweite Ehe zulasse und die Verbrecher wieder aufnehme, stellten eine Kirche des Geistes als Gemeinschaft der Heiligen auf und erklärten die göttliche Verzückung für den höchsten christlichen Zustand, durch welchen die Propheten hoch über den Bischöfen ständen. Zuerst von dem asiatischen Klerus (um 170), dann von der gesammten Kirche verstoßen, pflanzte sich der Montanismus mit eigner Kirchenverfassung, aber in kleine Gemeinden gespalten, zum Theil unter seltsamen Namen, bis ins sechste Jahrhundert fort.

Die Novatianer. Im dritten Jahrhundert erhielten die Montanisten einen Bundesgenossen in der Secte der Novatianer. Nach dem Aufhören der Christenverfolgungen gingen die Meinungen über die Behandlung der Gefallenen auseinander. Manche, wie der römische Bischof Cornelius, suchten den Reuigen durch Milde und gelinde Buße die Rückkehr in die Kirche zu erleichtern. Da erhob sich in Rom der Presbyter Novatianus, ein Mann von asketischer Strenge, den „Krankheit und Geisteszerrissenheit" aus den Philosophenschulen in das Christenthum geführt hatten, gegen die laxe Disciplin. Von seinen Anhängern als Gegenbischof gewählt und von afrikanischen Glaubensgenossen verstärkt, versagte er allen Gefallenen die Wiederaufnahme in die Kirche. Als die „Novatianer" mit ihren Forderungen nicht durchdrangen, hoben sie die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche auf und sich für die „Gemeinde der Heiligen und Reinen" erklärend, schlossen sie alle, welche Todsünden begangen, unwiderruflich aus ihrer Mitte aus, ohne ihnen jedoch die Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit zu entziehen, und unterwarfen diejenigen, die aus der katholischen Kirche zu ihnen übertraten, einer zweiten

Taufe. Von der Kirche überwältigt verschwanden sie nach zwei Jahrhunderten vom Schauplatz der Geschichte.

Sollte das Christenthum den Kampf wider das Heidenthum siegreich durchfechten, so mußten seine Lehrer und Bekenner sich fähig machen, die Waffen des Geistes zu führen, so mußten sie sich griechische Bildung und Wissenschaft für Christi Sache aneignen. Nicht durch Verachtung und Vermeidung heidnischer Weisheit, wie die Montanisten lehrten, sondern durch Erwerbung und Bewältigung derselben konnte das Christenthum zur Weltreligion emporwachsen; nur wenn das Christenthum alles Edle und Wahre aus der heidnischen Philosophie in sich aufnahm und ihm die rechte Stellung und Richtung gab, konnte es Träger der Humanität werden. Dies erkannte man zunächst in der Stadt, die in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Brennpunkt alles geistigen Lebens war, wo die verschiedenartigsten Ansichten und Speculationen neben einander bestanden oder auf einander einwirkten, wo die tiefsinnigen Lehren hellenischer und orientalischer Forschung neben dem bunten Gemenge religiöser Superstitionen und Mysterien dem suchenden und verlangenden Menschen als religiöse Wahrheit und Weisheit geboten wurden — in Alexandrien. Hier erhob sich in der Mitte des zweiten Jahrhunderts die erste christliche Lehranstalt oder „Katechetenschule", welche bald der Wirkungsplatz hervorragender Geister werden und mit ihrem Lichte die ganze Welt durchdringen sollte. Gegründet von Athenagoras, dem Apologeten, „der es gewagt hat, die Philosophie für die Auferstehungslehre anzurufen", und von Pantänus, dem früheren Stoiker, der das Evangelium nach dem fernsten Orient zu verbreiten bemüht war, gelangte die alexandrinische Schule zu hohem Ruhme durch die beiden Schüler des letztern, Clemens und Origenes. Die alexandrinische Schule.

Tit. Flavius Clemens war ein literarisch und philosophisch gebildeter Grieche von milder und humaner Gesinnung, der, nachdem er sich in männlichen Jahren aus dem Widerstreit der Philosophenschulen in das Christenthum geflüchtet und durch große Reisen die Sitten und Lehren der Heiden, Juden und Christen aller Orten erforscht, in seine christliche Bildung Alles aufnahm, „was sich in jeder Philosophie Herrliches findet was den Menschen zur Gerechtigkeit und zur Frömmigkeit führt", der somit im Christenthum den Gipfel alles Denkens, alles Strebens und Forschens erkannte. Nach zwölfjähriger Thätigkeit (von 190—202) als Vorstand der alexandrinischen Schule flüchtete er sich vor der Verfolgung unter Sept. Severus zu einem seiner Schüler. Die letzte Spur seines Lebens findet sich in Jerusalem im J. 211. Sein Tod mag sechs Jahre später (217) eingetreten sein. Clemens der Alexandriner. † c. 217.

Von seinen Schriften sind besonders merkwürdig: 1. Ermahnungsrede an die Hellenen, worin die Thorheit und Unsittlichkeit des Heidenthums gegenüber dem christlichen Offenbarungsglauben dargelegt werden. 2. Der Pädagog, ein nach Gal. 3, 24 gewählter Titel einer Schrift, worin gezeigt wird, wie der Logos, der göttliche Menschenerzieher, die Menschen mahnend, erziehend und belehrend zu einem sittlichen Leben führe, nebst einer christlichen Sittenlehre. 3. Stromata, d. i. Teppiche oder Decken, sein vorzüglichstes Werk, so genannt, weil darin verschiedene philosophische Probleme in einer buntgemischten aber kunstvoll zusammengefügten Form abgehandelt werden, in der Absicht, das Verhältniß der griechischen Philosophie zum Seine Schriften.

Christenthum darzuthun und damit zur wahren christlichen Erkenntniß zu führen. Zu dem Zweck suchte er in den Schriften und Lehren der griechischen Philosophen, Dichter, Mythographen nach Beispielen, Belegen, Parallelen, und hat dadurch eine Menge werthvoller Nachrichten aus dem Gebiete der Philosophie und Religionen des Alterthums der Nachwelt erhalten. Von Clemens stammt auch der älteste Hymnus zur Verherrlichung Christi mit Pindarischen Anklängen. Ein christlicher Mann von tiefem Gemüthe, dem der Glaube als die Quelle der Erkenntniß galt, „hat Clemens in dem dreifach gegliederten Werke nach der Stufenfolge von Bekehrung, Zucht und freier Einsicht, meist aus den Schätzen griechischer Weisheit das dem Christenthum Befreundete bunt zusammengetragen, das Feindselige im Gnosticismus bekämpft, Streitiges in der kirchlichen Sitte mit freisinniger Mäßigung entschieden, und nur geistvoll anregend seine Ansichten angedeutet."

Origenes 185—254. Des Clemens großer Schüler Origenes war in Alexandrien geboren. Als sein Vater Leonides unter Sept. Severus den Märtyrertod erlitt (S. 399), wurde der Sohn nur durch die Liebe und List der Mutter abgehalten, dessen Schicksal zu theilen. In seinem achtzehnten Lebensjahre zum Vorsteher der alexandrinischen Schule erhoben (203), widmete er sich mit solchem Eifer den Studien und dem Unterrichte, daß man ihn den „Stählernen", den „Demantenen" nannte; voll hochfliegenden Geistes und fester Willenskraft erwarb er sich die ganze Gelehrsamkeit seiner Vaterstadt und wurde ein „Schriftgelehrter für das Himmelreich". Mit dieser geistigen Anstrengung verband Origenes die größte Enthaltsamkeit und die strengste Zucht des Leibes. Trotz seiner Armuth verschmähte er die Belohnungen seiner Schüler und in kühner Schwärmerei soll er an sich selbst in buchstäblicher Auslegung der heiligen Schrift (Matth. 19, 12) den Act der Entmannung vollzogen haben. Als Caracalla gegen die Schule von Alexandrien wüthete, zog sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurück, durch Lehre und Predigt für die Ausbreitung des Evangeliums wirkend. Die Kaiserin Julia Mammäa erfreute sich an den Gesprächen des berühmten Mannes, der, in die neuplatonische Philosophie eingeweiht, die Schätze griechischer Erkenntniß zur Verherrlichung des Christenthums anwendete, den Idealismus hellenischer Weltweisen mit den Lehren des Evangeliums verband, um auch die Klugen und Gebildeten für das Reich Gottes zu gewinnen. Seine unregelmäßige Weihe zum Presbyter zog ihm den Haß des auf sein Ansehen neidischen Bischofs Demetrius von Alexandrien zu. Als Irrlehrer verdächtigt wurde er von der alexandrinischen Kirche ausgeschlossen. Er kehrte nach Cäsarea zurück, wo er durch Wort und Schrift mit unermüdlicher Thätigkeit an dem wissenschaftlichen Ausbau der Kirche arbeitete. Nur vorübergehend verließ er diese Stadt, bald um den Gefahren der Verfolgung zu entgehen, bald um in benachbarten Ländern falschen Lehrmeinungen entgegenzutreten. Unter Decius gefoltert und mit Ketten beladen entging er dem Märtyrerthum nur durch den Tod des Kaisers. Vier Jahre später (254) starb er zu Tyrus, hochgefeiert von Mit- und Nachwelt, und gleich Plato der Schöpfer und Meister eines philosophisch-religiösen Idealismus aber auf christlichem Boden, der Begründer einer Schule, aus der eine große Anzahl begeisterter Jünger hervorging, glänzende Lichter der Kirche.

Seine Schriften u. seine Auslegungskunst. Origenes war ein fruchtbarer Schriftsteller, der die alexandrinische Kritik und Auslegungskunst auf die heil. Schrift anwendend, alle Bücher der Bibel dem Verständnisse näher geführt hat, theils durch gelehrte Commentare, theils durch praktische Vorträge (Homilien). Von dem Glauben ausgehend, daß die heil. Schrift ein vom Geiste Gottes eingegebenes und erfülltes Ganze sei und somit alle Theile einen „Gottes würdigen" Sinn haben müßten, suchte er, wo der Wortsinn nicht genügend erschien, durch allegorische Deutung aus dem Buchstaben den verborgenen Geist zu entwickeln. Denn der geistige Organismus der Schrift habe wie der mensch-

liche außer der leiblichen Hülle oder dem Wortsinn noch eine Seele, die moralische Bedeutung, und einen Geist, den mystischen oder allegorischen Sinn. Er war der erste, der das Ganze der christlichen Glaubenslehre in ein zusammenfassendes System gebracht, den Grund zur christlichen Dogmatik gelegt hat. Von seinem gründlichen Bibelstudium gibt die „Hexapla" Zeugniß, das große Werk, worin er die verschiedenen griechischen Uebersetzungen, mit dem hebräischen Urtexte verglichen, zusammengestellt hat. Manche seiner Schriften sind untergegangen; einige sind nur in lateinischer Uebersetzung und zum Theil nach dem herrschenden Kirchenglauben umgestaltet auf uns gekommen. Trotz der angeblichen Häresien, die beschränkte Geister in seinen Lehren entdecken wollten, hat Origenes den wahren Christenglauben standhaft und siegreich vertheidigt sowohl gegen Heiden (Celsus S. 391 f.) als gegen Irrlehrer. Der Glaube an die nahe Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich so wie die Lehre der sogenannten „Patripassianer", welche Gott mit Christus in der Art identificirten, daß sie behaupteten, Gott der Vater selbst habe am Kreuze gelitten, galten von der Zeit an als häretisch oder schwärmerisch.

Clemens und Origenes gaben dem Christenthum eine höhere wissenschaftliche Prägung, indem sie an der Hand griechischer Philosophie aus dem Thatsächlichen und Historischen die religiösen Ideen entwickelten, und bewahrten es zugleich vor den Ausschreitungen der Gnosis, indem sie den Flug der Speculation durch den Realismus der historischen Wahrheiten des Evangeliums, die Freiheit des Denkens durch die kirchliche Ueberlieferung beschränkten. Gott wird von Origenes über alles Menschliche und Endliche hinausgerückt und zu dem Zweck allen Stellen der heil. Schrift, worin von Gott in menschlicher Weise gesprochen wird, durch allegorische Auslegung ein tieferer Sinn untergelegt; dabei faßt aber Origenes die Gottheit nicht als ein abstractes, absolutes über und außer der Welt stehendes Wesen; vielmehr als einen selbstbewußten Geist, der in Allem nach höheren Zwecken handelt, der von Ewigkeit her den Logos ausgesendet hat, um die Menschen zu erlösen und zu gotteswürdigen Wesen heranzubilden durch Befreiung der Seele von den Banden der Materie oder des Bösen, in die sie einst vor dem gegenwärtigen Dasein durch eigene Schuld und freie Wahl aus ihrer himmlischen Existenz herabgestürzt sei. Dieser Logos oder „Sohn Gottes" ist bei Origenes die ewige göttliche Weisheit, die schon den Heiden in einzelnen Ausstrahlungen kund geworden, aber erst in Christus in ihrer vollen Verklärung sich offenbart habe. Durch den Opfertod Jesu auf Golgatha sei die Erlösung für das ganze Weltall, für alle Wesen im Himmel und auf Erden vollbracht worden; das Ende der Dinge werde also in einer Rückführung alles Abgefallenen zur Gottheit bestehen, „damit Gott sei Alles in Allem", ein Zustand göttlicher Heiligung und Versöhnung, wo alles Böse verschwinden, wo „allen Sündern vergeben und die Hölle nicht mehr sein soll", wo die Seele sich frei zu Gott aufschwingen und in einem verklärten Leibe, in einem himmlischen Körper, in einem geistigen Sein, fortleben werde in Ewigkeit. Aber wie der Fall sei auch die Erhebung der Seele ein Act der Freiheit; die Gnadenmittel der Kirche seien dem Menschen fördernde Stützen der Reinigung, aber nur wirksam, wenn sie im Glauben empfangen würden; die Sacramente

Der theologische Idealismus der Alexandriner.

vermöchten nicht, dem Menschen ohne sein Zuthun das Göttliche mitzutheilen. Bei allem idealen Hinausstreben über das Positive und Historische hat Origenes doch die Linie echter Christenlehre nicht überschritten, ist nie ins Schwärmerische und Phantastische gerathen; aber seine Ansichten von Weltentwickelung, Auferstehung und Willensfreiheit waren so eigenthümlicher Art, streiften so nahe an heidnische Philosopheme, daß seine Rechtgläubigkeit von Gegnern ebenso eifrig angefochten, wie von seinen Anhängern vertheidigt ward. Doch konnten seine Lehren vermöge ihrer Tiefe nie zum Volksglauben werden.

Der kirchliche Realismus in Karthago. Tertullian. † 220.

Wie die beiden Alexandriner die idealistische Seite des Christenthums ausbildeten und ihm die heidnische und gnostische Weltweisheit in ihren gesunden Elementen zu gewinnen trachteten, so vertrat der kühne **Tertullianus**, anfangs Redner und Sachwalter, dann in männlichem Alter zum Christenthum bekehrt, Presbyter der Kirche zu Karthago, die realistische und praktische Geistesrichtung. In die düstere, strenge Weltanschauung der Montanisten (S. 409) gebannt, bekämpfte er die griechische Weltbildung als die Mutter der Häresie und des Abfalls vom Evangelium, verfocht die positive Christenlehre in allen ihren Theilen als ein von Oben Gegebenes, göttlich Geoffenbartes, und setzte den Vernunftbedenken einen kühnen „Glaubenstrotz" entgegen. In so weit huldigte auch er der griechischen Philosophie, die er gründlich kannte, daß er in der Tiefe der Menschenseele ein Gottesbewußtsein annahm, das, wie sehr es auch manchmal entartet und von Leidenschaften umnachtet sei, doch wieder aus der Betäubung erwache. Zum vollen Bewußtsein des Göttlichen komme die Seele erst durch Christus, erst wenn sie durch den Eintritt in die Kirche zum neuen Leben wiedergeboren werde. Denn nur die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, „die auf dem von den Aposteln gelegten Grund ruhe und ihre Ueberlieferung rein bewahre", sei im Besitz der Wahrheit. Außer der Kirche sei kein Heil.

Lehren und Charakter.

Tertullian ist einer der kühnsten Vorfechter für die Macht der **katholischen Kirche**. Indem er aber mit unerbittlicher Strenge alle Häretiker verdammt, die ihre eigenen subjectiven Ansichten höher halten als die Auslegungen und Satzungen der Kirche, desto mehr sucht er diese selbst zu reinigen, damit sie auch in der That eine Gemeinschaft der Heiligen sei, desto heftiger eifert er als strenger Zuchtmeister gegen die laxe Disciplin der römischen Kirche, die ihm schlimmer erscheint als eine „Räuberhöhle". Kunst und Poesie fanden vor seiner rigoristischen Sittenstrenge keine Gnade, und das Theater nannte er ein Haus des Teufels. Der Christ sollte allen weltlichen Freuden absterben, nur Gott und seinem Worte leben; er sollte keine anderen Waffen führen als der Meister geführt, und zu keiner andern Fahne schwören als zu der des Heilandes; er sollte keines anderen Heerführers Dienstmann sein und mithin den Kriegsdienst meiden. Dem Leben in freiwilliger Ehelosigkeit legte er große Heiligkeit bei, und eine geschlossene Ehe galt ihm für unauflöslich; selbst der Tod könne sie nicht trennen, daher sei eine zweite Ehe unerlaubt und dürfe von der Kirche nicht gestattet werden. Auch in seinen **Glaubensansichten** gibt Tertullian einen derben Realismus kund. Im Gegensatz zu der verfeinerten, geistig gesteigerten Gottesidee der Alexandriner nimmt

Tertullian einen persönlich lebendigen Gott in Menschengestalt an und die Existenz der Seele ist ihm nur mit und in dem Körper denkbar; beide sind ihm wie zwei Geschwister verbunden. Und wie er auf Erden eine Fortpflanzung der Seele mit dem Körper und somit eine Uebertragung der dem Menschengeschlecht anhaftenden „Erbsünde" lehrte, so im Jenseits eine Auferstehung des Leibes. So nahm bei Tertullian alles Göttliche eine plastische Gestalt an; „die abstracte Idee genügte ihm nicht, er liebte das Concrete, das Faßbare, das Compacte." Ein fruchtbarer Schriftsteller hat Tertullian aus afrikanischem Latein (S. 352) dem Christenthum eine Literatur errungen, „in welcher geistreiche Rhetorik, wilde Phantasie, grobsinnliches Auffassen des Idealen, tiefes Gefühl und juridische Verstandesansicht mit einander kämpfen." Seinem tiefen und fruchtbaren Geist fehlte Anmuth, Harmonie und die „Zucht der besonnenen Selbstbeherrschung".

Cyprian.

Tertullians Landsmann und Geistesverwandter war der schon erwähnte Cyprian. Einer angesehenen Familie entstammt und in heidnischer Wissenschaft erzogen trat er aus eigenem Antrieb zum Christenthum über und bereitete sich, den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens der Armen- und Krankenpflege widmend, durch strenge Bußübungen für den geistlichen Stand vor. Zum Presbyter geweiht nahm er die ihm durch Volkswahl angetragene Bischofswürde nach einigem Bedenken und Sträuben an, lud aber dadurch den Neid und die Unzufriedenheit der älteren Amtsgenossen auf sich; und wenn er auch Anfangs sich Mühe gab, sie durch Beiziehung zu allen Berathungen und Beschlußfassungen zu versöhnen, so durchbrach doch bald seine energische herrschsüchtige Natur die Schranken der Schonung. Ein Kirchenfürst im vollen Sinne trat er mit strenger Kirchenzucht dem schlaffen und ungebundenen Leben, das in dem reichen herrlichen Lande unter den Wirkungen eines langen Friedens in allen Ständen eingerissen war, scharf und rücksichtslos entgegen. Erweckte er sich schon dadurch viele Gegner, die ihre Stimme laut wider ihn erhoben, so wuchs die Zahl seiner Widersacher und das Gewicht ihrer Vorwürfe, als derselbe Mann, der sich der Decischen Verfolgung durch die Flucht entzogen, nach hergestellter Sicherheit die Kirchengesetze in ihrer ganzen Strenge wider die „Gefallenen" in Anwendung brachte, behauptend, zu fliehen sei erlaubt, nicht aber den Glauben zu verleugnen. Selbst die Fürbitten der „Bekenner" (Confessoren), welche in den Tagen der Drangsal Verfolgung und Gefangenschaft erduldet, blieben lange wirkungslos.

Ein Streiter für das bischöfliche Kirchenregiment.

Einige Zeit widerstand Cyprian der Opposition der „Bekenner"; endlich neigte auch er sich zur Milde; nun traten aber seine bisherigen Gesinnungsgenossen unter den Presbytern als seine Widersacher auf, um unter diesem Vorwand die Aristokratie der Bischöfe zu brechen; einige derselben, an ihrer Spitze Novatus, trieben es zum offenen Abfall Aber der leidenschaftliche Eifer und die unlauteren Motive der Gegner verschafften dem Bischof neues Ansehen. Während Novatus mit seinem Anhang nach Rom flüchtete und dort in Verbindung mit der gleichgesinnten Partei des Novatianus die erwähnte Secte der „Novatianer" gründete, versöhnte Cyprian durch seine Hingebung und werkthätige Liebe bei Gelegenheit einer Pest die Gemüther und erwarb sich aufs Neue volles Vertrauen. Die sieben Jahre, die er bis zu seinem erwähnten Märtyrertod noch in Karthago verlebte, waren der Begründung der Kirchengewalt und der

Bischofswürde gewidmet. Hatte er in Novatus die demokratischen Ansprüche der Presbyter bekämpft, so widersetzte er sich in einem Streit über die Ketzertaufe den Uebergriffen Roms, indem er dem dortigen Bischof, der aus Gründen des Herkommens die Gültigkeit der von Häretikern vollzogenen Taufhandlung rechtfertigte, den Satz entgegenstellte, daß die Wahrheit nicht aus der Gewohnheit, sondern aus der Vernunft zu erkennen sei, und die Bischöfe Asiens und Afrika's zu einem verwerfenden Beschluß gegen Rom bewog. Dennoch hat sich die römische Observanz bis zur Stunde erhalten. Aber der Widerstreit hat die Kirche nicht gehindert, den afrikanischen Märtyrer unter ihre Heiligen zu zählen. Cyprian war ein mächtiger Kämpe für die „Einheit der Kirche" unter bischöflichem Regiment. Diese kirchliche Einheit und Allgemeinheit durch Wort und That zu begründen war die Aufgabe seines Lebens. Abtrünnige und Häretiker waren ihm gleich der Rotte Korah. Aber je mehr er die sichtbare Kirche unter Streit und Widerwärtigkeiten ringen sah, desto sehnsüchtiger richtete er seinen Blick und seine Hoffnung auf die triumphirende Kirche im Himmel und auf das selige Leben im Jenseits.

Ausbildung der altkatholischen Kirche. 1. In den Glaubensbegriffen.

Die Glaubenssysteme, die aus der Verbindung christlicher Lehren und philosophischer Speculationen hervorgingen und von dem christlichen Gesammtbewußtsein als „Häresien" ausgestoßen wurden, hatten großen Einfluß auf die Ausbildung der Kirchenlehre und Kirchenverfassung. Das einfache Taufbekenntniß, daß Christus der von den Propheten verheißene Messias sei, der Sohn Gottes und der Heiland der Welt, wurde allmählich zu dem sogenannten „apostolischen Symbolum" erweitert, durch das die wahre Stellung Christi und sein Verhältniß als Erlöser der Welt gegen die Auffassungen der Häretiker festgesetzt und der Glaube an Gott Vater, Sohn und Geist, an Sündenvergebung und Auferstehung zum Gericht als Vorbedingung der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft aufgestellt wurde, eine „Glaubensregel", die in Verbindung mit der lebendigen Tradition und den zum Kanon vereinigten heil. Schriften das christliche Bewußtsein des Zeitalters wider die herrschenden Gegensätze in der öffentlichen Meinung aussprach. Und da die meisten Irrlehren das Geheimniß der Menschwerdung Gottes, den Begriff des Logos und das Verhältniß des Sohnes zum Vater zum Ausgang hatten, so bildete sich frühzeitig als Damm gegen die extremen Richtungen, die entweder Jesus nur für einen Menschen hielten, wenn auch durch den heil. Geist von der Jungfrau geboren und zum Herrn der Kirche erhoben, oder an der Hand griechischer Begriffsentwickelung im Logos eine Emanation der göttlichen Ursubstanz und in Christus den Fleisch gewordenen einigen Gottesgeist erkannten und somit die Gottheit in die Endlichkeit zogen, die Lehre von der Dreieinigkeit aus, „daß der unsichtbare ewige Gott und Vater sichtbar erschienen sei und sich menschlich geoffenbart habe in Jesu Christo seinem Sohn, und von nun an in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geist."

Die Monarchianer.

Neben der sinnlichen Auffassung Tertullians, wornach der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt einen zeitlichen Anfang seines Daseins und als zweite Persönlichkeit eine untergeordnete (subordinirte) Stellung hatte, und der geistigen der alexandrinischen Gelehrten, bei

welchen der das Verhältniß Gottes und der Welt vermittelnde Charakter des Logos in der Einheit mit Gott beinahe ganz entschwand, erlangten im 3. Jahrhundert die Ansichten der „Monarchianer" große Verbreitung. Praxeas, unter Marc-Aurel ein standhafter Bekenner, kam von Kleinasien nach Rom, um die Anerkennung der Montanisten zu hintertreiben und lehrte, daß der Vater im Sohn Fleisch geworden, somit Gott und Christus nur Ein Begriff seien. Da er und seine Anhänger diese Identitätslehre so folgerichtig durchführten, daß sie sogar den Vater in dem Sohne leiden ließen, so erhielten sie den Namen „Patripassianer". Der bedeutendste Vertreter der monarchianischen Richtung war Sabellius, Presbyter von Ptolemais um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Nach ihm sind Vater, Sohn und Geist die verschiedenen Offenbarungsformen (Prosopa) der höchsten Einheit (Monas), die sich durch eine „dialektische Thätigkeit" (Logos) in einem fortgehenden Entwickelungsprozeß als Trias in der Weltgeschichte entfaltet. Einige Zeit blieb diese Ansicht unangefochten; aber bald wurden auch die Sabellianer, weil sie der Persönlichkeit Christi nicht die wahre Ehre gaben, als Häretiker ausgeschieden. Als Paulus von Samosata, seit 260 Bischof von Antiochien, die verschiedenen Ansichten der Monarchianer zu vereinigen suchte durch die Lehre, „daß Jesus durch den heil. Geist als Mensch erzeugt sei, mit welchem sich der göttliche, nun erst persönlich gewordene Logos eigenthümlich verbunden habe", wurde er auf der Synode zu Antiochien, 269, durch die syrischen Bischöfe abgesetzt. Als Paulus, ein eitler, weltlich gesinnter und wegen seines Strebens nach Hofgunst bei der Kaiserin Zenobia von Palmyra übel berüchtigter Prälat sich weigerte, den Kirchensitz zu räumen, so überwies der heidnische Kaiser Aurelian den Streit dem Bischof von Rom, der im Sinne der Synode entschied.

Neben der Natur Christi war besonders das Verhältniß der Menschenseele zur Gottheit und zur Welt das große Problem, das die alte Kirche gegen den Mißbrauch kühner Speculation schützen zu müssen glaubte. Wenn Origenes nach Plato's Vorbild der Seele eine vom Körper unabhängige Existenz zuschrieb, Tertullian dagegen eine natürliche Fortpflanzung derselben annahm; so begnügte sich die alte Kirche mit dem Glaubenssatz, „der Mensch sei nach Gottes Bilde geschaffen und ein freies, zur Unsterblichkeit berufenes Wesen", ohne in die Ergründung dieses unerforschlichen Geheimnisses tiefer einzudringen; und wenn gleich auch jetzt schon die Ansicht von einer durch die „Erbsünde" verderbten Menschennatur in einigen Spuren hervortrat, so hielt man doch den Glauben an den freien Willen und die sittliche Selbstbestimmungsfähigkeit des Menschen aufrecht. Diese Freiheit aber war in Gefahr, durch die Dämonen — denn nach dem Glauben der alten Kirche stand der Mensch fortwährend unter dem Einfluß guter und böser Geister — auf Irrwege geführt zu werden, wenn nicht die Gnade Gottes ihr zu Hülfe kam und die Tugend des Menschen stärkte. Wo aber diese göttliche Mitwirkung sich mit der menschlichen Willensthätigkeit zum kräftigen Widerstand vereinigt, da wird die Gewalt des böse Feindes überwunden. Denn seine Macht war durch Christus gebrochen. Auch über die Auferstehung wurde erst im 4. Jahrhundert die realistische Auffassung eines Tertullian der mehr geistigen des Origenes vorgezogen und die „Auferstehung des Fleisches" zum Dogma erhoben.

So lange der christliche Glaube nur auf dem mündlich fortgepflanzten „Worte Gottes" beruhte, war er stets in Gefahr von dem Strudel subjectiver 2. Kanon u. Tradition.

Auffassungen und Ausdeutungen fortgerissen zu werden. Und wer bürgte überhaupt dafür, daß nicht fremdartige Lehrmeinungen und Vorstellungen durch die dehnbare Ueberlieferung sich in die Christenlehre eindrängten und sie entstellten? Man war daher frühzeitig bedacht, die vorhandenen Evangelien und die Sendschreiben der Apostel zu sammeln und ihnen durch Vervielfältigung eine große Verbreitung zu geben, mithin der „Tradition" einen festen „Kanon" entgegenzusetzen, die Freiheit der mündlichen Lehre durch die Gebundenheit der Schrift, das subjective Urtheil des Einzelnen durch die Regel der Gesammtheit zu begränzen. Als die junge Kirche die heil. Schriften in einen Kanon faßte und als Zaun gegen Uebergriffe und Entstellungen aufrichtete, handelte sie mit richtigem Takt; denn je weiter man sich vom apostolischen Zeitalter entfernte, desto näher trat die Gefahr, daß die mündliche Tradition durch menschliche Zusätze getrübt wurde. Aber man ging nicht mit strenger Folgerichtigkeit zu Werke, sondern öffnete neben dem Kanon auch der „Erblehre" den Eintritt in die Kirche.

3. Kirchenverfassung.

Nicht blos für die Entwickelung der Kirchenlehre waren die Lehrmeinungen der Häretiker von großem Einfluß; in noch höherem Grade wirkten sie auf die Ausbildung der Kirchenverfassung ein. Wir haben früher gesehen, daß die ersten von den Aposteln gegründeten Gemeinden in brüderlicher Gleichheit und freiwilliger Gemeinschaft der Güter lebten, daß der Begriff eines allgemeinen Priesterthums aller Christen vorwaltete und Jeder der Gemeinde mit der Gabe diente, die ihm der Herr verliehen, daß also eine demokratische Gesellschaftsverfassung die Gläubigen vereinigte und nur um der Ordnung willen einige aus ihrer Mitte zu Aeltesten (Presbytern), andere zu Helfern (Diakonen) durch allgemeine Wahl eingesetzt wurden. Andere Aemter, wie das eines Vorlesers (Lector), der die heil. Schriften aufbewahrte und in der zur Andacht versammelten Gemeinde vorlas; wie das der Exorcisten, die bei der Taufe Gebetsformeln aussprachen, wodurch die bösen Geister gebannt werden sollten, wie die Akoluthen und Thürhüter, welche die geringeren Kirchendienste versahen, wurden im Laufe der Zeit durch die wachsenden Bedürfnisse geschaffen. Die Aeltesten wurden auch „Aufseher" (Episkopen oder Bischöfe) genannt, ohne daß zwischen beiden Benennungen ein Unterschied zu erkennen wäre; es waren zwei Namen für dasselbe „Amt"; je nachdem man sie als die Häupter und Vertreter der Gemeinde oder als die das Ganze überwachenden Aufseher betrachtete, wurden sie mit dem einen oder andern Namen belegt. Die Presbyter oder Bischöfe hatten die Aufsicht über die Sitten, die Leitung des Gottesdienstes und die Besorgung der äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, die Diakonen, gewöhnlich sieben an Zahl, und ihre Gehülfen, die Subdiakonen, standen der Verwaltung des Gemeindevermögens, der Armen- und Krankenpflege vor, wobei sie von Frauen, Diakonissen, unterstützt wurden. Jede Gemeinde bildete ein abgeschlossenes Ganze; kein anderes Band als der gleiche Glaube und die gleiche Liebe zum Heiland umschloß die Glieder der großen Gemeinschaft. — Aber dieser lockere Gemeindeverband setzte die junge

Kirche der Gefahr aus, durch die häretischen Lehren in die Verwilderung heidnischer Religionsformen hineingerissen zu werden. Es war daher ein Gebot der Selbsterhaltung, daß die Kirche innerlich und äußerlich das Einheitsprincip aufstellte. Dieses glaubte man am besten zu erreichen, wenn man bei den ansehnlicheren Gemeinden auf die Gründung zurückging und das religiöse Leben, wie es sich in Lehre, Sitte und Cultusformen entwickelt hatte, als apostolische Einrichtung, als Frucht der von den Stiftern gestreuten göttlichen Aussaat darstellte. Führte dieses Verfahren innerlich zur Festsetzung gemeingültiger Glaubenslehren vermittelst Tradition und Kanon, zu einem die Gesammtheit oder doch die bedeutende Mehrheit der Christenwelt umfassenden kirchlichen Lehrbegriff, der im Gegensatz zu den Häretikern, „die ihre selbstgemachte oder selbstgewählte Wahrheit höher achteten als die objective Wahrheit der katholischen Lehre", als allgemeine oder katholische Kirchendoctrin, als die von den Aposteln den ersten Bischöfen mündlich übergebene, von diesen unverfälscht auf ihre Nachfolger fortgepflanzte Kirchenlehre gelten konnte; so zeigte es äußerlich die Vortheile eines von den Aposteln in ununterbrochener Reihenfolge hergeleiteten Kirchenregiments, eines Oberhaupts und Gemeindevorstehers, der als Nachfolger des apostolischen Stifters im Besitze aller der himmlischen Gaben sei, die der Stifter einst über die Kirche ausgegossen.

Dieser Auffassung kamen die Zeitverhältnisse zu statten. Die Mehrung der Gläubigen machte die Gründung neuer Gemeinden theils in derselben Stadt, theils in der Umgegend nothwendig. Damit nun die Tochterkirche der Mutterkirche, das Abbild dem Urbilde, vollkommen gleich sei, hielt man sich an das durch Tradition überlieferte Verfahren, so daß ein an Alter, Würde und Ansehen besonders hervorragender Presbyter gleichsam als Stellvertreter und Nachfolger des Apostels bei der Errichtung der neuen Gemeinden thätig war und auch in der Folge als deren „Aufseher" eine gewisse Autorität übte. Dieses Aufseheramt erstreckte sich sowohl über die äußere kirchliche Ordnung, über Gottesdienst und Verwaltung der Gnadenmittel, der Taufe und des Abendmahles, als über die Reinheit der Lehre gegenüber den häretischen Sondermeinungen; und seine Ansprüche auf Rechtgläubigkeit gründeten sich vorzugsweise auf ererbte Tradition und die angebliche apostolische Succession. Man bildete den Glauben aus, jeder Apostel habe bei der Pflanzung einer Gemeinde einen der Aeltesten zum Aufseher und Vorsteher eingesetzt und ihn durch Mittheilung des heiligen Geistes mittelst Auflegen der Hände zu seinem Nachfolger geweiht, ein Verfahren, das dieser wieder vor seinem Tode an einem andern Nachfolger beobachtet habe. Diese Ansicht von der Uebertragung des heiligen Geistes in ununterbrochener Reihenfolge durch geweihte Hände von den Tagen der unmittelbaren Jünger Jesu war für die Bestreitung häretischer Lehren von zu großem Gewichte, als daß nicht die Kirche frühe sich derselben hätte bemächtigen sollen, um durch den Charakter der Einheit und Allgemeinheit (Katholicität) sich zu schirmen und zu stärken. Nach den Briefen, die dem Ignatius von Antiochien zugeschrieben werden, und nach dem „Sendschreiben an die Korinther", als dessen Verfasser der römische Clemens gilt, wären die „Bischöfe" schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts über den Presbytern gestanden und die Gemeinden in ihrem geistlichen Leben ganz von ihnen abhängig gewesen; allein gerade die Wichtigkeit so alter Zeugnisse für eine der kirchlichen Hierarchie späterer Zeit so günstige Einrichtung machte von

Das Episkopat.

Die Ignatianischen Briefe und die Clementinen.

jeher die Echtheit verdächtig; und wie viele Beweise die theologische Wissenschaft bisher für alle oder einzelne ins Feld geführt hat, die Echtheit oder Unechtheit des „Pseudo-Ignatius“ und „Pseudo-Clemens“ ist noch bis zur Stunde eine offene Streitfrage. Ihr Zusammentreffen in dem entscheidenden Grundgedanken, „daß es für den Einzelnen wie für das Ganze kein anderes Heil gebe, als in der zum Bischof, zu Christus, zu Gott aufsteigenden Einheit, daß man, sobald man von dieser Einheit lasse, allen Gefahren der Irrlehre und Sünde, der traurigsten Getheiltheit und Zerrissenheit preisgegeben sei“, ist um so merkwürdiger, als der eine ebenso entschieden der Paulinischen Richtung angehört, wie der andere, als angeblicher Nachfolger des Petrus, sich zur judäischen Auffassung bekennt.

Der Grundgedanke aller auf den Episkopat sich beziehenden Ignatianischen Briefe, bemerkt Baur, ist folgender: „Die Bischöfe sind die Repräsentanten und die Organe der kirchlichen Einheit wesentlich in so fern, als sie dem specifischen Charakter des Episkopats gemäß die unmittelbaren Repräsentanten, Bevollmächtigte und Organe Gottes und Christi sind. In ihnen hat sich Christus, so zu sagen, vervielfältigt, in ihnen hat er sich innerhalb des Bereichs der Christenheit eine sinnlich wahrnehmbare Allgegenwart gegeben. In allen Gemeinden ist er es wesentlich, der durch das Organ des Bischofs handelt und die Lebensbewegung leitet. An der Spitze jeder einzelnen Gemeinde steht also wesentlich Einer und Derselbe, wenngleich mittelst individuell verschiedener Repräsentanten und Organe. Und somit sind denn freilich alle einzelnen Gemeinden unter einander zur durchgreifendsten Einheit verbunden, aber schlechthin nur unter der Bedingung, daß jede sich organisch an ihren Bischof anschließt.“ — Eben so führt der Clementinische Korintherbrief den Satz durch, Christus habe die Apostel Petrus und Jacobus als Verkündiger seiner Worte zu Bischöfen in Rom und Jerusalem eingesetzt; deshalb sei der Bischof, indem er durch die Ordination zum Inhaber der wahren Glaubenslehre gemacht werde, für seine Gemeinde der Stellvertreter Gottes und Christi, auf welchen alle dem Bischof erwiesene Ehre und Unehre zurückgehe, er sei also das Organ der Einen Wahrheit in seinem Kreise. Und in den „Homilien“ werden die Grundsätze dieses Systems folgendermaßen weiter entwickelt: „Die Kirche wird mit einem Schiffe verglichen, das im heftigsten Sturm Menschen aus den verschiedensten Gegenden trägt, dessen Herr Gott, dessen Lenker Christus, dessen Vorruderer der Bischof, dessen Passagiere die große Menge der Christen sind und das endlich zu dem ersehnten Hafen der ewigen Glückseligkeit hinführt. Vor allem ist daher nothwendig, daß die Kirche eine wohlgeordnete Verfassung habe. Dies kann nur dadurch geschehen, daß einer herrscht. Denn die Ursache der vielen Kriege liegt darin, daß es viele Könige gibt; wenn nur Einer herrschte, so würde ewiger Friede auf Erden sein. Deshalb hat Gott Einen zum Herrscher derer eingesetzt, welche des ewigen Lebens gewürdigt werden, Christus. So ist zwar Christus der Herr der Kirche, aber seine Stelle muß auch sichtbar vertreten werden. Dies geschieht durch den Bischof. Der Bischof nimmt die Stelle Christi ein, wer sich gegen ihn vergeht, sündigt gegen Christus, die ihm erwiesene Ehre wird Christo erwiesen, er hat Macht, zu lösen und zu binden. Von der Verbindung mit ihm hängt die Seligkeit ab, durch ihn wird der Einzelne zu Christus und von Christus zu Gott geführt, wer daher dem Bischof Gehorsam beweist, wird die Seligkeit erlangen, wer nicht, von Gott bestraft werden. Die Pflicht des Bischofs ist dagegen, nicht tyrannisch zu befehlen, wie die Fürsten der Heiden, sondern wie ein Vater die Beleidigten zu schützen, wie ein Arzt die Kranken zu besuchen, wie ein Hirt seine Gemeinde zu bewachen, mit einem Worte, für Aller Heil zu sorgen. Mit irdischen Geschäften darf er sich nicht befassen, diese kommen den Laien zu, seine ganze Sorge muß auf die himmlischen Dinge gerichtet sein, er hat über das Heil Aller zu wachen, ganz besonders kommt ihm die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre zu. Wie an den Bischof die Presbyter und an diese die Diakonen sich anschließen, so ist der Mittelpunkt der ganzen Gemeinschaft der Bischof von Jerusalem, als Oberbischof, welchem daher vorzugsweise

die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre in der ganzen Kirche zukommt, und der dann selbst Petrus beständig von seiner Wirksamkeit Rechenschaft zu geben hat."

Mit dem Episkopat, das in dem jüdischen Hohenpriester von Jerusalem wie in dem Oberpontifex in Rom ein förderndes Vorbild hatte, rückten auch die Presbyter vor. Schon der Umstand, daß bei der zunehmenden Lehrentwickelung größere Kenntnisse zur Leitung des Religionsunterrichts nothwendig wurden, die nur durch längere Studien erworben werden konnten, so wie die bei der Zunahme der Gemeinden sich mehrenden Geschäfte führten zu einem Priesterstand, dem die Besorgung der religiösen und kirchlichen Angelegenheiten Lebensberuf sein mußte, dem vor allen Dingen das „Hirtenamt", die Seelsorge, oblag. So kam schon im 2. Jahrhundert die Vorstellung eines Priesterthums auf, als eines Mittleramtes zwischen Christus und der Gemeinde, dem die kirchliche Rede und heilige Handlung als Vorrecht zustände; doch blieb das Priesterthum aller Christen noch in „idealer Geltung" und die Gemeinde übte noch immer die Besetzung der Kirchenämter in ihrer dreifachen Abstufung als Bischöfe, Presbyter (Priester) und Diakonen durch freie Wahl. Erst im Kampfe gegen die Gnostiker und Montanisten gelangte die Idee von einem geistlichen Stande, der durch priesterliche Weihe oder Ordination der Inhaber und Verwalter göttlicher Gnadenmittel sei, zu ihrer vollen Entwickelung, so daß sich die kirchlichen Beamten, an ihrer Spitze die Bischöfe, als „auserwählter Stand", Klerus, dem „Volke" oder Laien gegenüberstellten. Damit hielt die Ausbildung der „katholischen" Kirche gleichen Schritt. Daß besonders im Abendland dieser hierarchische Charakter der alten Kirche zur Erscheinung kam, lag theils in den gesteigerten Ansprüchen der römischen Gemeinde, welche die Bedeutung Roms als Hauptstadt der Welt auf ihre Kirche und deren Vorstand übertrug, theils in der hierokratischen Energie des „Kirchenfürsten" Cyprian von Karthago. Durch ihn wurde die Episkopatsidee in ihrer Folgerichtigkeit ausgebildet und verwirklicht. Klerus u. Laien.

Nach Cyprians Auffassung war es der Episkopat, „in welchem erst die christliche Kirche das Bewußtsein ihrer im Glauben an Christus begründeten Einheit und in diesem Bewußtsein die Macht einer alle Häresen und Spaltungen überwindenden, über alles Particuläre übergreifenden, alles Extreme abschneidenden, alles Verwandte einigenden katholischen Kirche und eben damit auch den festen Bestand einer geschichtlichen Existenz gewann." Auf die Bischöfe dachte er sich Alles übergegangen, was Christus selbst den Aposteln als ihren höchsten Vorzug ertheilt hatte. „Sie sind vorzugsweise die Träger und Inhaber des der Kirche immanenten göttlichen Geistes, und wie Christus den Aposteln mit der Ertheilung seines Geistes auch die Vollmacht der Vergebung der Sünden verliehen hat, so ist auch bei den Bischöfen dieses Recht, als die höchste der Kirche verliehene Gewalt, an den Besitz des Geistes geknüpft." Die später zur Ausbildung gekommene Lehre von der „Schlüsselgewalt" war die folgerichtige Durchführung dieser Idee.

Je mehr aber der Episkopat sich als das „Bewußtsein der Kirche" hinstellte, desto mehr trat der ganze Klerus als bevorzugter Stand dem Volke gegenüber desto mehr gestaltete sich das Priesterthum zum geistlichen Mittler- Die Hierarchie.

amt, desto mehr gingen die Rechte der Gemeinde an die priesterliche Hierarchie über, bis zuletzt die Presbyter und Diakonen von den Bischöfen eingesetzt und zu ihrem Amte geweiht wurden, und die Geistlichen der Landgemeinden in ein untergeordnetes Verhältniß zu dem Bischof der Stadt, dem Oberhaupte des Sprengels oder der Diöcese traten, so wie dieser seinerseits wieder dem Bischof der Provinzial-Hauptstadt, der den Namen Metropolite oder Erzbischof führte, untergeben war. Hatte Anfangs Jerusalem vermöge seines heiligen Charakters das höchste Ansehen, so trat nach der Zerstörung dieser Stadt Rom an die erste Stelle, theils wegen seiner politischen Bedeutung, theils weil die Gründung der römischen Kirche auf den „Apostelfürsten" Petrus zurückgeführt ward. Doch fanden die Ansprüche des römischen Bischofstuhles auf den ersten Rang nur im Abendlande Geltung, und selbst da nicht ohne mannichfachen Widerspruch (s. unten); im Morgenlande erfreuten sich Antiochia und Ephesus, die alten „Apostelsitze", des größten Ansehens, neben welche dann im 3. und 4. Jahrhundert Alexandrien und Konstantinopel in die erste Linie traten, jenes wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, dieses wegen seines politischen Ranges als neue Hauptstadt des Reiches.

Synoden. Das Streben nach kirchlicher Einheit gegenüber den Irrlehren der Häretiker führte naturgemäß zu den Synoden und zur Begründung einer kirchlichen Disciplin nach festen Normen. Es war natürlich und nothwendig, daß die Vertreter der katholischen Kirche sich über Lehre, Kirchenrecht und christliche Lebensordnung durch gemeinsame Berathung verständigten und gemeingültige Beschlüsse faßten. So lange die Christen unter dem Druck und Argwohn der Heiden standen, konnten keine größeren Versammlungen abgehalten werden. Die ersten Synoden beschränkten sich daher auf kleinere Kreise. Solche fanden am Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrhunderts in Kleinasien statt, als es galt den montanistischen Streitigkeiten mit einem einmüthigen Beschluß entgegen zu treten und eine feste Ordnung über die Osterfeier aufzustellen. Aber erst mit der Ausbildung des Episkopalsystems erhielten die Synoden, auf welchen die Metropoliten mit ihren Landesbischöfen über alle kirchliche Angelegenheiten gemeingültige Beschlüsse faßten, ihre volle Bedeutung. Der heilige Geist (Pneuma), der nach dieser Kirchenlehre jedem einzelnen Bischof inwohnte, mußte in seiner vollen Erscheinung in den allgemeinen Versammlungen („ökumenischen Synoden oder Concilien") thätig sein. Denn „wie schon die von den Aposteln zu Jerusalem gehaltene Versammlung ihren Beschluß im Namen des heil. Geistes erließ (Apgesch. 15, 28) und in der Folge auch Provinzial-Synoden derselben Formel sich bedienten, so mußten um so mehr die auf einer ökumenischen Synode versammelten Bischöfe in ihrer Gesammtheit dafür gelten, daß durch sie unter der Einwirkung des heil. Geistes der Wille Gottes sich offenbare." Die ökumenischen Synoden, die erst unter den christlichen Kaisern sich in ihrer Freiheit und Bedeutsamkeit entwickeln konnten, übten daher die gesetz-

gebende Gewalt und bestimmten das Kirchenrecht und bei streitigen Glaubenslehren (Dogmen) galten die von der Mehrzahl gebilligten, gewöhnlich von allen Extremen entfernten Beschlüsse als die allgemeine (katholische) Kirchenlehre, während die Ansicht der Minderzahl als Irrlehre (Häresie oder Ketzerei) angesehen ward, deren Bekenner, wenn sie sich nicht der Majorität unterwarfen und durch Kirchenbuße ihre Reue bezeugten, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden und gewöhnlich als verachtete oder gedrückte Secte verkümmerten.

Excommunication u. Buße.

Für die Wiederaufnahme aller derer, die sowohl wegen falscher Lehrmeinungen als wegen anderer Sünden und Vergehen durch den Bann (Excommunication) als Unwürdige oder Abtrünnige von der Gemeinschaft ausgestoßen wurden, bildeten sich verschiedene Ordnungen der Kirchenzucht. Erst nach einer Reihe demüthiger Bußhandlungen konnten sie die Absolution und Wiederaufnahme erlangen. „Die Macht eines aufgeregten Gewissens und der Schrecken einer Verstoßung aus der alleinseligmachenden Kirche bewegte zur Uebernahme selbst der furchtbarsten Bußen. Denn der Unterschied einer Verstoßung vor Gott und aus der Kirche konnte nur selten zum Bewußtsein kommen." In Zeiten der Verfolgung machte die Menge der Abtrünnigen und reuig Wiederkehrenden eine Milderung der Kirchenstrafen rathsam, die dann auch von den Gemeinden und Bischöfen, oft auf die Fürbitte der standhaften Bekenner und geretteten Märtyrer, gewährt ward.

Resultat.

Auf diese Weise wurde in den drei ersten Jahrhunderten eine amtliche Priestermacht gegründet, welche der Gemeinde ihre kirchliche Autonomie und Selbstthätigkeit raubte und dem levitischen Geist, dem heidnischen und jüdischen Priesterstolz, dem Jesus so entschieden entgegen getreten war, von Neuem Zugang in das Heiligthum der Religion verschafft. Die Kirche verlor ihre feste Grundlage in der Gemeine der Gläubigen, und indem sie sich von dem „Volke" absonderte, erhob sie sich als eine priesterliche und bischöfliche Anstalt, die den Grundsatz aufstellte, daß sie das Heil allein zu verwalten, zu spenden oder zu versagen habe, je nachdem sie Gehorsam fände oder nicht, die mit ihren Satzungen die Lehre, die Ordnungen des Lebens und der Gottesdienste festsetzte, die das Evangelium von Christo unter ihre Auslegung und Obhut stellte, die jeden Widerspruch gegen ihre Beschlüsse als Ketzerei bannte und verfolgte, und die bald an dem Rest der Heiden die traurige Vergeltung der Verfolgung übte.

Die Anfänge des Klosterwesens

Während auf diese Weise die Kirche an ihrem inneren Ausbau rüstig arbeitete, zeigten sich die ersten Keime der religiösen Lebensformen, denen sie in der Folge ihren Sieg über die Welt vorzugsweise zu danken hatte. Der Hang zur Weltentsagung und zum contemplativen Einsiedlerleben, der morgenländischen Natur tief innewohnend, erhielt durch das Christenthum einen neuen Impuls. Im Gegensatz wider die sinnlichen und geistigen Freuden des Heidenthums kam eine ernste und düstere Weltanschauung auf. „Die Erde wurde ein Jammerthal und das Heimweh nach einer andern Welt das vorherrschende Gefühl der edelsten Gemüther." Die passiven Tugenden des Duldens und Ertragens, der Todesverachtung und der Feindesliebe waren die Merkmale, daran

man die Jünger Jesu erkannte. Die strengen Sittengebote eines Tertullian und Cyprian, die selbst die schuldlosen Freuden der Welt, selbst die Genüsse der Kunst und Wissenschaft als unheilig verwarfen, kamen der Richtung des Zeitalters und dem angebornen Hang der freiwilligen Entsagung entgegen. Man enthielt sich des Weins, der Fleischspeisen, der gesellschaftlichen Genüsse; die Enkratiten gebrauchten sogar beim Abendmahle nur Wasser. Vor Allem aber galten Gelübde ewiger Keuschheit für verdienstlich. In den Tagen der Verfolgung trat diese Sittenstrenge besonders lebhaft hervor und steigerte sich in einzelnen erregbaren Gemüthern bis zur Weltflucht und Asketik.

Paulus 235—340. Unter Decius floh Paulus in die thebaische Wüste und wohnte 90 Jahre lang in einer Felsenhöhle neben einer frischen Quelle und einem Palmbaum, der ihm Schatten, Nahrung und Kleidung gab. Ein gleiches Einsiedlerleben wählte ein junger Antonius 251—356. Aegypter Antonius. Durch den frühen Tod seiner Eltern reich und unabhängig vernahm er einst an heiliger Stätte die Worte des Evangeliums vom reichen Jüngling (Luc. 18, 22). Er glaubte darin die Stimme Gottes zu erkennen und faßte einen neuen Lebensplan. Ebenso willenskräftig als glaubensstark schenkte er sein Vermögen c. 270. den Armen und ging, in ein härenes Gewand gehüllt, in die Wüste. Zuerst nahm er seinen Aufenthalt in einem Grabmal, dann zog er sich in das verlassene Gemäuer eines halbverfallenen Castells im Gebirge zurück, wo er, von seinen Freunden halbjährig mit Brot versehen, einen schweren Kampf kämpfte sowohl gegen sich als gegen den bösen Feind, der ihn unter allerlei Gestalten versuchte. Als die letzte Christenverfolgung hereinbrach, verließ er seine Einsamkeit. Mit Erstaunen erblickten die Alexandriner den Mann der Wüste in ihren Mauern. Er diente den Gefangenen mit Hülfe und Zuspruch und stärkte die Bekenner vor Gericht. Dem Märtyrertod entging er. Antonius kehrte nach der Wüste zurück, begleitet von vielen Jüngern und Verehrern, die gleich ihm das Leben der Armuth und Enthaltsamkeit wählten. Er selbst durchwachte ganze Nächte, aß nur Brot und Salz, „oft erst am dritten Tag und verschämt, daß ein unsterblicher Geist dies bedürfe". Ein „Arzt Aegyptens im Leiblichen und Geistlichen" heilte er die Kranken, tröstete er die Leidenden und Bekümmerten, versöhnte er die Zürnenden. Nachdem er den Paulus auf seinem Sterbelager besucht, zog er sich noch tiefer in die Wüste 356. zurück und kam nur selten hervor. Dort verschied er in einem Alter von 105 Jahren, von Mit- und Nachwelt als Heiliger verehrt.

Antonius war der eigentliche Begründer des Mönchwesens, indem er die zerstreut lebenden Anachoreten oder Eremiten (Monachi, Mönche) zu einem gemeinschaftlichen Leben um sich versammelte und ihnen Gebet und Handarbeit gebot. Einen Schritt weiter ging sein Schüler Pachomius, der die frommen Söhne der Wüste an eine gemeinsame Lebensordnung (Cönobitenleben) nach einer festen Regel in eingehegten Plätzen oder abgeschlossenen Gebäuden (Claustra, Klöster) gewöhnte. Gleich den Therapeuten (III, S. 305) sorgten sie durch Handarbeit für ihren Lebensunterhalt und für die Dürftigen und gelobten Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Bald traten auch Frauen („Nonnen") zu einem solchen gemeinsamen Leben mit denselben Gesetzen zusammen. So wurde Antonius „nicht durch Bücher, weltliche Weisheit oder Kunst, sondern allein durch Frömmigkeit herrlich", obwohl kinderlos der Vater

eines unermeßlichen Geschlechtes. „Aus den Glaubenskämpfen und aus den Schwärmereien der Wüste wuchsen Charaktere hervor, in denen der heil. Geist großartig darstellte, was der Zeitgeist in dunkler Sehnsucht anstrebte.“

4. Das Germanenthum.

Die germanischen Völker, die in ihren Wäldern eine reine kräftige Natur und Empfänglichkeit für die erhabenen Güter der Seele bewahrt und sich frei gehalten hatten von der Entartung und von dem knechtischen Sinn der Römerwelt, waren vor Allen berufen, den edlen und unvergänglichen Schatz christlicher Bildung und christlicher Sitte in sich aufzunehmen und zu einer neuen Lebensgestaltung zu führen; sie waren die neuen Schläuche, in welche der junge Most gefaßt wurde, nachdem er die alten zersprengt; Germanen und Gallier bildeten das Kriegsheer, mit welchem Constantin das Kreuz zum Siegeszeichen erhob. Es scheint daher zweckmäßig, an dieser Stelle einen Blick zu werfen auf das deutsche Land und auf die Veränderungen und Umgestaltungen, die das Volksleben erfahren seit den Tagen, wo an der Lippe und Weser zwischen Römern und Germanen um die Freiheit gestritten worden.

Der germanischen Natur war die Sonderung nach Stämmen und Völkerschaften eben so angeboren als die freie Einigung in Bundesgenossenschaften nach festen Verträgen, wobei das mächtigste Bundesglied die Oberleitung besaß und dem Ganzen den Namen gab. Solche eidgenössische Einigungen haben wir schon bei den ersten Begegnungen mit den Römern kennen gelernt. Aber im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung trat der Trieb, sich durch Völkerbündnisse zu stärken und dem Eroberungszuge Roms mit größerer Macht Einhalt zu gebieten, entschiedener zu Tage. Schon in dem großen Markomannenkrieg, den Marc-Aurel und sein Sohn Commodus an den Ufern der Donau führten, sind solche Völkerbündnisse germanischer und sarmatischer Stämme nicht wohl zu verkennen (S. 290). Den Waffen und der Staatsklugheit Roms gelang es damals noch, die Eidgenossenschaft zu trennen und durch Sonderverträge mit den Einzelnen ihre Gesammtkraft zu lähmen. Verschiedenheit in Sprache und Sitten, in Leben und Verfassung trennte ohnedies die sarmatischen (slavischen) Jazygen von den germanischen Markomannen und Quaden. Aber ein Menschenalter später begegnen wir in allen Gegenden der deutschen Erde neuen Völkerverbündungen mit neuen Namen, ohne daß wir über Ursprung und Entstehung derselben sichere Kunde erhielten. Nur aus den Kriegsberichten der alten Schriftsteller, die von ihren Einfällen in die Grenzländer und von den Kämpfen der Kaiser und Heerführer am Rhein und an der Donau Meldung thun, hören wir von ihren Thaten und erfahren ihre Namen, welche die neuere Forschung meistens als kriegerische Beiwörter von der Waffe ent-

lehnt, zu deuten gesucht hat. Das Römerreich in seinem Verfall, nur noch durch Waffengewalt zusammengehalten, war für jugendliche unternehmende Völker eine zu lockende Einladung zu Raub- und Beutezügen, als daß sie nicht hätten auf den Gedanken kommen sollen, mit vereinten Kräften zu erstreben, was Einzelnen nicht gelingen konnte. Die altgermanische Sitte des Gefolgwesens (S. 116), wornach sich zunächst die Geschlechtsgenossen, dann auch andere streitbare Männer und Jünglinge an einzelne durch Geburt, Tapferkeit und Waffenruhm hervorragende Kriegsherren oder Heerkönige anschlossen, erleichterten die Verbindungen zu gemeinsamen Raub- und Eroberungszügen, wie sie in der Folge der Bildung geschlossener Völkerschaften in den römischen Provinzländern förderlich waren. Doch waren diese Verbindungen anfangs nur äußerliche zu gemeinsamen Kriegsunternehmungen eingegangene Waffengenossenschaften, ohne Einfluß auf die Verfassung und Selbständigkeit der einzelnen Bundesglieder. Noch lange erscheinen die Stämme als unabhängige Völkerschaften mit eigenen Herzögen oder „Königen", die nur behufs der einheitlichen Kriegführung sich einem allgemeinen Oberhaupte untergeordnet haben.

Franken. 1. Die Franken. So vereinigten sich jene Stämme am Niederrhein, an der Weser und am Harz, die wir als die streitbarsten Feinde der Römer unter Drusus und Germanicus kennen gelernt haben, die Sigambrer, Chamaven, Chatten, Attuarier (an der Lippe), Tubanten (in der Grafschaft Mark) und wohl auch die Bructerer zu einem Bunde, dessen ehrenvolle Benennung der Franken oder Freien (Frechen) die Einzelnamen der Bundesglieder verbarg aber keineswegs vernichtete. „Wenn auch die beiden fränkischen Hauptvölker, die Sigambrer und Chatten," bemerkt Zeuß, „von der Mitte des 3. Jahrhunderts an unter dem Gesammtnamen der Franken zusammengefaßt werden, so handeln sie dennoch, wie früher, noch lange Zeit als besondere und getrennte Völker; sie haben nur den Namen gemein und ein von nun an unbesiegbares Streben, die römischen Länder zu verwüsten, zu berauben und in Besitz zu nehmen." Die Sigambrer bildeten nebst den Chamaven den Kern der Niederfranken, die von ihren Wohnsitzen an der Issel (Isala) den Namen Salier oder salische Franken (in Saalland und Hameland) führten und in der Folge unter Chlodio und Meroveus den nordwestlichen Theil von Gallien eroberten; die Chatten waren der Hauptstamm der Ober- oder Ufer-Franken (Ripuarier), die von Köln bis Mainz seßhaft allmählich zu den alten Wohnsitzen auf der rechten Rheinseite auch die Landschaften an der Mosel bis zur Maas erwarben. Ihre Stammesgenossen, die auf dem vaterländischen Boden zurückgeblieben waren, dehnten sich mit der Zeit über den Main aus und behaupteten als Franken und Hessen die Landstriche an der Regnitz, Werra und Fulda. Von manchen Sprachforschern wird der Name Franken von der Hauptwaffe des Volks, der Franca oder Francisca (Framea) abgeleitet, so daß mithin der Name „Franke" gleichbedeutend mit „Germane" wäre. Uebereinkunft und gegenseitiger Vortheil gaben die ersten Bundesgesetze, welche dann mit der Zeit Gewohnheit und Erfahrung fest kitteten. In freien Landesgemeinden wählten die Franken aus einem der angesehensten Geschlechter ihre Könige. Von den Sachsen im Osten gedrängt setzten sie über den Rhein und entrissen den Römern unter vielen Kämpfen zunächst das belgische Gallien, dessen schwerzugängliche sumpfige Niederungen ihnen einen sichern Standort boten, von wo aus sie zu gelegener Zeit auf neue Eroberungen auszogen. Schon

im 3. Jahrhundert finden wir einen kühnen Streifzug erwähnt, den sie von den Mündungen des Rheins durch Gallien und Spanien unternahmen und reiche Beute heimbrachten. Die Franken waren ein mit Speer und Streitkolben (Franca) wehrhaftes Volk, das Kühnheit mit Schlauheit verband und der römischen Hinterlist mit gleichen Waffen begegnete. Der „Reinecke Fuchs" wie die Sage von Sigfried und den Nibelungen, die von den niederländischen Franken ausgegangen zu sein scheinen, sind die Ausdrücke beider Eigenschaften. Sie waren über ein Jahrhundert die Geißel des gallischen Provinzlandes, bis sie ihre Herrschaft darin aufschlugen. Ihre nördlichen Nachbarn, die Frisen, bewahrten ihre alte Heimath an der Küste der Nordsee und ihre angestammten Volkssitten.

2. Sachsen. In den nördlichen Umgebungen des Harzes von der Elbe bis zur Ems und Eider entstand aus der Vereinigung mehrerer älterer Völkerschaften, namentlich der Cherusker, Chauken, Angrivarier, der Nordalbinger in Schleswig-Holstein (Angeln, Saxonen [Alt-Sachsen], Stormaren) und einiger kleinerer Küstenvölker der Bund der Sachsen. Den Kern dieser Völkereinigung bildeten offenbar die Cherusker, deren frühere Thaten und Größe sie zu der ersten Stelle berechtigten. In den späteren Namen der Ost- und Westfaollen sind ohne Zweifel die Cherusker und Chauken enthalten, wie in dem der Angrarier oder Engeren die Angrivarier. Südwärts von den Sachsen an der Saale und Werra bis zum Harz wohnten die wahrscheinlich aus Hermunduren und einzelnen Cheruskerschaaren erwachsenen Thüringer. Nach Witechind käme der Name „Sachsen" von einer scharfen Waffe (Sahs) her, womit sie einst die Thüringer bei einer Zusammenkunft treulos niedergestoßen und sich ihres Landes bemächtigt hätten. Sollte in der That der Name („Messerträger") auf eine dunkle Gräuelthat zurückweisen, so haben die Sachsen im Fortgange der Zeit durch Tapferkeit, Treue und gute Sitte diesen Makel getilgt. Als sich in immer größerer Menge die fränkischen Stämme vom Niederrhein nach Gallien wandten, meint J. Grimm, schob nicht nur die sächsische Masse gegen Westen vor, sondern einzelne Theile gelangten entweder mit den Franken über den Rhein oder segelten auf dem Nordmeer heran und erwarben sich belgische oder gallische Bezirke. Es mögen vorzugsweise die nordwestlichsten Sachsen gewesen sein, die der Seefahrt kundig auf ihren Schiffen an der Küste streiften und wo es ihnen gelegen war, sich niederließen. Wir werden im Laufe der Geschichte die verwegenen Raubfahrten zu Wasser und zu Lande kennen lernen, wodurch die Sachsen, die Vorläufer der Normannen die Küstenländer an der Nordsee und am Kanal heimsuchten und der Schrecken der Römer wie der Provinzbewohner waren. Ein von der freien Landgemeinde gewählter Feldhauptmann (Herzog) gebot im Krieg; die inneren Anliegen ordneten Gaurichter oder Grafen. Die Sachsen drückten ihre niederdeutsche Mundart und ihr festes nationales Gepräge dem ganzen nördlichen Germanien auf.

3. Allemannen. Die fruchtbare Ebene am Ober- und Mittelrhein bis zur Lahn und die Gebirgslandschaften des Schwarzwaldes, der die Quellen der Donau und des Neckars in seinem Busen birgt, des Odenwaldes und der Vogesen kamen allmählich in den Besitz der Allemannen, eines aus verschiedenen germanischen, besonders altsuevischen Völkerschaften, wie der Juthungen mittelst freier Gefolgschaften entstandenen „Mischvolkes", oder der „rechten Männer", deren ungestümer Kriegsmuth den Römern viel zu schaffen gab und die aus allen Demüthigungen durch die römische Uebermacht sich immer wieder mit neuer Kraft erhoben. Als freie Völkervereinigung, deren Grundlage die Tencterer und Usipier gebildet haben mögen, ursprünglich am Neckar und zwischen Main und Donau seßhaft, brachen sie, von den Burgundern gedrängt, allmählich über den römischen Grenzwall und besetzten das „Zehntland" am

Oberrhein und Bodensee, bis sie bei zunehmendem Verfall des Römerreichs auch den Landstrich jenseit des Rheines erwarben, den sie als erobertes Land Alisaz (Elsaß) den „Fremdsitz" benannten. Die Abkömmlinge der deutschen Stämme, der Vangionen, Nemeter, Tribokker u. a. welche einst in Worms, Speier, Straßburg angesiedelt worden und längst in das römische Culturleben eingetreten waren, mögen gleich den im Decumatlande wohnhaften Celten in dem Allemannenbunde Aufnahme gefunden haben.

Schwaben. Zu östlichen Nachbarn hatten die Allemannen den aus dem Norden gekommenen später mit ihnen verbundenen suevischen Volksstamm der Schwaben, an deren Nordgrenze

Burgunder. in den Maingegenden sich die Sitze der Burgunder (Burgundionen) ausdehnten, nachdem sie der allgemeinen Strömung der Gemüther sich hingebend die alten Wohnplätze an der Oder verlassen und sich dem Zielpunkte aller Germanen genähert hatten. „Die Allemannen und Schwaben," sagt Zeuß, „zwei zahlreiche Völker, erscheinen seit ihrem ersten Zusammenwohnen enge verbunden; es läßt sich für keine Zeit eine bestimmte Grenze zwischen ihnen nachweisen, nur sagen, daß diese im Osten, jene näher dem Rheine sich ausbreiteten. Sie sind wie zu Einem Volke verschmolzen. Die Schwaben, Juthungen, sind niederdeutscher Abkunft; aber es scheint, daß die Juthungen in der Verbindung mit den Allemannen schon frühe ihre Mundart in den oberdeutschen Charakter umgeformt haben." Mit der Zeit dehnten die Allemannen, die zuerst unter Caracalla mit den Römern zusammenstießen, ihre Wohnsitze über Rhätien aus und unternahmen Streifzüge nach Oberitalien.

Gothen u. verwandte Stämme. 4. Gothen. Die Kriegszüge Caracalla's, die den Römern zum erstenmale den Namen der Allemannen zuführten, gewöhnten ihr Ohr noch an einen andern Volksnamen, der sich von der Zeit an tief in ihrer Seele festsetzte, an den Namen der Gothen. „Das Land von der Elbe bis zur Weichsel, vom Nordmeer bis zu den Karpathen ist von seinen früheren Bewohnern, zahlreichen deutschen Völkern, geräumt worden. Sie sind neue Heimath suchend in die Ferne gezogen, um dem lange bekämpften Römerreiche den Untergang zu bringen, aber auch dort unter fremden Nationen zu verschwinden." Diesen Wanderungszug von der Niederweichsel und der „Bernsteinküste" der Ostsee nach dem weiten Flachlande, das sich süd- und ostwärts von den Karpathen an den Mündungen der Donau und an den Gestaden des Pontus ausdehnt, vollbrachte, wahrscheinlich in den Jahren da Marc-Aurel die Markomannen bekriegte, das große und tapfere Volk der Gothen (Tüchtigen), die eine alte Volksüberlieferung aus der Insel Scanzia (Scandinavien) ausziehen läßt. Sie besetzten die Länder, die früher Geten und Skythen bewohnt hatten, und die angrenzenden Völker germanischen und sarmatischen Ursprungs bald durch Bundesverträge, bald durch Gewalt mit sich vereinigend breiteten sie ihre Macht, die Anfangs gen Morgen vom Pruth begrenzt war, allmählich so sehr aus, daß im 4. Jahrhundert das Gothenreich von dem Ufer der Theiß ostwärts bis zum Don und von den Donaumündungen und den pontischen Gestaden über die Höhen der Karpathen sich erstreckte und die Aestyer (Esthen), die Anwohner der Ostseeküste, zu seinen zinspflichtigen Bundesvölkern zählte, also jene ausgedehnten Ebenen und Steppen umfaßte, die wir schon im zweiten Bande (S. 387 ff.) als die Wohnsitze der Skythen kennen gelernt haben, ein Name, der von den alten Schriftstellern häufig auch den germanischen Gothen, den neuen Besitzern oder Gebietern, beigelegt wird. Diesem Ostbunde der Gothen gehörten mehrere germanische Stämme an, die lange unter dem allgemeinen Bundesnamen verborgen, in der Folge, als die Bewegungen der Zeit die Glieder lösten, ein selbständiges Staatsleben gründeten und zum Theil großen Kriegsruhm erwarben. So die Heruler, Taifalen, Rugier, Sciren, Turcilinger, Vandalen, Gepiden u. a. Auch wohl die Bastarner und Peuciner über den Donaumündungen, die später von den Römern nach dem

Südufer verpflanzt wurden. Schon im 2. Jahrhundert unternahmen die Gothen und die ihnen zugewandten Stämme, unter denen sich besonders die Heruler durch Wildheit wie durch kriegerische Gewandtheit und Kühnheit auszeichneten, Raubfahrten zu Wasser und Land in das römische Reich, die mit einigen Friedenspausen bis ins 4. Jahrhundert fortdauerten. Wir werden in den folgenden Blättern viel zu berichten haben von verheerenden Streifzügen und Plünderungen, denen die reichen Griechenstädte am schwarzen Meer und an der Propontis von Pityus und Trapezunt bis nach Nikomedien, Byzanz und Chalcedon und vom Hellespont bis nach Ephesus, Thessalonich und den Inseln und Küstenstädten des ägäischen Meeres ausgesetzt waren, von heftigen Kämpfen und friedlichen Verträgen, wodurch mehrere römische Kaiser die furchtbaren Feinde bald mit Waffengewalt, bald durch die sanften Mittel von Jahrgeldern und Geschenken zu einem ruhigen Verhalten zu bringen und die südlichen Donauländer vor ihren verheerenden Einfällen zu schützen bemüht waren. Als Aurelian die Provinz Dacien jenseit des Stromes räumte, fiel diese Schöpfung Trajans den Gothen anheim. Die alten Einwohner, Geten wie Romanen, wuchsen mit den neuen Eroberern zu Einem Volke zusammen und theilten die Schicksale ihrer germanischen Gebieter. Die Aehnlichkeit des Namens der Geten und Gothen begünstigte diese Verschmelzung. Griechische und römische Schriftsteller hielten die späteren Einwohner für die Abkömmlinge der alten Geten, deren schon Herodot in jener Gegend Erwähnung thut (Bd. II. S. 393) und bei den Gothen selbst entstand allmählich der Glaube, daß in fernen Jahrhunderten ihre Ahnen in den dacischen Provinzen seßhaft gewesen, die Lehren des Zamolxis empfangen und mit den Heeren des Dareios gekämpft, eine Ansicht, die bis in unsere Tage namhafte Vertreter gefunden hat. Der Dnepr (Borysthenes) trennte im 4. Jahrhundert die Westgothen (Therviinger), die Bewohner der waldigen, grasreichen Gegenden zwischen der Niederdonau und den Karpathen (Siebenbürgen, Moldau, Wallachei) und der Ebene Südrußlands, von den Ostgothen (Greuthungen) in den sandigen Steppen an der Mäotis. In verschiedene Stämme und Völkerschaften getheilt gehorchten doch alle Westgothen dem Fürstengeschlechte der Balthen (Kühnen), alle Ostgothen dem Herrscherhause der Amaler oder Amelungen (Makellosen). Die lebhaften Gothen waren besonders empfänglich für mildere Sitten und höhere Cultur, daher sie auch seit Constantin bei den Oströmern in Ehren und Ansehen standen und als die treuesten Bundesgenossen galten. Bei ihnen fand das Christenthum frühe Eingang und Wissenschaft und Gesetzgebung wurden gepflegt. Der gothische Stamm hat sich vor allen andern Germanen die Ausbildung der Muttersprache angelegen sein lassen, nicht nur in Liedern und Gesängen, die noch lange nachklangen, sondern auch zum Schriftgebrauch. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts übersetzte Bischof Ulfilas (318—388, Wulfila), Abkömmling einer durch Kriegsgefangenschaft aus Kleinasien nach Dacien verpflanzten Familie, die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme der Bücher der Könige, in die gothische Sprache, nachdem er zuvor das gothische Alphabet aus dem Griechischen mit Benutzung der Runen erfunden und festgesetzt hatte, die erste germanische Schrift, wovon sich noch beträchtliche Bruchstücke erhalten haben. Schnell faßte das Evangelium Wurzel in den Herzen der Gothen. Als treue Streiter und Dienstmänner folgten sie dem Heiland als dem Heerführer im Kampf gegen die Welt und ihre Sünden. Darum sagte ihnen auch die Lehre des Arius besonders zu, weil darin die Person des Heilandes ihnen menschlich näher trat und von der Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte.

Geten.

Auch der alte Name der „Sueven“, einst den Römern der Inbegriff aller Schrecklichkeit, konnte in der allgemeinen Völkerbewegung nicht fehlen. Als die übrigen Stämme zwischen Elbe und Oder, die einst Glieder des mächtigen Völkerbundes gewe-

Sueven.

sen und Jahrhunderte lang im Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste mit Menschenopfern gefeiert hatten, ausgezogen waren und entweder im Anschluß an andere Völkervereine sich bei dem Todeskampfe gegen Rom betheiligten oder, wie die Burgunder hinter dem östlichen Rücken der Allemannen, und die Langobarden an der unteren Elbe ein selbständiges Volkswesen gründeten; so verließen auch die Semnonen die ursprüngliche Heimath, um unter dem alten Stammnamen an der Arbeit und an dem Lohne Theil zu nehmen. „Die Sueven sind demnach die Semnonen," heißt es bei Zeuß, „welche vorher sich noch im inneren Lande gehalten, aber nachdem auch die Stürme auf Italien begonnen hatten, sich mit den Vandalen und Alanen vereinigt haben, um den Westen anzufallen." Nach langen Wanderzügen fanden die Sueven endlich ruhige Sitze im Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel.

Langobarden.

Alanen und Sarmaten.

Ostwärts am Kaukasus und an der Wolga streiften die Alanen, ein kriegerisches Hirtenvolk von schönem schlankem Wuchse und blondem Haare, und über und neben ihnen hausten in den unbekannten Gegenden des heutigen Rußland die zahlreichen Stämme der Sarmaten, nach alter Skythenart als Wanderhirten die Sitze nach der Jahreszeit wechselnd. Neben der Wartung der Heerden waren Raubkriege und Jagden die einzige Beschäftigung der wohlberittenen mit Lanzen und Pfeilen bewehrten und mit einem schuppigen Lederpanzer geschützten Sarmaten. Große Karren von Ochsen gezogen in Form von Zelten bedeckt, bargen die Frauen und Kinder und die bewegliche Habe und bildeten die Wagenburgen oder Zeltstädte. So oft diese Barbaren mit ihren großen Bogen und pfeilgefüllten Köchern aus ihren Einöden hervorbrachen, flößten ihre buschigen Bärte, ihr ungekämmtes langes Haar, die Felle, die ihren Körper von Kopf bis zu Fuß einhüllten, und ihr wildes Angesicht, in dem sich die Grausamkeit ihres Gemüthes abspiegelte, den gebildeten Bewohnern der römischen Provinzen Schrecken und Entsetzen ein.

V. Die vollendete Militärherrschaft.

1. Commodus und seine nächsten Nachfolger.

Wir haben die Geschichte des römischen Reiches in dem kritischen Zeitpunkte verlassen, als ein edler Fürst fern von der Hauptstadt aus dem Leben schied und ein neunzehnjähriger Jüngling von schwachem, unselbständigem Geiste und furchtsamem Charakter die Herrschaft der Welt antrat. Fast ein ganzes Jahrhundert war Rom von trefflichen Kaisern beherrscht worden, die alle durch Adoption auf den Thron gelangt waren. Dieses Verfahren hatte sich so sehr durch den Erfolg erprobt, daß man sich wundern muß, wie Marc-Aurel, dem die Wohlfahrt des Staats so sehr am Herzen lag, davon abgehen mochte. Er bewies dadurch aufs Neue, daß er über den Doctrinen der Schule den Blick ins reale Leben und das richtige Urtheil über die Menschen verloren hatte. Er setzte mehr Vertrauen auf Unterricht und Beispiel als auf Natur und Anlage. Und doch hatte er bei Faustina, des Commodus Mutter, die bittere Erfahrung gemacht, daß Triebe und Leidenschaften mehr Gewalt auf sinnlich erregbare Naturen üben als alle Vernunft- und Tugendlehren. Aber wie er die leichtfertigen Sitten der Gattin übersah, absichtlich oder getäuscht, so entging ihm auch die gemeine, jedes geistigen Aufschwungs unfähige Natur des Sohnes. Sonst hätte er sich wohl gehütet, den ungestümen und unbesonnenen Jüngling, der mehr Verwandtschaft mit der heftigen sinnlichen Mutter als mit der philosophischen Gemüthsruhe des Vaters hatte, schon in jungen Jahren durch die Verleihung des Mitgenusses der vollen kaiserlichen Macht von den Zügeln der Vernunft und des Gehorsams zu befreien.

Commodus 180—192. u. c. 933—945.

Unter dem Jubelruf des Heeres und Volkes*) zog der junge Kaiser, nachdem er den Frieden an der Donau hergestellt, in die freudenschwelgende Haupt-

Die erste Regierungszeit.

*) Herodian I, 7. Als sich Commodus der Hauptstadt näherte, so ließ sich der ganze Senat und die Gesammtmasse der Stadtbewohner durch Nichts abhalten und Jeder wollte der Erste sein, Lorbeerkränze und allerlei Blumen, wie sie damals die Jahreszeit spendete, so viel Jeder vermochte, ihm darzubringen; und so zogen sie ihm weit vor die Stadt hinaus entge-

stadt ein, ein großer stattlicher Mann von schönen Gesichtszügen und starkem Körperbau und der erste „im Purpur geborne" Fürst (Porphyrogenitus); denn Marcus Aurelius hatte schon den Kaiserthron inne, als ihm Faustina den Sohn schenkte. Während der ersten drei Jahre hielt Commodus „seine Hände unbefleckt von Blut"; denn die Natur hatte ihn mehr schwach und furchtsam als ruchlos geschaffen, so daß er weniger von den eigenen Begierden als von seiner Umgebung in seinen Handlungen bestimmt wurde. Erst als die treuen Räthe, die Marcus dem Sohne empfohlen, allmählich durch lustschwelgerische Günstlinge verdrängt wurden und diese, begünstigt durch ein unglückseliges Ereigniß, sich in das Vertrauen des jungen Monarchen einschlichen, verhärtete sich sein Herz und in Laster und Bosheit fortschreitend gewöhnte er sich bald an Grausamkeit und rohe Lust. Hatte er im Anfang seiner Regierung den Schriftführer und vertrautesten Genossen des Avidius Cassius (S. 293), der durch Verrath der Mitschuldigen sich selbst Straflosigkeit erkaufen wollte, nicht vor sein Angesicht gelassen und die ausgelieferten Papiere ungelesen verbrannt, so beförderte er in der Folge Angeberei und Spionentücke in solcher Weise, daß Treue und Vertrauen und der letzte Rest des bürgerlichen Gemeinsinns aus der feilen Hauptstadt verschwanden und Argwohn und Schrecken ihr finsteres Reich aufschlugen.

Der Mordversuch. 183. Das unglückliche Ereigniß, das diesen Wendepunkt herbeiführte, war ein Mordanfall: Als der Kaiser eines Abends durch einen finstern und engen Porticus des Amphitheaters nach dem Palaste zurückkehrte, stürzte ein lauernder Meuchelmörder mit gezogenem Schwert auf ihn los, laut ausrufend: „Dies sendet dir der Senat!" Aber ehe er die blutige That ausführen konnte, wurde er von der Leibwache ergriffen, und gestand, daß des Kaisers eigene Schwester, Lucilla, des Lucius Verus Wittwe, des zweiten Ranges überdrüßig und auf die regierende Kaiserin eifersüchtig, den Mörder gegen das Leben des Bruders bewaffnet habe. Ihrem zweiten Gatten, Claudius Pompejanus, einem Senator von trefflichem Charakter und unerschütterlicher Treue, hatte sie den schwarzen Anschlag nicht mitgetheilt; aber unter der Schaar ihrer Liebhaber — denn in ihrer Lebensweise glich sie ihrer Mutter Faustina — fand sie Menschen von zerrüttetem Vermögen und wildem Ehrgeiz, die bereit waren, ihrer Herrschsucht wie ihrer Wollust als Werkzeug zu dienen. Die Verschworenen traf der Arm der Gerechtigkeit; Lucilla selbst wurde zuerst mit der Verbannung, dann mit dem Tode bestraft.

Verfolgungen. Dieser Vorfall machte auf die feige und argwöhnische Seele des Kaisers einen unauslöschlichen Eindruck. Er glaubte stets die Worte des Mörders zu hören und erblickte von der Zeit an in allen Mitgliedern des Senats, in allen durch Rang, Reichthum oder Ehre hervorragenden Bürgern seine Todfeinde.

---

gen, um den jungen, von so erlauchtem Hause entsprossenen Kaiser zu sehen: denn sie sehnten sich nach ihm mit aufrichtiger Zuneigung des Herzens, da er in ihrer Mitte geboren und erzogen, und durch eine dreifache Geschlechtsfolge rückwärts von kaiserlicher Abkunft und ein Römer vom edelsten Geschlechte war.

Die Denuncianten, eine Brut von Menschen, die unter den letzten Regierungen fast ganz aus Rom verschwunden war, begannen von Neuem ihr schwarzes Gewerbe. Den feigen, argwöhnischen Kaiser mit Schreckbildern von bevorstehenden Gefahren und Nachstellungen ängstigend verfolgten sie mit Anklagen und giftigen Beschuldigungen alle Männer von Ansehen und Bedeutung. Jede Art von Auszeichnung galt als Verbrechen. Der Besitz von Reichthum spornte den Eifer der Angeber, da ihnen ein Theil der Beute zufiel; strenge Tugend war ein stiller Tadel der Ausschweifungen des Kaisers, Leistungen und Verdienste deuteten auf gefährliche Ueberlegenheit des Geistes; wer die Freundschaft oder das Vertrauen des Vaters genossen, war um so mehr dem Haß des Sohnes blosgestellt. Verdacht kam der Ueberführung, Anklage der Verdammung gleich. Die Hinrichtung eines einflußreichen Senators brachte Allen, die ihn beklagten oder rächen konnten, den Tod; „nachdem Commodus einmal Menschenblut gekostet hatte, war er gleich unzugänglich für Mitleid wie für Reue."

Unter den unschuldigen Schlachtopfern erwähnt Dio die beiden Brüder Quinctilius, eben so ausgezeichnet durch ihre Bildung und Kriegserfahrung wie durch ihre brüderliche Eintracht. Wie sie bisher ihre Studien, ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen getheilt hatten, so wurden sie jetzt auch im Tod vereinigt. Ihre Tugenden, Verdienste und Reichthümer schienen den Schergen der Tyrannei allzu gefährliche Güter.

Der Gardepräfekt Perennis

Bei einem Regimente des Blutes und der Wollust, wie es sich unter Commodus mit jedem Jahre mehr entfaltete, war die Befehlshaberstelle über die Prätorianer von der höchsten Wichtigkeit. Der Kaiser war daher bedacht, solche Leute damit zu betrauen, die durch ihre Vergangenheit ganz an seine Person geknüpft waren, die weder durch Geburt, noch durch Tugend oder Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft oder beim Volke einnahmen und die er, da sie als Werkzeuge und Vollstrecker der despotischen Maßregeln vorzugsweise von dem öffentlichen Hasse betroffen wurden, gelegentlich beseitigen und als Sühnopfer bluten lassen konnte. Seit Hadrian war das wichtige Amt gewöhnlich getheilt und von Rechtsgelehrten bekleidet worden. Commodus erhob es wieder zu einer Militärstelle und vereinigte die gesammte Macht in der Hand des Perennis, eines Mannes, der mit einem brennenden Ehrgeiz große Energie und Fähigkeit verband und sich dem Kaiser durch knechtische Fügsamkeit in seinen Willen empfohlen hatte. Unter dem Scheine der Ergebenheit gegen seinen Herrn und der Fürsorge für dessen Sicherheit betrieb er mit dem größten Eifer die Hochverrathsklagen und Hinrichtungen angesehener und vermögender Männer, um sich mit den eingezogenen Gütern der Verurtheilten zu bereichern und befleckte seine Verwaltung durch Erpressung und Aemterverkauf. Durch diese Mittel häufte er unermeßliche Schätze. Commodus, nur auf seine Vergnügungen und Genüsse bedacht und den Staatsgeschäften abgeneigt, ließ den Emporkömmling gewähren und steigerte durch seine Indolenz die Verwegenheit und den Ehrgeiz des mächtigen Mannes. Durch Mord und Gewaltthat-

war er Inhaber des prätorischen Amtes geworden; durch Verfolgung und Druck hatte er sich zu einer gebieterischen Machthöhe aufgeschwungen; während er selbst als Präfect der Leibwache die Stadt beherrschte, stand sein unternehmender Sohn an der Spitze der illyrischen Legionen. Eine solche Fülle von Gewalt in der Hand eines ehrgeizigen Kriegsmannes mochte endlich dem Kaiser selbst bedenklich erscheinen und er ergriff die Gelegenheit, als das Heer in Britannien durch eine imposante Gesandtschaft — es heißt 1500 auserlesene Krieger wären als Beschwerdeführer nach Rom gekommen — seine Unzufriedenheit über die Verwaltung des Günstlings vor den Thron brachte und um Ab-
185. stellung der Mißstände bat, sich durch schnelle Hinrichtung des Ministers von einer doppelten Gefahr zu befreien. Ob die Beschuldigung, Perennis habe dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, in der Wahrheit begründet war, oder ob dadurch die blutige That in den Augen des Volkes und Heeres gerechtfertigt werden sollte, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Bei Dio erscheint der Charakter des Perennis minder gehässig als bei den übrigen Schriftstellern.

Verschwörung des Maternus. 188. War schon die Erscheinung der britischen Abgeordneten in Rom ein Zeichen der gelockerten Disciplin im Heere, so zeigten sich bald noch andere Symptome der Entartung des militärischen Geistes. **Maternus**, ein gemeiner Soldat aber von unternehmendem Muthe, bildete aus fahnenflüchtigen Legionaren und aus entlaufenen oder befreiten Sclaven eine Räuberbande, welche die reichen und wehrlosen Städte in Gallien und Spanien überfielen und ausplünderten. Die Statthalter, welche den Räubereien lange zugesehen, vielleicht auch die Beute getheilt hatten, zogen endlich, durch drohende Befehle von Rom aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt, mit vereinter Macht gegen die Bande. Von allen Seiten eingeschlossen wären sie der Uebermacht erlegen, wenn nicht Maternus einen Plan der Rettung und Rache ersonnen hätte. Auf seinen Vorschlag lösten sie sich in kleine Haufen auf und zogen, unter allerlei Verkleidung sich durchschleichend, auf abgelegenen Gebirgswegen nach Rom, wo sie zur Zeit des ausgelassenen Megalesischen Festes (III. S. 565) sich unvermerkt sammelten. Maternus hatte den kühnen Vorsatz, sich mit einigen Getreuen unter die Leibwächter zu mischen, den Kaiser zu ermorden und aus einem Bandenführer zum Beherrscher der Welt emporzusteigen. Aber durch den Neid einiger Mitverschwornen wurde der Anschlag verrathen und vereitelt. Maternus und seine verwegensten Genossen wurden ergriffen und enthauptet. April 188.

Der Präfect Kleander. Das Volk dankte den Göttern für die Rettung des Kaisers aus der zwiefachen Verschwörung. Aber hätte Perennis oder Maternus den Herrscherthron bestiegen, schwerlich wären die Leiden größer geworden, als unter Commodus. Durch die Nachstellungen noch mehr von den Gefühlen der Angst und des Mißtrauens erfüllt, entzog er sich immer mehr dem Volke und überließ, während er selbst sich auf seine Landhäuser einschloß, oder mit Gladiatoren Fechtübungen anstellte, die Leitung der Regierungsgeschäfte und der Gerichte dem neuen Präfecten **Kleander**, einem Phrygier, der als Sclave in den kaiserlichen Palast gekommen war und sich durch sein dienstfertiges fügsames Wesen die Gunst seines Gebieters zu verschaffen gewußt hatte. Kleander besaß nicht den bren-

nenden Ehrgeiz seines Vorgängers; die herrschende Leidenschaft seiner Seele war die Habsucht und zu deren Befriedigung bot der einträgliche Aemterhandel in der Stadt und in den Provinzen und die parteiische Rechtspflege reichliche Mittel. Der Rang eines Consuls, Patriciers oder Senators wurde öffentlich verkauft, bemerkt Gibbon, und der würde als ein Mißvergnügter betrachtet worden sein, der sich geweigert hätte, diese leeren, fast schimpflichen Würden mit dem größten Theil seines Vermögens zu erwerben. In den Provinzen theilte der Präfect mit den Statthaltern den am Volke begangenen Raub. Reiche Verbrecher konnten sich leicht Straflosigkeit erwirken und ihre Ankläger und Zeugen ins Verderben stürzen. Den Kaiser gewann Kleander durch Schmeichelei und prachtvolle Geschenke, die er von Zeit zu Zeit zu dessen Füßen niederlegte; das Volk suchte er durch glänzende Spiele und durch Bauwerke und Anlagen zum öffentlichen Gebrauch zu versöhnen. Der Senator Burrus, dem Marc-Aurel seine Tochter vermählt hatte, und Arrius Antoninus, der Erbe des Namens und der Tugenden der Antonine, erlagen der Wuth des Präfecten, jener weil er es gewagt hatte, seinem Schwager über den Charakter seines Günstlings die Augen zu öffnen, dieser weil er als Proconsul von Asien sich weigerte, das Recht nach dem Willen Kleanders zu beugen. Um von dem feigen Kaiser den Befehl zu ihrem Tode zu erwirken, wurde eine Verschwörung ersonnen.

Drei Jahre lang ertrug das römische Volk, geblendet durch die Festspiele und Freuden, die ihm in reichem Maße gewährt wurden, die Tyrannei und Habgier des phrygischen Emporkömmlings. Als aber zu den Drangsalen einer furchtbaren Pest, welche manchen Tag gegen 2000 Menschen ins Grab stürzte, sich noch eine Hungersnoth gesellte, durch Kleanders Kornwucher herbeigeführt, da strömte ein Volkshaufe vor den in einer Vorstadt gelegenen Palast des Kaisers und verlangte mit wildem Toben das Haupt des Feindes. Eine berittene Prätorianerschaar trieb die Menge in die Stadt zurück. Aber in den engen Straßen wurde der Kampf heftiger; die Soldaten, durch Steine und Geschosse von den Dächern und Fenstern bedrängt, mußten sich zurückziehen. In vergrößerter Zahl erschien das Volk abermals vor den Thoren des Palastes, mit wildem Geschrei sein Opfer verlangend. Aufgelöst in Wollust und Ueppigkeit hatte Commodus von den Vorgängen Nichts vernommen. Da stürzten plötzlich Fadilla, seine Schwester, und Marcia, die geliebteste unter seinen Buhlerinnen, mit fliegenden Haaren und angstvollen Geberden in das Gemach und beschworen ihn auf den Knieen, die tobende Masse durch Aufopferung des verhaßten Präfecten zu beschwichtigen und die drohende Gefahr abzuwenden. Erschreckt fuhr Commodus empor und zitternd für sein Leben befahl er das Haupt des Bösewichts abzuschlagen und auf eine Stange befestigt dem Volke zu zeigen. Jubelnd zerstreute sich darauf die Menge.

Sein Ausgang. 189.

Commodus als Hercules in der Arena.

Es wäre dem Sohn des Marcus Aurelius leicht gewesen, sich die Gunst des gesunkenen Römervolks dauernd zu bewahren, hätte er nicht alle Schranken der Ehre und Sitte überschritten. Mochten ihm auch die Senatoren grollen, die Menge ergötzte sich an dem Schaugepränge, das er ihr in so reichem Maße darbot und theilte das Lustleben, an dem sich seine Seele weidete. Aber sein Leben und seine Regierung hatten auch nicht Eine Lichtseite aufzuweisen, wodurch die Laster und Untugenden einigermaßen verhüllt worden wären. Der Sohn eines Fürsten, dem Weisheit und Erkenntniß über Alles gingen, zeigte von Jugend auf eine Abneigung gegen alles Höhere und Geistige. Er liebte nur die Genüsse der unteren Volksklassen: die Spiele des Circus, die Künste der Gladiatoren, die Kämpfe der wilden Thiere. Während er dem Unterrichte der geschicktesten Lehrer, die der Vater nach Rom berufen, mit Mißmuth und Widerwillen anzuwohnen pflegte, hatte er sich unter der Leitung eines Mohren und eines Parthers eine wunderbare Fertigkeit in der Kunst des Bogenschießens und des Wurfspeerschleuderns erworben. Diese Fertigkeit vor dem Volke zu zeigen, war seine größte Lust. Wie in den Tagen Nero's und Domitians wurden im Circus und in den Amphitheatern die glänzendsten Schauspiele aufgeführt, die noch dadurch einen neuen Reiz erhielten, daß der Kaiser selbst als Hauptkämpfer in die Arena hinabstieg. Gab er sich Anfangs seiner Lust nur in abgeschlossenen Räumen vor den Augen auserwählter Zuschauer hin, so streifte er zuletzt, berauscht durch den Beifall und die Lobpreisungen schmeichelnder Höflinge, alle Rücksichten der Scham und Ehre ab und zeigte sich vor allem Volke in den öffentlichen Kampfplätzen. Aus allen Weltgegenden, aus Indien und Parthien, aus den Wüsten Arabiens und Aethiopiens wurden fremde Thiere, die zum Theil noch nie in Rom gesehen worden waren, mit unermeßlichen Kosten in die Zwinger der Rundgebäude gebracht, um dann an den festlichen Tagen von dem kaiserlichen Schützen in der Arena erlegt zu werden. Schmeichler priesen ihn als den „römischen Hercules" und dieser Name gefiel dem eiteln Thoren so sehr, daß er sich als solchen auf Münzen abbilden und in Standbildern darstellen ließ, daß zur Seite des Throns Keule und Löwenhaut neben den Insignien der Herrschaft prangten, ja daß er diese Attribute des Göttersohnes neben seinen purpurnen golddurchwirkten Gewändern trug. Aber so weit ging doch die Sucht der Nachahmung nicht, daß er sich dem Kampfe in der Nähe ausgesetzt hätte. Während die Bestien, welche die Behälter zu Hunderten auf einmal ausspieen, über die sandbestreute Bodenfläche hinrasten, war der römische Hercules durch eine Gallerie vor jeder Gefahr geschützt. Seine sicher treffenden Pfeile, vorn wie ein Halbmond gestaltet, konnten die Löwen und Tiger, die Elephanten und Panther mit scharfer Schneide fällen oder den langen Hals der Strauße und Giraffen durchschneiden, ohne daß der moderne Heros von dem verzweifelten Sprunge irgend eines Wüstenbewohners Schaden genommen hätte. Bei den Gladiatorenkämpfen trat er als Secutor mit Helm,

Schwert und Schild bewaffnet auf, während sein Gegner nur mit einem Fangnetz und einem Dreizack bewehrt war.

In dieser Kampfart soll er 735mal gesiegt haben. Alle diese glorreichen Thaten, denen Senat und Volk als Zuschauer anwohnten, und denen nur Pompejanus, der Gemahl der Lucilla sich zu entziehen wagte, wurden in die Urkunden des Reiches eingetragen, und der Kaiser trieb die Schmach so weit, daß er sich einen übermäßig hohen Gladiatorensold bezahlen ließ, der durch eine neue Besteuerung aufgebracht werden mußte. Ueberhaupt war Commodus erfinderisch in der Beschaffung von Geldsummen zu seinen Verschwendungen. Dio versichert, daß die Senatoren der Hauptstadt, darunter er selbst, sammt ihren Weibern und Kindern dem Kaiser an seinem Geburtstag alljährlich je zwei Goldstücke, die Gemeinderäthe der übrigen Städte je fünf Drachmen als Opfergabe hätten darbringen müssen.

Commodus stellte übrigens nicht nur den kämpfenden Hercules dar, sondern in noch höherem Grade den in Wollust erschlafften, den Hercules im Dienste der Omphale. Seit dem Volksaufstand gegen Kleander, meldet Herodian, entfernte sich der Kaiser von allen edleren Beschäftigungen und ließ keinen Mann von Bedeutung mehr vor sich. Tag und Nacht war seine Seele in den Banden abwechselnder und zügelloser sinnlicher Lüste. Jeder Vernünftige und wer irgend in gelehrte Bildung auch nur wenig eingeweiht war, wurde als des Hofes geheimer Feind verfolgt: Possenreißer und gaukelnde Darsteller der schändlichsten Dinge hatten den Kaiser ganz in der Gewalt. Was Herodian nur in allgemeinen Zügen andeutet, beschreibt Aelius Lampridius mit einer in Gift getauchten Feder im Einzelnen. Mögen auch die Angaben, daß Commodus sich im Kreise von dreihundert schönen Frauen und Lustknaben aus allen Ständen und Völkern den sinnlichen Begierden mit unbegrenzter Zügellosigkeit hingegeben, daß er Scenen der Schändung aufgeführt, welche jeder Schranke der Natur und Scham spotteten, aus der Lästerchronik jener Zeit hervorgegangen sein, immerhin sind sie ein trauriger Beweis, daß das römische Leben, wie es in Religion und Bildung aus einer Mischung italienischer, griechischer und orientalischer Elemente bestanden, so in den Sitten die Lüste und Laster aller Länder und Nationen in sich aufgenommen hatte und daß die Entartung zu einer grauenvollen Höhe gestiegen war. Sein Lasterleben.

Wie Commodus in Leben und Charakter die meiste Aehnlichkeit mit Domitian hatte, so sollte auch sein Ausgang ein ähnlicher sein. Seine Frevel und Laster thaten nahmen mit den Jahren zu und steigerten den Volkshaß. Das Bewußtsein dieses Hasses füllte sein wildes Gemüth mit Mißtrauen und mehrte die Zahl der Hinrichtungen. Nicht nur viele Männer von consularischem und senatorischem Range, insbesondere alle die das Unglück hatten, mit dem Hause der Antoninen in naher oder ferner Verwandtschaft zu stehen, fielen dem todbringenden Argwohn des feigen und blutdürstigen Tyrannen zum Opfer; selbst die Werkzeuge seiner Verbrechen und Laster, selbst die Gegenstände seiner Wollust waren nicht sicher vor seiner Grausamkeit. Es wird erzählt, jene Marcia, Sein Ausgang. 192.

die wir oben als Gönnerin der Christen kennen gelernt haben, und die von Commodus fast wie seine Gemahlin gehalten wurde, habe eines Abends auf dem kaiserlichen Ruhebette eine Schreibtafel von Lindenbast entdeckt, worauf unter mehreren dem Tode geweihten Personen auch ihr eigener Name, so wie der des Kämmerers Eklektus und des Gardehauptmannes Lätus gestanden. Die Bedrohten beschlossen alsbald, durch Ermordung des Kaisers das Verderben von sich abzuwenden. Als der von Marcia bereitete Gifttrank auf die starke Natur nicht rasch genug wirkte, kam ein junger Ringer, Namens Narcissus, dem zögernden Tod zu Hülfe. Unter seinen Händen endete Commodus, der geschickteste Bogenschütze und der schönste Mann in Rom, sein schandbeflecktes Leben, in der Neujahrsnacht von 192 auf 193. Am andern Tag wollte er dem Senat eine neue Schmach bereiten, indem er im Gewande und in Begleitung der Gladiatoren das Consulat anzutreten beschlossen hatte.

Pertinax als Kaiser anerkannt. 193. u. c. 946. Die Aehnlichkeit der Katastrophe unter Domitian und Commodus ging sogar auf die Nachfolger über; wie dort bei Nerva so sollte auch hier die Wahl des neuen Kaisers die blutige That rechtfertigen. Eklektus und Lätus begaben sich noch in derselben Nacht zu Pertinax, einem alten geachteten Senator, der sich vom Sohne eines Holzhändlers aus Ligurien durch seine persönliche Tüchtigkeit zu den höchsten Stellen im Heer und in der Verwaltung emporgeschwungen hatte. Als Pertinax, der bei dem nächtlichen Besuche der gefürchteten Männer den Tod erwartete, nach einigem Bedenken die gefahrvolle Ehre aus den befleckten Händen annahm, eilten sie in das Prätorianerlager und bewirkten durch die überraschende Doppelbotschaft, Commodus sei am Schlagfluß gestorben und Pertinax habe den Thron bestiegen, daß die Leibwache, wie wenig erfreut sie auch über den Regierungswechsel war, dem neuen Herrscher, den sie als einen tapfern Krieger und unbescholtenen Staatsmann kannte, und der jetzt die üblichen Geschenke versprach, mit freudigem Zuruf als Kaiser begrüßte und mit Lorbeerzweigen in den Händen in den Senat geleitete. Hier erregte die Kunde von der Befreiung den größten Jubel. In das Freudengeschrei der Anerkennung und in die Eidschwüre der Treue mischten sich Verwünschungen gegen Commodus, den öffentlichen Feind, den Tyrannen, den Lohnkämpfer. Sein Andenken wurde mit ewiger Ehrlosigkeit gebrandmarkt, seine Standbilder sollten umgestürzt, seine Leiche mit Haken in die Rüstkammer der Fechtersclaven geschleift werden. Mit Verdruß vernahm man, daß das letztere durch die schnelle Beerdigung des Ermordeten nicht mehr ausführbar sei.

Seine Regierung und Reformen. Pertinax bewahrte in der neuen Würde alle die Tugenden, die ihm bisher die Achtung und das Vertrauen der Guten erworben hatten. Ein musterhafter Familienvater, ein wohlwollender Freund aller rechtschaffenen Senatoren, die er gerne an seiner einfachen häuslichen Tafel bewirthete, ein gerechter und milder Herrscher schien er ganz geschaffen, den Staat wieder in die Bahn zu lenken, in der er unter Marcus Aurelius so sicher gewandelt. Alle Maßregeln des

neuen Kaisers gaben Zeugniß, daß er sich jenen edlen Fürsten, der ihn stets mit so großer Auszeichnung behandelt hatte, zum Vorbild genommen. Alle unschuldig Verbannten und Eingekerkerten wurden in Freiheit gesetzt, ihre Ehre hergestellt, ihr Vermögen zurückgegeben, die Angeber bestraft, der Gerichtsgang in die gesetzliche Ordnung gebracht, der Staatshaushalt geregelt.

Durch die Verschwendung des Commodus war der Staatsschatz so sehr erschöpft, daß die laufenden Ausgaben nicht bestritten werden konnten; dennoch hob Pertinax die von diesem Kaiser eingeführten drückenden Steuern auf und schlug die ungerechten Forderungen des Schatzes nieder, indem er erklärte, „er wolle lieber der Diener einer armen Republik sein und seine Unschuld bewahren, als durch tyrannische und ehrlose Mittel Reichthümer anhäufen.“ Sparsamkeit und Thätigkeit betrachtete er als die sichersten Quellen des Wohlstandes. Zu dem Zweck setzte er den Aufwand für den kaiserlichen Hofhalt auf die Hälfte herab, verkaufte alle kostbaren Gegenstände und Werkzeuge der Ueppigkeit seines Vorgängers, selbst die Lustknaben und Buhlerinnen, sofern sie nicht freigeboren waren, und traf zweckmäßige Verordnungen für die Hebung des Ackerbaus, des Handels, der Gewerbsamkeit.

Aber der rasche Reformeifer erweckte dem Kaiser viele Feinde. Lätus, erzürnt, daß er bei dem bejahrten Fürsten nicht den Einfluß erlangte, den er bei Commodus besessen und den er durch seine Verdienste um dessen Erhebung erworben zu haben glaubte, reizte die Prätorianer, die ohnedies die Sparsamkeit und die strenge Disciplin des alten Imperators fürchteten, wider Pertinax auf. Nach zwei vergeblichen Versuchen, einen Gegenkaiser aufzustellen, drang eine Schaar der wildesten Kriegsleute am hellen Mittag, die Waffen in der Hand und Mordlust im Blicke vor den Palast. Die Wache, in die Verschwörung eingeweiht, und die Diener des alten Hofes öffneten die Thore. Ruhig und entschlossen trat Pertinax den Stürmenden entgegen und mahnte sie an ihren Eid und an ihre Pflicht. Der Anblick des ehrwürdigen Fürsten machte sie einen Augenblick betroffen. Aber der Stoß eines gallischen Waffengenossen setzte ihren Bedenklichkeiten schnell ein Ende. Von zahlreichen Wunden durchbohrt stürzte der Kaiser nieder. Sein blutendes Haupt trugen die Mörder auf einer Lanze im Triumphe nach dem Prätorianerlager, unbekümmert um die Wehklagen des trauernden Volks. Sein Leben hatte Pertinax auf beinahe 67 Jahre, seine Regierung auf 87 Tage gebracht. Sein Eifer, das entartete Volk aus der Gesunkenheit zu erheben und das Gemeinwesen von der Fäulniß zu retten war die Ursache seines Todes. Sein Ausgang.

Der Stadtpräfect Sulpicianus, ein Verwandter des Kaisers, befand sich gerade im Prätorianerlager, als die Mörder mit dem blutenden Haupte des Pertinax einzogen. Er bewarb sich alsbald um den Thron, große Geldsummen verheißend. Aber ehe noch eine Entscheidung getroffen war, erschien der reiche Senator Didius Julianus, als zweiter Bewerber vor den Wällen. An reichbesetzter Tafel schwelgend hatte er vernommen, daß im Prätorianerlager die Herrschaft der Welt vergeben werde. Die schmeichelnden Tischge- Die Prätorianer bieten die Herrschaft feil.

nossen versicherten, daß Niemand derselben würdiger sei als er, und seine Frau und Tochter stimmten bei. Da Julianus keine anderen Ansprüche geltend zu machen hatte, als sein Gold, so überbot er den Mitbewerber. Die Aussicht auf größeren Gewinn füllte die habgierigen Seelen der Soldaten mit unerhörter Frechheit; sie gingen in der Zügellosigkeit so weit, daß sie den Thron im Aufstrich feil boten. Unterhändler eilten von einem Bewerber zum andern und trieben die Angebote in die Höhe. Schon hatte Sulpicianus im Lager selbst jedem Soldaten 5000 Drachmen versprochen; aber der vor dem Walle harrende Julianus steigerte die Summe auf 6250 und errang den Preis. Außer dem Gewinn mochte bei den Soldaten auch der Gedanke mitgewirkt haben, Sulpicianus würde die Ermordung seines Verwandten nicht so leicht hingehen lassen als der schwelgerische Julianus. Rasch öffneten sich die Thore; Julianus wurde zum Kaiser ausgerufen und empfing den Eid der Treue. Doch ging der Mitbewerber straflos aus.

Didius Julianus zum Kaiser erhoben.

Der Senat wagte keinen Widerspruch. Als die Prätorianer in geschlossenen Reihen ihren Erkornen in die Curie führten, begrüßten ihn die Väter der Stadt mit Glückwünschen und Schmeicheleien und übertrugen ihm alle Zweige der höchsten Gewalt. Im Kaiserpalast fand er noch den hauptlosen Leichnam seines Vorgängers und das einfache Mahl. Nach Dio spottete er des letztern und verbrachte die Nacht bei Schmaus und Würfelspiel; nach Ael. Spartianus in sorgenvollem Nachdenken. Hatte er sich zuerst im Kreise jubelnder Freunde betäubt, so mochte ihm später in der Einsamkeit seine gefahrvolle Lage um so schwerer auf der Seele lasten. Beide Angaben können somit ihre Begründung haben.

Seine Stellung. 193.

Julianus hatte alle Ursache zur Sorge. Sein Thron war ohne Stützen; er hatte keine andern Freunde und Anhänger, als die feilen Genossen alles Glückes und Glanzes. Mochten auch die Senatoren und Ritter ihre wahre Gesinnung unter äußerer Devotion verbergen, so gab das Volk um so offener seinen Unwillen und Ingrimm über die Entehrung des römischen Herrscherthrones durch Schmähungen und Verwünschungen kund; selbst die Prätorianer schämten sich eines Fürsten, der seine Würde nur seinem Gelde und ihrer eigenen Habsucht verdankte. Noch größer war die Entrüstung der auswärtigen Legionen über die dem römischen Namen widerfahrene Schmach und den Uebermuth der Prätorianer. Drei Heere pflanzten daher gleichzeitig in verschiedenen Gegenden die Fahne der Empörung auf, und ihre Anführer, Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien und Septimius Severus in Illyrien, rüsteten sich, den Tod des Pertinax zu rächen und an seine Stelle zu treten, alle drei gleich befähigt und gleich erfahren im Krieg und auch an Zahl der Legionen und Hülfstruppen einander gewachsen, dagegen verschieden an Charakter und Tugend.

Albinus, einem edeln aber verarmten Geschlechte entsprossen, wird beschuldigt, „unter dem philosophischen Mantel der Strenge die meisten Laster verborgen zu haben, welche die menschliche Natur entwürdigen", aber das harte Urtheil ist aus einer feindlichen dem glücklicheren Nebenbuhler dienstbaren Feder geflossen. Er hatte das Vertrauen des Marc-Aurel und seines Sohnes besessen, und die republikanische und vaterländische Gesinnung, die er jetzt in einer Rede vor den Truppen kund gab oder erheuchelte, erwarb ihm viele Freunde. Das Glück und den Ruhm Roms zur Zeit des Freistaats preisend sprach er den Entschluß aus, dem Senat und Volke die alten Rechte zurückzugeben. Dies sei der Zweck seiner Schilderhebung gegen Julianus. Sein Vorbild war Galba; wie dieser enthielt er sich des Ehrennamens Augustus und Imperator, auch als er von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen war. Von dem Senat wollte er seine Würde empfangen. 1. Albinus.

War die römische Welt über den Charakter des Albinus getheilter Meinung; so stand dagegen Pescenninus Niger, trotz seiner dunkeln Herkunft, in allgemeiner Achtung. Als Statthalter der wichtigen Provinz Syrien wußte er sich in gleichem Maße die Anhänglichkeit der Legionen wie die Liebe der Beherrschten zu erwerben; jenen imponirte er durch seine Mannszucht und seine kriegerische Tapferkeit, diese entzückte er durch sein leutseliges Wesen und seine Theilnahme an ihren prachtvollen Festen und Belustigungen. Das ganze Morgenland wünschte seine Erhebung; die Könige im Osten boten ihm Huldigung und Hülfe an; selbst in Rom hatte man die Blicke auf ihn gerichtet. 2. Pescenninus Niger.

Aber während Pescenninus in dem üppigen Antiochien seine Zeit vergeudete, gewann der dritte Bewerber, der unternehmende Septimius Severus, Statthalter der rauhen Donauländer, den Vorsprung. Geboren in Afrika von einer römischen Ritterfamilie, hatte er den langsamen Weg durch die Stufenfolge der römischen Magistraturen bis zur höchsten Feldherrnwürde durchwandert, tief in der Seele den brennenden Ehrgeiz bergend, „der von seinem Ziele weder durch die Lockungen der Wollust, noch durch Furcht vor Gefahr, noch auch durch die Gefühle der Menschlichkeit abgelenkt werden konnte." Jetzt schien der Zeitpunkt der Erfüllung gekommen, den ihm Zeichen und Träume lange verkündet. Denn bei ihm war wie bei Marius Aberglauben und Politik innig verbunden. 3. Septimius Severus.

Kaum war Septimius Severus von den Legionen als Imperator begrüßt worden, so beschloß er auf Rom loszurücken, wohl einsehend, daß der Erfolg seines Unternehmens von der Schnelligkeit der Ausführung abhänge. Er beschleunigte den Marsch über die julischen Alpen auf alle Weise. Die pannonischen Truppen, an strengen Kriegsdienst und abhärtende Lebensweise gewöhnt, folgten muthig dem kühnen Führer, der sie durch sein eigenes Beispiel, durch ermunternden Zuspruch und durch große Verheißungen des zu erwartenden Lohnes zur Eile antrieb. Die Kunde von seiner Annäherung erfüllte den Julian und seine Anhänger mit Furcht und Besorgniß. Während Senat und Volk sich heimlich freuen mochten, daß den unwürdigen Thronkäufer und die übermüthige Leibwache bald die Rache erreichen würde, rüsteten diese zur Gegenwehr. Aber die schwankende Haltung des Kaisers, der die widersprechendsten Entschlüsse faßte und wieder verwarf, und die bleichen Gesichter der Prätorianer, die nun die üppigen Genüsse der Bäder und Theater mit den Gefahren und Mühen des Krieges vertauschen sollten, waren deutliche Beweise, wie wenig Sept. Severus gewinnt den Thron. Julians Ausgang. 193.

Vertrauen sie in einen glücklichen Ausgang hatten. Furcht und Scham hielt die Prätorianer Anfangs bei Julian; als aber Severus, der sich nicht durch Unterhandlungen aufhalten ließ und gegen die Nachstellungen abgesandter Meuchelmörder durch die Wachsamkeit seiner Getreuen geschützt war, sich der Stadt auf zwei Tagereisen näherte und durch Sendlinge bekannt machte, daß er die Ermordung des Pertinax nicht der ganzen Garde anrechnen, sondern die That vergeben würde, wenn sie von dem unwürdigen Herrscher ließen und die Hauptschuldigen auslieferten, da änderten sie rasch ihren Sinn. Sie ergriffen die Häupter der Verschwörung gegen Pertinax und erklärten dem Senat, daß sie die Sache Julians nicht länger vertheidigen würden. Damit war das Schicksal des eiteln Fürsten entschieden, der seine Schätze aufgewendet hatte, um sich eine sorgenvolle freudenleere Regierung von sechs und sechzig Tagen zu erkaufen. Während eine angesehene Gesandtschaft sich zu Severus begab, um ihn im Namen des Senats und Volkes zur Uebernahme des Thrones einzuladen, drang eine Schaar Bewaffneter in den Palast, um im Auftrag des grollenden Rathes den sechzigjährigen Kaiser wie einen gemeinen Verbrecher zu tödten. In einem entlegenen Gemache von den Mördern betroffen, fiel er unter ihren Streichen. 2. Juni. 193.

2. Septimius Severus und sein Haus.

Sept. Severus. 193—211. u. c. 946—964. Die Prätorianergarde entlassen.

Die erste Handlung des neuen Herrschers war die Züchtigung der Prätorianer. Nachdem er die ausgelieferten Hauptschuldigen mit dem Tode bestraft, gebot er den übrigen ohne Waffen auf einer Ebene seiner Ankunft zu harren. Demüthig gehorchte die stolze Garde. Als eine auserlesene Mannschaft der illyrischen Truppen sie im Kreise umstellt hatte, die Lanzen zum Kampfe eingelegt, trat der Kaiser in ihre Mitte, und mit strengen Worten ihre Feigheit und Treulosigkeit rügend entließ er sie schimpflich des Dienstes und verbannte sie bei Todesstrafe aus der Hauptstadt und der Umgegend. Zugleich bemächtigte sich eine andere Abtheilung des Lagers und der Waffen. Die glänzende Leichenfeier, die Severus darauf dem längst begrabenen Pertinax veranstaltete, war der Schluß der Rache und Sühne und die Lobrede, die er selbst mit klugen und geschickten Worten dem Andenken des tugendhaften Fürsten hielt, die letzte Huldigung für den Senat, der in dem Heimgegangenen das Ideal eines Kaisers nach seinem Herzen erblickte. Aber die große Anzahl bewaffneter Krieger in der Hauptstadt war ein deutliches Zeichen, daß Severus nach andern Grundsätzen zu herrschen gedächte, als Pertinax, daß er nicht den Senat, sondern das Heer als die Quelle und Stütze seiner Macht ansehe. In dem überschwenglichen Lobe, das Dio, damals im Senat, dem Charakter und den edeln Eigenschaften des Pertinax zollt, ist zugleich der Aerger der ganzen Körperschaft ausgesprochen, daß der neue Kaiser andere Wege ging.

Der Kaiserthron war ein unsicherer und wankender Besitz, so lange noch im Osten und Westen kriegskundige Feldherren mit gleichen Ansprüchen an der Spitze zahlreicher Heere standen. Septimius Severus traf daher sogleich Anstalten zum Kampf gegen die Mitbewerber. Zum Glück für ihn kam es bei den Gegnern, die ihm beide an Macht, Geschicklichkeit und Erfahrung nicht nachstanden, zu keinem Einverständniß; und da er außer seiner Schnelligkeit und seinem Glück auch noch die Anerkennung seiner Herrschaft durch Senat und Volk für sich hatte, und mit den Waffen des Kriegers die List und Verstellung des Staatsmannes verband, so fiel ihm zuletzt der Sieg zu. Sein erster Feldzug war nach Osten gerichtet, wo Pescennius Niger vom Euphrat bis nach Byzanz Alles für sich hatte. Um den Schein eines Bürgerkrieges von sich abzulenken, gab Septimius als Zweck an, er wolle die Provinzen des Morgenlandes in Ordnung bringen und suchte zugleich durch die Versicherung freundschaftlicher Gesinnungen und Absichten und durch Beweise aufrichtigen Vertrauens den Albinus treuherzig zu machen, damit er nicht während seiner Abwesenheit die britische Insel verlasse und nach Italien ziehe. Er begrüßte ihn in Zuschriften als „Cäsar“ und machte ihm Hoffnung auf die Nachfolge. Auch mit Niger brach er nicht ganz die Brücke der Verständigung ab. Als schon die Heere sich im Kampfe mit einander gemessen, überhäufte Severus die Gattin und die Kinder seines Gegners in Rom — denn Commodus pflegte die Familien der Statthalter gleichsam als Geißeln in der Hauptstadt zurückzuhalten — mit Wohlthaten und Freundlichkeiten und behandelte sie auf gleichem Fuß mit seinen eigenen Angehörigen. Als aber die syrischen Legionen in mehreren Schlachten am Hellespont und bei den cilicischen Pässen den abgehärteten pannonischen Truppen des Severus erlagen und Pescennius Niger nach dem letzten unglücklichen Treffen bei Issus auf der Flucht erschlagen ward, da ließ Severus die Maske fallen. Nicht nur daß er die Gattin und Kinder des unglücklichen Mitbewerbers unbarmherzig tödten ließ; er hatte schon zuvor eine Gesandtschaft an Albinus abgeordnet, die demselben ein schmeichelhaftes, in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben überbringen sollte, zugleich aber den Auftrag hatte, denselben unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung bei Seite zu locken und zu durchbohren. Die Absicht wurde jedoch verrathen; Albinus entging den Dolchen der Mörder und beschloß nun, sich nicht länger hinhalten zu lassen, sondern Rache zu nehmen an dem falschen und heuchlerischen Nebenbuhler. Darüber war aber die beste Zeit verstrichen; als der leichtgläubige Feldherr mit seinem britischen Heere in Gallien landete, war der syrische Bewerber bereits dem Geschicke erlegen. Und wie wenig Severus im Stande gewesen wäre, seinen vereinten Gegnern zu widerstehen, bewies der hartnäckige und blutige Kampf, den er mit Albinus allein in der Ebene von Trevoux einige Meilen von Lyon zu bestehen hatte. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite des britischen Statthalters, als es dem kriegerischen Severus noch gelang, die

Severus besiegt seine Gegner. 193—197.

193—195.

197.

wankenden Reihen seiner illyrischen Legionen wieder zum Stehen zu bringen und eine günstige Entscheidung herbeizuführen. Aber der Kern der römischen Heere fand in dieser entsetzlichen Schlacht seinen Untergang. Die ganze Ebene war mit Leichen und Verstümmelten überdeckt und das Blut floß in Bächen der Rhone zu. Die Lücken wurden größtentheils durch Barbaren ausgefüllt. Albinus theilte das Schicksal des Niger. Auf der Flucht vom Schlachtfeld entdeckt blutete er unter den Waffen der Verfolger. Sein Haupt wurde auf einer Lanzenspitze dem Severus überbracht und von diesem mit einem vorwurfsvollen Schreiben an den Senat nach Rom geschickt. Den Rumpf, so wie die Leichen seiner ermordeten Gattin und Söhne ließ der rauhe Sieger in die Rhone werfen. Lätus, der sich in der Schlacht zweideutig benommen hatte, um aus der Niederlage des Einen oder Andern für sich selbst Vortheil zu ziehen, wurde von Severus gegen die Parther geschickt, wo er bald auf dessen Veranstaltung seinen Tod fand.

Schicksal von Byzanz.

Mit dem Untergang der Führer war aber die Rache des strengen Gebieters nicht gestillt. Auch die Provinzen und Städte sollten dafür büßen, daß das Schicksal sie auf die Seite der minder glücklichen Bewerber gestellt hatte. Vor allen hatte sich Byzanz durch Anhänglichkeit an die Sache Nigers ausgezeichnet. Eine der reichsten und blühendsten Städte jener Zeit und durch Lage und Befestigungswerke unüberwindlich war sie gleich anfangs von dem syrischen Prätendenten als Hauptstützpunkt angesehen und mit den zuverlässigsten Besatzungstruppen ausgerüstet worden. Severus hatte sie vergeblich zu erstürmen gesucht. Als alle Angriffe an der Festigkeit der Mauern und an der Tapferkeit der Truppen scheiterten, schloß er sie von der Land- und Seeseite ein und eilte dann mit dem übrigen Heer zum Kampfe fort. Nach dem Falle Nigers warfen sich die entschlossensten und muthigsten seiner Unterfeldherren und Krieger in die belagerte Stadt und belebten durch ihren Zuspruch und ihr Beispiel den Widerstand. Bei der bekannten Strenge Severs ohne Hoffnung auf Rettung und
194—197. Gnade kämpften sie mit dem Muthe der Verzweiflung. Drei Jahre dauerte die Belagerung von Byzanz, bei der sich vor Allen Dio's Landsmann Priscus, ein geschickter Maschinenbauer und Kriegsingenieur, durch Umsicht und Tapferkeit hervorthat. Selbst Severus konnte nicht umhin, dem heldenmüthigen Vertheidiger Bewunderung zu zollen, so daß, als die Stadt endlich dem Hunger erlag, er allein vor den Augen des Siegers Gnade fand, weniger aus Menschlichkeit oder Großmuth, als weil der Kaiser sich eines so kriegskundigen und talentvollen Mannes gegen seine übrigen Feinde zu bedienen wünschte.

Die Thaten und Leiden der Byzantiner während der langen Belagerung sind ein sprechender Beweis, daß der Kriegsmuth Roms noch nicht gebrochen war. Selbst Dio's trockene und schwunglose Natur nimmt bei der Schilderung von dem blühenden Zustande der Stadt und von dem Heldenmuth und der Ausdauer der Besatzung und Bürgerschaft einen höheren Flug; und mit einem Gefühl der Wehmuth erzählt er, wie

der strenge Sieger die herrliche Stadt der Verödung preisgegeben und das Reich seines stärksten Bollwerks gegen die Barbaren des Pontus und Asiens beraubt habe*). Nach der Uebergabe der ausgehungerten Stadt wurden die Obrigkeiten und Soldaten niedergehauen, die Mauern und Thürme geschleift, die Rechte und Privilegien aufgehoben und die ehemalige Weltstadt der Gerichtsbarkeit der Perinther unterworfen. Aber die Geschicke der Welt werden von einer höheren Macht gelenkt. Nach einem Jahrhundert stieg Byzanz wie ein Phönix verjüngt aus der Asche zu größerer Herrlichkeit empor. — Auch Antiochia, die üppige und witzige Stadt, wurde wegen ihrer Ergebenheit für Niger mit dem Verluste ihrer Freiheit bestraft; doch wendete ihr der Kaiser bald wieder seine Gnade zu.

Strenge des Kaisers in Gallien u. a. O.

Und nicht blos die reichen Städte und Landschaften des Morgenlandes strafte Severus an Ehrenrechten und an Gut und brachte von Nisibis aus den Parthern den Namen Roms von Neuem ins Gedächtniß; auch Gallien und Britannien litten unter der harten Hand des Siegers; viele angesehene Provinzbewohner wurden mit Tod, Verbannung und vor Allem mit Güterverlust belegt, nur weil sie in einem ihnen fremden und gleichgültigen Streit den nahen Herrscher dem fernen vorgezogen; Britannien wurde außerdem in zwei Provinzen getheilt, weil ein einziger Statthalter in dem entlegenen Insellande zu gefährlich schien.

Severus wüthet gegen den Senat.

Der Senat hatte sich bisher sehr zurückhaltend benommen und unter den drei Bewerbern dem Severus am wenigsten Theilnahme gezeigt. Dio selbst gesteht, „daß sich die Senatoren während des Krieges ruhig (neutral) verhalten hätten, außer wer schon für den Einen oder Andern offen Partei genommen und mit diesem Gefahren und Hoffnungen theilte.“ Diese Abneigung oder schwankende Haltung war dem Severus nicht entgangen, so sehr auch die Servilität jede Kundgebung der wahren Gesinnung unterdrückte, und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. In dem blutigen Haupte des Albinus konnten Viele ihr eignes Schicksal errathen. Spartianus zählt einundvierzig senatorische Namen auf, die durch Severus den Tod erleiden mußten; „und dieser Mörder so erlauchter Männer,“ fügt er mit Unwillen bei, „von denen viele Consuln, viele Prätoren, alle vom höchsten Stande gewesen, wird in Afrika als ein Gott verehrt!“ Den meisten folgten ihre Frauen, Kinder und Clienten in den Tod. Ein solches Verfahren hielt Severus für das einzige Mittel, dem Volke Frieden und den Fürsten Sicherheit zu geben. In einer Rede vor dem Senat äußerte

*) Dio Cassius 74, 12. Als Alles in der Stadt aufgezehrt war, und ihre Aussichten und Hoffnungen sehr zusammenschwanden, so hielten die Einwohner, obwohl in großer Noth und von allem Verkehr nach Außen abgeschlossen, dennoch aus, verwandten die Balken von ihren Häusern zu Schiffen, und die Haare ihrer Frauen zu Seilen und warfen, wenn die Feinde stürmten, Steine von ihren Theatern und Pferde und ganze Bildsäulen von Erz auf sie herab. Als es ihnen aber auch an ordentlicher Nahrung gebrach, weichten sie Leder ein, um es zu verzehren. Als auch dieses aufgezehrt war, so etsah sich die Mehrzahl eine Zeit, da ein heftiger Sturm wüthete, so daß sich Niemand auf die See wagte, und fuhr aus, um entweder umzukommen oder sich Brod zu verschaffen. Sie landeten nun unverhofft und plünderten alles, was sie fanden. Die Zurückgebliebenen entschlossen sich zu dem Schrecklichsten, was sich denken läßt: als nämlich ihr Hunger aufs Aeußerste stieg, fielen sie über einander her und zehrten sich auf

er, daß Commodus der rechte Kaiser für sie gewesen wäre, denn Leute, die weder Treue noch Ehrgefühl besäßen, bedürften einer Zuchtruthe.

Regierung im Innern. Aber wenn gleich Severus den Commodus für seinen Bruder erklärte und nach Art aller Autokraten und Militärherrscher die vornehmen Stände, die senatorischen Geschlechter und Beamtenfamilien, mit Mißtrauen betrachtete und zu erniedrigen und zu schwächen suchte; so ragte er doch weit an Tugend und männlicher Kraft über Commodus hervor. Die Volksbelustigungen im Circus und Amphitheater wurden zwar auch von Severus keineswegs vernachlässigt und die unermeßlichen Geldsummen, die ihm aus den umfassenden Güterconfiscationen und Vermögensstrafen zuflossen, setzten ihn in Stand, in großartigen und glänzenden Spielen mit seinem Vorgänger zu wetteifern; aber seine Regierungsthätigkeit und kaiserliche Fürsorge erstreckte sich auch auf edlere Gegenstände. Er fand Geschmack an Bauwerken; durch freigebige Vertheilung von Getreide und Lebensvorräthen gewann er sich die Zuneigung der unteren Volksklassen; die Rechtspflege wurde unter ihm mit eben so viel Umsicht und Scharfsinn als Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verwaltet, denn er selbst war in seiner Jugend Rechtsgelehrter und Anwalt gewesen und bis an seinen Tod blieb die Jurisprudenz neben dem Kriegswesen seine liebste Beschäftigung; die Provinzen erholten sich unter den Segnungen des Friedens und der Ordnung, welche die Furcht vor seinem strengen starken Willen allenthalben zurückführte, mehrere Städte wurden mit Freiheiten und Rechten ausgerüstet, so daß sie den Kaiser als ihren Wohlthäter und zweiten Gründer verehrten und in öffentlichen Denkmälern ihren Dank aussprachen.

Die neue Prätorianergarde. Aber trotz dieser einzelnen Lichtseiten war die Regierung des Severus das Grab der Freiheit und republikanischen Verfassung. Eine rauhe Soldatennatur, im Lager und Zelte gealtert, hatte er nur Liebe für das Heer und Kriegsleben. Während er den Senat, „der seine Person verabscheute und vor seinem Zorne bebte", mehr und mehr erniedrigte, alle Männer von Bildung, Charakter und Herkommen aus seiner Mitte entfernte und die Lücken mit servilen Schmeichlern von glatter Rede und geschmeidigem Wesen ausfüllte, suchte er die Soldaten durch Geschenke, Solderhöhung und persönliche Auszeichnung an sich zu fesseln und übersah die wilden Ausbrüche des Uebermuths, der Zuchtlosigkeit, der Brutalität. Nicht nur, daß er die aus allen Völkern und Ständen gebildeten Legionen fortwährend verstärkte und durch Gunstbezeugungen in ihrem militärischen Stolze ermunterte; er stellte auch die Kaisergarde in vergrößerter Zahl wieder her und machte den Dienst in derselben durch Erhöhung ihres Ranges und Soldes zum Gegenstand des militärischen Ehrgeizes. War die Prätorianerwache, größtentheils aus der schmucken Jugend Italiens und der nahegelegenen Provinzen ausgehoben, bisher mehr zur Erhöhung der Kaiserpracht und zur Parade als zum Waffendienst verwendet worden und hatte in dem müßigen Lagerleben sich in demselben Grade den Freuden und

Genüssen der üppigen Hauptstadt ergeben als sie sich der Gefahren und Mühen des Krieges entwöhnte; so traf jetzt Severus die Einrichtung, daß die Kaisergarde aus den Soldaten der Grenzlegionen zusammengesetzt werden sollte, welche sich durch Stärke, Tapferkeit und Treue besonders hervorgethan hätten, und bewirkte somit, daß die Aufnahme in dieselbe als Ehre und Belohnung angesehen ward. Ein solcher Heerkörper von 50,000 Mann auserlesener Krieger aus allen Ländern und Völkern war ein dienliches Werkzeug zur Begründung eines Militärdespotismus und einer absoluten Zwingherrschaft, wie sie dem stolzen und unbeugsamen Sinn eines Severus zusagte. Mit dieser Machtvergrößerung der Leibwache stieg naturgemäß auch die Bedeutung und das Ansehen ihrer Befehlshaber, daher von der Zeit an der erste Präfect den nächsten Rang nach dem Kaiser hatte und die erste Stimme im Staatsrathe führte. Nicht blos das Heerwesen, auch Justiz und Verwaltung standen unter seiner Obhut und Leitung.

Zehn Jahre lang bekleidete Plautianus diesen einflußreichen Posten, ein Mann, der an Habsucht, Erpressung und Willkür, an Grausamkeit und Lasterhaftigkeit alle seine Vorgänger überbot und dennoch durch seine Hingebung und Förderung der kaiserlichen Politik sich der unwandelbaren Gunst und Gnade seines Gebieters zu erfreuen hatte. Die von Dio erzählte Gewaltthat, daß er einst hundert Freigeborne habe entmannen lassen, damit seine Tochter bei ihrer Vermählung mit dem ältesten Sohne des Kaisers nach Art orientalischer Königinnen von einer Schaar Eunuchen umgeben sei, ist ein schrecklicher Beweis, bis zu welchem Grade von Verwegenheit Plautianus seine Machtstellung mißbrauchte. Endlich gelang es einer Hofintrigue auf Grund einer angeblichen Verschwörung den gewaltigen Mann zu stürzen. Er wurde im Palaste von seinem eigenen Schwiegersohn Antoninus Caracalla vor den Augen des Kaisers ermordet. Das abgeschlagene Haupt schickte der Mörder darauf seiner Gemahlin und Mutter, um durch den Anblick die Eine zu kränken, die Andere zu erfreuen. Nur mit innerem Widerstreben hatte Severus die That zugelassen. Denn Plautianus war der erste, der durch seine Rücksichtslosigkeit die kaiserliche Machtvollkommenheit auf die höchste Spitze führte, der den letzten Schatten republikanischer Formen vernichtete und das neue Staatsrecht begründete, „daß die kaiserliche Macht nicht auf Uebertragung, sondern auf unwiderruflicher Verzichtleistung des Senats beruhe; daß der Kaiser über alle Schranken der Gesetze erhaben sei, mit dem Leben und Vermögen der Unterthanen nach Willkür schalten und über das Reich wie über sein Privatgut verfügen könne." Auf dieser Höhe erscheint die Kaisermacht bei den berühmten Juristen, die unter dem Herrscherhaus des Severus blühten, einem Papinian, Paulus und Ulpian.

Plautianus. 203.

Ueber den inneren Anliegen verlor indessen Severus den Krieg an den Reichsgrenzen nicht aus dem Auge. Nach dem Sieg über Niger hatte er in Nisibis eine Statthalterschaft gegründet, deren Gebiet größtentheils aus parthischem Eigenthum bestand. Er wollte sich dadurch für die seinem Mitbewerber geleistete Hülfe rächen. Kaum hatte er jedoch das Morgenland verlassen, um seine Waffen nach Gallien zu tragen, so rückten die Parther vor die römische Festung, stießen aber bei der von Lätus befehligten Besatzung auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußten. Nun

Der parthische Feldzug. 198—202.

erschien Severus zum zweitenmal im Oriente, begleitet von einem flüchtigen Bruder des Partherkönigs Vologeses IV. Während ein Theil der Truppen sammt dem Gepäcke auf kleinen Fahrzeugen, die er am obern Euphrat hatte bauen lassen, stromabwärts fuhr, zog er selbst mit dem Kern des Heeres am Ufer des Flusses hin, eroberte Ktesiphon, die auf den Trümmern Babylons und Seleucia's emporgestiegene neue Hauptstadt Parthiens und verpflanzte viele Einwohner in entlegene Gegenden. Darauf ließ Severus den „Königskanal", der in der Gegend von Seleucia die beiden Ströme verband, aber versandet war, reinigen und fahrbar machen, damit die Schiffe in den Tigris geschafft und der Rückzug nach Nisibis längs dieses Flusses aufwärts bewerkstelligt werden könnte; denn am Euphrat waren Lebensmittel, Futter und Brennmaterial erschöpft. Auf diesem Marsch belagerte der Kaiser die reiche und feste Stadt Hatra, die auf einer Felsenhöhe mitten in der Wüste gelegen große Schwierigkeiten darbot, wie schon Trajan erfahren (S. 264); aber als Mittelpunkt des Karavanenhandels mit vielen Kaufmannsgütern versehen und als Hauptstadt eines unabhängigen Fürsten, der auf Seiten des Pescenninus Niger gestanden, reizte sie zugleich die Habgier der Soldaten und die Rachsucht des Kaisers. Das Unternehmen schlug aber fehl. Wenn es auch dem geschickten Vertheidiger von Byzanz, Priscus, gelang, seine Kriegsmaschinen in die Nähe der Stadt zu bringen, wo sie vor dem Feuer der Feinde geschützt als Stützpunkte der Stürme und Angriffe dienten; der Kaiser selbst hemmte im entscheidenden Augenblick die Erstürmung, besorgt um die im Tempel des Sonnengottes geborgenen Schätze und in der Hoffnung, die Einwohner würden, um einem härteren Schicksale zu entgehen, sich freiwillig ergeben. Er täuschte sich jedoch; und als am andern Tag der Sturm von Neuem beginnen sollte, weigerten die europäischen Truppen den Gehorsam, die asiatischen aber wurden zurückgeschlagen.

Verfall der Disciplin. Bei dieser Gelegenheit kam der Verfall der Disciplin und der Trotz der Legionen recht zu Tage. Als sich ein Hauptmann erbot, mit 550 Mann europäischer Truppen den Ort einzunehmen, gestand ihm der Kaiser, daß er nicht hoffen könne, so viele gehorsame Soldaten im Heere zu finden. Kaiser und Reich waren somit von dem guten Willen der Soldaten abhängig. Die Weichlinge und Schwelger unter den früheren Kaisern hatten doch nur die Prätorianergarde in Rom verdorben und sich von den Linientruppen fern gehalten; jetzt wurden auch die Legionen an den Grenzen von der Fäulniß angesteckt.

Feldzug nach Britannien. 208—211. Nach einem längeren Aufenthalt in Syrien und Aegypten kehrte Severus aus dem Orient nach Rom zurück, wo er zur Verherrlichung seiner Kriegsthaten in Mesopotamien den Triumphbogen errichten ließ, der noch jetzt am Eingang des Forums zu sehen ist. Aber nach einigen Jahren unternahm der bejahrte, in seiner Energie noch ungebrochene Kaiser abermals einen Feldzug nach Britannien. Begleitet von seinen beiden Söhnen Antoninus (Caracalla) und Geta, die er den Lüsten und Verführungen der Hauptstadt zu entziehen wünschte

überstieg er troß seiner Gichtleiden die Hadriansmauer, um die Picten und Scoten, die kriegerischen Bewohner des gebirgigen Caledoniens, zur Unterwerfung zu bringen oder doch ihren verheerenden Einfällen in das römische Provinzland zu wehren. Auch auf diesem mühevollen Feldzuge nach den entlegenen Hochlanden beurkundete Severus seine kriegerische Natur. Er ließ Wälder lichten, Knüppeldämme über Sümpfe aufführen, Ströme ableiten und drang bis zum nördlichen Ende der Insel vor. Aber der Widerstand der Feinde, verbunden mit der Strenge des Klima's und den Beschwerden des rauhen Winters war dem römischen Heer verderblich. Hatte der Kaiser, empört über den Bruch eines Vertrages in der Hiße des Zornes geschworen, das ganze Volk auszurotten; so gab er nach einem Kriege, der über 50,000 Römern das Leben gekostet haben soll, den Gedanken auf, die römische Herrschaft den Bewohnern des nebeligen Berglandes aufzulegen. Er räumte vielmehr den unter Antoninus Pius dem Reiche beigefügten nördlichen Landstrich und ging wieder auf die von Hadrian gezogene südlichere Grenze zurück, bemüht durch Herstellung des Erdwalls und durch neue Mauern und Schanzwerke den Raubzügen der Söhne des Gebirges für die Zukunft eine Schranke zu seßen.

Von diesem Feldzuge kehrte Septimius Severus nicht mehr zurück. So vieles ihm im Leben gelungen war, seine Seele war verdüstert und sein Herz unbefriedigt. Glück und Verdienst hatten ihn aus einer geringen Stellung zum ersten Rang unter allen Menschen erhoben; und doch war er am Ende seines Daseins so sehr von Kummer und Leiden gebeugt, daß er mit dem Gedanken umging, seinem Leben durch Gift ein Ende zu machen. Der geringe Fortgang seiner Waffen und manche Unfälle im Krieg, die körperlichen Schmerzen, vor Allem aber die häuslichen Sorgen und das bittere Gefühl der Reue über so manche Handlung der Leidenschaft trübten die letzten Tage seiner Herrschaft. Severs Ausgang. 211.

Seine Söhne Antoninus Caracalla und Geta, die von Jugend auf einander haßten und seit ihrer Erhebung zum Range eines „Augustus" ihre Zwietracht und Feindschaft noch offener kund gaben, so daß der ganze Hof sich in zwei Parteien schied, verursachten dem Vater schon seit Jahren, sowohl durch ihren unversöhnlichen Widerwillen gegen einander als durch ihren lasterhaften Lebenswandel und ihre rohe Gemüthsart viel Herzeleid. Dio sagt, sie hätten in Frevelthaten mit einander gewetteifert; sie hätten Frauen entehrt, Knaben zu schnöder Lust mißbraucht, mit Gladiatoren und Wagenlenkern Freundschaft geschlossen und auf jede Weise Geld erpreßt; ja Caracalla ward beschuldigt, er habe jedes Verschubs und jeder Theilung der Herrschaft überdrüssig, dem Vater mehrmals nach dem Leben getrachtet und sich bestrebt, das Heer zum Abfall zu bringen. Auch Julia Domna, die kaiserliche Gemahlin, hochgefeiert wegen ihrer Schönheit und geistigen Begabung, genoß nicht des besten Rufes in Bezug auf Keuschheit und Sitte. Eine junge Syrierin aus Emesa war sie von dem den eiteln Studien der Magie, der Wahrsagerei und Traumdeutung abergläubisch ergebenen Severus auf glückverheißende astrologische Zeichen hin zur zweiten Gattin gewählt worden; aber ihre liebenswürdigen Eigenschaften machten auf den finsteren und eifersüchtigen Eheherrn eben so wenig einen tieferen Eindruck als ihr feiner gebildeter Geist, in welchem lebhafte Caracalla, Geta u. Julia Domna.

Phantasie mit Schärfe des Urtheils und kluger Ueberlegung verbunden war. Wir haben sie oben als die Gönnerin der Philosophen und der Männer der Wissenschaft kennen gelernt, in welcher das sinkende Heidenthum noch eine feste Stütze hatte. Aber wie sehr auch die dankbare Schmeichelei der Gelehrten ihre glänzenden Eigenschaften preisen mochten, in ihren Sitten scheint sie die echte Tochter ihrer syrischen Heimath geblieben zu sein.

Die Gemüthsunruhen des Kaisers, verbunden mit den Gichtleiden, beschleunigten seinen Tod. „Alles war ich und nichts hat es genützt!" sprach er in den Tagen, die seinem Ende vorangingen, von der Nichtigkeit aller irdischen Macht und Größe erfüllt. Er hatte oft die falsche Milde des Marcus Aurelius gegen seinen unwürdigen Sohn getadelt; jetzt erfuhr die Welt auch an ihm, „wie leicht die Strenge des Richters vor der Liebe des Vaters schmelze." Nachdem er seine Söhne, welche nach seinem Willen das Reich gemeinschaftlich regieren sollten, zur Eintracht ermahnt und sie dem Heere empfohlen hatte, starb er zu Eboracum, dem heutigen York im nördlichen England, im fünfundsechzigsten Jahre seines Alters, nach einer achtzehnjährigen glorreichen Regierung.

4. Febr. 211.

Caracalla 211—217. u. c. 964—970. Die gemeinschaftliche Herrschaft und der Brudermord.

Die Legionen in Britannien ehrten den Willen des Verstorbenen und riefen, dem Andringen Caracalla's widerstehend, beide Söhne als Kaiser aus. Sie verließen alsbald das ferne Land, um in Rom das Leichenbegängniß und die Apotheose des Vaters zu besorgen und von Senat und Volk die Huldigung entgegen zu nehmen. Aber schon auf der Reise durch Gallien und Italien trat die Feindschaft so sehr zu Tage, daß jeder vor den Nachstellungen des andern sich aufs Sorgfältigste schützte. In Rom theilten sie sich in die weiten Räume des Kaiserpalastes und schlossen alle Zugänge vorsichtig ab. Wenn sie sich öffentlich sahen, waren sie mit zahlreichen Bewaffneten umgeben. Man schlug eine Theilung des Reiches in den Westen und Osten vor, aber dieser Gedanke war damals dem römischen Volke noch zu fremdartig. Auch sagte er dem Ehrgeiz und der Herrschsucht des leidenschaftlichen Caracalla nicht zu. So ging ein banges Jahr vorüber. Da faßte der ältere Bruder den frevelhaften Vorsatz, sich durch Mord die Alleinherrschaft zu erwerben. Auf Bitten der tiefbekümmerten Mutter ließ er sich bewegen, in ihren Zimmern mit dem Bruder eine Zusammenkunft zu Frieden und Versöhnung einzugehen. Inmitten der Unterredung stürzten einige Bewaffnete, die Caracalla zu verbergen gewußt, auf Geta los. Dieser suchte Zuflucht bei der Mutter, die ihre Arme um ihn schlang; als die Mörder bei diesem Anblick zu zaudern begannen, ermunterte und unterstützte sie der Kaiser in dem blutigen Werke, und Geta sank unter ihren Streichen zu Boden. Verstörten Antlitzes eilte Caracalla in das Prätorianerlager, um die Garde, die dem geraden und offenen Geta mehr ergeben war als dem hinterlistigen und boshaften Bruder, und des verstorbenen Kaisers Willen ehrte, von feindseligen Schritten abzuhalten. Seine Rede, worin er seine That als Nothwehr gegen die Nachstellungen Geta's schilderte, wurde mit Murren und finsteren Blicken angehört; aber durch verschwenderische Geschenke, indem

27. Febr. 212.

er den ganzen von Severus gesammelten unermeßlichen Schatz unter sie vertheilte, überzeugte er sie endlich von der Gerechtigkeit seiner Sache. Der Zustimmung der Leibwache folgten die Betheuerungen der Treue und Ergebenheit von Seiten des Senats. Somit war die Alleinherrschaft Caracalla's der Preis des gelungenen Frevels. Dem todten Bruder ertheilte der Kaiser mit Freuden die Ehren der Vergötterung. (Sit divus dum non sit vivus.)

Nun ließ Caracalla seiner wilden und grausamen Natur freien Lauf. Der Schatten des ermordeten Bruders verfolgte ihn und füllte seine Seele mit Schreckbildern. Um den Qualen des Gewissens zu entgehen, suchte er Alles aus der Welt zu schaffen, was ihn an seine Schuld mahnen oder das Andenken an den getödteten Bruder wecken konnte. Alle Freunde und Anhänger Geta's, seine Diener und Freigelassenen, seine Amtleute und Gefährten wurden verfolgt und hingerichtet. Es galt für ein Verbrechen, den Todten zu beklagen. Seine Mutter Julia mußte ihre Thränen verbergen und den Mörder mit lächelndem Angesicht empfangen; ihre Gesellschafterin Fadilla, die ehrwürdige Tochter Marc-Aurels, büßte ihre Trauer mit dem Tode. Ueber 20,000 Personen beiderlei Geschlechts sollen als angebliche Freunde Geta's hingerichtet worden sein. Die ironische Bemerkung, der Kaiser möchte zu seinen übrigen Ehrennamen auch den Titel „Geticus" beifügen, brachte dem Helvius Pertinax, dem Sohne des früheren Kaisers, den Tod. Unter den Opfern der Tyrannei wurde Niemand allgemeiner beklagt als der große Rechtsgelehrte Papinian, der während der letzten sieben Regierungsjahre Severs Präfect des Prätoriums gewesen war und nach Kräften gesucht hatte, diesen Fürsten auf dem Pfade der Gerechtigkeit und Mäßigung zu erhalten, den der Imperator auf dem Sterbebette beschworen, für das Wohl und die Eintracht der kaiserlichen Familie zu wachen. Caracalla stellte das Verlangen an Papinian, durch eine Schutzrede die That zu rechtfertigen. Als dieser aber sich weigerte mit der Bemerkung, „Es sei leichter einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen", mußte er den Tod erleiden. Eine solche unerschrockene Tugend, bemerkt Gibbon, welche aus den Intriguen der Höfe, den Gewohnheiten des Geschäftslebens und den Künsten seines Standes rein und unbefleckt hervorgegangen ist, umgibt das Andenken Papinians mit einem helleren Glanze, als alle seine großen Aemter, seine zahlreichen Schriften und sein überlegener Ruf als Rechtsgelehrter. Caracalla's Grausamkeit blieb weder auf die Freunde Geta's noch auf die Hauptstadt beschränkt. Als sein Argwohn die ersteren beseitigt hatte, wurden die Männer des Senatoren- und Ritterstandes, die der Ruf als freiheitliebende oder als reiche Männer bezeichnete, an Leben und Gut gestraft; und als seine Wuth und Raubsucht in Rom erschöpft waren, trug er seine wilden Leidenschaften in die Provinzen und machte insbesondere die reichen und üppigen Städte des Morgenlandes zum Schauplatz seiner Tyrannei und seines rohen Uebermuths. Seine Gemahlin Plautilla, auf die er den Haß gegen ihren

Caracalla's Grausamkeit u. Tyrannei.

Vater Plautianus übertragen hatte, wurde nebst ihrem Bruder auf der Insel Lipara, ihrem Verbannungsorte, getödtet, worauf sich Caracalla nach der Angabe mehrerer alten Schriftsteller mit seiner Stiefmutter Julia Domna vermählte, die noch in vorgerückten Jahren ihre Schönheit bewahrte und durch koketten Anzug die sinnliche Lust des jungen Fürsten zu entflammen wußte.

Caracalla's Charakter und Eigenschaften.

Ein Jahr nach Geta's Tod verließ Caracalla Rom, um nie wieder dahin zurückzukehren. Sein Vater soll ihm sterbend die Lehre gegeben haben, „sich die Liebe des Heeres zu sichern, und alle übrigen Unterthanen für Nichts zu achten", und diese Lehre hat der Sohn getreulich befolgt. War schon bei Severus die Bevorzugung der Soldaten die Quelle großer Uebel für Reich und Heer gewesen, so führte sie unter Caracalla zu noch größerem Verderben. Die unverständige Nachsicht und Verwöhnung der Truppen lockerte die Kriegszucht in bedenklichem Grade und die unbegrenzte Freigebigkeit und Verschwendung des Kaisers in Solderhöhung und Geschenken führte zu den ärgsten Bedrückungen des ganzen Staates.

Nicht nur daß er die Zölle und die auf der Freilassung von Sclaven, auf Erbschaften und Schenkungen ruhenden Abgaben erhöhte; er führte neue Steuern ein, erpreßte Geldgeschenke von den Städten und dehnte, um die Abgaben einträglicher zu machen, das römische Bürgerrecht auf alle Provinzen aus. Dadurch waren die Einwohner genöthigt, zu den alten Steuern auch noch die Auflage auf Testamente und Erbschaften zu tragen. Seine Ausgaben beschränkten sich indessen nicht blos auf das Heer; auch in großartigen Bauwerken wetteiferte er mit seinen Vorgängern. Noch jetzt sieht man im Süden von Rom die riesenmäßigen Ruinen der „Antoninischen Thermen" mit ihren weiten Wölbungen und Hallen und mit den zahllosen Kammern und Gemächern, ein lautzeugendes Denkmal seiner Verschwendung.

Caracalla fühlte sich nur wohl im Verkehr mit dem Soldatenstand, dem er seiner ganzen Natur nach angehörte. Ohne Sinn für Wissenschaft und Bildung hatte er von Jugend auf seine Sorge lediglich dem Körper zugewendet; während er aus dem Unterrichte der ausgezeichnetsten Lehrer, mit denen ihn sein Vater umgeben, nichts davontrug als einige Gewandtheit im rednerischen Ausdruck, zeichnete er sich im Reiten und Jagen, im Schwimmen und Rudern durch Fertigkeit und Stärke aus und auf Kriegszügen unterzog er sich allen Beschwerden und Entbehrungen eines gemeinen Legionars; er marschirte zu Fuß, trug Waffen und Gepäck, versah die niedrigsten Felddienste und theilte die Belustigungen wie die einfache Kost des Soldaten; darum gingen ihm auch keine Freuden über die Kampfspiele und Thierjagden im Amphitheater und über die Wettfahrten im Circus. Aber ohne politische Bildung und ohne höheres Thatenziel vergeudete er Zeit und Kraft auf zwecklosen Feldzügen; statt wie Alexander, den er in allen Dingen nachahmte, als Kriegsfürst die Legionen zu Kampf und Eroberungen hinauszuführen, suchte er seine Ehre darin, an der Donau und in Mesopotamien sich mit den Deutschen und Parthern herumzuschlagen und im Lager oder auf Märschen sich durch vertrauliches Wesen die

Gunst der Truppen zu erwerben; oder er zog mit ihnen in die reichen Städte des Morgenlandes, wo Luxus und Ueppigkeit die Kraft verzehrten und Schwelgerei und Uebermuth alle Zucht auflösten. Um seinem Vorbilde ähnlicher zu werden nahm er nicht nur den Namen und die Insignien Alexanders an, er bildete sich eine macedonische Phalanx, er verfolgte die Anhänger der aristotelischen Lehren, er ließ sich auf Statuen und Gemälden als Alexander darstellen; er besuchte Ilion und das Grab des Achilles und trauerte um einen gestorbenen oder ermordeten Liebling, wie der Heros um Patroklos, wie Alexander um Hephästion. Aber nur in einigen Fehlern glich Caracalla seinem Vorbilde, in keiner seiner Tugenden. Die Ermordung des Philotas und Parmenio überbot er durch die blutige Verfolgung aller Verwandten und Freunde der früheren Herrscher, und die Vorliebe des macedonischen Helden für persische Königstracht äffte er dadurch nach, daß er sich nach germanischer Sitte kleidete und sogar falsches Haar trug, um den Deutschen auch an blonden Locken zu gleichen. Auch nahm er Schaaren germanischer Krieger in seine Heere auf, weil er die Barbaren für zuverlässigere Werkzeuge seines Despotismus hielt, als die Eingebornen, die noch durch einige menschliche Bande mit den Bürgern zusammenhingen.

Wie verschieden im Einzelnen die Nachrichten lauten, welche die drei Geschichtschreiber Dio, Herodian und Spartianus aus dem Leben und den Feldzügen Caracalla's der Nachwelt hinterlassen haben; darin stimmen sie überein, daß seine Regierung an Thorheiten, Gewaltthätigkeiten, Treulosigkeiten und Grausamkeiten alle früheren übertroffen habe. Denn Nero, Domitian und Commodus beschränkten ihre Tyrannei auf die Hauptstadt, auf Italien und Griechenland; Caracalla aber war der Feind des ganzen Menschengeschlechts. Wie in dem einem gallischen Gewande entlehnten Spottnamen, so hat er auch in seinem ganzen Thun die größte Aehnlichkeit mit Caligula. Unter den Frevelthaten, deren er sich während seines Aufenthaltes im Morgenlande schuldig machte, gibt keine ein so treues Bild von seiner Grausamkeit, Hinterlist und Rachsucht, als das Blutbad in Alexandrien. Die spottsüchtigen und leichtfertigen Bewohner dieser beweglichen Weltstadt hatten durch anzügliche Witzreden auf die Ermordung Geta's, auf sein Verhältniß zur Julia Domna, die sie als Jokaste bezeichneten, auf seine kleine Gestalt, die zu der Rolle eines Achilles und Alexander wenig geeignet schien, seinen Zorn gereizt. Dafür sollten sie büßen. Während er selbst vom Serapistempel zusah, verrichteten seine Soldaten die blutigen Gräuel, die wir mit den Worten Herodians beschreiben wollen:

Caracalla im Morgenland 215—217.

Als Caracalla die Stadt wegen der bevorstehenden Festlichkeiten durch den Zusammenlauf aus der ganzen Umgegend von einer ungeheueren Volksmenge angefüllt sah, ließ er durch einen öffentlichen Aufruf die sämmtliche junge Mannschaft auf einem freien Platze sich versammeln, unter dem Vorwande, er wolle zu Ehren Alexanders eine Phalanx errichten, die dessen Namen tragen solle, wie er schon eine Macedonische und Spartanische habe. Er ließ sofort alle jungen Leute sich in Reih und Glied stellen, um selbst ihre Tauglichkeit zu solchem

Kriegsdienste, ihr Alter und ihre Größe in Augenschein zu nehmen. Ohne Mißtrauen gegen solche Versicherungen, und voll guter Hoffnungen, da er der Stadt bereits so viele Ehre erwiesen hatte, waren die Jünglinge zusammengekommen, begleitet von ihren Eltern und Geschwistern, welche freudigen Antheil an ihren Hoffnungen nahmen. Caracalla ging an ihren Reihen auf und ab, blieb bei den Einzelnen stehen und wußte Jedem eine andere Artigkeit zu sagen. Sie merkten und ahnten Nichts, bis das ganze Heer sie umringt hatte. Sobald er die Musterung beendigt hatte, und nun dachte, jetzt seien sie rings von Bewaffneten eingeschlossen, und gleichsam mit einem Netze umgarnt, so zog er sich mit der Leibwache, die er bei sich hatte, zurück; und nun stürzten auf ein gegebenes Zeichen seine Soldaten von allen Seiten heran, und machten die sämmtliche junge Mannschaft, die mitten zwischen ihnen aufgestellt war, und wer sonst aus irgend einer andern Absicht zugegen war, nieder. Während ein Theil der Soldaten mordete, machten andere außerhalb des Kreises sehr große Gruben, welche sie mit Leichnamen füllten, indem sie, wer ihnen in die Hände kam, hineinzogen; darauf schütteten sie Erde, und hatten bald gewaltige Leichenhügel aufgehäuft. Viele wurden noch halb lebend mit hineingeworfen, ja Manche ganz unversehrt mit verscharrt. Doch gingen dabei auch von den Soldaten nicht Wenige zu Grunde Denn Manche, die man hinabstieß, hatten, während sie noch lebten, und etwas bei Kräften waren, die Soldaten umschlungen, und zogen sie mit sich in die Grube. Und so entsetzlich war das Blutbad, daß ganze Blutbäche durch die Ebene flossen, und nicht nur die bedeutend großen Nilmündungen, sondern auch das ganze Ufer um die Stadt roth gefärbt waren.

Von Alexandrien zog Caracalla über Antiochien nach Mesopotamien, um sich durch einen Feldzug im Osten den Ehrennamen des „Parthischen" zu verdienen. Durch trügerische Vorspiegelungen von Frieden und Ehebündniß machte er die Parther sicher, um dann mit Verrath und Hinterlist die Wehrlosen angreifen zu lassen. Abgarus, der letzte König von Edessa, wurde in Ketten nach Rom gesandt, sein Gebiet in eine Provinz verwandelt und seine Hauptstadt zum Rang einer Kolonie erhoben.

Sein Ausgang. 217. Mit dieser Unternehmung schloß des Kaisers Leben. Wie Severus war auch Caracalla den abergläubischen Künsten der Zeit, der Wahrsagerei und Astrologie leidenschaftlich ergeben. Nun hatte ein in diesen Wissenschaften viel erfahrener Magier aus der Provinz Afrika verkündigt, daß Macrinus, einer der Präfecten, der sich durch Geschäftsgewandtheit und unbefleckten Ruf zu der ersten Stelle in der Heer- und Gerichtsverwaltung emporgeschwungen hatte und wahrscheinlich in Rom verdächtige Verbindungen unterhielt, Caracalla's Nachfolger würde. Diese Weissagung meldete der Stadtpräfect von Rom dem in Edessa weilenden Kaiser. Als das Schreiben ankam, war Caracalla gerade mit einem Wettrennen beschäftigt. Er übergab daher den Brief nebst andern Schriftstücken dem Macrinus, damit dieser ihm nach dem Feste darüber Bericht abstatte. Der Präfect, ohnedies bei dem Tyrannen nicht in Gunst, weil er die Mahlzeiten und Lebensweise der Soldaten nicht theilte, sah ein, daß die Kunde von dem Inhalte ihm den Tod brächte. Er hielt daher den Brief zurück und beschloß dem ihm drohenden Verderben zuvorzukommen. Er gewann einen verwegenen Kriegsmann, Martialis, der bei der Bewerbung um eine Hauptmannsstelle von dem Kaiser zurückgewiesen worden war, und dieser benutzte die Ge-

legenheit, als Caracalla auf einer Wallfahrt nach Karrhä von seinem Gefolge sich ein wenig entfernte, um demselben den Dolch in das Herz zu stoßen. Der Tod des Mörders durch den Pfeil eines scythischen Bogenschützen aus der kaiserlichen Leibwache verbarg den eigentlichen Urheber, der noch außerdem durch erheuchelten Schmerz den Verdacht einer Mitschuld fern zu halten wußte; und da sich die Legionen über keinen andern Thronbewerber einigen konnten und Macrinus seine Erhebung durch große Geschenke zu belohnen versprach, so wurde er am vierten Tage nach dem Mord zum Kaiser ausgerufen. Auch die Ernennung seines Sohnes Diadumenianus, eines Knaben von schöner Gestalt, dem er den Namen Antoninus beilegte, zum Cäsar brachte dem Heere neue Geschenke und Feste.

8. März 217.

Macrinus zum Kaiser ausgerufen. 11. März.

Aber Macrinus hatte viele Gegner und seine Stellung wurde mit jedem Tage schwieriger. Wenn auch der Senat aus Haß gegen Caracalla Anfangs seine Thronbesteigung freudig begrüßte, so fühlte man doch bald die unwürdige Lage, daß das Heer einen Mann von dunkler Herkunft und ohne glänzende Verdienste oder Eigenschaften auf den Thron der Cäsaren erhoben, ohne zuvor die Zustimmung des ersten Reichskörpers eingeholt zu haben. Noch schwächer waren die Bande, die ihn mit dem Heere verknüpften. In den Künsten und Formen der Civilverwaltung gebildet zitterte er vor dem heftigen Auftreten eines verwilderten zuchtlosen Soldatenhaufens, der bald merkte, daß er durch Trotz und Drohungen von dem muthlosen Fürsten Alles erzwingen könne. Die Anschläge gegen Caracalla waren nicht so geheim geblieben, daß man nicht nach einiger Zeit den wahren Urheber errathen hätte; und seine Schuld wurde noch erhöht durch die nachfolgende Verstellung. Die ungünstige Stimmung mehrte sich, als Macrinus, außer Stand, die unermeßlichen Ausgaben für den Unterhalt der Heere zu bestreiten, mit dem Plane umging, den Sold der Truppen zu beschränken und diese Beschränkung wenigstens bei der neu eintretenden jungen Mannschaft in Anwendung brachte. Die Unzufriedenheit hätte sich vielleicht gelegt, wenn den Legionen Gelegenheit zu ruhmvollen Waffenthaten gegeben worden wäre; statt dessen verblieben sie den Winter über unbeschäftigt in Syrien, und als Macrinus im nächsten Frühjahr wider die Parther zog, die im Zorn über das erlittene Unrecht in das römische Gebiet eingefallen waren, erntete er im Felde keine Lorbeern und entehrte den römischen Namen durch einen schmachvollen Frieden und durch Entrichtung einer großen Summe für die Kriegskosten. Dazu kamen noch Neuerungen in der bisherigen Lebensordnung der Soldaten. Während er selbst in Tracht und Mahlzeiten sich einer orientalischen Weichlichkeit ergab, und in seiner früheren Thätigkeit nachließ, nöthigte er die Soldaten, die bisher gemächlich bei den Bürgern einquartiert waren, ein Feldlager zu beziehen, wo sie verdrießliche Tage unter Entbehrung und strenger Disciplin verlebten, sehr verschieden von dem Freudenleben unter Caracalla.

Macrinus und Diadumenianus. 217—218. u. c. 970—971.

Abfall der Truppen.

Diese Stimmung entging nicht den Anhängern des ermordeten Kaisers. Julia Domna hatte sich durch freiwilligen Tod in Antiochia der peinlichen und demüthigenden Abhängigkeit entzogen, in die sie durch den Untergang ihres Sohnes gerathen war. Ihre Schwester Julia Mäsa hatte mit ihren verwittweten Töchtern Soämis und Mammäa und deren beiden Söhnen Antiochien mit der syrischen Stadt Emesa vertauscht, wo der jugendliche Sohn der ersteren, Bassianus, zum Oberpriester des Sonnengottes (Elagabalus) eingesetzt ward. In der Nähe dieser Stadt befand sich eines der Standlager und die Soldaten strömten häufig nach dem Tempel der Sonne und bewunderten den herrlichen Anzug und die schöne Gestalt des jungen Priesters, in dessen Antlitz sie die Züge Caracalla's zu erkennen glaubten. Die listige Mäsa, mehr für die Größe ihres Enkels als für die Ehre ihrer Tochter bedacht, verbreitete den Glauben, daß Bassianus der natürliche Sohn des ermordeten Kaisers sei und steigerte die Neigung der Soldaten durch Vertheilung großer Geldsummen aus den unermeßlichen Reichthümern, welche die kaiserliche Schwester ihnen hinterlassen. Als die Gemüther gehörig vorbereitet waren, erschien Mäsa mit Bassianus, der den ehrwürdigen Namen Antoninus angenommen hatte, in dem Lager und wurde von den Truppen mit Jubelgeschrei zum Kaiser ausgerufen. Andere Truppenabtheilungen folgten und verbreiteten, während Macrinus unschlüssig in Antiochien weilte und erhöhten Sold, Geschenke und Bewirthung als Preis der Treue anbot, Aufruhr und Abfall über ganz Syrien. Nur die Prätorianergarde bewahrte ihre Ergebenheit für Macrinus, und als es etliche Meilen von Antiochien zur Schlacht kam, bewährte sie die Ueberlegenheit der Disciplin und Tapferkeit. Schon wankten die Reihen der Aufständischen; da sprangen die beiden Frauen Mäsa und Soämis von ihren bedeckten Wagen, um durch Vorstellungen und Bitten den gesunkenen Muth der Legionen zu stärken, und Antoninus, der sein ganzes späteres Leben sich nie mehr zu einer männlichen That aufschwang, und sein Eunuche Gannys, sonst nur den Lüsten und Ueppigkeiten hingegeben, zeigten in diesem kritischen Augenblick Kraft und Entschlossenheit. Das Schwert in der Hand sprengte Bassianus mit dem Schlachtroß in das Getümmel der Schlacht, während sein Gefährte die durchbrochenen Reihen wieder herstellte. Bei der Tapferkeit und dem Kampfesmuth der Prätorianer hätte indessen Macrinus immer noch den Sieg erfechten können; aber seine Flucht vor der Entscheidung gab dem Gegner alle Vortheile in die Hand. Noch einen vollen Tag harrte die muthige Garde der Rückkehr des Kaisers; erst als sie sich überzeugte, daß derselbe feig entflohen sei, ergab sie sich dem Sieger unter ehrenvollen Bedingungen. Freudig reichten sich die streitenden Parteien unter den Feldzeichen des angeblichen Sohnes Caracalla's die Hände zur Versöhnung. Macrinus verlängerte durch seine Flucht sein Leben nur um wenige Tage. Von nachgesandten Kriegsleuten entdeckt und festgenommen wurde er nebst seinem zehnjährigen Sohne Diadumenian auf Befehl des neuen Kaisers niedergestoßen.

Bassianus Elagabalus zum Kaiser ausgerufen. 16 Mai 218.

Schlacht bei Antiochien.

Ausgang des Macrinus und seines Sohnes. Juni 218.

Bassianus Antoninus, der sich nun den Namen seines Gottes Heliogabalus (Elagabalus) beilegte, von dessen Gnade er seine Thronbesteigung herleitete, vereinigte in seiner Person die Wollust und Weichlichkeit Syriens mit den Lastern Roms und überraschte die Welt mit dem seltsamen Schauspiele eines Kaisers, der zugleich „orientalischer Lustknabe und fanatischer Priester" war. Wenn Heliogabalus in dem Schreiben, worin er dem Senat seinen Sieg und seine Thronbesteigung anzeigte, die Absicht aussprach, den glorreichen Beispielen Marc-Aurels und Augusts bei seiner Regierung zu folgen; so bewies er alsbald durch sein Thun, daß diese Versicherungen nur bedeutungslose Phrasen seien. Schon auf der Reise und während seines Winteraufenthalts in Nikomedien verbrachte er seine Zeit mit üppigen Festen, mit eitelm Gepränge, mit religiösem Gaukelspiel, während die Geschäfte von seiner Großmutter Mäsa und ihren Töchtern besorgt wurden. Man sah ihn nie anders als im wallenden Priestergewand von golddurchwirkter Seide, das Haupt mit einer hohen Tiara, Arm und Hals mit kostbarem Schmuckwerk bedeckt, das Angesicht künstlich gefärbt. In diesem Aufzug wurde sein Bildniß im Senat über der Statue der Siegesgöttin aufgestellt und verehrt. Und als er im folgenden Jahr, begleitet von seinem steinernen Schutzgott, dem er den ersten Rang unter allen Göttern anwies, dessen Cultus zu verbreiten und zu verherrlichen er als die wichtigste Aufgabe seines Lebens ansah, in Rom einzog, befleckte er sich mit allen Lastern und Thorheiten, zu denen eine verdorbene Phantasie, verwöhnte Sinnlichkeit und jugendlicher Muthwille einen fünfzehnjährigen in orientalischer Weichlichkeit herangewachsenen Jüngling auf der Höhe unbeschränkter Herrschergewalt führen können. Der „Gott von Emesa", ein schwarzer, kegelförmiger, mit kostbaren Edelsteinen gefaßter Stein, erhielt auf dem Palatin einen prachtvollen Tempel mit vielen Altären, und wurde von syrischen Frauen mit üppigen Tänzen bei wildrauschender Musik und mit reichen Opfern, Weinspenden und Wohlgerüchen gefeiert, während die römischen Senatoren und vornehmen Bürger, gleichfalls in asiatischer Tracht, die Tempeldienste versahen.

Bassianus Antoninus Heliogabalus. 218–222. u. c. 971–975.

218/19.

219.

Wir haben früher berichtet, wie in der mystischen Hochzeit des Sonnengottes mit der „himmlischen Jungfrau" von Karthago und in der gleichzeitigen Vermählung des kaiserlichen Oberpriesters mit einer ihrem geheiligten Asyl gewaltsam entführten vestalischen Jungfrau die heidnische Göttermischung auf ihren Höhepunkt gebracht und durch diese schamlose Profanation heiliger Sitten und Mysterien dem heidnischen Religionswesen der Todesstoß gegeben wurde.

Es wäre der Geschichte unwürdig, die Thorheiten, Ausschweifungen und Gräuelthaten des syrischen Weichlings im Einzelnen zu beschreiben. Was die alten Mythen von Sardanapal und von androgynen Götterwesen symbolisch berichten, das stellte dieser Imperator im seidenen Priestergewand in der Wirklichkeit dar: bald spielte er den Mann und nahm in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Frauen in seine Gemächer, bald gefiel er sich in weiblicher Klei-

Sein Schandleben.

dung und umgab sich mit zahlreichen Liebhabern, die er dann mit Aemtern, Würden und Ehren auszeichnete. Und wie er hier jedes Gesetz der Natur und des Anstandes mit Füßen trat, so auch in den Genüssen der Tafel, in dem raffinirten Schlemmerleben, wo nur das Neue und Fremdartige seinen Gaumen reizte, nur das den Jahreszeiten und der Landesnatur Widerstrebende ihm gefiel. Unter Heliogabal feierten die Sinnenlust, der Despotismus und das entartete Heidenthum ihre Orgien. Mit den Schwelgereien hielten die Verfolgungen und Hinrichtungen verdächtiger Männer von Ansehen und Reichthum gleichen Schritt, und neben dem fleischeslustigen Baaldienst wurden grausame Mysterien mit Weissagungen aus menschlichen Eingeweiden und mit gräuelvollen Symbolen und Ceremonien gefeiert.

Sein Ausgang. Mäsa, die mit ihren beiden Töchtern die Regierungsgeschäfte besorgte und sogar den Senatssitzungen anwohnte, sah ein, daß ihr wollüstiger Enkel sich durch seine eigenen Laster seinen Untergang bereite und sie beschloß, um die Herrschaft bei ihrer Familie zu erhalten, ihren zweiten Enkel, Alexander Severus, den Sohn der Mammäa, an seine Stelle zu bringen. Sie benutzte einen günstigen Augenblick der Zärtlichkeit und Hingebung, um den Kaiser zu bereden, seinem Vetter den Titel und Rang eines Cäsar zu ertheilen, „damit seine eigenen göttlichen Beschäftigungen nicht länger durch irdische Sorgen durchbrochen würden.“ Aber bald gereute ihn der voreilige Schritt, als er gewahr wurde, wie sehr Alexander, den seine Mutter Mammäa vortrefflich erzogen hatte und noch immer sorgfältig überwachte, vom Senat und von der Garde ausgezeichnet werde. Er schlug daher verschiedene Wege ein, sich desselben zu entledigen. Zuerst beraubte er ihn wieder durch kaiserlichen Machtspruch des Ranges und Titels eines Cäsar; als aber der Senat mit Schweigen und die Prätorianer mit Wuth, die Botschaft vernahmen, gab er diesen Plan auf und suchte nun den Nebenbuhler durch Mord aus dem Wege zu schaffen. Aber die Wachsamkeit Mammäa's vereitelte auch diesen Anschlag. Dennoch verbreitete sich das Gerücht im Lager, Alexander sei ermordet worden, und erzeugte eine solche Aufregung, daß Heliogabal für nöthig fand, sich persönlich in Begleitung des jugendlichen Vetters in das Prätorium zu begeben. Bei ihrem Erscheinen wurde der Kaiser mit Zeichen des Mißfallens, Alexander mit Jubel empfangen. Ergrimmt über diese Vermessenheit wagte Heliogabal einige der Häupter der Meuterei zu bestrafen. Diese unzeitige Strenge setzte jedoch die Garde, von welcher Mammäa und Mäsa schon die meisten für Alexander gewonnen hatte, in solche Wuth, daß ein lauter Aufstand erfolgte. Die Anhänger Heliogabals
10. März 222. wurden leicht überwunden, er selbst nebst seiner Mutter Soämis niedergemacht und sein verstümmelter Leichnam durch die Straßen der Stadt nach der Tiber geschleift. Sein Andenken wurde von dem Senat mit ewiger Schmach gebrandmarkt.

Nach dieser Bluttthat riefen die Prätorianer den Alexander zum Kaiser aus und die Väter der Stadt beeilten sich, die Wahl zu bestätigen. Der neue Herrscher, der wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hause des Severus diesen Namen annahm, zählte kaum siebenzehn Lebensjahre, daher die Zügel der Regierung in den Händen seiner Mutter und Großmutter verblieben; und als die letztere wenige Monate nachher starb, leitete die verständige Mammäa allein das Reich und ihren bescheidenen, pflichtgetreuen Sohn. Ob die Kaiserin, die wir oben als Freundin des Origenes kennen gelernt haben, dem christlichen Glauben zugethan war, kann nicht mit Gewißheit behauptet werden; aber die Grundsätze, die sie bei der Verwaltung wie bei der Erziehung des Sohnes befolgte und das sittliche Leben, das sie selbst beobachtete und zu dem sie den jungen Kaiser fortwährend anhielt, bewiesen, daß die praktische Tugend und Sittenlehre des Christenthums in ihr lebten und wirkten. Dazu war sie ferne von dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Wesen ihrer Mutter und Schwester. Zufrieden mit der verborgenen aber wirklichen Macht gönnte sie dem Sohne die Ehre der Ausführung aller der Maßregeln, die sie für zweckmäßig erachtete, und ließ sogar durch ein feierliches Gesetz den Frauen für alle Zeiten den Eintritt in die Senatssitzungen untersagen. Um so eifersüchtiger suchte sie ihre Herrschaft über den Sohn zu sichern. Als seine Gemahlin über das Gemüth des jungen Fürsten einige Macht gewann und ihr Vater sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen begann, wurde der letztere unter der Beschuldigung des Hochverraths zum Tode verurtheilt und die junge Kaiserin, zum großen Kummer ihres Gemahls, nach Afrika verbannt. Auf diese Weise bewahrte sich Mammäa die Herrschaft über Kaiser und Reich und hielt alle Nebenbuhler fern; Alexander, ohne heftige Triebe und Leidenschaften und von sanfter zur Nachgiebigkeit und Milde geneigter Gemüthsart, fügte sich willig der lenkenden Hand, an die er von Jugend auf gewöhnt war, und der Führung einer Mutter, die so sehr für sein wahres Wohl sorgte und ihre ganze Liebe und Thätigkeit ihm widmete. Freilich kam der Kaiser unter dem sanften mütterlichen Joche nie zur wahren Selbständigkeit und zu einem kräftigen männlichen Handeln; aber der Staat gewann dabei. Während der gutmüthige, folgsame Alexander sich mit der äußern Ehre und dem Schein der Herrschaft begnügte und sich an den harmlosen Freuden seines Hühnerhofes und andern unschuldigen Genüssen ergötzte, wachte das Auge der Mutter über die öffentlichen Dinge und traf vortreffliche Anordnungen über Verwaltung und Rechtspflege. Selbst ihre an Geiz grenzende Sparsamkeit war nach dem Regimente der Lust und Verschwendung unter Heliogabalus eine Wohlthat; sie machte es möglich, daß die von Caracalla eingeführte drückende Besteuerung der Provinzen bedeutend herabgesetzt werden konnte. Die nichtswürdigen Creaturen Heliogabals wurden aus allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, der Gerichte und der Heerführung entfernt und durch fähige und rechtschaffene Männer ersetzt, die sich durch ihr

Alexander Severus. 222–235. u. c. 975–988.

Mammäa.

Ihre Regierung.

Wissen, durch ihre Gerechtigkeitsliebe und durch Kriegsmuth empfohlen. Und damit die Regierung mehr Kraft und Ordnung erhalte, ahmte sie das Beispiel Hadrians nach (S. 277), indem sie aus der Mitte des Senats und mit dessen Zustimmung sechzehn der weisesten und tugendhaftesten Männer zu einem Staatsrath vereinigte. An der Spitze stand der große Rechtsgelehrte **Ulpian**, der zum Präfecten des Prätoriums erhoben die kaiserliche Mutter mit gutem Rath unterstützte, um den Kaiser auf dem Wege der Tugend zu erhalten und seine unerfahrene Jugend vor dem Gifte der Schmeichelei zu bewahren.

Alexanders Lebensweise. Und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Wenn man in den „Kaisergeschichten" die Biographie Alexanders von Aelius Lampridius mit der des Heliogabalus vergleicht, so erhält man zwei Lebensbilder, die nicht verschiedenartiger sein könnten. Während der letztere sich allen Thorheiten, Lastern und Ausschweifungen im Uebermaß hingab, die Kaiserburg durch Orgien schändete, die Religion zu einem Possenspiel herabwürdigte, Senat und Magistratur entehrte, Bildung und Literatur verachtete; führte der erstere ein mäßiges, sittliches Leben voll häuslicher Tugenden, wie man seit den Tagen Marc-Aurels nicht gesehen; verehrte in seiner Hauskapelle die Wohlthäter der Menschheit (S. 379) und wendete alle Muße, die ihm von den Regierungsgeschäften und der Rechtspflege übrig blieb, auf edle Literatur, auf die klassischen Werke des Alterthums. Seine einfachen Mahlzeiten waren belebt durch die Gespräche mit ausgewählten Freunden, Männern von Tugend und Gelehrsamkeit, die er dazu einlud und unter denen Ulpian nie fehlte. Würde, Freiheit und Ansehen des Senats wurden hergestellt, und jeder ehrbare Rathsherr konnte sich der Person des Kaisers nähern, „ohne Furcht und Erröthen". Nach dem Biographen war der Palast zu gewissen Stunden allen Unterthanen geöffnet; aber ein Herold pflegte wie bei den Eleusinien mit lauter Stimme auszurufen: „Niemand trete in diese heiligen Mauern, außer wer sich einer reinen und schuldlosen Seele bewußt ist."

Zügellosigkeit der Prätorianer. Ulpians Tod 228. Aber ein Fürst von solcher Gemüthsart war für das eherne Zeitalter nicht der geeignete Mann. Seine Milde und Nachsicht wurde als Schwäche angesehen und wenn dann der Uebermuth und Trotz des Heeres ihn zur Strafe nöthigte, so erregte die ungewohnte Strenge desto größere Unzufriedenheit. Der Verfall der Mannszucht bei den Prätorianern und Legionen machte eine Heerreform unvermeidlich; aber wie schonend und umsichtig die Regierung dabei zu Werke ging; dennoch setzten die neuen Verordnungen die Prätorianer in solche Wuth, daß sie einen Aufstand machten und ihren Präfecten Ulpian, dem sie die Reformpläne zuschrieben und den sie als Freund der Gesetze und des Volks haßten, in den kaiserlichen Palast verfolgten und zu den Füßen seines Gebieters, der ihn umsonst mit dem Purpurmantel zu schützen suchte und die verwilderten Krieger um Gnade für ihn anflehte, niederstießen. Drei Tage lang bekämpften sich Garden und Volk in den Straßen der Hauptstadt, bis das Niederbrennen einiger Häuser die Bürger in solchen Schrecken setzte, daß sie vom

Kampfe abstanden und den Soldaten den Sieg überließen. Der Kaiser, zu schwach den Uebermuth und Frevel zu strafen, mußte den Haupturheber des Aufstandes erst durch Uebertragung von Ehrenämtern sicher machen und den Prätorianern entfremden, ehe er auf Rache und Strafe denken konnte.

Auch der Geschichtschreiber Dio Cassius, der bei den pannonischen Legionen die erschlaffte Disciplin herstellen wollte, wurde mit dem Tode bedroht. Der Kaiser rettete ihn und lohnte seine Verdienste mit dem Consulat, aber er rieth ihm zugleich, sich dem Anblick der erzürnten Leibwächter zu entziehen. Dio Cassius brachte daher den größten Theil seines Consulats in Campanien zu, mit der Abfassung seines Geschichtswerks beschäftigt.

Das Beispiel der Prätorianer verbreitete sich zu den Legionen in den Provinzen. In Illyrien, in Mauretanien, in Armenien und Mesopotamien erhoben die verwilderten Heere die Waffen, mordeten die Führer, verhöhnten die Autorität des Kaisers. Nur ein Alexander wie der Macedonische, der durch Tapferkeit und Kriegserfahrung dem Heere Furcht und Achtung einzuflößen vermochte, wäre den schwierigen Verhältnissen gewachsen gewesen; die Regierung des römischen Alexander dagegen war ein fruchtloser Kampf gegen die Verderbniß der Zeit, bis sein eigenes Haupt der Zügellosigkeit zum Opfer fiel. Nur einmal gelang es ihm, durch Festigkeit und Muth eine tobende Legion zum Gehorsam und zur Treue zurückzuführen, indem er sie, wie einst Cäsar, als „Bürger" anredete und durch Erweckung des militärischen Ehrgefühls sie zum Bewußtsein ihrer Schuld brachte. Wenn Alexander, trotz seiner Tugenden und Vorzüge, dennoch bei den Zeitgenossen und bei der Nachwelt nicht in großem Ansehen stand, so rührt dies einerseits von der unmännlichen Natur, dem Erbtheil seiner syrischen Heimath, her, andrerseits von der unwürdigen und unselbständigen Stellung zu seiner Mutter. Der Stolz und die Habsucht Mammäa's, die mit den Jahren wuchsen, warfen einen Schatten auf den Ruhm seiner Regierung; und indem sie denselben ehrerbietigen Gehorsam von seinen reiferen Jahren verlangte, den sie von seiner unerfahrenen Jugend gefordert, setzte sie den Sohn und sich selbst in den Augen des Volkes und Heeres herab.

Als der römische Kriegerstand, seiner Masse nach aus den rüstigen, rohen, waffengeübten Bewohnern der Grenzländer zusammengesetzt und mehr und mehr durch dacische, germanische und andere barbarische Söldner vermehrt, in wilder Zuchtlosigkeit die Macht des Fürsten, die Gesetze des Senats, ja selbst die Disciplin des Lagers stürzte; da bereitete sich im fernen Osten ein Ereigniß vor, das für die Geschicke Roms auf viele Jahrhunderte von der größten Bedeutung wurde. Ardschir (Artexerxes), ein Mann von dunkler Herkunft, den aber die schmeichelnde Geschichtschreibung späterer Tage zum Abkömmling des altpersischen Königshauses machte, war für seine Verdienste im Krieg von dem Partherkönig Artaban mit Undank belohnt worden. Ein unternehmender waffenkundiger Feldherr, pflanzte er im vierten Regierungsjahre Alexanders Se-

Artaxerxes gründet das neupersische Reich. 226.

verus die Fahne der Empörung auf und gründete als die Parther in drei großen Schlachten besiegt, ihr König Artaban gefallen und der Geist des Volkes auf immer gebrochen waren, das neupersische Reich der Sassaniden. Nachdem die noch übrigen Sprößlinge des parthischen Königshauses der Arsaciden (III. S. 191) sich der Macht des Siegers unterworfen, mit den untergeordneten Stellung von Satrapen sich begnügend, legte sich Ardschir den stolzen Titel eines „Königs der Könige" bei und weckte das Nationalgefühl seines Volkes durch Neubelebung der alten Religions- und Lebensformen, die von den Parthern durch Beimischung griechisch-römischer Götzendienste und durch zahllose Sektenbildungen entstellt worden waren.

Das Sassanidenreich. Um die Erinnerung an die Herrschaft der Parther, die trotz ihrer Aneignung des altpersischen Wesens wegen der fremden Herkunft ihres Fürstenhauses und ihrer Adelsgeschlechter von den echten Persern stets gehaßt und verachtet waren, aus der Geschichte und dem Gedächtniß zu vertilgen, knüpfte Artaxerxes das neue Reich an das alte Reich der Parsen an; selbst die Großthaten der Parther gegen Crassus und Antonius verschmähte der Stolz der neuen Emporkömmlinge. In den persischen Sagen und Dichtungen sind die Kämpfe um Karrhä, in Mesopotamien und Armenien ausgelöscht. Wir haben früher gesehen, mit welchem Eifer die Sassaniden bemüht waren, die parthische Lebensordnung, die noch viele Spuren ihres nomadischen Ursprungs an sich trug, durch die altpersische zu verdrängen und die iranische Lichtreligion in ihrer alten Reinheit herzustellen (I, S. 331 ff. 338). Nachdem auf einer allgemeinen Synode der Magier in Bactra (Balk) die Lehre Zoroasters durch Tradition und neue Offenbarung neu aufgestellt war, wurde durch ein Gesetz Ardschirs jeder andere Cultus und jede abweichende Lehrmeinung strenge verboten, die Tempel der Parther und die Bildsäulen ihrer vergötterten Könige unter Hohn niedergerissen und alle Sekten durch Gewalt zur Rückkehr in die allgemeine Nationalkirche gezwungen. Die altpersischen Feueraltäre wurden wieder aufgerichtet, und der mächtige Priesterstand der Magier, den König an der Spitze, opferte und betete auf ihren Stufen. Das griechisch-römische Heidenthum wie die Bekenner des Christenthums und des mosaischen Glaubens litten unter dem neuerwachten Fanatismus der Sassaniden blutige Verfolgungen; aber das religiöse Band, das die verschiedenen Bewohner Persiens umschlang und einigte, diente zur Kräftigung des neuen Reichs. Madain, auf dem alten Ktesiphon und Seleucia errichtet, wurde mit der Zeit der glänzende Herrschersitz der Sassaniden. Die lockeren Zustände unter der Partherherrschaft wurden in festere Formen gebracht: während der parthische „Großkönig" den achtzehn mächtigsten Satrapen den Königstitel und eine fast unabhängige Stellung gestattet hatte, und sowohl die Barbarenstämme im Gebirge als die griechischen Städte Oberasiens keinen Herrn über sich erkannten, brachte Artaxerxes mit Gewalt oder Ueberredung alle diese Fürsten, Völkerschaften und Gemeinwesen zur Anerkennung seiner Hoheit und Königsmacht. Doch entbehrte auch der Absolutismus der Sassaniden der strammen Formen. Den Königsthron umgab nicht nur der mächtige Priesterstand der Magier, sondern auch ein ritterlicher Lehnsadel, Verhältnisse, die an das christliche Mittelalter erinnern. Wie in alter Zeit war Ekbatana, im schattenreichen Medien, der Herrschersitz der Könige im Sommer, während das weite Ktesiphon mit seinem milden Klima dem Hof im Winter einen angenehmen Aufenthalt gewährte.

Alexanders Feldzug im Morgenland. 231—233. Der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen füllte die stolze Brust Ardschirs mit kühnem Ehrgeiz. Er wollte das persische Reich, wie es unter Darius

bestanden, wieder unter seinem Scepter vereinigen. Als seine hochmüthigen Forderungen in Rom kein Gehör fanden, fiel er verheerend in Mesopotamien ein. Da vertauschte Alexander das Friedenskleid mit dem Kriegsgewande und zog an der Spitze eines stattlichen Heeres über Illyrien nach dem Morgenland. Trauernd geleitete ihn das römische Stadtvolk vor die Thore; denn er hatte sich durch seine milde und gerechte Regierung viele Liebe erworben und man wußte, wie ungern er zu Felde zog. Eine Gesandtschaft von 400 auserlesenen Personen von hohem Wuchs und schöner Gestalt und im glänzendsten Reiterschmuck prangend, begegnete dem Kaiser auf dem Zug, die stolzen Forderungen wiederholend. Statt der Antwort ließ sie Alexander ihrer Waffen und Pferde berauben und nach Phrygien bringen, wo sie die Felder bestellen mußten. Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten über den dreijährigen Krieg, den Alexander im Morgenlande führte. Wenn man dem glänzenden Berichte, den der Kaiser selbst an den Senat sandte und den uns sein Biograph aufbewahrt hat, Glauben beimessen dürfte, so wäre der Sieg des römischen Alexander nicht geringer gewesen, als der seines macedonischen Vorgängers. Aber Aelius Lampridius beschrieb das Leben seines Helden im Stile eines Panegyricus; in seiner Darstellung erscheint der Kaiser als Ideal eines Herrschers, wie Cyrus bei Xenophon. Vergleicht man mit diesem prunkvollen Siegesbericht die Angaben Herodians, der gleichfalls den Tugenden und dem edlen Charakter Alexanders alles Lob spendet, so erhält man ein anderes Ergebniß. Nach dieser Darstellung war der persische Großkönig an Kriegsmuth, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist seinem Gegner weit überlegen; während der Kaiser, unter dessen unmittelbarer Führung das Hauptheer den Angriff auf das Herz des feindlichen Reiches richten sollte, einen unthätigen und ruhmlosen Sommer in Mesopotamien verbrachte, dem Rathe seiner besorgten Mutter oder den Eingebungen der eigenen Furcht gehorchend, und dadurch seine Truppen entmuthigte und den Wirkungen des ungewohnten Klimas und den Geschossen der Eisenreiter preisgab, eilte Ardschir von den Bergen Mediens, wo der nördliche Flügel eingerückt war, aber nach einigen Gefechten einen verlustvollen Rückzug über die unwegsamen Gebirgslandschaften bei strenger Winterkälte unternehmen mußte, nach den sumpfigen Ebenen von Babylon, um dort den südlichen Flügel durch die Pfeile der Bogenschützen und die Lanzen der raschen Reitergeschwader zu vernichten. Nur der Tapferkeit und Kriegserfahrung der Legionen in der Mitte hatte es das römische Volk zu verdanken, daß der Großkönig seine stolzen Entwürfe nicht durchzuführen vermochte. Wenn gleich die römischen Streitkräfte vom rauschenden Tigris in geschwächter Anzahl zurückkehrten, so hatten doch auch die Perser solche Verluste erlitten, daß Ardschir in den nächsten Jahren Friede halten mußte, und weit entfernt ganz Vorderasien unter seiner Herrschaft zu vereinigen nicht einmal Mesopotamien dem durch innere Zwietracht und Thronkämpfe verwirrten Römerreiche zu entreißen vermochte. Wie rasch

und gewandt auch der persische Adel mit seinen Vasallen und Kriegsknechten auf den flüchtigen Rossen durch die Ebenen sprengte, wenig unterstützt von dem ungeübten in tumultarischer Eile ausgehobenen und auf Raub und Beute angewiesenen Fußvolke, waren die Reiterheere den stahlfesten geschlossenen Reihen der römischen Legionen mit ihrer Erfahrung, ihrer Waffenübung, ihren Traditionen nicht gewachsen.

(Artaxerxes † 240.) Artaxerxes überlebte seinen kaiserlichen Gegner noch fünf Jahre, hochgefeiert als Kriegsfürst und Gesetzgeber. In seinem Sohne Sapores (Schapur) hatte er einen würdigen Nachfolger.

Feldzug am Rhein. 234. 235. Nach seiner Rückkehr aus dem Orient wurde Alexander Severus durch beunruhigende Botschaften über drohende Bewegungen der Germanen am Rhein und an der Donau erschreckt. Sie machten Einfälle und Streifzüge in das römische Gebiet, überfielen die an den Ufern errichteten Lagerplätze und Ortschaften und störten die Sicherheit und den Frieden der Grenzländer. Da vertauschte der Kaiser abermals das ruhige Leben der Hauptstadt mit den Beschwerden eines fernen Feldzuges, indem er in Begleitung seiner Mutter mit der verstärkten Prätorianergarde, die aus dem Oriente mit ihm zurückgekehrt war, an den Rhein zog. Aber seine unkräftige und unselbständige Natur flößte den Soldaten weder Liebe noch Zutrauen ein. Die strenge Disciplin, die er bei dem Heere plötzlich einführte, stand in zu grellem Widerspruch mit der Milde und Schwäche seines eigenen Charakters, als daß sie nicht große Verstimmung hätte erregen müssen. Was sich der Soldat von einem Septimius Severus oder Caracalla willig gefallen ließ, reizte ihn zum Zorne und zum Spotte bei dem „weichlichen Syrer, dem furchtsamen Sclaven seiner Mutter und des Senats", der in Mesopotamien sich vom Schlachtfelde ferne gehalten, während die Legionen den Lanzen und Pfeilen der Feinde ausgesetzt waren. Und als er jetzt mit den Germanen dasselbe schwankende und kraftlose Verfahren einschlug, das weder zu einem entscheidenden Waffengang noch zu einem gesicherten Friedenszustand führen konnte, da begann man unter den Truppen sich einander zuzuflüstern, man müsse den Schwächling beseitigen und einen Kriegsmann auf den Herrscherthron erheben, welcher dem Heer mit der Ehre und dem Kriegsruhm auch die alte Machtstellung zurückgebe. Bald trat es auch zu Tage, (Verschwörung im Heer.) auf wen diese Reden zielten, wen die Wortführer als den geeigneten Mann für das Weltregiment Roms im Auge hatten — es war der Thracier Maximinus, ein Mann von halb barbarischer Abkunft, der sich durch seine Kraft und Tapferkeit vom niedern Hirten- und Bauernstande zum Legionenführer emporgeschwungen hatte und damals ausersehen war, die neu ausgehobene, größtentheils aus Pannoniern bestehende junge Mannschaft im Dienste zu üben und zu beaufsichtigen.

Maximinus der Thracier. Julius Capitolinus erzählt in der Kaisergeschichte, wie einst Maximus durch seine riesenhafte Gestalt und Körperstärke bei Gelegenheit eines festlichen Ringkampfes die

Bewunderung und Aufmerksamkeit des Septimius Severus erregt habe und von diesem unter die Leibwache aufgenommen worden sei, nachdem er an einem Tage sechzehn Faustkämpfer niedergeschlagen und am zweiten mit dem zu Pferde einhersprengenden Kaiser gleichen Schritt gehalten und dann noch sieben der tapfersten Kriegsmänner im Ringen überwunden hatte. Durch seine Verdienste wie durch die Gunst des Severus und seines Sohnes Caracalla stieg er zur Würde eines Hauptmanns in der Garde empor; unter Macrinus und Heliogabalus verschmähte er den Dienst, um dann unter Alexander desto rascher befördert zu werden. Er galt für den erfahrensten und tüchtigsten Kriegsmann, daher auch die Aushebungen und Einübung aller neuen Truppen seiner Leitung anvertraut waren.

Ein Mann von kräftiger Hand und starkem klarem Geiste, wenn auch ohne alle Bildung und im Anfang nur unvollkommen der lateinischen Sprache mächtig, war Maximinus Thrax der Abgott der Soldaten. In wie weit er bei der Verschwörung, die mit der Ermordung Alexanders und seiner Mutter im Kriegslager bei Mainz und mit seiner eigenen Erhebung auf den Thron der Cäsaren endete, betheiligt war, ist bei der Parteilichkeit der Zeitschriftsteller schwer zu bestimmen. Doch wurden die Mörder, die den Kaiser, ungerührt von seinen Thränen und Wehklagen, in seinem Zelte niederstießen, dann die stolze und habsüchtige Mutter und viele ihrer Freunde ins Grab nachsandten, nicht zur Rechenschaft gezogen noch gestraft.

Tod Alexanders u. seiner Mutter. 19. März 235.

3. Auflösung der Reichseinheit von Maximinus Thrax bis Gallienus' Tod.

Mit Maximinus Thrax beginnt die traurigste Zeit des römischen Reiches. Die Geschicke der Welt lagen jetzt in der Hand einer verwilderten Armee, welche kein Vaterland kannte als ihr Lager, keine Wissenschaft als den Krieg, die keinem andern Gesetze gehorchte als dem Commandowort eines Befehlshabers, der ihr Furcht einzuflößen verstand. Jetzt beginnt die eigentliche Soldatenherrschaft, wo die Prätorianergarde mit blutigen Händen, mit wilden Sitten, mit verzweifelten Entschlüssen den Kaiserthron mit ihrem Schilde beschützte, öfter aber noch mit dem bewaffneten Arm stürzte. Diese Soldatenherrschaft erreichte ihren Höhepunkt und ihren vollsten Ausdruck in dem rohen Barbar, der jetzt auf dem Herrschersitz der Cäsaren dem milden und liebenswürdigen Alexander nachfolgte. In allen Dingen der Gegensatz seines Vorgängers blickte er auf alle Eigenschaften und Güter, welche den Stolz und die Zierde des alten Rom ausmachten, mit argwöhnischem Auge. Fremd in den Künsten und Wissenschaften verachtete er alle feinere Bildung, alle edleren Formen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens; nicht genug, daß er die Lehranstalten verfallen ließ und alle Träger und Förderer der Wissenschaft und Erkenntniß ächtete, er sah auch in allen Männern von Geburt, Verdienst oder Kenntnissen seine natürlichen Feinde. Was unter der vorigen Regierung, welche allen

Maximinus Thrax. 235—238. u. c. 988—991.

Zweigen der Cultur und Gesittung fördernd entgegen kam, geehrt und gehoben wurde, verfolgte der thracische Bauernsohn mit grausamem Haß. Alle Zeugen seiner früheren Niedrigkeit, mochte er unter ihrer Verachtung gelitten oder sich ihrer Wohlthaten erfreut haben, seufzten unter der gleichen Tyrannei; mit ihrem Blute suchte er die Erinnerung an seine geringe Herkunft auszulöschen. Eine
236. Verschwörung, erdichtet oder wirklich, diente ihm als willkommene Gelegenheit, gegen die vornehmen Familien zu wüthen.

Seine Grausamkeit und Habsucht.

Magnus, ein Senator von consularischem Rang, der als Hauptanstifter galt, wurde mit 4000 seiner angeblichen Mitschuldigen, ohne Zeugen, ohne Gericht, ohne Vertheidigung zum Tode verurtheilt. „Italien und das ganze Reich war mit unzähligen Spionen und Angebern verpestet,“ heißt es bei Gibbon. „Auf die geringste Anklage hin wurden die ersten römischen Großen, welche Provinzen verwaltet, Armeen befehligt und mit consularischen und triumphalischen Ehrenzeichen geschmückt waren, an öffentliche Karren gekettet und in aller Eile vor den Kaiser geschleppt. Confiscation, Verbannung, einfacher Tod waren seltene Fälle der Milde. Einige der unglücklichen Dulder wurden in Häute geschlachteter Thiere eingenäht, Andere wilden Bestien ausgesetzt, Andere mit Keulen todtgeschlagen.“ So sehr verschmähte Maximinus die Stätten der Cultur und Humanität, daß er während seiner dreijährigen Regierung nie nach Rom oder Italien kam. Sein Lager, bald am Rhein, bald an der Donau aufgeschlagen, war der Sitz seiner Schreckensherrschaft. Kein Mann von edler Herkunft oder feinerer Bildung durfte sich in seiner Nähe zeigen. Seiner Grausamkeit glich seine Habsucht. Um seine Soldaten zu bereichern, beraubte er die Städte ihrer öffentlichen Kassen und die Tempel ihrer werthvollsten Geräthe und Kunstwerke und richtete die Reichen durch unerschwingliche Geldbußen und Confiscationen zu Grunde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in der ganzen römischen Welt und flehte um Rache gegen den gemeinsamen Feind des Menschengeschlechts, und der Senat in Rom war in solcher Verzweiflung über das unwürdige Regiment eines Barbaren, daß er sich zu Schritten ermannte, die sich von seiner bisherigen Servilität nicht erwarten ließen.

Erhebung der beiden Gordiane.

In der Provinz Afrika erzeugte der Druck und die Erpressung eines kaiserlichen Kassenbeamten eine Verschwörung. Zwei reiche Jünglinge, zu einer
237. enormen Geldbuße verurtheilt, die sie an den Bettelstab zu bringen drohte, gingen von bewaffneten Knechten und Bauern begleitet, mit Dolchen in den Gewändern in früher Morgenstunde in das Amthaus, ermordeten den habgierigen Diener des Tyrannen und nahmen Besitz von der Stadt. Darauf begaben sie sich zu dem Statthalter Gordianus, einem der angesehensten römischen Edelleute, der von väterlicher Seite von den Gracchen, von mütterlicher von dem Kaiser Trajan abstammte und eben so sehr durch Reichthum, wie durch edle Bildung und ererbten Ruhm hervorragte, und wählten ihn zum Kaiser. Umsonst flehte er, sie möchten sein Alter nicht mit der schweren Sorge beladen und ihn in Frieden in die Grube fahren lassen; sie drangen so lange in ihn, bis er nachgab, erwägend, daß bei der eifersüchtigen Grausamkeit Maximins die Ablehnung für ihn dieselben verderblichen Folgen haben würde, wie die Annahme; denn in den Augen des Wütherichs war jeder, der des Thrones für würdig galt, des Todes schuldig. Als eine feierliche Gesandtschaft dem römischen Senat die

Kunde überbrachte, daß der ehrwürdige Proconsul Gordianus, der sich während seines ganzen langen Lebens in Italien und in der Provinz durch seine Tugenden, seine Freigebigkeit, seine Milde und Gerechtigkeit allgemeine Achtung erworben, dessen säulengeschmückte Landhäuser und Paläste von dem Glanze der Familie Zeugniß gaben, den Purpur angenommen und seinen Sohn, der an Bildung, Kunstsinn und Liebenswürdigkeit des Charakters, nur nicht an Reinheit der Sitten dem Vater glich, zur Mitregentschaft erhoben habe und die Bestätigung der hohen Versammlung nachsuchte; da ermannte sich der Senat auf den Antrag des Consul Syllanus zu dem hochherzigen Beschluß, die Wahl der Gordiane gutzuheißen und Maximin, seinen Sohn und seine Anhänger für Feinde des Vaterlandes zu erklären. Diesem kühnen Beschluß folgte eine noch kühnere That. Vitalianus, der Präfect der in Rom zurückgebliebenen Abtheilung der Prätorianer, an blutdürstiger Grausamkeit dem Imperator ähnlich, wurde auf Befehl des Senats ermordet und die Garde durch Geschenke und Versprechungen zufriedengestellt. Volk und Soldaten erkannten mit Entzücken die Autorität der beiden Gordiane an und ganz Italien folgte dem Beispiele der Hauptstadt.

Aber dieser edle Aufschwung, zu dem Senat und Volk in Rom durch die Grausamkeit und Habsucht eines Barbaren im Purpurmantel geführt wurden, war nicht vom Glück begleitet. Während zwanzig der fähigsten Senatoren Rüstungen und Vorkehrungen trafen, um Freiheit und Vaterland gegen den zu erwartenden Angriff Maximins kräftig zu vertheidigen und die Beamten und Städte in den Provinzen durch Gesandtschaften für die von Senat und Volk anerkannten Herrscher zu gewinnen; hatte sich das Schicksal der letzteren bereits tragisch entschieden. Capellianus, Statthalter von Mauretanien, der rohe Diener eines rohen Herrn, war mit einem Haufen Veteranen und einer wilden Schaar barbarischer Hülfsvölker in die Provinz Afrika eingebrochen, ehe die Gordiane Zeit gefunden hatten, die zur Behauptung ihrer Würde nöthige Truppenzahl aufzubieten und einzuüben. Ungehindert drang der feindliche Heerführer bis in die Nähe der Stadt Karthago, wo die Gegenkaiser ihren Herrschersitz aufgeschlagen. Der jüngere Gordian zog mit einer ungeübten, in der friedlichen Ueppigkeit aufgewachsenen Schaar dem übermächtigen Feinde entgegen, verlor aber in der ungleichen Feldschlacht Sieg und Leben. Auf die Trauerkunde gab sich der achtzigjährige Vater den Tod mit eigener Hand, die Ehre einer sechsunddreißigtägigen Herrschaft theuer bezahlend. Karthago öffnete zitternd die Thore einem Sieger, der nun ein Regiment des Schreckens voll Blut und Raubsucht errichtete. *Ausgang der Gordiane.*

Die Kunde von diesen Vorgängen erregte große Bestürzung in Rom. Die Väter der Stadt hielten Berathung im Concordientempel. Lange saßen sie schweigend auf ihren Sitzen, bis ein alter Rathsherr aus dem Geschlechte Trajans ihnen mit feurigen Worten zu Gemüthe führte, daß sie nur die Wahl *Maximus Pupienus u. Balbinus vom Senat als Kaiser aufgestellt.*

hätten zwischen ehrenvollem Kampfe auf dem Schlachtfelde und schmachvollem Tode durch die Hände eines gereizten Blutmenschen. Im letzteren Falle sei ihr Verderben sicher, im ersteren könne das Kriegsglück sich möglicherweise noch für sie entscheiden. Seine Worte machten Eindruck. Ohne Widerrede riefen sie die von ihm in Vorschlag gebrachten Senatoren Maximus Pupienus und Balbinus zu Kaisern aus, zwei angesehene Männer von reiferen Jahren, die durch verschiedene Eigenschaften einander ergänzten. Dem rauhen Maximus Pupienus, der sich durch Verdienste und Sittenreinheit vom niedrigen Stande in die Höhe gearbeitet und sich im Krieg durch Tapferkeit, als Präfect der Stadt durch Gerechtigkeitsliebe allgemeine Achtung erworben hatte, stand der edle Balbinus, der Reichthum mit vornehmer Geburt verband und als Redner, Rechtsgelehrter und Dichter hervorragte, mildernd und versöhnend zur Seite. Aber während der Senat im Capitol den Schutzgöttern Roms für die glückliche Wahl seinen Dank darbrachte, umtobte die Menge das Heiligthum und verlangte drohend, daß der junge Gordianus, ein dreizehnjähriger Knabe, Enkel des ersten und Neffe des zweiten, den senatorischen Kaisern beigesellt und mit der Würde und den Insignien eines Cäsar bekleidet werde. Die Väter der Stadt willigten ein, um nicht durch Zwietracht dem gemeinsamen Feinde in die Hände zu arbeiten.

Maximinus in Oberitalien. Sein Ausgang. 238. Maximinus schäumte vor Wuth bei der Nachricht über diese Vorgänge. Doch gestattete ihm der Krieg am Rhein, wo er sich großer Siege gegen die Germanen rühmte, und an der Donau nicht, der Stimme der Rache sogleich Gehör zu geben. Erst als er die Feinde zurückgeschlagen und die Grenze sicher gestellt, brach er mit seinem geübten Heere, dessen Reihen er durch die Blüthe der barbarischen Jugend verstärkt hatte, von Sirmium nach Italien auf. Diese Verzögerung war von den Feldherren des Senates weise benutzt worden. Als das kaiserliche Heer in Oberitalien einrückte, fand es überall Verödung. Die Dörfer und offenen Flecken waren verlassen, Thiere und Lebensmittel fortgeschafft, die Brücken abgebrochen. Nur die festen Städte waren mit Mannschaft und Kriegsvorrath versehen. Auf diese Weise hoffte man das Vorrücken der kaiserlichen Heere zu erschweren und ihre Kräfte und kriegerische Lust zu lähmen und zu brechen. Und diese Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Die Besatzung von Aquileja, unterstützt von der muthigen Bürgerschaft, setzte dem gefürchteten Tyrannen so erfolgreichen Widerstand entgegen, daß sich die Belagerung der Stadt hinauszog, bis im Heere des Kaisers die Lebensmittel ausgingen und das ungesunde feuchte Klima, verbunden mit schlechter Nahrung und unreinem Trinkwasser, Krankheiten erzeugte. Eine allgemeine Mißstimmung erfaßte die Truppen; ohne Nachrichten von Außen glaubten sie, daß sich ganz Italien für den Senat erklärt hätte und sie einen blutigen gefahrvollen Bürgerkrieg für einen verabscheuten Despoten führen müßten. Besonders trat dieser Mißmuth bei der Abtheilung der Prätorianergarde hervor, die ihr

Standlager in Alba hatte und für ihre dort zurückgelassenen Frauen, Kinder und Habe zu fürchten begann. Es bildete sich daher eine Soldatenverschwörung, in deren Folge Maximinus Thrax nebst seinem Sohne, einem Jüngling von ausgezeichneter Schönheit, dem die Ehre des Purpurs zu Theil geworden war, im kaiserlichen Zelte ermordet wurde. Ihre blutigen Köpfe, auf Speeren umhergetragen, waren für die Aquilejer das Signal, daß die Belagerung ein Ende habe. Sie öffneten die Thore und empfingen von den hungernden Truppen für die dargereichten Speisen und Getränke die Betheuerung ihrer Treue gegen Senat und Volk und die rechtmäßigen Kaiser Maximus und Balbinus.

Die goldenen Tage des Friedens und der Gerechtigkeit, welche die Römer unter der neuen Herrschaft erwarteten, traten nicht ein. Als Maximus mit der Leibwache von Aquileja zurückkehrte, traf er die Stadt im Kriegszustand. Die zurückgebliebenen Prätorianer, unzufrieden über die „Kaiser des Senats", waren mit der Bürgerschaft in offenen Krieg gerathen. Ihr festes Standlager trotzte allen Angriffen und durch unerwartete Ausfälle rächten sie sich mit Brand und Mord. Die Ankunft des Maximus führte eine kurze Versöhnung herbei; aber die Gardenabtheilung, die ihm von Aquileja gefolgt war, theilte die Mißstimmung ihrer Gefährten. Ihr finsterer niedergeschlagener Blick inmitten des allgemeinen Jubels bei dem Einzuge ließ erkennen, wie bitter sie den Sieg der Senatspartei über die Militärgewalt empfanden. Beide Abtheilungen kamen bald überein, sich aus der schimpflichen Lage zu befreien. Die Eifersucht der Kaiser auf einander erleichterte das finstere Vorhaben. Maximus verachtete den Balbinus als einen üppigen Patricier und dieser seinen Collegen als einen Soldaten von niederer Herkunft. Dadurch blieb ihnen die drohende Haltung der Leibwache verborgen, bis die Verschwörung zum Ausbruch reif war. Drei Monate nach der Katastrophe vor Aquileja an einem Tage, da die ganze Stadt mit den capitolinischen Spielen beschäftigt war, erstürmte eine Schaar Prätorianer den Palast, schleppte die beiden Kaiser unter Hohn und Mißhandlungen durch die Stadt und ließ sie dann, besorgt das Volk und die germanische Abtheilung der Leibwache möchte sie befreien, als verstümmelte Leichen in den Straßen liegen. Darauf wurde der junge Gordian nach dem Lager gebracht und als Augustus begrüßt. Das Regiment eines Knaben schien der wilden Zügellosigkeit der Garde keine Gefahr zu bringen; seine Erhebung war der Sieg der Soldatenherrschaft über Senat und Volk.

[Marginal notes: Pupienus u. Balbinus ermordet. 238. — 15. Juli 238.]

Gordianus (III.) kam nie zur vollen Selbständigkeit und Reife des Alters. Anfangs der Erziehung und Aufsicht seiner Mutter überlassen, gerieth er unter den Einfluß der Eunuchen, jener giftigen Brut des Orients, die seit den Tagen Heliogabals den Palast verpestete. Diese zogen einen undurchdringlichen Schleier zwischen den Kaiser und sein Volk und bereicherten sich durch den schmachvollsten Aemterverkauf. Endlich wurde der junge Fürst durch Misitheus, seinen Lehrer in der Rhetorik, dessen Tochter er zu seiner Gattin

[Marginal note: Gordianus (III.) 238–244. u. c. 982 –997.]

Misitheus. erhoben, aus den Händen dieser Höflingsschaar errettet. Unter dem Beistande dieses trefflichen Mannes, dem sein dankbarer Schwiegersohn die Würde eines Präfecten der Leibwache übertrug, regierte Gordianus das Reich mit Milde und Gerechtigkeit. Aber dieser sollte ihm nicht lange zur Seite stehen. Ein feindlicher Einfall der Perser in Mesopotamien bewog den Kaiser, in eigener Person einen Feldzug nach dem Oriente zu unternehmen. Misitheus, obwohl unter der Pflege der Wissenschaften herangewachsen und erst in späteren Jahren mit den Waffen vertraut geworden, zeigte bei diesem Unternehmen solche Umsicht sowohl in den Kriegsoperationen als in den Anstalten zur Verpflegung des Heeres, daß er den eigenen Truppen wie den Feinden Achtung und Furcht einflößte; jene fügten sich den Vorschriften der Disciplin, diese zogen sich bei der Annäherung des römischen Heeres über den Tigris zurück. Das Schreiben, worin Gordian dem Senate die Erfolge seines Feldzugs ankündigte, ist ein glänzendes Zeugniß von den Verdiensten des Präfecten. Aber seine Tage waren
243. gezählt. Er starb plötzlich, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung. Mit Misitheus endete das Glück Gordians. Philippus, von Geburt ein Araber, unter dem Raubleben und den Streifzügen seiner Landsleute herangewachsen und erstarkt, wurde sein Nachfolger im Oberbefehl der Leibwache. Wenn es auch nur ein Gerücht war, daß er den Tod des wackern Misitheus veranlaßt habe, so ist dagegen kein Zweifel, daß er von der Zeit an mit dem ehrgeizigen Plane umging, den kaiserlichen Purpurmantel um seine barbarischen Lenden zu legen. In diesem Vorsatz schrieb er den von ihm künstlich erzeugten Mangel an Zufuhr im Heere der Jugend und Unerfahrenheit des Fürsten zu und reizte dadurch die ergrimmten Soldaten zur Verschwörung und offenen Empörung, in Folge deren Gordian in seinem neunzehnten Lebensjahre am fernen Ufer
März 244. des Euphrat einen gewaltsamen Tod erlitt. Philipp von der Lagergemeinde als Kaiser begrüßt, fand bei Senat und Volk keinen Widerstand.

Philippus Arabs. 244–249. u. c. 997 —1002. Ueber Philippus den Araber fehlen uns sogar die dürftigen Angaben der „Kaisergeschichten", die bei den vorhergehenden und folgenden Regenten die allgemeine Dunkelheit noch durch einige Lichtstrahlen erhellten. Die fremdländische Abkunft zog demselben so sehr den Haß und die Verachtung der Römer zu, daß er selbst in der knechtischen Zeit keinen Biographen gefunden hat. Umsonst suchte er nach seiner Rückkehr aus dem Oriente, wo er den Perserkrieg durch einen wenig ehrenvollen Frieden mit Sapores beendigte, durch Veranstaltung eines glänzenden Säcularfestes zur Verherrlichung des tausendjährigen Bestandes der Stadt die nationale Ungunst zu tilgen; seine fünfjährige Regierung ist ein unbeschriebenes Blatt in der römischen Kaisergeschichte.

Die Ludi Säculares. 248. Die Säcularfeier, unter Augustus durch den Festgesang ihres talentvollsten Dichters Horaz verherrlicht, war zu allen Zeiten für das lebende Geschlecht ein freudvolles Ereigniß. An den Ufern der Tiber wurden drei Nächte hindurch mystische Opfer vollbracht und das Marsfeld widerhallte von Musik und Tänzen und war mit zahllosen

Lampen und Fackeln erleuchtet. Auch unter Philipp ergötzte sich die Menge an der Pracht der Schauspiele und Volksbelustigungen und die Frommen versenkten sich in die symbolischen Religionsgebräuche; auch unter Philipp baten Chöre von Jungfrauen und Jünglingen aus den edelsten Familien die gnädigen Götter um Segen für das gegenwärtige und künftige Geschlecht und flehten in feierlichen Hymnen, sie möchten dem römischen Volke Tugend, Glück und Herrschaft bewahren; aber die denkenden und geschichtskundigen Männer blickten mit Kummer auf die trostlose Gegenwart und in eine noch trübere Zukunft. Der Umfang und die äußeren Formen des römischen Reiches waren noch immer wie unter Augustus und Hadrian, aber die belebende Gesundheit und Kraft war erloschen, der Lebensmuth gebrochen, der Wohlstand erschöpft.

Abfall und Treulosigkeit des Heeres hatten Philipp auf den Thron geführt; Abfall und Treulosigkeit stürzten ihn auch ins Grab. Die Legionen in Mösien hatten sich empört; Decius, ein edler Senator von altberühmtem Geschlechte, von altrömischer Sitte und Religion wurde von dem Kaiser abgeschickt, den Aufruhr zu dämpfen; aber die meuterischen Soldaten „zwangen ihren Richter ihr Mitschuldiger zu werden", ihm nur die Wahl zwischen dem Tod und dem Purpur gestattend. Er stellte sich an ihre Spitze und zog wider den Kaiser. Philipp wurde besiegt und fiel entweder in der Feldschlacht oder erlitt einige Tage nachher zu Verona einen blutigen Tod. Seinen Sohn und Theilnehmer an der Regierung ermordeten in Rom die Prätorianer. Der neue Kaiser wurde mit Freuden vom Senat und den Provinzen anerkannt. Aber der Thron der Cäsaren war in jenen Tagen ein verhängnißvolles Gut. Kaum hatte Decius einige Monate mit den Werken des Friedens und der Gerechtigkeit zugebracht, so rief ihn der Einbruch der Gothen an die Donau. Wir haben schon oben die germanischen Völkerschaften kennen gelernt, welche von der Zeit an die Grenzen des Reiches an den beiden deutschen Strömen mit harten Schlägen bedrohten, bis der morsche Bau in Trümmer sank. Als die Gothen, welche es verschmähten, die zum Feldbau wie zur Viehzucht trefflich geeignete Ebene vom Dnepr bis zur Donau durch den Fleiß ihrer Hände zu bestellen und lieber bei einem Leben des Müßiggangs, der Armuth und des Raubes beharrten, zuerst in die Kornfelder und Weiler Daciens einfielen, dann ungesättigt von der geringen Ausbeute des dünn bevölkerten Landes die Donau überschritten und aus den reichen Städten Mösiens und Thraciens, aus Marcianopolis, welche Trajan zu Ehren seiner Schwester Marcia erbaut, aus Philippopolis, welche ihren Ursprung und Namen dem großen Macedonierkönig verdankte, Schätze, Güter und Gefangene wegführten, da rückte Decius mit einem Kriegsheer wider sie aus, wurde aber bei unvorsichtigem raschen Nachsetzen von den schnell umkehrenden Gothen überwunden und ihres Lagers beraubt. Zum erstenmal sah man damals einen römischen Kaiser vor einer Schaar halbnackter Barbaren fliehen. Während aber die Sieger die Zeit mit der Belagerung von Philippopolis hinbrachten, sammelte der tapfere und umsichtige Decius seine zersprengten Truppen wieder, stellte Kriegszucht und Ehr-

Philipps Ausgang.

Decius. 249—251. u. c. 1002—1004.

gefühl unter ihnen her, und schnitt, indem er die Pässe und Gebirgswege durch erfahrene Feldherren, darunter Claudius, bewachen und die Donaufürstenthümer in guten Stand setzen ließ, dem Feinde den Rückweg ab. Zugleich suchte er durch Begründung alter Sitten und Einrichtungen im ganzen Reichskörper die gewichene Kraft wieder zu beleben. Das von Feinden befreite Reich sollte von Innen heraus umgebildet werden durch Wiedererweckung und Pflege altrömischen Geistes, altrömischer Institutionen und altrömischer Religion.

Aus diesem Grunde erließ Decius das früher erwähnte Edict gegen die Christen, und erneuerte das Amt eines Censors in der Person des tapfern und rechtschaffenen Valerian, den der Senat einstimmig als den würdigsten dazu bezeichnete. Aber das erschlaffte Zeitalter war keiner Reform auf den alten morschen Grundlagen mehr fähig. Auch wenn dem tüchtigen Kaiser eine längere Regierung gegönnt gewesen wäre, seine Kräfte hätten nicht hingereicht, weder den siegreichen Lauf des Christenthums zu hemmen noch in dem verweichlichten Geschlechte die Lüste und Laster auszurotten.

Sein Ausgang. Das Schicksal ersparte dem Kaiser die bittere Täuschung. Siegesmuthig rückte er mit seinen gekräftigten Legionen dem barbarischen Feinde entgegen, als dieser endlich mit dem Raub der eroberten Stadt und einer großen Zahl vornehmer Gefangenen den Rückzug antrat. Die Gothen, deren Heer während des Belagerungskrieges sich vermindert hatte und erschöpft war, hätten gerne um den Preis aller Beute und Gefangenen einen ungestörten Abzug erkauft; aber Decius wies jeden Vergleich zurück: Schlacht oder unbedingte Unterwerfung war der Ausspruch des strengen Römers. Da zogen die hochherzigen Gothen den Tod der Sclaverei vor. In der Nähe einer kleinen Stadt Mösiens ereignete sich die blutige Feldschlacht, in welcher die Verzweiflung zuletzt den Sieg über die Kriegskunst und Uebermacht der Legionen davontrug. Im ersten Treffen wurde der Sohn des Kaisers, ein Jüngling von herrlichen Anlagen und bereits zur Ehre des Purpurs erhoben, durch einen Pfeil ins Angesicht getödtet; da rief der Vater, seine Kräfte zusammenraffend, den erschrockenen Truppen zu, der Tod eines einzelnen Kriegers sei für die Republik von geringer Wichtigkeit, und der Kampf entbrannte mit erneuter Heftigkeit. Schon war die erste und die zweite Linie der Gothen vernichtet oder in die Flucht gesprengt, als beim Angriff auf die dritte, die in der Fronte von einem Morast gedeckt war, der ungünstige Kampfplatz und die ungleiche Bewaffnung die Schlacht zum Nachtheil der Römer entschied. Viele Krieger, unter ihnen der tapfere Kaiser selbst, versanken im Sumpfe oder erlagen den langen Lanzen der Feinde. Das war das Schicksal des Decius im fünfzigsten Jahr seines Alters, „eines vollendeten Fürsten, thätig im Krieg und leutselig im Frieden, sammt seinem Sohne im Leben wie im Tode den herrlichsten Mustern alter Tugend vergleichbar." Nicht einmal seine Leiche wurde entdeckt. Einige Zeit nachher erlag auch des Decius zweiter Sohn Hostilianus, dem Senat und Heer aus Rücksicht für den Vater den kaiserlichen Titel beigelegt, der Pest, welche Rom und Ita-

lien schwer heimsuchte; aber die Macht war in den Händen des Gallus, eines erfahrenen Kriegsmannes.

Um das illyrische Land von dem unerträglichen Joche der Gothen zu befreien, erkaufte Gallus den Abzug der Sieger durch Ueberlassung der Beute und der Gefangenen und versprach ihnen jährlich eine bestimmte Geldsumme, damit sie das Reich nicht ferner mit ihren Raubzügen heimsuchten. Das römische Volk war noch nicht so sehr gesunken, daß es nicht über diese Schmach erröthet und dem Urheber derselben mit Haß und Verachtung vergolten hätte; zumal als sich bald herausstellte, daß der glückliche Erfolg dieses Streifzugs andere Schwärme zur Nachahmung reizte, die gelockt von der reichen Ausbeute, welche die Brüder heimgebracht und unbetheiligt an ihrem Versprechen, von Neuem in das Grenzgebiet einbrachen, Schrecken und Verwüstung über ganz Illyrien verbreitend. Da trat ihnen Aemilianus, Statthalter von Mösien und Pannonien, unerwartet entgegen und trieb sie, nachdem er ihnen eine Niederlage beigebracht und den Raub entrissen hatte, über die Donau zurück. Diese rühmliche Waffenthat trug dem glücklichen Feldherrn den Kaiserthron ein. Gallus, der während dieser Zeit den Freuden der Hauptstadt gelebt hatte, unbekümmert um die Noth der Provinzen, rückte mit den Prätorianern dem rasch heranziehenden Nebenbuhler entgegen; aber bei Spoleto vereinigten sich seine Truppen, gelockt durch die verheißene Solderhöhung, mit den Legionen des Gegners, worauf Gallus nebst seinem jungen Sohne Volusianus erschlagen wurde. Aemilianus gab in einem Schreiben an den Senat die Versicherung, daß er die Väter der Stadt und die Gesetze ehren und alle Feinde des Reichs besiegen werde; aber es war ihm nicht vergönnt, die Wahrheit seiner Worte durch Thaten zu bekräftigen. Noch waren die Truppen nicht von Spoleto aufgebrochen, als der tapfere Valerian mit den gallischen und germanischen Legionen, die er dem Kaiser Gallus zuführen wollte, herbeikam, und die treulosen Soldaten, ohne Anhänglichkeit für Aemilianus, trugen kein Bedenken, durch dessen Ermordung dem unvermeidlichen Bürgerkrieg zu entgehen. Nur vier Monate lagen zwischen Aemilians Erhebung und Tod.

Gallus. 251—253. u. c. 1004—1006.

Aemilianus. 253.

Valerian wurde von Senat und Volk, von Heer und Provinzen mit Freuden als Kaiser begrüßt. Seine edle Geburt, seine milden, tadellosen Sitten, seine Kenntnisse, Klugheit und Erfahrung hatten ihm während seines langen Lebens allgemeine Achtung erworben, so daß er unter Decius als der würdigste zu dem neuen Amte eines Censors erkannt worden war. Und dennoch war seine Regierung die traurigste Periode der römischen Geschichte. Aus väterlicher Liebe nahm er seinen Sohn Gallienus, „dessen weichliche Laster bisher von der Dunkelheit des Privatlebens verhüllt worden waren", zum Mitkaiser an; aber trotz dieser Doppelherrschaft war das Reich von Innen und Außen von so vielen Feinden bedrängt, daß die Stunde seiner Auflösung nahe schien. Nicht genug, daß die Perser unter ihrem streitbaren König Sapor

Valerian. 253—260. Gallienus. 253—268. u. c. 1006—1021.

Mesopotamien und Syrien überschwemmten und die Gothen ihre Streifzüge über die Donau wiederholten; die germanischen Völker, durch Bündnisse gestärkt, bedrohten die übrigen Reichsgrenzen: die Franken den Niederrhein und Gallien, die Allemannen den Oberrhein und Helvetien; und zugleich legten sich in den Provinzen Statthalter und Heerführer den Purpurmantel um die Lenden, so daß in den Kaisergeschichten die acht bis zehn Jahre, während welcher Gallienus in Rom regierte, und sein Vater Valerian im Morgenlande stritt und dann als Gefangener schmachtete, von Trebellius Pollio in einfältiger Nachahmung der Geschichte Athens als die Zeit der „dreißig Tyrannen" bezeichnet werden.

Die Franken in Gallien u. Spanien. 256.

Während Gallienus und sein unmündiger Sohn Saloninus am Hofe zu Trier „die Majestät des Reiches zur Schau stellten", durchzogen die Franken raubend und verheerend das gallische Land, das der tapfere Feldherr Posthumius umsonst wider ihren Ungestüm zu schützen bemüht war, überstiegen die Pyrenäen, wo noch im 5. Jahrhundert die Trümmer von Tarragona und anderer Prachtstädte von der Wuth der Barbaren Zeugniß gaben und wagten sich sogar auf spanischen Schiffen nach dem unbekannten Lande Mauretanien im nördlichen Afrika, eine fremdartige Erscheinung in dem Lande des Luxus und der Weichlichkeit.

Die Allemannen im Zehntland u. in Oberitalien. 256.

Zu gleicher Zeit zog das suevische „Mischvolk" der Allemannen, das römische Zehntland durchschreitend in das helvetische Alpenland ein und trug den Schrecken seiner Waffen in die reichen Fluren am Po, ja bis in die Nähe Roms. Die Ermannung des Senats, welcher die Reihen der zurückgelassenen Prätorianer mit jungem Aufgebot mehrte und dann die für die Sicherheit ihrer Beute besorgten Barbaren zum Rückzug brachte, fand bei dem Kaiser keine Anerkennung.

Dem Senat jede Beschäftigung mit dem Krieg untersagt.

Besorgt, daß der alte Reichskörper von einem kriegerischen Geiste erfaßt, der heimischen Tyrannei entgegentreten könnte, verbot er den Senatoren in Zukunft ein militärisches Amt zu bekleiden, ja nur den Lagern der Legionen sich zu nähern. Und nur zu gerne gehorchten die Väter der Stadt, die über ihren plötzlichen Muth selbst erstaunt waren, diesem Gebote; sie sahen die Befreiung vom Kriegsdienste als eine Gunst an und überließen die Beschützung des Reiches mit Freuden den rauhen Händen der Bauern und Barbaren, indeß sie selbst sich den Genüssen der Bäder und Theater und dem üppigen Wohlleben ihrer Landhäuser und Paläste hingaben. Einen zweiten Einfall schlug Gallienus in eigener Person in der Gegend von Mailand zurück. Aber der Sieger im Feld wurde durch sanftere Waffen überwunden. Pipa, die Tochter eines suevischen Fürsten reizte die sinnliche Begehrlichkeit des Römers. Als Preis ihrer Hand gewährte er dem Vater eine Strecke Landes zur Niederlassung in Pannonien. Doch wurde die Verbindung mit der Barbarentochter von den Römern nicht als vollgültige Ehe sondern nur als Concubinat angesehen.

Raubfahrten der Gothen. 258. 259.

Während Gallienus und seine Feldherren mit Mühe das westliche Abendland gegen die Germanen schützten, wurde der Norden und Osten von andern Feinden schwer heimgesucht. Wir lesen von kühnen Raubfahrten der Gothen an den Küstenländern des schwarzen Meeres, der Propontis und des Hellespont, wie sie auf ihren flachen durch ein schräges Dach gegen Wind und Wetter geschirmten Fahrzeugen die Landschaften Kleinasiens überfielen und aus den reichen Städten, „die Alles enthielten was barbarische Völker anlocken konnte, und Nichts, um ihnen Widerstand zu leisten", Beute und Gefangene fort-

schleppten; wie sie in den Piräeus einfuhren, Athen und Griechenland raubend durchzogen und sogar an eine Landung in Italien dachten; wie endlich unter ihrer rohen Hand der prachtvolle säulengeschmückte Dianentempel in Ephesus in Flammen aufging. Und während die Gothen und ihre Bundesgenossen die alten Griechenstädte zu Fall brachten und die Werke der Kunst und des Genius mit wilder Barbarei zerstörten, erlitt an der fernen Ostgrenze der römische Name eine Schmach, welche die Niederlage des Crassus in Vergessenheit brachte (III, S. 811). Der Perserkönig Sapor hatte nicht nur das römische Bundesland Armenien unter seine Herrschaft gebracht, nachdem der alte König Chosroes durch persische Sendlinge ermordet und sein jugendlicher Sohn Tiridates genöthigt worden war, sich und seine Ansprüche in der Dunkelheit des Privatstandes zu verbergen; er hatte sogar die römischen Besatzungen von Karrhä und Nisibis zur Uebergabe gezwungen und verbreitete Schrecken und Verwüstung auf beiden Seiten des Euphrat. Da rückte der greise Valerianus mit Heeresmacht zum Schutze der östlichen Reichsgrenze und der schwer bedrängten Stadt Edessa herbei; aber durch den treulosen Verrath des prätorianischen Präfects in eine Gegend gelockt, wo dem von allen Seiten umstellten Heer nur die traurige Wahl blieb, dem Hunger oder den Geschossen der Feinde zu erliegen, fand der Herrscher der Welt, ehrwürdig durch seine Jahre, durch seinen Rang und durch seine Tugenden ein klägliches Ende. Sapor verlangte eine Unterredung mit Valerian und als dieser, gedrängt durch das drohende Geschrei des aufrührerischen Heeres, seine Ehre und sein Leben in die Hände des Barbaren lieferte, wurde er unter den Wällen des Lagers als Gefangener weggeführt. Die Truppen, rathlos und voll Entsetzen über den Anblick, streckten die Waffen und empfingen aus der Hand des barbarischen Siegers einen neuen Gebieter in der Person des Cyriades, eines mit allen Lastern und Verbrechen befleckten Syriers aus Antiochien, der als Flüchtling am Hofe des Perserkönigs weilte und sich jetzt gebrauchen ließ, dem Feinde den Weg in sein eigenes Heimathland zu zeigen. Rasch zog unter der Leitung des Verräthers im Purpurgewande das persische Reiterheer von Edessa aus über den Euphrat und durch das Gebiet von Chalcis nach Antiochien, der reichen und üppigen Hauptstadt Syriens. Ohne Ahnung der Gefahr ergötzte sich die Menge an den Freuden des Theaters, als eine Schauspielerin plötzlich auf den nahen Höhen die Perser entdeckte. Nun verwandelte sich die Lust schnell in Trauer und Wehklagen, da die Feinde in die Stadt einbrachen, in wilder Raubgier alle werthvollen Güter an sich rissen und dann beladen mit Beute und Gefangenen die Stätte des Mords und der Verwüstung verließen, um andern Orten des verweichlichten Landes dasselbe Schicksal zu bereiten. Bis nach dem cilicischen Tarsus ergoß sich der Strom der Verheerung, der nur vorübergehend gebrochen wurde durch die tapfere Vertheidigung des Heiligthums von Emesa von den fanatisirten Tempelbauern und ihrem Oberpriester. Von Tarsus durchzog das rasche Reiterheer

[Margin notes: Valerian von den Persern gefangen. 260. — 260. — Die Perser in Syrien u. Kl.-Asien. 261. 262.]

ungehindert die Engpässe des Taurus und füllte die kappadocische Hauptstadt Cäsarea (Mazaca), wo ein patriotischer Bürger, Namens Demosthenes, lange Zeit tapfern Widerstand leistete, bis ein Verräther die Thore öffnete, mit Mord und Plünderung. Sapores konnte nicht hoffen, die eroberten Provinzen und Städte auf die Dauer dem römischen Reiche zu entreißen; darum beschloß er sie zur Oede zu machen und die Einwohner und Reichthümer nach Persien zu verpflanzen. Als er auf dem Rückzug nach dem Euphrat den Saum der syrischen Wüste berührte, die in ihrer Mitte die reizende Oasenstadt Palmyra barg, schickte ihm der Fürst dieses Palmenlandes, Odenathus, reiche Geschenke, um sich seine Gunst zu erkaufen. Sapores, im Hochgefühl seines Glücks in dieser Begegnung eine dreiste Anmaßung erblickend, ließ die Schätze in den Euphrat senken und den Geber auffordern, mit rückwärts gebundenen Händen vor den Stufen seines Thrones zu erscheinen. Da sammelte Odenath aus den Söhnen der Wüste eine streitbare Mannschaft, und den abziehenden Heermassen der Perser im Rücken und auf der Seite sich anheftend, fügte er ihnen manchen Schaden zu, bis sie nach Verlust eines Theiles der Beute und Gefangenen über den Grenzstrom gelangten. So wurde Roms Ehre durch einen Syrer oder Araber gerettet, indeß der hochbetagte Kaiser in persischer Gefangenschaft Schmach und Hohn und zuletzt den Tod ertragen mußte.

Valerians Ausgang. Umsonst verwendeten sich die mit den Persern verbundenen Fürsten und Völker für die Freilassung Valerians, den Großkönig ermahnend, den erlauchten Gefangenen zum Unterpfand des Friedens zu machen und der Unbeständigkeit des Glücks und der wiederkehrenden Macht Roms eingedenk zu sein; Sapor hielt den gebeugten Heerscher bis an sein Ende in Haft und behandelte ihn mit Hohn und Uebermuth. Mag es auch ein Märchen sein, daß Valerian stets im kaiserlichen Purpur aber mit Ketten beladen den Blicken der Menge ausgesetzt worden, daß der persische Monarch, so oft er zu Pferde gestiegen, seinen Fuß auf den gekrümmten Nacken des römischen Kaisers gesetzt, und daß, als endlich Kummer und Schmach sein graues Haupt in das Grab gebracht, seine Haut ausgestopft und in menschliche Gestalt gebracht in dem berühmtesten Tempel Persiens aufbewahrt worden; immerhin geben diese Sagen den Beweis, daß der Perser von dem Rechte des Siegers den übermüthigsten Gebrauch gemacht habe. Valerian soll die Schmach der Gefangenschaft noch neun bis zehn Jahre getragen haben.

Gallien's Charakter u. Eigenschaften. Gallienus that Nichts zur Befreiung seines Vaters: während alle Welt das Schicksal des unglücklichen Greises bejammerte, bewahrte der Kaiser den größten Gleichmuth; er pries die Tapferkeit des Gefangenen, freute sich aber, wie sein Biograph versichert, der censorischen Strenge desselben ledig geworden zu sein. Es fehlte nicht an knechtischen Seelen, welche die Gleichgültigkeit des Fürsten bei diesem Unglück, wie bei den übrigen schweren Heimsuchungen des Reiches als stoische Charakterfestigkeit darstellten; aber sein ganzes Sein und Thun liefert das Bild eines leichtsinnigen, genußsüchtigen und frivolen Mannes, der zwar talentvoll und erregbar genug war, sich nicht gänzlich vom Strudel der Sinnenlust fortreißen zu lassen, sondern auch noch Interesse zeigte für mancherlei Künste und

Kenntnisse, der neben den Vergnügungen des Theaters und der Freude an werthlosem Gepränge auch noch Muße fand zu philosophischen Gesprächen mit Plotinus (S. 374) und zu den Weihen griechischer Geheimdienste, der als gewandter Redner und eleganter Dichter unter seinen Zeitgenossen hervorragte. Dagegen spielte er als Regent eine verächtliche Rolle. Die Nachrichten von Einfällen, Niederlagen oder Empörungen empfing er mit leichtfertigen Witzreden, und während das Reich von den schwersten Plagen der Menschheit, von Erdbeben, Pest und Hungersnoth heimgesucht war, schwelgte er in Aufwand und prachtvollen Festen und feierte Triumphe über die Siege, die Odenathus im Orient erfocht. Unterdessen lösten sich die einzelnen Provinzen vom Reiche ab, so daß Gallienus nur noch in Rom und Italien Anerkennung fand; und wenn auch die Zahl von dreißig Tyrannen nur dadurch ausgefüllt werden kann, daß man die Frauen und Kinder dazu rechnet, so war doch die Verwirrung so furchtbar, das Elend der Menschheit so allgemein, daß unter Gallienus das Ende der Dinge hereinzubrechen schien, daß das lebende Geschlecht mit Verzweiflung in die Gegenwart und mit Trostlosigkeit in die Zukunft blickte. In der beweglichen Handelsstadt Alexandrien, wo neben der griechischen Bevölkerung Orientalen aus allen Stämmen und römische Kaufleute in Menge wohnten, wo alle Bildungs- und Religionsformen, alle Nationalitäten und Charaktereigenthümlichkeiten in bunter Mannichfaltigkeit zur Erscheinung kamen, entbrannte aus verschiedenen Ursachen ein Bürgerkrieg, der mit einigen Unterbrechungen zwölf Jahre lang dauerte, ganze Stadtviertel der Verödung preisgab, die herrlichsten Paläste in Ruinen verwandelte und Reichthum und Blüthe in ein weites Grab stürzte. So trostlos war die Lage unter den Usurpatoren, die in raschem Wechsel auf einander folgten, daß der Bischof Dionysius die Wiederherstellung der Autorität des Gallienus mit dem Hervorbrechen der Sonne aus dunkelm Gewölke vergleichen konnte! In Sicilien durchstreiften Banden von Sclaven und empörten Bauern das Land von einer Küste zur andern, verwüsteten die Pflanzungen und erneuerten das Andenken an die Sclavenkriege früherer Jahrhunderte (III. S. 561): in den Schluchten und Thälern des felsigen Gebirgslandes Isaurien sagten sich die abgehärteten Einwohner von Roms Herrschaft los und behaupteten lange Zeit ihre Unabhängigkeit. Seeräuberei, von jeher in jenem Küstenlande heimisch (III. S. 708 ff.) wurde das einträgliche Gewerbe der rauhen Felsenbewohner, nachdem sie ihr Land bis zur Meeresküste ausgedehnt hatten.

Auflösung der Reichseinheit.

Das Gefühl des Unwillens über das schlaffe Regiment der Lüste bei dem allgemeinen Nothstande des Reiches war die Hauptquelle aller der Aufstände und Abfälle dieser Zeit. Die Statthalter in den Provinzen und die Heerführer auf den Grenzen vernahmen mit Ingrimm die unwürdige Haltung des Kaisers während der Gefangenschaft seines Vaters; erfüllt von dem Bewußtsein ihres überlegenen Werthes und ermuthigt durch das Beispiel so mancher früheren

Die Nebenkaiser.

Feldherren warfen sie sich in den ihrem Schutze und ihrer Vertheidigung anvertrauten Ländern zu Herrschern auf oder wurden von ihren Soldaten genöthigt, die Hand nach der gefährlichen Würde auszustrecken. Die meisten Usurpatoren, welche den Ehrennamen „Augustus" führten, sei es daß sie sich selbst denselben beilegten oder daß die Legionen sie damit begrüßten, waren Männer von Verdienst, die durch ihre tapfere Haltung gegen die Reichsfeinde sich die Achtung und Anerkennung des Heeres erworben. Muth und Kriegsübung waren schon längst die einzigen Tugenden und Eigenschaften, die eine Berechtigung zur Herrschaft gaben; und so kann es nicht wundern, daß unter den neunzehn Befehlshabern, die zur Zeit des Gallienus den Herrschertitel führten, nur zwei von höherem Range sich befanden: Tetricus war ein Senator und Luc. Piso stammte aus einem altpatrizischen Geschlechte; die übrigen waren Männer von dunkler Herkunft, glückliche Emporkömmlinge, welche die kurze Ehre mit einem gewaltsamen Ende bezahlten und sich nicht selten durch Verbindungen mit den Barbaren und durch schimpflichen Tribut eine vorübergehende Sicherheit erkauften.

Kaum gab es ein Provinzland, wo nicht länger oder kürzer ein Nebenkaiser gebot; selbst in der von Feinden nicht bedrängten Provinz Afrika wurde der Tribun Celsus zum Imperator ausgerufen und mit dem Mantel der „himmlischen Göttin" bekleidet, aber nach sieben Tagen wurde er ermordet und sein Leichnam von Hunden zerrissen. Doch war besonders Gallien und der Orient der Schauplatz dieser ephemeren Herrscher, die ein rascher Wechsel vom Thron ins Grab führte. Keiner starb eines natürlichen Todes. In Gallien und den westlichen Provinzen folgten nach der Ermordung des
260. Saloninus in schnellem Laufe: Posthumius († 267), Lollianus, Victorinus und seine Mutter Victoria, der Waffenschmied Marius, ein muthiger, starker und redlicher Mann, dessen dreitägige Herrschaft nicht hinreichte, das Eisen, mit dem er bisher umgegangen, wider die inneren und äußeren Feinde zu kehren und endlich Tetricus. In Asien gingen die Purpurträger Cyriades, Makrianus Balista, Trebellianus rasch über die Schaubühne des Lebens, bis der kühne Odenathus und seine Gemahlin Zenobia die Ehre Roms herstellten. Aus der Angabe Pollio's, Odenathus habe sich von Jugend auf in den Wäldern, Gebirgen und Sandwüsten aufgehalten, durch kühne Jagd auf Löwen, Panther und Bären seinen Körper abgehärtet und zur Ertragung von Hitze, Regen und andern Beschwerden fähig gemacht und sei dadurch ein starker Kriegsheld geworden, läßt sich wohl schließen, daß der Gründer des palmyrenischen Reiches ursprünglich ein arabischer Stammfürst gewesen.

Odenathus in Palmyra. 261–267. Von der auf einer anmuthigen, fruchtbaren Oase gelegenen Handels- und Karawanenstadt Thadmor oder Palmyra aus, die schon zu Salomo's Zeit als Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Babylonien und Phönizien und als Stationsplatz und Waarenlager berühmt war (I. S. 475), die unter den Seleuciden griechische Cultur angenommen und von griechischen Baumeistern mit Tempeln und Palästen geschmückt worden war, deren Größe und Bedeutung aber erst aus der römischen Periode seit Trajan und Hadrian herrührte, kämpfte Odenathus mit Glück gegen die Perser, brachte die festen Städte Mesopotamiens wieder an das Reich und schlug sein Lager unter den Mauern Ktesi-

phons auf. Ja Sapor, der Ueberwinder des Imperators Valerian, erlebte den Verdruß, daß der syrische Wüstenfürst sein Frauenhaus leerte. Trotz dieser Großthaten ehrte Odenathus stets den Kaiser in Rom als sein Oberhaupt und nahm erst den Titel „Augustus" an, als der Senat mit Zustimmung des Gallienus ihm diesen Ehrenrang verlieh und ihm die Herrschaft und Hut des Orients übertrug. Nach vielen ruhmvollen Thaten in Mesopotamien und Kleinasien wurde er nebst seinem Sohne Herodes zu Emesa inmitten eines Gelages durch seinen Neffen aus Rache über eine Beleidigung erschlagen, worauf Zenobia, gleich tapfer und unternehmend als „Königin des Morgenlandes" über das Palmenreich herrschte. Odenaths Tod wurde von seiner Leibwache an dem Mörder gerächt. 267.

In Achaia hatte sich der Proconsul Valens den Kaiserrang beigelegt. Als er hörte, daß Calpurnius Piso, der zu seiner Bekämpfung abgeschickt worden, in Thessalien dasselbe gethan, ließ er ihn durch ausgesandte Meuchelmörder aus der Welt schaffen. Aber so geehrt war Piso wegen seines edlen Charakters und seiner Rechtschaffenheit, daß Valens seine That bitter bereute und daß die Väter der Stadt mit Zustimmung des Gallienus ihm triumphalische Ehren und ein öffentliches Denkmal zuerkannten. Wenn bei diesen Gelegenheiten der wollüstige Fürst Anwandlungen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit zeigte, so waren dies nur Wirkungen seiner Ohnmacht; wo er mit Strenge verfahren konnte, traf er seine Widersacher mit blutdürstiger Grausamkeit. Tr. Pollio hat einen Brief aufbewahrt, worin er nach der Niederlage und Selbstentleibung des tapfern Ingenuus, den die Legionen in Mösien zum Kaiser ausgerufen, an den Nachfolger desselben schreibt: Piso. Gallien's Grausamkeit.

„Es ist nicht genug, daß du diejenigen tödtest, welche die Waffen gegen mich getragen. Das ganze männliche Geschlecht, selbst Kinder und Greise nicht ausgenommen, muß vertilgt werden, vorausgesetzt, daß dabei unser Ruf unbefleckt bleibt. Du mußt Jeden tödten, der von uns, dem Sohne des Valerian, dem Vater und Bruder so vieler Fürsten, Uebles gesprochen hat. Man hat den Ingenuus zum Kaiser ausgerufen, das ist genug. Laß martern, tödten und in Stücke hauen. Du kennst nun meine Gesinnung. Die Rachsucht dessen, der dies eigenhändig geschrieben, müsse dein Herz beseelen."

Manche der sogenannten Tyrannen nahmen die Kaiserwürde nur aus Furcht vor den Soldaten an, da die Weigerung den unmittelbaren Tod zur Folge gehabt hätte. Als Saturninus einem solchen Zwange der Legionen im Pontus nothgedrungen nachgab, sagte er: „Ihr habt einen guten Feldherrn verloren und einen schlechten Kaiser geschaffen."

So lange die Aufstände in der Ferne blieben, tröstete sich Gallienus leicht über die Verluste: sein Ehrgefühl war nicht so rege, daß die Trauerbotschaft den ruhigen Lauf seiner Vergnügungen lange zu unterbrechen vermocht hätten. Als aber Aureolus, den die Legionen der mittleren Donau zum Kaiser ausriefen, die Alpen überstieg, Mailand eroberte und den Aufruhr in das Herz Italiens trug, da ermannte sich der Wollüstling zu einem kühnen Aufschwung. Gallienus' u. Aureolus Ausgang. 268.

Er entwand sich der Ueppigkeit seines Palastes und an der Spitze der Legionen dem Feinde entgegen ziehend entfaltete er als Feldherr eine Energie und Umsicht, die einem im Kriege ergrauten Heerführer Ehre gemacht hätte. Aureolus wurde an der Addabrücke, die noch jetzt den Namen „Pontirollo" (pons Aureoli) trägt, aufs Haupt geschlagen und suchte verwundet Schutz in Mailand. Auch bei der Belagerung dieser Stadt entwickelte Gallienus dieselbe umsichtige Thatkraft, so daß sein rhätischer Widersacher täglich der Einnahme der Stadt entgegensah. Da gelang es demselben durch eine schlaue List in mehreren angesehenen Hauptleuten den Argwohn zu erwecken, als trachte Gallienus ihnen nach dem Leben, und dadurch eine Verschwörung im Lager zu erzeugen. Als der Kaiser an seiner in die Nacht verlängerten Tafel schwelgte, wurde er durch die falsche Nachricht erschreckt, Aureolus habe einen Ausfall gewagt. Rasch schwang er sich ohne Rüstung zu Pferde und ritt in das Getümmel hin-
20. März 268. aus. Da flog ein Pfeil von unbekannter Hand in seine Brust und machte seinem Leben ein Ende. Vor seinem Verscheiden empfahl er den Claudius, jenen tapfern Kriegsmann, der sich schon zur Zeit des Decius im Kampfe gegen die Barbaren hervorgethan und trotz seiner geringen Herkunft aus dem illyrischen Provinzland, von Valerian zu den höchsten Würden erhoben worden war, zu seinem Nachfolger. Claudius, der mit einer Heerabtheilung bei Pavia stand, wurde eilig herbeigerufen und empfing den Purpur aus den Händen der Verschwornen, doch ohne an ihrer blutigen That Theil gehabt zu haben. Ein Geschenk von zwölf Goldstücken für jeden Soldaten brachte sofort auch die Truppen zur Anerkennung. Aureolus hatte von seiner List keinen Gewinn. Von Claudius aufs Aeußerste bedrängt, ergab er sich auf Gnade und Ungnade. Das Heer verlangte seinen Tod und der neue Kaiser willigte nach einigem Bedenken in die Hinrichtung. Der Senat begrüßte mit Jubel den Thronwechsel und nahm zur Vergeltung der Verachtung, womit ihn Gallienus behandelt, Rache an dessen Verwandten und Dienern. Ihre Leichen wurden auf die Seufzertreppen geworfen. Aber Claudius setzte bei seinem Einzug der Verfolgung ein Ziel und beurkundete seinen milden und gerechten Sinn durch Ertheilung einer Amnestie. Es war hohe Zeit die klaffende Wunde des Reiches zu schließen und wieder Vertrauen und Lebensmuth in der Menschheit zu wecken.

4. Die Kaiser aus den Donauländern.

Claudius Gothicus 268–270. u. c. 1021 –1023. Claudius, ein streitbarer Kriegsmann von fester Entschlossenheit und einfachen Sitten, wäre der Mann gewesen, dem römischen Reiche neue Kraft zu geben, wäre sein Leben nicht mit zwei Kriegsjahren zu Ende gegangen. Die Gothen hatten sich an der Mündung des Dniester zu einer neuen Heerfahrt eingeschifft. Die Zahl ihrer Fahrzeuge wird auf 2000, die streitbare Mannschaft

auf 320,000 Kriegsleute angegeben. Sie suchten wie früher die Küstenstädte der östlichen Meere mit räuberischen Einfällen heim, schweiften vom Athos bis zu den Inseln Kreta und Cypern und landeten endlich, da ein Theil der Schiffe von Stürmen verschlagen oder an Klippen zerschellt war, bei Thessalonich, um sich an dem Raube dieser reichen Griechenstadt zu erholen. Da rückte Claudius, nachdem er die Legionen an Roms alte Waffenehre und an den Uebermuth der Barbaren ermahnt und die Nothwendigkeit strenger Ordnung und Mannszucht eingeschärft, mit Heeresmacht wider den übermächtigen Feind. Tr. Pollio hat einen Brief aufbewahrt, worin der heldenmüthige Kaiser dem Senat die traurige Lage des Heeres schildert, zugleich aber auch seinen festen Entschluß eines rühmlichen Kampfes kund gibt:

„Wisset, daß 320,000 Barbaren das römische Gebiet mit den Waffen in der Hand angefallen haben. Sollte ich sie besiegen, so wird euer Dank meine Dienste belohnen; sollte dies nicht geschehen, so bedenkt, daß ich des Gallienus Nachfolger bin. Der ganze Staat ist entkräftet und erschöpft. Nach Valerian, nach einem Postumius, Ingenuus, Regillian, Lollian, Celsus und vielen andern, welche die gerechte Verachtung gegen Gallienus zum Aufruhr getrieben, sollen wir fechten. Es fehlt uns an Schilden, Schwertern und Wurfspießen; des Reiches Stärke, Gallien und Spanien, hat Tetricus an sich gerissen und wir erröthen zu gestehen, daß alle Bogenschützen unter Zenobia's Fahnen streiten. Was wir auch ausrichten werden, wird immerhin groß genug sein."

Die Gothenschlacht bei Naissus. 269.

An der Morava, einem Nebenflusse der Donau, trafen die feindlichen Heerkräfte auf einander und es ereignete sich in der Nähe von Naissus im Lande der Dardaner eine furchtbare Schlacht, in welcher die Kriegskunst der Legionen unter der geschickten Leitung des erfahrenen Claudius nach ungünstigen Anfängen zuletzt den Sieg davon trug über die ungestüme Kraft der Barbaren. 50,000 Feinde sollen auf dem Schlachtfelde geblieben sein. Die Uebrigen retteten sich in einzelnen Abtheilungen, und so zahlreich waren noch immer die Heerhaufen, daß der Kampf sich tief in den Winter hineinzog und die Provinzen Mösien, Thracien und Macedonien mit Gefechten, Ueberfällen, Märschen und Kriegsoperationen aller Art erfüllt waren. Aber endlich in die Gebirge und Schluchten des Hämus gedrängt und von allen Seiten abgeschlossen, erlagen sie großentheils der Winterkälte, dem Hunger, der Pest und dem Schwert der Römer. Im nächsten Frühling erschienen nur noch einige zersprengte Haufen unter den Waffen. Die ungeheueren Heeresmassen, die im vorhergehenden Jahr mit so stolzen Siegeshoffnungen aus der Mündung des Dniester abgefahren waren, ruhten unter der Scholle oder dienten im Sclavenjoch oder in den feindlichen Heeren, wo sie Aufnahme gesucht und gefunden. „Mit ihren Schildern sind die Flüsse, mit ihren Schwertern und Lanzen die Ufer bedeckt," schrieb der Kaiser an den Befehlshaber Illyriens, „mit ihren Gebeinen sind die Felder besäet, mit ihren Leichen die Heerstraßen bedeckt, ihre ungeheuere Wagenburg steht verlassen." Unermeßlich war die Beute der Römer; die Zahl der weiblichen Gefangenen soll so groß gewesen sein, daß jeder

Soldat zwei oder drei Frauen zu seinem Antheil erhielt. Wie es scheint hatten die Gothen die Absicht gehabt, sich in den südlichen Donauländern dauernde Niederlassungen zu erkämpfen und darum ihre Familien und ihre Habe in einem langen Wagenzug mit sich geführt. Aber die Pest, die den feindlichen
270. Truppen so verderblich gewesen war, stürzte auch den Kaiser ins Grab. Er starb zu Sirmium, allgemein betrauert wegen seiner Tapferkeit, Gerechtigkeit und Leutseligkeit und die Geschichte ehrte sein Andenken durch den Beinamen des „Gothischen."

Von seinem Bruder Crispus stammte der spätere Kaiser Constantin, daher die höfischen Schriftsteller der folgenden Periode mit besonderem Eifer des Claudius Tugenden priesen. Schon Pollio's Biographie des „vergötterten Claudius" gleicht mehr einem Panegyricus als einer Geschichte.

Aurelian 270—275. u. c. 1023—1028.

Vor seinem Tode hatte Claudius, mehr die Wohlfahrt des Staats als die Erhöhung seiner Familie berücksichtigend, seiner Umgebung den tapfern Feldherrn Aurelian als den würdigsten des Thrones empfohlen. Das Heer ehrte das Wort des sterbenden Kaisers und schmückte den rühmlich bekannten Kriegsmann, den Sohn eines Pächters aus der Gegend von Sirmium, der sich durch seine Tugenden und Verdienste vom gemeinen Soldaten emporgearbeitet und im Gothenkrieg als Reiterführer die wichtigsten Dienste geleistet hatte, mit dem Purpur. Des Claudius Bruder Quintilius, der in Aquileja sich zum Kaiser ausrufen ließ, verzweifelte bald an dem Erfolge seines ehrgeizigen Strebens und gab sich den Tod mit eigener Hand. Nur siebenzehn Tage konnte sich sein Herz an dem kaiserlichen Namen, den der Senat bereits anerkannt hatte, weiden.

Aurelians Charakter u. Eigenschaften.

Aurelianus war eine echte Soldatennatur. Unbekümmert um Geld und Gut hatte er in ehrenvoller Armuth gelebt, bis ihn der reiche Senator Ulpius Crinitus, der sein Geschlecht von Trajan herleitete, auf Valerians Empfehlung an Kindesstatt annahm und ihm seine Tochter vermählte. Daß das Heer sich einen Oberherrn setzte, der wegen seiner strengen Kriegszucht allgemein bekannt und gefürchtet war, dem die Soldaten den Beinamen „die Hand am Schwert" (manus ad ferrum) gegeben hatten und von dem ein altes Soldatenlied rühmte, daß er mehr Blut vergossen habe, als irgend Jemand Wein im Keller besitze, ist ein rühmliches Zeugniß, wie sehr die Disciplin unter Claudius sich gebessert haben mußte. Und diesen Geist der Ordnung, der Kriegszucht, des Gehorsams zu erhalten und allgemein zu machen, war das eifrigste Bemühen Aurelians. Die von seinem Biographen Fl. Vopiscus in der „Kaisergeschichte" aufbewahrte Instruction, wie sich der Soldat im Lager, im Feld und im Quartier zu betragen und zu halten habe, gibt den besten Beweis, wie Aurelian sein Heerführeramt verwaltete, und er besaß Kraft und Autorität genug, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Wenn die Legionen den großen und starken Imperator, in dessen majestätischer Gestalt und Haltung Niemand den panno-

nischen Bauernsohn erkannte, in ihrer Mitte sahen, da mochte ein Gefühl von altrömischer Kriegstugend durch ihre Brust ziehen.

Aurelians Regierung dauerte nicht ganz fünf Jahre, aber jeder Moment dieses kurzen Zeitraums war durch Großthaten ausgefüllt. Seine erste Sorge galt der Beruhigung der Donaugrenze. Der Thronwechsel scheint die Gothen wieder mit neuem Muth erfüllt zu haben: frische Schaaren brachen ein, verstärkt durch Vandalen: es ereignete sich abermals eine Schlacht, die vor der Entscheidung durch die Nacht unterbrochen ward. Bald erkannten beide Theile die Nothwendigkeit eines Friedens. Aurelian gab den Germanen die jenseitige Provinz Dacien, die Eroberung Trajans, preis und verpflanzte die römischen Einwohner auf das rechte Ufer. Doch blieben noch viele zurück, die Auswanderung mehr fürchtend als die gothische Herrschaft. Sie unterrichteten die germanischen Ansiedler im Feldbau, in den Gewerben, in den Künsten und Annehmlichkeiten eines civilisirten Lebens, hielten den Verkehr mit ihren Stammesgenossen im Süden aufrecht, befestigten den Friedensbund, den Aurelian mit den Gothen aufrichtete. Gegen hundert Jahre wurden die Verträge gewissenhaft beobachtet. Zweitausend Gothen verpflichteten sich als Reiter in den römischen Heeren zu dienen; diese, so wie die Söhne und Töchter angesehener Häuptlinge, die als Geißeln nach Rom geführt eine edle Erziehung empfingen und durch Verheirathung in die römischen Familien eintraten, nährten und stärkten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Die römischen Händler, die nun an der Donau einen lebhaften Markt unterhielten, wußten diesem Verhältnisse bald eine vortheilhafte Seite abzugewinnen.

Beendigt den Gothenkrieg. 270.

Kaum war die Grenze Illyriens beruhigt und sicher gestellt, als nähere Gefahren den Kaiser nach andern Gegenden riefen. Die Allemannen trugen seit ihrem ersten Einfall in Oberitalien zur Zeit des weichlichen Gallienus ein heißes Verlangen nach den Reizen des reichen, fruchtbaren Landes in ihrer Seele, das sie durch neue Kriegszüge zu stillen suchten. Der siegreiche Kampf, den Claudius am Gardasee wider sie bestanden, hatte sie zum Rückzug genöthigt, aber schon nach zwei Jahren litten die Städte und Fluren von Neuem unter ihren wilden Kriegshaufen. 40,000 Reiter und die doppelte Zahl an Fußvolk durchstreiften die Ebene zwischen Po und Alpen. Auf die Kunde eilte Aurelian mit den Behendesten seiner Truppen an die mittlere Donau und brachte die von dem Raubzug heimkehrenden Germanen durch geschickte strategische Anordnungen in eine so schlimme Lage, daß sie um Frieden baten und um den Preis eines ungehinderten Abzugs und einer beträchtlichen Geldsumme ein Bündniß anboten. Der Kaiser empfing die Boten in einer glänzenden Versammlung mit der ganzen Würde und Majestät seiner imponirenden Persönlichkeit und umgeben von seinen Legionen; mit Entrüstung vernahm er ihre Anträge und entließ sie mit den drohenden Worten, entweder sich unbedingt seiner Gnade zu unterwerfen oder der ganzen Strenge seiner Rache gewärtig

Der Allemannenkrieg. 270. 271.

268.

zu sein. Aber ehe noch die Allemannen durch ein Uebereinkommen gebunden oder durch eine Schlacht zur Unterwerfung gebracht waren, wurde der Kaiser durch andere Geschäfte abgerufen; seine Unterfeldherren scheinen weder Energie noch Vorsicht genug besessen zu haben, die Feinde in ihrer abgeschlossenen Lage fest zu halten und durch Hunger oder Eisen aufzureiben. So gelang es den Allemannen die schwächeren Posten in ihrem Rücken zu durchbrechen und in Eilmärschen abermals die Poebene zu erreichen. Von Neuem wurden die Ortschaften ausgeplündert, die Fluren unter den Hufen der Pferde zertreten; von Mailand bis Verona erstreckte sich die Verwüstung. Bestürzt eilte Aurelian mit den Prätorianern und mit allen Legionen und Hülfstruppen, die er aufbringen konnte, dem Feinde entgegen. Aber bei Placentia durch einen aus dem Walde hervorbrechenden Hinterhalt überfallen, erlitt das Heer eine schwere Niederlage, so daß die Barbaren den weichenden Römern auf der ämilischen Straße bis nach Etrurien und Umbrien auf dem Fuße folgten, in der Absicht, der Hauptstadt der Welt einen unwillkommenen Besuch abzustatten. Angstvoll riefen die Römer durch Opfer und Gebete die Hülfe der Götter an und suchten den Zorn der Himmlischen zu sühnen durch feierliche Umzüge, Reinigungen und Ceremonien. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, daß barbarische Heerhaufen ihre Rosse in der Tiber tränken sollten. Bei Fanum Fortunä, unweit des Metaurus, wo einst Hasdrubal sein schreckliches Ende gefunden (III. S. 469) wurden die Allemannen von dem kriegskundigen Aurelian besiegt und zur Rückkehr gezwungen; eine zweite Niederlage bei Pavia war von vernichtender Wirkung, so daß seitdem Italien von ihren Einfällen befreit war.

Bau der Stadtmauer. 271. 272. So wurde für den Augenblick die Gefahr glücklich von der Hauptstadt abgewendet. Aber der Glaube der Väter, daß Rom keiner Schutzmauern gegen auswärtige Feinde bedürfe, war verschwunden; und der vorsichtige Kaiser hielt es für kein überflüssiges Werk, die Weltstadt, deren alte Einfriedigung längst durch die angebauten Vorstädte durchbrochen und zwecklos geworden war, durch eine feste und hohe Ringmauer gegen künftige Ueberfälle sicher zu stellen. Diese von Aurelian begonnene, von Probus vollendete Stadtmauer, welche auch das Marsfeld und die Region auf der rechten Seite der Tiber umfaßte, nach neueren Messungen etwa 12¼ römische Meilen im Umfang, hat allen folgenden Befestigungswerken als Grundlage und Umkreis gedient.

Gallien unterworfen. Nachdem Aurelian die Nordgrenzen des Reichs gegen die Barbaren sicher gestellt, unternahm er es, die Provinzen im Westen und Osten, die sich noch im Besitze eigener Beherrscher fanden, wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Wir haben gesehen, wie in Gallien auf den strengen Postumius, der in Mainz von seinen eigenen empörten Legionen erschlagen ward, in raschem Wechsel einige Usurpatoren folgten, bis Victoria, deren wollüstiger Sohn zu Köln einer Verschwörung mehrerer in ihrer häuslichen Ehre gekränkter Ehemänner zum Opfer fiel, durch Klugheit und Freigebigkeit sich solches Ansehen erwarb, daß sie als

„Augusta“ Münzen mit ihrem Bilde prägen ließ und daß Marius und nach ihm Tetricus, welche beide auf ihre Veranlassung den Kaisertitel angenommen, von ihr abhängig waren. Als „Mutter der Lager“ waltete sie wie ein übermenschliches Wesen über den Heeren. Nach ihrem Tode herrschte Tetricus, früher Statthalter von Aquitanien, allein über den Westen; aber ohne durchgreifende Energie und kriegerischen Muth war er ein Sclave des zügellosen Heeres, das er fürchtete und das ihn verachtete. Als Aurelian zum Bürgerkrieg rüstete, beschwor er ihn heimlich mit flehenden Worten, ihn aus seiner unerträglichen Lage zu retten, während er aus Furcht vor den Soldaten öffentlich zum Widerstand und Bürgerkrieg sich rüstete. Kaum aber trafen die Heere bei Chalons an der Marne auf einander, so entfloh er mit einigen Getreuen zu Aurelianus. Dennoch kämpften seine Legionen mit verzweifelter Tapferkeit, bis sie fast sämmtlich erlagen, eine Schlacht ohne Ziel und sittliche Motive im verwilderten Soldatenübermuth ausgefochten. In Kurzem gehorchte der ganze Westen wieder den Machtgeboten Roms, nachdem Lyon erobert und für seinen Widerstand gestraft war. Tetricus zierte den Triumphzug des siegreichen Kaisers, wurde aber in der Folge zu Gnaden angenommen und ehrenvoll behandelt.

Aurelians glänzendste That ist die Unterwerfung des palmyrenischen Reiches im Osten, ob vor oder nach der Ueberwindung des Tetricus, ist bei der Dürftigkeit und Unsicherheit der Quellen eine schwer zu lösende Streitfrage. Nach Gibbons Meinung trat Aurelian erst nach dem gallischen Sieg den Feldzug in den Orient an. — Nach Odenaths Tod (S. 479) führte seine Gattin Zenobia, eben so ausgezeichnet durch Geist, männlichen Muth und Bildung wie durch Sittsamkeit und Schönheit, die Herrschaft über das palmyrenische Reich fort; und wenn schon Odenaths Erfolge hauptsächlich ihrem Einfluß zugeschrieben wurden, so gewann das Reich unter ihrer Alleinherrschaft noch bedeutend an äußerem Umfang und innerer Blüthe. Es erstreckte sich von der Südgrenze Palästina's bis nach Mesopotamien; die reizende Handelsstadt Damascus und das Tempelgebiet von Emesa standen unter ihren Befehlen; Kleinasien bis nach der galatischen Hauptstadt Ancyra hatte sich ihrem Scepter unterworfen und in dem zerrütteten Aegypten leisteten die römischen Heere nur noch schwachen Widerstand. Es schien als ob alle Länder und Völker vom Euphrat bis zum Nil und nördlich zum Hellespont unter die Herrschaft der „zweiten Semiramis“ kommen und der Ehrenname „Königin des Morgenlandes“ zur Wahrheit werden sollte. Zenobia leitete ihre Herkunft von Cleopatra ab, aber sie übertraf die ägyptische Königin, wenn auch nicht an Schönheit, so doch an Keuschheit, an weiblicher Tugend und an Herrschergaben. Mit ihrem Gatten hatte sie die kühnen Jagden auf die Thiere der Wüste und die Feldzüge getheilt und dadurch ihren Körper abgehärtet; und wie sehr sie bemüht war, ihren Geist auszubilden, zeigte das Vertrauen und die Gunst, die sie dem Philosophen und Staatsmann Longinus (S. 377) zuwandte, zeigte ihre Liebe

Zenobia in Palmyra.

für griechische Sprache und Weisheit, ihr Eifer für die Geschichte vergangener Zeiten. In ihrem Benehmen bewies sie eine kluge Berechnung der Umstände und ließ sich nie durch Leidenschaft fortreißen: wo es räthlich schien zu verzeihen, konnte sie ihren Zorn bemeistern; war es nothwendig zu strafen, so unterdrückte sie die Stimme des Mitleids; sparsam bis zum Geiz war sie bei passender Gelegenheit freigebig bis zur Verschwendung. Vielleicht war Zenobia die einzige Frau, bemerkt Gibbon, deren überlegener Geist die knechtische Trägheit durchbrochen hat, welche ihrem Geschlechte durch das Klima und die Sitten von Asien auferlegt wird.

Von Zenobia's Aussehen und Lebensweise macht ihr Biograph Treb. Pollio folgende Beschreibung: Sie hatte eine etwas dunkle bräunliche Gesichtsfarbe, ihre schwarzen Augen blitzten von ungemeinem gleichsam göttlichen Feuer, gemildert durch die reizendste Anmuth. Ihre Zähne waren so weiß, daß man sie für Perlen hätte halten können; sie hatte eine helle kräftige Stimme. — An ihrem Hofe herrschte königliche Pracht, meistens nach persischem Ceremoniel; nach diesem nahm sie auch die Ehrenbezeugungen ihrer Unterthanen (Kniebeugungen) entgegen; ihre Tafel dagegen war nach der Sitte der römischen Kaiser eingerichtet, und glänzte von goldenen mit Diamanten besetzten Gefäßen. — In den öffentlichen Versammlungen erschien sie mit dem Helm auf dem Haupte, in einen mit Juwelen verzierten Purpurmantel gehüllt. Meistens war sie zu Pferd in kriegerischer Tracht, oder in einem offenen Wagen, öfters sah man sie auch zu Fuße neben dem Heere drei bis vier Meilen weit hergehen. Mäßig und enthaltsam in ihrer Lebensweise — ihrem Gemahle gestattete sie nur der Nachfolge wegen Umarmungen — nahm sie doch mitunter an den Gelagen ihrer Feldherren und anderer angesehener Männer Theil. Zu ihrer Bedienung hielt sie bejahrte Verschnittene, selten Mädchen. Ihre Söhne mußten lateinisch reden; sie selbst sprach es nur mangelhaft, dagegen ägyptisch, syrisch und griechisch. In der Geschichte des Orients war sie so bewandert, daß sie davon einen Auszug gemacht haben soll; die römische Geschichte las sie in griechischen Werken.

Niederlage der Palmyrener. Das Waffenglück, das die bisherigen Unternehmungen Aurelians begleitet hatte, verließ ihn auch nicht auf dem asiatischen Feldzug. Ancyra öffnete ihm die Thore, Tyana fiel durch Verrath in seine Hände und dankte die Rettung dem Andenken des Apollonius; die Einwohner von Antiochia kehrten aus der Flucht zurück, als der Kaiser ihnen Verzeihung versprach. Nicht weit von dieser Stadt ereignete sich die erste und bei Emesa die zweite Schlacht, wodurch das Schicksal des Orients entschieden ward. Das palmyrenische Fußvolk, in der Mehrzahl aus leichtbewaffneten Bogenschützen bestehend, vermochte den Anprall der alten Legionen, die einst wider die Gothen und Allemannen gestritten, nicht zu ertragen; dagegen leistete die nach Art der Parther von Fuß zum Kopf in Stahl gehüllte schwere Reiterei hartnäckigen Widerstand; erst als eine wirkliche oder verstellte Flucht der Römer sie zur Verfolgung antrieb, wodurch ihre Reihen sich lösten, wurden auch sie im Handgemenge überwunden. Zenobia, die in beiden Treffen zugegen war, aber den Oberbefehl ihrem Feldherrn Zabdas übertragen hatte, sprengte vom Schlachtfelde nach ihrer Hauptstadt

Palmyra, um hinter den festen Mauern ihr Reich und ihre Ehre zu vertheidigen.

Aurelian folgte ihr auf dem Fuße nach. Von Emesa zog er durch die Sandwüste nach der fruchtbaren Palmenoase, vielfach belästigt durch die arabischen Reiterschwärme im Rücken und auf der Seite. Aurelian selbst rühmt in einem Schreiben an den Senat die trefflichen Vertheidigungsanstalten, womit die Königin Mauern und Stadt zu schirmen gesucht. Die Erwägung der großen Schwierigkeiten einer längeren Belagerung bestimmten den Kaiser, eine ehrenvolle Capitulation anzubieten: einen anständigen Ruhesitz für die Königin und Erhaltung der alten Rechte für die Stadt. Der Vorschlag wurde mit Verachtung abgewiesen. Zenobia rechnete auf den Mangel an Zufuhr bei dem römischen Heer und auf die Hülfe der Perser. Aber die Schutzgötter Roms, auf die Aurelian sein Vertrauen setzte, wie er in dem erwähnten Schreiben versichert, begünstigten den Kaiser. Der kurz zuvor erfolgte Tod Sapors lähmte die Thatkraft im Sassanidenreiche und durch die geschickten Anordnungen Aurelians langte reichliche Zufuhr aus Syrien an; und als noch das Belagerungsheer durch neue Truppen, mit denen der Feldherr Probus Aegypten zur Unterwerfung gebracht, verstärkt wurde, da entsank der Königin der Muth. Sie beschloß zu fliehen. Sie bestieg das schnellste ihrer Dromedare und eilte dem Euphrat zu. Schon hatte sie das Ufer erreicht, als sie von Aurelians leichten Reitern eingeholt und als Gefangene zu den Füßen des Kaisers gebracht wurde. Nun gab auch die Stadt den Widerstand auf. Die Bürgerschaft öffnete die Thore, durch welche Aurelian als schonender Sieger einzog. Die Waffen, Pferde, Kamele und die reichen Güter und Schätze, Gold und Edelsteine, Seidenstoffe und Purpurgewänder mußten freilich abgeliefert werden, dagegen wurden die Einwohner mit Milde behandelt. Nach kurzem Aufenthalt begab sich der Kaiser wieder nach Emesa, begleitet von Zenobia und ihren wichtigsten Rathgebern und Beamten, eine Besatzung von 600 Bogenschützen in der eroberten Stadt zurücklassend. In Emesa wurde Gericht gehalten über die hohen Gefangenen. Zenobia hatte bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Aurelian sich würdig und standhaft gezeigt. Auf seine Frage: „wie sie es habe wagen können, gegen die Kaiser von Rom sich aufzulehnen", hatte sie die kluge und feine Antwort gegeben: „weil ich einen Aureolus und Gallienus nicht als Kaiser angesehen habe; nur in Dir, meinem Ueberwinder, verehre ich meinen Herrn und Gebieter." Aber diese Standhaftigkeit verließ sie in der Stunde der Gefahr. Als die Legionen mit Ungestüm ihren Tod verlangten, entsank ihr der Muth; sie erkaufte ihr Leben mit dem Opfer ihrer Ehre. Sie schob die Schuld ihres hartnäckigen Widerstandes auf ihre Räthe, insbesondere auf Longin, der den höhnenden Absagebrief verfaßt habe, und gab dadurch ihre getreuen Diener der Rache eines erzürnten Machthabers preis. Longinus starb mit der Standhaftigkeit und Seelenruhe eines Weisen. Nach diesem Strafgerichte trat Aurelian

Palmyra belagert.

Zenobia's Flucht und Gefangenschaft.

Empörung und Fall von Palmyra. den Rückzug an. Kaum hatte er aber den Hellespont überschritten, so ereilte ihn die Botschaft, die Palmyrener hätten sich abermals empört und den römischen Statthalter sammt der Besatzung erschlagen. Da kehrte er sogleich wieder um, entschlossen, die treulose Stadt seinen ganzen Grimm fühlen zu lassen. Und wie sehr der strenge Gebieter sein Vorhaben ausführte, als Palmyra zum zweitenmal in seine Hände fiel, davon geben noch jetzt die Ruinen der Oasenstadt Zeugniß. Das Schwert der Rache traf nicht nur die wehrhafte Bevölkerung, welche die Waffen wider Rom erhoben; auch Greise und Kinder, Frauen und friedliche Bauern wurden ermordet, die Häuser und Tempel zerstört; alles Werthvolle geraubt und weggeführt. Zwar bereute der gestrenge Herrscher, als sein Blut ruhiger geworden, die furchtbaren Wirkungen seines Zorns und gab Befehl, den Prachttempel des Sonnengottes wiederherzustellen und die Palmyrener, so viele dem Verderben entgangen, in dem Wiederaufbau ihrer Häuser zu unterstützen. Aber die Palmenstadt, der stolze Herrschersitz der Königin des Morgenlandes, der glänzende Mittelpunkt der Bildung, des Handels, des Reichthums erhob sich nie wieder aus ihrem Verfall. Die dürftigen Häuser, welche die aus der Zerstreuung heimkehrenden Bürger wieder errichteten, schwanden im Laufe der Jahre und unter der Hand neuer Zerstörer zu einem elenden Dorfe zusammen. Die gegenwärtigen Bewohner, bemerkt Gibbon, etwa dreißig bis vierzig Familien, haben ihre Lehmhütten innerhalb des geräumigen Hofes eines prachtvollen Tempels erbaut. Aber noch jetzt fesseln die Ruinen von Palmyra die Phantasie der Reisenden und geben Zeugniß von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit der Weltstadt inmitten der quell- und baumlosen Sandsteppe, wo seit den Tagen der Vorzeit die Söhne der Wüste ihre Zelte schlagen und ihre Kamele weiden oder auf flüchtigem Roß Jagd machen bald auf den Stammfeind, bald auf den wandernden Handelsmann.

Aegypten unterworfen. Triumph des Kaisers. 274. Nachdem Aurelian noch den reichen Kaufmann Firmus, den ägyptischen Freund und Bundesgenossen Odenaths und Zenobias, der an der Spitze empörter Saracenen und Bauern in Alexandrien eingedrungen war, den kaiserlichen Purpur angenommen und in eigenem Namen Verordnungen erließ und Münzen schlug, überwunden und mit dem Kreuzestode bestraft hatte, kehrte er nach Rom zurück, um seine glänzenden Thaten mit einem glänzenden Triumph zu feiern.

Vopiscus gibt eine ausführliche Beschreibung des langen Zuges, den zwanzig Elephanten und eine große Menge Panther, Löwen, Leoparden, Giraffen und andere Thiere der Wüste eröffneten; hinter ihnen schritten achthundert Paar Gladiatoren einher, bestimmt für die Volksbelustigung in den Amphitheatern, dann folgten Gefangene aller Völker in ihrer nationalen Tracht und Bewaffnung, die Hände auf den Rücken gebunden, darunter zehn Frauen als Amazonen gekleidet. Vorausgetragene Tafeln bezeichneten Namen und Wohnorte. Aber die Blicke des Volkes ruhten besonders auf den erlauchten Gefangenen, die die Mitte des Zuges bildeten, auf Tetricus und seinem Sohne, nach gallischer Sitte in scharlachrothe Kriegsmäntel und safrangelbe Beinkleider

gehüllt, und auf Zenobia, der Königin des Orients, die an Händen und Füßen goldene Fesseln trug und mit so vielen Edelsteinen beladen war, daß das Gewicht sie im Gehen beschwerte; ein persischer Sclave führte sie an einer um den Hals geschlungenen goldenen Kette. Sie schritt vor dem herrlichen Staatswagen einher, auf dem sie einst gehofft hatte als Herrscherin einzuziehen; hinter diesem folgten zwei andere Prachtwagen mit Gold und Edelgestein geziert, der eine früher Eigenthum Odenaths, der andere ein Geschenk des Perserkönigs. Der Triumphwagen, auf dem Aurelian selbst fuhr, gehörte früher dem Gothenkönig und wurde von vier Hirschen gezogen. Viele Gesandten in fremdartiger Tracht und kostbare Geschenke und Beutestücke verherrlichten das Ganze. Den Schluß bildeten auserlesene Mitglieder des Senates, des Volks und des Heeres. Aber die ersteren murrten, daß Tetricus, der ihrer Versammlung angehörte, der öffentlichen Schmach ausgesetzt worden.

Im Uebrigen war das Loos der gedemüthigten Usurpatoren kein hartes. Tetricus erhielt Rang und Vermögen zurück und wurde einige Zeit nachher mit der Statthalterschaft von Lucanien betraut, und Vater und Sohn hatten sich des Vertrauens und der Gnade des Kaisers zu erfreuen, und Zenobia beschloß ihr Leben als eine römische Matrone auf einem schönen Landsitz bei Tibur und ihre Töchter vermählten sich in edle Familien. Noch in den Tagen des Treb. Pollio und Hieronymus war ihre Nachkommenschaft nicht erloschen und ein vornehmes Geschlecht führte noch ihren unsterblichen Namen als rühmliches Erbtheil. *Tetricus u. Zenobia's Ausgang.*

Nachdem Aurelian das Volk durch kostbare Spiele, die Soldaten durch freigebige Geschenke belohnt, trug er den Göttern durch Ausschmückung ihrer Tempel und Heiligthümer seinen Dank ab für die hohe Gnade, die sie ihm erwiesen. Vor allen war es der Sonnengott, an den er sich von Jugend auf durch mystische Bande gefesselt fühlte: seine Mutter war Priesterin in einem kleinen Heiligthume des Lichtgottes gewesen und seiner väterlichen Führung schrieb er alle Erfolge seines Lebens zu: in der Schlacht bei Emesa sollte er den Sieg durch eine göttliche Erscheinung gewonnen haben. Darum ließ er nicht nur den Sonnentempel in Palmyra wieder herstellen, er widmete dem „unüberwindlichen Sonnengott“ auch in Rom auf dem quirinalischen Hügel einen prachtvollen reichgeschmückten Tempel. Von der Zeit an galt Sol invictus als der höchste der Götter im heidnischen Pantheon; sein Cultus war die eigentliche Kaiserreligion von Aurelian bis Julian. In ihm vereinigte sich der ganze Himmelsglanz, den das Morgenland dieser Gottheit beilegte. *Der kaiserliche Sonnendienst.*

Aurelian hatte mit eiserner Hand die Feinde niedergeworfen und die Einheit des Reiches hergestellt. Aber mit der Zerrüttung nach Außen hatte der innere Verfall der Sittlichkeit und des Rechtsgefühles gleichen Schritt gehalten. Als er nun auch an diese Uebel die bessernde Hand legte, stieß er auf heftigen Widerstand. Empört über den Undank und die Verkennung seiner edlen Absichten ließ er seiner zum Zorn und zur Strenge geneigten Natur vollen Lauf und verbitterte sich dadurch den Abend seines Lebens. Eine arge Münzverfälschung, wodurch der öffentliche Verkehr große Störung erlitt, sollte mit unerbittlicher Härte bestraft und durch Beseitigung des geringhaltigen Geldes Gesetz und Vertrauen wieder hergestellt werden. Darüber brach ein Aufstand aus, über deren inneren Pragmatismus und Verlauf wir höchst unvollkommen unterrichtet sind. Man focht in den Straßen der Stadt mit solcher Erbitterung, daß nach des Kaisers eigener Meldung, in einem Briefe an seinen Vater Ulpius, 7000 *Aurelians Härte.*

Legionssoldaten bei der Unterdrückung des Aufruhrs ihr Leben verloren. Die bittere Erfahrung machte ihn hart gegen die höheren Stände, die dem Bauernsohn auf dem Thron der Cäsaren von jeher weniger Ergebenheit gezeigt hatten als Heer und Volk. Zahlreiche Hinrichtungen erfüllten den Senatoren- und Ritterstand mit Schrecken und Grimm. Selbst Glieder der kaiserlichen Familie wurden als Schuldige mit dem Tode gestraft. Die Hand der Henker ermattete, heißt es in einem Gedichte der Zeit, die Kerker waren angefüllt und der unglückliche Senat beweinte den Tod oder die Abwesenheit seiner erlauchtesten Glieder. Rom seufzte unter einem eisernen Despotismus.

Sein Ausgang. 275. Die Furcht vor der Strenge des Kaisers, der das Schwert für den wirksamsten Herrscherstab achtete, verkürzte die Tage seines Lebens. Bald nach seinem Triumph unternahm er abermals einen Feldzug, um die in Valerian geschändete Ehre an den Persern zu rächen. Aber er sollte die Meerenge, welche Europa von Asien trennt, nicht mehr überschreiten. Er hatte seinen Geheimschreiber Mnestheus wegen Erpressung mit schwerer Strafe bedroht. Um sein Leben zu retten, brachte dieser eine Verschwörung zu Stande. Die Handschrift seines Gebieters geschickt nachahmend entwarf er eine Liste, worauf er selbst und mehrere angesehene Befehlshaber als dem Tode bestimmt verzeichnet waren. Ohne Ahnung des Betrugs beschlossen diese, durch die Ermordung des Kaisers ihr eigenes Leben zu retten. Da die Verschwornen vermöge ihres Ranges und ihrer Stellung sich arglos seiner Person nähern konnten, so fanden sie leicht Gelegenheit, ihn auf dem Marsche zwischen Byzanz und Heraklea anzufallen. Jan. 275. So starb Aurelian von der Hand des Hauptmannes Mucapor, dem er stets Achtung und Vertrauen bewiesen. Heer und Volk betrauerten aufrichtig den kraftvollen Herrscher; der Senat dagegen freute sich von dem „Zuchtmeister" erlöst zu sein. Der Urheber der Blutthat fand bald den verdienten Lohn. Als der Betrug entdeckt wurde, warfen ihn die ergrimmten Legionen an einen Pfahl gebunden den wilden Thieren vor. Dem Kaiser aber errichteten sie ein glänzendes Grabmal und ersuchten dann in einem Schreiben den Senat, einen neuen Herrscher einzusetzen, da keiner der Führer, die ihre Hand mit dem Blute Aurelians befleckt hätten, seine Stelle einnehmen solle.

Ein Interregnum. Die Väter der Stadt waren erstaunt über die ehrerbietige und pflichtgetreue Haltung der bewaffneten Macht. Sie häuften die größten Ehren auf das Andenken eines Kaisers, der es verstanden hatte, in dem Heere einen solchen Geist der Zucht und des Gehorsams zu wecken. Doch wagten sie nicht, aus Furcht eines Umschlags der Gesinnung, der Aufforderung des Heeres nachzukommen. Sie übertrugen die Besetzung des Thrones dem Willen der Legionen. Diese aber beharrten bei ihrem ersten Beschluß, und so erblickte die römische Welt das eigenthümliche Schauspiel eines Wettstreites der Entsagung bei Ausübung der höchsten Gewalt. Dreimal wiederholten Senat und Heer die Zuweisung und Ablehnung, so daß acht Monate vergingen, ehe das Reich ein neues Oberhaupt

erhielt. Mittlerweile führten Statthalter, Beamte und Richter ihre Geschäfte in der herkömmlichen Weise fort. Aurelians strenge Disciplin übte ihre Wirkungen noch nach seinem Tode.

Endlich wählte der Senat, in Erwägung welche Gefahren dem römischen Reiche bei längerer Dauer des Interregnums von äußern Feinden drohen könnten, den ersten der Rathsherren, Cl. Tacitus, einen Nachkommen des großen Historikers aus Interamna zum Oberhaupt*). Tacitus, ein ehrwürdiger Greis von 75 Jahren, trug Bedenken sein behagliches, mit Reichthümern und Ehrenstellen geschmücktes Leben den mit dieser gefahrvollen Würde verbundenen Stürmen und Wechselfällen auszusetzen. Aber seine Weigerung wurde durch die dringenden Bitten und Zurufe seiner Standesgenossen überwunden. Er nahm den Purpur und wurde von Volk und Heer als Kaiser begrüßt. Frohlockend verkündeten die Väter den vornehmsten Städten des Reichs in Rundschreiben die Thronbesteigung eines Fürsten, der dem Senat die höchste Würde und Gewalt in der Verwaltung, in der Gesetzgebung und im Gerichtswesen einräume. Es war der letzte Schimmer eines erbleichenden Lichtes vor dem gänzlichen Erlöschen. Tacitus. 275—276. u. c. 1028—1029.

Die Regierung des rechtschaffenen und tugendhaften Tacitus dauerte nicht so lange als das vorausgegangene Interregnum. Wiewohl er die Alanen, ein scythisches pfeilfrohes Volk in dem Steppenlande an der Mäotischen See, welches verbunden mit Gothen einen verheerenden Streifzug gegen die blühenden Landschaften und Städte Kleinasiens unternommen hatte, theils durch Vertrag, theils durch das Schwert zum Abzug brachte und trotz seines vorgerückten Alters die Pflichten eines Feldherrn treu und gewissenhaft erfüllte, so vermochte er doch nicht die Zügellosigkeit des Heeres, die bald wieder in ihrer früheren Wildheit ausbrach, zu bändigen. Sein milder liebenswürdiger Charakter steigerte nur ihre Frechheit. Er starb zu Tyana in Kappadocien, ob an einer durch die kummervollen Erfahrungen herbeigeführten Krankheit oder durch die Hand der Soldaten, ist ungewiß. Sein Bruder Florianus, der ohne den Willen des Senates einzuholen, hastig in das Erbe eintrat, büßte die kurze Ehre des Kaisernamens nach drei Monaten mit dem Tode. Die Nachkommen der Brüder lebten in der Dunkelheit des Privatstandes und der Armuth; für den Verlust des großen Vermögens, das Tacitus dem öffentlichen Dienste überwiesen, blieb ihnen kein anderer Trost als die Erinnerung an die vergangene Ehre ihres Hauses und die stolze Hoffnung einer künftigen Größe, die nie in Erfüllung ging. Sein Ausgang. 276.

*) Vopiscus sagt, der Kaiser Tacitus habe in allen Bibliotheken ein Exemplar der Geschichtswerke seines Ahnherrn aufstellen lassen und den Befehl gegeben, jährlich auf öffentliche Kosten zehn Abschriften davon zu veranstalten, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Und doch ist der werthvollste Theil seiner Schriften nur in einer einzigen spät entdeckten Handschrift auf unsere Zeit gekommen. (S. 340.)

Probus 276—282. u. c. 1029—1035. Die Legionen, die den Florianus erschlugen, erhoben den tapfersten Mann des Heeres, der seit den Tagen Valerians mit Ruhm die Waffen geführt und alle Kriegsehren und Auszeichnungen, selbst Mauer- und Bürgerkronen davon getragen, den Illyrier **Probus**, auf den Thron, und dieser beeilte sich in einem ehrfurchtsvollen Schreiben die Bestätigung des Senats nachzusuchen. Die Väter der Stadt, hocherfreut über die Beweise von Achtung, zögerten nicht, die Wahl des Heeres gut zu heißen und den Erkornen mit allen Würden und Ehrenrechten zu schmücken. Und Probus, eben so klug als tapfer, schmeichelte den Rathsherren mit äußerlichen Beweisen von Huldigung und Ergebenheit, hielt sie aber fern von allen militärischen Stellen.

Charakter. Eigenschaften. Probus war ein Kriegsfürst wie Aurelian und der Gothenüberwinder Claudius, mit denen er die gleiche Heimath hatte. Unter seinen Fahnen machten mehrere der berühmtesten Kaiser der nächsten Zeit ihre Schule und sammelten in seinen Diensten ihre Kriegserfahrung und Waffenkunde. Denn er hielt auf strenge Zucht und gute Ordnung in Heer und Lager, ohne jedoch die Härte und Grausamkeit Aurelians zu theilen. Um die gelockerte Disciplin gleich Anfangs durch eine energische That wieder fest zu begründen, lud er die Theilnehmer an der Ermordung Aurelians und alle, die dem Tacitus nachgestellt hatten, zu einem Gastmahle und ließ sie niederstoßen. Die Lage des Reiches war so gefahrvoll geworden, daß nur das gezückte Schwert in der Hand eines kühnen Kriegsfürsten die Ordnung aufrecht zu erhalten und den äußeren und inneren Feinden zu widerstehen vermochte. War doch die Zügellosigkeit der Legionen und ihrer Heerführer auf einen solchen Grad gestiegen, daß selbst ein so schlagfertiger Regent wie Probus mit Aufständen und Gegenkaisern zu kämpfen hatte. Sein ganzes Leben war daher ein fortgesetzter Feldzug, bald um abtrünnige Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen, bald um die von allen Seiten vordringenden barbarischen Völker von den Grenzen abzuwehren. Vor Siege über die Germanen. 277. Allem nahm Gallien, wo die germanischen Völker verwüstende Einfälle gemacht hatten, seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Er eroberte siebenzig blühende Städte dem Reiche zurück, und während seine Feldherren die **Franken** hinter die sumpfigen Niederungen des Unterrheins drängten, flößte er selbst den **Allemannen** am Oberrhein und den deutschen Völkerschaften der **Burgunder**, **Vandalen** und **Ligier**, die Beute suchend oder von den Allemannen zu Hülfe gerufen von den Ufern der Oder bis an die Seine gedrungen waren, Ehrfurcht vor Roms Waffen ein. Die Ligier, von Probus in einer entscheidenden Feldschlacht überwunden, kehrten nach ihrer schlesischen Heimath zurück; aber ihre kriegerische Kraft war durch die Niederlage, die den Herzog Semno und seinen Sohn in römische Gefangenschaft lieferte und durch die Märsche so gebrochen, daß von dem an ihr Name aus der Geschichte verschwand. Vopiscus erzählt, in den Kämpfen zur Befreiung Galliens seien 400,000 Feinde erschlagen worden und der Kaiser habe, zur Erhöhung seines Ruhmes, für jedes Bar-

barenhaupt ein Goldstück bezahlt. Und um künftigen Einfällen vorzubeugen, setzte Probus zwischen Main und Neckar über den Rhein und nöthigte die durch den Verlust ihrer streitbaren Jugend geschwächten Völkerschaften Westgermaniens nach einem siegreichen Treffen zu Verträgen, worin sie versprachen, die Streifzüge einzustellen, die Beute und Gefangenen zurückzugeben und den römischen Besatzungstruppen in den rheinischen Städten und in dem wieder gewonnenen Zehntland Getreide, Hornvieh und Pferde zu liefern.

„Ganz Germanien," schrieb der Kaiser im Imperatorstil an den Senat, „ist unterworfen. Neun Könige verschiedener Völker lagen flehend zu meinen oder vielmehr zu Euren Füßen. Für Euch pflügen nun alle Barbaren, für Euch säen sie und streiten mit uns gegen die inneren Völker. 400,000 Feinde sind getödtet, 16,000 Bewaffnete haben sie uns überlassen; 70 der edelsten Städte wurden ihren Händen entrissen und fast alle Provinzen Galliens befreit. Gallische Felder werden von den Stieren der Barbaren bearbeitet; auf unsern Triften weiden die erbeuteten Heerden verschiedener Völker; ihre Stutereien versorgen unsere Reiter mit Pferden; mit dem Getreide der Barbaren sind unsere Speicher angefüllt. Nur Grund und Boden haben sie behalten, alles Uebrige ist unser."

Aber trotz dieses ruhmredigen Siegesberichtes hielt es Probus doch für nothwendig, sich auf alle Weise gegen die Barbaren sicher zu stellen: Die in römischen Kriegsdienst aufgenommene Mannschaft wurde in kleinen Haufen von 50 bis 60 Mann unter die Legionen vertheilt; der Beistand, den die Republik von ihnen empfing, sollte gefühlt, nicht gesehen werden; die Gefangenen wurden in entlegenen Provinzen, in Britannien, in Thracien, am schwarzen Meere angesiedelt und der Kaiser war bemüht, sie durch Verleihung von Ländereien, Vieh, Ackergeräth und andere Vortheile in den Dienst der Republik zu ziehen, damit die römischen Kriegsheere aus den kräftigen Söhnen dieser Ansiedler ergänzt und verstärkt werden möchten.

Bei einigen bewährte sich die Absicht des Kaisers vortrefflich: die Vandalen in Britannien und die Bastarner in den Donauländern hielten treu zu Rom: andere dagegen zogen das ungebundene Waffenleben den ruhigen Geschäften des Feldbaues vor und setzten ihre Freibeuterzüge fort. Der Geschichtschreiber Zosimus gedenkt einer in Sage und Dichtung vielgefeierten abenteuerlichen Rückfahrt, welche eine Schaar fränkischer Ansiedler vom fernen Pontus durch den Bosporus und Hellespont über das mittelländische und atlantische Meer bis zu ihren Brüdern an der Mündung des Rheins vollführte, nachdem sie während der Reise die Küsten von Kleinasien, Griechenland und Afrika mit Raubzügen heimgesucht und Syracus erobert hatten.

Die wichtigste Maßregel aber, welche Probus zur Beschützung der Reichsgrenze ausführte war die Erweiterung und Vollendung des großen Grenzwalles, jenes festen, aus Mauern und Graben bestehenden und in angemessenen Zwischenräumen durch Thürme verstärkten Bollwerkes, das etwa sechs Stunden oberhalb Regensburg (Reginum) beginnend nach einem gewundenen Laufe über Berge, Thäler, Flüsse und Moräste am Taunusgebirge endigte und durch Grenzsoldaten beschützt ward, denen der Kaiser Ländereien, Häuser, Fruchtspei- Der deutsche Grenzwall.

cher und eine bürgerliche Ordnung gab. Noch jetzt beweisen die zerstreuten Trümmer, vom Volke als ein Werk dämonischer Mächte („Teufelsmauer") bezeichnet, die Großartigkeit der Anlage, die indessen ebenso wenig dem Einbruch der Feinde zu wehren vermochte, wie der Pictenwall und die chinesische Mauer. Wenige Jahre nach des Kaisers Tod wurde sie von den Allemannen niedergeworfen.

Probus im Orient. 278. 279. Kaum hatte Probus den Westen in leidliche Verfassung gesetzt, so riefen ihn beunruhigende Nachrichten nach dem Orient. Er zog durch Rhätien und Illyrien nach dem Osten, allenthalben bedacht durch gute Einrichtungen und durch Ansiedelung barbarischer Volksstämme die abnehmende Kraft und Bevölkerung des Reiches zu heilen und zu ersetzen. Im Morgenlande war seine Gegenwart nicht weniger wohlthätig als im Abendland. Er überwand die wilden Isaurier, die seit Gallienus in ihrem unzugänglichen Gebirgsland ein unabhängiges Räuberleben führten, und stellte, indem er mehrere ihrer Felsenburgen zerstörte, den mächtigsten Raubfürsten mit dem Tode bestrafte und eine Anzahl seiner Veteranen im Lande zurückließ, auf einige Zeit die Hoheit des Reiches wieder her. Darauf kehrte er seine Waffen gegen Saturninus, dem er den Oberbefehl über den Osten übertragen und, da er ein Mann von Talent und Verdienst war, sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, der aber verführt durch falsche Freunde und durch den Leichtsinn der Alexandriner die Fahne der Empörung aufgepflanzt, und wie er selbst eingestand, eine unsichere und zweifelhafte Ehre mit seinem Lebensglück erkauft hatte, nach einem Throne strebend, der dem Inhaber nach kurzem angstvollen Besitz sicheren Untergang brachte. Saturninus wurde überwunden und in einer abgelegenen Burg getödtet, ein gebildeter Mann, der in Afrika und Rom die Hörsäle der Redner besucht hatte.

Saturnin's Erhebung u. Untergang. 279. 280.

Siege und Triumph. 280. 281. Während Probus selbst noch in Asien verweilte, unterdrückten seine Feldherrn in Oberägypten die letzten Zuckungen der Empörung, unterwarfen das halbwilde Volk der Blemmyer, der nubischen Beduinen, und erleichterten durch Eroberung der wichtigen Städte Koptos und Berenice, den Handelsverkehr mit Arabien und Indien. Diese Erfolge machten auf den Perserkönig solchen Eindruck, daß er durch eine glänzende Gesandtschaft dem Kaiser Geschenke anbieten ließ und um Frieden bat. Jene verschmähte Probus, diesen gewährte er. Nachdem der unermüdliche Imperator auch noch die Aufstände des Bonosus und Proculus in Gallien unterdrückt und durch Strenge gegen die kühnen aber lasterhaften Führer und durch Milde gegen ihre Anhänger die Ruhe in jener Provinz aufs Neue hergestellt, feierte er seine Rückkehr nach Rom mit einem glänzenden Triumphe und erfreute das Volk durch Spiele.

Bei dieser Gelegenheit war es wohl, daß 80 germanische Gefangene, welche als Gladiatoren der römischen Schaulust fröhnen sollten, die Sclavenkerker erbrachen, ihre Wächter erschlugen und die Straßen der Hauptstadt mit Mord und Verwirrung füllten, bis sie der Uebermacht der herbeieilenden Truppen erliegend einen ehrlichen Soldatentod fanden.

Ein Jahr nach diesem Ehrentag neigte sich das Leben des kräftigen Kaisers dem Ende zu. Auch er sollte dem Loose verfallen, das seit einem Jahrhundert fast alle römischen Selbstherrscher, würdige wie unwürdige, betroffen; auch er sollte durch die blutige That der Truppen, die er so oft zu Kampf und Sieg geführt, seinen Tod finden. Probus hatte versucht dem Uebermuth und der Entartung des Heeres, die meistens in dem müßigen Lagerleben ihre Quelle hatten, dadurch zu begegnen, daß er die Soldaten zu nützlicher Thätigkeit anhielt. So hatte er während seines Aufenthalts in Aegypten Kanäle graben und die Nilschifffahrt verbessern lassen; so waren durch die Hände der Soldaten Tempel, Brücken, Säulengänge und andere Gebäude und Anlagen aufgeführt worden. Nach seiner Ansicht sollte der Kriegerstand sich zugleich mit den Geschäften des Friedens befassen; ja Probus sprach offen die Hoffnung aus, die Republik werde bald keines stehenden Heeres mehr bedürfen. In Gallien und Pannonien wurde die Anwesenheit des Heeres der Cultur von Wüstungen, der Verbreitung des Weinbaues förderlich. In der Gegend seiner Geburtsstadt Sirmium, für welche der Kaiser stets eine große Vorliebe hatte, wurde durch die Soldaten ein großer Strich ungesunden Sumpflandes in Ackerfeld umgewandelt; und die Rebenpflanzungen in Pannonien, am Rhein und an der Mosel sind auf seine Veranstaltung ins Leben getreten. Er selbst leitete diese Arbeiten und hatte sich, um das Ganze besser überschauen zu können, einen Thurm errichten lassen. In seinem Eifer bemerkte er nicht den wachsenden Unwillen der Legionen, die da murrten, daß sie, statt für die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges durch ein Leben des Müßigganges und des Genusses entschädigt zu werden, gleich Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten angehalten wurden. Eines Tages, als er selbst unter die Arbeitenden trat und sie heftig antrieb, brach der lange genährte Unwille in offene Empörung aus. Sie warfen die Werkzeuge weg und zogen ihre Waffen. Probus, die Gefahr erkennend, flüchtete sich in den Thurm; aber dieser wurde von den Wüthenden erstürmt und der Kaiser von vielen Schwertern durchbohrt. Zu spät bereuten die Soldaten ihre rasche That und ehrten das Andenken des trefflichen Kaisers durch ein Denkmal.

Sein Ausgang. 282. *Aug. 282.*

Hierauf riefen die Legionen den Gardepräfect **Carus** zum Kaiser aus, einen Mann von unsicherer Herkunft, der aber in Rom eine wissenschaftliche Erziehung genossen hatte, und mit der Würde eines Senators die höchste militärische Stelle verband. Er galt für einen gerechten und fähigen Feldherrn, der unter den Waffen ergraut, Kriegserfahrung mit Muth und Tapferkeit verband. Gegen den Senat zeigte er nicht die Ergebenheit seines Vorgängers. Er begnügte sich, demselben seine Thronbesteigung in einem kalten, formellen Schreiben anzukündigen. Die Rathsherren trugen ihren Unwillen im Stillen, aber der Dichter Calpurnius (S. 353) beschrieb in prophetischen Versen das Glück, das dem Reiche unter dem neuen Fürsten blühen würde. Carus, schon sechzig Jahre alt, suchte sich in seinen beiden Söhnen **Carinus** und **Numerianus**

Carus. 282—283. u. c. 1035—1036. *Carinus und Numerianus.*

jüngere Gehülfen. Er erhob beide zu dem Range von Cäsarn und entsandte den ersteren, dem er fast gleichen Antheil an der Kaisergewalt übertrug, nach Gallien, damit er dort die Ordnung erhalte und dann von Rom aus den Westen regiere. Er selbst züchtigte zuerst die Sarmaten (Jazygen), die auf die Kunde von Probus' Tod in das römische Gebiet eingebrochen waren, und schlug sie in einem oder mehreren Treffen so entscheidend, daß 16,000 Leichen auf dem Schlachtfeld blieben und 20,000 Gefangene jedes Geschlechts und Alters in Knechtschaft geführt wurden. Nachdem er so durch sein scharfes Schwert in Thracien und Illyrien Ruhe und Sicherheit geschaffen, unternahm er den Feldzug gegen die Perser, an dessen Ausführung Probus durch den Tod verhindert

Carus' Ende. Dec. 283. worden war. Er drang siegreich in Mesopotamien ein, eroberte, da gerade die persische Streitmacht an der Ostgrenze beschäftigt und das Königreich durch innere Zwietracht zerrüttet war, die Städte Seleucia und Ktesiphon und gedachte schon den Eroberungszug Trajans zu wiederholen, als er bei einem heftigen Gewitter in seinem Zelte den Tod fand, durch einen Blitzstrahl betäubt und von seinen Dienern mittelst Anzünden des Zeltes verbrannt. Durch seine zunehmende Härte hatte sich der strenge grämliche Greis manche Feinde gemacht.

Numerian und Aper. 284. Numerian, der an seines Vaters Statt den Oberbefehl übernahm, aber von den Rathschlägen des Gardepräfecten Aper, seines Schwiegervaters geleitet ward, kehrte nach dem Wunsche des abergläubischen Heeres wieder über den Tigris zurück. Der schwächliche Fürst, mehr zu den eleganten Beschäftigungen eines Redners und Dichters als zu dem rauhen Kriegs- und Waffenleben befähigt, erkrankte auf dem Rückzuge und als einige Legionare, mißtrauisch, daß Aper das kaiserliche Zelt sorgfältig bewachen ließ und die Macht und Rechte eines Regenten übte, in der Nähe des Bosporus gewaltsam in das Zelt eindrangen, fanden sie die Leiche Numerians. Der Verdacht eines Mordes lag nahe und wurde durch die Verheimlichung des Todes gesteigert. Eine stürmische Lagergemeinde trat

Diocletian zum Kaiser erhoben. Sept. 284. alsbald in Chalcedon zusammen. Feldherrn und Tribunen bildeten einen Kriegsrath und ihre Stimme bezeichnete den Diocletian, den Befehlshaber der Leib- und Hauswache, als den Nachfolger und Rächer des getödteten Fürsten. Der Erkorene bestieg sogleich den Herrschersitz, und ohne dem verhaßten Präfecten, der in Ketten zu seinen Füßen gebracht wurde, Zeit zur Rechtfertigung zu gönnen, stieß er ihm mit den Worten: „Dieser ist der Mörder Numerians", das Schwert in die Brust. So bahnte sich Diokles der „Zeusberühmte", aus der dalmatischen Stadt Dioklea, der durch seine Tapferkeit und Geistesgaben vom Sohne eines Sklaven zum Statthalter, Consul und Kriegsobersten emporgestiegen, durch die Ermordung des tückischen Aper den Weg zur Herrschaft. In ihm erkannte sein abergläubischer Geist jenen „Eber", nach dessen Erlegung ihm einst in der Jugend eine Druidin im fernen Belgien das Kaiser-

Carinus. Seine Sitten u. sein Ende. 285. thum geweissagt hatte. Carinus, ein durch Laster und Schandthaten befleckter Fürst, der die Ehrenämter mit den Dienern seiner niedrigsten Ausschweifungen

füllte, die ersten Familien durch Hochmuth beleidigte und durch Wollust schändete und den schrankenlosen sinnlichen Genuß für das Vorrecht und Glück der höchsten Gewalt ansah, war nicht im Stande dem kraftvollen Nebenbuhler im Osten den Thron streitig zu machen. Die Gunst des Volkes, die er sich durch die verschwenderische Pracht der römischen Spiele im Theater, Circus und Amphitheater zu erwerben strebte, war ein schwacher Schild gegen den Haß des Senats und der vornehmen Geschlechter. Aber wie verächtlich auch sein Leben und seine Sitten waren, so fehlte es ihm doch nicht an Kriegsmuth. Als im Frühjahr die Streitkräfte des Ostens und Westens bei Margus, einer kleinen Stadt Mösiens unweit der Donau auf einander stießen, war Carinus im Vortheil: seine an Zahl und Tüchtigkeit überlegenen Legionen durchbrachen die Reihen des Feindes und Diocletians Hoffnungen waren im Sinken. Aber die Vortheile, welche die Tapferkeit der Truppen erfochten, gingen durch den Verrath in seiner Umgebung verloren. Ein Tribun, dessen Gattin er einst verführt 285. hatte, löschte mit dem Blute des Wüstlings die eigene Schmach und zugleich die Fackel der bürgerlichen Zwietracht. Diocletian wurde nun von beiden Heeren als Kaiser anerkannt. Die Milde und Schonung gegen die Diener und Anhänger seines Gegners, eben so sehr die Wirkung seiner politischen Klugheit als seiner Menschlichkeit, erfüllte die Welt mit den schönsten Hoffnungen und gewann dem neuen Regenten alle Herzen. Daß in einem Bürgerkriege Niemand seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Aemter beraubt wurde, bemerkt Aur. Victor, daß keine Aechtungen, Verbannungen und Hinrichtungen vorkamen, war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung.

5. Diocletian und Constantinus.

Diocletian. 285—305. u. c. 1038—1058. Sein Charakter.

Diocletian war mehr Staatsmann als Krieger. Mag auch die Beschuldigung eines christlichen Schriftstellers jener Tage, er sei furchtsam und kleinmüthig gewesen, mehr der Ausdruck des Hasses als der Wahrheit sein; so besaß er doch weniger den kühnen und hochherzigen Geist des Helden als die Klugheit, Gewandtheit und Lebensweisheit eines durch Erfahrung und wechselvolle Schicksale erzogenen Mannes. Wie Augustus, der Begründer des Kaiserreichs, suchte auch Diocletian, der Vollender desselben, seine Zwecke mehr durch Politik als durch Gewalt zu erreichen und beobachtete in allen Dingen eine weise Mäßigung und Selbstbeherrschung. Nicht durch Muth und feldherrliche Gaben, sondern durch Welt- und Menschenkenntniß, durch Verhüllung seiner ehrgeizigen Pläne unter dem Deckmantel militärischer Geradheit, durch kluge Benutzung Anderer zu seinen herrschsüchtigen Zwecken, durch die Mischung von Stolz und Leutseligkeit, von Milde und Strenge, von Freigebigkeit und Sparsamkeit, von Festigkeit und Biegsamkeit begründete Diocletian eine neue Ordnung in der

Staatsverfassung, indem er die monarchische Gewalt aller Beschränkung entkleidete, sie vor den Eingriffen des Heeres und des Senates sicher stellte und mit Hülfe rechtskundiger Räthe die absolute Alleinherrschaft einführte, die dann in Byzanz ihre volle Ausbildung erhielt. Den Superstitionen der Zeit war er eifrig ergeben. „Er heißt „„ein Forscher künftiger Dinge, den heiligen Bräuchen stets zugewandt;““ wir finden ihn von Priestern umgeben als eifrigen Opferer in den Eingeweiden der Thiere wühlend, voll von Sorgen wegen ominöser Blitze.“ Auch in den Namen suchte er eine Vorbedeutung; deshalb nahm er den Beinamen „Jovius“, sein Mitkaiser „Herculius“ an.

Theilung der Herrschergewalt. Um den Thron sicher zu stellen vor dem Lageraufruhr und dem Verrath ehrgeiziger Bewerber und zugleich den von allen Seiten andrängenden Feinden kräftiger widerstehen und das große Reich leichter regieren zu können, schritt Diocletian zu einer Theilung der Herrschergewalt durch Ernennung von Mitregenten, die durch gleiche Interessen verbunden, sich gegenseitig unterstützen und durch vereintes Zusammenstehen Empörungen und revolutionäre Umtriebe verhindern sollten. Maximian. 286. Nachdem er zuerst seinen Waffengefährten Maximian, einen rauhen Krieger von bäuerischer Herkunft aus dem Gebiete von Sirmium, zu gleichem Antheil der Macht und Ehre mit dem Titel „Augustus“ erhoben, und sich in dem Manne, der aller wissenschaftlichen Bildung und Gesetzeskunde fremd, nur Waffen und Krieg kannte, ein bereitwilliges Werkzeug für die Ausführung seiner politischen Pläne geschaffen, 1. März 292. gesellte sich einige Jahre nachher jeder von ihnen noch einen Reichsgehülfen bei, der den Titel „Cäsar“ führte und zur Nachfolge in der Herrschaft bestimmt war, Galerius. Diocletian den Galerius, einen ehemaligen Rinderhirten und Constantius Chlorus. Maximian den Constantius, der von seiner bleichen Gesichtsfarbe den Beinamen Chlorus führte, einen gebildeten Mann von sanftem, liebenswürdigem Gemüthe, dessen Vater Eutropius zu den angesehensten Edelleuten Dardaniens gehörte und dessen Mutter eine Nichte des Kaisers Claudius Gothicus war. Die Vertheilung der Reichsarbeit fand in der Art statt, daß Diocletian als „Augustus“ und „Herr“ von Nikomedien aus den Orient nebst Thracien und Aegypten regierte, indeß „Cäsar“ Galerius, der seinen Herrschersitz in Sirmium nahm, die illyrischen Provinzen und Griechenland verwaltete. Desgleichen sollte Maximian als „Augustus“ von Mailand aus Italien und Africa nebst den Inseln beherrschen, während Constantius Chlorus die Provinzen des Abendlandes, Spanien, Gallien, Britannien gegen innere und äußere Feinde schirmte, die Trevirerstadt (Trier) zu seinem Aufenthalt wählend. Und um das Band noch fester zu schlingen wurden die beiden „Helfer“ bewogen sich von ihren bisherigen Frauen zu trennen und mit den mächtigeren Herrschern in Blutsverwandtschaft zu treten. Galerius vermählte sich mit Valeria, Diocletians Tochter, Constantius mit Theodora, Maximians Stieftochter. Nach zwanzigjähriger Herrschaft sollten nach Diocletians Plan die beiden Augusti dem Thron entsagen und die Cäsaren ihre

Stelle einnehmen. „Diese Festsetzung einer zwanzigjährigen Dauer des Herrscheramtes bildete den Schlußstein und Regulator des Ganzen. Sie sollte den Adoptionen und Thronfolgen den Stempel des Unabwendbaren, Nothwendigen aufdrücken.“ Alle vier besaßen die volle Herrschermacht in ihren Gebieten, doch räumten sie dem Diocletian, der ihr Glück begründet, den ersten Rang ein. Zwölf Jahre lang wurde die Eintracht der Machthaber durch Nichts gestört.

Zwanzig Jahre lang waltete Diocletian mit Kraft und Geschicklichkeit über das Reich, das unter ihm wieder Festigkeit und Stärke erhielt, aber in vielen Dingen eine gänzliche Umgestaltung erfuhr. Rom verlor sein bisheriges Uebergewicht, indem keiner der vier Machthaber seinen regelmäßigen Herrschersitz daselbst aufschlug, Diocletian nur seltene Besuche in der Tiberstadt machte und sich, beleidigt über die Vertraulichkeit des Volkes, gewöhnlich rasch wieder entfernte; und wenn auch die Baulust dieses Kaisers die alte Hauptstadt nicht ganz vernachlässigte, wenn auch die Thermen Diocletians mit 3000 Gemächern sich den großartigsten Anstalten zur Seite stellten, und mehrere Tempel und Porticus daselbst neu aufgeführt oder hergestellt wurden, so erfreuten sich doch andere Städte, namentlich die neuen Residenzen Nikomedien und Mailand, einer viel größeren Theilnahme. Der neue Kaiserpalast in Nikomedien, gleich dem in Spalatro in Form eines Feldlagers erbaut, umfaßte eine große Menge von Gebäuden, Wohnungen, Anlagen; in beiden Städten erhoben sich Theater und Amphitheater, Rennbahnen, Bäder, Säulengänge und Paläste, die mit denen in Rom den Vergleich aushalten konnten und den Reiz der Neuheit voraus hatten. Bald trat auch Trier durch Bauwerke und Anlagen des Luxus in die Reihe der römischen Städte ersten Ranges ein. — Und nicht blos die Stadt Rom, auch der Senat fühlte die Ungunst des Kaisers. Weit entfernt von der Achtung, die noch Probus diesem Reichscollegium erwiesen, gab Diocletian und in noch höherem Grade Maximian, demselben bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung zu erkennen und raubte ihm Macht und Ansehen. Die angesehensten Mitglieder wurden in die Anklagen erdichteter Verschwörungen verwickelt und mit der Stelle auch gewöhnlich ihres Vermögens beraubt; und als die Prätorianer, im Gefühle, daß ihre Macht im Sinken sei, sich geneigt zeigten, das Ansehen des Senats mit ihren Waffen zu vertheidigen, boten sie den Machthabern die willkommene Gelegenheit, sich der stolzen Truppen, die so lange Thron und Reich tyrannisirt hatten, zu entledigen, oder sie wenigstens so zu beschränken, daß sie nur noch den Schatten ihrer früheren Größe darstellten. An ihre Stelle kamen zwei treue illyrische Legionen, welche unter dem neuen Namen der „Jovianer“ und „Herculianer“ die Bestimmung erhielten, den Dienst der kaiserlichen Leibwache zu versehen. Da der Schwerpunkt des Staats nicht länger in Rom war, die Kaiser in ihren neuen Hauptstädten sich mit ihren Ministern und Staatsräthen über die Ausübung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt beriethen, so sank das Reichscollegium mehr und mehr zu einem städtischen Gemeinderath herunter, dessen Eitelkeit man hie und da noch durch äußere Ehrenbeweise schmeichelte, der aber nur noch als eine machtlose Reliquie aus alten Tagen angesehen ward. — Nun hielten es die Kaiser nicht für nöthig, die alten Civilämter eines Consuls, Censors, Volkstribuns u. a., die vom Senate übertragen, immer noch an den republikanischen Ursprung erinnerten, noch länger fortzuführen; sie ließen sie bei Seite und vereinigten in dem militärischen Ehrennamen „Imperator“ und in der nunmehr herrschend werdenden Benennung „Kaiser und Herr!“ (Dominus) die gesammte Machtfülle und die „geheiligte Hoheit“, deren „Gottheit“ (Numen)

Die neue Reichsordnung.

Roms Ansehen vermindert.

Nikomedien u. Mailand.

Der Senat.

Die Prätorianer.

Die neue Kaisergarde.

„Kaiser u. Herr.“

oder „göttliche Majestät" man anbetete. Diese gesteigerte Verehrung der Person des Fürsten bahnte den Weg zur Einführung persischer Hofsitten. Die militärische Einfachheit der früheren Imperatoren wich einem formellen Ceremoniel, wie es von den Königen des Morgenlandes ausgebildet worden war. Statt des einfachen Purpurmantels, womit sich fast alle früheren Kaiser begnügt hatten, trugen die neuen Majestäten lange Prachtgewänder von Seide und Goldstoff und Schuhe mit Perlen und Edelsteinen besetzt; das Diadem, die weiße mit Perlen geschmückte Binde deckte die Stirn; der Zutritt zu ihrer geheiligten Person wurde durch die Einführung neuer Formen und Ceremonien mehr und mehr erschwert. In den Vorhallen und Sälen wimmelte es von Hausbeamten, Hofleuten, Dienern und Wachen; die inneren Gemächer waren der Wachsamkeit eifersüchtiger Eunuchen anvertraut, wem es möglich wurde bis zum Kaiser vorzubringen, der mußte nach orientalischem Brauch auf das Antlitz niederfallen und die Gottheit seines Herrn und Gebieters anbeten. Bei dieser Einrichtung wurde Diocletian, ein verständiger Mann, der die Nachtheile einer solchen Trennung des Fürsten vom Volk und der daraus hervorgehenden Cabinetsregierung wohl erkannte, weniger durch Ehrgeiz und Eitelkeit als durch berechnete Staatsklugheit geleitet. Er kannte die Macht blendender Formen auf das Menschenherz; er glaubte, daß das Gepränge des Glanzes und des Luxus die Phantasie der Menge unterjochen, daß der Monarch, sobald seine Person der Oeffentlichkeit entzogen wäre, der rohen Zügellosigkeit der Soldaten und des Volkes weniger ausgesetzt sein und daß die Gewohnheit der Unterwürfigkeit unmerklich Gefühle der Verehrung erzeugen würde. Diese Ausbildung eines monarchischen Hofstaates nach orientalischem Muster hatte zwei wesentliche Nachtheile: sie vernichtete den letzten Rest von Freimuth und Männerwürde und schuf eine feile und knechtische Hofliteratur. Die Rhetorik entfaltete in den zunehmenden Prunkreden eine Blumenlese von Schmeicheleien; die namhaftesten Panegyriker der Zeit, ein Mamertinus, Eumenius u. a. überboten einander in schwungvollen Schilderungen des goldenen Zeitalters, das unter dem himmlischen „Viergespann" der Welt aufgehen werde. Das zweite Uebel war die durch die prunkvollen Hofhaltungen nothwendige Vermehrung der öffentlichen Abgaben, besonders der Grund-, Kopf- und Gewerbsteuer. Wenn auch in der gewöhnlich dem Lactantius beigelegten Schrift de mortibus persecutorum eine ungünstige Gesinnung gegen Diocletian obwaltet, so geht doch aus andern mehr unparteiischen Schriften und mehr noch aus der zunehmenden Verarmung der Provinzen hervor, daß folgende Worte von der Wahrheit nicht ferne stehen: „Jeder der vier Herrscher hielt für sich allein schon mehr Soldaten als frühere Kaiser überhaupt gehabt hatten. Die Steuern stiegen unerhört; die Zahl der Empfangenden übertraf so sehr die Zahl der Gebenden, daß die erschöpften Colonen die Aecker verließen und das angebaute Land zum Wald wurde. Um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden die Provinzen in Stücke zerschnitten und jedes Land, jede Stadt mit Beamtenschaaren überlastet, mit Steuereinnehmern, Vicarien der Präfecten u. a., wovon das Ergebniß war, daß wenig Gemeinnütziges vorkam, vielmehr nichts als Verurtheilungen, Aechtungen, Aussaugungen ohne Zahl und Ende, begleitet von unerträglichen Gewaltthaten." Diese Schilderung bildet die dunkle Schattenseite des kaiserlichen Gemäldes, ein greller Gegensatz zu den Lichtbildern der Panegyriker. Die Wahrheit wird wohl in einer temperirten Mischung beider liegen. Diocletian verlieh dem Reich Ansehen und Stärke; er verbesserte die Gerechtigkeitspflege und die Gesetze des Marktes und Verkehrs; er beschäftigte Künstler und Handwerker durch Errichtung stattlicher Gebäude, Paläste, Tempel, Thermen; er begünstigte Wissenschaft und Bildung. Aber sein ganzes Thun trug den Stempel kaiserlicher Willkür und Machtherrschaft. Die Festsetzung eines höchsten Preises (Maximum) für Lebensmittel und Arbeitslohn war ein unerträglicher Eingriff in das Eigen-

Orientalisches Hofceremoniel.

Folgen: Servilität.

Steuerdruck.

Vielseitige Regierungsthätigkeit.

thumsrecht, wenn ihr gleich die gute Absicht zum Grunde lag, der zügellosen Gewinnsucht und Habgier gesetzliche Schranken zu stecken, eine Fürsorge für die Unterthanen, die auch in der Beseitigung des Delatorenunwesens und in der Beschützung der Provinzbewohner gegen Wucher und Erpressung hervorgeht.

Die Provinzen im Westen befanden sich in einem Zustande der Verwirrung und Verlassenheit, so daß Maximian und Constantius alle Mühe hatten, Friede und Ordnung zu begründen. (Der Bagaudenkrieg in Gallien. 287.) In Gallien war der größte Theil des Volkes der Knechtschaft verfallen. Neben wirklichen Ackersclaven gab es eine große Anzahl Leibeigener, die an die Scholle gebunden die Ländereien der Edlen und Geistlichen um geringen Lohn bestellten, ferner Kleinpächter (Colonen) und freie Arbeiter um Tagelohn. Sie alle hatten durch die verheerenden Einfälle der Barbaren mehr Unheil erduldet als der Grundadel, die Priesterschaft und die Städte. Dennoch wollten die grundherrlichen Edelleute und Priester die wiederhergestellte Ruhe zu ihrem Vortheil ausbeuten und sich auf Kosten der unteren Klassen erholen. Da standen die durch den unerträglichen Druck zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Colonen wider ihre Dränger auf und führten mit Sclaven, Taglöhnern und Landstreichern verstärkt und in Bagauden d. i. Banden vereinigt, einen furchtbaren, verheerenden Krieg, der das Land in seinen inneren Grundfesten erschütterte und selbst durch die römische Kriegskunst nur vorübergehend gedämpft werden konnte. Mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen sie das flache Land, nicht nur um für ihren Hunger zu sorgen, sondern um es in wahnsinniger Verzweiflung zu verwüsten. Dann bedrohten sie die Städte, wo ihnen oft ein plünderungssüchtiger, im Elend verkommener Pöbel die Thore öffnete. Unweit der Mündung der Marne in die Seine errichteten ihre Führer Aelianus und Amandus, welche den Kaisertitel führten, und in der heiligen Sage als Christen gepriesen werden, das „Bagaudenschloß“ inmitten eines befestigten Lagers und machten von da aus Streifzüge in die Nähe und Ferne, große Beute zusammenschleppend. Die alte Stadt Augustodunum (Autun) wurde ausgeraubt und zerstört und gelangte erst unter Constantin, durch die Fürsprache 287.
des Rhetors Eumenius, wieder zu Wohlstand und Bildung. Erst als Maximianus die feste Räuberburg erobert und die schlecht gewaffneten Banden zerstreut hatte, kehrte die Ruhe und mit ihr der alte Druck zurück. Aber die Felder waren verödet, die Weinberge verwildert, die Wege zerstört.

(Carausius in Britannien.) Kaum hatte Maximian den gallischen Bauernkrieg beendigt, so wurde er durch den Abfall des Carausius, eines Menapiers von der niedrigsten Herkunft, in Schrecken gesetzt. Carausius nämlich, ein geschickter Seefahrer und tapferer Kriegsmann, war zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden, welche in Gessoriacum (Boulogne) den Raub- und Beutezügen der Franken im Canal und atlantischen Meere steuern sollte. Statt aber die Seeräuber zu bekämpfen, trat der schlaue Niederländer mit denselben heimlich in Verbindung und ließ

sie, gegen Entrichtung eines Antheils an der Beute, ihr Raubwesen ungestört
treiben. Die Schätze, die er sich dadurch erwarb, setzten ihn in Stand, durch
Freigebigkeit die Schiffmannschaft auf seine Seite zu bringen, und diese folgte
ihm, als er sich der von Maximian drohenden Bestrafung durch die Flucht ent-
zog, nach Britannien. Mit ihrem Beistand brachte er die Legionen und Hülfs-
truppen, welche das Inselland vertheidigten und in Gehorsam hielten, dahin,
daß sie ihn als Kaiser anerkannten. Die römischen Machthaber waren außer
Stand den unternehmenden Abenteurer zu züchtigen. Sie mußten, wenn auch
mit innerem Widerstreben, geschehen lassen, daß er im Besitze einer Flotte und
287–291. einer Kriegsmacht sieben Jahre lang Britannien und die gallische Hafenstadt
Boulogne beherrschte, daß er seine Schiffe im Canal, im atlantischen Meere
und in der Nordsee kreuzen ließ, mit den Franken am Niederrhein ein Bündniß
schloß und ihre tapfersten Jünglinge in seine Dienste nahm, daß er Münzen
schlug und als Augustus und Imperator gleiche Ehre mit ihnen selber an-
strebte. Erst als Constantius Chlorus, mit der Würde eines Cäsar geschmückt,
die Streitkräfte des Westens vereinigte und mehrte, die gallische Hafenstadt
292. durch kühne Belagerungswerke in seine Gewalt brachte und dadurch die See-
macht des Gegners schwächte, während Maximian die Franken bedrängte und
ihnen eine Unterstützung ihres Bundesgenossen unmöglich machte; da neigte
sich die Herrschaft des Inselfürsten ihrem Ende zu. Carausius fiel durch die
294. Mörderhand seines ersten Ministers Allectus; als aber Constantius von
drei Seiten her mit überlegenen Streitkräften sich der britischen Küste näherte,
war die Rolle des Mörders, welcher gleichfalls den Kaisertitel angenommen
hatte, bald ausgespielt. Von den gelandeten kaiserlichen Truppen in einer
296. Feldschlacht besiegt, bezahlte er die kurze Ehre der Herrschaft mit seinem Leben.
Jubelnd begrüßte nun das britische Volk den neuen Gebieter, der das Inselland
nach einer zehnjährigen Trennung wieder mit dem großen Reiche vereinigte.

Sicherung u. Befestigung der Reichsgrenzen.

Mit diesen Kämpfen gegen die inneren Feinde hielten die Unternehmun-
gen zur Sicherung und Herstellung der Reichsgrenzen und zur Abwehr der
Barbaren gleichen Schritt. Während Maximian und Constantius die germa-
nischen Völker mit Erfolg bekriegten und von den Rheingrenzen zurückdrängten,
jener die römischen Waffen bis in das Neckar- und Donaugebiet trug, dieser
298. das Bataverland von den Franken befreite und bei Langres einen glän-
zenden Sieg über die Allemannen erfocht, war Diocletian, der die Thaten
im Felde gerne dem rauheren Genossen überließ, bemüht, durch Zwietracht näh-
rende Verträge, durch schlaue Staatskunst und durch ein großartiges System
von Ueberwachung und Befestigung die Erfolge ihrer Siege zu sichern und zu
fördern.

So rühmt Mamertinus als eine Wirkung der diocletianischen Politik, daß die Allemannen und Burgunder, die Vandalen und Gothen die Waffen wider einander gekehrt und in blutigen Schlachten sich selbst geschwächt hätten; so erfahren

wir, daß vom Ausfluß des Rheines bis zu den Mündungen der Donau alle alten Lager und Waffenplätze sorgfältig hergestellt und die den feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzten Orte durch neue Werke und Anlagen befestigt, somit ein Vertheidigungssystem geschaffen worden, das im Norden wie im Süden, wo eine Linie von festen Standlagern sich von Aegypten bis an die Grenze von Persien hinzog, den Andrang feindlicher Völker aufhielt und die Bewohner des römischen Reiches mit dem frohen Gefühl der Sicherheit erfüllte; so wird ferner gerühmt, daß Diocletian Sorge getragen habe, die Barbaren dem römischen Reiche nützlich und dienstbar zu machen, theils durch Ansiedelung von Gefangenen in entvölkerten Gegenden, wo sie als Hirten und Ackersleute verwendet worden, theils durch Einreihung jugendlicher Krieger in die Legionen, theils durch Aufnahme schutzflehender Schaaren in die Provinzländer unter der Bedingung friedlichen Verhaltens und ehrlicher Beschäftigung.

Aber nicht blos im Westen war das Reich von inneren und äußeren Feinden bedroht; im Süden stand alles Land vom Nil bis zum Atlasgebirg unter Waffen und im Osten bedrängte der alte Erbfeind, der Perser, Mesopotamien und Armenien mit einem langen wechselvollen Krieg. Diesen verschiedenen Feinden begegneten die Herrscher mit gemeinsamer Anstrengung: während die beiden Cäsarn den Westen und Osten zum Schauplatz ihrer kriegerischen Thätigkeit machten, bändigte Maximian durch die Stärke seines Arms den Gegenkaiser Julian in Karthago und die wilden Maurenstämme, welche aus den Schluchten des Gebirges die reiche Provinz mit verheerenden Raubzügen heimgesucht hatten, und Diocletian selbst brach gegen Aegypten auf, wo sich zu den noch kaum beruhigten Aufständen der Blemmyer in Oberägypten und den Gräuelthaten der Bukolen in den schilfreichen Sumpfgegenden des Nil-Delta auch noch ein Aufstand der tiefzerrissenen Bürgerschaft Alexandriens unter einem Gegenkaiser Achilleus gesellt hatte. Acht Monate lang ertrug die Hauptstadt, die sich noch nicht von den Wunden erholt hatte, die ihr unter Caracalla und Gallienus geschlagen worden, alle Leiden einer harten Belagerung; als aber der erzürnte Kaiser die Wasserleitungen zerstörte und mit Feuer und Schwert gegen die abtrünnige Stadt wüthete, da legte sich aller Widerstand. Der Usurpator fiel im Kampf; seine Anhänger wurden gemordet, die Häuser und Tempel dem ergrimmten Heere zur Plünderung überlassen. Noch schlimmer erging es der alten berühmten Stadt Busiris in Mittelägypten und der reichen Handelsstadt Koptos im Süden; beide wurden auf Befehl des erzürnten Gebieters dem Erdboden gleich gemacht. Diese blutige Strenge sollte die Aegypter in Zukunft abhalten, die Ruhe des Reichs durch Aufstände und Raubkriege zu stören. Und um die wilden Blemmyer in Zucht zu halten, wies Diocletian den Nobaten, einem andern libyschen Stamme, an den Wasserfällen des Nil oberhalb Syene in einer wenig ergiebigen Gegend Wohnsitze an, und verpflichtete sie durch Eid und Vertrag, die Grenzen des Reichs stets zu achten und zu schützen.

Diocletian beruhigt Aegypten. 297.

Lange Jahre wurde der Vertrag alljährlich durch ein feierliches Opfer auf der Insel Philä aufs Neue bekräftigt. Und es scheint, daß von der Zeit an ein ruhigerer

Zustand in dem vielgeprüften Lande eintrat. Noch jetzt ragt aus den Resten des Serapeums eine riesige Monolith-Säule empor, deren Weihinschrift den „unbesiegten Diocletian" preist, als den heiligsten Selbstherrscher, den Stadtgenius Alexandria's. Zu den wohlthätigen Maßregeln wird auch die Verordnung zu zählen sein, daß die Schriften der alten Aegypter über die Hervorbringung von Gold und Silber zusammengesucht und verbrannt werden sollten, denn Aegypten war damals der Sitz alles Aberglaubens und aller Mysterien. (S. 373 ff.)

Der Perserkrieg. 297. 298. Der glorreichen Regierung Diocletians war es auch beschieden, die Ehre Roms gegen die Perser wieder herzustellen und ihnen „das Geständniß der höheren Majestät des römischen Reiches" abzuzwingen. Seit dem Unglückstage, der den Valerian in die Hände Sapors lieferte (S. 475), stand Armenien unter der Herrschaft der Sassaniden. Während Tiridates, der letzte Sprößling des rechtmäßigen Königshauses, seine Jugend unter dem Schutze der Legionen verbrachte, übten die Perser über das Nachbarland eine drückende Zwingherrschaft. Die Denkmale, welche die Erinnerung an die alte Zeit wach erhielten, wurden zerstört, die Standbilder der vergötterten Könige umgestürzt, der alte Cultus der Sonne und des Mondes durch den Feuerdienst des Ormuzd verdrängt. Aber unter dem Druck der Fremdherrschaft glühte das Nationalgefühl und die Sehnsucht nach Befreiung um so stärker fort. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um das ganze Volk unter die Waffen zu rufen. Kaum
286. erschien daher Tiridates, der unter römischer Obhut zu einem kräftigen in den Künsten des Krieges erfahrenen jungen Mann herangebildet worden war, an den Grenzen Armeniens, so schaarten sich die Edelleute um ihn. Ein Bruderzwist im Herrscherhause der Sassaniden war seinem Unternehmen förderlich. Armenien wurde vom persischen Joch befreit und der tapfere Tiridates rächte die erlittene Schmach durch Streifzüge in das feindliche Gebiet. Aber sein Thron stand noch auf schwachen Füßen. In Persien gewann Narses die Alleinherrschaft und führte die Streitmacht der wieder geeinigten Nation gegen das abgefallene Armenien. Solcher Uebermacht war Tiridates nicht gewachsen; er mußte zum zweitenmal Schutz bei den Römern suchen, und Armenien kam von Neuem unter die Macht der Sassaniden. Nun nahm sich Diocletian des königlichen Flüchtlings an. Während er mit einem Theil des Heeres in Antiochien weilte, den Blick nach Süden und Osten gerichtet, zog sein Reichsgehülfe Galerius über den Euphrat. In Mesopotamien trafen die Heere auf einander und es wurden mehrere Treffen von unentschiedenem Ausgang geliefert. Aber in jener baum- und wasserlosen Ebene von Karrhä, wo einst die Legionen des Crassus geblutet (III. S. 811), erlag die römische Streitmacht abermals den
297 Lanzenstößen der Eisenreiter und den Pfeilen der Bogenschützen; mit einigen zersprengten Haufen entkam Galerius nach Syrien; Tiridates rettete sein Leben dadurch, daß er in voller Kriegsrüstung über den Euphrat schwamm. Auf die Kunde von diesen Unfällen fuhr Diocletian von Antiochien aus den geschlagenen Truppen entgegen. Galerius trat im kaiserlichen Purpurgewande an der

Spitze seiner Soldaten an den Wagen des Oberkaisers und stand beschämt vor ihm. Da wandte Diocletian seinen Wagen und fuhr davon, begleitet vom Heer; neben dem Wagen aber mußte der gebeugte Cäsar wohl eine römische Meile weit im Staube hergehen. Diese Demüthigung that die gewünschte Wirkung. Galerius erbat und erlangte die Erlaubniß zu einem Rachezug. Mit 298.
einem abgehärteten illyrischen Heere und einer beträchtlichen Schaar gothischer Hülfstruppen zog er abermals über den Euphrat, wählte aber nicht die Ebene sondern das nördliche Gebirgsland zum Schauplatz des Krieges. Nachdem er mit Hülfe einiger ortskundigen Bewohner die Stellung der Feinde in eigener Person ausgespäht, unternahm er einen nächtlichen Ueberfall auf das Lager und verbreitete Schrecken und Verwirrung unter den Barbaren, so daß sie sich in wilder Flucht zerstreuten und die Römer das reiche Lager mit den Gezelten des Königs und der Edlen erbeuteten. Unter den Gefangenen befanden sich mehrere Frauen, Schwestern und Kinder des Narses, die der Sieger mit der ihrem Range und Geschlechte gebührenden Achtung behandelte. Diese Niederlage und Schmach brach die Macht und den Muth des Großkönigs. Er schickte einen Mann seines Vertrauens mit unbeschränkter Vollmacht zum Abschluß eines Friedens nach Nisibis, wo sich Diocletian mit Galerius vereinigt hätte, die frühere Demüthigung mit Zeichen der Ehrerbietung vergeltend. Wohl hätte der heftige Galerius seinen Sieg gerne verfolgt und die römischen Adler über den Tigris in das Herz des persischen Reiches getragen, aber er fügte sich der klugen und gemäßigteren Politik des Oberkaisers. Sie schickten den Geheimschreiber Probus an den Hof des Großkönigs mit den Friedensvorschlägen, denen dieser nach einigem Bedenken seine Zustimmung gab.

Die Perser räumten nicht nur Mesopotamien vollständig, sie traten auch jenseit Der Friede.
des Tigris noch fünf Provinzen, darunter das wichtige Gebirgsland Gordyene (Kurdistan), der Sitz der kriegerischen Karduchen, an die Römer ab und überließen ihnen das Recht, die Könige in Iberien einzusetzen und dadurch die Gebirgspässe des Kaukasus zu sichern. Tiridates wurde als König von Armenien anerkannt und sein Gebiet nach Norden erweitert. Rückgabe der gefangenen Frauen und Kinder und die Befestigung der neuen Grenzen durch Schlösser und Lagerburgen verliehen dem Frieden Sicherheit und Dauer. Vierzig Jahre lang wurde von da an die Ruhe im Osten nicht gestört.

Diocletian war auf der Höhe seines Glücks angekommen. Zeus hatte ihn Das olympische Fest in Antiochien.
mit seiner göttlichen Hand gnädig durch das wechselvolle Leben zur höchsten irdischen Herrlichkeit emporgeführt; und er gab sich gerne der Vorstellung hin, daß er in seiner Majestät und Hoheit das Abbild und der Repräsentant des olympischen Vaters auf Erden sei. Als solchen sollten ihn die Antiochier bei den glänzenden Festspielen verehren, die unter seinem eigenen Vorsitz im heiligen Haine dieser Stadt gefeiert wurden.

„Diocletian erschien als Zeus selbst, legte aber statt des langen weißseidenen, goldgestickten Aermelgewandes (das der Vorsitzende gewöhnlich trug) ein purpurnes an. Er wollte in keinem Augenblick den Kaiser verleugnen und dachte den kaiserlichen Pur-

pur zum Gottesschmuck zu erheben, sich als Gottkaiser darzustellen. Er schmückte sein Haupt mit dem aus Edelsteinen bereiteten Kranze, zog die weißen Sandalen an, nahm den langen ebenholzenen Stab in die Hand und trat in die Mitte der staunenden Menge. Da schritt er, der lange, hagere Mann mit kurzem weißem Haar und Bart, mit heller Hautfarbe, blauen Augen und starker Nase, mit feinem Anstande, aber etwas geneigter Körperhaltung einher, grüßte nach allen Seiten das Volk, wurde von ihm schweigend angebetet und setzte sich auf den Thron, von dem er nun das Zeichen zum Anfang der Spiele gab.*

Christenverfolgung. 303—305. Diese göttliche Majestät des olympischen Herrschers, die sich so machtvoll entfaltete in seinem kaiserlichen Abbilde, war durch den Spott der Christen herabgewürdigt, die alte Reichsreligion in ihrer Macht und Ehre gefährdet. Dieser Gedanke quälte sein stolzes Herz und trübte die Freude über die Erfolge seiner Regierung. In allen Legionen befanden sich christliche Soldaten, die, wie ihm sein Aberglauben vorspiegelte, durch ihr Kreuzeszeichen die feierlichsten Opfer wirkungslos machten und die offen erklärten, lieber den Ehrendienst zu verlassen als an den gebotenen Ceremonien Theil zu nehmen. Diese bittere Empfindung wurde gesteigert durch die Einflüsterungen heidnischer Hofleute, Juristen und Hauptleute, die ihn mit Mißtrauen gegen die Christen füllten und durch die Vorstellungen des heftigen Galerius, den seine fanatische Mutter und die Priesterschaft zum Christenhaß aufgereizt. Er hatte sich zu dem Oberkaiser nach Nikomedien begeben und sein Zureden bewirkte die blutige Christenverfolgung, durch welche Diocletian sich den Abend seines Lebens verkümmerte und auf seinen Namen und seine glorreiche Regierung einen dunkeln Schatten warf.

Am Feste der Terminalien, den 23. Februar des Jahres 303 wurde die schöne Kirche der Christen in Nikomedien von Soldaten erbrochen, verwüstet, zerstört. Darauf erfolgte ein kaiserliches Edict, welches die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen verbot, die Auslieferung und Verbrennung der heil. Schriften und die Niederreißung aller christlichen Kirchen befahl. Staatsbeamten, sollten ihre Weigerung an den Opfern Theil zu nehmen mit dem Verluste ihrer Stellen büßen, alle Bekenner des Gekreuzigten ihre Rechte als Bürger und freie Männer verlieren, christliche Sclaven niemals die Wohlthat der Freilassung genießen. Die Richter wurden ermächtigt bei Untersuchungen gegen Christen alles Standes die Folter anzuwenden. Dieses verhängnißvolle Edict wurde an einem öffentlichen Orte angeschlagen. Ein Christ nahm es mit höhnenden Reden auf den Kaiser von der Stelle herab und zerriß es. Er wurde ergriffen und als Hochverräther zum Flammentod verdammt. Um seine Qualen zu verlängern, vollzogen die Schergen das Urtheil am langsam brennenden Feuer. Aber keine Schmerzen vermochten das heitere Antlitz des Dulders zu stören. Bald nachher brach im kaiserlichen Schlosse zweimal Feuer aus. Da stieg in der Seele der beiden Herrscher der finstere Argwohn auf, daß die Feuersbrunst von Christen herrühre, um ihre Verfolger zu vernichten. Nun füllten sich alle Gefängnisse mit Verdächtigen und gegen die ersten christlichen Hofbeamten kamen Folter und Hinrichtungen in Anwendung. Als in einigen Gegenden die Bekanntmachung des Verfolgungsedictes einige leichte Ruhestörungen erzeugte, erließ Diocletian, dessen anfängliche Scheu vor Gewaltmaßregeln durch diese Beweise von Widersetzlichkeit unterdrückt wurde, eine Reihe neuer Schreckensbefehle, durch welche die Statthalter angewiesen wurden, alle Vorsteher der Gemeinden, Bi-

schöfe, Presbyter, Diakonen in den Kerker zu werfen und durch alle Mittel zum Opfern zu zwingen, ein Befehl, der in einem dritten Edict auf alle Christen ausgedehnt und somit eine allgemeine Verfolgung durch das ganze Reich verhängt wurde. Doch wurden die Befehle nicht überall mit gleicher Strenge vollzogen. So weit sich die Machtgebote des Galerius und Maximian erstreckten, mögen manche Märtyrer geblutet, manche religiöse Gewaltthat vollführt worden sein; dagegen waren Constantius und sein Sohn Constantinus auf alle Weise bemüht die Härte der Edicte zu mildern.

Noch wüthete das Schwert der Verfolgung unter den Bekennern des gekreuzigten Christus, als Diocletian, nachdem er zur Feier seiner zwanzigjährigen Regierung (Vicennalien) gemeinschaftlich mit Maximian einen glänzenden Triumph in Rom gehalten und der ewigen Stadt zum letzten Male das Schauspiel bereitet hatte, die Trophäen und Gefangenen aller Welttheile im langen Zuge durch die Straßen ziehen zu sehen, den längst gehegten Entschluß einer freiwilligen Thronentsagung ausführte. Nachdem er seinem Mitkaiser Maximian am Altare des kapitolinischen Jupiters den Eid abgenommen, gleichzeitig in den Privatstand zurückzukehren und den Purpur den beiden Cäsarn zu überlassen, kehrte er von Krankheit gebrochen über Illyrien nach Nikomedien zurück, wo er in seinen Palast eingeschlossen einen schweren leidensvollen Winter verbrachte. Am 1. Mai verließ er blaß und abgemagert seinen Palast, um auf einem Felde bei Nikomedien vor dem versammelten Heer und Volke unter der Statue des Jupiter seine Abdankung feierlich zu vollziehen, und reiste dann in größter Eile dem dalmatischen Orte zu, den er sich zum Ruhesitz für sein Alter ausersehen. An demselben Tage entsagte Maximian zu Mailand der kaiserlichen Würde, wie früher verabredet worden und bezog eine Villa in Lucanien. Zu Salona, im alten Heimathlande Dalmatien, hatte Diocletian sich schon vor Jahren eine großartige Wohnstätte bereiten lassen mit herrlichen Anlagen, Tempeln, Säulengängen, Hallen, Bädern und Zimmerreihen in solchem Umfange, daß die heutige Stadt Spalatro Raum in den Ruinen des „Palastes" gefunden hat.

Triumph u. Abdankung Diocletians und Maximians. 29. Nov. 303. 304/5.

In Salona verbrachte der alte Kaiser die letzten neun Jahre seines Lebens in ländlicher Stille, froh, über der Besorgung seiner Gärten und der Anordnung seiner Gebäulichkeiten das Treiben der Welt vergessen zu können. Als später Maximian und Galerius ihn aufforderten, die Regierungsgewalt wieder an sich zu nehmen, wies er die Versuchung mit einem mitleidigen Lächeln von sich, hinzufügend: würdet ihr den Kohl sehen, den ich zu Salona mit eigenen Händen gepflanzt, ihr würdet von euerm Verlangen abstehen. Dennoch störten die Stürme, die durch die Herrschsucht und Leidenschaftlichkeit Maximians bald über das Reich hereinbrachen, auch noch seine Ruhe. Seine Gattin und seine Tochter starben im Oriente durch Mörderhand und er selbst hat vielleicht durch eigene That sein Leben verkürzt, um schimpflichen Mißhandlungen zu entgehen. Noch jetzt sind die Ruinen des viereckigen weiten Herrscherpalastes bei Salona sichtbar, ein Denkmal der kaiserlichen Pracht und Herrlichkeit jener Tage wie des Verfalls der Künste und des edeln Geschmackes.

Diocletian in Salona. 305—313. 313.

Der Abdankung Diocletians und Maximians folgte eine Zeit wilder Verwirrung und Bürgerkriege, die nur von kurzen Zwischenräumen der Ruhe

Die Wirren im Reich.

unterbrochen ward. Galerius ein herrschsüchtiger, rauher Kriegsmann von finsterem leidenschaftlichen Charakter, wagte es in Diocletians Stelle einzutreten und nach dem ersten Range unter den neuen Herrschern zu streben. Auf seinen Vorschlag übertrug der Kaiser vor seinem Abgang nach Salona dem Neffen des Galerius, Maximinus Daza, einem jungen Illyrier von bäurischer Herkunft und roher kriegerischer Natur, die Würde eines Cäsar im Osten und entsandte den Severus, einen den Vergnügungen ergebenen, aber zu den Geschäften nicht unfähigen treuen Diener nach Mailand, um aus den widerstrebenden Händen Maximians den Besitz von Italien und Afrika zu übernehmen. Durch diese Ernennungen hoffte Galerius sich die Oberherrschaft und dann mit der Zeit die Alleinherrschaft über das ganze Reich zu verschaffen, da der andere „Augustus", Constantius Chlorus, durch Kriege in Gallien und Britannien festgehalten, sich wenig um die Vorgänge der übrigen Länder bekümmern konnte. Schon jetzt dehnte Galerius sein eigenes Herrschergebiet über alle Länder von den Grenzen Italiens bis nach Syrien aus, so daß Maximinus Daza, der Syrien und Aegypten verwaltete, und Severus in Italien und Afrika nur als seine Gehülfen zur Rechten und Linken gelten konnten.

Constantius u. Galerius. Den natürlichen Gegensatz gegen dieses Regiment des Galerius und seiner Genossen bildete im fernen Westen Constantius sowohl durch die Milde und Humanität seines Charakters als durch seine Hinneigung zum Christenthum. Während in Alexandrien und Karthago und von Antiochien bis nach Mailand der heidnische Cultus mit Ostentation gefeiert wurde, und die Christen, die sich wider den Genuß des Opferfleisches sträubten, unter der schweren Hand der Verfolgung zu leiden hatten, kamen in Gallien und Britannien seit der Abdankung Diocletians die Edicte gegen die Christen nicht ferner in Anwendung und unter den einflußreichsten Beamten in Trier und Eboracum sah man Bekenner des gekreuzigten Welheilandes. Ja die erste Gemahlin des Fürsten, Helena, die Tochter eines Schenkwirths aus einem kleinen Küstenstädtchen unweit Nikomedia, die er einst auf einem seiner Feldzüge kennen gelernt und in die Ehe genommen, hatte ihr Herz dem christlichen Glauben zugewendet; und wenn gleich Constantius bei seiner Erhebung zum Cäsar sich von ihr hatte trennen müssen, so waltete doch der Geist der einst geliebten Gattin, die ihm zu Naissus in Dacien den Sohn Constantin geboren (274), noch im Hause des kaiserlichen Herrschers zu Trier. Galerius trug daher eine tiefe Abneigung gegen seinen Mitkaiser im Westen in seiner Brust; denn nur dort drohte seiner brennenden Herrschsucht ein starker Widerstand. Da aber Constantius in seiner Gesundheit so gebrochen war, daß sein Tod in nächster Zeit zu erwarten stand, so hoffte er auf natürlichem Wege bald von dem gefährlichen Rivalen befreit

Constantinus. zu werden. Er suchte daher dessen Sohn Constantinus, der im Heere Diocletians diente, im Osten zurückzuhalten, und als er den dringenden Mahnungen des Vaters, der den Sohn nach dem Westen berief, um an ihm eine Stütze

zu haben in seiner Gebrechlichkeit, keine Vorwände der Weigerung mehr entgegenzusetzen vermochte, gestattete er mit innerem Widerstreben, daß Constantin sich zu seinem Vater begab, der ihn alsbald zum Feldherrn der gallischen Legionen einsetzte. Stand auch Constantin an Bildung und edlen Naturanlagen dem Vater nach, so war er doch eine der hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Zeit. Er war von hoher majestätischer Gestalt, schildert ihn Gibbon, gewandt in allen Leibesübungen, unerschrocken im Kriege, leutselig im Frieden; in seinem ganzen Benehmen war der active Geist einer thatendürstenden Jugend gemäßigt durch eine zur Gewohnheit gewordene Klugheit, und während seine Seele von Ehrgeiz erfüllt war, schien er kalt und unempfindlich gegen die Lockungen des Vergnügens. Nicht lange nachher starb Constantius auf einem Feldzuge gegen die Caledonier in der britischen Stadt Eboracum, dreizehn 25. Juli 306.
Monate nach seiner Erhebung zum Augustus. Die Truppen riefen den Sohn alsbald zum Nachfolger aus. Mit scheinbarem Widerstreben fügte sich Constantin der gebieterischen Stimme des Heeres und suchte in einem Schreiben voll Demuth und Ehrerbietung die Bestätigung des Galerius nach. Dieser vernahm die Kunde mit den Empfindungen der Wuth über die getäuschten Hoffnungen; aber außer Stande die Erhebung eines Feldherrn zu verhindern, den sowohl die Geburt als die Stimme des Heeres und des Vaters zu der Stelle berufen, verschloß er seinen Aerger in tiefer Brust, die Rache der Zukunft überlassend; doch ertheilte er ihm nur den Titel eines „Cäsar“ und den vierten Rang unter den römischen Regenten, während Severus in die leere Stelle eines Augustus eintrat.

Severus hatte sich kaum drei Monate an der Majestät eines Augustus Maxentius zum Kaiser von Rom ausgerufen.
erfreut, als in der nächsten Nähe ein unerwarteter Feind gegen ihn auftrat. Maxentius, der Sohn Maximians und der Eidam des Galerius, schien durch Rang und Geburt vor Allen berechtigt, bei der Vertheilung der Erde nicht übergangen zu werden. Die Machthaber urtheilten jedoch anders. Seine Laster und geringen Fähigkeiten flößten ihnen kein Vertrauen ein. So verlebte Maxentius in Genuß und Reichthum, aber fern von aller Gewalt, anderthalb Jahre. Allein Leidenschaft und Ehrgeiz nagten an seinem Herzen, und als er von dem glücklichen Unternehmen Constantins unterrichtet ward, gesellte sich zu der Herrschgier noch Scham und Neid. Er erwarb sich leicht einen Anhang bei der römischen Bürgerschaft und den schwachen Ueberresten der prätorianischen Leibwache, die nunmehr zur Stadtbesatzung herabgesunken war. Senat und Volk in Rom ertrugen mit Unwillen die Zurücksetzung, zu der sie von Diocletian und Galerius verdammt worden. Während geringe Provinzstädte durch die kaiserliche Huld zu glänzenden Residenzen heranwuchsen, sank die alte Weltstadt mehr und mehr von ihrer Höhe und Würde herab; früher der Sammelplatz aller Güter und Reichthümer der Welt, die dort im Mittelpunkte der Macht von allen Seiten zusammenflossen, sah Rom und Italien ein Vorrecht

um das andere schwinden. Die Befreiung von Grund- und Vermögenssteuer, deren sich die appeninische Halbinsel seit fünf Jahrhunderten erfreut hatte, war aufgehoben und der Bauer im Purpur hatte so eben Beamte aufgestellt, welche eine Zählung der Einwohner und eine Schatzung ihres Vermögens behufs der Vertheilung der Auflagen vornehmen sollten. Unter diesen Umständen konnte die Ruhe in Rom nicht lange gewahrt werden. Man verlangte einen Kaiser, der den Herrscherpalast auf dem Palatinus wieder zu seiner Residenz wählen und der ewigen Stadt ihre Ehre und Würde zurückgeben sollte, und diesem Verlangen kam Maxentius entgegen. Bei den Prätorianern bildete sich eine Verschwörung, in Folge deren der Stadtpräfect und einige andere dem Severus ergebene Beamten ermordet und Maxentius mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt wurde. Mit lauten Freudenrufen gaben Senat und Volk ihren Beifall zu erkennen.

Maximian nimmt aufs Neue die Kaiserwürde an. Severus' Ausgang. 307.

Nicht sobald erhielt Maximian Kunde von diesen Vorgängen, als er seinen Ruhesitz, zu dem ihn Diocletian wider seinen Willen bestimmt hatte, verließ und auf Bitten des Sohnes und Senates den kaiserlichen Purpurmantel wieder annahm. Nun eilte Severus mit seinem Kriegsvolk schnell nach Rom, um die Empörung im Keime zu ersticken. Als er aber die Thore verschlossen fand und ein Theil der Truppen zu dem Feinde überging, verzweifelte er an dem Erfolg und zog sich nach Ravenna, hinter dessen Sümpfen und Mauern er sich zu halten hoffte, bis Galerius ihm neue Truppen zuschicken würde. Als jedoch der kriegskundige Maximian vor der Stadt erschien und den unerfahrenen Kaiser durch Sendlinge und Parteigänger mit Mißtrauen gegen seine eigenen Truppen und Hauptleute erfüllte, ließ er sich bestimmen die Stadt auf Capitulation zu ergeben und unter der Bedingung persönlicher Sicherheit der Herrschaft zu entsagen. Aber er erhielt nur ein ehrenvolles Grab. Die Machthaber, auf deren Treue er gebaut, führten ihn nach Rom und nöthigten

Febr. 307.

ihn, sich selbst den Tod zu geben. Severus öffnete sich die Adern; seine Leiche wurde in der Gruft beigesetzt, die für die Familie des Galienus errichtet worden war.

Die Herrschaft der sechs Kaiser.

Um sich zu dem bevorstehenden Kampfe mit Galerius zu stärken, eilte nun der bejahrte Maximian über die Alpen und schloß mit Constantin ein Bündniß, indem er ihm den Rang eines „Augustus" verlieh und seine Tochter Fausta in die Ehe gab. Nach einer glänzenden Vermählungsfeier in Arles kehrte Maximian nach Rom zurück und rüstete sich zur Gegenwehr wider Galerius, der Rache schnaubend mit einem großen Heere illyrischer und asiatischer Truppen in Italien einrückte. Allein die Drohungen des erzürnten Gebieters erfüllten die Römer und Italiener mit dem Muthe der Verzweiflung; sie stellten den Fürsten alle Habe und Streitkräfte zur Verfügung, damit sie vor der Wuth des erzürnten Barbaren gerettet würden. Galerius stieß daher an allen Orten auf solchen Widerstand, daß er, als seine Friedensanträge entschieden verworfen wurden, sich zum Rückzug entschließen mußte. Raubend und verwüstend durch-

zogen hierauf die Legionen Oberitalien und begaben sich, von Maxentius bis an die Grenze verfolgt, nach Illyrien. Hier erhob Galerius seinen alten Waffengefährten und Zeltgenossen Licinius, dem er von Jugend auf in treuer Freundschaft zugethan war, zum Mitkaiser an die Stelle Severs und wies ihm die Herrschaft über die illyrischen Provinzen zu. Erzürnt über die neue Ernennung ertrotzte auch Maximin, der Bedrücker Syriens und Aegyptens, den Rang eines Augustus, so daß das römische Reich zugleich von sechs Kaisern beherrscht war: der Westen von Maximian und seinem Sohn und Schwiegersohn, die dem ältern Herrscher sich mit Ehrerbietung unterordneten und der Osten von Galerius und seinen beiden Gehülfen, die dem bewährten Kriegsmann mit Dankbarkeit zugethan waren. Schon jetzt schien das Reich für immer in zwei Theile, einen östlichen und westlichen, auseinanderzufallen.

Die Eintracht zwischen Maximian und seinem Sohne Maxentius war Maximians Ausgang.
nicht von Dauer. Dieser betrachtete sich als den rechtmäßigen von Senat und 310.
Volk gewählten Kaiser und wollte die Zügel des Vaters nicht dulden. Erzürnt über solchen Undank begab sich Maximian über die Alpen, Schutz und Hülfe bei Constantin suchend. Er wurde von Tochter und Eidam mit kindlicher Liebe empfangen und mit Ehrerbietung behandelt, und legte, um allen Verdacht zu vermeiden, zum zweitenmal den Purpur ab. Bald darauf unternahm Constantin einen Feldzug an den Rhein. Diese Abwesenheit benutzte der herrschsüchtige Kriegsherr, um sich des in Arles befindlichen kaiserlichen Schatzes zu bemeistern und damit die zurückgelassenen Truppen an sich zu locken, zugleich ein Gerücht von dem Tode Constantins verbreitend. Auf die Kunde von diesem Verrath zog Constantin in Eilmärschen mit dem Heere herbei und nöthigte seinen Schwiegervater zur Flucht. Dieser warf sich mit den Truppen, die er gewonnen, in die feste Seestadt Massilia, entschlossen sich dort zu vertheidigen oder zur See zu entfliehen. Aber sein Schicksal nahte dem Ende zu. Als Constantin vor den Mauern erschien und Anstalten zur Erstürmung traf, erkaufte sich die Besatzung Verzeihung durch die Uebergabe der Stadt und die Auslieferung des Usurpators. Er erlitt dasselbe Schicksal, das er dem Severus bereitet
hatte; zum Tode verurtheilt nahm er sich das Leben mit eigner Hand. Im Febr. 310.
nächsten Jahr erlag auch Galerius, der seit dem Rückzug aus Italien seine Tage zwischen Genuß und Ausführung großer Bauwerke und Anlagen verbrachte, einer schrecklichen Krankheit, welche die christlichen Eiferer als die Wir- Mai 311.
kung der göttlichen Strafgerechtigkeit darstellten. Das erste Toleranzedikt, 311.
das wenige Wochen vor seinem Tode im Namen der drei Imperatoren erlassen ward und welches den Christen den ungestörten Besuch ihrer gottesdienstlichen Versammlungen gestattete, vermochte nicht die früheren Drangsale, die seine Härte und Grausamkeit den Bekennern Jesu zugefügt, mit Vergessenheit zu bedecken. In sein Gebiet theilten sich seine Mitherrscher durch friedlichen Vergleich in der Weise, daß Maximin die asiatischen Provinzen, Licinius die euro-

päischen mit den früheren Besitzungen vereinigten. Der Hellespont und Bosporos bildeten die Grenzen und die beiderseitigen Gestade wurden mit Lagerburgen und Truppen bewacht.

Tyrannei des Maxentius. Durch den Tod Maximians glaubte Maxentius jeder Scheu entbunden zu sein und überließ sich daher ohne Rücksicht seiner wollüstigen und tyrannischen Natur. Ein Aufstand in Afrika gab ihm Veranlassung, die blühenden Städte Cirta und Karthago nebst der ganzen fruchtbaren Umgegend mit Feuer und Schwert zu verwüsten und durch Hinrichtungen und Gütereinziehungen das ganze Land in Schrecken und Verzweiflung zu setzen. In Rom verband er mit Raubsucht und Erpressung die empörendste Wollust. Den Senatoren, deren treue Dienste bei seiner Thronbesteigung er mit Undank und Haß vergalt, preßte er unter dem Namen „freiwilliger Geschenke" hohe Geldsummen ab und entehrte ihre Frauen und Töchter. Die tugendhafte Gattin des Stadtpräfecten, eine Christin, stieß sich den Dolch ins Herz, um ihre weibliche Ehre zu retten. Die Gunst der Soldaten erkaufte er durch Geschenke und gestattete ihnen jede Ausschweifung. Endlich war das Maaß seiner Frevelthaten gefüllt. Schon längst hatte der Senat durch geheime Botschaften den Constantin beschworen, Rom von der Tyrannei zu erlösen. Aber dieser kluge und vorsichtige Fürst, der sich in Gallien durch Thaten der Kraft und Gerechtigkeit einen guten Namen erworben, vermied alle feindseligen Schritte, bis Maxentius, im Vertrauen auf das Heer und von Stolz und Uebermuth getrieben, sich über seine Mitregenten erhob, den Constantin durch mehrere beleidigende Verfügungen aufs Tiefste verletzte und durch kriegerische Rüstungen seine Absicht zu erkennen gab, seine Macht auszudehnen. Nun beschloß Constantinus den Plänen des Feindes zuvorzukommen und die Waffen in das Herz von Italien zu tragen.

Constantin zieht nach Italien. 312. Es war ein gewagtes Unternehmen, als Constantin im J. 312 mit einem Heere von etwa 40,000 Mann die kottischen Alpen überstieg, um einen Feind, dessen Streitkräfte wohl viermal so stark waren, in dem eigenen Lande anzugreifen. Aber Kriegserfahrung, Mannszucht und gegenseitiges Vertrauen verliehen dem gallischen Heere eine Kraft, welche den verweichlichten, verdorbenen und waffenscheuen Legionen des Gegners gänzlich abging. Dies trat gleich im Anfang des Feldzugs zu Tage. Ehe man in Rom eine Kunde von dem Aufbruch hatte, stand Constantin bereits vor Susa, erstürmte diese wohlvertheidigte Stadt durch den ungestümen Kriegsmuth der Truppen und gewann unweit Turin einen glänzenden Sieg über die in Stahl gekleidete Reiterei, welche die Feldherren des Maxentius ihm entgegen führten. Mailand und die Poebene bis an die Etsch war die Frucht dieses Tages. Aber ein harter Kampf erwartete ihn unter den Mauern von Verona, wo der tapfere und erfahrene Feldherr Pompejanus den Oberbefehl führte. Nach mehreren Gefechten entschied sich jedoch auch hier das Glück für Constantin, dessen Talent und rasche Entschlossenheit von der sicheren Tapferkeit und Waffenübung seiner Krieger unterstützt

ward. Als in einer furchtbaren Schlacht, welche die ganze Nacht hindurch fortdauerte, der feindliche Anführer nebst vielen Tausenden seiner Krieger gefallen war, ergab sich die Stadt Verona mit der Besatzung auf Gnade und Ungnade. Mit derselben Schnelligkeit, die das gallische Heer und seinen kaiserlichen Führer bisher von Sieg zu Sieg geführt, rückte nun Constantin auf Rom los. Da verließ Maxentius, im Vertrauen auf einen zweideutigen Ausspruch der sibyllinischen Orakeldeuter, die genußreiche Hauptstadt, deren feste Mauern und gefüllte Magazine einer langen Belagerung hätten Trotz bieten können, um an der Spitze der Prätorianer, die er in der früheren Zahl und Bedeutung wieder hergestellt hatte, und des gesammten italischen und afrikanischen Aufgebots, sich dem Feinde entgegenzustellen. Als Constantin der ewigen Stadt nahe kam, fand er das Heer des Maxentius auf dem rechten Tiberufer in Schlachtordnung aufgestellt, so daß der Strom selbst den Rücken deckte und die Milvische Brücke den Uebergang offen ließ. Hier, am „rothen Stein" (saxa rubra), ereignete sich die denkwürdige Schlacht, in welcher nicht nur die Geschicke des römischen Reiches bestimmt wurden, sondern auch die Entscheidung gefällt, welche Religion in Zukunft die Welt beherrschen sollte. Constantin selbst, in glänzender Rüstung unter der Kreuzesfahne (Labarum) streitend, entschied durch den unwiderstehlichen Ungestüm, womit er sich auf die feindliche Reiterei warf, das Schicksal des Tages. Wie tapfer auch die Prätorianer, im Gefühle, daß an den Ausgang dieses Kampfes ihre Existenz geknüpft sei, das Schlachtfeld zu behaupten suchten, als die auf den beiden Flügeln aufgestellte römische Reiterei von der gallischen in die Flucht geschlagen war und dadurch die Seiten jedem Angriff offen standen, unterlagen sie der vereinten Kraft der Veteranen; ihre Leichen deckten den Boden, auf dem sie gestritten. Maxentius versuchte nach der Stadt zu entfliehen, aber durch das Getümmel auf der Milvischen Brücke in den Fluß gestürzt, fand er den Tod in den Fluthen. Durch das Gewicht der Waffen versank er tief in den Schlamm, so daß sein Leichnam erst am nächsten Tag nach langem Nachsuchen entdeckt werden konnte.

Schlacht an der Milvischen Brücke. 28. Oct. 312.

Unter dem Jubelgeschrei des Volkes zog der siegreiche Kaiser in Rom ein und traf Anordnungen zur Sicherheit seiner Herrschaft über das ganze Westreich. Die beiden Söhne seines Gegners wurden hingerichtet und sein ganzes Geschlecht ausgerottet, aber der Rachsucht des Senats und Volkes, welche die Bestrafung auch über alle Anhänger und Genossen des Tyrannen ausgedehnt wünschten, widerstand er mit edler Festigkeit. Vielmehr war er bemüht, durch Ertheilung einer allgemeinen Amnestie der Angeberei und Verfolgung zu steuern und über die Wunden des Staats und der Gesellschaft den Schleier der Vergessenheit auszubreiten. Aber zwei folgenreiche Einrichtungen konnten dem Senat und der Stadt als bedeutungsvolle Kundgebung dienen, daß die Zeit ihrer Privilegien und ihres Vorranges vorüber sei. Die Prätorianergarde

Constantin in Rom.

wurde für immer aufgelöst, das feste Standlager zerstört und die noch übrige Mannschaft unter die Grenzlegionen vertheilt; und die Abgabe, womit die Senatoren von Maxentius unter dem Namen freiwilliger Geschenke bedrückt worden waren, wurde nunmehr in eine immerwährende Vermögenssteuer verwandelt und demgemäß der ganze Stand in verschiedene Klassen getheilt und nach Verhältniß des Besitzstandes besteuert. So wurde Ehre und Rang auch zugleich eine Last.

Maximin's Ausgang. 313. Vor seinem Feldzug über die Alpen hatte sich Constantin die Freundschaft oder doch die Neutralität des Licinius erworben, wogegen Maximinus mit dem römischen Tyrannen in Bündniß getreten war. Nach der Schlacht an der Milvischen Brücke hatte Constantin mit Licinius eine Zusammenkunft in Mailand, wo der Bund erneuert und durch die Vermählung der Schwester Constantia mit dem illyrischen Machthaber fester gekittet ward. Zugleich erfolgte hier ein neues Toleranzedikt, welches die Christen vor jeder Verfolgung und Beeinträchtigung sicher stellte und ihnen freie Religionsübung gestattete. Kaum waren die Festtage vorüber, so wurden die beiden Augusti durch die Kunde neuer Kriegsstürme nach verschiedenen Seiten gerufen, Constantin an den Rhein gegen die Franken, Licinius an den Bosporus wider seinen Collegen Maximinus. Der Beherrscher von Syrien, mißtrauisch auf die verbündeten Fürsten, war unerwartet mit einem großen Kriegsheer von Antiochien aufgebrochen, um sein Gebiet auf Kosten des Licinius auszudehnen. In Gewaltmärschen mitten im Winter unter Schnee- und Regenstürmen nach Bithynien vorrückend, gelangte er vor die Mauern von Byzanz, ehe die Gegner von seinem Feldzuge Kunde erhalten. Byzanz und Heraklea fielen nach kurzer Belagerung in seine Hände. Aber das Kriegsglück hielt bei seiner Fahne nicht lange Stand. Trotz der Ueberlegenheit des syrischen Heeres erfocht dennoch der kriegskundige Licinius mit seinen abgehärteten illyrischen Truppen bei Heraklea einen glänzenden (30. Apr. 313.) Sieg. Verzweiflungsvoll warf Maximinus den kaiserlichen Purpur von sich und floh blaß und zitternd über Nikomedien seinem Reiche zu; aber ehe er Antiochien erreichte, starb er zu Tarsus an einer schmerzhaften Krankheit, die Folge einer nicht hinreichenden Vergiftung. Gehaßt und verachtet wegen seiner Wollust und Tyrannei wurde er von Niemand beklagt. Sein Reich wurde von Licinius in Besitz genommen.

Wollust und Grausamkeit des Licinius. Wenn Maximin durch seine Habsucht und sinnlichen Ausschweifungen seinen Namen geschändet hatte, so zog sich Licinius durch seine unmenschliche Härte und Grausamkeit den Abscheu der Menschen zu. Das blutdürstige und lasterhafte Zeitalter der Diadochen schien wiedergekehrt zu sein. Licinius ermordete nicht nur die unschuldigen Kinder des Maximinus und dessen Gattin; er ließ nicht nur den harmlosen Severianus, den Sohn des Kaisers Severus tödten; auch Valeria, die Gemahlin seines Freundes und Wohlthäters Galerius, ihre Mutter Prisca, die Gemahlin Diocletians, und der jugendliche

Sohn Candidianus mußten auf Befehl des Wütherichs die Bitterkeit des Todes erleiden.

Die beiden Kaiserinnen und der Sohn waren von Maximin Jahre lang in Verbannung und Elend gehalten worden, weil die züchtige Valeria die Hand des Wüstlings verschmäht hatte. Umsonst hatte Diocletian um ihre Befreiung gebeten, daß sie ihm in Salona die Augen zudrücken möchten; Maximin hatte die Bitte standhaft verweigert. Sein Tod wurde von den Verbannten zur Flucht benutzt. Aus der syrischen Wüste eilten sie nach Nikomedia und flehten den Schutz des Licinius an. Der heuchlerische Tyrann nahm sie mit gleisnerischer Freundlichkeit auf, ließ aber nach einigen Tagen den Candidius tödten und gebot dann, als Valeria und ihre Mutter entsetzt aus dem Kaiserpalast entflohen, daß sie dasselbe Schicksal erleiden sollten. Fünfzehn Monate irrten die Unglücklichen in dürftige Gewänder verkleidet umher, bis sie in Thessalonich entdeckt und hingerichtet wurden. Ihre Leichen ließ der Unmensch ins Meer werfen. Tod der Kaiserinnen und des Candidius. 311.

Seit dem Tode Maximins theilten sich Constantin und Licinius in die Herrschaft über das römische Reich. Aber ihre Freundschaft dauerte nicht lange. Constantin hatte dem Bassianus, einem jungen Römer von vornehmem Stande, seine Schwester Anastasia zur Gemahlin gegeben und ihn zum Range eines „Cäsar“ erhoben. Dieser fühlte sich aber in seinen Erwartungen sehr getäuscht, als der Kaiser mit der Verleihung der Herrschaft über Italien und Afrika zurückhielt. Seine Verstimmung wurde von Licinius genährt; geheime Sendlinge gingen von Nikomedien nach Italien und reizten den unbesonnenen Cäsar auf, sich mit Gewalt anzueignen, was ihm in Güte versagt werde. Constantin entdeckte das Complot, ehe es zur Ausführung kam und bestrafte den Schuldigen am Leben. Seine Theilnehmer und Unterhändler flohen zu Licinius, der sie gegen Constantins Zorn schützte. Die Verweigerung ihrer Auslieferung galt dem Kaiser als Beweis des Einverständnisses, und als Licinius in Aemona (Laybach), einer auf der Grenze von Italien und Illyrien gelegenen Grenzstadt, deren Besitz wahrscheinlich ein Gegenstand des Streites war, die Bildsäulen seines Schwagers Constantin umstürzen ließ, so benutzte dieser die doppelte Beleidigung zu einer Kriegserklärung. Bei Cibalis, am Ufer der Save in Pannonien, kam es bald zur Schlacht. Constantins Feldherrntalent siegte über die abgehärteten Legionen des Gegners; eine zweite Schlacht in der Ebene von Mardia in Thracien hatte gleichen Ausgang. Diese Schläge beugten den starren Sinn des Licinius; die doppelte Niederlage hatte den Kern seiner Veteranen ins Grab gestürzt, so daß er es nicht wagte zum drittenmal das Schlachtenglück zu versuchen. Er schickte einen Gesandten mit Friedensanträgen zu Constantin und dieser schrieb die Bedingungen vor, unter denen er vom Kriege abstehen wolle. Krieg zwischen Constantin u. Licinius. 315. 8. Oct. 315.

Valens, den Licinius zum Cäsar ernannt hatte, wurde des Purpurs beraubt und büßte die kurze Ehre mit seinem Leben; die Provinzen an der Donau nebst Macedonien und Griechenland wurden mit dem westlichen Reiche verbunden und die Herrschaft des Licinius auf Thracien, Kleinasien, Syrien und Aegypten beschränkt, und die beiden

Söhne Constantins, Crispus und der junge Constantin, so wie der jüngere Licinius zu Cäsaren mit der Anwartschaft auf die Nachfolge erhoben.

Constantin gewinnt die Alleinherrschaft. 324. 325. Von der Zeit an erfreute sich das römische Reich acht Jahre lang eines inneren Friedens, welcher dem Constantin gestattete, durch glänzende Kriegsthaten wider die Gothen an der Donau seinen Namen zu verherrlichen und durch Begünstigung der Christen, durch Gesetzesverbesserung und durch Pflege der Wissenschaften sich Freunde und Anhänger zu gewinnen. Er besuchte auch einigemale die alte Hauptstadt Rom, aber ohne einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen. Aus dieser Zeit mag auch der Triumphbogen stammen, der noch jetzt in der ewigen Stadt vorhanden ist, ein trauriges Denkmal des Verfalls der Künste und der verderblichen Unsitte, ältere Monumente ihrer Zierden zu berauben, um das Neue mit erborgtem Glanze zu schmücken. Die Tugenden und Verdienste Constantins wurden um so mehr bewundert und gepriesen, als sie mit den harten Maßregeln des Licinius gegen die Christen und anderen Lastern den Gegensatz bildeten. Und Constantin mag diesen Gegensatz geflissentlich hervorgekehrt haben, weil sein Sinn auf die Erwerbung der Alleinherrschaft des ganzen Reiches gerichtet war. Wir sind über die Ursachen des zweiten Krieges zwischen Constantin und Licinius nicht näher unterrichtet; wahrscheinlich waren Grenzverletzungen von Seiten des ersteren in den Kriegen an der Donau und Argwohn von Seiten des letzteren die Quelle der Feindseligkeiten. Daß der Krieg von langer Hand vorbereitet war, geht aus den bedeutenden Streitkräften hervor, die beide ins Feld führten, als endlich der Würfel gefallen war. Mit einem Heer von 150,000 Mann zu Fuß und 15,000 Reitern erwartete Licinius, von altem Kriegsmuth erfüllt, in einem wohlbefestigten Lager bei Adrianopel den Feind, der mit einer etwas geringeren aber aus altgedienten Kerntruppen bestehenden Streitmacht von Thessalonich aus gegen ihn heranzog. Der reißende Fluß Hebrus trennte die beiden Heerlager, so daß sich der Kampf mehrere Tage auf kleine Gefechte beschränkte, bis endlich Constantin, der hier eben sowohl durch sein Feldherrntalent wie durch Tapferkeit und Kriegsmuth hervorleuchtete, die Schwierigkeiten des Uebergangs überwand und dem Feinde, den er durch eine Kriegslist zum Aufgeben seiner festen Stellung verleitete, eine vollständige Niederlage beibrachte. Mit wenigen zersprengten Heerhaufen rettete sich Licinius nach Byzanz, indeß die Mehrzahl seiner Truppen, die nicht auf der Wahlstatt ihr Leben gelassen, sammt dem Lager in die Gewalt des Siegers gerieth. Geschützt durch die Mauern der festen Stadt und im Besitz einer großen wohlbemannten Flotte ägyptischer und phönizischer Dreidecker und eines neugeworbenen Heeres in Bithynien, konnte Licinius die Entscheidung noch lange hinausziehen. Aber sein Glücksstern war im Erbleichen: die Flotte wurde durch Stürme und durch die Geschicklichkeit des Crispus, des ältesten Sohnes von Constantin, am Gestade von Chalcedon theils vernichtet oder erbeutet, theils zersprengt; und als Licinius, aus Furcht vor dem energi-

schen Belagerungskrieg, womit Constantin die Festungswerke von Byzanz bedrängte, die Stadt verließ und auf der anderen Seite der Meerenge, bei Chrysopolis, abermals eine Schlacht wagte, verlor er wieder die Hälfte seines Heeres. Nun war sein Widerstand und sein Kriegsmuth gebrochen. Der Vermittelung seiner Gemahlin Constantia bei ihrem Bruder verdankte Licinius das Leben. Nachdem er in Nikomedien sich und den kaiserlichen Purpurmantel 324.
dem Sieger zu Füßen gelegt und denselben als Herrn und Gebieter anerkannt, wurde er nach Thessalonich verwiesen und unter Aufsicht gestellt. Aber schon nach einigen Monaten wurde der ehemalige Augustus, unter der Beschuldigung, daß er mit dem Plane umgegangen, die verlorne Herrschaft wieder an sich zu reißen, mit dem Strange hingerichtet, in derselben Stadt, wo er zehn Jahre früher die Gattin und Tochter Diocletians eines gewaltsamen Todes hatte sterben lassen. Durch den Tod des Licinius erlangte Constantin die Alleinherr- 325.
schaft über das römische Reich und das Christenthum den Sieg über die heidnischen Religionen. Denn hatte Constantin schon früher durch mehrere Erlasse die Christen gegen Druck und Verfolgung geschützt, sie in der Ausübung ihrer Religion und im Besitze ihres Gemeindevermögens sicher gestellt und ihrer Geistlichkeit mancherlei Vorrechte eingeräumt, so gab er jetzt den festen Willen zu erkennen, daß in Zukunft nur der Gottheit, „die es in Wahrheit sei", Verehrung und Anbetung gezollt werden solle.

VI. Das römische Reich im vierten Jahrhundert.

Uebersicht der historischen Literatur dieses Zeitraums: (Ergänzung der Literat. S. 1 und 2.) Die *Quellenschriftsteller* über die 4 Jahrhunderte nach Constantin d. G. leiden außer der Dürftigkeit und Trockenheit des Inhalts auch noch größtentheils an Unzuverlässigkeit, weil ihr Urtheil häufig durch Parteilichkeit bestochen ist, sei es daß sie die Vorgänge und Persönlichkeiten im Spiegel ihrer eigenen *religiösen* Ansichten betrachten, oder durch *persönliche Rücksichten* zur Schmeichelei, zur Schönfärberei oder zu Entstellungen sich verleiten lassen. So nehmen die Kirchenväter und Kirchenhistoriker *Eusebius* (bis 324) und seine Fortsetzer (im Lateinischen *Rufinus* bis 395, im Griechischen *Sokrates Scholasticus* bis 439, Hermias *Sozomenus* bis 423 und *Theodoretus* bis 427), *Nicephorus Callistus* in den erhaltenen Büchern bis 610 u. A. unbedingt Partei für die Christen und unter diesen für die Anhänger der orthodoxen, *katholischen* Kirche; während die *heidnischen* Schriftsteller und Rhetoren oft mit Leidenschaftlichkeit und leichtgläubiger Unkritik für ihre Gesinnungsgenossen in die Schranken treten, wie *Zosimus*, Hofbeamter unter Theodosius II. (S. 351), sonst ein Schriftsteller von Bedeutung, und seine Vorgänger *Dexippus* und *Eunapius*, von denen sich nur Bruchstücke erhalten haben; so der Kaiser *Julianus* und seine Verehrer, die Rhetoren *Libanius*, *Themistius* u. A. Mit den ersteren theilen auch die meisten Chronisten der Zeit den kirchlichen Sinn: so *Sulpicius Severus*, Rechtsgelehrter dann Presbyter in Gallien (bis 400), so die spanischen Kleriker: der Presbyter *Paulus Orosius* (VII Bücher Geschichte gegen die Heiden bis 417) und der Bischof *Idatius*, dessen Chronik bis zum J. 469 geht und in dem heil. *Isidorus*, Erzbisch. v. Sevilla (Chronicon Wisi-Gothorum) ihren Fortsetzer erhielt. Nur bei Wenigen steht, wie bei **Ammianus Marcellinus** (S. 345) und bei dem griech. Geschichtschreiber **Prokopius**, von dem später die Rede sein wird, der historische Sinn und die Wahrheitsliebe über dem Parteistandpunkte. Für einzelne Perioden müssen sogar die Dichter und Lobredner *Claudianus* (S. 355 f.) und der Gallier *Sidonius Apollinaris* († 488) als Quellen dienen. Für die Geschichte der *Gothen* sind die Geschichtsbücher von **Cassiodorus** und **Jornandes** (oder Jordanes), für die der *Franken* die geistlichen Historiker **Gregor von Tours** und *Fredegar*, von denen im Laufe des Werkes die Rede sein wird, die Hauptquellen. Ueber diese so wie über die andern Quellenschriftsteller der deutschen Volksstämme gibt das treffliche Werk von W. *Wattenbach*, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter". Berlin 1858, Auskunft. — Bei der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der Quellen kann es überhaupt als ein erfreulicher Ersatz gelten, daß durch den gründlichen Fleiß neuerer Forscher über diesen wichtigen und dunkeln Zeitabschnitt so viele tüchtige Untersuchungen angestellt sind, die bei den folgenden Darstellungen benutzt werden konnten. Dahin rechnen wir außer den früher erwähnten Werken: Die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, von *Savigny* (Heidelb. 1834. 2. Aufl.). Die deutsche Verfassungsgeschichte von Gg. *Waitz* (Kiel 1844 ff.). Die Geschichte der deutschen Sprache von J. *Grimm* (Leipz. 1848. 2 Bde.). Geschichte der Städteverfassung von Italien von K. *Hegel* (Leipz. 1847). K. *Mannert*: Gesch. der alten Deutschen, besonders der Franken (Stuttg. u. Tüb. 1829. 2 Bde.) u. a. W. Die germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des röm. Westreichs von E. Th. *Gaupp*. Bresl. 1844 u. a. W. Ferner die Monographien von J. *Aschbach*, Gesch. der Westgothen,

Frankf. a. M. 1827. 2 Bde. v. Manso: Leben Constantins des Gr. Wien 1819 und Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien. Bresl. 1824. Rud. Köpke: Die Anfänge des Königthums bei den Gothen. Berl. 1859. G. Waitz: Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hann. 1840. Huschberg, Gesch. der Allemannen und Franken. Sulzbach 1840. Felix Papencordt, Gesch. der Vandalischen Herrschaft in Afrika. Berl. 1837 u. a. m. — Nicht minder thätig war die Forschung auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Außer den früher erwähnten Werken von Neander, Hase, Hagenbach, Gieseler und außer dem ältern Werke von Tzschirner: Der Fall des Heidenthums. Leipz. 1829, fand der gegenwärtige Zeitabschnitt oder einzelne Theile desselben gründliche Bearbeiter in Ch. Baur: Die christliche Kirche vom Anfange des 4. bis zum Ende des 6. Jahrh. Tübingen 1859. E. v. Lasaulx: Der Untergang des Heidenthums. München 1854. Besonders war der Kaiser Julianus Apostata der Gegenstand mehrerer Monographien von Neander (Leipz. 1812). D. F. Strauß: Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren (Mannheim 1847). Auer: Kaiser Julian der Abtrünnige (Wien 1855), eine Polemik im Sinne der Kirche gegen die apologetischen Darstellungen der Andern. — Die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oström. Reichs machte Fr. Ch. Schlosser zum Gegenstand eingehender Forschung (Frankf. 1812). — Die deutsche Kirchengeschichte dieses Zeitraums und der nächsten Jahrhunderte wurde aufs Gründlichste behandelt von Rettberg: Kirchengeschichte Deutschlands. 2 Bde. Götting. 1846. 1848 und Krafft: Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern. Berlin 1854. H. Rückert: Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs vom Heidenthum in das Christenthum. 2 Thle. Leipz. 853 f. Ueber die christlich-römische Literatur bis in das Zeitalter der Karolinger enthalten die beiden Supplementbände zu der röm. Literaturgesch. von Ch. F. Baehr (Karlsr. 1836—40) und über Gregor von Tours und seine Zeit die treffliche Schrift von J. W. Lonbell (Leipz. 1839) lehrreiche Angaben. Für die einzelnen Länder wurde, neben den einheimischen Geschichtschreibern, die Geschichte der europ. Staaten von Heeren u. Ukert benutzt (Alex. Schmidt: Gesch. von Frankreich. J. M. Lappenberg: Gesch. von England. H. Leo: Gesch. von Italien).

1. Constantins Alleinherrschaft und Ausgang*). (325—337.)

Constantin hatte das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht. Einst der letzte unter den Cäsaren, war er jetzt Alleinherrscher des gesammten Römer- Constantin „der Große.“

*) Stammtafel des Constantinischen Hauses.

Constantius Chlorus.
a) Gemahlin Helena. b) Gem. Theodora.

Constantinus M. — Dalmatius. — Julius Constantius — Constantia. Anastasia. — Eutropia.

Constantinus M.: Gemahlin
Dalmatius: Dalmatius † 337. Hannibalianus † 337. (Gem. Constantia)
Julius Constantius: Gallus (Gem. Constantia) Julianus (Gem. Helena)
Constantia: Gem. Licinius; Licinius II. † 326.
Eutropia: Nepotianus

Gemahlin des Constantinus M.:
a) Minervina: 1) Crispus † 326
b) Fausta: 2) Constantinus II. † 340. 3) Constantius. † 361. 4) Constans † 350. 5) Constantina (Gem. Hannibalianus.) 6) Helena (Gem. Julian.)

reichs und im Besitze einer Machtfülle, wie sie Aurelian und Probus nicht besessen. Er hatte klug gedacht und rasch gehandelt; und der Name des „Großen", womit ihn die Schmeichelei der Zeitgenossen belegte, ist ihm durch alle Zeiten unbestritten geblieben. Aber sein Herrscherbau war mit Blut gekittet; die christliche Tugend der Milde und Menschenliebe war nicht in seine Seele gedrungen. Als er noch in Gallien weilte, bethätigte er seine Rachsucht und Grausamkeit durch die Ermordung barbarischer Kriegsgefangener, die er in der Arena zu Trier massenweise den wilden Thieren vorwerfen ließ; an seiner Hand klebte das Blut seines Schwiegervaters und seiner beiden Schwäger; und wenn in diesen Fällen die Lobredner zu seiner Entschuldigung geltend machen konnten, daß die herrschsüchtigen Verwandten durch das böse Trachten ihres eigenen Herzens ihren Untergang gefunden, was hatte des Licinius elfjähriger Knabe verbrochen, daß er in jungen Jahren die Bitterkeit des Todes kosten mußte? was entschuldigt die Raschheit, womit Constantin seinen erstgebornen Sohn, den tapfern und trefflichen Crispus ohne gerichtliche Untersuchung der ränkevollen Kaiserin Fausta zum Opfer gebracht?

Fausta u. Crispus. Die näheren Umstände dieser dunkeln Begebenheit sind unbekannt. Ob Fausta die Rolle der Phädra gespielt und den herrlichen Stiefsohn aus verschmähter Liebe dem Henkerbeile überliefert, den Zorn des Vaters durch die Angabe erdichteter Nachstellungen auf ihre Keuschheit reizend, oder ob sie den eigenen Söhnen einen gefährlichen Rivalen für den Kaiserthron beseitigen wollte, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Aber wenn, wie gemeldet wird, Fausta einige Zeit nachher, auf Anstiften der Helena, im überheißen Badgemache den Tod erleiden mußte, so kann diese Strafe als Beweis der eigenen Schuld wie der Unschuld des Crispus gelten. Aber es liegt der Verdacht nahe, daß der edle, volksbeliebte Sohn, den Lactantius zur Tugend und Weisheit erzogen, dem Neide und Argwohn des ehrsüchtigen Vaters zum Opfer gefallen sei, als er am Feste der Vicennalien Theilnahme an der Regierung begehrte.

Die Gründung der Constantinsstadt beschlossen. Dem klugen und stolzen Herrscher war jedoch die Ehre eines römischen Imperators und Alleinherrschers nicht genügend. Er strebte nach dem Ruhme, der Gründer einer neuen Aera, der Stifter einer „neuen Roma" zu sein. Die alte Tiberstadt mit ihren republikanischen Traditionen und Einrichtungen, mit ihrem Senat, der bei aller äußerer Servilität doch noch das Selbstgefühl und die Erinnerung früherer Machtstellung als werthvolle Erbschaft in sich trug und fortpflanzte, mit ihrer anmaßenden schmähsüchtigen Bevölkerung, die selbst die geweihte Majestät mit den Pfeilen ihres Geistes und der Schärfe ihrer Zunge nicht verschonte und dem Hofe nicht die volle Ehrfurcht zollte, genügte nicht länger den gesteigerten Ansprüchen der Machtherrscher. Wir haben früher gesehen, wie seit Diocletian die alte Hauptstadt mehr und mehr vernachlässigt und andern Residenzen nachgesetzt ward, wie Constantin nur selten, nur wo es Pflicht und Anstand forderte, die Kaiserburg auf dem Palatinus zu seinem Aufenthalt wählte, wenn schon die spätere Legende von einer angeblichen „Schenkung Constantins" und von seiner Taufe im Baptisterium des Laterans

durch den Bischof Silvester zu erzählen wußte. Was war daher natürlicher, als daß er nach dem Vorbilde aller großen Herrscher des Alterthums eine neue Hauptstadt zu gründen wünschte, welche den Ruhm seines Namens auf die Nachwelt bringen und dem Stifter und seinem Geschlechte die Wohlthat ihres Daseins mit Treue und Hingebung vergeltend, in Politik und Religion nur die Wege gehen sollte, die ihr vom Herrscher vorgeschrieben würden? Wenn Constantin Anfangs seinen Blick auf Troja warf, den mythischen Stammsitz des römischen Volkes, so zeigte er bald, daß romantische Ideen nicht Macht genug besaßen, ihn über die Vortheile der Wirklichkeit, über die Realitäten des Lebens zu blenden. Kein Ort vereinigte so viele Vorzüge der Natur und Lage, war so sehr zur Hauptstadt eines Weltreiches geeignet, als das alte Byzanz am rasch strömenden Bosporus, der das schwarze Meer mit der Propontis verbindet und den Waaren aus allen Himmelsstrichen Zugang gewährt, mit dem trefflichen Hafen, der von der Gestalt und dem Reichthum der eingeführten Handelsgüter den Namen des „goldenen Hornes" trug, am fruchtbaren, mit Weinbergen, Gärten und ergiebigen Saatfeldern bedeckten thracischen Hügellande, das leicht durch Mauern und Thürme gegen Feindes Gewalt geschützt werden konnte, an einem Orte, wo so viele Kriegszüge sich entschieden und gebrochen hatten und von wo aus die Erbfeinde des römischen Namens an der Donau und am Euphrat abgewehrt werden konnten. Diese äußeren Motive waren so einleuchtend, daß es nicht der Legende einer göttlichen Eingebung bedurft hätte, um Constantins Vorhaben, gerade an diesem Orte seine neue Hauptstadt aufzuführen, zu erklären und zu rechtfertigen.

Constantin betrieb den Bau mit rastlosem Eifer. Am 4. Nov. 326 fand die feierliche Grundlegung der westlichen Ringmauer statt und schon nach weniger als vier Jahren (11. Mai 330) konnte die Einweihung der Residenz selbst erfolgen. Damit die neue Siebenhügelstadt der alten nicht nachstehe, wurde auf ihre Befestigung und Ausschmückung die größte Sorgfalt verwendet. Zwei große Plätze, wovon der eine nach der Augusta Helena das Augusteum hieß, der andere den Namen des Kaisers selbst führte, waren ringsum mit Säulengängen und Statuen geschmückt. Im Mittelpunkt des letzteren erhob sich eine hohe Porphyrsäule mit dem ehernen Standbild Apollo's in der Strahlenkrone, das aber zu einer Statue des kaiserlichen Gründers selbst umgeschaffen und in der Folge zu abergläubischem Cultus mißbraucht wurde*). Der Circus oder Hippodrom, noch jetzt von den Türken als Uebungsplatz benutzt, war ein stattliches Gebäude, etwa 400 Schritte lang und 100 breit, im Innern geschmückt mit Bildsäulen und Obelisken und einem aus drei ehernen Schlangen gewundenen Pfeiler auf dem goldenen Dreifuß, den einst die siegreichen Hellenen dem Delphischen Heiligthume geweiht hatten. Denn da die Kunstfertigkeit jener Tage sich zu neuen Schöpfungen nicht mehr zu erheben vermochte, so wurden aus allen Städten des Reiches altberühmte Kunstwerke weggeführt, um die neue Hauptstadt zu zieren. Constantin selbst, der trotz

Constantinopel oder Neu-Rom.

---

*) Die Statue selbst wurde am 5 April 1101 durch einen heftigen Sturm und durch den Blitz zerschmettert, aber der größte Theil der Säule steht noch heut zu Tage auf derselben Stelle.

seiner christlichen Kundgebungen dem Heidenthum nie feindselig entgegentrat, der die Einweihung durch einen Pontifex und den Neuplatoniker Sopater mit heidnischen Ceremonien ausführen ließ und der Tyche, der Göttin der städtischen Wohlfahrt, und den Dioskuren Heiligthümer errichtete, der die Anordnung traf, daß alljährlich am Gründungstage sein Standbild mit dem Schutzgenius der Stadt in der ausgestreckten Rechten in feierlichem Triumphzuge durch den Hippodrom geführt und von seinen Nachfolgern auf dem Thron mit Kniebeugung verehrt werden sollte, ließ wohl die meisten der geraubten Götter- und Heroenstatuen in ihrer ursprünglichen Gestalt; aber im Laufe der Zeit, als die Antipathie gegen alles Heidnische stärker hervortrat, wurden sie in christliche Heilige umgeschaffen. Dieser religiösen Zurückhaltung Constantins war es ganz entsprechend, daß er auch eine christliche Kirche, die hochgewölbte, reichgeschmückte Apostelkirche aus buntem Marmor mit Säulengängen und Nebengebäuden, in seiner Stadt erbaute. — Nicht weit vom Hippodrom stand der kaiserliche Palast, umgeben von Höfen, Gärten und Säulengängen, ein Prachtgebäude, das der Herrscherburg auf dem Palatinus an Größe und Herrlichkeit nur wenig nachstand. Bäder, Theater, Wasserleitungen, Kornspeicher, das stattliche Rathhaus am Augusteum und große Wohnhäuser für die Senatoren und angesehenen Geschlechter, die in der Nähe des Hofes ihren Sitz aufschlugen, bildeten die festen Punkte der neuen Hauptstadt, zwischen denen sich die städtische Menge der Gewerbtreibenden, Handelsleute und Schiffer, welche die günstige Lage und die äußeren Vortheile anlockten, ihre Privathäuser erbaute. Denn mit demselben Eifer, den Constantin bei der Gründung der Stadt bewiesen, betrieb er auch die Ansiedelung der Bewohner. Viele Senatoren und angesehene Familienhäupter wurden durch Geschenke und Ehrenstellen bewogen, ihren Wohnsitz in der kaiserlichen Residenz zu nehmen; und es bedurfte keiner großen Aufmunterung, da die Nähe des Hofes und die Gunst des Herrschers für die schwache Menschennatur gar viele Reizmittel besitzt. Bald rückte die Tochter- der Mutterstadt nahe; Constantinopel erhielt dieselben Privilegien wie Rom; die Rathsherren führten den Namen Senatoren, das Bürgerrecht wurde dem römischen gleichgestellt; die Spenden in Korn, Wein und Oel flossen noch reichlicher als an der Tiber; an Volksbelustigungen und Genüssen ließen es die byzantinischen Kaiser so wenig fehlen als die römischen. Dazu kam noch das herrliche Klima, die Schönheit der Gegend, der leichte Erwerb, die für Land- und Seehandel gleich günstige Lage. So wurde denn die in vierzehn Regionen eingetheilte Constantinsstadt bald die zweite Stadt der Welt; aber sie war kein Erzeugniß naturwüchsiger Kraft, sondern eine künstlich gezogene Treibhauspflanze; ihr Glanz war erborgt, ihre Kunstwerke waren ein Raub, ihre Bürgerschaft ein Völkergemisch ohne nationales Band, ohne vaterländische Gesinnung, ohne geschichtliche Vergangenheit. Rom, verlassen und vernachlässigt, machte dennoch einen großartigen Eindruck. Seine Triumphbogen und Statuen, seine Tempel, Theater und Circen, seine Thermen und Plätze, Alles malerisch vertheilt auf Thal und Hügel, belebt und unterbrochen durch Gärten und Baumgruppen und hell durchrauscht von springenden Wassern auf neunzehn hochgewölbten Leitungen, gaben Zeugniß von der Größe und Herrlichkeit der alten Weltstadt, gegen welche die künstlichen Schöpfungen Constantinopels weit zurückstanden. Aber Rom blieb noch lange vorzugsweise eine Heidenstadt. Die lateranensische Basilica, Constantins einziges zuverlässiges Werk, konnte mit den alten Tempelbauten nicht verglichen werden.

Hof- und Reichsverfassung. Wie die neue Hauptstadt den Mittelpunkt des Reiches bildete, so wurde das ganze Volk durch die Vollendung der von Diocletian begonnenen Hof- und Reichsverfassung an die Person des Monarchen geknüpft und in das Verhältniß von „Unterthanen“ gebracht, deren gesellschaftliche Stellung oder Be-

theiligung am Staatsleben nicht durch Verdienst oder persönliche Eigenschaften, sondern durch die Willkür, durch die Gnade oder Ungnade des Herrn bestimmt ward. Indem der angesehenere Theil der Bevölkerung durch künstliche Rangstufen und gesellschaftliche Ordnungen gespalten und mit den starken Banden der Eitelkeit, Hoffahrt, Ehrsucht an den Thron und Hof gefesselt wurde, entbehrte die Menge der lenkenden Hand, die ihr Leben und Bewegung verleihen konnte und versank in einen Zustand von Thatlosigkeit und Stagnation, der nur hie und da durch die Wirkungen einer blinden Leidenschaftlichkeit ohne Vernunft und Ueberlegung durchbrochen wurde. Durch die von Constantin und seinen Nachfolgern begründete gesellschaftliche Gliederung, in Folge deren die Stellung und Geltung des Mannes in Staat und Leben, die äußere Ehre und Würde, der Grad des Ansehens, der Achtung und Ehrerbietung, die er von Andern fordern und erwarten konnte, völlig von der Willkür des Kaisers abhängig waren, wurde das ganze römisch-byzantinische Reich an den Triumphwagen des despotischen Machthabers gefesselt, wurde die Menschheit in ein unwürdiges Sclavenjoch geschlagen, wurden die Völker, deren Väter einst durch ihre Großthaten und Geisteswerke die Welt mit ihrem Namen erfüllt, zu den Füßen eines Thrones niedergeworfen, den meistens unwürdige und frevelhafte Fürsten inne hatten und dessen Stufen Schaaren knechtischer Seelen mit Titeln und im Amtskleide und verschmitzte in den Künsten der Schmeichelei und Intrigue wohlerfahrene Eunuchen umgaben. Alle jene künstlichen Mittel, womit Klugheit und Arglist in Aegypten und Persien das unwürdige und sittenlose System des Despotismus und der Knechtschaft ins Leben gerufen, wurden am byzantinischen Hofe in Bewegung gesetzt, und ihre Wirkungen waren um so furchtbarer, je größer das unterworfene Reich, je gebildeter die geknechtete Menschheit, je gottloser und frevelhafter der Hof und seine Creaturen waren. Der „Byzantinismus“, dessen vielgestaltiger häßlicher Bau in Constantinopel zur Ausbildung kam, ist der Inbegriff alles Unwürdigen und Lasterhaften, das im öffentlichen Leben, in den Verhältnissen und Beziehungen der Herrscher zu den Unterthanen jemals zu Tage getreten ist, der Ausdruck des schmachvollsten Zustandes, wo Knechtschaft und Despotismus durch Frevel, Ränke und alle Mittel der Sittenlosigkeit gehalten und getragen werden. Die byzantinische Staatskunst, wie sie durch Constantins Nachfolger im Laufe der Zeit ausgebildet wurde, war eine Weltmacht, die in ihren Wirkungen und Folgen sich durch alle Jahrhunderte hindurchgezogen und ihre unheimlichen Wege bis in unsere Zeit gefunden hat. „Oben der Despotismus, unendlich verstärkt durch die Vereinigung der kirchlichen mit der weltlichen Herrschaft“, so schildert Burckhardt das feindliche Gespenst, „an der Stelle der Sittlichkeit die Rechtgläubigkeit, statt des schrankenlos entarteten Naturlebens die Heuchelei und der Schein, dem Despotismus gegenüber eine sich arm stellende Habsucht und die tiefste Verschlagenheit, in der religiösen Kunst und Literatur eine unglaubliche Hart-

näckigkeit zu beständiger Wiederholung des Abgestorbenen — im Ganzen ein Charakter, welcher viel an den ägyptischen erinnert und mit demselben eine der höchsten Eigenschaften, die Zähigkeit gemein hat." Nach der Stufenfolge der Reichs- und Hofämter richtete sich die Gliederung der Titel und Rangehren als Erlauchte (Illustres), Hochansehnliche (Spectabiles), Ehrenwerthe (Clarissimi) u. a. m.; „reich ausgestattete, mit Sinnbildern (Insignia) versehene Bestallungsbriefe (Diplome) und seltsame Kanzleiausdrücke, wie Eure Würdigkeit, Hochansehnlichkeit (magnificentia, gravitas) beurkundeten den lebendig gewordenen Hang zur Eitelkeit." Der von dem Hofe ausgehende Glanz war zu verlockend, als daß nicht ein stürmischer Zudrang in die Beamtenhierarchie hätte eintreten sollen, wo nicht nur Ehre und Auszeichnung, sondern auch Gewinn durch hohe Gehalte, Privilegien und andere Vortheile winkten. Selbst die persönliche Sicherheit wurde erhöht, indem die Verletzung der Palastbeamten, vom Kammerherrn bis zum Eunuchen herab, als Hochverrath behandelt ward, ein Verbrechen, welches die weiteste Ausdehnung erhielt und zu dessen Erforschung vor Gericht alle Mittel, selbst Folter bei Freigebornen angewendet werden durften. Das byzantinische Hof- und Beamtenwesen mit seiner weißen Amtstracht bildet den Schluß der antiken republikanischen Welt in ihren letzten Ausläufen. Wenn Constantin noch immer den Senat und das Consulat bestehen ließ und einige „Getreue" und „Freunde" aus seiner Umgebung mit dem Namen „Patricier" schmückte, so waren doch diese Auszeichnungen nur leere Ehrenwürden ohne Einfluß und Macht im Staatsleben. In dem Senat wurden die Trümmer der altrömischen Geschlechter untergebracht, die nicht in die neuen Beamtenkreise eintreten wollten; er blieb eine bedeutungslose Prunkanstalt, aus deren Mitte der Kaiser alljährlich zwei Consuln ernannte, die am 1. Januar feierlich ihr Amt antraten und fortfuhren dem Jahre den Namen zu geben. Die Entscheidung in Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten und in Sachen der Gesetzgebung blieb dem Kaiser und seinem Staatsrath oder geheimen Cabinet (Consistorium) überlassen, ein Rathscollegium, in dessen Hände schon seit Hadrian (S. 277) alle wichtigen Geschäfte übergegangen waren und deren Mitglieder willkürlich von dem Fürsten aus den Vertrauten, Günstlingen und Hofbeamten ernannt wurden. Die Consuln und Patricier bildeten mit den Präfecten, den Oberbefehlshabern der Reiterei und des Fußvolks und den sieben Ministern und Kammerherren, welche ihre „geheiligten" Dienste der Person des Kaisers widmeten, die erste Rangklasse der „Erlauchten." Die Theilung des Reichs in vier Präfecturen oder Oberstatthalterschaften, und dieser in Bezirke (Diöcesen) und Kreise (Provinzen), die Trennung der Verwaltung, der Rechtspflege und des Staatshaushaltes von dem Heerbefehl und die Besteuerung aller Bürger nach Vermögen und Einkommen vollendete den neuen Staatsorganismus und das System der Ueberwachung und Knechtung der Völker durch Beamte und Militär. Der Wohlstand sank, das freie

Gemeindeleben wurde geknickt; die Steuerlast und die dadurch erzeugte Verarmung vieler Bürger löste die alte Rechtsgleichheit. Eine kleine Zahl aristokratischer Vollbürger und Gutsbesitzer verwalteten als Decurionen die Rathsstellen und Gemeindeämter in den Municipalstädten, indeß die übrigen Einwohner vom öffentlichen Leben mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Der Byzantinismus, der mit Constantin ins Leben trat, schuf eine neue Aera im geschichtlichen Leben der Menschheit. Das Rang- und Titelwesen zerstörte das wahre Ehrgefühl und die männliche Gesinnung, nährte den Hang zur Eitelkeit und mehrte die Versunkenheit des Volkes durch Erweckung und Beförderung der unlautern Triebe. Wohldienerei und Servilität nach oben, Uebermuth und Despotismus nach unten wurden die Gebrechen des Tages, neben denen die Laster und Untugenden der früheren Zeiten fortwucherten, aber auf heimlicheren Pfaden. In dem Maße als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. „Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken völlig in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich aus römischen Bürgern ein Heer zusammenzubringen, das dem Feinde Stand hielt, und Barbaren schlugen die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht." Die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Und dennoch hat die Vorsehung auch diese trübe Zeit mit einigen Lichtstrahlen erhellt: die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche bessere Zeiten scharf ausgeprägt hatten, von Menschenrechten und persönlicher Freiheit, die durch das Christenthum Eingang fanden, konnten nicht mehr untergehen; eine Errungenschaft, wodurch ein Rückfall in die alten Despotien des Morgenlandes, eine Stagnation des öffentlichen Lebens verhindert ward.

1. Die Präfecten, die seit Septimius Severus „mit der einen Hand das Siegel, mit der andern die Fahne des Reichs" geführt hatten, erhielten nach der Auflösung der Prätorianergarde eine andere Stellung. Constantin nämlich theilte das Reich nach Diocletians Vorgang in vier Ländergebiete, die er der Leitung von vier Präfecten oder Oberstatthaltern unterstellte: 1. die morgenländische Oberstatthalterschaft oder die Präfectur des Orient erstreckte sich über alle Reichsländer der drei Erdtheile, welche von den Katarakten des Nil bis zu den Ufern des Phasis und von den Bergen Thraciens bis zu den Grenzen von Persien reichten. 2. Die Provinzen Pannonien, Dacien, Macedonien und Griechenland bildeten die Oberstatthalterschaft Illyricum. 3. Ueber Italien und die Alpenländer bis zur Donau, über die Inseln des Mittelmeers und über die afrikanischen Provinzen von Cyrene bis an die Säulen des Hercules gebot der Präfect von Italien. 4. Der Occident, von der Pictenmauer in Britannien bis zur Südspitze Spaniens gehorchte dem Oberstatthalter von Gallien. Diese Präfecten, denen ein Heer von hohen und niederen Beamten und Schreibern untergeben war, leiteten als Stellvertreter des Kaisers die bürgerliche Verwaltung und die Rechtspflege in allen ihren Theilen, beaufsichtigten den Staatshaushalt, die Polizei, die Gewerbthätig-

1. Eintheilung und Verwaltung des Reichs.

keit, die Posten, Straßen und Münzstätten und wachten über das öffentliche Wohl und die Gesetze. Zur Erleichterung des Geschäftsganges wurden die vier Präfecturen in Bezirke oder Diöcesen, dreizehn an Zahl, und diese wieder in 117 Kreise oder Provinzen getheilt. An der Spitze der ersteren standen Vicarien, in den letzteren führten Proconsuln, Consularen, Rectoren und Präsidenten die Verwaltung, die niedere Gerichtsbarkeit und das Steuerwesen. Die beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel hatten eigene, den Oberstatthaltern an Rang gleichgestellte Stadtpräfecten. Unter den Vicarien waren die von Achaia und Aegypten die angesehensten.

2. Heerwesen. 2. Die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt in der Hand der Statthalter hatte in früheren Jahren häufig zu Abfall und Bürgerkrieg geführt. Um die Ruhe des Reiches und die Sicherheit des Thrones fester zu begründen, beschloß Constantin die Leitung der Kriegsmacht von der bürgerlichen Verwaltung und Rechtspflege für immer zu trennen. Zu dem Zweck wurde die ganze Wehrkraft des Reiches unter zwei Oberfeldherrn gestellt, von denen der eine dem Fußvolk, der andere der Reiterei vorgesetzt war. Feldoberste (Comites, „Grafen") und Feldhauptleute (duces, „Herzoge") geboten als Unterführer in den einzelnen Provinzen und Grenzbezirken. Bei der Theilung des Reiches in Ost und West verdoppelte sich die Zahl der Oberfeldherren; später stieg sie auf acht. Zur Leitung der militärischen Rechtspflege folgte dem Heer eine zahlreiche Kanzlei. Eine verderbliche Neuerung war die Trennung der Kriegsmacht in Palasttruppen und Grenztruppen. Jene, durch höheren Sold und Vorrechte übermüthig, hatten ihre Standorte in den größern Städten des inneren Landes, deren Luxus und Weichlichkeit die Mannszucht lockerte. Die Krieger vergaßen allmählich die Tugenden ihres Standes, bemerkt Gibbon, und sogen die Laster des bürgerlichen Lebens ein. Sie wurden entweder durch die Ausübung von Handwerken herabgewürdigt oder durch die Ueppigkeit der Bäder und Theater entnervt. Bald kümmerten sie sich um die kriegerische Uebung nicht mehr, wurden wählerisch in Nahrung und Tracht, und während sie den Unterthanen des Reiches Schrecken einflößten und die Bürger durch Einquartierung drückten, zitterten sie selbst bei dem feindlichen Einzug der Barbaren. — Die Grenztruppen, unwillig, daß sie bei größerer Anstrengung und Gefahr an Rang und Sold zurückstanden, verloren die Kriegslust und verließen häufig in Zeiten der Noth die Fahne oder schlossen sich den Feinden an, um an der Beute Theil zu nehmen. Bei der Scheu der entarteten Römer, in den Wehrstand einzutreten, eine Scheu, die oft zu freiwilliger Verstümmelung führte, wurde die Aufnahme der Fremden in die Legionen und bald auch in die Aemter ein Gebot der Nothwendigkeit. Deutsche und scythische Männer füllten mehr und mehr die Reihen der Krieger und stiegen zu den höchsten Militär- und Civilstellen empor, zum Nachtheil der alten Bildung, die von den neuen Emporkömmlingen wenig geachtet und nur in den äußeren Formen angenommen ward. Und da die fremden Kriegsleute die Gefühle der Stammverwandtschaft in die neue Heimath mitbrachten und mit den Völkern, die sie bekämpfen sollten, oft durch Bande des Blutes und natürlicher Sympathie verbunden waren, so wurde die schon längst übliche Sitte, Angriffe der Barbaren durch Geschenke und Jahrgelder abzukaufen, immer mehr zur Gewohnheit

3 Die Hofbeamten. 3. Außer den Statthaltern und Feldherren verlieh der Kaiser den Rang der „Erlauchten" sieben seiner unmittelbaren Diener, denen er seine Sicherheit, seine Kanzlei oder seine Schätze anvertraute: 1. Das Innere des Palastes und die kaiserliche Person standen unter der Aufsicht eines Eunuchen, welcher in der Sprache jener Zeit den Titel Oberkammerherr oder Vorsteher des heiligen Gemaches (praepositus sacri cubiculi) führte. Ihm waren untergeordnet: der Oberkämmerer (primicerius s. cubi-

culi) mit seinen Kammerherren (cubicularii), der Lagergraf oder Haushofmeister (comes castrensis s. palatii) mit den zahlreichen Edelknaben (Pagen), der Vorsteher der kaiserlichen Tafel, der Oberkellermeister, der Lampenmeister, der Kleidergraf (comes sacrae vestis), dreißig „Ruhwarte" (silentiarii) und eine Schaar niederer Diener. 2. Der Befehlshaber der Hofdienerschaften (magister officiorum), „welcher als Ceremonienmeister die Audienzen leitete, als Generalobrist die Leibwache beaufsichtigte, als Kanzleidirector die Bittschriften, Anfragen und Berufungen an den Kaiser empfing und durch vier Kanzleien (scrinia) mit Geheimschreibern (chartularii cubiculi) die schriftlichen Erlasse besorgte, endlich sämmtliche Waffenwerkstätten und Arsenale überwachte, und als Oberrichter (gleichsam Pfalzgraf) die Streitigkeiten der Hofbedienten entschied." Unter dem Kanzleidirector standen auch die Agenten oder Boten, welche die kaiserlichen Edicte in die Provinzen trugen, zugleich aber auch Angeber und Spione waren. Als die „Augen des Monarchen" waren sie der Schrecken der Beamten und die Geißel des Volks. Ihre Zahl stieg im Laufe der Jahre von etlichen Hundert auf Zehntausend. 3. Der Kanzler oder Cabinetsrath (quaestor s. palatii), welcher die Gesetze und kaiserlichen Befehle ausarbeitete. 4. Der Reichsschatzmeister (comes sacrarum largitionum), der mit einer in elf Kanzleien vertheilten Schaar von Finanzbeamten die öffentlichen Einkünfte und das laufende Rechnungswesen leitete und unter dessen Aufsicht Handel, Manufacturen, Münzstätten u. A. standen. 5. Der Kammerverweser oder fürstliche Schatzmeister (comes rerum privatarum divinae domus), welcher mit vier Kanzleien und einer Schaar von Castellanen die reichen Krongüter und kaiserlichen Ländereien (Domänen) verwaltete, die aus Ackerland, Weideplätzen, Waldungen, Schlössern u. A. bestehend, über das ganze Reich verbreitet lagen, am zahlreichsten in Kappadocien, wo durch die Auflösung des Tempelstaats Komana herrliche Besitzungen und Pferdetriften dem Fürsten zufielen. 6. und 7. Die Grafen der Haustruppen zu Pferde und zu Fuß (comites domesticorum equitum et peditum), welche den Palastdienst versahen und die Person des Kaisers bewachten, die Nachfolger der prätorianischen Präfecten, die häufig den Dienst des Palastes mit dem Oberbefehl über die Heere vertauschten.

4. Der unermeßliche Aufwand für den öffentlichen Dienst konnte nur durch ein drückendes Steuersystem aufgebracht werden. Die früheren Quellen der Staatseinkünfte: die weitläufigen Domänen und Hoheitsrechte (Regalien), als Münze, Salinen, Bergwerke, Stein- und Marmorbrüche u. A., die Land- und Hafenzölle, der Kaufaccis, die Abgabe (der „Zwanzigstel" oder fünf vom Hundert) von freigelassenen Sclaven und bedeutenden Erbschaften, waren bei weitem nicht mehr hinreichend für den Staatsbedarf; daher wurden nicht nur alle Gaben und Geschenke, die ehedem als freiwillige in Anspruch genommen wurden, wie das Kronengeld bei jedem Regierungswechsel und bei allen frohen Ereignissen der fürstlichen Familie, als schuldige Abgabe eingefordert und dem regelmäßigen Einkommen beigezählt; auch die von Diocletian erfundene Grund- und Ertragsteuer vom Landeigenthum wurde genauer bestimmt und weiter ausgebildet. Diese Grundsteuer, die vom ganzen Besitzstand, Sclaven, Knechte und Vieh eingerechnet, in Geld und Erzeugnissen erhoben wurde, zu welchem Behufe alle 15 Jahre eine neue Vermögensaufnahme stattfand, war von solcher Bedeutung für das öffentliche Leben, daß seit dem 1. Sept. 312, dem Termine der ersten Schatzung, das Jahr selbst den Namen der Steuer „Indictio" (Steuerjahr) führte. Eine vom Kaiser mit Purpurtinte unterzeichnete Verordnung setzte fest, wie viel jedes Land aufzubringen habe; dies war die Indictio oder Ansagung, die von dem Statthalter an die Vorsteher der Bezirke und Kreise ging und nach Maßgabe der Bevölkerung repartirt ward. Wenn das Ganze bestimmt und ausgeschlagen war, traten die aus den reichsten

4. Steuerwesen.

Grundeigenthümern gewählten Rathmänner oder Decurionen der einzelnen Städte und Flecken mit den kaiserlichen Tabularien, welche die Lagerbücher der Provinzen führten, zusammen und setzten für jeden Gutsbesitzer oder Eigenthümer den Beitrag an Geld und Naturalien fest, der dann von den Einnehmern erhoben ward. Die übrigen freien Insassen des Municipalbezirks, die der Grundsteuer nicht unterworfen waren, die Kaufleute, Krämer, Handwerker, Lohnarbeiter, ja selbst die Lustdirnen hatten eine gleichfalls vollkommen entwickelte Gewerb- oder Kopf-Steuer zu zahlen, die alle vier Jahre neu festgesetzt wurde. Eine weitere Vermehrung der kaiserlichen Einkünfte floß aus der Schatzung der Senatorenwürde (S. 514), aus den Aemter-, Titel- und Ranggebühren und aus den Kaufsummen, womit die Seiden- und Linnenmanufacturen, die Färbereien und Waffenschmiede das Vorrecht des Alleinhandels (Monopol) erkauften. — Die Höhe der Auflagen und die drückende Art der Erhebung hatten zur Folge, daß die Städte von ihrer früheren Blüthe herabsanken, daß der Bürgerstand und die Grundeigenthümer verarmten und daß die Zahl der unfreien Colonen, die als zinsbare Leibeigene an die Scholle gefesselt waren, immer mehr zunahm, zumal als die verheerenden Kriege und die Raubsucht der Barbaren sehr oft den Gutsherrn und den Landmann um die Ernte brachten. Um eine Verminderung des öffentlichen Einkommens in den Provinzen und Städten zu verhüten, mußte man zu den drückendsten Zwanggesetzen schreiten, mußte man den Sohn nöthigen den Stand und das Gewerbe des Vaters fortzuführen, mußte man die persönliche Freiheit in der Wahl des Berufes beschränken.

Constantins Verhalten gegen das Christenthum. Seit dem Siege über Licinius, der zugleich als ein Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Kreuzesfahne über Opferwesen und Wahrsagerei aufgefaßt ward, gab Constantin mehr und mehr seine Hinneigung zu der christlichen Religion kund, ohne jedoch der alten Volksreligion feindselig gegenüber zu treten oder auch nur die zurückhaltende Stellung, die er bisher beobachtet hatte, gänzlich aufzugeben. Nicht nur, daß er die Taufe bis auf seine letzten Stunden verschob, er behielt auch die mit dem Kaiserthum verbundene Würde eines Ober-Pontifex bei, verehrte gleich den früheren Priesterkaisern den unbesieglichen Sonnengott als das himmlische Abbild des Imperators, und seine neue Hauptstadt wurde, wie bemerkt, unter den Schutz der heidnischen Glücksgöttin und unter den des Kreuzes gestellt. Der Triumphbogen, den Senat und Volk nach dem Siege bei der Milvischen Brücke dem Kaiser errichtete, zum Theil aus geraubten Bruchstücken anderer Ehrenzeichen, ist ein sprechendes Denkmal dieser religiösen Unbestimmtheit und Zurückhaltung: unter der heutigen Inschrift: „auf Eingebung der Gottheit" schimmert noch die ursprüngliche Lesart durch: „auf den Wink des höchsten und besten Jupiter."

Die angebliche Vision des himmlischen Kreuzes über der Sonne war somit nicht wirksam genug, eine gänzliche Sinnesänderung hervorzubringen. Wenn Constantin gleich das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres machte und von den Nägeln des Kreuzes einen an seinen Helm, einen zweiten an dem Saume seines Rosses befestigen ließ, zeigten die Münzen noch immer die Bildnisse der alten Götter, besonders des „Sol invictus", und einige Gesetze beweisen, daß er wenigstens die Zauberkünste der alten Götterwelt zu ehren oder zu fürchten nie aufgehört hat, und wiederholt bestätigte er den heidnischen Priestern der Provinz Afrika ihre alten Privilegien und Immunitäten für alle Zukunft.

Erst in dem letzten Jahrzehent seiner Regierung vertauschte Constantin die Rolle eines gemäßigten Schutzherrn, der die beiden Religionen auf dem Grundsatze der Parität leitete, mit dem eines unbedingten Vertheidigers und Gönners. Er gebot die Feier des Sonntags, des ehrwürdigen Tages, in dessen Heiligung die Verehrung des Sonnengottes und des Heilandes zusammentraf und zog christliche Geistliche und Bischöfe in den Kreis seiner Vertrauten, besprach sich mit ihnen über religiöse Dinge, und hielt sie zur Pflege der Wissenschaften an, damit sie das Heidenthum mit den Waffen der Gelehrsamkeit und Bildung desto nachdrücklicher zu bekämpfen vermöchten. Einige Tempel im Morgenlande wurden beraubt, um mit ihrem Schmuck das neue christliche Rom zu zieren, andere, wie die Cultusstätte der Naturgöttin in Aphaka am Libanon und in Heliopolis wegen der damit verbundenen Unsittlichkeit, so wie der Tempel des Aeskulapius, des „Seelenirrers", zu Aegä in Cilicien wegen der von den Priestern geübten Betrügereien zerstört. Dafür erhoben sich in Palästina und anderwärts christliche Kirchen.

Im Verein mit seiner Mutter Helena, die sich im Jordan taufen ließ (326), erbaute Constantin mehrere Kirchen in dem heil. Lande. An der Stätte zu Jerusalem, die man für Christi Grab hielt, wurde der Venus-Tempel entfernt, die Grabeshöhle mit Säulenreihen umgeben und daneben eine hochanstrebende geräumige Kirche von Marmor mit doppeltem Säulengang errichtet, bei der sich bald um die heil. Osterzeit Schaaren von Wallfahrern einfanden; in Bethlehem, an der Geburtsstätte des Heilandes und auf dem Oelberge ließ Helena Kirchen erbauen und im Haine von Mamre wurde der abergläubische Cultus, den Juden, Christen und Araber daselbst übten, durch den christlichen Gottesdienst verdrängt.

Vor Allem war Constantin bemüht, die künftige Existenz der Kirche und der Geistlichkeit sicher zu stellen. Zu dem Zwecke verordnete er, daß ein Theil des Gemeindevermögens zum Unterhalt der christlichen Religion und Kirche verwendet und die Einkünfte einiger heidnischen Tempel den Christen zugewiesen wurden; er gestattete der Geistlichkeit die Annahme von Vermächtnissen, Schenkungen und Erbschaften und erkannte sie als einen „auserwählten Stand" (Klerus) an, mit dem Charakter einer bevorzugten Körperschaft, die bald durch eigenen Gerichtsstand in allen Kirchen- und Religionssachen, in Ehe- und Testamentsklagen, durch Befreiung von Steuern und Abgaben, vom öffentlichen Dienst und von der Militärpflicht und durch andere Immunitäten und Privilegien eine hervorragende Stelle in der Staatsgesellschaft erwarb. „Constantin fand den Klerus schon so eigenthümlich zur Macht organisirt, daß er entweder durch diese Corporation und ihren hohen Credit herrschen oder sie über kurz oder lang zum Feinde haben mußte. Er gab ihr daher alle möglichen Garantien der Gunst bis zu einer Art Mitherrschaft und dafür waren die Geistlichen die ergebensten Verbreiter seiner Macht und ignorirten es völlig, daß er noch mit einem Fuß im Heidenthum stand, ja daß seine Hände über und über mit Blut befleckt waren." War aber einmal der Klerus als besonderer Stand in

der Staatsgesellschaft, dem die Besorgung des Religionswesens, dem Schule und Erziehung, Armen- und Krankenpflege ausschließlich oder vorzugsweise zukamen, anerkannt, so war die weitere Ausbildung nach Rang und Würde, die hierarchische Abstufung vom Erzbischofe bis zu der untersten Klasse der Thürhüter und Akoluthen, der Krankenwärter und Todtengräber ein naturgemäßer Entwickelungsgang. Die Ordination oder Priesterweihe, durch welche man in den heiligen Stand eintrat, erhielt daher mehr und mehr einen mystischen Werth und „wurde im Verhältniß zu Menschen und Dingen sogar magisch, als Mittheilung übernatürlicher Kräfte aufgefaßt.“ Enthaltung der Ehe wurde schon auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa (325) als eine verdienstliche Sache wenigstens für die Bischöfe anerkannt, so daß die früher auf den ehelosen Stand gesetzten Bußen aufgehoben werden mußten; doch wurde der Cölibat noch nicht als Kirchengesetz aufgestellt.

Thron u. Altar im Bund. Die zunehmende Macht der Kirche und des Klerus beschränkte die Gewalt des Staates und der weltlichen Regierung, indem sie gerade die edelsten Seiten des Menschenlebens ihrer eigenen Leitung und Fürsorge vindicirten; diese Machtverminderung fand aber wieder ihre Ausgleichung durch den Nimbus, womit die christliche Kirche das Staatsoberhaupt umgab, durch den Charakter der Heiligkeit, den sie durch ihre Weihe dem Kaiser oder König „von Gottes Gnaden“ verlieh. Der rechtgläubige Kaiser wurde in der ersten Zeit der christlichen Herrschaft als der „gemeinsame Bischof“, als der „Mittelpunkt der Kirche“ angesehen und die Ehrfurcht gegen ihn als eine religiöse Pflicht aufgefaßt. „Wenn der Kaiser den Namen Augustus empfangen hat (heißt es in einer alten Schrift) so ist man ihm wie einem gegenwärtigen und leibhaftigen Gott Treue und Gehorsam und rastlosen Dienst schuldig. Denn im Frieden und Krieg ist es ein Dienst Gottes, wenn man dem treu anhängt, der nach Gottes Anordnung herrscht.“ Bei dem Kaiser ruhte die Bestätigung der Bischofswahlen, die Einberufung und Leitung der Synoden, die Genehmigung ihrer Beschlüsse, Rechte und Befugnisse, welche den ehrgeizigen Klerus in seinen oberen Gliedern zu dienstwilligen und fügsamen Werkzeugen des Herrschers machten, namentlich wenn er sich mit dem Ruhme der kirchlichen Rechtgläubigkeit brüsten konnte und bei Unterdrückung der Häretiker der geistlichen Verfolgungssucht den weltlichen Arm lieh.

In Constantin waren alle diese Züge erst im Keime vorhanden; in den großen kirchlichen Parteikämpfen seiner Zeit beobachtete er dieselbe zurückhaltende Stellung zwischen Orthodoxen und Häretikern wie früher zwischen Christen und Heiden. Selbst die Werke der Christenliebe, die er und in noch höherem Grade seine Mutter ausübte, hatten einen politischen Nebenzweck. Sie sollten die Armen „zum Worte bekehren.“

Constantins Taufe u. Tod 337. In der Osterwoche des Jahres 337 erkrankte Constantin. Die Heilbäder zu Drepanum, einem von ihm erweiterten und zu Ehren seiner Mutter „Helenopolis“ benannten Städtchen an der bithynischen Küste, blieben ohne Erfolg.

Er ließ sich um Pfingsten nach einer Vorstadt Nikomediens bringen, nachdem er sich in die Zahl der Katechumenen hatte aufnehmen lassen. Dort empfing er auf dem Sterbebette die bis dahin verschobene Taufe aus der Hand des Bischofs Eusebius, eines Anhängers des arianischen Lehrbegriffs. Die früher gehegte Absicht, sich im Jordan taufen zu lassen, konnte nicht mehr ausgeführt werden. Bald darauf verschied er in einem Alter von 65 Jahren, wovon er 31 in der Herrschaft zugebracht hatte. Ein herrliches Grabmal in der Apostelkirche zu Constantinopel nahm seinen mit ungewöhnlichem Gepränge bestatteten Leichnam auf und sein Andenken wurde von Heiden und Christen gefeiert. Jene versetzten ihn unter die Götter, diese ehrten ihn als den Begründer des christlichen Kaiserthums, als Constantin den „Großen." Kurz zuvor war auch Helena gestorben, bis zu ihrem achtzigsten Jahr mit Kirchenstiftungen und Handlungen christlicher Werkthätigkeit beschäftigt. Es ist begreiflich, daß ein Fürst, der in Religion und Staat eine neue Aera begründete, von den Anhängern der alten Ordnungen und Zustände eben so sehr getadelt als von den Freunden und Förderern des Neuen gepriesen ward; der unparteiische Geschichtschreiber wird sich daher hüten, ausschließlich den Einen oder den Andern zu folgen, er wird weder in der Verherrlichung des Eusebius und der christlichen Kirchenväter, noch in den Schmähungen eines Zosimus und Julian das getreue Bild eines Fürsten erkennen, bei dem die Licht- und die Schattenseiten mit gleicher Stärke hervortraten, ohne sich zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Sowohl Eutropius als der zweite Aur. Victor machen einen Unterschied zwischen der früheren und späteren Lebenszeit Constantins: während sie den ersten zehn Jahren seiner Regierung alles Lob spenden, versichern sie zugleich, daß er in der Zeit seiner Alleinherrschaft Härte und Druck mit Verschwendung gegen seine Günstlinge vereinigt und großer Prunksucht und Eitelkeit gefröhnt habe. Diese Verschiedenheit trat schon im Aeußern hervor: während er in seiner Jugend durch seine hohe schöne Gestalt und majestätische Haltung Ehrfurcht einflößte, durch seine Tapferkeit, seinen kriegerischen Muth und seine rastlose Thätigkeit seine Waffengefährten begeisterte, machte er sich im Alter, als der Ehrgeiz, die vorherrschende Leidenschaft seiner Seele, in kleinliche Eitelkeit überging, durch seine Prachtliebe und Weichlichkeit, durch das Gefallen an weibischem Schmuck und leerem Pompe lächerlich und verächtlich. Nur darin ist er sich immer gleich geblieben, daß er mit kaltem Verstande das Leben und die menschlichen Verhältnisse richtig erfaßte und für seine Zwecke zu benutzen verstand, daß er sich nie von Eifer oder blinder Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Er war ein genialer Mann, der in der Politik keine moralischen Bedenklichkeiten kannte, und die religiöse Frage nur von Seiten ihrer politischen Nützlichkeit oder Brauchbarkeit ansah, der sich dem Christenthum nur darum zuwandte, weil er klar erkannte, daß demselben die Weltherrschaft zufallen müßte, daß die alten Grundlagen des Staatslebens morsch geworden seien. Wir haben gesehen,

Sein Charakter.

wie er seine Widersacher, auch wenn sie durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit ihm verknüpft waren, mit erbarmungsloser Härte niederwarf, wie er sogar seinen herrlichen Sohn Crispus und seinen jugendlichen Neffen aus Argwohn oder Vorsicht dem Tode weihte, wie er lange mit seiner religiösen Gesinnung zurückhielt, um Heiden und Christen desto sicherer in Abhängigkeit zu erhalten. Durch die Worte, die er nach empfangener Taufe aussprach: „Nun schwindet jede Zweideutigkeit", hat er selbst sterbend der Welt eingestanden, daß er ein Leben der Räthsel und Widersprüche hinter sich lasse. Mag auch in späteren Jahren die Stimme des Gewissens über die Ermordung des Sohnes und so manche andere Frevelthat ihm hie und da unruhige Stunden bereitet und den Tröstungen des Christenthums zugänglicher gemacht haben, so waren dies nur vorübergehende Regungen, die durch die Schmeichelworte der Höflinge und der Hoftheologen bald erstickt wurden. Wenigstens hören wir, daß er im Kreise seiner Freunde und Vertrauten stets eine lebhafte und heitere Unterhaltung geführt und wegen seiner Witzworte und Spöttereien bewundert und gefürchtet war. Aber trotz so mancher dunkeln Flecken, die auf seinem Charakter haften, war dennoch der Ehrenname des „Großen" nicht ganz unverdient. Die Worte, die ihm Lampridius im Leben Heliogabals in den Mund legt: „Kaiser zu werden, ist eine Sache des Schicksals; wen aber die Gewalt des Fatums in die Nothwendigkeit des Herrschens gesetzt hat, der bemühe sich, des Imperiums würdig zu erscheinen", mögen ihm wirklich als Richtschnur gedient haben. Wenigstens gebricht es seiner langen Regierung nicht an manchen rühmlichen Seiten. Die Reichsgrenzen wurden an den drei wunden Stellen, am Rhein, an der Donau und am Euphrat mit Kraft und Energie vertheidigt und die südlichen Ufer des mittleren dieser Ströme durch eine Reihe von Festungswerken gesichert. Noch als sechzigjähriger Greis setzte er mit Heeresmacht über den Strom, fügte den anfangs siegreichen Gothen in ihrem eigenen Lande eine Nie-
331. derlage bei und räumte den Vandalen unter dem Herrschergeschlecht der Asdinger, welche das fruchtbare Gebirgsland an der oberen Theiß und an der Marosch mitten unter sarmatischer Bevölkerung (Jazygen) bewohnt hatten, aber von den Gothen gedrängt zur Auswanderung sich entschlossen, neue Wohnsitze in Pannonien ein. Ein Feldzug gegen die Perser, zu dem er ausgedehnte Rüstungen machte, wurde durch seinen Tod vereitelt und erst von seinem Nachfolger ausgeführt. Die zahlreichen Verordnungen Constantins geben ein rühmliches Zeugniß von seiner Fürsorge für alle Zweige der Rechtspflege und Verwaltung; war auch seine Steuerordnung die Ursache der Verarmung und des Verfalls vieler Städte und Landschaften, führten auch die Privilegien und Immunitäten, womit die oberen Reichs- und Hofbeamten und ihre Nachkommen, die christliche Geistlichkeit, die verabschiedeten Veteranen belohnt wurden, eine Rechtsungleichheit herbei, so suchte er doch durch weise Verfügungen den Mißbräuchen der Amts- und Richtergewalt zu begegnen und die Unterthanen

gegen Erpressung und ungerechtes und parteiisches Gerichtsverfahren zu schützen; konnte er auch die abgestorbenen Talente und die entartete Kunst und Literatur nicht mehr zu einer lebensvollen Thätigkeit erwecken, so beförderte er doch die praktischen Wissenschaften, die Jurisprudenz, die Heilkunde, die Beredsamkeit, und suchte die Rechtsschulen und andere wissenschaftliche Anstalten, besonders die von Athen, Rom und Constantinopel und die Juristenschule von Berytus zu heben und in dem alten Flor zu erhalten; waren auch die Zölle, Monopole und andere Beschränkungen ein starkes Hemmniß für die freie Entwickelung der Gewerbthätigkeit, so nahmen doch durch die öffentliche Sicherheit, durch die geregelte Verwaltung, durch die Verbesserung der Straßen und Posten Handel und Industrie einen neuen Aufschwung. War auch sein Christenthum von heidnischen Beisätzen nie ganz gereinigt, so hat er doch am Ende seines Lebens eine innere Sympathie für die einleuchtenden Wahrheiten, für die geistlichen und sittlichen Güter desselben empfunden und durch Aufrichtung der christlichen Kirche dem menschlichen Geistesleben neue Ziele gesetzt. Am wenigsten ist sein Hauswesen zu rühmen. Seiner Mutter Helena gestattete er einen zu großen Einfluß und ließ sich gegen das Ende seines Lebens allzu sehr von ihrer religiösen Schwärmerei bestricken; seine Söhne, wenn gleich in den Waffen, im Reiten und in allen körperlichen Uebungen hervorragend und von den ausgezeichnetsten Lehrern in der Rechtswissenschaft und in der Religion unterwiesen, wurden durch Schmeichler und durch die Ueppigkeiten und Herrlichkeiten des Hoflebens, denen sie sich durch die Nachsicht des zärtlichen Vaters allzu frei überlassen durften, verdorben; und durch die Theilung der Ländergebiete, die er so mühsam und auf so blutigen Wegen vereinigt hatte, gab er das Reich und sein Haus neuen Stürmen preis.

2. Das Reich unter Constantins Söhnen.

Blutiger Anfang des neuen Regiments.

Constantin hatte die Verfügung getroffen, daß von seinen drei Söhnen der Erstgeborne, Constantinus, das Reich des Großvaters, die abendländische Präfectur (Britannien, Gallien, Spanien, Mauretanien), der zweite, Constantius, das Morgenland, Asien und Aegypten, der dritte, Constans, Italien, Sicilien und Afrika; von seinen beiden Neffen Dalmatius Illyricum, Macedonien und Griechenland, und Hannibalianus die Provinzen Pontus, Kappadocien und Armenien beherrschen sollte. Kaum aber hatte Constantius die väterliche Leiche zur Ruhestätte gebracht, als nicht nur die zwei letztgenannten, sondern auch die beiden Brüder des verstorbenen Kaisers und mehrere andere Verwandte und hochgestellte Personen (darunter der früher allmächtige Gardepräfect Ablavius), die vermöge ihrer Macht und Stellung nach dem Purpur streben konnten, in Folge einer Verschwörung grausam

ermordet wurden. Die ausgestreute Ursache, das Heer habe nur die leiblichen Söhne anerkennen wollen, war, wie die angebliche Vergiftung Constantins, nur eine Erfindung zur Beschönigung der Frevelthat. Die Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julian, wurden verschont, jener, weil er gefährlich krank lag, dieser wegen seiner zarten Jugend. In die durch die Ermordung des Dalmatius und Hannibalianus erledigten Rechtsgebiete theilten sich der zwanzigjährige Constantius und der siebenzehnjährige Constans.

Constantius. 337–361. Constantius war während seiner ganzen Regierung im Osten des Reiches
Perserkriege. 338–350. beschäftigt, um bald in eigener Person, bald durch Oberfeldherren den Krieg gegen die Perser zu führen, der schon bei des Vaters Lebzeiten gedroht hatte
Sapor. 310–379. und der nach dessen Tod mit um so größerer Heftigkeit ausbrach. Sapor II., Sohn des Hormisdas und Enkel jenes Narses, den einst Galerius und Diocletian zu dem schimpflichen Frieden gezwungen (S. 505.), brannte vor Verlangen, die dem Persernamen zugefügte Schmach auszutilgen. Obgleich als König geboren und im Harem erzogen, war dennoch Sapor ein heldenmüthiger Herrscher, dessen Tapferkeit und Staatskunst selbst seine Feinde eingestanden. Nachdem er zuerst sein Schwert gegen die schweifenden Araber gekehrt und nicht blos die häusliche und nationale Ehre hergestellt, sondern auch streitbare Bundesgenossen erworben, machte er sich die Verwirrung in Armenien zu Nutze, um die verlorne Provinz Atropatene wieder zu gewinnen. Tiridates nämlich, Roms Schützling, hatte sich die Freundschaft Constantins durch die Einführung des Christenthums in Armenien zu erhalten gesucht, dadurch aber eine große Partei unter den einheimischen Edelleuten, welche die „Vielheit ihrer Götter und ihrer Weiber" nicht aufgeben wollten, wider sich aufgebracht. Gestützt auf diesen einheimischen Beistand erreichte Sapor sein Ziel. Chosroes, des Tiridates Sohn, ein unkräftiger Fürst, der in einem einsamen Waldpalast sein Leben in träger Ruhe zubrachte, mit Jagd und Vogelfang beschäftigt, verpflichtete
342. sich zur Herausgabe der Landschaft und zur Zahlung eines jährlichen Tributs. Die Nähe des römischen Heeres war nicht vermögend, ihm kriegerischen Muth und Ehrgefühl einzuflößen. Große Waffenthaten geschahen an den Ufern des Tigris und in den Steppen Mesopotamiens, wo so oft die Legionen Roms mit den Eisenreitern des Ostens ihre Kräfte gemessen hatten. In neun Schlachtfeldern trafen die Heere auf einander, ohne daß jedoch die Lage der Dinge durch die blutigen Vorgänge eine wesentliche Veränderung erfahren hätte. Bei
Schlacht bei Singara. Singara, in der Mitte der beiden Weltströme, verwandelte sich der anfängliche
348. Sieg der Römer in Niederlage und Flucht, als sie während der Plünderung des Lagers bei herabbrechender Nacht von den Lanzenträgern und Bogenschützen Sapors überrascht und auf dem verwirrten Rückzug massenweise niedergemacht wurden. Die Ermordung des gefangenen Königssohnes durch den christlichen Kaiser erhöhte noch die Schande des Tages. Dagegen erinnerte der heldenmüthige Widerstand der festen Stadt Nisibis, deren Besatzung und Bürgerschaft

dreimal den Angriffen der Feinde (die bei dem letzten Sturme noch durch eine 338. 346. 350.
künstlich vergrößerte Ueberschwemmung unterstützt wurden), mit todesmuthiger Standhaftigkeit Trotz boten, an die großen Waffenthaten der republikanischen Zeit. Als die Noth am höchsten gestiegen war, wurde Sapor durch einen Einfall der scythischen Massageten, der alten Erbfeinde, nach dem Nordosten seines Reiches gerufen. Und da auch Constantius durch die Ereignisse, die sich mittlerweile im Westen des Reiches zugetragen, eine Beendigung des langen Krieges wünschte, um seine Legionen nach Gallien zu führen, so kam eine Waffenruhe zu Stande, welche Nisibis von der Belagerung befreite und den früheren Grenzzustand wieder herstellte.

Der Friede unter den drei Söhnen des großen Constantin war von kurzer Dauer. Der älteste, der des Vaters Namen führte, verargte es seinen Brüdern, daß sie sich die Gebietstheile der ermordeten Vettern allein zugeeignet und verlangte die Provinz Afrika zu seinen übrigen Besitzungen. Als Constans die Abtretung weigerte, zog Constantinus mit Heeresmacht wider ihn, wurde aber, als er nach Besetzung Oberitaliens bis Aquileja die julischen Alpen überstieg, um seinen Bruder in den Donaugegenden aufzusuchen, in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen. Seine Provinzen huldigten dem Sieger, der somit zwei Drittheile des väterlichen Reiches beherrschte. Constans besaß jedoch außer dem noch wenig anerkannten Erbrecht keine Eigenschaften, die ihm gegründete Ansprüche zu dieser erhabenen Stellung gegeben hätten. Uebermüthig und lasterhaft gestattete er den Genossen und Dienern seiner niedrigen Lüste den größten Einfluß und gab die Provinzen ihrer Habsucht und Gewaltthätigkeit preis. Endlich wurde er nach einer dreizehnjährigen ruhmlosen Regierung durch eine Militärverschwörung in der gallischen Stadt Augustodunum (Autun) gestürzt und auf der Flucht in der spanischen Küstenstadt Helena, vormals Illiberis, ermordet, worauf **Magnentius**, der Führer der kaiserlichen Leibgarde der Jovianer und Herculianer (S. 499.), der Urheber und Leiter der Verschwörung, sich mit dem Purpur schmückte. Während dieser die Länder ausplünderte, um die Soldaten mit dem Raube zu bereichern, warf sich **Vetranio**, Oberbefehlshaber der illyrischen und thracischen Truppen, ein bejahrter Krieger von niedriger Herkunft, einfachen Sitten und beschränktem Geiste, zum Verfechter der Legitimität des constantinischen Hauses auf, bis er sich von Constantina, der ehrgeizigen Wittwe des Hannibalianus, die mit seiner Hülfe die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen hoffte, bewegen ließ, das kaiserliche Diadem auf sein eigenes Haupt zu setzen. In dieser schwierigen Lage bewies sich Constantius als den würdigen Sohn des Vaters. Von den drei Gesandten des Magnentius, der ihm gegen die Anerkennung Frieden und Bündniß anbot, legte er zwei in Fesseln, den andern entließ er mit einer stolzen Antwort; und als Vetranio, ein Mann des Schwertes, der erst in seinem Alter lesen lernte, sich in der Ebene von Sardika inmitten der Heere in Unterhandlungen einließ,

Ausgang des Constantinus 337–340. und des Constans 337–350.

340.

Magnentius u. Vetranio. 350.

350.

wußte Constantius sein legitimes Kaiserrecht so beredt und nachdrücklich geltend zu machen, daß die Truppen seines Gegners, meistens Germanen, welche die Herrschergewalt nur als Ausfluß des Geburts- und Erbrechts kannten und deren Führer zuvor gewonnen worden waren, zu dem Sohne Constantins übergingen. Darauf warf sich Vetranio dem Sieger zu Füßen und flehte um Gnade; und dieser gestattete dem unschädlichen Greise, den Rest seiner Tage in genußreicher Ruhe in Prusa zu verleben.

Ausgang des Magnentius. 351–353.

Der schnelle Ausgang der Unterhandlung mit Vetranio war für Constantius ein großes Glück. Denn schon nahte sich derselben Provinz, die so eben der Schauplatz dieser Vorgänge gewesen war, der gallische Usurpator mit einem aus den streitbarsten Völkern, den Germanen, Galliern und Spaniern ausgehobenen Heere, um die Herrschaft des gesammten Römerreiches als Lohn seiner Kühnheit und seiner Frevelthaten einzuthun. Er nahm die wichtige Stadt Siscia im Sturm, bedrängte Sirmium und setzte den Kaiser, der in der Gegend von Cibalis ein festes Lager bezogen hatte, so sehr in Schrecken, daß dieser ihm durch den beredten Gesandten Philippus den Besitz der Länder jenseits der Alpen als Preis eines Friedensvertrags antragen ließ. Aber so sicher glaubte Magnentius an seinen Sieg, daß er als Antwort dem Imperator Verzeihung anbot, wenn er sogleich den Purpur niederlegen würde. Da vertraute Constantius „der Gerechtigkeit seiner Sache und dem Schutze der rächenden Gottheit" und zog dem Gegner, der bereits die feste Stadt Mursa (Esseck) bedrohte, entgegen. In der breiten Ebene, die sich vor dieser Stadt an dem

Schlacht bei Mursa. 28. Sept. 351.

rechten Ufer der Drau ausdehnt, ereignete sich die furchtbare Schlacht, welche den Besitz der Weltherrschaft entschied. Einen ganzen Tag stritten die Heere des östlichen und westlichen Roms mit todesmuthiger Tapferkeit, bis endlich die geharnischten Lanzenreiter des Constantius die feindlichen Linien durchbrachen und dann die Bogenschützen die hohen unbeschützten Leiber der Germanen zu Fall brachten. Magnentius, welcher die Pflichten eines Feldherrn und Kriegers treulich erfüllte, während Constantius in einer Kirche von Mursa den Tag im Gebet mit Bischof Valens zubrachte, die Schlacht seinen Feldobersten überlassend, legte am Abend den kaiserlichen Schmuck ab und rettete sich in eiliger Flucht über die julischen Alpen. Umsonst hoffte der Barbarenkaiser von der festen Seestadt Aquileja aus Italien und das Abendland behaupten zu können; die grausame Ermordung des jugendlichen Nepotianus, der in Rom die Hand nach der Herrschaft auszustrecken gewagt, seiner Mutter Eutropia und vieler seiner Anhänger hatte die Verehrer des Constantinischen Hauses und den edleren Theil der Einwohner mit solchem Abscheu erfüllt, daß bei der Annäherung der kaiserlichen Truppen alle Städte die Fahnen des Constantius aufpflanzten. Bestürzt über diese Kundgebungen verließ Magnentius das italische Land. Ein leichter Sieg bei Pavia über eine verfolgende Heerabtheilung sicherte ihm den Rückzug durch die Alpenpässe nach Gallien. Aber sein Schicksal

neigte dem Ende zu. Umsonst flehte er durch Gesandte die Gnade des Kaisers an mit dem Erbieten, allen Herrscheransprüchen zu entsagen; Constantius, sonst milde gegen die reumüthigen Abtrünnigen, blieb unerbittlich gegen den Mörder des Bruders. Umgeben von Abfall und Verrath hatte Magnentius bald nur noch die Wahl zwischen freiwilligem Tod oder dem Loose der Auslieferung an den erbitterten Gegner. Er wählte das Erstere, indem er sich in Lyon in sein Schwert stürzte. Seinem Beispiele folgte sein Bruder Decentius, den er zur Theilnahme der Herrschaft berufen hatte. Eine furchtbare Verfolgung erging hierauf über die Anhänger des Usurpators. Von der Pictenmauer bis in die Gebirge Mauretaniens wütheten die Schergen der Tyrannei mit Folter, Hinrichtungen und Gütereinziehungen, wobei Unschuldige, deren Vermögen oder Vergangenheit die Habgier oder Rachsucht reizte, mit den Schuldigen dem Untergang geweiht wurden. 10. Aug. 353.

Nicht blos im Westen herrschte der Schrecken in Palast und Hütte; zu gleicher Zeit wurde auch im Osten von Gliedern der Constantin'schen Familie der Leidenschaft und gewaltthätigen Gesinnung manches Opfer gebracht. Noch während des Krieges wider Magnentius hatte Constantius seinen Neffen Gallus, einen stattlichen Mann von blondem weichen Haupthaar, zum Cäsar und Mitregenten des Morgenlandes erhoben, ihm seine Schwester Constantina vermählt und statt des alten Kappadocischen Königsschlosses, das ihm und seinem Bruder Julian bisher zum weiten Gefängniß gedient, die prachtvolle Stadt Antiochien als Residenz angewiesen. Aber Gallus brachte aus seiner in Haft und Gefahren verbrachten Jugend ein Herz voll Mißtrauen, Menschenhaß und Leidenschaftlichkeit auf den Thron und wurde in seinen Untugenden noch bestärkt und überboten von seiner heftigen Gemahlin. Ein Regiment des Schreckens, worin blutige Gewalt mit ränkevoller Justiz gepaart war und die Eingebungen der Habsucht, des Hasses, der Rachgier die Handlungen bestimmten, lagerte sich über den Osten. Manche Klagen und Beschuldigungen kamen vor Constantius Ohr; aber so lange Magnentius den Purpur trug, unterdrückte er den Argwohn und Groll in seiner Seele; erst als der barbarische Nebenkaiser durch sein eigenes Schwert gefallen war, sandte er auf den Rath des Eusebius, des allmächtigen Kammerherrn und Eunuchen, zwei hochgestellte Beamte nach Antiochien mit dem Auftrage, die Lage der Dinge im Orient zu untersuchen und in bessern Stand zu setzen. Ihr unehrerbietiges, übermüthiges Benehmen erregte das Mißfallen des Cäsar und seiner Gemahlin; sie reizten die städtische Menge wider sie auf, und die Unglücklichen wurden mit tausend Wunden durchbohrt und ihre verstümmelten Leichen in den Orontes gestürzt. Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Constantina wurde zwar durch den Tod vor derselben bewahrt, Gallus dagegen wurde von Antiochien abberufen, um bald darauf im Kerker zu Pola in Istrien von Eusebius verhört und dann wie der gemeinste Verbrecher mit rückwärts gebundenen Händen enthauptet zu

Schicksale des Gallus. 351–354.

März 351.

Dec. 354.

werden. So wüthete das gottlose Geschlecht, das bestimmt war die Religion der Liebe und Versöhnung zur Geltung zu bringen, mit Bosheit und Tücke gegen sein eigenes Fleisch.

Julianus. Es fehlte damals nicht an Versuchen, Julian in das Schicksal des Bruders zu verflechten. Die Eunuchen warnten den Kaiser vor der Gefahr einer dereinstigen Blutrache und umstellten den Fürsten in seiner Zurückgezogenheit in Mailand, wohin er auf hohen Befehl von Nikomedien verwiesen worden war, mit Spähern und Angebern, um ihn durch die Netze der Intrigue und Verleumdung zu Fall zu bringen. Aber die alten Götter, denen Julian in der Tiefe seiner Seele zugethan war, wenn er sich gleich nach außen das Ansehen eines eifrigen Christen gab, wachten über sein Haupt, und die edle Kaiserin Eusebia bewirkte durch ihre Fürbitte bei dem Gatten, daß die Verdächtigungen der Eunuchen wirkungslos blieben und Constantius seine Hand nicht weiter mit Verwandtenblut befleckte. Er erlaubte dem Neffen, seine Ausbildung auf der hohen Schule in Athen zu vollenden. Dort genoß Julian des Umgangs der Rhetoren und Philosophen und faßte in den schattigen Laubgängen der Akademie die begeisterte Liebe für Plato's Lehre, in die er schon in Nikomedien durch Libanius eingeweiht worden, und für den Cultus des starken Helios, dem er seine Rettung zuschrieb, und zu dem er mit schwärmerischer Sehnsucht seine Blicke richtete.

Er wird zum Cäsar ernannt. Um diese Zeit war das römische Reich auf allen Seiten von mächtigen Feinden bedroht. Die Ufer des Rheines wurden von germanischen Völkern betreten und verwüstet. Der Feldherr Sylvanus leistete ihnen kräftigen Widerstand, als er jedoch von tückischer Verleumdung umgarnt statt des verdien-
355. ten Lohnes Strafe und Zurücksetzung erfuhr, ließ er sich zum Kaiser ausrufen. Sein Tod durch Meuchelmord befreite zwar das Reich von einem neuen Bürgerkrieg, minderte aber nicht die Noth der westlichen Staaten. — Die Donaugrenze wurde nur mühsam gegen die Quaden und ihre sarmatischen Nachbarn und Bundesgenossen im alten Dacien geschützt, und im Osten schwang der unermüdliche Sapor abermals die Kriegsfahne, so daß die Länder Kleinasiens von Truppen entblößt werden mußten und den räuberischen Isauriern zur Beute wurden. Sie stiegen von ihren Felsenburgen nieder und füllten alles Land bis Seleucia mit Raub und Gewaltthat. Da wurde Constantius gewahr, daß seine Kraft allein einem solchen Umfang von Sorge und Herrschaft nicht gewachsen wäre; er öffnete daher den Rathschlägen der Eusebia sein Ohr und ernannte seinen Neffen Julian zum Cäsar und Beherrscher der gallischen Provinzen. Trauernd verließ Julian, damals 25 Jahre alt, die geliebten Studien in Athen, um in Mailand vor dem versammelten Heere mit der neuen Würde geschmückt zu werden und mit des Kaisers Schwester Helena vermählt die höchste Stufe der Ehre nach dem Oheim einzunehmen. Als er das Philosophenkleid mit dem Waffenrocke und dem Purpurmantel vertauschte, schied er von seinem inneren

Glück. Die bisherige Umgebung der Weisen wurde jetzt durch einen kalten Hofstaat verdrängt, wo man seine Schritte überwachte, seine Worte belauschte, seine Briefgeheimnisse ausspähte. Mit Freuden empfing er daher den Auftrag, in dem bedrängten Gallien die Ehre des Reiches mit den Waffen herzustellen.

Nach Julians Abzug verweilte Constantius noch 18 Monate in Italien. Constantius in Rom u. an der Donau. 356—358. Er empfing in Rom die Huldigungen des Senats und Volks, bewunderte die Herrlichkeiten der Stadt, die ihm bisher nur durch fremde Beschreibungen bekannt gewesen und setzte sich ein Denkmal in dem Obelisken, der jetzt den Platz des Lateran schmückt. Dann brach er an der Spitze der Heere nach den bedrohten Grenzen auf. Er setzte auf einer Schiffbrücke über die Donau, nöthigte die 357. Quaden, nachdem er die Drangsale der römischen Provinzbewohner mit Strenge gerächt, zu einem Frieden, worin sie durch Rückgabe der Gefangenen ihr vergangenes Unrecht sühnten und zur Bürgschaft eines ruhigen Verhaltens Geißeln stellten, und flößte den Sarmaten, die durch den Abfall ihrer bisherigen Sclaven geschwächt und in freie Sarmaten und Limiganten geschieden waren, durch Waffengewalt und Verträge Ehrfurcht vor Roms Kraft und Majestät ein. Die Limiganten, die während der Unterhandlungen über einen Vertrag einen verrätherischen Angriff auf die Person des Kaisers wagten, wurden ausgerottet und ihr Gebiet, ostwärts von der Theiß bis zu den Taifalen, den freien Sarmaten eingeräumt.

In Sirmium empfing Constantius aus den Händen eines persischen Gesandten die stolzen Forderungen des Königs der Könige, Armenien und Mesopotamien an Sapor, den „Bruder der Sonne und des Mondes" abzutreten. Erneuerung des Perserkriegs. 359—360. So gerne Constantius einen neuen Waffengang mit dem tapfern Feinde im Osten vermieden hätte, so erforderte doch die Ehre und Würde des Reiches, solcher Anmaßung mit dem Schwerte zu antworten. Aber nicht sobald war der Gesandte mit der Weigerung zurückgekehrt, als Sapor mit einem mächtigen Heere in Mesopotamien einfiel. Das Land, von unzureichenden Truppen unter 359. zwieträchtigen Feldherren vertheidigt, wäre leicht erobert worden, hätte nicht die feste Stadt Amida (Diarbekir) durch die heldenmüthigste Vertheidigung den Perserkönig gegen drei Monate vor ihren Mauern gehalten. Zwar erlag endlich die Festung den täglich wiederholten Stürmen und büßte für ihren tapfern Widerstand mit Blut und Zerstörung, allein der Verlust von 30,000 Veteranen des persischen Heeres benahm dem König den Muth zum weiteren Vordringen. Als Constantius endlich ankam, fand er zerstörte Städte und verwüstete Felder, aber keine Gelegenheit zur Rache oder Vergeltung. Ruhmlos kehrte er nach Antiochien zurück. —

Während die Schmeichelei umsonst ihren Scharfsinn anstrengte, aus dem Julian in Gallien. 356—360. letzten Perserkriege Stoff zu einem Panegyricus zu schöpfen, fühlten sich der Kaiser und seine Höflinge unangenehm von dem Ruhme berührt, den Julianus um dieselbe Zeit in Gallien erwarb, ein Ruhm, den man keineswegs von einem

jungen Fürsten erwartet hatte, der bisher vertrauter mit Büchern als mit den Waffen gewesen war und dessen Unternehmungen man auf alle Weise durch Intriguen und durch Erzeugung von Zwietracht und Unbotmäßigkeit in seiner Umgebung zu erschweren und zu lähmen gesucht hatte. Aber was dem jungen Cäsar an Erfahrung und Uebung abging, ersetzte er durch andere rühmliche Eigenschaften. Er gab dem Heere das Beispiel der Einfachheit und Genügsamkeit; seine Ruhmbegierde, seine Liebe zur Tugend, seine Verachtung des Todes, die er aus der Philosophie gewonnen, erzeugten ähnliche Gefühle in den Herzen der Krieger; seine Wachsamkeit führte den Geist der Ordnung und Disciplin ins Lager zurück und die Aufmerksamkeit, womit er die Rathschläge und Weisungen erfahrener Heerführer, besonders des Sallust, anhörte, erweckte allgemeines Vertrauen.

Seine Feldzüge wider die Allemannen. 356. 357. Nachdem Julian auf dem ersten Feldzug in einigen Gefechten mit abwechselndem Glück wider die Allemannen gestritten und durch Ersetzung zweier unzuverlässiger Unterfeldherren mit erfahrenen und getreuen Männern Einheit und Gehorsam hergestellt, lieferte er auf seinem zweiten Zuge demselben germanischen Feinde die große Schlacht bei Straßburg, wo die alte Kriegskunst und die von einem geschickten und verehrten Führer geleitete Anstrengung einen glänzenden Sieg über den wilden Ungestüm und die Körperkraft der Allemannen davon trug. 6000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld und wie viele bei der Flucht in den Wellen des Rheines versanken, wußte Niemand anzugeben. Unter den Gefangenen befand sich der Heerkönig Knodomar mit einer Schaar seiner Getreuen. Der Sieger sandte den allemannischen Fürsten als Herold seiner Thaten dem Kaiser zu. Die ehrenhafte Behandlung, die ihm dieser zu Theil werden ließ, war nicht vermögend, in dem Herzen des Barbaren die bitteren Gefühle über seine Gefangenschaft und den Verlust des Vaterlandes zu ersticken. Er starb bald wie eine entwurzelte Pflanze in fremder Erde. Um die Allemannen von künftigen Streifzügen abzuhalten, setzte Julian zweimal über den Rhein, und die siegreichen Adler tief in das alte Zehntland bis an die Ufer des Maines tragend erfüllte er die germanischen Völker durch Verwüstung ihrer Dörfer und Wegführung ihrer Früchte und Heerden mit solchem Schrecken, daß sie versprachen alle gefangenen Römer auszuliefern und den Frieden nicht ferner zu stören.

Feldzug gegen die Franken. 358. Im nächsten Jahre unternahm Julian einen Feldzug gegen die Franken, welche das fruchtbare Niederland am Unterrhein und an der Maas besetzt hatten und sich durch ihre Kriegslust und ungestüme Tapferkeit vor allen Germanen auszeichneten. Indem er ganz unvermuthet aus dem Winterlager in Paris aufbrach und in Eilmärschen nordwärts zog, verbreitete er durch seine plötzliche Ankunft solchen Schrecken unter den überraschten Germanen, daß sie nach dem unglücklichen Treffen bei Tessenderlo (Toxandria unweit Lüttich) die Gnade des Cäsar anflehten. Die Chamaven kehrten in ihre früheren Wohnsitze

jenseit des Rheines zurück, die salischen Franken dagegen durften ihre neuen Niederlassungen in Brabant als Unterthanen und Hülfsgenossen des römischen Reiches behalten. Durch Eide und Geißeln versicherte sich der Cäsar der Treue der Barbaren. 600 junge Franken, die Julian in zwei erstürmten Burgen an der Maas zu Gefangenen gemacht, wurden als Zeugen seines Sieges an den Hof des Constantius gesandt, der sie in seine Leibwache einreihte.

Julian aber setzte abermals über den Rhein und zwang die germanischen Fürsten durch Gewalt und Verträge zu einem friedlichen Verhalten. Mit einer großen Zahl von Gefangenen, die er aus den Ketten der Barbaren befreit, kehrte der Cäsar, der dem Ruhme des göttlichen Julius nachstrebte, nach Gallien zurück, um seine Thätigkeit einem wohlthätigeren Werke, dem Wiederaufbau der von den Feinden zerstörten Städte zuzuwenden. Mit Hülfe der unterworfenen Germanen, deren Dienste er zur Arbeit und zur Herbeischaffung des Materials in Anspruch nahm, wurden zwischen Mainz und der Mündung des Rheins zwölf Städte hergestellt, die mit Vorräthen aus Britannien versehen, da der gallische Landbau durch die verheerenden Kriegszüge unterbrochen worden war, als feste Standlager für Besatzungstruppen und als Bollwerke gegen feindliche Einfälle dienten. Zugleich war er aus allen Kräften bemüht, durch gute Rechtspflege und weise Verwaltung die Leiden des Volkes zu mildern und Roms Herrschaft, die er durch das Schwert gesichert, auch durch Tugend und Gerechtigkeit zu befestigen, wie sehr er auch durch die Diener der kaiserlichen Tyrannei in allen guten Werken gehemmt ward. Landbau, Industrie und Handel erlangten unter dem Schutze der Gesetze und den Segnungen des Friedens eine kurze Blüthe, in den Städten kehrte mit der Ordnung und Sicherheit neuer Lebensmuth ein, die jungen Bürger überwanden die Scheu vor den Banden der Ehe und den Sorgen des Familienlebens und ergötzten sich wieder an öffentlichen und häuslichen Festen. Besonders erfreute sich Lutetia, die Inselstadt der Parisier, der Gunst des Cäsar. Auf dem südlichen Ufer der Seine erhob sich sein fürstlicher Palast, umgeben von neuen Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden und Plätzen zur Zierde und zum Nutzen. Seine umsichtige Verwaltung.

Mit Neid und Mißgunst vernahm Constantius die Berichte von den Thaten seines Vetters; und wie sehr auch Schmeichler und Höflinge ihre Beredsamkeit anstrengten, um die Verdienste des Cäsar herabzusetzen und die Sonderlingsnatur des Feldherrn im Philosophenbart zu verspotten, die Welt ließ sich weder durch die Verunglimpfungen der Schmarozer, noch durch die prahlerischen Rundschreiben, in welchen sich der Kaiser die in Gallien und Germanien erworbenen Lorbeern selbst beilegte, über die wahre Sachlage täuschen. Volk und Heer sahen mit Liebe und Bewunderung auf einen Imperator, welcher mit altrömischer Kraft Tugend, Einfachheit und Sittenreinheit verband. Da beschloß Constantius, den verhaßten Rivalen von seinen bisherigen Waffengefährten zu trennen und ihn in eine Lage zu versetzen, in der er seines Ruhmes nicht lange genießen würde. Als Julian noch in Paris weilte, traf der kaiserliche Befehl ein, daß vier Legionen und der Kern der Hülfstruppen sogleich aufbrechen sollten, um den bedrohten Osten zu beschützen. Diese Botschaft setzte die Heere und ihren Feldherrn in die größte Bestürzung. Die Soldaten, durch Geburt oder lange Gewöhnung an das gallische Land gefesselt, sollten ihre Frauen Abberufung der gallischen Heere. 359.

und Kinder und einen geliebten Heerführer verlassen, um unter den ruhmlosen Fahnen eines gehaßten Despoten gefahrvolle Kämpfe in einem fernen Lande und Klima und gegen einen furchtbaren Feind zu bestehen! Ein aus Schmerz und Grimm gemischtes Gefühl erfüllte das ganze Land. Die verbitterte Stimmung trat besonders zu Tage, als sämmtliche Truppen in Paris zusammentrafen, um sich von dem Cäsar zu verabschieden. Julianus bewirthete die Hauptleute und Führer und drückte sein Bedauern aus, daß er seine tapfern Waffengefährten nicht nach Verdienst belohnen könne. Von Wein erhitzt und in aufgeregter Stimmung verließen sie das Mahl. Nach einigen Stunden kehrten sie nach dem Palaste zurück, begleitet von den bewaffneten Kriegern und einer großen Menge Volks und riefen Julianus zum „Augustus" aus. Umsonst suchte dieser die gefährliche Würde von sich abzulenken und bald mit Bitten, bald mit Vorwürfen und Drohungen die Tobenden in die Schranken der Pflicht und des Gehorsams zurückzuführen, sie erhoben ihn auf den Schild und legten ein reichgeschmücktes Halsband als Diadem um sein Haupt. Daß die Gegner Julians in diesem Verhalten nichts als Hinterlist und Heuchelei erblickten, war natürlich; er selbst hat stets auf das Feierlichste betheuert, daß er von dem Vorhaben der Truppen keine Kenntniß gehabt und nur dem Zwange nachgegeben habe.

Julian zum Kaiser ausgerufen. 360.

Seine Thätigkeit am Rhein.

Als Julian zur Freude des Volks und des Heeres die Würde eines Augustus angenommen, richtete er ein ehrfurchtsvolles Schreiben an Constantius, worin er denselben bat, ihn als Beherrscher des Abendlandes anzuerkennen. Zugleich entfernte er die feindselig gesinnten Würdenträger von ihren Stellen und traf die nöthigen Vorkehrungen, um sich mit Gewalt auf dem hohen Posten zu behaupten. Nachdem er sein Heer durch die Banden von Räubern und Geächteten, die seit den Tagen des Magnentius das gallische Land durchstreiften, verstärkt hatte, zog er abermals an den Rhein, zwang die Attuarier, einen fränkischen Stamm, der einen neuen Einfall in das Reichsgebiet unternommen, durch einen kühnen Marsch in ihr Land zum Frieden und schreckte die Allemannen durch einen raschen Zug über den Strom und durch die Verhaftung und Wegführung des schlauen und verwegenen Fürsten Vadomar aus der Mitte seines Volks, von feindseligen Unternehmungen ab. Zugleich besichtigte er die Festungen von Cleve bis Basel und traf Vorkehrungen zum Schutze der Grenze.

Sein Benehmen gegen Constantius.

Constantius weilte noch in Antiochien, als die Kunde von dem Abfall der gallischen Truppen zu seinem Ohr drang. Er empfing die Boten Julians mit Vorwürfen und Entrüstung und beantwortete das Schreiben mit hochmüthigen und drohenden Worten, jede Anerkennung strenge zurückweisend. Der Unwille, den das kaiserliche Schreiben bei dem Heere hervorbrachte, bestärkte Julian in dem Vorhaben, sein Schicksal von der Entscheidung der Waffen abhängig zu machen. Noch kurz zuvor hatte er in Vienna das Fest der Erscheinung Christi

gefeiert; jetzt stellte er öffentlich die Sorge für sein Heil den unsterblichen Göttern anheim und entsagte somit gleichzeitig der Religion und der Freundschaft des Constantius. Mit Jubel vernahmen die Soldaten den muthigen Entschluß ihres Kriegsherrn, die Waffen gegen den Beherrscher des Ostens zu tragen und schwuren ihm zu folgen bis an die Enden der Erde.

Ein blutiger Bürgerkrieg drohte das römische Reich in seinen innersten Fugen zu zerreißen, in einem Augenblick, wo im Osten der Perser noch unter den Waffen stand und im Westen der trotzige Allemanne nur auf den Abzug der Legionen lauerte, um, heimlich von Constantius ermuntert, über den Rhein und Bodensee in das römische Gebiet einzubrechen. Der persönliche Haß, lange von der Maske erheuchelter Freundschaft verhüllt, trat nun in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit hervor und trieb, verstärkt durch Rachgier und religiösen Fanatismus, zum Kampf auf Leben und Tod. Die beiden Frauen, die vielleicht noch durch begütigende Worte die lodernde Flamme hätten dämpfen können, die Kaiserin Eusebia und Julians Gattin Helena, waren kurz zuvor aus dem Leben geschieden. So schien denn Rom an inneren und äußeren Wunden verbluten zu müssen. Aber das Schicksal bewahrte das Reich vor der Wuth eines Bürgerkrieges. Während Julianus mit seinem kleinen aber abgehärteten und muthigen Heere durch die Thäler des Schwarzwaldes nach der Donau zog, dann wie im Fluge längs dieses Stromes bald am Ufer, bald in Kähnen von den Wogen getragen nach Sirmium eilte, um von dieser Stadt, die seinen Einzug im Festgepränge feierte, durch das illyrische Gebirgsland sich der neuen Hauptstadt zu nähern, erlag Constantius in der kleinen Stadt Mopsukrene, etliche Meilen von Tarsus, einem durch die Aufregung der Wuth und Rachsucht gesteigerten Fieber im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, im vierundzwanzigsten seiner Regierung, ein Fürst, der alle Fehler, aber nicht die Fähigkeiten seines Vaters geerbt hatte. Der Versuch des Eusebius, durch Aufstellung eines andern Gegenkaisers die Herrschaft der Eunuchen zu verlängern, scheiterte an dem Widerstande des Heeres, das dem Sieger seine Huldigung und die Versicherung seiner Ergebenheit melden ließ. Wie im Triumphe zog nunmehr Julian in Constantinopel ein, begrüßt von dem freudigen Zurufe der jubelnden Volksmenge, des Senats und der Soldaten. Bald nachher langte der Trauerzug mit der Leiche des Constantius an und Julian begleitete sie im einfachen Gewande ohne Diadem nach der Apostelkirche, der geweihten Ruhestätte.

[Randnotizen: Julians Zug nach Constantinopel. Tod des Constantius 361. — 3. Nov. 361.]

3. Julianus der Abtrünnige und die heidnische Reaction. 361—363.

Es ist schwieriger auf der Höhe des Daseins den Ruhm eines Weisen zu bewahren, als in der gedrückten und mühseligen Lage untergeordneter Lebens- [Randnotiz: Zu seiner Beurtheilung.]

kreise. Wenn wir absehen von der Verstellung, zu der sich Julian durch die Verhältnisse gezwungen sah, von der Zurückhaltung seiner wahren Ueberzeugung gegenüber einer unlauteren oft feindlich gesinnten Umgebung, von dem heuchlerischen Schein, unter dem er seine wahre Gesinnung häufig verbarg, so steht Julian in seinem bisherigen Leben als ein fleckenloser Charakter da, als ein siegreicher Kämpfer gegen die äußeren Feinde wie gegen die Laster und den Frevelsinn einer gesunkenen Menschheit. Obwohl seine der philosophischen Speculation zugewandte Natur für das Kriegsleben keinen Zug fühlte, hat er dennoch den Beruf und die Pflichten eines Feldherrn und Fürsten mit Ruhm und Erfolg erfüllt; seine Verwaltung und Rechtspflege waren musterhaft und lieferten den Beweis, daß ein durch Studien und Nachdenken gestärkter Geist auch im praktischen Leben sich schnell zurecht findet; seine Erhebung auf den Kaiserthron geschah ohne seinen Willen, wenigstens besitzen wir keine sicheren Beweise vom Gegentheil, und als Constantius sich zu keiner Verständigung herbeiließ, forderte es seine eigene Sicherheit, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Auf dem Zuge vom Rhein bis zum Bosporus erwarb er sich neben der Bewunderung des Kriegshelden den Ruhm weiser Mäßigung und Humanität. Aber auf der Höhe des Glücks erbleichte sein Stern; seine Gerechtigkeit wurde nicht selten durch Rachsucht und Parteilichkeit abgelenkt, seine philosophische Weitherzigkeit bestand im Widerstreite subjectiver Lehrmeinungen nicht die Probe, und sein sonst so klarer und durchdringender Verstand wurde durch Eitelkeit und Vorurtheil getrübt und an der richtigen Erfassung der Wirklichkeit, der realen Lebensverhältnisse verhindert. Es ist freilich schwer, hinter den dichten Wolken, welche die Schmeichelei der Lobredner und die Lästerungen der Gegner aufgethürmt haben, das wahre Bild zu erkennen; aber er selbst hat in seinen Schriften den richtigen Maßstab zu seiner Beurtheilung niedergelegt.

Reformen am Hof u. in der Verwaltung.

Am größten zeigte sich Julian als Reformator des Hoflebens und als Wiederhersteller der altrömischen Kriegszucht. Ein Bewunderer der schönen Zeiten des Alterthums und der Einrichtungen und Denkweise der Vorfahren, verbannte er den von Diocletian und Constantin eingeführten Hofstaat aus seiner Nähe; die Schaaren reich besoldeter und geschmückter Palastdiener, Kammerherren, Eunuchen wurden entfernt und zwar, da man ihren Verhältnissen keine Rechnung trug, in vielen Fällen nicht ohne Härte; die üppigen und verschwenderischen Tafelgenüsse hörten auf, da Julian auch als Kaiser der einfachen Lebensweise und Mäßigkeit treu blieb, die er auf der Schule und im Felde beobachtet hatte. Sein Bette theilte kein Weib mehr, seitdem Helena in Folge unglücklicher Entbindungen ins Grab gesunken. Statt der prachtvollen Hofkleidung seiner Vorgänger erschien er im alten Philosophengewand und im langen ungekämmten Bart. Dabei entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit und Arbeitskraft. Mit unermüdlichem Fleiße unterzog er sich allen öffentlichen Geschäften des weiten Reiches, überwachte die Verwaltung, sorgte für unpar-

teiische Rechtspflege, bewahrte durch strenge Heeres- und Lagerzucht den noch glimmenden Funken altrömischer Mannheit, schützte die Provinzen vor Erpressung und Steuerdruck. Die freien Stunden und einen Theil der Nacht, die seine Räthe und Diener der Erholung oder den Genüssen widmeten, weihte er den Studien und seinen schriftstellerischen Arbeiten. Die verderbliche Brut der Angeber und Späher verschwand. Der Bürger athmete wieder freier, da er sah, daß die Gesetze beobachtet wurden und bei den Gerichten kein Ansehen der Person galt. Den griechischen Städten, die unter der schweren Hand des Despotismus dem Verfall und der Verarmung anheimgegeben waren, wendete Julian die größte Sorgfalt zu. War doch an ihre Namen Alles geknüpft, was seinem Herzen theuer war. Er half ihrem Nothstande ab und ermunterte sie, die alten Spiele und heiligen Gebräuche aufs Neue zu beleben. Um so gleichgültiger war er gegen die Belustigungen der Rennbahn. Nur selten wohnte er den Circusspielen an, zum großen Verdruß der schaulustigen Menge.

Schwächen und Verkehrtheiten

Mußte man in allen diesen Zügen einen Herrscher von seltenen Vorzügen und hohen Eigenschaften erkennen, so verrieth Julian in andern Dingen Schwäche, Eitelkeit und Verkehrtheit. War die Beschränkung der Hofhaltung und des Aufwandes eine Wohlthat für das Reich, so konnte es doch nicht als Zeichen eines gesunden Geistes und praktischer Lebensweisheit gelten, wenn der Kaiser das persische Hofceremoniel mit der Einfachheit eines Cynikers vertauschte. Es war nur eine andere Art von Eitelkeit, wenn er statt des prunkenden mit Diamanten geschmückten Hofkleides den schmutzigen Philosophenmantel trug; es war der Hochmuth des Sonderlings, wenn er in seiner satirischen Schrift „der Bartfeind" sich seiner Geringschätzung aller körperlichen Pflege, seiner Hungerkost, ja sogar seiner Unreinlichkeit rühmte. Durch solche affectirte Zurückführung untergegangener Lebensformen in eine ganz anders geartete Gegenwart konnte die gesunkene Welt so wenig aufgerichtet werden, als durch die Thaten des edlen Ritters Don Quixote die verschwundene Ritterzeit. Seine ganze persönliche Erscheinung, der Mangel an innerer Haltung in seinem Benehmen gegen Heiden und Christen, die stete Unruhe und schwärmerische Aufregung, womit er von Tempel zu Tempel eilte und auf allen Altären opferte, machte den Eindruck, als ob er das verzehrende Gefühl eines unnatürlichen und erfolglosen Ringens in sich trage. Zu diesen Verkehrtheiten gesellte sich noch ein richterliches Verfahren, das nicht frei von Rachsucht war. In Chalcedon wurde ein aus sechs hohen Würdenträgern des Staats und des Heeres zusammengesetzter Gerichtshof eingesetzt, welcher alle, die einst durch Ränke und Verleumdungen den Kaiser Constantius gegen Julian und seinen Bruder Gallus aufgereizt hatten, verhören und strafen sollte. Statt über die Vergangenheit den Schleier des Vergebens und Vergessens zu breiten, erschreckte somit Julian das Volk mit einem peinlichen Untersuchungsgericht, bei dem einige Männer auf den Richterstühlen saßen, die man lieber auf der Bank der Angeklagten gesehen

hätte. Wie unter Constantius begann auch hier die Regierung mit Hinrichtungen und Gütereinziehungen, und wenn auch die meisten, wie der Oberkämmerer Eusebius, durch ihre früheren Frevelthaten den Tod verdient hatten, so fiel doch auch der Schatzmeister Ursulus, ein ehrenhafter Mann, dem Julianus zu Dank verpflichtet war, als Opfer der Soldaten, deren Zorn er gereizt hatte.

Julians Haltung gegen die Christen. 1. Erziehung und Bildungsgang.

Vor Allem war es jedoch seine feindselige Haltung gegen das Christenthum und sein unzeitgemäßer Eifer für die Wiederbelebung des abgestorbenen Heidenthums, wodurch Julian sich den Haß und die Feindschaft der Mehrzahl seiner Zeitgenossen zuzog, so daß sein Name mit Schmach bedeckt auf die Nachwelt gekommen ist, daß das Brandmal eines „Apostaten", eines Abtrünnigen von dem wahren Glauben, in dem er erzogen worden und den er in der Jugend bekannte, mit untilgbaren Zügen ihm aufgeprägt ward.

Constantius hatte die religiöse Zurückhaltung seines Vaters aufgegeben und war mit entschiedener Feindseligkeit gegen das Heidenthum aufgetreten. Im Laufe seiner Regierung war durch mehrere Edicte geboten worden, daß der heidnische Aberglauben aufhören, der Wahnsinn der Opfer vertilgt und die Tempel geschlossen werden sollten; und wenn auch das Gebot nicht überall eingehalten wurde, so gab doch wenigstens im Morgenland die Ausübung der heidnischen Religion Veranlassung zu vielen gerichtlichen Verfolgungen; und bei der engherzigen Seele des Kaisers und dem Einflusse boshafter Eunuchen fehlte es nicht an harten Strafen gegen die Widerspenstigen. Unter diesem geistigen Druck verbrachten Julian und Gallus ihre Jugend, und dieser Druck war um so härter, als der Urheber derselben zugleich der Mörder ihres Hauses war und die Geistlichen, die ihre Erziehung leiteten, mit mißtrauischen Blicken alle ihre Handlungen beobachteten, das Innere ihrer Seele zu erforschen strebten und ihren Geist in die Bande des Dogmatismus und der Rechtgläubigkeit schlugen. Ihre Bemühungen trugen die schönsten Früchte. Die Brüder vollbrachten mit Eifer und Andacht alle Werke christlicher Frömmigkeit; sie wohnten dem Gottesdienste bei, sie beteten und opferten auf den Gräbern der Märtyrer. Aber mit den Jahren trat eine Aenderung ein. Während Gallus der Christenlehre treu blieb, ohne daß sein rohes und verwildertes Gemüth dadurch veredelt worden wäre, neigte sich Julians lebhafter Geist, angeregt von der Poesie der classischen Literatur, die er zumeist aus dem Unterrichte eines alten Sclaven kennen gelernt, mehr und mehr dem Heidenthum zu, das durch den Reiz des Geheimnißvollen und Verbotenen ihm in desto höherer Verklärung erschien. Er lebte in den Idealen der antiken Welt; er verkehrte mit den homerischen Helden und Göttern und begeisterte sich für das menschlich Große und Edle, zu dem er einen natürlichen Zug in seiner Seele fühlte. Im Umgang mit griechischen Gelehrten wuchs seine Neigung zum heidnischen Religionswesen, dessen Mythen er im Sinne der neuplatonischen Philosophie allegorisch deutete, dessen Symbole und Mysterien seine Einbildungskraft fesselten, an dessen Kunst und Poesie, Festen und Opfern seine phantasiereiche Natur Gefallen fand. Von den Lippen neuplatonischer Weltweisen, wie Aedesius, Chrysanthius, Maximus u. A. sog er begierig jene schwärmerischen Lehren ein, die wir oben kennen gelernt. Einen besonderen Reiz hatte für ihn die Vorstellung von der Natur der Seele, die himmlischen Ursprungs, an den Körper gefesselt, nach der Erlösung und Rückkehr in die göttliche Heimath sich sehne, und er war aufs Eifrigste bemüht, sie durch Enthaltsamkeit, durch steten Kampf gegen das Fleisch mehr und mehr zu reinigen und zu befreien von den Fesseln und Banden der Materie und zum Schauen der Gottheit fähig zu machen. Diese poe-

tisch=ideale Auffassung des Göttlichen und Menschlichen erfüllte nach und nach sein ganzes Gemüth: er glaubte im Umgang mit Göttern und Dämonen zu stehen und machte seine Entschlüsse und Handlungen von höheren Eingebungen abhängig. In Athen wurde er in die eleusinischen Geheimnisse feierlich eingeweiht; von der Zeit an stand er mitten in der griechisch=römischen Weltanschauung, wenn er gleich aus politischen Rücksichten mit seinem Glauben zurückhielt und äußerlich an Religionsdiensten sich betheiligte, die er tief verachtete. Er wurde ein schwärmerischer Anhänger der alten Volksreligion, nicht nur weil sie in seiner idealen Auffassung ein heiteres Gegenbild zu der „Religion der Todten und der Gräber" darbot, sondern auch weil er mit derselben Alles verknüpft sah, was die schönste Zeit des classischen Alterthums aus sich erzeugt und als die reichste Quelle aller geistigen Bildung zurückgelassen hatte.

2. Sein Regierungsantritt u. sein Toleranzedict.

Mit Sehnsucht und frohen Hoffnungen blickten die Eingeweihten auf den Gesinnungsgenossen im Purpur, von dessen Thronbesteigung sie die Rückkehr des Reiches zu den alten Göttern erwarteten, der jeden Morgen zu Hermes betete, dem alldurchdringenden Weltgeist. Endlich kam die ersehnte Stunde. Sein Einzug in Constantinopel rief das sinkende Heidenthum zum letzten Male auf den Kampfplatz. Sein erstes Gebot war, die Tempel wieder zu öffnen und die in Verfall gerathenen herzustellen, die umgestürzten Altäre wieder aufzurichten und die öffentlichen Opfer- und Religionshandlungen zu erneuern; sein zweites verkündete allen Unterthanen des Römerreichs eine allgemeine, unbedingte Toleranz: die Verehrer der alten Götter, wie die Bekenner des gekreuzigten Christus, Rechtgläubige und Häretiker, sollten gleiche Rechte und Befugnisse haben und selbst den Juden sollte die Rückkehr nach Jerusalem und der Wiederaufbau des Tempels gestattet sein.

3. Wiederbelebung des heidnischen Cultus.

Nachdem Julian auf diese Weise den Boden bereitet, ging er mit dem Eifer eines Fanatikers an die Wiederbelebung der heidnischen Religionsgebräuche und an die Bekämpfung des Christenthums. Doch vermied er die blutigen Wege der Verfolgung: Scheu vor der stummen Beredtsamkeit des Märtyrerthums, die in früheren Jahren dem Evangelium so viele Bekenner zugeführt, wählte er die Mittel der Verführung und des „sanften Unterjochens." Zunächst galt es dem heidnischen Götterdienst neuen Glanz zu verleihen und das Ansehen der Priester zu heben. Zu dem Behuf legte er sich selbst die Würde eines Oberpontifex bei und ging dem ganzen Volke mit dem Beispiele eines eifrigen Götzendieners voran. Libanius, sein Freund und Lobredner, bezeugt, daß Julian jeden Tag mit einem Blutopfer den aufgehenden Sonnengott, in dem er die ganze göttliche Allmacht und Herrlichkeit anschaute, begrüßt und mit einem Blutopfer den untergehenden begleitet habe, daß er selbst bei den Opfern mitgewirkt, um den Altar gelaufen, Holz herbeigetragen, das Messer angefaßt und die Eingeweide beschaut, und daß er, um diesen Pflichten besser nachleben zu können, in seinem Palaste dem Sonnengott ein Heiligthum errichtet habe. Denn ihm war, wie er von sich selbst zeugt, von Jugend auf eingepflanzt eine heftige Sehnsucht nach dem Glanze des Gottes Helios; der Anblick

des himmlischen Lichtes und die leuchtenden Sterne hätten ihn von jeher mit Staunen und Entzücken erfüllt. Helios, Allen sichtbar und Alles schauend, sei der wahre Abglanz und Ausdruck der höchsten Gottesweisheit, in welchem die Einheit des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Himmlischen und Irdischen in seiner concretesten Gestalt sich darstelle. Diesen prunkvollen Sonnendienst und mit ihm den ganzen heidnischen Cultus mit seinem vollen Glanz und Gepränge, mit allen seinen Ceremonien und Mysterien wieder zur Volks- und Staatsreligion zu erheben, die Offenbarung des Göttlichen in der Natur, für welches die Christen keinen Sinn zu haben schienen, wieder zu wecken, war sein eifrigstes Bestreben. Nicht nur daß er Opferfeste von hundert Stieren (Hekatomben) veranstaltete, er suchte durch eine Reformation des Priesterstandes dem Heidenthum neue sittliche Lebenskraft einzuflößen, eine „polytheistische Kirche" zu gründen, welche die Vorzüge des Christenthums und dessen hierarchische Organisation mit der Glaubenspoesie und dem kunstgeschmückten Cultus der hellenischen Götterwelt vereinigen sollte. Libanius blickte mit Entzücken auf die Jubeltage, wo man an allen Enden das erhebende Schauspiel flammender Altäre, blutender Opfer, aufsteigenden Weihrauchs und feierlicher Züge von Priestern und Augurn erblickte. Man besitzt noch das Sendschreiben, worin der kaiserliche Oberpontifex wie in einem „Hirtenbriefe" die Priester ermahnt, durch sittliches Leben, durch äußern Anstand, durch die Tugenden der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe voranzuleuchten und durch emsiges Forschen in den erhabenen Lehren eines Pythagoras, eines Plato und der Stoiker sich geläutertere Religionsbegriffe zu erwerben und dem Volke mitzutheilen.

4. Maßregeln gegen die Christen. Mit diesen Versuchen, das Heidenthum auf neuer Grundlage zu restauriren und ihm die Vorzüge der christlichen Kirche zuzuwenden, ohne es mit den Fehlern und Gebrechen derselben zu verunstalten, hielten die directen Maßregeln gegen das Christenthum gleichen Schritt. Als heidnischer Oberpriester, der seine Kaiserwürde von der Gnade des höchsten der Götter herleitete, hielt Julian es für seine wichtigste Pflicht, den Cultus und die Priesterschaft wieder in die bevorzugte Stellung zurückzuführen, aus der sie durch die christlichen Kaiser verdrängt worden waren und die Christen auf die Wohlthat der Duldung zu beschränken. Zu dem Zweck entzog er dem Klerus die Ehrenrechte und Einkünfte, die seine Vorgänger demselben verliehen hatten. Die Geistlichen verloren die Getreidebezüge, die Befreiung von Staatslasten, das Recht Testamente zu machen und Vermächtnisse anzunehmen. Die Gemeinden und Bischöfe wurden angehalten die entfremdeten Tempelgüter zurückzugeben, die verfallenen Heiligthümer wieder aufzurichten; und während er eine Schaar von Dichtern, Rednern, Philosophen, die mit ihren heidnischen Ansichten offen hervortraten und mit vollen Segeln sich der Zeitströmung hingaben, aus allen Gegenden an den Hof zog und mit Ehren und reichen Einkünften belohnte, selbst wenn sie sich, wie Maximus, durch Hoffahrt und Habsucht dieser Auszeich-

nung unwürdig zeigten, wurde den christlichen Rhetoren und Grammatikern, sofern sie dem Preis des Abfalls widerstanden, das Lehren der freien Künste und der altclassischen Literatur in den Schulen untersagt. „Die Verächter des Thukydides und Homer", äußerte er hämisch, möchten in ihren galiläischen Kirchen den Matthäus und Lucas erklären, mit den heidnischen Schriftstellern sich aber nicht befassen." Wenn sie das Heidenthum für dämonisch hielten, müßten sie auch die Werke der Literatur, worin dasselbe seine Quelle habe, verwerfen. Diesem Verbot lag die Absicht zum Grunde, die Christen geistig herabzudrücken, ihnen den Gewinn zu entziehen, welchen sie aus der hellenischen Literatur schöpften und sie auf ihre eigenen geistigen Kräfte anzuweisen, womit sie den Kampf gegen den Hellenismus auf die Länge nicht durchzuführen vermocht hätten. Er selbst gab bei jeder Gelegenheit durch Spott und Ironie zu erkennen, wie geringschätzig der Jünger Plato's auf die „leichtgläubigen Schüler der Fischer", auf die „Galiläer", wie er die Christen zu nennen pflegte, niederschaue. Wenn sie sich vor seinem Richterstuhl beklagten, daß man sie in ihrem Eigenthum beschädigt, verwies er sie auf das Gebot, dem der ihnen den Rock nehme, auch den Mantel zu lassen, oder er tröstete sie mit dem Eintritt ins Himmelreich. Bei der geistigen Ueberlegenheit des Kaisers und seiner schriftstellerischen Gewandtheit war diese Waffe des Witzes, der Ironie, des Hohnes von größerer Wirkung, als die Verdrängung von den Hof-, Lehr- und Staatsämtern und die Hinterlist, womit er durch Beseitigung der christlichen Embleme auf den Helmen der Soldaten, durch die Aufstellung seines eigenen Standbildes zur Verehrung, durch die Einführung der Opfer und Religionsgebräuche im Heer und bei allen amtlichen Verrichtungen, allmählich und unvermerkt den heidnischen Cultus an die Stelle der christlichen Kirche zu setzen bemüht war.

Diese Mittel waren wirksam genug, viele Ehrgeizige und Servile, die ihr Gewissen und ihre Grundsätze mit geschmeidiger Wandelbarkeit den Wünschen und Ansichten der Mächtigen anzubequemen und sich in die Hofluft zu schicken gewohnt sind, dem Cultus der alten Götter zu gewinnen; aber der Abfall würde noch viel bedeutender geworden sein, wenn die Regierung Julians länger gedauert hätte. Die irdischen Vortheile und Nachtheile, womit ein Herrscher auf dem Throne die Ergebenen zu belohnen, die Widerstrebenden zu bestrafen vermag, sind so mannichfacher Art und greifen so tief in das bürgerliche und gesellschaftliche Leben ein, daß ein hoher Grad von Bildung, von Ueberzeugungstreue und von Charakterfestigkeit dazu gehört, um durch die verschlungenen Pfade und bei dem nicht selten eintretenden Conflicte widerstreitender Pflichten nicht den rechten Weg zu verfehlen. Die Maßregeln, die der kluge Fürst anwandte, wirkten nachdrücklicher als die blutigen Verfolgungen alter Zeit, die in dem Märtyrerruhm ein Gegengewicht hatten. Er durfte die Christen nur ihrer inneren Zwietracht und Ketzerspaltung überlassen, er durfte die Anhänger der neuen Kirche nur der Unwissenheit, Armuth und Zurücksetzung hingeben und dafür die Verehrer der Götter und Opferdarbringer mit Ehren und Aemtern, mit Belohnungen und Gnadenbeweisen auszeichnen; er durfte nur die Güter der Bildung und Wissenschaft den Bekennern des Heidenthums vorbehalten und den Förderern und Trägern derselben äußere Vortheile Wirkungen.

zuwenden, so konnte ein Religionsdienst, wie ihn Julian beabsichtigte, dem Christenthum ein gefährlicher Rivale werden. Denn wie dieses sich nur dadurch zur Weltreligion aufschwang, daß es alle edleren Bestandtheile aus dem Heidenthum in sich aufnahm und sich dienstbar machte, so konnte auch die alte Religion eine Regeneration erleiden, wenn der dürre Stamm durch frische Zweige neu veredelt und belebt ward, wenn die reinere Sittenlehre des Christenthums, wenn der tiefere Ernst um das Heil der Seele, wenn der strammere kirchliche Organismus, wenn die werkthätige Liebe für den leidenden Theil der Menschheit in den weiten Busen des Heidenthums eingegossen und der sektenspaltende Dogmatismus fern gehalten ward. Mochte Julian auch in Antiochien, als er im reizenden Lorbeer- und Cypressenhain von Daphne den alten Apollocultus wiederherstellte und die Gebeine eines christlichen Märtyrers aus der Nähe fortschaffen ließ, einigen Widerstand erfahren und über den Brand, der bald nachher das Heiligthum verzehrte einigen Verdruß empfinden; mochten auch die Christen durch Kundgebung ihres Hasses hie und da seinen Zorn reizen: seine ruhige Besonnenheit, die ihn von unüberlegten Schritten zurückhielt und sein ernster klarer Wille, der ihn sein Ziel richtig erkennen und verfolgen lehrte, hätte bei längerer Regierung die Entscheidung zwischen den beiden geistigen Weltmächten ins Unbestimmte hinausgerückt; der Sieg, der sich schon für das Christenthum entschieden hatte, wäre aufs Neue in Frage gestellt worden. Julian verschmähte es sogar nicht das alte Judenthum als Bundesgenosse wider die abgefallene Tochterkirche ins Feld zu führen. Nicht nur, daß er den Bekennern des mosaischen Gesetzes die drückenden Abgaben und Lasten erließ, er unterstützte sie auch in dem Vorhaben, den Jehovatempel wieder aufzurichten und der Verehrung des Kreuzes Christi wie des heiligen Grabes durch fromme Pilger den geweihten Opferdienst des alten Nationalgottes entgegenzusetzen. Aber wie eifrig auch der jüdische Fanatismus das Unternehmen betrieb, noch ehe die Fundamente gelegt werden konnten, fand Julian im fernen Morgenlande seinen Untergang. Die Legende, durch viele namhafte Schriftsteller bestätigt, schrieb die Unterlassung des Baues wunderbaren Zeichen zu; feurige Flammen seien aus dem Boden aufgestiegen und hätten die Arbeiten zerstört. Die heilige Stätte von Jerusalem sollte nur dem Dienste Christi des Erlösers geweiht sein.

Julian begünstigt die Juden.

Julian in Antiochien. 362/63.

So sehr dem Kaiser die Herstellung der alten Staatsreligion am Herzen lag, so vergaß er darüber doch nicht der Pflichten eines Imperators. Wie er einst die Rheingrenze gesichert und die germanischen Feinde in ihrem eigenen Lande aufgesucht, so strebte er auch nach dem Ruhme eines Wahrers und Mehrers des Reiches im Osten; so wollte er dem stolzen Sapor nicht nur die Eroberungen in Mesopotamien wieder entreißen, sondern die Herrschaft Roms über den Tigris ausdehnen. Zu dem Zwecke verbrachte er den Winter 362/3 in der syrischen Hauptstadt Antiochien, um die nöthigen Vorbereitungen zu dem kühnen Feldzug auf das nächste Frühjahr zu treffen. Hier hatte er die Freude, den Sophisten und Rhetor Libanius, dessen Schriften einen so großen Einfluß auf seine Geistesrichtung gehabt und nach dessen persönlichem Umgange er sich längst gesehnt hatte, von Angesicht zu sehen und nicht nur seinen Geist und seine Weisheit, sondern auch die Selbständigkeit seines Charakters zu bewundern. Aber diese Freude wurde ihm sehr verbittert durch die Unarten, die Spottsucht und die Schmähungen der zungenfertigen Mitbürger des Philo-

sophen. Erbittert über die Theuerung der Lebensmittel, die sie ihm zuschrieben, und die er vergebens durch künstliche Mittel und durch Aufstellung eines willkürlichen Marktpreises zu heben suchte, sangen sie Spottlieder auf den heidnischen Kaiser und seine wunderliche Erscheinung. Statt die Beleidigung nach Art eines Caracalla zu strafen, beantwortete er ihre Schmähungen mit der satirischen Schrift „der Bartfeind" (Misopogon), worin das ironische Bekenntniß seiner eigenen Fehler die Einleitung zu der scharfen und witzigen Satire gegen die ausgelassenen und weichlichen Sitten von Antiochia bildet.

Im Frühling brach Julian von Antiochia auf. Nachdem er in Hieropolis den Untergang des alten Heiligthums mit seinen Cypressenhainen und seiner reichen Priesterschaft betrauert, setzte er über den Euphrat und zog in die Stadt Karrhä ein. Der armenische König versagte seine Mitwirkung theils aus Anhänglichkeit an Constantius, seinen Wohlthäter, theils aus Abneigung gegen Julian, dessen Stolz ihn verletzte und dessen religiöse Ansichten seiner christlichen Ueberzeugung widerstrebten. Dennoch hatte der Feldzug des Kaisers einen guten Fortgang. Das Heer, zahlreich und trefflich geordnet, worin neben den römischen Veteranen und streitbaren Galliern behende Hülfstruppen aus den Niederungen der Donau und des schwarzen Meeres und flüchtige Reiter aus den Sandebenen Arabiens einherzogen, gab durch seine Haltung zu erkennen, daß ein Kriegsheld an seiner Spitze stehe, dessen Waffen so scharf und so treffend waren, wie die Worte, die von seinem beredten Munde oder aus seinem spitzen Schreibgriffel flossen. Begleitet von einer Menge Fahrzeuge mit Lebensbedürfnissen zog das Heer über Nicephorium und Circesium längs des Euphrats hinab bis nach Macephracta, wo noch die Spuren der alten „medischen Mauer" sichtbar waren, welche einst das babylonische Tiefland vor den Einfällen der nördlichen Gebirgsbewohner schützen sollte. Hier hatte das Heer schwere Kämpfe zu bestehen. Nicht nur daß die bepanzerten Lanzenreiter der Perser die Flanken und den Rücken beständig bedrohten, die Einwohner öffneten die Dämme, daß die Fluthen der vielen Kanäle und Rinnen, von denen das Land durchschnitten war, jener „Wasserbäche Babylons", an denen einst die gefangenen Juden getrauert, sich über die Erde ergossen und das Vorrücken hinderten. Aber mit Umsicht und Tapferkeit begegnete Julian allen Schwierigkeiten: die Perser wurden zurückgedrängt, die Palmenwälder boten Stämme zu Flößen und Ueberbrückungen und zu Maschinen und Wandelthürmen für die Belagerung der festen Städte. Perisabor oder Aebar, die zweite Stadt des Landes, erlag den stürmenden Römern und wurde dem Erdboden gleich gemacht; die Festung Magamalcha, durch hohe Mauern und Thürme geschützt, wurde mittelst eines unterirdischen Ganges eingenommen und nach Ausplünderung der Häuser und Ermordung oder Wegführung der Einwohner in einen Aschenhaufen verwandelt; bis vor die Mauern von Ktesiphon streifte das siegreiche Römerheer und

Der Feldzug in Mesopotamien. 363.

weithin rauchten die Lustschlösser und die Parks und Prachtgärten mit den schattigen Laubgängen, mit den reizenden Springbrunnen, Blumenbeeten und Baumgruppen. In diesen Kriegsnöthen und Gefahren ging Julian allen seinen Waffengefährten an Muth, Tapferkeit und Todesverachtung voran, und kein Sinnenreiz war mächtig genug, ihn von den Tugenden der Entsagung und Entbehrung abzulenken. Die Ehre Roms am Feinde zu rächen, den Dienst der vaterländischen Götter herzustellen und dem „Sophisten von Antiochien" einen Stoff zur Preisrede zu liefern, darauf war das ganze Streben des willensstarken Mannes gerichtet.

Julian in Persien.

Ohne Widerstand bezog hierauf Julian die Stelle, wo ehedem die Griechenstadt Seleucia gestanden. Aus ihren Trümmern war am westlichen Ufer des Tigris der feste Flecken Koche entstanden, eine Vorstadt des prachtvollen Herrschersitzes Ktesiphon auf der andern Stromseite. Beide Orte, unter dem gemeinsamen Namen Al Modain zusammengefaßt, dienten den Großkönigen zum Winteraufenthalt, wie ihren Vorfahren Babylon. Julians Heldenseele dürstete nach dem Ruhme, die stolze Königsstadt in seine Gewalt zu bringen, wie sehr auch das steile Ostufer, wo zahllose Bogenschützen, Eisenreiter und Hunderte von Elephanten Wache hielten, jedem Angriff zu spotten schienen. Und dennoch wurde der Uebergang gewagt. Nachdem der verschüttete Kanal Trajans (S. 263) wiederhergestellt und die Flotte aus dem Euphrat nach dem Tigris gebracht war, täuschte er die Feinde durch festliche Waffenspiele, womit er den ganzen Tag über das Heer beschäftigte, um während der Nacht unerwartet eine Landung nach dem jenseitigen Ufer zu bewerkstelligen. Durch die muthige Entschlossenheit des Kaisers gelang das kühne Wagstück. Die Feinde wurden zurückgeschlagen, das reiche Lager mit den werthvollsten Geräthschaften, Waffen und Kostbarkeiten erbeutet und Ktesiphons Mauern von dem römischen Heere umstellt. Umsonst bot Sapor durch den sassanidischen Reiterfürsten Hormisdas, der in Julians Diensten stand, dem Kaiser einen vortheilhaften Frieden an; wie einst Alexander, sein Vorbild, wies er das Anerbieten standhaft zurück, und um dem Heere jede Hoffnung eines Rückzugs zu rauben und ihm nur die Wahl zwischen Tod und Sieg zu lassen, gab er Befehl, die Flotte zu verbrennen. Bald darauf verließ er die Umgegend von Ktesiphon, an dessen Eroberung er verzweifeln mochte, und wandte sich nordwärts, in der Hoffnung, die getrennten Truppenabtheilungen, die unter der Führung von Procopius und Sebastian durch den oberen Theil Mesopotamiens vorrückten, an sich zu ziehen und dann vielleicht auf der alten Wahlstatt von Arbela mit dem Großkönig den Entscheidungskampf zu bestehen. Aber nun wich das Glück von den römischen Feldzeichen. Durch den Verrath des armenischen Königs wurde der nördliche Heereszug zurückgehalten; durch einen noch schwärzeren Verrath eines persischen Edelmannes, der sich unter der Hülle eines Ueberläufers an den Kaiser drängte und ihn durch verderblichen Rath und falsche Führer verleitete,

wurde Julian selbst in das Innere des persischen Reiches gelockt, wo bald in verwüsteten Gegenden der größte Mangel sich einstellte.

Mühsam trat das Heer den Rückzug nach dem Tigris an, umschwärmt und angegriffen von dem persischen Reiterheer, das sich endlich aus den entlegenen Landschaften um den König gesammelt. Die Noth mehrte sich mit jedem Tag; die dürftige und geringe Speise, die schwüle Hitze des assyrischen Sommers, die unaufhörlichen Kämpfe und Märsche brachen die Kräfte der Veteranen; selbst Julian, wie muthig und umsichtig er auch alle Pflichten eines Heerführers und Kriegers verrichtete, blickte sorgenvoll in die Zukunft; Unheil verkündende Träume und Zeichen ängstigten seine Seele. In der zweiten Hälfte des Juni ging der Zug durch ein Waldgebirge, dessen Höhen insgeheim von den Persern besetzt worden. Kaum waren die Römer in die Berge eingerückt, so brachen die Perser von allen Seiten auf sie ein. Auch hier entfaltete Julian die Geschicklichkeit und Wachsamkeit eines vollendeten Feldherrn; mit rastloser Eile durchflog er die Reihen, sich bald an der Fronte, bald bei der Nachhut zeigend und das Geeignete anordnend; der Hitze wegen hatte er den Panzer abgelegt. Plötzlich flog ein Wurfspeer durch die Luft in seine Seite, daß er sterbend vom Pferde sank. Sein Fall gab seinem Heere den Muth der Verzweiflung und die Stärke der Rache; die Feinde wurden mit Verlust zurückgeschlagen, und Julian hatte noch Gelegenheit und Kraft, an seine treuen Waffengenossen erhebende Reden zu richten und im letzten Gespräche mit seinen Getreuen und den Philosophen Maximus und Priscus die beruhigende Ansicht auszusprechen, daß er das Leben wie ein gut verwaltetes Darlehn freudig dem Schöpfer zurückgebe. Die christlichen Schriftsteller, die das Andenken des „Apostaten" mit den größten Schmähungen beladen haben, lassen ihn selbst in der letzten Stunde noch mit Gedanken des Hasses erfüllt aus dem Leben scheiden. „Du siegst Galiläer!" soll er beim Herausziehen des Wurfspeeres aus der Todeswunde ausgerufen haben. *Rückzug u. Ausgang Julians.*

So starb Julian, „der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren", wie ein neuerer Schriftsteller mit modernen Anspielungen ihn genannt hat. Er war eine jener tragischen Persönlichkeiten, „die, auf die Grenze zweier Weltalter gestellt, statt die Zukunft kühn zu erfassen und in deren Sinn zu handeln, rückwärts gewendet sich stärker von der Vergangenheit angezogen fühlen, und indem sie der fortschreitenden Bewegung der Geschichte sich widersetzen, statt des Hammers Amboß, und dann von einem stärkeren Arm zerschlagen werden." Unter allen Gliedern des Constantinschen Hauses weitaus der bedeutendste Fürst an Adel der Gesinnung, an Humanität des Charakters, an Bildung, Willensstärke und Heldensinn, ist er an der Macht der realen Verhältnisse, deren Geltung er nicht anerkennen wollte, tragisch untergegangen; sein philosophisch-poetisches Gebilde, das er dem Christenthum entgegensetzen wollte und für das er seinen Geist, seinen Witz und seine Beredtsamkeit anstrengte, war leer und unnütz für *Julian „der Romantiker."*

das Leben, unwirksam für das Gemüth, unverständlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige Liebe. Die Poesie des Heidenthums war längst dahin gegangen und der überwundene Volksglaube, in Mystik, Rhetorik und Sophistik gehüllt, konnte dem Menschenherzen die ersehnte Ruhe nicht gewähren. Das Heidenthum war zur Leiche geworden, deren Wiederbelebung ein thörichtes Unterfangen bleiben mußte. An diesem schwärmerischen Phantom sind die Kräfte eines großartig und heldenhaft angelegten Mannes elend gescheitert. Nach einer Alleinherrschaft von zwanzig Monaten ist er „wie eine Wolke" vorübergegangen. Aber der Parteieifer der heidnischen und christlichen Schriftsteller, womit jene, wie Libanius, das Andenken des todten Kaisers in den Himmel erhoben, diese, wie Gregor von Nazianz, es in den Staub zogen, hat sich über seinem Grabe erst recht entzündet, und durch alle Zeiten ist das Urtheil der Menschen über den merkwürdigen Mann nach zwei Richtungen auseinander gegangen. Zu solcher Höhe stieg damals die religiöse Wuth, daß das Gerücht entstand, der Wurfspeer, der dem Leben des Kaisers ein Ende gemacht, sei von der Hand eines römischen Christen im eigenen Heer geschleudert worden und daß eine solche That als eine gottselige Handlung gebilligt und gefeiert werden konnte.

Literatur des Heidenthums. Julians Regierung war das letzte Abendroth der heidnischen Literatur. Der Kaiser selbst war einer der namhaftesten und geistreichsten Schriftsteller und sein Beispiel und seine Ermunterung wirkten belebend auf seine Gesinnungsgenossen, unter denen Libanius und Themistius die erste Stelle einnehmen. Julian. Von Julians wichtigster Streitschrift gegen die Christen, worin er nachzuweisen suchte, daß die Lehren der Christen von Gott dem Vater und dem Sohne in der heidnischen Mythologie, in den Vorstellungen von Zeus und Helios oder Asklepios dem „Heilande", den Urhebern und Vorstehern aller geistigen Güter und natürlichen Kräfte, gleichfalls enthalten seien, sind nur einige Bruchstücke in der Widerlegungsschrift des Bischofs Cyrillus erhalten, ein eigenthümliches Gemisch von Verstand und Gelehrsamkeit, von Sophistik und Schwärmerei; aber seine übrigen Werke, seine Briefe und Sendschreiben, seine Schutzreden für die alten Götter, seine satirischen Schriften, sowohl die „Cäsaren", ein witziges und scharfes Tischgespräch über die Kaiser von Augustus bis Constantin in Lucianischer Manier, als der „Bartfeind", eine ironische Selbstvertheidigung gegen die Antiochener, geben den Beweis, daß er sowohl durch sein umfassendes Wissen, wie durch die rhetorische und stylistische Gewandtheit der Darstellung neben seinem Freunde Libanius der bedeutendste Schriftsteller des absterbenden hellenischen Heidenthums war. Ueber der Lebendigkeit und Reinheit der Diction und Sprache übersieht man die künstliche Rhetorik und die Einflechtung entlehnter Stellen aus älteren Schriftstellern. — Libanius. Libanius, geboren in Antiochia am Orontes im J. 314 oder 316, widmete sich in Athen dem Studium der Rhetorik und Philosophie mit solchem Eifer und Erfolg, daß er bald als „Stern erster Größe" glänzte. Die Aussicht, in jener Musenstadt als öffentlicher Lehrer angestellt zu werden, wurde durch Kabalen, mit denen er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte, vereitelt. Auch aus Constantinopel, wo er, obwohl nur Privatlehrer, so viele Schüler anzog, daß die öffentlichen Hörsäle leer standen, vertrieb ihn der Neid und die Verleumdung der Zunftgenossen. Er begab sich im J. 346 nach Nikomedien, wo er 5 Jahre lang mit dem größten Beifall öffentliche Vorträge hielt. Damals war

es, wo Julianus, durch ein Versprechen abgehalten die Vorlesungen des gefeierten Sophisten zu besuchen, sich Abschriften davon verschaffte und eifrig studirte. Nach einer wechselvollen Lehrthätigkeit in Constantinopel und Antiochien ließ er sich endlich dauernd in jener Stadt nieder, wo er bis zu Ende des Jahrhunderts lebte und wirkte, von den späteren Kaisern wegen seines Geistes und seiner rednerischen Begabung geachtet, aber vielfach gekränkt und gestört durch Krankheit, Familienunglück und Kämpfe mit andern Sophisten, zu denen seine Unverträglichkeit und seine hochmüthige Eitelkeit häufig Veranlassung gegeben zu haben scheint. Von allen Sophisten ist keiner so fruchtbar gewesen als Libanius und von keinem sind so viele Geisteserzeugnisse erhalten als von ihm. Diese sind theils Reden, theils Declamationen, theils Musterstücke zu rhetorischen Vorübungen; ferner die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes nebst der Biographie dieses Redners. Unter den Reden sind die an und über Julian, vor und nach dem Tode des Kaisers verfaßt, für die Zeitgeschichte am wichtigsten. Von gleicher Wichtigkeit sind seine Briefe, von denen eine große Anzahl, zum Theil an die namhaftesten Personen der Zeit gerichtet, enthalten sind. „Libanius ist ohne Widerrede von allen Sophisten dieser Zeit der geistreichste und gediegenste," urtheilt Westermann, „man sieht in ihm den Schüler und oft glücklichen Nachahmer der Alten, ja die Wortfügung ist bei ihm oft demosthenisch, und namentlich in Schilderungen entwickelt er Kraft und Anmuth; aber den Geist der Zeit kann er doch nicht verleugnen. Seine Darstellung bietet mitunter ein seltsames Gemisch von Antikem und Modernem, dabei zu viel todte Form bei zu wenig Wesen; die Geringfügigkeit des Gegenstandes geht oft in Ueberfülle der Worte vollends unter; mit sich selbst zu sehr beschäftigt, wird er bei aller Reinheit des Ausdrucks doch Andern dunkel, indem er auch dem logischen Zusammenhange nicht selten den sprachlichen unterordnet." Wie Libanius war auch sein Zeitgenosse, der Redner Themistius aus Paphlagonien, der alten Religion zugethan, Themistius.
aber von verträglicherer und duldsamerer Natur. Von Constantius zum Senator, von Julian zum Präfecten von Constantinopel ernannt, war er als Lehrer der Beredtsamkeit in dieser Stadt lange literarisch und politisch thätig. Theodosius wählte ihn zum Lehrer seines Sohnes Arcadius. Wir besitzen von ihm noch 34 Reden, meistens Dank- und Gedächtnißreden an verschiedene Kaiser.

4. Valentinian und Valens.

Julianus war der letzte des Constantinschen Geschlechtes, und da er ab- Jovian. 363—364.
sichtlich über seine Nachfolge keine Anordnung getroffen hatte, damit kein Eingriff in die Wahl des Würdigsten geschehe, so gerieth das Heer in Verlegenheit, zumal als der Präfect Sallustius, der fähigste und erfahrenste Feldherr, der Julians Vertrauen in hohem Grade besessen, den angebotenen Purpur ausschlug. Noth und Zufall lenkten endlich die Wahl auf Jovian, den unbedeutenden und weichlichen Obersten der Haustruppen, der außer einem liebenswürdigen heiteren Charakter Nichts weiter zu seiner Empfehlung aufzuweisen hatte, als sein christliches Glaubensbekenntniß. Unter großen Beschwerden führte Jovian das Heer an den Tigris; aber außer Stand, den Fluß zu überschreiten und von den Feinden und vom Hunger gleich schwer bedrängt, schloß endlich der neue Kaiser einen schmachvollen Frieden mit dem Großkönig, worin

nicht nur die fünf Provinzen auf der Ostseite des Stromes, die glorreiche Eroberung Diocletians und Galerius abgetreten wurden, sondern die Römer auch den Hoheitsrechten über Armenien entsagten und die festen Städte Mesopotamiens: Nisibis, Singara und das Schloß der Mohren, die so oft den Stürmen der Feinde Trotz geboten, auslieferten. Feierliche Eide und hochgestellte Geißeln sollten die getreue Erfüllung der Bedingungen verbürgen. Und so sehr beschleunigte Jovian den Abschluß des schmachvollen Vertrags, daß er nicht einmal die Hülfeleistung der Perser beim Uebersetzen über den Fluß und bei dem Marsch durch die öde, baumlose Ebene Mesopotamiens unter die Bedingungen aufnahm, so daß noch eine große Menge der tapferen Streiter dem Mangel und der Ermattung erlag, bis endlich das Heer abgezehrt und im Zustande der Auflösung in befreundete Gegenden kam. Mit herzzerreißendem Schmerze verließen hierauf die Bewohner von Nisibis und Singara die Orte, wo die Gräber ihrer Väter lagen, wo sie die Tage ihrer Jugend verlebt, um in Amida und anderwärts eine neue Wohnstätte zu suchen. Jovian aber eilte fort von dem Schauplatze der Schmach, um die Ueppigkeiten Antiochiens zu genießen, der erste römische Herrscher, der einem siegreichen übermüthigen Feinde ein wichtiges Grenzland und getreue Städte vertragsweise überlassen.

Zwei Jahre später wurde der armenische König von Sapor, der seinen Waffen stets durch List und schlaue Unterhandlung Nachdruck zu geben wußte, in silbernen Ketten nach Ekbatana geführt, um dort im Kerker den verdienten Lohn für seine zweideutige Politik zu ernten. Seine Gemahlin Olympias, die Tochter des mächtigen Ablavius, den einst die mißtrauische Furcht des Constantius aus der Welt geschafft (S. 533), begleitete den Sieger als Gefangene nach seiner Hauptstadt. Gegen zwanzig Jahre wurde Armenien durch einen persischen Satrapen regiert. Erst nach dem Tode Sapors (379) gelang es der nationalen Partei, das Joch abzuschütteln und unter einem einheimischen König das frühere Bundesverhältniß mit Rom herzustellen, nachdem Para, der Sohn des weggeführten Herrscherpaares, nach einem Leben voll Abenteuern und Wechselfällen durch die Tücke eines römischen Befehlshabers meuchlings beim Mahle ermordet worden war (374).

Nachdem Jovian von Antiochien aus die Beisetzung der Leiche Julians in Tarsus angeordnet, erließ er Rundschreiben, worin er die Religionsedicte seines Vorgängers aufhob und dem Christenthum die frühere gesetzliche Stellung wieder einräumte. Zugleich zerstreute er jedoch die Bestürzung der heidnisch gesinnten Partei durch ein huldvolles Toleranzedict. Für das letztere sprach der Redner Themistius im Namen des Senats dem Kaiser seinen Dank aus; dagegen füllten die Bischöfe, die sich in großer Zahl in Antiochien einfanden, das Ohr des Kaisers mit lautem Gezänke über die theologischen Streitfragen, die damals die christliche Welt erfüllten, um auf seine Entscheidung einzuwirken. Nach einigem Bedenken erklärte er sich für das Nicänische Glaubensbekenntniß, worauf der flüchtige Athanasius den Bischofsitz von Alexandrien wieder einnahm. Jovian weilte nur so lange in Antiochien, als zur

Erholung der Truppen durchaus nöthig war. Er brannte vor Verlangen, in den Kaiserpalast von Constantinopel einzuziehen und seine noch unsichere Herrschaft zu befestigen. Aber nur seine Leiche sollte in die Hauptstadt eingeführt werden. In einem kleinen Städtchen zwischen Ancyra und Nicäa ereilte ihn 17. Febr. 364. ein plötzlicher Tod.

Zehn Tage lang blieb das Reich ohne Oberhaupt, bis sich die Obersten und Hauptleute, da Sallust abermals die Ehre ablehnte, über die Wahl Valentinians einigten. Der Sohn eines pannonischen Kriegsmannes, der sich von dunkler Herkunft zu dem ersten militärischen Rang aufgeschwungen, hatte Valentinian sein ganzes Leben im Lager und auf Feldzügen zugebracht und sich alle Tugenden und Eigenschaften angeeignet, die in einer solchen Schule erworben werden konnten. Er verband mit einer hohen majestätischen Gestalt Muth, Kühnheit, Kriegserfahrung, Reinheit und Einfachheit der Sitten und einen klaren praktischen Verstand; dagegen war er den eleganten Studien entfremdet, er verstand weder die griechische Sprache, noch die Künste der Rhetorik, wenn er sich gleich in geläufiger Rede auszudrücken wußte. Seine christlich religiöse Ueberzeugung war nicht so hervortretend, daß sie ihm die Ungnade Julians zugezogen oder daß sie ihn jetzt unduldsam und ungerecht gemacht hätte.

Valentinian I. 364–375.

Als die Kaiserwahl zu Nicäa vollzogen und von dem Heere gebilligt war, ernannte Valentinian seinen jüngern Bruder Valens zum Mitregenten und übertrug ihm die Präfectur des Ostens von der unteren Donau bis an die persische Grenze, während er selbst von Mailand aus die kriegerischen Provinzen Illyrien, Italien und Gallien zur Verwaltung übernahm. Die Lage des Reichs war so schwierig geworden, daß die Kräfte eines Einzigen der Last nicht gewachsen waren. Alle Grenzen bedurften wachsamer Hüter, während im Innern Aufruhr und Verrath lauerten und ein furchtbares Erdbeben die Küsten von Dalmatien und Griechenland, von Aegypten und Sicilien schwer heimsuchte und von den erschreckten Bewohnern als Vorbote des baldigen Einsturzes des Reichs gedeutet ward.

Er nimmt seinen Bruder Valens zum Mitkaiser an.

Valens, der für seine hohe Stellung keine andern Tugenden geltend machen konnte als die treue Hingebung an den Bruder und die freiwillige Unterordnung unter dessen überlegenen Geist und höhere Macht, hatte schon im ersten Jahre um den Thron zu kämpfen mit Procopius, einem fernen Anverwandten Julians, den die Furcht vor ewiger Haft und vor den Leiden eines Exils zur Empörung trieb. In Abwesenheit des Valens nahm er in Constantinopel den Purpur an und rückte, unterstützt von der Wittwe des Constantius, mit den abgefallenen Legionen der Jovianer und Herculianer und anderen Truppen dem Kaiser entgegen, während die Gothen, mit denen er in Bündniß getreten, in großen Heerhaufen über die Donau setzten. Valens, verzagt und an seinem Glück verzweifelnd, ging bereits mit dem Gedanken um, durch eine

Aufruhr des Procopius. 365. 366.

Thronentsagung sich Leben und Sicherheit zu erkaufen, wurde aber durch die Entschlossenheit und Festigkeit seiner Feldherren von diesem schmachvollen Schritte abgebracht. Als die Heere auf einander trafen, wurden die aufrührerischen Truppen durch das Ansehen des Sallustius und des greisen Arbetio und durch die imponirende Haltung und Tapferkeit des Arintheus, eines Kriegshelden von hoher Schönheit und Kraft, zum Abfall von den Fahnen des Usurpators gebracht, worauf dieser, nach einigem Umherirren in den Wäldern und Gebirgen Phrygiens, als Gefangener in das Lager geführt und enthauptet ward.

Die Gothen, seine Bundesgenossen, die in langsamem Zuge durch Mösien und Thracien vorrückten, wurden abgeschnitten und zur Ergebung gezwungen. Ihre Wegführung in die Städte, wo sie nach dem Zeugniß des Sophisten Eunapius durch ihre Größe das Erstaunen, durch ihre Sitten den Spott der Einwohner erregten, hatte einen dreijährigen Krieg zur Folge, über dessen Ausgang wir wenig Sicheres wissen. Wie der Redner Themistius, ein Augenzeuge, aber ein unzuverlässiger Gewährsmann, meldet, wurden in dem Frieden, den Valens mit dem West-Gothenfürsten Athanarich in einem Schiffe mitten auf der Donau abschloß, die Jahrgelder entzogen oder gemindert und der Handelsverkehr auf zwei Uferstädte beschränkt.

Die Regierung der beiden Brüder im Innern.

Diese Erfahrung erfüllte die Herrscher mit Mißtrauen und führte sie zu einer Strenge, die häufig an Grausamkeit und Terrorismus streifte. Von Rom bis Antiochien wurden die Hochverrathsprozesse und die Untersuchungen gegen alle die im Ruf der Zauberei, der Anwendung der verderblichen Geheimkünste der Magie und Geisterbeschwörung standen, oder die durch Beweise von Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit den Zorn oder Argwohn der Machthaber gereizt hatten, mit einer Härte durchgeführt, die an die Schreckenstage eines Tiberius und Domitian erinnerte. Valentinian, von Natur jähzornig und zur Strenge geneigt, gewöhnte sich allmählich so sehr an die Gerechtigkeit des Schreckens, daß sein Herz gegen die Stimme des Mitleids und des Gewissens abgehärtet wurde und Valens wurde durch Furcht zu einem ähnlichen Verfahren getrieben. Es wird berichtet, daß hinter dem Schlafzimmer Valentinians zwei Bären in einer Höhle eingesperrt waren, die oft zur schnellen Vollziehung der Todesurtheile gebraucht wurden. Doch hat die Regierung der beiden Brüder, namentlich die des Valentinian, auch rühmliche Seiten aufzuweisen: In ihren Sitten und ihrer Lebensweise blieben sie den Gewohnheiten ihrer Jugend treu und am Hofe herrschte Einfachheit und Mäßigkeit ohne die übertriebene Strenge Julians; Sparsamkeit und ein gut geordneter Staatshaushalt hoben den öffentlichen Wohlstand und ermöglichten die Erleichterung der Steuerlast; und wie wenig die rauhe Soldatennatur Valentinians die Früchte geistiger Ausbildung zu schätzen wußte, dennoch wurde die Literatur und Wissenschaft sowohl durch Hebung und Erweiterung der älteren Hochschulen in Athen, Rom, Constantinopel, als durch Gründung neuer Anstalten für Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und andere Zweige der Gelehrsamkeit vor gänzlichem Verfall bewahrt. Nur in Einem Punkte wichen die Herrscher von einander ab, in dem

Verfahren gegen die religiösen Parteien. Denn während Valens, durch den Bischof von Constantinopel für den arianischen Glauben gewonnen, dem Lehrbegriff von der untergeordneten Stellung des Sohnes schwärmerisch zugethan war, und die Anhänger der entgegenstehenden Meinung wo nicht verfolgte, doch zurücksetzte und zum Uebertritt zu bringen suchte, schirmte Valentinian im Abendlande die Gewissensfreiheit. Die Heiden, die Juden und alle die verschiedenen Confessionen und Secten, welche die göttliche Macht Christi anerkannten, wurden von den Gesetzen gegen willkürliche Gewalt wie gegen die Beleidigungen der Menge geschützt. Die heidnischen Auspicien durften fortbestehen und Jedermann sollte die Freiheit haben, diejenige Religion auszuüben, die er in seinem Gemüthe aufgenommen. — Beinahe zwölf Jahre regierte Valentinian mit gewaltiger Hand das Abendland, streng und gerecht nach Innen und stark nach Außen. Die zunehmende Habsucht der Geistlichkeit, welche die religiöse Hingebung der Zeit zum Vortheil der Kirche ausbeuteten, zügelte er durch Edicte, worin dem Klerus die Annahme von Vermächtnissen, Schenkungen und Erbschaften und die Verleitung reicher und vornehmer Jungfrauen zu Gelübden eines ehelosen Lebens untersagt war, und den Bischof Damasus von Rom, der eine fürstliche Pracht und eine weltliche übermüthige Herrschsucht entfaltete, trat er mit dem Ernste eines strengen Wächters des Rechts und der Gesetze entgegen. Zugleich schützte er mit der Schärfe des Schwertes die Reichsgrenzen und die Herrschaft Roms am Rhein, in Britannien und in Afrika, während sein Bruder Valens im Osten und an der Donau sein Beispiel nachahmte.

1. Die Allemannen, ergrimmt, daß ihren Gesandten durch den hochmüthigen Kanzler Ursacius die Geschenke vermindert worden, auf welche sie durch Herkommen oder Vertrag bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers Anspruch machten, griffen zum Schwert und fielen in das römische Gebiet ein. Zwei römische Führer erlagen ihren Streichen und die Standarte der Bataver gerieth in ihre Gewalt. Nur gegen das feierliche Versprechen, die geschändete Ehre im Blute der Allemannen zu rächen, stand der strenge Kaiser von dem Vorhaben ab, sie der Waffen zu berauben und in Knechtschaft zu verkaufen. Sie schlossen sich dem Heere an, das der Reiterobrist Jovinus ins Feld führte und kämpften tapfer und erfolgreich. Nachdem Jovinus zuerst in der Gegend von Metz einen ungeordneten Heerhaufen der Allemannen überfallen und aufgerieben, dann an der Mosel eine zweite Abtheilung derselben, als sich die Einen sorglos im Flusse badeten, Andere ihr goldgelbes Haar schmückten oder zechend umherlagen, theils vernichtet, theils in die Flucht getrieben hatte, brachte er in einer langen blutigen Schlacht bei Chalons an der Marne dem Hauptheere selbst eine schwere Niederlage bei. 6000 Feinde deckten das Schlachtfeld, einen gefangenen König knüpften die Krieger ohne Vorwissen des Feldherrn an einem Baum auf. Siegesfroh eilte Jovinus zu dem Kaiser nach

1. Die Römer in Gallien u. Germanien. 366—372.

Allemannenkrieg. Jan. 366.

366.

Paris und empfing die Ehre des Consulats als Lohn aus seiner Hand. Die Ermordung des Allemannenkönigs Withicab, in dessen schwächlichem Körper der kühne und starke Geist seines Vaters Vadomar (S. 542) lebte, durch die Hand eines Meuchelmörders vollendete das Glück Roms. Ermuthigt durch diese Erfolge und zürnend, daß der Allemannenfürst Rando bei Gelegenheit eines christlichen Festes die Stadt Mainz überfallen und Gefangene und Beute weggeführt, beschloß Valentinian den Feind in seiner überrheinischen Heimath
368. aufzusuchen. Begleitet von seinem jungen Sohne Gratian, den er kurz zuvor zum Mitregenten erhoben, zog er an der Spitze eines furchtbaren Heeres, dessen beide Flügel von Jovinus und Severus geführt wurden, über den Rhein, schlug die auf einer Berghöhe bei Solicinium am Neckar aufgestellten Allemannen, nachdem er selbst einer großen Gefahr entgangen, und befestigte aufs Neue die Ufer des Rheins von Köln bis Basel mit Schlössern und Thürmen, bei deren Anlegung er von seiner Erfahrung in den Künsten der Mechanik, des Zeichnens und der Technik Gebrauch machte. Aber der Versuch, auch auf dem rechten Ufer den Berg Pirus, der in der Gegend der heutigen Stadt Heidelberg zu suchen sein dürfte, mit einem Castell zu versehen, wurde durch einen Ueberfall der Allemannen vereitelt. Glänzende Spiele, während des Winters in Trier aufgeführt, lohnten die Krieger für die überwundenen Mühen und Gefahren. Der Versuch, den Allemannenkönig Macrianus, der in den Heil-
372. quellen des Taunus Genesung von einer Krankheit suchte, heimlich zu überfallen, schlug fehl. Durch die plündernden Soldaten von der Annäherung der feindlichen Schaaren unterrichtet, fand Macrianus Zeit auf heimlichen Gebirgswegen zu entkommen. Valentinian rächte sich durch Verwüstung des Landes für das Mißlingen seines Planes. Um dieselbe Zeit kamen die Römer
Burgunder u. Sachsen. auch mit zwei andern deutschen Völkerschaften, den Burgundern und Sachsen, in Berührung. Die ersteren, am oberen Main und an der Saale seßhaft, lagen mit ihren südlichen Nachbarn, den Allemannen, häufig in Fehde wegen des Besitzes einiger Salzwerke. Diese Feindschaft benutzten die Römer, um nach überlieferter Sitte die Germanen durch die eigene Zwietracht zu besiegen. Ammianus erwähnt einer Sage, daß die Burgunder von den römischen Besatzungen herstammten, die einst Drusus an der Elbe zurückgelassen. Diese historische Fiction sollte die Verbindung erleichtern. Doch scheinen die ersten Unterhandlungen ohne nachhaltige Folgen geblieben zu sein. Die Sachsen machten sich die verwirrten und gelockerten Zustände Galliens in ähnlicher Weise zu Nutzen, wie in der Folge die Normannen. Auf flachbodigen Kähnen, die Seiten aus Weidengeflecht mit Thierhäuten bedeckt, befuhren sie die Küstenländer und die Flußmündungen von der Niederelbe bis zur Garonne, Beute
371. und Gefangene wegführend. Eine solche Schaar wurde in der Seelandschaft Armorica's von römischen Truppen umstellt und nach abgeschlossenem Vertrag auf dem Abzug hinterlistig überfallen und theils niedergemacht, theils in

Knechtschaft geführt. Die größten und stärksten unter den Gefangenen sollten als Gladiatoren der Schaulust des römischen Volkes dienen; aber vor dem Gange nach dem Amphitheater tödteten sich neunundzwanzig derselben mit eigener Hand.

2. Während Valentinian von Trier oder Paris aus Gallien und den 2. Die Vorgänge in
Rhein bewachte, brachte sein Feldherr Theodosius in Britannien und Afrika Britannien 367—370.
die römische Herrschaft zu Macht und Ansehen. Dort wurden die räuberischen Einfälle der wilden Caledonier zurückgewiesen, die verfallene Kriegszucht hergestellt und dem schwerbedrängten Insellande Ordnung und Ruhe zurückgegeben; hier wurde ein Aufstand mit Muth und Entschlossenheit unterdrückt und Roms Grenze im Süden über das „Land der Datteln und Heuschrecken" ausgedehnt. In Afrika nämlich, wo der habsüchtige Statthalter Romanus durch u. in Afrika. 372—373.
Erpressung das fruchtbare Land Numidiens und die reichen Handelsstädte härter bedrückte als die behenden Söhne der Wüste durch ihre Raubeinfälle, aber durch Bestechung einflußreicher Hofbeamten stets der Strafe zu entgehen wußte, hatte endlich der Mauretanierfürst Firmus die Fahne der Empörung aufgepflanzt und unter den zur Verzweiflung gebrachten Einwohnern der Provinz zahlreiche Anhänger erworben. Als Theodosius wider ihn zu Felde zog, erneuerte der afrikanische Häuptling die Künste und Listen Jugurtha's, fand aber bald in dem römischen Heerführer seinen Metellus und Sulla. Von dem Wüstenfürsten, bei dem Firmus zuletzt Zuflucht gesucht, gefangen genommen, entging er der Auslieferung und der Schmach einer Schaustellung im Triumphe nur durch den Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen. Romanus entzog sich 373.
durch die Thätigkeit seiner mächtigen erkauften Freunde der verdienten Strafe. Dagegen wurde der Wiedereroberer Britanniens und Afrikas auf die falsche Anklage des Hochverraths einige Zeit nachher in Karthago öffentlich ent- 376.
hauptet.

3. Diese schmachvolle Behandlung eines hochverdienten Feldherrn ging 3. Der Quadenkrieg an
nicht mehr von Valentinian aus. Wohl aber erlebte er die Treulosigkeit zweier der Donau 374.
römischen Großbeamten in einem und demselben Jahre an weit von einander 374.
entfernten Orten. Um dieselbe Zeit als der armenische Königssohn Para auf tückische Weise unter der Lanze eines riesenstarken Legionars blutete (S. 556.), schändete der Statthalter der niederpannonischen Landschaft Valerian das Gastrecht, indem er den Quadenkönig Gabinius, der seiner Einladung arglos gefolgt war, an der Tafel niederstoßen ließ, in der Meinung, die germanischen Barbaren, welche gegen die Aufrichtung römischer Festungswerke an ihrer Grenze Einsprache erhoben hatten, würden dadurch von jedem Widerstande abgeschreckt werden. Aber die verbrecherische That brachte den Römern keinen Gewinn. In gerechtem Zorne griffen die Quaden zum Schwert, setzten über die Donau und durchzogen, unterstützt von germanischen und sarmatischen Hülfsvölkern, raubend und mordend das römische Gebiet. Die Tochter des

Kaisers Constantius, dem jungen Gratianus zur Gemahlin bestimmt, gerieth auf ihrer Brautfahrt in die größte Gefahr; nur durch die rasche Entschlossenheit eines Befehlshabers entging sie der Gefangenschaft und rettete sich nach Sirmium. Bald erschienen die Barbaren vor den Mauern dieser Stadt. Der Präfect Probus verlor den Muth und sann auf Flucht; nur mit Mühe ward er zurückgehalten und bewogen, die Mauern und Vertheidigungsanstalten in solchen Stand zu setzen, daß sie für Kriegsschaaren ohne Belagerungsgezeug unangreifbar waren. Nun wendeten sich die Quaden gegen den Oberstatthalter Equitius, den sie für den Urheber der Freventhat hielten, um an ihm Rache zu nehmen. Zwei Legionen, die ihnen entgegentraten, wurden geschlagen und das Land weithin verwüstet.

Valentinians Ausgang. 375. Auf die Kunde von diesen Vorgängen schloß Valentinian mit dem Allemannenkönig auf dem Rheinufer gegenüber von Mainz einen Frieden und eilte dann in eigener Person in die Donauländer. Die Quaden und Sarmaten warteten seine Ankunft nicht ab, sondern zogen in ihr Land zurück. Valentinian setzte bei Aquincum über den Strom und übte schwere Vergeltung. Darauf bezog er zu Bregetio, unweit der heutigen Stadt Presburg, das Winterlager, entschlossen im nächsten Frühjahr den Feldzug zu erneuern. Die Quaden, die Rache des Kaisers fürchtend, schickten Gesandte ab, um durch Bitten und Vorstellungen das drohende Unheil abzuwenden. Sie nahten sich in demüthiger Haltung dem Throne des Mächtigen; aber der Versuch, ihr Thun zu rechtfertigen oder doch ihre Schuld zu mildern, setzte den jähzornigen Imperator in solche Wuth, daß in der Aufregung der Leidenschaft ein Blutgefäß zersprang
Nov. 375. und er leblos in die Arme der Umstehenden sank.

Gratian. 375—383. Valentinian II. 375—392. Der älteste Sohn Valentinians, Gratian, damals siebenzehn Jahre alt und von dem Vater schon zur Würde eines Augustus erhoben, wurde von dem Heer als Beherrscher der westlichen Länder anerkannt. Damit aber das Gebiet südlich der Donau nicht ohne den Schutz des kaiserlichen Namens sei, wurde Valentinian, der Sohn der schönen Justina, des Kaisers zweiter Gemahlin, ein Knabe von vier Jahren, auf Betreiben einiger Großen gleichfalls mit dem Diadem geschmückt. Gratian verbarg seinen Groll und erklärte, daß er die Wahl des illyrischen Heeres anerkenne. Mit seiner Einwilligung nahm Justina mit ihrem kaiserlichen Sohne ihren Aufenthalt in Mailand, indeß Gratian, der Zögling des Dichters Ausonius (S. 355.) ein Jüngling von kräftigem Geiste und Körper, der Krieg und Jagd über Alles liebte, die Trevirerstadt an der Mosel zu seinem Wohnsitz erkor.

5. Anfang der Völkerwanderung und Valens Ausgang.

Die Hunnen. Seit unvordenklichen Zeiten lebte in dem Hochlande des Altai ein wildes häßliches Hirtenvolk mongolischer Abkunft. Die Beherrscher des himmlischen

Reiches der Mitte suchten vergebens den Einfällen und verheerenden Raubzügen der furchtbaren Feinde zu begegnen, bald indem sie mit großen Heeren wider sie zu Felde zogen, bald durch Aufführung einer mächtigen Mauer, welche den mit Pfeil und Bogen oder mit Lanzen bewaffneten Reiterschaaren einen unüberwindlichen Damm bereiten sollte; sie mußten meistens zu dem wirksameren Mittel des Schwachen greifen und durch Geschenke, Jahrgelder oder Tribut Friede und Sicherheit erkaufen. Sie lieferten den Geschlechts- und Familienhäuptern der einzelnen Horden und dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Tandschu oder Groß-Khan, Gold- und Seidenstoffe zur Ausschmückung ihrer Zeltwohnungen oder hölzernen Hütten und Jungfrauen zur Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden. Selbst Töchter aus kaiserlichem Hause vertrauerten in den Zelten der Häuptlinge die Jahre ihrer Jugend. Wir haben im ersten Theile dieses Werks (S. 37.) gesehen, wie unter der Han-Dynastie im 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung diese schimpfliche Knechtschaft gebrochen wurde: den Unfällen im Feld folgte innere Zerrüttung; die einzelnen Horden trennten sich, die Herrschaft des Groß-Khans löste sich auf. Diese Zustände der Verwirrung und Zwietracht benutzten die Chinesen, um einzelne Horden durch Verträge zu binden und für ein friedliches Leben mit Zinsbarkeit oder zur Vertheidigung der Grenzen zu gewinnen. Aber die kräftigeren Stämme der Hunnen, scheu vor der Knechtschaft der Civilisation, zogen vor, mit ihren Heerden und Zelten weiter zu wandern und über den Bergen im Westen sich neue Wohnsitze zu suchen. Bald trennten sie sich jedoch in zwei Theile. Während die Einen sich in der weiten fruchtbaren Ebene niederließen, wo der Oxus und Jaxartes ihren Lauf in das kaspische Meer suchen, und unter der Einwirkung des Klimas und des Verkehrs mit cultivirteren Menschen allmählich mildere Sitten annahmen, so daß sie, bekannt unter dem Namen „Euthaliten“ oder „weiße Hunnen“, mit der Zeit das Nomadenleben gegen eine feste Ordnung mit Gesetzen und bürgerlichen Einrichtungen vertauschten und mit den Bewohnern Irans im Süden bald in kriegerische, bald in friedliche Berührungen kamen, setzten die anderen ihren Wanderzug nach Nordwesten fort, bis sie endlich an der Wolga ihre Zelte aufschlugen und ihr Nomadenleben in altgewohnter rauher Weise fortführten. Im Winter stiegen sie mit ihren Rinder- und Schaafheerden zur Mündung dieses mächtigen Stromes nieder und ihre Sommerzüge reichten bis zur Breite von Saratow, ja selbst bis zur Einmündung des Kama. Lange mögen die Hunnen in den Steppen der Wolga ihr Hirten- und Jägerleben nach alter Skythenart verbracht und an den Stämmen der Nachbarschaft ihre wilde Kraft geübt haben, als sie im 4. Jahrhundert, gedrängt und verstärkt durch neue Horden aus dem Hochlande des östlichen und nördlichen Asiens, abermals ihre Wanderzüge in westlicher Richtung antraten. Sie trafen zuerst auf die Alanen, ein schön gestaltetes Reitervolk, dem die Alanen.
Mischung sarmatischen und germanischen Geblütes edlere Gesichtszüge, hellere

Farbe des Haupthaares und eine bildungsfähigere Naturanlage verliehen, ein kriegerisches Hirtenvolk, das in der breiten grasreichen Ebene zwischen Don und Wolga ein freies ungebundenes Leben führte ohne Knechte und Leibeigene, die Habe nebst Weib und Kind auf bedeckten Karren mit sich führend. Der religiöse Cultus des Kriegsgottes, den sie in der Gestalt eines entblößten in den Erdboden gesteckten Schwertes verehrten, und die Sitte, die abgezogene Haut erschlagener Feinde als Pferde- und Waffenschmuck zu verwenden, gibt Zeugniß von der kriegerischen Natur des Volkes. Aber wie tapfer immer die Alanen ihre Stammsitze wider den neuen schrecklichen Feind vertheidigten, die Hunnen behielten im blutigen Kampfe die Oberhand; der Alanenkönig fiel mit der waffenfähigen Jugend auf dem Schlachtfelde; dem Ueberreste blieb nur die Wahl zwischen Flucht und Unterwerfung. Der größte Theil nahm den von den Hunnen gebotenen ehrenvollen Antrag einer Vereinigung zu gleichen Rechten an und verstärkte den Heereszug der asiatischen Hirtenstämme; eine Schaar flüchtiger Alanen suchte eine sichere Freistätte in den Gebirgen des Kaukasus, wo sie sich bis zur Gegenwart erhalten haben; eine andere drang mit kühnem Muthe an die Gestade der Ostsee vor, von wo aus sie in der Folge mit germanischen Stämmen verbunden in das römische Reich einbrachen und im fernen Gallien und Spanien eine neue Heimath suchten.

Sitten und Lebensweise der Hunnen. Mit Unruhe und Schrecken blickten die Gothen, deren Besitzungen sich damals bis an das westliche Ufer des Don erstreckten, auf den neuen Feind, der eben so häßlich von Gestalt als wild und grausam von Sitten war, dessen bartloses Angesicht mit den kleinen tiefliegenden Augen „nie die männliche Anmuth der Jugend und nie das ehrwürdige Aussehen des Alters zierte." Die Beschreibung, die der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus von den Sitten, der Lebensweise und der ganzen äußeren Erscheinung der Hunnen entwirft, gibt Zeugniß von dem entsetzlichen Eindruck, den die Ankunft dieser östlichen Barbaren, in welchen die Phantasie der Gothen Abkömmlinge von Dämonen und Zauberinnen erblickte, auf die Römerwelt hervorbrachte:

„Das Volk der Hunnen, aus alten Berichten nur wenig bekannt, wohnt über den Mäotischen See hinaus gegen das Eismeer hin, ihre Wildheit kennt keine Grenzen. Durch die Sitte, den Knaben gleich nach der Geburt die Wangen zu durchschneiden, wird der Bartwuchs gehemmt und das Angesicht entstellt. Von gedrungenem, starkem Gliederbau und langgestreckter Gestalt sehen sie mehr wie Bestien oder plump zugehauene Holzklötze aus. Mit der größten Häßlichkeit verbinden sie ungemeine Ausdauer und Abhärtung, so daß sie des Feuers und feinerer Nahrung ganz entbehren. Sie leben allein von Wurzeln und Kräutern und dem halbrohen Fleische aller möglichen Thiere, das sie auf dem Rücken ihrer Pferde etwas mürbe reiten. Nie kommen sie unter das Dach eines Hauses, das sie wie ein Grab meiden; nicht einmal Rohrhütten haben sie. Unstät schweifen sie durch Gebirg und Wald und gewöhnen sich an Hunger und Durst und an den Wechsel der Witterung. Ihre Kleider sind von Linnen oder aus Fellen von kleinem Gewild; dasselbe Gewand tragen sie im Hause und außen, legen es nicht eher ab, als bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fällt. Mit gebogenen Mützen decken sie den

Kopf, mit Ziegenfellen die rauchhaarigen Beine, die unförmlichen Schuhe hindern sie am freien Gang. Deßhalb sind sie zum Fußkampf untüchtig; an ihren häßlichen aber ausdauernden Pferden hängen sie wie angewachsen und verrichten auf denselben ihre gewöhnlichen Geschäfte. Tag und Nacht sitzen sie zu Pferd, kaufen und verkaufen, essen und trinken, ja sie schlafen und träumen sogar, an des Thieres Nacken gelehnt. Nicht einmal bei Versammlungen und Berathungen steigen sie ab. Keine strenge Königsgewalt bindet sie, in stürmischer Eile wählen sie ihre Führer aus der Zahl der Häuptlinge. Werden sie zum Kampfe gereizt, so stürzen sie sich in keilförmigen Massen mit gräßlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Gewandt und behende sprengen sie oft absichtlich auseinander und zerstreuen sich ordnungslos zum wüsten Morden. In ihrem raschen Vordringen stürmen sie auch keine Schanzen und Lager. Aus der Ferne schleudern sie Wurfspeere und Pfeile, deren Spitzen künstlich aus scharfen Knochen gefertigt sind, im Handgemenge brauchen sie das Schwert. Dabei suchen sie dem Feind, während er auf ihre Klingen achtet, plötzlich Schlingen überzuwerfen, um ihn zu verstricken und wehrlos zu machen. Ohne Aecker und Felder, ohne Hof und Heerd, ohne Gesetz und Recht schweifen sie wie Flüchtlinge mit ihren Wagen umher; diese sind ihre Wohnungen, der Aufenthalt ihrer Weiber, wo sie ihren geringen häuslichen Pflichten obliegen, die rohen Kleider weben und ihre Kinder um sich haben, bis sie erwachsen sind. Hier geboren, fern davon erzogen, kennt Keiner seine Heimath, weiß Keiner, woher er stammt. Treulos, wankelmüthig, jeder neuen Hoffnung hingegeben, folgen sie ganz dem Drang des Triebes. So leben sie wie das unvernünftige Vieh dahin, ohne Kenntniß von Tugend und Laster, ohne Achtung vor Glauben und Religion. Nach Gold sind sie ausnehmend lüstern und so wankelmüthig und reizbar ist ihr Charakter, daß sie wohl mehrmals an demselben Tage sich entzweien und wieder versöhnen."

Als die Hunnen und ihre neuen Bundesgenossen den Don überschritten, um die Länder im Westen dieses Stromes zu unterwerfen, hatte das Gothenreich seine höchste Macht und Ausdehnung erreicht. Hermanrich, der vielgepriesene König der Ostgothen, aus dem ruhmreichen Geschlechte der Amaler, ein fast hundertjähriger Greis, hatte alle umwohnenden Völkerschaften germanischer und sarmatischer Abkunft theils mit Gewalt, theils durch Verträge zur Anerkennung seiner Oberhoheit gebracht. Selbst die drei Stammfürsten der Westgothen aus dem Geschlechte der Balthen, Athanarich, Fridigern und Ablavius huldigten dem greisen König des Bruderstammes und begnügten sich mit einer untergeordneten Stellung und dem Range von „Richtern." Nicht nur die Völkerstämme, die gen Morgen von den Quaden an der Theiß und Marosch seßhaft waren, die Jazygen, die Vandalen, so viele deren noch im dacischen Lande zurückgeblieben waren, die Taifalen, die den Ruhm kriegerischer Tapferkeit durch schmähliche Unsitten befleckten, die Victofalen und die stammverwandten Gepiden, standen in einem abhängigen Verhältniß zu den Gothen, auch im Osten folgten die Heruler in den Niederungen der Mäotis, die südlicheren Scyren und die nördlicheren Roxolanen dem Banner Hermanrichs und die Anwohner der Weichselufer und des baltischen Meeres, die Wenden und Aestyer, erkannten die Oberhoheit des mächtigen Beherrschers der gothischen Reichsconföderation an. Es war ein großer

Das Gothenreich unter Hermanrich.

Völkerbund über welchen Hermanrich „mit der Macht eines Eroberers und zuweilen mit der Grausamkeit eines Tyrannen" regierte, und die Gothen sangen noch lange nach seinem Tod in deutschen Heldenliedern von seinen Thaten und seinem Ruhme. Aber die Lieder sind untergegangen und das Andenken des großen Königs und seines langen Heldenlebens ist nur unvollständig und von Sagen umhüllt auf die Nachwelt gekommen. Die Völker, die er beherrschte, waren unfähig seinen Ruhm zu verewigen.

Niederlage der Gothen. Hermanrich führte die gothische Streitmacht wider den furchtbaren Feind ins Feld. Aber das Kriegsglück, das ihm so lange treu zur Seite gestanden, verließ ihn im Alter. Die unterworfenen Völker waren zum Abfall geneigt, und als Hermanrich das Weib eines Roxalanenfürsten, der seine Fahne verlassen, von Pferden zerreißen ließ, stellten ihm ihre Brüder nach dem Leben. Noch siechte er an den Wunden, die ihm ihre Dolche zugefügt, als die Hunnen zum Angriff schritten. Verzweifelnd an dem glücklichen Ausgang des Völkerkampfes gab sich Hermanrich den Tod mit dem eigenen Schwert, um den Fall seines Reiches, die Schöpfung seiner langen Heldenthätigkeit nicht zu überleben. Sein Nachfolger Withimer wagte eine Feldschlacht. Sie entschied wider die Gothen. Der König selbst und mit ihm die Besten des Heeres deckten nach tapferer Gegenwehr die Wahlstatt; seinen unmündigen Sohn nebst den Ueberresten des geschlagenen Heeres retteten zwei tapfere Gothen von bewährter Treue an den Dniester, wo die Westgothen unter Athanarich ihr Lager und ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten. Die übrigen Ostgothen unterwarfen sich der Herrschaft der Hunnen. Unter den Dienstmannen Attila's befanden sich später Abkömmlinge aus dem Fürstenhause der Amaler.

Die Westgothen setzen über die Donau. 376. Athanarich war entschlossen dem heranrückenden Völkerschwarm mit aller Kraft zu widerstehen. Als aber eine Reiterschaar in einer mondhellen Nacht unbemerkt über den Dniester setzte und die Gothen im Rücken angriff, entstand Furcht und Zwiespalt bei Heer und Führern. Athanarich zog sich zurück um die verschanzten Waldungen zwischen Pruth und Donau für äußerste Nothwehr zu vertheidigen; das Hauptheer aber rückte unter den beiden andern „Richtern" Fridigern und Ablavius in Eilmärschen an das Ufer der Donau, um sich unter den Schutz des Reiches zu stellen. Valens befand sich gerade in Antiochien, bemüht dem arianischen Glaubensgesetz allgemeine Geltung zu verschaffen und zugleich die Bewegungen der Perser bewachend, als eine Gesandtschaft angesehener Westgothen vor ihm erschien und ihn mit ausgestreckten Armen um Hülfe gegen das Schwert der Hunnen und gegen die Leiden des Hungers anflehte. Wenn er ihnen gestatte, über den Grenzstrom zu setzen und die öde liegenden Ländereien Thraciens zu bebauen, so würden sie sich für solche Huld durch die Gefühle der Pflicht und Dankbarkeit verbunden erachten, den Gesetzen der Republik zu gehorchen und die Grenzen zu beschützen. Theils aus religiösen Rücksichten, da ein Theil der Westgothen bereits den arianischen

Christenglauben bekannte (S. 429.) oder sich zur Annahme bereit erklärte (nur im Lager Athanarichs thronte auf dem heiligen Wagen das formlose Bild einer germanischen Gottheit neben dem Opferaltar), theils in der Hoffnung, auf diese Weise mit weniger Mühe und Kosten die Vertheidigung des Reiches an der gefahrvollsten Stelle zu erzielen, gab Valens seine Einwilligung mit der Bedingung, daß die Gothen ihre Waffen abgeben und die Kinder der vornehmen Familien zur Erziehung, zugleich aber auch als Geißeln in die Hände der Römer liefern sollten. Aber die wichtigste dieser Bedingungen, die Ablieferung der Waffen, wurde umgangen. Die Gothen wußten die Befehlshaber und Reichsbeamten durch Befriedigung ihrer Habsucht oder Wollust zu bewegen, daß sie mit ihren Waffen die zu ihrer Ueberbringung über die angeschwollenen Fluthen der Donau herbeigeschafften Fahrzeuge oder Flöße besteigen durften. In Kurzem sah man in den Ebenen Niedermösiens 200,000 waffenfähige Westgothen mit ihren Frauen, Kindern, Sclaven und aller ihrer Habe in unermeßlichem Zuge heranrücken. Die Befehlshaber in der Provinz, Lupicinus und Maximus, käufliche Seelen, bei denen der persönliche Vortheil jede Rücksicht auf das öffentliche Wohl aufwog, suchten aus den Verhältnissen Gewinn zu ziehen. Die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse wurden zu den übertriebensten Preisen verkauft. Zuerst gaben die Gothen, was ihnen in besseren Zeiten zur Bequemlichkeit und zum Schmuck des Lebens gedient, leinene Gewänder, Teppiche mit Franzen geziert und andere Kostbarkeiten. Bald war dieser Ueberfluß erschöpft und sie mußten für ihre tägliche Nahrung die Freiheit ihrer eigenen Kinder verkaufen. Für ein Brod, für ein Stück Fleisch, für einen todten Hund ließen sich die Römer einen Menschen geben, den sie zum Sclaven machten. Der bitterste Groll faßte in der Seele der Gothen Wurzel. Rings umher sahen sie den Reichthum und Ueberfluß einer fruchtbaren Provinz, in deren Mitte sie die unerträglichen Drangsale einer künstlichen Hungersnoth litten. Dieser Groll wurde noch vermehrt durch die Ueppigkeit der Römer, welche die schönen Frauen und Jungfrauen und die schlanken blondgelockten Knaben zu ihrer schnöden Lust begehrten. Es bedurfte nur eines Anstoßes zu einer allgemeinen Erhebung gegen solche Schmach und Unmenschlichkeit. Diese gab Lupicinus selbst. Während er in Marcianopolis, der Hauptstadt Niedermösiens, die beiden Fürsten der Gothen an reichbesetzter Tafel bewirthete, gerieth das hungernde Volk, das man gewaltsam vom Besuch der Stadt und vom Einkauf der Lebensmittel auf dem Markte zurückhielt, mit den Bewohnern in Streit. Da gab Lupicinus, erzürnt daß in dem Handgemenge einige Römer das Leben verloren, den Befehl, das Gefolge der Fürsten niederzustoßen. Als Fridigern die Gefahr erkannte, verließ er sogleich den Palast, um, wie er vorgab, den Aufruhr zu stillen. Er sprengte durch die volkbelebten Gassen und sich an die Spitze seines Heeres stellend, ließ er die Kriegsfahne entfalten und die Schlachthörner erschallen. Der Statthalter zog mit allem Kriegsvolk, das

Noth und Bedrängniß der Gothen.

Aufstand in Marcianopel 337.

er in der Eile zusammenbringen konnte, den Barbaren entgegen; aber besiegt floh er vom Schlachtfelde, Waffen, Feldzeichen und die tapfersten Krieger zurücklassend. Dies war der Anfang unsäglichen Wehes für die Provinzbewohner. Dürstend nach Rache und Vergeltung füllten die Gothen das thracische Land mit Raub, Mord und Kriegsgräuel aller Art. Verstärkt durch eine beträchtliche Abtheilung ihrer Landsleute im römischen Kriegsdienst und geleitet von den thracischen Grubenmännern, welche der Mißhandlung ihrer Zuchtmeister entfliehend sich den Barbaren als Führer anschlossen, zogen sie von Ort zu Ort, die verborgenen Vorräthe wegführend. Die aus der Sclaverei befreiten Gothenkinder fachten durch die Erzählung der erlittenen Drangsale und Schmach den Groll und die Rachgier ihrer Väter, Brüder und Verwandten zur lodernden Flamme an.

Die Schlacht auf dem Weidenfeld. 377. Auf die Kunde von diesen Vorgängen beschloß Valens, die Gothen mit der ganzen Streitmacht Roms zu bekriegen. Die Veteranen des Ostens erhielten Befehl, alsbald in die Donauländer einzurücken; Gratian, der Kaiser des Abendlandes, wurde um Hülfe angegangen, Valens selbst begab sich nach Constantinopel, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein. Auf dem „Weidenfelde" (Ad Salices) in Nieder-Mösien, nicht gar fern von dem alten Tomi, Ovids Verbannungsort, kam es zu einer heftigen Schlacht zwischen Fridigern und den kaiserlichen Heerführern. Der kunstvollen Harmonie des römischen Schlachtrufes begegneten die Barbaren mit wilden Kriegsliedern, worin sie zu ihrer eigenen Ermuthigung die Thaten der Altvordern priesen. Erst der sinkende Tag machte dem mörderischen Kampfe ein Ende. Beide Theile hatten den Verlust tapferer Krieger zu betrauern, ohne daß jedoch eine Entscheidung gefallen wäre. Ammianus Marcellinus sah noch auf der Wahlstatt die bleichenden Gebeine der Leichen, die unbeerdigt den Raubvögeln zur Speise überlassen worden.

Bedrängniß der Römer. Die Römer faßten nun den Plan, die Feinde in dem engen Landstriche zwischen dem Hämus und der Donau einzuschließen und durch Hunger aufzureiben. Da knüpfte Fridigern mit jener Abtheilung der Ostgothen, die mit dem jungen Königssohn nach der Niederlage am Dniester vom Schlachtfelde entwichen war und an dem nördlichen Ufer der Donau umherstreifte, Verbindungen an und bewog sie über den Strom zu setzen und das römische Heer im Rücken zu bedrohen. Dadurch sahen sich die kaiserlichen Feldherren zum Abzuge genöthigt. Nun brachen die entrüsteten Westgothen wie wilde Thiere aus ihrem Zwinger hervor und füllten, mit den Ostgothen und Taifalen vereinigt, das ganze Land bis zum Hellespont aufs Neue mit Raub und Verheerung. Einige Reiterschwärme der Alanen und Sarmaten, die sich den Germanen anschlossen, vermehrten die Noth und das Elend der Bewohner.

Zu gleicher Zeit brachen die Allemannen, der Verträge uneingedenk, über den Rhein und nöthigten den jugendlichen Kaiser Gratian den beabsichtigten Feldzug nach

Osten aufzuschieben und seine Waffen gegen den näheren Feind zu kehren. Er überwand die lentischen Allemannen bei Argentaria im Elsaß (bei Kolmar oder Horburg), verfolgte sie in die Thäler des Schwarzwaldes, und nöthigte sie um Frieden zu bitten und als Unterpfand künftiger Treue und ruhigen Verhaltens Geißeln zu stellen.

Während der Sohn Valentinians, der in einem Alter von neunzehn Jahren alle Talente des Krieges und des Friedens entfaltete, am Oberrhein die Ehre und Sicherheit des Reiches herstellte, gingen beide vor den Mauern von Hadrianopel durch seinen hochmüthigen von Schmeichlern getäuschten Oheim Valens unwiderbringlich verloren. Die glänzenden Berichte seines Feldherrn Sebastian, welcher durch einige erfolgreiche Unternehmungen das Gleichgewicht zwischen den römischen und gothischen Waffen wieder hergestellt hatte, und der laute Ruf der hauptstädtischen Volksmenge im Circus, daß der Kaiser die Barbaren, die er ins Land gelassen, über den Grenzstrom zurücktreiben sollte, rissen endlich den Beherrscher des Ostens aus seiner natürlichen Trägheit und bestimmten ihn, selbst den Oberbefehl der Heere zu übernehmen. Begierig eine Entscheidung herbeizuführen, ehe sein Neffe, der nach seinen allemannischen Erfolgen sogleich aufgebrochen war, das thracische Land erreiche und die Ehre des sicher gehofften Sieges mit ihm theile, ließ er sich am 9. August in der Nähe von Hadrianopel voreilig in eine Schlacht ein. Wie trefflich auch der Feldzug angeordnet war, wie sehr auch die Legionen ihre alte Kriegskunst und Tapferkeit bewährten, die Uebermacht des gothischen und sarmatischen Reiterheeres und die Ermattung des römischen Fußvolks, das nach einem übereilten Marsche in der glühenden Hitze eines Sommertages von der eigenen Reiterei preisgegeben den Pfeilen und Lanzenstößen des Feindes ausgesetzt ward, fügte dem römischen Heere in der Schlacht von Hadrianopel eine Niederlage zu, die an Schrecklichkeit nur mit dem Tage von Cannä verglichen werden kann, aber an unglücklichen Folgen jenen Trauerfall weit übertraf. In einen engen Raum zusammengedrängt wurden die römischen Legionen fast wehrlos niedergemacht. Zwei Drittheile des großen Heeres deckten das Schlachtfeld, darunter die beiden Oberbefehlshaber der Reiterei und des Fußvolks, zwei Großbeamte des Palastes und 35 Obriste und Hauptleute. Valens selbst fand seinen Untergang an diesem Tage des Unglücks. Es wird erzählt, er habe mit seinem Gefolge Zuflucht in einer Hütte gesucht, diese sei von den Feinden in Brand gesteckt worden und der Kaiser nebst seinen Begleitern in den Flammen umgekommen. Nur der Dunkelheit der Nacht war es zu danken, daß unter der geschickten Führung von Victor und Richomer, einem Feldherrn barbarischen, vielleicht germanischen Ursprungs, sich noch ein kleiner Theil durch einen geordneten Rückzug rettete. Libanius, der berühmteste Rhetor und Sophist, gab in einer Leichenrede auf den Kaiser und das Heer den Gefühlen des Schmerzes und Schreckens einen beredten, pathetischen Ausdruck. Die Gothen ließen ihre raschen Reiter bis an den Bosporus streifen; aber an den festen Mauern von

Die Schlacht bei Hadrianopel. 378.

Constantinopel und Hadrianopel brach sich ihre Wuth. Fridigern mußte erklären, „daß er mit den steinernen Mauern in Frieden lebe“ und die heiße Sehnsucht der Gothen nach den Schätzen und Genüssen der reichen Städte blieb ungestillt. Dagegen durchzogen sie das offene Land bis an den Fuß der julischen Alpen, und die Gräuel der Verwüstung, der Plünderung, der Gewaltthat, die von den zügellosen Schaaren verübt wurden, bereicherten die Leidensgeschichte der Menschheit mit neuen Scenen des Schreckens und Entsetzens.

Der Kirchenvater Hieronymus aus Pannonien, der zwanzig Jahre später durch diese Gegenden reiste, behauptet in seinem heiligen Zorn über die ketzerischen Gothen, es sei nichts übrig geblieben als Himmel und Erde, die Städte seien zerstört, das Menschengeschlecht ausgerottet worden und auf dem öden Boden seien Wälder und dichtes Dornengebüsch emporgewachsen. Wie viel an dieser rhetorischen Schilderung der declamatorischen Uebertreibung zugeschrieben werden darf, möchte schwer zu entscheiden sein, dagegen schließt der ehrliche Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus sein Werk mit der Erzählung einer That, die um so gräßlicher erscheinen muß, als sie nicht die Wirkung leidenschaftlicher Wuth, sondern das Resultat politischer Berechnung war. Auf Befehl des Oberstatthalters von Asien wurden die gothischen Jünglinge, die einst als Geißeln in die Städte des Ostens geführt worden waren, an einem bestimmten Tage auf den abgeschlossenen Marktplätzen der Hauptorte durch Pfeile und Wurfgeschosse aus den Häusern und von den Dächern meuchlings ermordet.

6. Theodosius der Große. (379—395.)

Theodosius von Gratian zum Beherrscher des Morgenlandes ernannt. 379.

Gratian war auf dem Zuge nach Hadrianopel schon weit vorgerückt, als er die Trauerkunde von der Niederlage und dem Tode des Oheims erfuhr. Er eilte nach Sirmium und ernannte dort, in weiser Fürsorge für die Wohlfahrt des Reiches, den tapfern waffenkundigen Theodosius, der seit dem ungerechten Tode seines Vaters (S. 561) auf seinem Erbgute in Spanien in der Verbannung lebte, mit ländlichen Arbeiten beschäftigt und fern von jeder Hoffnung und Begierde nach Herrschaft, zum Oberbefehlshaber und bald zum Augustus des Morgenlandes. Theodosius, nachmals der Große genannt, ein in der Geschichte berühmter und der katholischen Kirche theurer Name, vereinigte mit dem Orient auch die Oberstatthalterschaft von Thracien und Illyricum und theilte mit Gratian den Rang und Titel eines „Augustus.“ Er stammte aus derselben Provinz, ja vielleicht aus derselben Stadt, die früher dem römischen Kaiserthron „die Tugenden Trajans und die Talente Hadrians“ gegeben, und besaß neben den kriegerischen Gaben einen an edlen Studien gebildeten und erstarkten Geist. Das Volk bewunderte in dem dreiunddreißigjährigen Herrscher die männliche Schönheit seines Angesichtes und die anmuthvolle Majestät seiner Gestalt, die es gern mit den Abbildungen des Kaisers Trajan verglich; die kundigen Beobachter glaubten auch in den Eigenschaften des Herzens und Verstandes eine noch wichtigere Aehnlichkeit zu entdecken.

Theodosius beendigt den Gothenkrieg. 380—382.

Theodosius rechtfertigte das Vertrauen des Volkes und des Kaisers. Wir entbehren freilich für die Jahre, welche der Katastrophe von Hadrianopel folgten, der zuverlässigen Führung des Ammianus Marcellinus, eines der wenigen kräftigen Historiker, welche die Absicht zum Schreiben führte, „durch das Bild der Vergangenheit dem wirren Getreibe der Gegenwart mahnend zu steuern," und sehen uns dafür theils an die parteiische Erzählung des Zosimus, theils an die bilderreiche Darstellung der Panegyriker und Rhetoren wie Eunapius, theils an die kirchlichen Schriftsteller gewiesen, welche die Tugenden der Wahrhaftigkeit und Mäßigung häufig dem Geiste religiöser Parteiung unterordnen; aber aus dem Gange der Ereignisse erkennen wir, mit welcher Behutsamkeit und Umsicht Theodosius, als fester und treuer Hüter der Republik, den Gothenkrieg beendigte und dem sinkenden Reich wieder Selbstvertrauen und Lebensmuth einflößte. Von Thessalonich aus, wo er sein Hauptquartier nahm und mit wachsamem Auge die Bewegungen der Gothen beobachtete, leitete er den Vertheidigungskrieg mit fester Hand. Die Besatzungen der Städte wurden vermehrt und indem sie aus dem sicheren Bollwerk zu geeigneter Zeit erfolgreiche Ausfälle wagten, die das Gerücht rasch über das ganze Land verbreitete, wuchs den Römern der Muth und das Selbstvertrauen, während die Barbaren in ihrer Hoffahrt und Siegeszuversicht herabgestimmt wurden. Nicht durch Feldschlachten, sondern durch Zwietracht nährende Verträge suchte er über den furchtbaren Feind Herr zu werden. Dieses Verfahren zeigte sich besonders wirksam als Fridigerns Tod „eine ungeduldige Menge von dem unerträglichen Joche der Zucht und Einsicht befreite" und dem buntgemischten Kriegsheer das leitende Haupt entriß. Nun traten Eifersucht und Stammeshaß, die in den Tagen gemeinsamer Noth und Gefahr geschwiegen hatten, wieder lebhaft hervor und erzeugten Spaltungen und Feindseligkeiten. Das Heer von Eroberern löste sich in ordnungslose Banden wilder Räuber auf, die den Eingebungen ihrer Leidenschaft folgten und durch wilde Verheerung der Getreidefelder und Vorrathshäuser sich selbst Mangel und Verderben bereiteten.

Vertrag mit Athanarich.

Diese Umstände wußte Theodosius trefflich auszubeuten. Er gewann einzelne Führer zum Eintritt in das römische Heer und bediente sich ihrer zu Ueberfällen und unerwarteten Angriffen. Besonders wichtig war der Friedensvertrag mit Athanarich, jenem Gothenfürsten, der sich Anfangs in den Waldungen am Pruth gehalten hatte, bis er von der Uebermacht der Hunnen gedrängt den Spuren seiner Landsleute über die Donau gefolgt war; und als der deutsche Herzog, vielleicht in Folge der ungewohnten Genüsse bald nachher in der Hauptstadt am Bosporus starb, (Jan. 381.) gewann der Kaiser theils durch die feierliche Bestattung, womit er die Leiche des befreundeten Fürsten ehrte, theils durch sein großmüthiges und freigebiges Benehmen gegen dessen Gefolge, daß sein ganzes Heer unter die Fahne des römischen Reiches trat. Und als jene Abtheilung der Ostgothen (Greuthungen), die unter Alatheus und Saphrax sich mit Fridigern verbunden, nach dessen Tod aber wieder weggezogen war, nach einem vierjährigen Wander- und Abenteurerleben in den westlichen und nördlichen Landschaften mit fremden Zuzügen verstärkt nach der Niederdonau zurückkehrte, zog Theodosius gegen sie zu

Sieg über die Ostgothen. 386.

Felde. Die Barbaren, durch falsche Kundschafter getäuscht, wagten in dunkler Nacht die Ueberfahrt über den breiten Strom auf rohen schwachen Kähnen, in der Meinung, die Feinde unbewacht überfallen zu können, wurden aber von den stärkeren wohlbemannten Schiffen der Römer so nachdrücklich empfangen, daß die meisten, unter ihnen der Herzog Alatheus selbst, theils in den Fluthen, theils im ungleichen Kampfe den Tod fanden.

Ansiedelung der Gothen. Damit war der Gothenkrieg unter Theodosius beendigt. Aber so furchtbar waren sie noch immer in der Vorstellung der Römer, daß der kluge Kaiser ein friedliches Abkommen mit mäßigen Bedingungen den Zufälligkeiten eines weiteren Krieges vorzog. Die zehnjährigen Verheerungen hatten Raum geschaffen für neue Ansiedelungen. Auf beiden Seiten des Bosporus und des Hellespont waren große Einöden, welche der kräftige Arm neuer Bewohner wieder in blühende Ackerfluren umschaffen konnte. Theodosius wagte den gefährlichen Versuch, den Barbaren diese Landschaften anzuweisen und sie somit in das Innere des Reiches hereinzuziehen. Die Ueberreste der Ostgothen wurden nach Phrygien und Lydien verpflanzt; die Westgothen erhielten Wohnsitze in Thracien, wo sie unter der Oberhoheit des Kaisers den vaterländischen Sitten und Einrichtungen treu blieben und ihre angestammten Gesetze und Sprache bewahrten und pflegten. Die Stammfürsten und Geschlechtshäupter übten die alten Gerechtsame über ihre Untergebenen im Krieg und Frieden, ohne der Gerichtsbarkeit und den Obrigkeiten Roms unterworfen zu sein. Im Schooße der römischen Monarchie bildeten somit die Gothen freie Gemeinwesen, die mit dem Staatsganzen nur in loser Verbindung standen. Ueberdies wurden 40,000 stolze Krieger als „Bundesgenossen" in den Heerdienst des Reiches aufgenommen und durch mancherlei Vorrechte ausgezeichnet. Der Kaiser und seine Räthe mochten sich der Hoffnung hingeben, die Gothen würden mit der Zeit in das römische Culturleben eintreten und mit den alten Bewohnern zu Einem Volke sich vereinigen oder aus Dankbarkeit dem Reiche in Treue ergeben bleiben; aber die Folge lehrte, daß diese Hoffnung eine Täuschung war. Das Zusammenleben wurde gestört durch gegenseitigen Haß und Argwohn und durch die lebhafte Empfindung der Verschiedenheit in Blut und Abstammung.

Gratian. Während Theodosius den Gothenkrieg zu Ende führte und dem Osten auf einige Zeit Ruhe und Ordnung zurückgab, zog sich im Westen Gratian durch seine unwürdigen Neigungen und Gewohnheiten den Widerwillen des Heeres und die Ungunst des Volkes zu. Der junge Kaiser entartete frühe von den Tugenden, die ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die Achtung und Liebe seiner Unterthanen und die Bewunderung des Heeres erworben hatten. Es trat bald zu Tage, daß jene Talente und Eigenschaften mehr die Nachwirkungen der trefflichen und sorgfältigen Erziehung waren, die ihm der Vater hatte angedeihen lassen, daß aber seine eigene Naturanlage ihn auf andere Bahnen lenkte. Wenn man bei seinem späteren Thun an Commodus erinnert

wird, so besteht doch diese Aehnlichkeit nur in der gleichen Vorliebe zur Jagd, zum Bogenschießen und zu wunderlichen Verkleidungen. Sein Hang zum Jagen wilder Thiere nahm mit den Jahren dergestalt zu, daß er ganze Tage auf seinen Waldschlössern in den Parks und Wildgehegen zubrachte, daß er eine Schaar Alanen, deren Geschicklichkeit im Pfeilschießen er bewunderte, zu seiner begünstigten Leibwache erhob, daß er sich häufig dem Volke und Heer in der Tracht und mit den Waffen eines scythischen Kriegers, mit dem großen Bogen, dem klingenden Köcher und dem Pelzwerk zeigte. Dagegen hielt er sich frei von der Grausamkeit und Lasterhaftigkeit, womit jener Kaiser seinen Namen schändete; Gratians Hände triefter nur vom Blute wilder Thiere. Aber diese Verkehrtheit entstellte auch seine guten Eigenschaften, man verachtete seine Bildung, seine rechtgläubige Frömmigkeit, die ihn zur Unterdrückung der letzten Reste des Heidenthums fortriß, die Milde seines Charakters, die Reinheit seiner Sitten.

„Gratianus besaß nicht geringe wissenschaftliche Kenntnisse," bemerkt der jüngere Aur. Victor, „er verstand ein Gedicht zu verfertigen, mit Zierlichkeit sich auszudrücken, und Streitfragen nach Art der Rhetoren zu entwickeln. Aber sein einziger Gedanke bei Tag und bei Nacht war das Pfeilschießen, und das Treffen des Ziels war ihm das höchste Vergnügen, der Gipfel aller Kunst. Im Genusse von Speise und Schlaf war er mäßig, von Wein und Wollust ließ er sich nicht beherrschen, kurz, er würde ein Inbegriff aller rühmlichen Eigenschaften gewesen sein, wenn er die Regierungskunst zum Gegenstand seines Strebens gemacht hätte."

In der Mitte seiner Alanen und Jagdgenossen bemerkte Gratian nicht die Unzufriedenheit der Truppen, die endlich in offene Empörung überging. In Britannien wurde Maximus, ein Landsmann, Kriegsgefährte und Nebenbuhler des Theodosius, von dem Heere zum Imperator ausgerufen. Er setzte mit Flotte und Kriegsmannschaft nach Gallien über; statt auf Widerstand zu stoßen, wurde er von den gallischen Truppen mit freudigem Zuruf empfangen. Da flüchtete Gratian von Paris, seiner Lieblingsstadt, mit einer kleinen Schaar Getreuen nach dem Süden, um in Oberitalien bei seinem Bruder Valentinian Hülfe zu suchen; aber in Lyon wurde er von dem Statthalter mit trügerischen Hoffnungen so lange hingehalten, bis die verfolgenden Reiter des Gegenkaisers eintrafen. Unter ihren Händen fand der unglückliche Flüchtling sein blutiges Ende. Der Frankenfürst Mellobaudes, ein Mann von zweideutigem Charakter und zweifelhafter Treue, theilte sein Schicksal.

Sein Ausgang. 383.

25. Aug. 383.

Maximus bezeugte durch eine Gesandtschaft dem Kaiser des Ostens seinen Schmerz über die Ermordung Gratians, die ohne seinen Willen vollbracht worden und ließ zugleich in ehrerbietigen aber gemessenen Worten einen Friedensvertrag anbieten, und Theodosius fühlte sich nicht stark genug, einen Thronräuber zu strafen, der über die gesammte gallische Streitmacht gebot. Er unterdrückte seinen Groll und willigte in einen Theilungsvertrag, kraft dessen Maxi-

Maximus Beherrscher von Gallien. 383–388.

mus die Länder jenseit der Alpen beherrschen, Valentinian dagegen im Besitze von Italien, Afrika und dem westlichen Illyrien bleiben sollte. Auch sollten die Gesetze und Anordnungen Gratians fortbestehen.

Das Heidenthum in Rom unterdrückt. 382. 384. Die letzte Bedingung scheint von dem strenggläubigen Theodosius, der kurz zuvor die Taufe auf das Bekenntniß der Dreieinigkeit empfangen, und der die Vertilgung der arianischen Ketzerei wie des heidnischen Aberglaubens im ganzen Reiche als seine erste Herrscherpflicht ansah, besonders in der Absicht gestellt worden zu sein, daß die von Gratian getroffenen religiösen Anordnungen nicht umgestoßen würden. Gratian war nämlich, die Mäßigung seines Vaters verleugnend, zu strengeren Maßregeln gegen den alten Cultus aufgetreten: Nicht nur, daß er die Würde und das Gewand eines Oberpontifex niedergelegt, das Darbringen der Thieropfer behufs der Eingeweideschau verboten und den Priestern und vestalischen Jungfrauen die bisher genossenen Vorrechte, so wie ihre Gehalte aus der Staatskasse und die Annahme von Vermächtnissen entzogen hatte; er hatte auch Befehl gegeben, den Altar der Victoria in der Curie zu Rom, bei welcher die Senatoren zu schwören und ihre feierlichen Opfer von Wein und Weihrauch darzubringen pflegten, zu entfernen. Diese letzte Anordnung, die schon von Constantius geboten, durch Julian aber wieder abgewendet worden, war ein Herzstoß für die Anhänger der alten Religion; sie strengten daher alle Kräfte an, das Gebot rückgängig zu 384. machen. Aber umsonst flehte im Namen des Senats der Stadtpräfect Symmachus vor dem jungen Kaiser Valentinian II. in elegischen, gefühlvollen Worten, worin sich „die untergehende Sonne des religiösen Bewußtseins" abspiegelte, „es möge doch ihrem grauen Alter nicht jener Siegesaltar von froher Vorbedeutung entrissen werden, der den Knaben schon theuer gewesen," umsonst führte er die ewige Roma selbst als Schutzflehende vor, „daß bei der Ungewißheit der göttlichen Dinge das altväterliche Herkommen geachtet und ein Glaube nicht vertilgt werde, mit dem sie die Welt erobert;" Bischof Ambrosius von Mailand suchte den Kaiser von jedem Zugeständniß an das Heidenthum abzubringen, indem er geltend machte, daß ein christlicher Herrscher nur seinem Herrn und Heiland einen Altar errichten könne, daß die Augen der Gläubigen an den Denkmalen der Abgötterei Aergerniß nähmen, und daß Niemanden Unrecht geschehe, wenn dem wahren Gott die ihm gebührende Ehre erwiesen, dabei aber dem Gewissen und der freien Ueberzeugung des Einzelnen keine Gewalt angethan werde. Die Bitten der heidnischen Räthe blieben unerhört. Eine kurze Wiederherstellung des Altars der Victoria durch den Usurpator Eugenius war nur der Uebergang zur vollständigen Beseitigung aller heidnischen Symbole und Götterbilder durch Theodosius.

Maximus u. Valentinian II. 387. 388. Während dieser Zeit beherrschte Justina im Namen ihres unmündigen Sohnes Valentinians II. von Mailand aus Italien und Afrika. Eine eifrige Anhängerin des Arianismus gerieth sie mit dem strengen charakterfesten Ambrosius, den die ganze Stadt wie einen Heiligen verehrte, in heftigen Streit. Der Bischof verweigerte der Kaiserin und ihren Glaubensgenossen hartnäckig eine der Stadtkirchen zur Abhaltung ihres ketzerischen Gottesdienstes. Diese Zerwürfnisse zwischen Hof und Volk erfüllten den ehrgeizigen Thronräuber Maximus mit der Hoffnung, das Reich Valentinians mit seinen westlichen Besitzungen zu verbinden. Der Eifer für die rechtgläubige Kirche sollte sein ehrsüchtiges Vorhaben verhüllen und rechtfertigen und ihm die Zuneigung Italiens verschaffen. Konnte er sich doch rühmen, daß unter seiner Regierung das

erste Ketzerblut vergossen worden durch die Hinrichtung des spanischen Bischofs Priscillian und seiner bedeutendsten Anhänger (s. unten). Mit dem durch Druck und Erpressung in Gallien, Britannien und Spanien zusammengebrachten Gelde warb er ein großes Heer, meistens aus streitbaren Germanen, bemächtigte sich durch List und Verrath der Alpenpässe und zog siegreich in die von Justina und ihrem Sohne verlassene Hauptstadt Mailand ein. Ambrosius 387.
lehnte zwar den Bund mit dem Thronräuber ab, empfahl aber von der Kanzel Ergebung in den Willen Gottes und ruhiges Verhalten. Das Unternehmen des Maximus war von so glücklichen Erfolgen gekrönt, daß sich Justina in Aquileja, wo sie Anfangs Zuflucht gesucht, nicht sicher glaubte. Sie bestieg mit ihrem Sohne und ihren Hofleuten ein Schiff und segelte nach Thessalonich, den Beistand des Theodosius anrufend. Der Beherrscher des Ostens eilte nach Thessalonich und versprach, gewonnen durch die Reize und Thränen der Galla, der schönen Schwester Valentinians, den Flüchtigen seine Hülfe zur Wiedereinsetzung in ihr Reich. Maximus, ein Mann ohne Kriegsmuth und Talent, wurde in der Nähe der pannonischen Stadt Siscia an der Save von Theodosius geschlagen und in Aquileja, wohin er seinen flüchtigen Fuß gelenkt, vor den Augen des Siegers von den ergrimmten Soldaten ermordet. Die Töchter und Aug. 388.
die greise Mutter des Usurpators wurden jedoch durch des Kaisers Gnade gerettet und freigebig versorgt.

In seiner zweiten glücklichen Ehe mit Valentinians Schwester bewahrte Theodosius die häuslichen Tugenden der Treue, Einfachheit und Mäßigung, welche von jeher sein Ruhm gewesen waren, und in seinem öffentlichen Leben wie in seinem Verhalten gegen Andere zeigte er Weisheit, Gerechtigkeit und Milde, sofern nicht sein Religionseifer oder sein Jähzorn ihn zur Härte und Grausamkeit führte. Von seiner leidenschaftlichen Heftigkeit wurde besonders die Stadt Thessalonich schwer betroffen. Während Antiochia, die bewegliche, spottsüchtige Hauptstadt Syriens, die einst in einer aufgereg- 387.
ten Stunde die Standbilder des Kaisers und seiner ersten Gemahlin Flaccilla umgestürzt und sich in Schmähreden ergangen hatte, durch die Fürbitte ihres Bischofs und anderer Vermittler von der über sie verhängten Sentenz politischer Vernichtung befreit wurde, mußten drei Jahre später die Thessalonicher, die in einem Aufruhr den Befehlshaber 390.
der Besatzungstruppen und einige Beamte ermordet und ihre Leichname durch die Straßen geschleift hatten, den Becher des kaiserlichen Zornes bis auf den Grund leeren. Die Einwohner wurden unter dem Vorwande öffentlicher Spiele in den Circus gelockt und dort durch die ringsum aufgestellten Soldaten niedergemacht, nach der geringsten Angabe 7000 Bürger. Die Kunde von dieser entsetzlichen That machte auf das Gemüth des Ambrosius einen so erschütternden Eindruck, daß er einige Zeit den Umgang des Kaisers mied und ihn erst wieder zur kirchlichen Gemeinschaft und zur Theilnahme am Abendmahl zuließ, als er sich der ihm auferlegten Kirchenbuße unterwarf, die darin bestand, daß er der Zeichen seiner Hoheit entkleidet in der Mitte der Kirche unter Seufzern und Thränen demüthig um Verzeihung seiner Sünde bat. War der geistliche Machtspruch ein Beweis, zu welcher Höhe die Episcopalgewalt damals bereits gestiegen war, so lag in der edlen Demuth, womit sich der Beherrscher des römischen Weltreichs der Büßung unterzog, die Anerkennung der geistigen und sittlichen Macht des Christenthums, das den Mißbrauch der Herrschergewalt strafen und zügeln dürfe. „So

Theodosius u. Ambrosius.

wurde die Kirche der Hort der Volksfreiheit und Heilige übernahmen die Rolle von Volkstribunen;" und wenn das Christenthum einerseits durch die Lehre: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und durch das Gebot, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, dem monarchischen Staat eine festere Grundlage verlieh, als die feinste Staatsklugheit hätte schaffen können, so setzte es auch andrerseits der Herrschergewalt eine undurchbrechliche Schranke, indem es lehrte, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, und gab den Christengemeinden die Freiheit des Geistes, des Willens und des Gewissens.

Arbogast u. Valentinians II. Ausgang. 391. 392. Nachdem Theodosius den Kaiser Valentinian nach Mailand zurückgeführt und ihn in die Herrschaft des gesammten Abendlandes eingesetzt hatte, besuchte er die alte Hauptstadt Rom, wo seine Anwesenheit den Sieg der christlichen Religion entschied, und kehrte dann in den Kaiserpalast zurück, um sich der weichlichen Ruhe und Bequemlichkeit hinzugeben, wozu er einen natürlichen Hang hatte und aus der er nur durch äußere Nothwendigkeit herausgerissen werden konnte. 391. Der Tod der Justina, der bald nachher erfolgte, befreite den jungen Kaiser von dem Einflusse der Mutter und öffnete sein Herz den Lehren und Rathschlägen des Bischofs Ambrosius und anderer rechtgläubiger Männer; und seine Natur nahm eine so erfreuliche Richtung zur Tugend, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Frömmigkeit, daß sich das römische Volk von seiner Regierung glückliche Zeiten versprach. Aber sein Leben neigte frühe dem Ende zu. Ein tapferer und verschlagener Kriegsmann aus dem Frankenvolke, **Arbogast**, war von Gratian zum Oberfeldherrn der gallischen Heere erhoben und wegen seiner Treue nach dessen Ermordung und seiner großen Verdienste im Kriege gegen Maximus von Theodosius und Valentinian in seiner hohen Würde bestätigt worden. Aber diese Stellung genügte seinem hochfliegenden Ehrgeize nicht; er strebte nach der Herrschaft des Abendlandes. Bei der Ausführung dieses Vorhabens entwickelte der schlaue Barbar eine merkwürdige Klugheit und Ueberlegung. Während er durch verschwenderische Freigebigkeit gegen Führer und Soldaten sich die Gunst und das Vertrauen des gallischen Heeres erwarb, wußte er unter dem Scheine der Treue und Ergebenheit den jungen Kaiser allmählich ganz in seine Gewalt zu bringen: die bisherigen Räthe wurden entfernt, alle einflußreichen Stellen fränkischen Edlen anvertraut, endlich Valentinian selbst nach Vienna in Gallien gelockt. Hier gingen ihm die Augen über seine unwürdige Lage auf. Er wagte es den mächtigen Günstling seiner Aemter und Würden zu entsetzen. Als er dem Franken in feierlicher Thronsitzung die Urkunde hinreichte, warf sie dieser verächtlich zur Erde mit den Worten: „Meine Macht hängt weder von dem Lächeln noch von dem Dräuen eines Monarchen ab." Der Kaiser griff entrüstet nach dem Schwerte eines seiner Leibwächter, wurde aber durch die Umstehenden vom Gebrauche desselben abgehalten. 15. Mai 392. Wenige Tage nachher fand man ihn todt in seinem Gemache. Arbogast und seine Freunde suchten den Glauben zu verbreiten, der Kaiser habe sich aus Verzweiflung selbst Gewalt angethan. Die Leiche

wurde in feierlichem Zuge nach Mailand abgeführt, wo der Erzbischof eine Leichenrede zum Andenken seiner Tugenden und seines Unglücks hielt.

Der kluge Franke hatte Einsicht genug zu erkennen, daß die Herrschaft eines Barbaren bei der römischen Nation einen großen Widerwillen erregen würde. Er zog daher vor, im Namen eines von ihm abhängigen Römers zu regieren und verlieh den Purpur dem Rhetor Eugenius, dessen Talente, Bildung und ernste Sitten er schon in der Stelle eines Geheimschreibers und Kanzlers erprobt hatte. Wie einst Maximus schickte auch der neue Imperator eine Gesandtschaft mit der Trauerbotschaft und mit der Bitte um Bestätigung des neuen Regiments nach Constantinopel. Theodosius entließ sie mit prächtigen Geschenken, aber mit einer unbestimmten Antwort. Zwei Jahre lang widerstand er jedoch den Thränen und Bitten seiner Gattin, ehe er auszog den Tod des Schwagers zu rächen. Erst als er aus dem Munde eines heiligen Einsiedlers aus der Wüste Thebais die Versicherung eines siegreichen Ausganges empfangen, brach er mit einem trefflich gerüsteten, aus allerlei Volk gemischten Heere nach dem Westen auf. Die furchtbaren Kriegsschaaren der Barbaren zogen unter ihren Stammfürsten einher und lernten im römischen Heere die Kriegskunst, womit sie in der Folge Rom selbst überwanden. Ohne auf einen Feind zu stoßen, überschritt Theodosius Pannonien und die Gebirgspässe der Julischen Alpen. Da gewahrte er plötzlich in der offenen Gegend, die sich bis zu den Mauern von Aquileja erstreckt, das befestigte Lager der Gallier, reich an Waffen und Gezelten. Arbogast hatte seine Umsicht und Geschicklichkeit im Kriegswesen aufs Neue bewährt. Bald kam es zur Schlacht. Aber als die Dunkelheit die Kämpfenden trennte, war der Verlust auf Seiten des Theodosius größer, und da der entschlossene Gegner während der Nacht die Pässe besetzen ließ, so gerieth das Ostheer in eine bedenkliche Lage. Theodosius erlangte jedoch unerwartete Bundesgenossen in der Verrätherei einiger feindlichen Heerführer und in der Natur jener Alpengegend. Als der Kampf sich erneuerte, erhob sich plötzlich ein mächtiger Sturmwind, welcher ganze Staubwolken in das Angesicht des Feindes trieb und ihre Thätigkeit lähmte, zugleich verließen mehrere Anführer, die der Kaiser durch große Versprechungen gewonnen hatte, die Fahne Arbogasts und traten auf die Seite des legitimen Herrschers. Dadurch erlangte Theodosius einen vollständigen Sieg und die Alleinherrschaft über das ganze römische Reich. Eugenius wurde von den Soldaten in dem Augenblick niedergestoßen, als er vor des Kaisers Füßen Gnade flehend im Staube kniete; Arbogast irrte noch einige Tage im Gebirge umher und kehrte dann das Schwert gegen die eigne Brust. Frohlockend empfing der Erzbischof von Mailand, der sich von jeder Verbindung mit dem heidnisch gesinnten Eugenius fern gehalten, den siegreichen Kaiser, für den, wie der fromme Glaube verkündete, die Mächte des Himmels selbst in den Kampf gezogen.

Eugenius u. Arbogast. 392–394.

Theodosius gewinnt die Alleinherrschaft. 394.

7. Fall des Heidenthums.

Theodosius vergalt die Treue des Klerus und die Fürbitten der Kirche durch strenge Verbote gegen den heidnischen Cultus. Hatte er schon früher dem römischen Senat den Glauben der Väter als Irrthum geschildert und das Christenthum als „Sühne von jedweder Ruchlosigkeit und Sünde“ empfohlen, ohne jedoch die senatorischen Familien von den überlieferten Traditionen abzubringen, so sollten jetzt Tempelbesuch, Erforschung der Zukunft durch Opferschau und jede Art von Götzendienst als Verbrechen gegen Kaiser und Reich bestraft werden. Diese Verbote bildeten den Schlußstein einer Reihe von Erlassen, wodurch Theodosius die völlige Ausrottung des heidnischen Nationalcultus im öffentlichen Leben zu bewirken bemüht war. Doch hielt ihn die treue Anhänglichkeit eines Symmachus und Libanius an den alten Götterglauben nicht ab, diesen aufrichtigen und würdigen Vertheidigern einer erliegenden Sache seine Achtung und Freundschaft zu bewahren. Nunmehr erlosch das heilige Feuer der Vesta; die letzte greise Jungfrau der keuschen Göttin des häuslichen Herdes verbrachte den Rest ihrer Tage in dunkler Verborgenheit, nachdem sie über Serena, Stilicho's Gattin, welche frohlockend einen goldenen Halsschmuck aus dem Heiligthum der Göttermutter angelegt, Auge in Auge einen furchtbaren Fluch ausgesprochen; nun verstummten die Orakel und Sibyllen, nachdem die Stätten der Weissagung geschlossen, die prophetischen Bücher den Flammen übergeben und die Priester und Priesterinnen vertrieben worden; die Tempel und Altäre, sofern sie nicht der frommen Wuth der heiligen Barbaren erlagen, blieben öde und verfielen, nur wenige der herrlichen Bauwerke wurden, wie das Pantheon in Rom, der Tempel der himmlischen Jungfrau in Karthago, der Sonnentempel in Heliopolis (Baalbeck), durch ihre Einweihung zu Kirchen vor der Zerstörungswuth gerettet. Dagegen wurden nunmehr die Gräber der Märtyrer die Stätten der Volksandacht und über ihnen erhoben sich neue stattliche Gotteshäuser zum christlichen Religionsdienst. Nur bei den Bewohnern entlegener Landschaften und Gebirge und in einigen Philosophenschulen lebte der heidnische Glaube, trotz des Vertilgungskampfes, den die Nachfolger des Theodosius in schonungslosen Edicten gegen die Tempel, Culte und Verehrer der alten Götter führten, noch ein Jahrhundert fort, dort geschützt durch bäurische Einfalt und Treue, aber von den Klugen als „Bauernreligion“ (Paganismus) verachtet und verspottet; bei diesen als Anbetung böser Dämonen und als mystische Geheimlehre gehaßt und verabscheut, auch wohl (wie in Alexandrien bei der gelehrten, liebenswürdigen und tugendhaften Hypatia, Vorsteherin der neuplatonischen Akademie, und in Constantinopel bei einigen eifrigen Anhängern des Hellenismus) durch grausamen Mord verfolgt, bis Justinian den vernichtenden Schlag gegen die morschen

Reste führte, indem er alle Bekenner der althellenischen Volksreligion für unfähig erklärte, Eigenthum oder bürgerliche Rechte zu besitzen oder eine Wissenschaft zu üben und alle Götzenopfer bei Todesstrafe verbot. Als die Hochschule von Athen nach neunhundertjähriger Dauer geschlossen ward, wanderten, wie oben erwähnt (S. 377), die sieben letzten Anhänger der platonischen Philosophie und der griechischen Götterwelt, gleichsam als die Schatten der alten sieben Weisen, zu den Persern aus, wo sie vergebens die Erfüllung ihrer Ideale zu finden hofften. Aber wie schon vordem die heidnische Bildung, die Sprache, Rhetorik und Dialektik, in das Gebiet des Christenthums Eingang gefunden, so wurde nunmehr auch der Gottesdienst durch die Aufnahme der heidnischen Cultusformen, der glänzenden Feste und Umzüge bereichert, die Kirche des Einigen Gottes und Heilandes mit dem Schmuck und den Kunstwerken der alten Tempel und mit Symbolen und Abbildungen aus dem Kreise der heil. Geschichte verziert, und zum Ausbau der kirchlichen Hierarchie mit der Gliederung und Abstufung der Aemter bediente man sich aller brauchbaren Elemente aus der Priesterschaft und Magistratur des heidnischen Rom. Ja sogar die alte Leichenfeier mit Pomp und Festschmaus ging in die christliche Sitte über: nicht selten gab man dem Todten die geweihten Elemente des Abendmahls ins Grab mit, und auf den Sarkophagen findet man häufig christliche und heidnische Symbolik verbunden.

Schon im Jahr 381 dehnte Theodosius das Verbot der Erforschung der Zukunft durch Opferthiere auf die Opfer selbst aus; da damit auch die Altäre und Tempel in naher Beziehung standen, so war es natürlich, daß diese an vielen Orten der Zerstörung anheimfielen, zumal da die kaiserlichen Edicte, welche die Präfecten ermächtigten „die Werkzeuge des Götzendienstes“ zu beseitigen, einer weiteren und engeren Deutung fähig waren. Diese Edicte, die Anfangs nur dem Oriente galten, wurden nach dem Siege über Maximus (388) auch über Italien und das Abendland ausgedehnt und die Vollstreckung Männern aufgetragen, die durch ihren religiösen Eifer die Gnade des Kaisers und die Gunst der Geistlichkeit zu erwerben hofften. So Cynegius, Statthalter im Osten, und Jovius und Gaudentius, zwei Befehlshaber von hohem Range im Westen. Manche der Heidentempel waren Meisterwerke antiker Baukunst; ihr Fortbestehen hätte den Sieg des Christenthums deutlicher veranschaulicht, als ihre Zerstörung, mochte man sie zu kirchlichem Gebrauch einweihen oder zu profanen Zwecken verwenden. Aber die Hoffnung der Heiden auf eine neue Wiederherstellung der alten Volksreligion durch einen zweiten Julian reizte die Wuth der Geistlichen und Mönche und den Fanatismus der Gläubigen. Umsonst brachte Libanius seine beredten Bitten für die Tempel, an deren Verherrlichung er einst unter Julian mitgewirkt, vor den Thron; sie vermochten nicht der frommen Wuth und der Raubsucht Einhalt zu gebieten. In Gallien zog der heilige Martin von Tours, an der Spitze seiner getreuen Mönche aus, um die Götzenbilder, Tempel und heiligen Bäume zu zerstören. In Syrien brachte der „göttliche“ Marcellus, ein von apostolischem Eifer beseelter Bischof, den mächtigen Zeustempel von Apamea, ein säulengetragenes Bauwerk von unglaublicher Festigkeit, mit den größten Anstrengungen durch Untergrabung der Fundamente zu Fall, und zog dann mit einer Schaar von Soldaten und Gladiatoren von Ort zu Ort, um die Behausungen der Dämonen umzustürzen, bis er von einer Schaar erbitterter Bauern

Zerstörung der Tempel.

erschlagen ward, und so „in Gottes Sache“ sein Leben zum Opfer brachte. Den größten Eifer bei diesem Werke der Verwüstung zeigten die aus der Wüste herbeiströmenden Mönche, und Libanius ergeht sich in heftigen Klagen über die Habsucht und Unmäßigkeit, deren sich die „Schwarzröcke“ in zerlumpten Gewändern dabei schuldig machten. An den meisten Orten ging die Zerstörung ohne bedeutenden Widerstand vor sich, nur
Der Serapistempel in Alexandrien. in Alexandrien führte der bewegliche und kampflustige Geist, der sich in der ägyptischen Weltstadt so oft kund gegeben, auch bei dieser Gelegenheit heftige Kämpfe herbei. Eine alte Weissagung knüpfte die regelmäßige Nilüberschwemmung und die Ordnung der Natur an den Serapistempel, der in wunderbarer Größe und Schönheit von einer Anhöhe, zu der hundert Prachtstufen emporführten, über Stadt und Meer herniederschaute. Als nun der Bischof Theophilus, „ein kühner ruchloser Mann, dessen Hände abwechselnd von Gold und von Blut befleckt waren,“ und der die Alexandriner schon dadurch gereizt hatte, daß er bei der Abtragung eines andern Tempels die Symbole des Götzendienstes unter dem Hohne des Volkes in Procession durch die Straßen führen ließ,
389. feindselige Absichten gegen dieses Nationalheiligthum verrieth, griffen die Serapisdiener, aufgereizt von dem Philosophen Olympius, zu den Waffen, machten den Tempel zu ihrem Bollwerke und rächten die Ehre der alten Götter an ihren Verächtern durch unmenschliche Grausamkeiten wider die gefangenen Christen. Der Statthalter bewirkte eine Waffenruhe, bis man die Willensmeinung des Kaisers eingeholt hätte. Als der Befehl eintraf, daß der Tempel des Götzendienstes zerstört werden sollte, zog der Bischof mit Werkleuten die Stufen hinauf und verwandelte den stolzen Prachtbau in einen Schutthaufen, während die Serapisdiener in der Verborgenheit oder Flucht Rettung suchten. Als die ersten Schläge gegen die kolossale Statue des Gottes geführt wurden, erwarteten die Aegyptier des alten wie des neuen Glaubens mit banger Sorge, daß nach alter Weissagung Himmel und Erde in das ursprüngliche Chaos zurückstürzen würde; aber die Weltordnung blieb in ihrem gewohnten Gange, und der Strom führte seine befruchtenden Fluthen noch ferner über die dürstende Erde. Die Grundfesten trotzten der Kraft der Zerstörer und dienten in der Folge als Unterbau einer Kirche zu Ehren der christlichen Märtyrer; die Bilder und Symbole dagegen, die Gefäße von Gold und Silber und die Werkzeuge des Aberglaubens und frommen Betrugs wurden zerschlagen. Aber auch die unschätzbare Bibliothek, die seit dem Brande in Cäsars alexandrinischem Kriege durch die Erwerbung der Bücherschätze von Pergamum und durch neue Ankäufe sich gebildet hatte und im Serapeum aufbewahrt war, ging durch die Wuth der heiligen Barbaren zu Grunde. Noch zwanzig Jahre später erregte der Anblick der leeren Fächer das Bedauern und die Entrüstung des Paulus Orosius aus Spanien, eines Geschichtschreibers, der sich die Rechtfertigung des Christenthums gegen die Beschuldigungen der Heiden zur Hauptaufgabe bei dem Abriß seiner „Weltgeschichte gegen die Heiden“ gestellt hat. Nach dem Falle des Serapeums ging die Schließung oder Zerstörung der übrigen Heiligthümer ohne Hinderniß vor sich.

Unterdrückung des Heidenthums. 391. Zwei Jahre später, als die heidnischen Tempel und Altäre im Orient fast gänzlich verschwunden waren, erschien das Edict von Mailand, welches auch im Abendland, wo die Weihrauchopfer und der Tempelbesuch noch fortbestand und der alte Cultus hie und da unter ländlichen Festen und Mahlzeiten verhüllt ward, jede Art von Götzendienst, jedes Thieropfer, jede religiöse Handlung in einem heidnischen Tempel als Verbrechen des Hochverraths gegen den Staat erklärte und mit Güterverlust und schwe-
10. Nov. 392. ren Geldbußen bedrohte, wovon ein Theil dem Angeber zugesichert war. Im folgenden Jahr wurde das Verbot in verschärfter Form wiederholt und hinzugefügt: „Keiner soll an irgend einem Ort den sinnlosen Götterbildern ein unschuldiges Opferthier schlachten oder in geheimer Sünde seinen Lar durch angezündetes Feuer, seinen Genius durch ungemischten

Wein seine Penaten durch Wohlgerüche verehren, Lichter anzünden, Weihrauch streuen,
Blumengewinde aufhängen." Im J. 394 wurden auch die **Olympischen Spiele** 394.
zum letztenmale gefeiert und in derselben Zeit scheint die berühmte Kolossalstatue des
olympischen Zeus von Phidias, „nachdem er volle 800 Jahre lang seine Bestimmung
erfüllt, und als ein leidenverscheuchendes Zaubermittel zu Trost und Erhebung helleni-
scher Herzen gedient hatte," aus dem Tempel, der wenige Jahre später verbrannte,
weggebracht worden zu sein. — Unter den Nachfolgern des Theodosius wurden die
früheren Verbote gegen Tempelbesuch und Opfer mit Verschärfung wiederholt: die Göt-
terbilder sollten zerschlagen, die noch vorhandenen Altäre und Tempelgebäude abgetra-
gen und das Material zu Straßen, Brücken und Wasserleitungen verwendet werden.
Arcadius ließ bei Gelegenheit der Taufe seines Sohnes die 8 Tempel von Gaza durch 406.
kaiserliche Truppen auf den Grund zerstören, den Widerstand der heidnischen Bevölke-
rung mit Waffengewalt niederschlagen. An der Stelle des Haupttempels ließ die Kaise-
rin Eudoxia eine prachtvolle Kreuzkirche aufführen, die am Ostersonntag des J. 406
eingeweiht wurde. In den folgenden Jahren 407 und 408 wurden durch ein „**Säcu- 407. 408.
larisations-Edict**" alle heidnischen Heiligthümer und Tempel sammt ihren Gütern
und Einkünften als Staatsgut für den öffentlichen Gebrauch in Anspruch genommen
und sollten zu geeigneten Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt verwendet werden. Dieser
strenge Erlaß erfolgte gerade um die Zeit, da Italien von den deutschen Völkern aufs
Schrecklichste bedrängt und verheert ward. Die Anhänger der heidnischen Religion nah-
men daher Veranlassung, die Unfälle des Reichs als die Strafgerichte der alten Götter
darzustellen und die früheren Opfergebräuche, Sühnungen und Supplicationen zu
empfehlen und zu begehen. Aber das hinsinkende Reich war von allen Göttern ver-
lassen: **Augustinus** und **Orosius** hielten es für nöthig, in großen Apologien zu
beweisen, daß das Christenthum keine Schuld trage am Elende dieser Zeiten; und
allerdings lag die Schuld nicht in der Umgestaltung des Glaubens, sondern in der
Feigheit, Entartung und Versunkenheit der lebenden Geschlechter. Der systematische Ver-
tilgungskampf, der noch über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus mit den Waffen
der Gesetzgebung gegen das Heidenthum geführt ward, ist ein merkwürdiger Beweis
„wie langsam Religionen sterben und mit welcher Zähigkeit gerade alternde verkommene
Völker an demjenigen festhalten, was mit ihnen selbst aus der Tiefe der Jahrhunderte
heraufgewachsen, den Kern ihres geistigen Lebens bildet, und von dem sie darum nicht
ablassen können ohne sich selbst aufzugeben." In den Jahren 412 und 415 ergingen 412. 415.
neue Edicte, welche die vollständige Säcularisation aller Tempelgüter, die Verweisung
der heidnischen Priester aus den Städten, die Auflösung aller mit dem alten Cultus
zusammenhängenden religiösen Genossenschaften und Gebetsfeste einschärften.

In demselben Jahre wurde durch den Fanatismus des Bischofs Cyrillus von Hypatia ermordet.
Alexandrien, des Neffen und Nachfolgers des Theophilus, dem Heidenthum auch der 415.
Märtyrerruhm zu Theil. **Hypatia**, die Tochter des Mathematikers Theon, die an
der Spitze der neuplatonischen Schule stand, eine Jungfrau eben so ausgezeichnet durch
Gelehrsamkeit und Bildung, wie durch Adel der Gesinnung, liebenswürdigen Charakter
und tugendhaften Wandel, wurde beschuldigt, den Statthalter Orestes gegen die Chri-
sten aufgereizt zu haben, und auf Anstiften des ehrgeizigen, herrschsüchtigen Cyrill von
einer wüthenden Christenschaar in eine christliche Kirche geschleppt und dort auf gräß-
liche Weise ermordet. Ihre Leiche übergab der rasende Pöbel, nachdem er sie gliedweise
zerstückt, den Flammen. Selbst der Kirchenvater Sokrates nennt die That eine Schmach
für die alexandrinische Kirche und ihren Bischof. In den Jahren 416 und 417 wur- 416. 417.
den die Heiden für unfähig erklärt, im Heer, in der Verwaltung und im Gerichtswesen
ein Amt oder eine Ehrenstelle zu bekleiden oder christliche Sclaven zu halten. Unter

Valentinian III. erging auch ein Edict gegen die christenfeindliche Literatur: „Alles was Porphyrius und andere gegen die christliche Religion geschrieben haben, solle dem Feuer übergeben werden." Unter dem grausamen, lasterhaften Kaiser Zeno (474—491) wurde der Neuplatoniker Hierokles gegeißelt, ein Schüler des Proklos wegen Verdacht der Magie auf Anstiften der Kaiserin Verina hingerichtet. Als am Ende des Jahrhunderts die Fechterspiele und Thierkämpfe der Amphitheater aufgehoben, die unzüchtigen Schauspiele verboten, die Festlichkeiten des alten Götterdienstes theils abgeschafft, theils in das christliche Leben herübergenommen wurden, da war das Heidenthum in seinen letzten Resten überwunden. Und als Justinian durch Aufhebung der Akademie in Athen der platonischen Philosophie, worin der griechische Geist seine schönste Gestalt und seinen edelsten Ausdruck gefunden, ein Ende machte, da konnte der Hellenismus und der Cultus der idealen Himmelsmächte als erloschen gelten. Die sieben Athenischen Philosophen, die zu Chosroes auswanderten, dann aber unter dem Schutze eines Friedens zurückkehrten, um in der Heimath in Dunkelheit zu endigen, waren: Damascius der Syrier, Simplicius der Cilicier, Eulamius aus Phrygien, Priscianus der Lydier, Hermias und Diogenes aus Phönizien und Isidorus von Gaza.

Auflösung der Akademie in Athen. 529.

8. Ausbildung und Verbreitung der christlichen Kirche.

1. Der Klerus.

Unter dem siegreichen Kampf gegen das Heidenthum entwickelte sich das christliche Kirchenwesen, theils im Gegensatz zu der bisherigen Volksreligion, mehr aber noch durch Aneignung und Umgestaltung des hellenisch-römischen Cultus und Priesterthums. Die hierarchische Gliederung des Klerus, die Abstufung durch die höheren und niederen Grade, durch Metropolite oder Erzbischöfe, deren Häupter als „Patriarchen" der höchsten Ehrenstufen theilhaftig waren, durch Bischöfe und Archidiakone, welche bei der bischöflichen Gerichtsbarkeit den Vorsitz führten, durch Presbyter, Diakone und untergeordnete Kirchenbeamten und Diener, die wir schon früher in ihren Keimen und allmähligen Entwickelungen kennen gelernt, wurde im 4. und 5. Jahrhundert zur Vollendung geführt und der ganze Stand durch Uebertragung von Rechten, Privilegien und Auszeichnungen aus dem heidnischen Priesterthum in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Stellung gehoben und gesichert.

So wurde das glänzende Priesterkleid, das bei Juden und Heiden als Abzeichen des heil. Amtes in Gebrauch war, auch von der christlichen Geistlichkeit als Festgewand bei heil. Handlungen eingeführt und den hierarchischen Abstufungen gemäß eingerichtet, und damit die Platte auf dem Scheitel (Tonsur) verbunden; so ging das Recht der Fürsprache bei Verbrechern, dessen sich die Priester, besonders die Vestalinnen erfreuten und die geheiligte Zuflucht der Tempel auch auf den christlichen Klerus und die Kirchen und geweihten Orte über, die dadurch bald eines wirksamen Asylrechts theilhaftig wurden; so wurden die Vorrechte und Immunitäten, die Gerichtsbarkeit und Vermögensverwaltung, welche priesterliche Corporationen in heidnischer Zeit besessen und welche schon Constantinus und seine orthodoxen Nachfolger dem christlichen Klerus verliehen, ausgedehnt, vermehrt und gesetzlich festgestellt. Besonders stieg das Ansehen des Bischofs von Rom, der schon im 4. Jahrhundert vorzugsweise mit dem Namen des heil. „Vaters,"

Papa oder Papst, belegt wurde, in den Ländern des Westreiches immer höher, theils durch die hervorragende politische Weltstellung der Stadt, theils durch den Anspruch der Gründung des heil. Stuhles von dem „Apostelfürsten" Petrus, theils durch die Neigung des abendländischen Klerus, trotz der Einsprache der Bischöfe von Karthago und des „gallicanischen" Klerus, in kirchlichen und religiösen Streitigkeiten in letzter Instanz sich auf die Autorität des Papstes zu berufen, eine Neigung, welche die Kirche vom Staat angenommen haben mochte. In dieser hervorragenden Stellung des römischen Kirchenhauptes im Westen lag der schon frühe bemerkbare Keim zur Spaltung der römisch-abendländischen und der griechisch-morgenländischen Kirche, da der Patriarch von Constantinopel eine ähnliche Superiorität im Osten erstrebte und erlangte. Aber der Patriarch von Constantinopel „verdankte Alles, was er war, nur der politischen Bedeutung der neuen Hauptstadt und der Gunst der Kaiser, die ihr eigenes Interesse dabei hatten, dem Bischof von Constantinopel durch Vorrechte und Auszeichnungen verschiedener Art eine möglichst hohe Stellung zu geben," während die Bischöfe von Rom den rein kirchlichen Standpunkt ihrer Würde festhielten und ihrem Episkopat darum den Primat zuerkannt wissen wollten, weil derselbe „auf dem immanenten Grund seines göttlichen Ursprungs beruhte," weil es den ersten der Apostel zum Gründer hatte. Diese Auffassung wurde besonders von Leo I., dem „Großen," mit Consequenz durchgeführt. Der ganze Organismus der Kirche schien ihm durch göttliche Anordnung darauf angelegt, „daß die bischöfliche Würde von Stufe zu Stufe höher steigend in dem Apostel Petrus, als dem Haupte der Kirche, ihre höchste Spitze hatte, von welcher die ganze Regierung der Kirche ausging, um alle Glieder des großen Körpers zur Einheit eines organischen Ganzen zu verknüpfen." „Kraft der Nachfolge des heiligen Petrus war ihm die römische Kirche der Felsen, auf welchem die katholische Kirche ruhe, der römische Bischof das Haupt, das nach göttlicher Einsetzung für die ganze Kirche zu sorgen habe." Dieses Streben der römischen Bischöfe nach einer allgemeinen Superiorität, die Valentinian III. bei Gelegenheit eines Streites Leo's mit Hilarius von Arelate im J. 445 durch ein eigenes Gesetz als zu Rechte bestehend anerkannte, wurde noch ferner unterstützt durch die dogmatische Stabilität der abendländischen Kirche, die mit der regen Beweglichkeit der morgenländischen auffallend contrastirte, durch die Schwäche und Unselbständigkeit der letzten Kaiser Italiens, welche an dem Oberhaupte der Kirche einen Halt und eine Stütze suchten und dessen Ansehen durch die weltliche Autorität förderten und endlich, nach dem Einsturz des römischen Kaiserthums, durch die Stellung des orthodoxen Bischofs zur katholischen Christenheit gegenüber den arianischen Herrschern Roms.

Leo I. 457—471.

Nicht minder groß war die Einwirkung der römisch-griechischen Staats- und Volksreligion auf die Ausbildung des christlichen Cultus in allen seinen Theilen. „Das Priester- und Levitenthum forderte eine gottesdienstliche Ordnung, die sich an einen sichtbaren Tempel und Altar knüpfte, und im Darbringen sichtbarer Opfer sich gefiel." Nicht nur daß der gottesdienstliche Prunk mit Weihrauch, Opfergebräuchen und mancher altväterlichen Sitte des Heidenthums aus den Tempeln in die Kirchen einzog, daß Kerzen und ewige Lampen „die Nachtfeier mit dem Tageslichte vereinten," daß die Messe den Charakter des alten Mysterienwesens annahm; auch die Kunst, die bildende und bauende wie die Tonkunst, fand bei dem christlichen Gottesdienst Eingang; die kirchlichen Gebäude selbst entlehnten ihre Formen und Gesetze der heidnischen Architektur.

2. Der Cultus.

Kirchengebäude (Basiliken).

Während in den Städten des Ostens, in Constantinopel, Nikomedien, Antiochien die prachtvollen goldgeschmückten Gotteshäuser (Dome) mehr die alten Tempel, die Rotunden mit hochgewölbter Kuppel zum Vorbild hatten, adoptirte die abendländische Kirche Form und Namen von den alten Gerichts- und Gewerbshallen „Basiliken“ genannt, lange in eine halbrunde Halle auslaufende Vierecke, mit Säulenreihen, welche den Mittelraum (Schiff oder Langhaus) in drei oder mehrere Abtheilungen schieden, und einem ziemlich flachen Giebeldach. Der „Basilika“ wurde dann dadurch eine höhere Bedeutung gegeben, daß man die Kreuzform zu Grunde legte.

Ein Vorhof (Atrium oder Aula), wo das Wasserbecken mit dem Weihwasser stand, führte zu dem Vortempel, dem Aufenthaltsort der Katechumenen und Büßenden, die den inneren Raum nicht betreten durften. In dem durch Schranken und Vorhänge getrennten Heiligthum (Sanctuarium) oder Chor stand der Hochaltar, hinter demselben der erhabene Sitz (Kathedra) des Bischofs, an den sich auf beiden Seiten die Plätze der übrigen Geistlichkeit im Halbkreise anschlossen. Eigene Taufkapellen (Baptisterien) in runder Form und Nebengebäude zu verschiedenen Zwecken umgaben gewöhnlich das Gotteshaus. Ueber dem Kreuzdurchschnitt wurde in der Folge eine Kuppel im Halbkreisbogen als ein Bild des Himmels gewölbt.

Ornamente. Bilder. Kirchengesang.

Schon im 4. Jahrhundert kam die Sitte auf, das Innere der Kirche mit Ornamenten und Darstellungen aus der heiligen Geschichte, meistens in Mosaik, zu schmücken. Im nächsten Jahrhundert gab es auch Bildnisse Jesu, meistens in symbolischer Darstellung als getreuer Hirte. „Aber aller christlichen Kunst lag der Gedanke zu Grunde, daß das Sinnliche nur ein Sinnbild des Uebersinnlichen sei. Die Bilder galten als die Bücher der Unmündigen, doch hatte schon Augustin über Bilderanbetung zu klagen.“ Zur Berufung der Gemeinde wurde Anfangs ein Hammer auf Metall angeschlagen; im 7. Jahrhundert ertönte Glockengeläute. Die Orgel und der liturgische Kirchengesang in Wechselchören (Antiphonien) oder mit den Antworten der Gemeinde auf den Gesang des Vorsängers (Responsorien) verbreitete sich aus dem Morgenlande nach Italien, wo ihm Ambrosius von Mailand durch Einführung der griechischen Tonarten größere Modulation verlieh. Die Kirchengebete wurden nach der Weise der heidnischen Anrufungen in feste Formen gebracht (Litaneien); die Prediger entlehnten die Gesetze des Vortrags den griechischen Rhetoren.

Mariencult. Verehrung der Heiligen u. Märtyrer.

Nirgends trat jedoch der Einfluß des Heidenthums auf die christliche Kirche greller hervor als in der Verehrung der Heiligen und Märtyrer. „Heidnische Götter und Heroen wurden christliche Heilige, und die Mythen und Sagen, die man von jenen erzählte, verwandelten sich in christliche Märtyrergeschichten;“ der Cultus der Maria, die man bereits im 4. Jahrhundert als „Mutter Gottes“ und „Gottesgebärerin“ verehrte, erinnerte in vielen Dingen an den Dienst der Göttermutter, die das heidnische Alterthum unter verschiedenen Namen und Vorstellungen anrief. Die Verehrung weiblicher Gottheiten, die bald als Spenderinnen des mütterlichen Segens und der Fruchtbarkeit, bald als keusche Himmelsjungfrauen gedacht wurden, war zu tief in der Volksreligion begründet, als daß der christliche Cultus ihrer hätte entrathen mögen. Ging Anfangs der Mariadienst hauptsächlich von den Frauen aus, die in der Himmelskönigin zugleich die Mutter und die Jungfrau feierten, so empfing derselbe in der Folge einen mächtigen Impuls durch den ritterlichen Frauendienst der germanischen Völkerschaften. Die Pietät, womit die nach-

geborenen Geschlechter auf die Helden des Glaubens aus der Zeit der Verfolgung blickten, führte allmählich zu einem Religionsdienst. Nicht nur daß man die „Katakomben," jene unterirdischen Gruben, Gänge und Steinbrüche, wo die Gläubigen sich in den Tagen der Drangsal zu verbergen pflegten, wo man die Gebeine der Märtyrer beisetzte, stets in frommer Verehrung hielt, daß man sie noch lange als geweihte Orte zu Begräbnißstätten, zu religiösen Zusammenkünften, zu heiligen Handlungen, selbst zu Festmahlen und Volksbelustigungen gebrauchte, die Wände und Decken mit Bildwerken, Inschriften und frommen Sprüchen ausschmückte, man erbaute über den Gräbern der wirklichen oder vermeintlichen Blutzeugen Kirchen; man verehrte sie als Heilige, deren Fürbitten bei Gott man in andachtsvollen Gebeten anrief; man legte ihren Gebeinen und Ueberresten Wunderkräfte bei und bewahrte sie als „Reliquien" in heiligen Räumen und kostbaren Gefäßen. Bei Einigen war die Verehrung auf die Orte beschränkt, wohin man ihre Wirksamkeit verlegte oder welche die heiligen Reste einschlossen, bei Andern war sie über weitere Kreise ausgedehnt; ganze Städte und Völker hielten sich an besondere Heilige, andere wurden bestimmten Hülfsleistungen vorgesetzt. Einem ästhetisch gebildeten Griechen, wie Kaiser Julian war, bemerkt Baur, schien wegen dieses Märtyrer- und Reliquiencultus aus dem Christenthum nur der Modergeruch der Gräber und Todtengebeine entgegenzukommen. Neben den Märtyrern, unter denen Stephanus und die Apostel die erste Stelle einnahmen, wurden bald auch die Frommen des Alten Testaments und andere Persönlichkeiten, die mit den Stiftern der Kirche in Beziehung gestanden oder um die Verbreitung und Verherrlichung des Reiches Gottes sich besondere Verdienste erworben hatten, zur himmlischen Glorie erhoben. Die fromme Sage erfand eine zahllose Menge von Namen und „Legenden," und der Handel mit Reliquien wurde eine reiche Erwerbsquelle der Kirche. Selbst bildliche Darstellungen des Heidenthums wurden in christliche Märtyrergeschichten umgewandelt. Der heilige Hippolytus sollte wie der attische Königssohn dieses Namens von Pferden zerrissen worden sein. Und damit der christliche Himmel dem hellenischen Olympus nicht an Menge göttlicher und seliger Wesen nachstehe, wurde der Thron des Allmächtigen auch mit Heerschaaren von „*Engeln*" umgeben, an welche sich die Gläubigen gleichfalls im Gebete wandten.

Festliche Zeiten.

Mit dieser Ausbildung neuer Himmelsmächte hielt auch die Vermehrung kirchlicher *Feiertage* und die Umgestaltung heidnischer Feste in christliche gleichen Schritt. Wie man Anfangs den jüdischen Sabbat in den *Sonntag* umwandelte, wie man dem Passahfest in der *Osterfeier* eine andere Bedeutung gab, dem Auferstehungsfest die *Himmelfahrt* beifügte, und das altjüdische Erntefest der „*Pfingsten*" mit der Ausgießung des heiligen Geistes in Beziehung brachte, so wurden im 4. Jahrhundert die römischen Saturnalien, jenes eigenthümliche Volksfest zur Erinnerung an das goldene Zeitalter

des Friedens und der patriarchalischen Sitte und an die Gleichheit aller Menschen zu dem Weihnachtsfeste, dem Feste der Geburt und Menschwerdung Christi und dem damit in Verbindung stehenden Tage der drei Könige (Magier) oder Epiphanien umgestaltet, vielleicht auch noch mit einer mystischen Nebenbeziehung auf das Geburtsfest des „unbesieglichen Sonnengottes", da ja aus dem Dunkel der Nächte, wenn der kürzeste Tag vorüber ist, die Sonne wieder siegreich hervorgeht, „als ein Held zu laufen ihre Bahn." Im Gegensatz feierte man die Zeit, von wo an die Tage abnehmen als das Geburtsfest Johannes des Täufers.

Zu diesen großen Festzeiten kamen dann im Laufe der Jahre, als die Verehrung der Maria, der Heiligen und Märtyrer zunahm noch mehrere andere Kirchenfeste, wie die Marientage (Mariä Verkündigung 25. März, und Mariä Reinigung oder Lichtmesse 2. Febr.); das Fest aller Märtyrer (Sonntag nach Pfingsten) und aller Heiligen (1. Nov.), der himmlische Geburtstag Petri und Pauli (29. Juni), das Fest des Lehrstuhls Petri (22. Febr.), welches ursprünglich der Einsetzung des römischen Bisthums galt, der Tag der Kreuzerhöhung (14. Sept.), die Jahresfeier des wiedergefundenen heiligen Kreuzes, welches Kaiserin Helena auf ihrer Reise nach Palästina im J. 326 entdeckt haben sollte u. a. m. Trotz der Vertheilung des Kreuzesholzes in unendlich viele Splitter an die wundersüchtige Menschheit verminderte sich dasselbe doch nicht, da ihm auch die Wunderkraft einer unendlichen Vervielfältigung inne wohnte. So entstand nach dem Vorbilde der römischen „Fasten" das Kirchenjahr, dessen Berechnung und Festsetzung, wenigstens der wandelbaren Osterzeit, von Alexandrien ausging. „Die Religion Constantins vollendete in weniger als einem Jahrhundert die gänzliche Eroberung des römischen Reiches," bemerkt Gibbon, „aber die Sieger selbst wurden unmerklich durch die Künste ihrer besiegten Gegner unterjocht."

3. Lehre und Wissenschaft. Während die christliche Kirche in ihrer äußern Erscheinung mehr und mehr die Formen, Einrichtungen und Kunstbildungen des Heidenthums annahm, fuhr die griechische Speculation fort ihre Macht auf die Entwickelung der Glaubenslehre zu üben und mit menschlichem Scharfsinn oder Fürwitz in die tiefsinnigen und unerforschlichen Geheimnisse der Menschwerdung Gottes einzudringen. Der Streit über die Natur Christi und den Logos, der die gesammte Christenwelt in die zwei Heerlager der Arianer und Athanasianer spaltete, bis das geheimnißvolle Dogma von der Dreieinigkeit dem Kampf ein Ziel setzte, und die vereinigte Kirchen- und Staatsgewalt die Ansicht der Letzteren als orthodoxes katholisches Glaubensgesetz aufstellte, die Lehrsätze der Ersteren dagegen als Häresien verdammte, fesselte und beschäftigte so sehr die Geister, daß alle bedeutenden Kirchenväter im Morgenlande, Basilius und die beiden Gregore, Cyrillus von Jerusalem, die beiden Eusebius u. a., im Abendlande Ambrosius und Hilarius ihre Kräfte der Erforschung, Feststellung und Vertheidigung dieses Hauptdogmas widmeten und daß die übrigen Grundlehren weniger beachtet wurden und sich darum in größerer Freiheit bewegten. Nur die Erneuerung gnostischer und manichäischer Irrlehren durch den spani-
385. schen Bischof Priscillian wurde mit dem ersten Ketzerblut ausgelöscht. Da-

gegen hat die gelehrte Thätigkeit des zum Bischof von Constantia auf Cypern erhobenen Mönchs Epiphanius († 403), (welcher in einem weitschichtigen Buche gegen die Häretiker „einen verworrenen Reichthum historischer Kenntnisse zum Werkzeuge frommer Leidenschaften machte" und sogar einen Origenes, für dessen geistige Auffassung des göttlichen Wesens sein Begriffsvermögen zu beschränkt und zu sehr an menschliche Vorstellungen gewöhnt war, unter die Ketzer stellte) und seines Geistesverwandten Hieronymus von Stridon, der Grenzstadt zwischen Dalmatien und Pannonien, nur beigetragen, die schmale Linie der Orthodoxie fester zu ziehen und den Umkreis der katholischen Kirche nach Lehre und Sitte mehr abzugrenzen. Epiphanius. —403.

Hieronymus entsagte den klassischen Studien und der freieren Bildung, die er in Rom und auf Reisen im Abendlande und Morgenlande sich angeeignet, und der begeisterten Verehrung des Origenes, dessen Werke er im Gegensatz der Entstellungen und Verhüllungen des Rufinus wortgetreu übersetzt hatte, um sich ohne Zerstreuung dem finstern Geiste der Askese hinzugeben und in einem Verein von Eremiten und frommen Römerinnen die Verdienstlichkeit aller Handlungen der Werkheiligkeit und Entsagung anzupreisen und den Mariencult und die Mönchstheologie zu empfehlen. Ein Kenner der hebräischen Sprache und eifriger Schriftforscher hat er sich unvergängliche Verdienste erworben durch die Verbesserung der altlateinischen Bibelübersetzung. Er ist der Urheber der noch heut zu Tage unter dem Namen Vulgata in der römischen Kirche gültigen lateinischen Bibel, eines von hierarchischem Geiste durchwehten Werkes im römischen Curialstil. „Vielgeschäftig, vielerlei wissend, weltklug, enthusiastisch für Alles, was dem Zeitalter als heilig galt, doch ohne Tiefe des Charakters und des Geistes, ist er der Vermittler griechisch kirchlicher und hebräischer Gelehrsamkeit für das Abendland geworden." Den Abend seines Lebens verbrachte er als Einsiedler in der Nähe von Bethlehem. Ein Begünstiger des Mönchswesens und Cölibats hat Hieronymus durch seine zahlreichen Schriften auf die Ausbildung der Kirchenlehre mächtig eingewirkt. Hieronymus. 331—420.

Johannes aus Antiochia, von der Nachwelt als Chrysostomus (Goldmund) gepriesen, widmete die Beredtsamkeit, die er aus der Schule des Libanius sich angeeignet, dem Dienste der Kirche, erforschte und erklärte die heilige Schrift nach der verständigen und klaren Methode der antiochenischen Schule und suchte das Ideal des Priesterthums, das er mit Begeisterung in einer seiner frühesten Schriften geschildert, im eigenen Leben darzustellen. Denn so hoch er auch das beschauliche und entsagende Leben der Mönche, das er durch sechsjährigen Aufenthalt in der Einsamkeit kennen gelernt und zu veredeln gesucht, ehrte und in der eignen Sitte nachahmte, so legte er doch dem werkthätigen Berufe eines Bischofs, Predigers und Seelsorgers höhere Bedeutung bei. Der gefeiertste Kanzelredner seiner Zeit wurde Chrysostomus seinem Wirkungskreis in Antiochien, wo er in den gefahrvollen Tagen der erwähnten bürgerlichen Unruhen (S. 575) durch seine Meisterreden „von den Bildsäulen" einen wohlthätigen beruhigenden Einfluß übte, entrissen, und durch den allmächtigen Präfecten Eutropius halb mit List, halb mit Gewalt nach Constantinopel entführt, um den ersten Patriarchenstuhl einzunehmen (398). Stark durch die Liebe des Volks, das ihm trotz seiner Strafreden mit Begeisterung Chrysostomus. 347—407.

zugethan war, kämpfte er hier mit den furchtbaren Waffen seiner eindringlichen Beredtsamkeit gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Sittenlosigkeit der Stadtbewohner, gegen das ungerechte Regiment der Günstlinge, bis er dem Zorn der leidenschaftlichen und sinnlichen Kaiserin Eudoxia und der Wuth seiner geistlichen Widersacher zum Opfer fiel.

Auf Betreiben des gewaltthätigen und herrschsüchtigen Bischofs Theophilus von Alexandrien, welcher die Verfolgung der Anhänger des „ketzerischen" Origenes auf Chrysostomus, ihren Beschützer, übertrug, von einer Anzahl serviler Bischöfe auf der Synode „an der Eiche," einer Vorstadt von Chalcedon, unter nichtigen und albernen Beschuldigungen der Beleidigung der Majestät angeklagt, wurde er seines Amtes entsetzt und in die Verbannung gewiesen. (403). Zwar bewirkte die Wehklage und Drohung des Volkes seine Rückberufung, aber einige Monate nachher, als eine Strafrede gegen die lärmende Einweihungsfeier einer Bildsäule der Kaiserin, der neuen „Herodias," in der Nähe der Hauptkirche abermals den Groll Eudoxias wider den vermessenen Bischof erregt hatte, folgte eine zweite Verweisung nach Isaurien (404) und von da nach Pontus. Weder der Tod der Eudoxia, die im J. 405 in der Blüthe der Jahre an den Folgen einer Fehlgeburt starb, noch die Verwendung des römischen Bischofs Innocenz I. milderten den harten Spruch. In der Nähe der alten pontischen Stadt Komana starb Chrysostomus, der größte Kanzelredner des christlichen Alterthums, im Elend, Gott preisend für Alles, was er ihm beschieden (14. Sept. 407). Dreißig Jahre später wurde die Leiche des Heiligen im Triumphzug nach Constantinopel zurückgeführt. Die Kenner der zahlreichen Schriften und Reden des Chrysostomus gestehen demselben als Vorzüge zu: die freie Beherrschung einer schönen und reinen Sprache, die geschickte und versteckte Anwendung griechischer Rhetorik und Philosophie, einen unerschöpflichen Reichthum von Bildern, Gleichnissen und Ideen, um den alltäglichsten Gegenständen Abwechselung und Interesse zu verleihen, die glückliche Kunst die Leidenschaften in den Dienst der Tugend zu zwingen und die Thorheit und Schändlichkeit des Lasters mit dramatischer Wahrheit und Lebendigkeit vorzuführen.

Synesius. —431. Wie Chrysostomus den Libanius als seinen Meister ehrt, so war Synesius von Cyrene ein Schüler und Anhänger der unglücklichen Hypatia, deren Lehren und Geistesrichtung er auch noch innerhalb des Christenthums treu blieb. Durch den Einfluß des Theophilus zum Bischof von Ptolemais berufen (411), strebte er in ehrlichem Ringen die Kirchenlehre mit seiner Philosophie zu versöhnen, wie sehr auch die Widersprüche, die er nicht verhehlte, sein Gewissen beschwerten. In die Opposition der kirchlichen Rechtgläubigkeit gegen Origenes und die auf griechischer Bildung ruhende freie theologische Richtung stimmte er nicht ein, selbst als sein Gönner Theophilus der Führer geworden war.

Augustinus. 353—430. Während die morgenländische Kirche sich abmühte das Wesen der göttlichen Dreieinigkeit und die Natur und Persönlichkeit Christi zu ergründen und die Ergebnisse ihrer tiefen Speculationen in eine rechtgläubige Formel zu fassen, war das Abendland mit den praktischen Fragen über Kirchenzucht, über das Wesen der Sünde und über die menschliche Freiheit und göttliche Gnade beschäftigt; und wie dort Athanasius, so war hier Augustinus der laute Rufer im Streit, der unerschrockene Führer und Bannerherr. Kaum wa-

ren auf seinen Antrieb die Donatisten, die Verfechter einer unerbittlich strengen Kirchen- und Sittenzucht, durch die Synode von Karthago (411) dem Arm der Verfolgung übergeben worden, so wurde die abendländische Kirche durch die pelagianischen Streitigkeiten, welche das Dogma von der Erbsünde und Gnadenwahl in die Theologie einführten, heftig erschüttert und verwirrt.

Pelagius und Cölestius, fromme Mönche aus Britannien (oder Bretagne), von strengster Lebensweise, durch die Unruhen der Zeit aus der Heimath nach Rom und von da nach Karthago verschlagen, suchten die Sittlichkeit zu heben durch Stärkung der Willenskraft, indem sie der altkirchlichen Anschauung folgend die Ansicht aufstellten, „daß durch Adams Sündenfall die menschliche Natur nicht verdorben sei, der Mensch also durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthums der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in seiner Besserung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaft werde." Gegen diese latitudinarische Lehre, daß der Wille des Menschen, wenn auch durch die Sünde geschwächt und geknechtet, in der Wahl des Guten wie des Bösen frei sei, verfocht Augustinus, der in der Folgerichtigkeit dieser Lehre den Glauben an die Erlösung und an die alleinseligmachende Kirche gefährdet sah, die Ansicht, daß der Wille des Menschen von Natur unfrei sei und Alles von der Gnade Gottes abhänge und wurde somit der Begründer der inhaltschweren Lehre von der Erbsünde und Vorherbestimmung (Prädestination) durch die Behauptung: „Durch Adams Sündenfall ist die menschliche Natur mit einer unendlichen Schuld belastet, unfähig zum Guten aus eigener Kraft, daher nur die göttliche Gnade ohne des Menschen Zuthun durch die Kirche in Einigen ein neues Leben schafft, die göttliche Gerechtigkeit Andere ihrem Verderben überläßt, also diese von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt hat." Diese strenge Lehre war die Folgerung aus seinem eigenen Leben, worin der Gegensatz von Sünde und Gnade so deutlich hervorgetreten, „und eine erhabene Frömmigkeit gefiel sich darin, das eigene Selbst unbedingt hinzuwerfen, um allein von Gottes Gnaden in Christo zu leben." Die Doctrin der Pelagianer wurde zwar auf mehreren Synoden verdammt, doch ist auch die Augustinische Prädestination nie als entscheidendes Dogma der katholischen Kirche allenthalben anerkannt worden; vielmehr fand eine vermittelnde Richtung, in der Folge „Semipelagianismus" genannt, als den Anforderungen der Kirche wie des freien sittlichen Geistes am meisten entsprechend, mehr und mehr Eingang. Nach dieser „kam durch Adams Fall eine Neigung zur Sünde über das ganze Geschlecht, aber nicht so groß, daß der Mensch nicht das Gute frei ergreifen könne, wenn er schon nicht ohne die Gnadengaben der Kirche in seiner Besserung fortschreite." Nur in dieser Auffassung schien das Klosterleben verdienstlich zu sein, daher auch die Mönchstheologie sich derselben vorherrschend zuneigte; aber die Ehrfurcht für Augustinus und die großartige Folgerichtigkeit seiner Lehre hielt die Kirche ab sich entschieden gegen ihn auszusprechen, daher führte der pelagianische Streit nicht zur Kirchenspaltung. Man begnügte sich mit einer schwankenden unbestimmten Haltung und faßte die tiefsinnige Lehre von der Vorherbestimmung als Glaubensgeheimniß, das der menschliche Geist nicht zu durchdringen vermöchte und dessen Schleier die heilige Schrift nicht enthüllte. Eine Folge der Lehre von der Erbsünde war die Einführung der Kindertaufe in die Kirche. Der unverschuldeten Sünde wurde die durch kein persönliches Verdienst erworbene Taufgnade entgegengestellt. Seitdem trat das persönliche Leben des Gläubigen und die sittliche Selbstbestimmung zurück hinter den Gnadenmitteln der Kirche, für deren Macht und Autorität Augustinus der kühnste und folgerichtigste Vorfechter war.

Der Pelagianismus.

Der arianische Streit. Die tiefeinschneidenden Streitigkeiten über die Natur Christi und über das Verhältniß und die Stellung des Sohnes (Logos) zum Vater, die, wie wir früher gesehen, schon im 2. und 3. Jahrhundert die junge Kirche zerrissen und gespalten haben, entbrannten mit neuer Heftigkeit, als Arius, Presbyter von Alexandrien, ein Mann von Gelehrsamkeit, ernstem Wesen und fleckenlosem Wandel, bei dem aber mehr der Verstand als Phantasie und Gemüth ausgebildet war, die Ansicht aufstellte, „der Sohn sei einst durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen worden, er sei erstes Geschöpf, das vor allen Zeiten und Welten (Aeonen) existirt und die sichtbare Welt ins Dasein gerufen habe und insofern immerhin Gott zu nennen, doch abhängig vom Vater, wie der Erstling aller Creatur vom Schöpfer." Diese Auffassung, nach welcher Christus in die Stelle der alten Heroen oder Halbgötter gerückt zu werden schien, fand bald heftigen Widerspruch. Hatte sich die Kirche früher gegen solche Lehrmeinungen ausgesprochen, welche die Einheit des göttlichen Wesens allzu sehr betonten und die „Monarchianer" in ihren verschiedenen Theilungen als Häretiker aus ihrer Mitte gestoßen, so verwarf sie nunmehr auch die entgegengesetzte Vorstellung, welche Christus nicht die volle göttliche Ehre zu Theil werden ließ, wie sehr sie auch bemüht war, ihn über alles Geschaffene hinaus zu heben und als den Herrn aller Creatur hinzustellen. Keine der bisherigen Häresien hat so tief in das Leben der Kirche eingegriffen als der Arianismus: die Zahl der Bekenner und Gegner war oft gleich, und die Ehre der Orthodoxie oder Katholicität wurde bald der einen, bald der andern Lehrmeinung zu Theil. Der erste Widerspruch ging von seinem eigenen kirchlichen Vorgesetzten, von Bischof Alexander aus und war vielleicht, da Arius sein Mitbewerber um die hohe Würde gewesen war, nicht ohne persönliche Leidenschaft. Er stellte ihm die Lehre entgegen, „daß der Logos von Ewigkeit her aus dem Wesen des Vaters gezeugt, daher ihm gleich sei," und als Arius, ein beredter Mann und ein gewandter, nach klaren Begriffen strebender Dialektiker, den Widerruf seiner Auffassung weigerte, wurde er auf
321. einer Synode zu Alexandria entsetzt und ausgestoßen. Aber das Volk und ein großer Theil des morgenländischen Klerus nahmen für ihn Theil. Eusebius von Nikomedien, „der sich den Ruhm eines Staatsmannes erworben hat, ohne den eines Heiligen einzubüßen" und Eusebius von Cäsarea, der gelehrte Kirchenhistoriker, begünstigten die Sache des Arius. Als weder die Mahnung des Kaisers, die unnütze Streitfrage ruhen zu lassen, noch die Vermittlungsversuche der Gemäßigten den kirchlichen Frieden herzustellen vermochten, berief Constantin, begierig mit der wiederbegründeten Reichseinheit auch die Einheit des Glaubens zu verbinden, die Vertreter der
Das Nicäische Glaubensgesetz. Kirche nach Nicäa in Bithynien. Dies war die erste allgemeine Kirchenversammlung oder ökumenische Synode der Christenheit. Ueber 250 Bischöfe,
325. fast alle aus dem Morgenlande, berietheu sich in Gegenwart und unter dem Vorsitz des Kaisers. Die Versammlung konnte lange zu keinem einmüthigen Beschluß kommen, bis es einem kleinen, unansehnlichen Manne, der erst die Würde eines Diakonus erstiegen hatte, gelang, die überwiegende Mehrheit für seinen, der Auffassung Alexanders entsprechenden Antrag zu gewinnen, der dann als Ausdruck der Versammlung zum Glaubensbekenntniß erhoben ward. Dieser Mann war Athanasius, ein alexandrinischer Geistlicher, der wissenschaftliche Bildung mit asketischer Lebensweise und unbeugsamer Ueberzeugungstreue verband. Da Alexanders Freunde durch den Hofbischof Hosius von Cordova den Kaiser für ihre Sache gewonnen hatten, so wurde das neue Glaubensgesetz „daß Jesus Christus der Sohn Gottes gleichen Wesens sei (Homousios) mit dem Vater" von der Versammlung angenommen und die Lehre derjenigen, die da behaupteten: „es war Einst, da er nicht war, oder er ist aus dem Nichts oder aus einer andern Substanz oder Wesen geworden," verdammt. Arius zog in die Verbannung

nach Illyrien, wohin ihm nur zwei ägyptische Bischöfe folgten; die andern widerstrebenden Mitglieder unterzeichneten das Bekenntniß „aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Machtvollkommenheit, oder um des Friedens willen, nachdem sie für möglich erkannt hatten, ihre eigene Ansicht hineinzulegen." Drei Monate später folgte auch Eusebius von Nikomedien dem Arius, dessen Verdammung er nicht gutheißen konnte. Darauf erließ der Kaiser ein Gebot, daß die Schriften des Arius bei Todesstrafe ausgeliefert und verbrannt würden; seine Anhänger sollten als Feinde des Christenthums angesehen werden. Das Wort „Homousion" wurde die Losung der Nicänischen Partei, als deren Haupt Athanasius galt, der drei Jahre später seinem Gönner Alexander auf dem Metropolitensitz in Alexandrien folgte.

Aber der Machtspruch von Nicäa führte den Streit nicht zu Ende. „Es war ja keine der naturgemäßen Entwickelung nach frei von Innen herausgewordene Vereinigung der Gemüther, sondern eine von Außen her erkünstelte und erzwungene Uebereinstimmung vermittelst einer aufgedrungenen Glaubensformel." Die Arianer, die sich als die Verfechter der göttlichen Einheit und des klaren Gedankens betrachteten, wußten den Kaiser umzustimmen. Arius durfte auf Grund eines in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Bekenntnisses zurückkehren. Athanasius auf Betreiben des Eusebius von Nikomedien von der Kirchenversammlung zu Tyrus (335) unter falschen Beschuldigungen seiner Würde entsetzt, reiste heimlich nach Constantinopel und machte durch die Kühnheit, womit er sich dem Kaiser in den Weg warf und um Gerechtigkeit flehte, einen so überwältigenden Eindruck, daß Constantin eine neue Untersuchung gegen den „Mann Gottes" verordnete. Aber die Gegner des Prälaten verstanden es den Kaiser durch erdichtete Beschuldigungen aufs Neue zu reizen, so daß Athanasius nach Trier in die Verbannung ziehen mußte. Im nächsten Jahr sollte Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden; aber als er im feierlichen Geleite aus dem Palaste nach der Apostelkirche in Constantinopel zog, starb er eines plötzlichen Todes (336); nach der Meinung seiner Freunde durch Vergiftung, nach seinen Feinden durch ein Gottesgericht. Der Thronwechsel des folgenden Jahres brachte dem Athanasius die Rückkehr nach Alexandrien zum Jubel der Stadt, zugleich aber auch seinem Gegner Eusebius den Bischofsitz in Constantinopel und den damit verbundenen Einfluß bei Hofe, den der kluge Prälat im Interesse seiner Partei zu verwerthen wußte. Eine nach Antiochien ausgeschriebene Synode (341) suchte durch die Aufstellung einer vermittelnden Formel, „daß der Logos von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt ähnlichen Wesens („Homoiusios") und dem Vater untergeordnet sei," den Widerstreit auszugleichen, schuf aber dadurch eine dritte Partei, die der Eusebianer, auch Semiarianer genannt. Von dem an blieb der Arianismus, der mit seinem eigentlichen Namen nicht mehr offen hervorzutreten wagte, mehr im Hintergrund, als ein Extrem, dem man oft nahe genug kam, und doch immer fern bleiben wollte.

Ausgang des Arius. Athanasius verbannt. 336.

Die Eusebianer oder Semi-Arianer.

Die Versammlung zu Antiochien sprach zugleich aufs Neue die Absetzung des Athanasius aus. Er flüchtete sich nach Rom, wo er an Papst Julius einen Beschützer fand, während Gregor von Kappadocien sich mit Waffengewalt des Bischofsitzes von Alexandrien bemächtigte, ein unwürdiger Prälat von dunkler und knechtischer Herkunft, der durch Schmeichelei und Habsucht sich zu Rang und Vermögen aufgeschwungen hatte und bald seine neuen Unterthanen durch Druck und Erpressung zur Verzweiflung brachte. Unter dem Schutze des Constantius geboten jetzt im Morgenlande die Eusebianer, während sich Athanasius der Anerkennung des Abendlandes erfreute. Der Versuch auf der Synode zu Sardica in Illyrien (345) beide Theile der Reichskirche zu versöhnen, blieb erfolglos. Die morgenländischen Bischöfe wiederholten in Philippopel die Verdammung des Athanasius. Aber auf die drohende Verwendung des

abendländischen Kaisers Constans gestattete Constantius dem flüchtigen Prälaten die Rückkehr nach Alexandrien (349), wo die empörten Einwohner ihren tyrannischen Bischof Gregorius nebst seinen dienstfertigen Werkzeugen in einem Aufstand ermordet und die Leichen in die Fluthen des Meeres gesenkt hatten. Aufs Neue nahm Athanasius inmitten des erfreuten Volkes seinen Wohnsitz, doch nur, um vier Jahre später abermals entsetzt und vertrieben zu werden, als zwei Häupter der nicänischen Partei, Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium, welche unterschieden zwischen dem Sohn Gottes in seiner menschlichen Erscheinung und dem ewigen Logos, der mit dem Vater Eins sei und somit die wahre Gottheit des Mensch gewordenen Christus zu leugnen schienen, die Beschuldigungen der Gegner rechtfertigten, daß die Lehrmeinung des Athanasius ketzerische Elemente in sich trage. Nachdem die Ansichten des Photinus zu Sirmium (351) verworfen worden, wurde durch den überwiegenden Einfluß des Alleinherrschers Constantius auf den drei Synoden zu Arelate (353), Mediolanum (355) und Ariminum (359) auch der abendländischen Kirche die Verdammung des Athanasius und ein semiarianisches Glaubensbekenntniß aufgedrungen. Der Metropolite von Alexandrien, in seiner Kirche von Bewaffneten überfallen, vermochte sich nur durch die schleunigste Flucht zu retten. Er floh in die Wüste, um bei den Anachoreten bessere Zeiten abzuwarten und seine Feinde in Schriften zu bekriegen. Seine Anhänger, unter ihnen Bischof Liberius von Rom, verloren ihre Stellen und wurden verbannt.

Der Arianismus vom Hofe begünstigt.

Der Sieg hatte sich zu Gunsten der Arianer oder Eusebianer entschieden; die Kaiserin und die einflußreichsten Hofleute und Eunuchen standen auf ihrer Seite und hielten auch den Kaiser bei der Fahne fest, und so lange Constantius regierte, ruhte die Hofgunst auf den Gegnern des Nicäischen Bekenntnisses; es schien als ob das „Homousion" von der orthodoxen Glaubenstafel getilgt werden sollte. Und doch gab die gegnerische Partei gerade jetzt die deutlichsten Zeichen innerer Schwäche, Spaltung und Zerrissenheit, und bewies, daß sie nur einig sei in der Opposition gegen Athanasius und das Glaubensgesetz von Nicäa. Wenn die Eusebianer, die Männer „der rechten Mitte," weder den Namen noch die Lehre des Arius als ihr Feldzeichen anerkannten, gingen zwei andere Bischöfe, Aëtius und Eunomius, in ihrem Rationalismus noch über Arius hinaus, indem sie, das Wesen des Christenthums in ein rein theoretisches Erkennen setzend und in abstracten Verstandesbegriffen und Kategorien die Wahrheit und Realität der Dinge selbst erblickend, behaupteten, der Mensch könne Gott eben so gut begreifen als sich selbst und mit scharfer Dialektik die Annahmen des Arius dahin ausdehnten, „daß alle göttliche Wesenheit als ein Ungezeugtes in Christo verleugnet ward." Eine andere Fraction, an ihrer Spitze Ursacius und Valens, zwei pannonische Bischöfe im Dienste der herrschenden Hofpartei, suchten den Frieden dadurch zu begründen, daß sie sich mit unbestimmten allgemeinen Ausdrücken begnügten und alle bisher gebrauchten Schlagwörter möglichst vermieden. Constantius neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Statt durch das Gewicht seiner Macht die Parteien zu versöhnen, nährte er die Streitigkeiten und das Wortgezänke. Synoden über Synoden wurden abgehalten, so daß, wie Ammianus Marcellinus bemerkt, alle Landstraßen mit Schaaren reisender Bischöfe gefüllt waren und die Postanstalten zu Grunde gerichtet wurden. Orientalischer Starrsinn und griechische Sophistik marterten sich und den Buchstaben der Schrift, um irgend ein Symbol herauszubringen, welches das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffassung desselben allgemeingültig machen sollte.

Ausgang und Charakter des Athanasius.

Aber je mehr sich die Glaubensformeln und Symbole häuften, desto größer wurde die Verwirrung der Gewissen, desto mehr wurde die Kirche unter den Einfluß der Politik gebracht, desto abhängiger wurde der Klerus und die Theologie von den Ränken und Parteileidenschaften des Hofes. Julians Toleranzedict brachte eine kurze Pause in

den Streit und führte Athanasius wieder auf seinen Bischofssitz zurück. Dieser erkannte die Gefahr, welche der Kirche von einem heidnisch gesinnten Kaiser drohe, der die inneren Spaltungen und Streitigkeiten der Christen als Angriffswaffen gegen die Wahrheit ihrer Religion gebrauchte und mit Schadenfreude auf ihre gegenseitigen Schmähungen blickte. Er schlug daher vor, Alle, welche das nicänische Bekenntniß unterschreiben würden, in den Kirchenfrieden aufzunehmen und als Brüder zu erkennen. Aber die Spitzen beider Parteirichtungen verschmähten den Compromiß und beharrten bei ihren Meinungen; und Athanasius sah sich bald wieder genöthigt in der Wüste Zuflucht vor dem Hasse des Kaisers zu nehmen, der in seiner Person „das ganze Gift der galiläischen Schule" vereinigt sah. Der Tod des Apostaten gestattete dem Flüchtling von Neuem die Rückkehr nach Alexandrien, und wenn auch Kaiser Valens sich mit Schwärmerei dem arianischen Lehrbegriff zuwandte und die Parteien aufs Neue gerüstet einander gegenüber traten und sich eben so sehr mit Beweisen aus der heiligen Schrift, der Tradition und Dialektik als mit den Waffen der Hofkabalen und des Aufruhrs bekämpften, so starb doch Athanasius friedlich inmitten seiner Gemeinde, freilich ohne den Ausgang des gewaltigen Streites erlebt zu haben. Sechsundvierzig Jahre waren verflossen, seitdem er den Metropolitansitz von Alexandrien angetreten, und während dieser ganzen Zeit hatte er folgerichtig gekämpft für den Gedanken seines Lebens, die wahrhaft göttliche Würde Christi gegen ein neues Heidenthum, das als Ergebniß dialektischer Begriffsentwickelung und überlieferter Vorstellungen in das Christenthum eindringen wollte. Fünfmal war er von seinem Sitze vertrieben, zwanzig Jahre hatte er als Verbannter oder Flüchtling zugebracht und fast jede römische Provinz war nach einander Zeuge gewesen seines Verdienstes und seiner Leiden in der Sache des Homousion, die er als die Aufgabe und Ehre seines Lebens betrachtete. „Von seinen Feinden geschildert als Tyrann, von den Kaisern bald verfolgt, bald verehrt, immer gefürchtet, vom ägyptischen Volke geliebt wie ein Vater und angebetet wie ein Heiliger," war er unablässig bemüht gewesen in seinem Berufe, eifersüchtig auf seinen Ruhm, unbekümmert um seine Sicherheit und hatte, wenn auch nicht frei von Fanatismus, eine Hoheit des Charakters und eine Ueberlegenheit der Talente entwickelt, die ihm die Bewunderung von Mit- und Nachwelt verschafft haben.

Noch acht Jahre nach dem Tod des Athanasius herrschte der Arianismus im Morgenlande, bis Theodosius I. dem Glauben, in dem er erzogen war, den Sieg verlieh. Als er seinen Einzug in Constantinopel feierte (380), erklärte er, daß nur die Bekenner des nicänischen Glaubensgesetzes als wahre katholische Christen angesehen, die Arianer aller Schattirungen aber der göttlichen und weltlichen Strafgerechtigkeit überantwortet werden sollten, führte den Gregor von Nazianz, den Prediger der kleinen Gemeinde nicänischen Bekenntnisses in einer der Vorstädte, mit seinen Legionen in die Apostelkirche und vertrieb die „Häretiker" aus allen Kirchen des Morgenlandes. Ein von ihm nach Constantinopel entbotenes allgemeines Concil, von dem die gegnerische Partei fern gehalten wurde (381), erhob das überarbeitete nicänische Glaubensbensbekenntniß zum Kirchengesetz und verdammte alle widerstrebenden Ansichten. Sieben Jahre später (388) wurde das Verdammungsurtheil auch über die Arianer und die Anhänger der „Wesensähnlichkeit" im Abendlande ausgedehnt, und sodann, als auch noch die Streitfrage über den heiligen Geist und dessen Ausgehen vom Vater gegen die abweichende Lehrmeinung der Macedonianer festgesetzt worden war, das Bekenntniß von dem „dreieinigen Gott" als Symbol der rechtgläubigen katholischen Kirche (Athanasianisches Glaubensbekenntniß) im ganzen römischen Reiche aufgestellt und an die Annahme der Trinität, des als „Glaubensgeheimniß" aufgefaßten Religionsbegrif- *Sieg der Trinitätslehre.*

fes von der Dreiheit der göttlichen Personen in der Einheit des göttlichen Wesens, die Seligkeit geknüpft. Aber die germanischen Völker, Gothen, Vandalen, Longobarden, denen das Christenthum durch Arianische Missionare verkündigt worden war, beharrten noch Jahrhunderte in dem Glauben, daß Christus der Sohn von Gott dem Vater verschieden wäre. Die römischen Zeitgenossen, welche diese Verbreitung der arianischen Lehrmeinung unter den Barbaren aus einer „inneren Wahlverwandtschaft“ herleiteten, wurden deshalb mit desto größerem Haß gegen dieselben erfüllt, als er ihnen in dem doppelt widerwärtigen Lichte einer Ketzerei und einer Nationalreligion der bittersten Feinde der römischen Welt und der damit nach damaligen Begriffen unlöslich verbundenen christlichen Kirche erschien.

Die Lehrstreitigkeiten über die Doppel-Natur Christi.

Mit der Feststellung der Lehre von der Dreieinigkeit war der Streit, in welcher Art Christus als wahrer Gott und wahrer Mensch zu denken sei, keineswegs beendigt. Seitdem durch das nicänische Glaubensbekenntniß die Gottheit Christi festgestellt war, trat der fleischgewordene Christus zurück, und die Kirche stand in Gefahr wieder in die alten Irrthümer zu gerathen. Als Apollinaris, Bischof von Laodicea, ein klassisch gebildeter Philosoph und Freund des Athanasius, die Behauptung aufstellte, der Logos habe nur einen menschlichen Leib mit menschlicher Lebenskraft (Seele) angenommen, seine Vernunft aber und sein Geistesleben seien göttlich, fand diese Auffassung vielen Widerspruch. Gregor von Nazianz und andere Kirchenväter lehrten dagegen, daß in Jesu eine menschliche Seele und eine stufenweise Entwickelung seines menschlichen Lebens festzuhalten sei. Damit war der Grund zu neuen folgenschweren Streitigkeiten über das Menschliche und Göttliche in der Person Christi gelegt. In der alexandrinischen Schule faßte man die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo so streng, daß das Menschliche im Göttlichen verschwand; in der Schule von Antiochien nahm man, um das Dasein der menschlichen Natur zu sichern, „ein Fürsichsein derselben an, bei welchem die Einheit selbst gelöst erschien.“

Nestorianer.

Der Urheber der letzteren Ansicht war Nestorius, vormals Presbyter in Antiochien, seit 428 Bischof von Constantinopel, der die Bezeichnung der Maria als „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebärerin“ verwarf und zwischen der menschlichen und göttlichen Natur in Christo unterschied, „so daß ihre Eigenthümlichkeiten nur zum Behufe der Erlösung zusammenwirkten.“ Gegen diese Ansicht verfocht Cyrillus von Alexandrien, Neffe und Nachfolger des Theophilus, die vollkommene Vereinigung beider Naturen in Christus, „so daß derselbe als Gott zugleich Mensch und als Mensch zugleich Gott sei, Gott als Mensch geboren und die Jungfrau mit Recht Gottesgebärerin zu nennen.“ Von der römischen Kirche unterstützt, bewirkte der gewandte Cyrillus auf zwei Synoden die Verdammung der Nestorischen Ansicht und verkündete seine Lehre in „12 Anathematismen,“ die der andere mit 12 Gegenananathematismen beantwortete. Eine von Kaiser Theodosius II. nach Ephesus berufene allgemeine Kirchenversammlung sollte den Zwiespalt versöhnen (431). Cyrill und sein Anhang eröffneten die Synode, ehe die syrischen und griechischen Bischöfe angekommen waren und sprachen das Verdammungsurtheil über Nestorius aus. Nun langte Johann von Antiochien mit seinen Bischöfen an und diese verdammten auf einer Gegen-Synode die Lehre Cyrills. Der Kaiser bestätigte Anfangs beide Absetzungsurtheile, aber Cyrillus wußte ihn und seine Schwester Pulcheria für seine Sache zu gewinnen, worauf der Patriarch von Constantinopel, dessen Predigten gegen die Sünden des Hofes ihn mißliebig gemacht hatten, nach den Oasen Afrika's verbannt wurde. „Nestorius in klösterlich gelehrter Unbehülflichkeit dem Kampfe der Intriguen nicht gewachsen, von allen Parteien aufgegeben, starb im Elende (um 440), sein Charakter verkannt, seine Lehre entstellt.“ Die Anhänger desselben wurden von dem Nachfolger entweder in die orthodoxe Kirche gedrängt oder ihrer Stellen entsetzt. Doch verbreiteten sich seine

Ansichten von Antiochien nach Edessa und fanden von dort aus ihren Weg nach Mesopotamien und Persien, in die Bischofsitze von Nisibis und Ktesiphon, wo sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Unter dem Namen der „chaldäischen Christen," in Indien „Thomaschristen" genannt, verbreitete die *Kirche der Nestorianer*, von der Reichskirche getrennt, tief nach Asien christliche Wohlthätigkeit und christliche Bildung.

Monophysiten (Eutyches).

Der gewaltthätig und hinterlistig erfochtene Sieg der alexandrinischen Schule war indeß ohne Dauer. Als *Eutyches*, Abt eines Klosters in Constantinopel, die Grundsätze des Cyrillus verfolgend in schroffem Gegensatz gegen Nestorius lehrte „daß alles Menschliche im göttlichen Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu *Einer* Natur geworden sei," wurde er auf Betreiben des Bischofs *Flavianus* mit Billigung des Papstes Leo des Gr. auf einer Synode zu Constantinopel verdammt und abgesetzt (448). Zwar bewirkte *Dioskorus* von Alexandrien, der Nachfolger und Anhänger des Cyrillus, ein herrschsüchtiger und gewaltthätiger Prälat, auf der von Kaiser Theodosius II. nach *Ephesus* entbotenen Allgemeinen Synode (449), daß durch die Gewalt eines aufgereizten Pöbels und einer Schaar keulenbewehrter, von dem Gebirge herbeieilender Mönche die Lehre des Eutyches gerechtfertigt und die Verdammung des Flavianus ausgesprochen wurde, trotz der besonnenen Mahnung Leo's, das Göttliche und Menschliche in der Person Christi nicht zu vermischen; aber der öffentliche Unwille gegen diese Gewaltthat und die kaiserlichen Machtsprüche machte die Niederlage der Eutychianer um so vollständiger. Auf der nach Theodosius II. Tod von der Kaiserin *Pulcheria* und ihrem Gemahl *Marcianus* nach *Chalcedon* berufenen vierten ökumenischen Versammlung (451) wurde die Synode von Ephesus als eine „*Räubersynode*" cassirt, Dioskorus entsetzt und Eutyches verdammt und ins Elend getrieben und dann als Kirchenlehre festgesetzt: Zwei Naturen, eine göttliche vom Vater von Ewigkeit stammend und eine menschliche von der jungfräulichen Gottesgebärerin, sind unvermischt aber auch unzertrennlich in der Einen Person Christi vereint. Die alexandrinische Ansicht wurde indessen nicht aufgegeben. Die Bekenner des Dogma von der Einen Natur, von ihren Gegnern *Monophysiten* genannt, bewarben sich um den Schutz des Thrones und bewirkten dadurch, daß „der Glaubensstreit zum Werkzeug der Politik" ward und daß die kirchlichen Parteiungen von Mönchen und Volkshaufen in die öffentliche Straße gebracht, auf die Palast- und Residenzrevolutionen und auf die Thronbesteigungen einwirkten. Kaiser Zeno suchte durch eine unbestimmt abgefaßte Vereinigungsformel (*Henotikon*), das die streitigen Ausdrücke umging, die Spaltung zu heben (482), allein von beiden Seiten gleich geschmäht und von den strengen Monophysiten verworfen, vermehrte es nur den Hader und die Zwietracht. Doch erlangte die monophysitische Ansicht von Einer Natur nie kirchliche Geltung. Nachdem Justinian vergeblich getrachtet durch Vermittelungsversuche, durch Zugeständnisse und Verdammungsurtheile die Spaltungen zu heben, trennten sich die Monophysiten von der katholischen Reichskirche und bildeten ein eigenes Kirchenwesen, zu dem sich bekannten: 1. Die *ägyptische* Landeskirche der Kopten; 2. die *Armenier*; 3. die Jacobiten in *Syrien* und *Mesopotamien*. Wie die Nestorianer so haben sich auch die Monophysiten bis auf den heutigen Tag in der orientalischen Kirche erhalten, als „merkwürdige Ruinen vergangener Bildungen." — Kaiser Heraklius suchte die Monophysiten in Armenien und Syrien der Kirche wieder zu gewinnen, indem er ein Glaubensgesetz verkündigen ließ, „daß trotz der zwei Naturen doch nur Eine *Willensäußerung* in Christo vorhanden sei." Dieses Gesetz erzeugte neue Kämpfe und Spaltungen. Die Anhänger desselben (*Monotheleten*) wurden von dem römischen Bischof verdammt, und wenn auch Kaiser Constans II. (648) den Bischof Martin I. von Rom entsetzt nach Constantinopel führen und im Elend sterben ließ, die sechste *ökumenische Synode* von Constantinopel (680) erklärte die Lehre von zwei Willensäußerungen, als den zwei Naturen entsprechend, für rechtgläubig. Von der Kirche ausgestoßen und von den Kaisern verfolgt, erhielten sich die Monotheleten unter dem Namen *Maroniten* auf den Berghöhen des Li-

Das Henotikon.

Monotheleten (Maroniten).

banon unter einem eignen Patriarchen, treu dem Bekenntniß von Einem Willen in
Adoptianer. Christo. — In dem von griechischer Cultur und Spitzfindigkeit entfernten Abendlande fanden diese Speculationen keinen geeigneten Boden. Als zwei spanische Bischöfe die nestorianische Meinung, „daß Christus nach seiner menschlichen Natur blos durch Adoption der Sohn Gottes sei," aufnahmen und ausbildeten, wurden sie durch Alcuin bekämpft und unter Karl dem Großen auf zwei Synoden verdammt und zum Widerruf gezwungen. Und war auch dieser Widerruf weder aufrichtig noch ausdauernd, so fand doch die Ansicht der Adoptianer „zu wenig Anklang im Zeitalter, um nicht mit den Urhebern abzusterben."

Die Kirchenväter. Während der Jahre, da im Morgenlande der orthodoxe Glaube vom Arianismus oder vom Heidenthum bedrängt war, kämpften drei kappadocische Geistliche, durch Freundschaft oder Blutsverwandtschaft geeinigt und durch Gleichheit der Studien, der Gesinnung und der asketischen Lebensweise aufs Innigste verbunden, aus allen Kräften, wenn auch mit größerer Milde und Mäßigung als Athanasius für das nicänische Glaubenssymbol, für die wahre und wesenhafte Gottheit Christi und seine ewige Wesensgleichheit mit dem Vater gegenüber allen denen, welche die göttliche Würde des Sohnes in irgend einer Weise herabzudrücken versuchten: Basilius, von seinen Verehrern der Große genannt, Bischof von Cäsarea, sein Bruder Gregor von Nyssa und sein Freund Gregor von Nazianz der „Theologe." Ausgerüstet mit der Bildung des klassischen Alterthums, die sie in Constantinopel unter Libanius und in Athen von den Sophisten aus Plato's Schule erworben, bekämpften sie in Rede und Schriften die Arianer zur Zeit ihrer Macht unter Constantius und Valens, hielten als Prediger, Seelsorger und Kirchenlehrer ihre Gemeinden fest in der Treue und im Glauben an den dreieinigen Gott und entzogen sich in drohenden Zeiten den Verfolgern durch die Flucht in die Einsamkeit der Gebirgslandschaften ihrer Heimath, wo sie in der Tugend der Entsagung und Entbehrung sich übten und durch frommen Sinn und Wandel ihre
Basilius. † 379. Gegner entwaffneten. Basilius wirkte trotz seiner Thätigkeit im Dienste der streitenden
Gregor von Nyssa † 394. Kirche erfolgreich für die theologische Wissenschaft, wie für das Mönchthum; Gregor von Nyssa, ein blumenreicher Redner, erlebte den Sieg des orthodoxen Glaubens und wurde für seine kurze Verbannung von dem frommen Theodosius mit Ehren und Ver-
Gregor von Nazianz. † 390. trauen belohnt; Gregor von Nazianz, der Sohn der frommen Nonna und eines Vaters, der von der Secte der Hypsistarier (die ein höchstes Wesen mit den Formen des jüdischen und persischen Gesetzesdienstes verehrten) zum Christenthum sich bekehrt und die Bischofswürde erlangt hatte, kämpfte auf der zweiten Synode zu Constantinopel (381) für den Sieg des dreieinigen Gottes, für den er sein Lebenlang in Schrift und Wort wie in Gedichten gewirkt hatte, zog sich dann aber aus dem Treiben der Hauptstadt in sein Heimathland zurück, wo er die letzten acht Jahre in der Stille eines beschaulichen Lebens zubrachte, für das er mehr Neigung besaß als für die Stürme der Kirchenverwaltung. — In gleichem Geiste wie die drei „Kappadocier" wirkten in
Hilarius. † 368. Ambrosius. † 397. Gallien und Italien die Bischöfe Hilarius von Poitiers (Pictavium) und Ambrosius von Mailand für den dreieinigen Gott. Der erstere, „durch Thaten, Leiden und Schriften der Athanasius des Abendlandes," büßte seinen Widerstand gegen die Beschlüsse der Synoden von Arles und Mailand mit Absetzung und Verbannung; der letztere, Sohn des Oberstatthalters von Gallien, entsagte dem hohen Staatsamte, zu dem ihn der Rang seiner Familie, wie sein eigener Bildungsgang geführt, um seine ganze Kraft der Kirche zu widmen, als den Widerstrebenden die Stimme des Volkes auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand rief (374). Wir haben früher gesehen, mit welcher Standhaftigkeit Ambrosius den Arianern und ihrer Gönnerin, der Kaiserin Justina, die Hauptkirche der Stadt verweigerte. Er ließ sich lieber mehrere Tage lang sammt seinen Gläubigen in derselben belagern, als daß er das „Eigenthum Gottes"

den Häretikern überliefert hätte. Selbst unter dem rechtgläubigen Theodosius galt sein Wort mehr als die Gebote des Kaisers. Seine Behauptung, daß die Gesetze der Religion höher ständen als die menschlichen, siegte über den gerechten Richterspruch des Kaisers, der einen mesopotamischen Bischof zum Wiederaufbau einer auf sein Geheiß zerstörten Synagoge verurtheilt hatte. Rühmlicher war sein Auftreten, als er, wie oben 388.
erzählt, denselben Kaiser zwang seine an den Thessalonichern verübte Sünde „öffentlich in der Kirche zu beweinen." Zweiundzwanzig Jahre herrschte Ambrosius wie ein Präfect 390.
über die abendländische Kirche, „den Herrn des Weltalls mehr fürchtend als den Herrscher des Erdkreises." Eine Säule des orthodoxen Glaubens, hat er auf Mit- und Nachwelt erfolgreich gewirkt für Reinheit der Sitten durch seine „Pflichtenlehre," und für Bereicherung und Ausbildung des Cultus mittelst Kirchengesang, Liturgie und Predigt; aber als Beförderer des Mariendienstes, der Ehelosigkeit, der freiwilligen Armuth und der Fasten hat er dem Aberglauben und der Werkheiligkeit mächtigen Vorschub geleistet.

Die Priscillianer.

Ein so eifriger Streiter für den orthodoxen Kirchenglauben Ambrosius auch war, so hat er doch die Anwendung des Schwertes gegen Irrgläubige verdammt, ähnlich dem pannonischen Kriegsmann **Martinus von Tours** (Turonum), der durch seine christlichen Tugenden, durch seine Ascetik und weltentsagende Kraft sich in Gallien die Verehrung eines Heiligen erworben. Als **Priscillian**, ein vornehmer Spanier, „welcher die Vortheile der Geburt und des Vermögens mit den Vorzügen der Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit schmückte," einige Irrlehren der Gnostiker und Manichäer erneuerte, wornach das Böse nicht im Willen des Menschen, sondern in der Materie seinen Sitz habe und nur durch das strengste Ankämpfen wider Natur und Sinnlichkeit überwunden werden könne und daher seinen Anhängern die Ehe und den Genuß des Fleisches untersagte, wurde auf der Synode zu Cäsaraugusta (Saragossa) die Lehre 380.
verdammt und der Kaiser Gratian zu einem Edict gebracht, kraft dessen Priscillian, Bischof von Avila und seine Genossen von der Erde vertilgt werden sollten. Durch einflußreiche Vermittelung wurde jedoch die Ausführung des Urtheils gehemmt, bis Gratian dem Usurpator Maximus erlag. Die Priscillianisten, von einer Synode zu Bordeaux abermals verdammt, beriefen sich auf den neuen Kaiser. Dieser ordnete zu Trier eine Untersuchung an, die damit endete, daß Priscillian mit sechs seiner eifrigsten Verehrer, vier Geistlichen, dem Dichter Latronian und einer edlen Matrone aus Bordeaux gefoltert und hingerichtet wurden, das erste Ketzerblut, das die Kirche in feierlicher 385.
Rechtsform vergossen. Empört über diesen religiösen Gräuel kündigten Ambrosius und Martinus den Urhebern des Urtheils die Gemeinschaft auf, was die Wirkung hatte, daß der weiteren Verfolgung Einhalt geschah. Priscillian und seine Todesgefährten wurden von ihren Anhängern als Märtyrer verehrt und dadurch der Secte der Priscillianisten eine Dauer bis ins 7. Jahrhundert gegeben.

Martinus von Tours † 400.

Die Donatisten.

In Afrika war die auf eine unerbittliche Kirchenzucht dringende Partei der **Novatianer** (S. 410) unterdrückt aber nicht ausgerottet worden. In ihre Fußstapfen traten im 4. Jahrhundert die **Donatisten**. Die Erhebung des gemäßigten **Cäcilianus** zum Bischof von Karthago (311) fand Widerstand bei der strengkirchlichen Partei; sie bestritten die Gültigkeit der Einsetzung, weil der Bischof Felix, der die Weihung vollzogen, sich in der Diocletianischen Verfolgung untreu bewiesen und die heiligen Schriften ausgeliefert hatte, und stellte ihm den strengen **Donatus** entgegen, der von der Kirche, die als die Braut Christi rein, heilig und fleckenlos sein müsse, alle Unwürdigen ausschloß und eine Sonderkirche von Auserwählten, eine „Gemeinschaft von Heiligen" gründete. Constantin übertrug die Untersuchung dem Bischof von Rom und einigen Beisitzern, und diese so wie die Synode von Arelate (314) sprachen sich

gegen die „Donatisten" aus, worauf der Kaiser harte Gesetze zu ihrer Unterdrückung erließ. Die Kirchen wurden ihnen entrissen, ihre Bischöfe verbannt. Aber die Bauern und Nomaden von Numidien und Mauretanien „ergriffen ihre Keulen, um die Trümmer eingeäscherter Kirchen und das vergossene Blut einiger Priester zu rächen." Julians Toleranzedict weckte sie zu neuer Anstrengung. In wilder Todeslust führten sie das ganze 4. Jahrhundert hindurch einen Räuberkrieg gegen die katholische Kirche und das römische Reich, die Reinheit der Kirche höher achtend als die Einheit und Allgemeinheit und im Eifer gegen die Sünde die Menschenliebe vergessend. Die Circumcellionen, die glühendsten Eiferer unter den Donatisten, verbanden politische und sociale Ansichten mit ihren religiösen Lehren, indem sie auf gänzliche Trennung der Kirche vom Staat, auf Freiheit und Gleichheit aller Gläubigen und auf Gütergemeinschaft drangen. Mit geringem Glück suchte Augustinus im Auftrag des Kaisers Honorius auf einer Unterredung zu Karthago die Milderen der Partei zu versöhnen oder zu widerlegen (411); als sie seinen Ermahnungen widerstrebten, schärfte der strenge Kirchenvater den Arm der Verfolgung wider sie. Endlich erlagen sie den römischen Gesetzen und Legionen, nachdem Einzelne noch lange fortgeduldet und gekämpft hatten, „die ungeheure Macht eines mißverstandnen Glaubens über treue, kraftvolle, düstre Gemüther bewährend."

Augustinus. Aurelius Augustinus, geboren am 13. Nov. 353 zu Tagaste in Numidien, wurde von seiner edlen Mutter Monica frühe mit dem Glaubenskreis des Christenthums vertraut gemacht; aber er sollte erst durch die Irrgänge des Zweifels und der Sünde den Weg finden lernen, der ihn zum Lichte führte. Zu Medaura und Karthago dem Studium der römischen Literatur sich widmend, verbrachte er seine Jugend in sündigen Zerstreuungen und in den Freuden und Lüsten der Welt. Unbefriedigt durch die irdischen Genüsse warf sich der strebsame Jüngling in die Literatur des heidnischen Alterthums: Cicero's beredte Worte vom Werth der Philosophie weckten in seiner Seele „die Sehnsucht nach etwas Gewissem und Ewigem;" aber die heilige Schrift war seinem phantasievollen Geiste zu einfach; er suchte Trost und Befriedigung in der Schule der Neu-Platoniker. Doch weder diese schwärmerischen Lehren, noch der Manichäismus mit seinen poetisch-phantastischen Auswüchsen, dem er sich neun Jahre lang erwartungsvoll hingab, genügten seinem speculativen Geiste. Er erkannte, daß er getäuscht sei und verzweifelte an aller Wahrheit. Da lernte er in Rom und Mailand, wo er sich in den Jahren 383 und 385 als Lehrer der Beredtsamkeit aufhielt, das durch Origenes und Ambrosius mit der alten Wissenschaft bereicherte Christenthum seinem ganzen Wesen nach kennen und warf sich demselben mit aller Gluth seiner afrikanischen Natur in die Arme. Durch die Macht der paulinischen Briefe „entwickelte sich ein Kampf in ihm zwischen dem Zeitlichen und Ewigen, dessen Ausgang durch die Thränen und Gebete seiner Mutter gefördert wurde. In einem plötzlichen Durchbruche seiner Gefühle sah er, gleich Paulus, das Wunder seiner Bekehrung." Er entsagte den Lüsten der Welt, denen er bisher sich hingegeben und wurde, nachdem er im J. 387 zugleich mit seinem natürlichen Sohn von Ambrosius getauft worden, der eifrigste Vorfechter christlicher Zucht und Lehre. Er gab sein Lehramt auf und kehrte nach dem Tode seiner Mutter in Ostia nach Afrika zurück, wo er, nachdem er sich durch strenge Ascetik in einem klösterlichen Verein vorbereitet, zum Presbyter und dann zum Bischof von Hippo Regius (Bona) geweiht ward (395). Von da an war seine ganze Thätigkeit dem Ausbau des Reiches Gottes gewidmet. Im Leben ein Muster der Enthaltsamkeit und Einfachheit gab er alles Ueberflüssige den Armen und schämte sich nicht „ein Bettler für die Bettler" zu sein. Er war ein gewaltiger Kämpfer für die Sache Christi. Den Akademikern bewies er, daß es eine Wahrheit gebe und diese in Gott zu finden sei;

gegen die Manichäer und ihren Fatalismus verfocht er in einer Reihe von Streitschriften die Freiheit und Güte des Willens; den Donatisten stellte er die Idee der Kirche als alleiniger Wahrheit und Gewißheit entgegen; im Kampf mit den Pelagianern schöpfte er aus der eigenen Lebenserfahrung die Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit der Menschennatur und von der Erlösung durch die Gnade Gottes. Fünfunddreißig Jahre lang beherrschte Augustinus durch die Macht seines Geistes die afrikanische Kirche, bis er am 28. Aug. 430 in der von den Vandalen belagerten Stadt Hippo unter Bußpsalmen verschied. Von den zahlreichen Schriften des gewaltigen Kirchenvaters, die, wenn auch in der Form weitschweifig und voll schwülstiger Rhetorik, einen „unabsehbaren Reichthum geistigen Lebens, eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und in feurigen Zungen eine Alles beherrschende Liebe zu Gott" enthalten, sind am berühmtesten seine „Bekenntnisse," eine Beichte vor Gott, worin er „mit der stolzen Selbstverleugnung eines Heiligen sich und was er gewesen in geistiger Nacktheit hingestellt hat;" und sein dem Plato nachgebildetes Werk „Vom Staate Gottes," eine „Philosophie der Geschichte" vom christlichen Standpunkte, worin er die großen Gottesgerichte, die durch den Einfall der Barbaren über das römische Reich hereinbrachen und welche die Heiden von dem Verfalle der alten Volksreligion und der Vernachlässigung der Götter herleiteten, im Lichte der christlichen Lehre und der heiligen Schrift beurtheilte.

Er bewies aus der vorchristlichen Geschichte, daß die heidnischen Götter ihre Verehrer nicht vor Uebel und Unfällen bewahrt, Nichts gethan hätten, durch gute Gesetze das Wohl ihrer Getreuen zu begründen, und unterschied dann zwischen dem irdischen und himmlischen Reiche. Wie das Menschengeschlecht sich in zwei Klassen theile, in solche, die nach dem Fleisch leben und der Verdammniß entgegen gehen und in solche, die nach dem Geiste leben und zur Seligkeit berufen sind, so bestehe auch die Welt aus zwei neben einander existirenden Staaten, wovon der eine vergängliche von den dämonischen Mächten regiert werde, die Selbstliebe zur Grundlage habe und in der Befriedigung irdischer Größe, Macht und Wohlfahrt das höchste Ziel alles Strebens erblicke, der andere, himmlische dagegen Gott zum König habe und in der Vereinigung mit ihm und seinen seligen Engelschaaren mittelst der Liebe zu allem Göttlichen und Entäußerung des sinnlichen Selbst die Erfüllung des höchsten Gutes und Glückes suche. Zu jenem sündhaft irdischen Staat, der am jüngsten Tag durch einen Weltbrand zu Grunde gehen werde, gehört nach Augustinus die Welt der Erscheinung und vor Allem das Römerreich der Vergangenheit und Gegenwart, das ihm mit allen seinen kriegerischen Großthaten, die es auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit getragen, mit seiner Philosophie und hohen Bildung, deren Glanz sogar die Augen der Gläubigen oft geblendet habe, nur als ein Werk des Teufels erscheint voll Frevel, Ungerechtigkeit und Trug, das von Gott abgewendet nur solche Güter erreichen könne, welche die bösen Dämonen ihren Verehrern zu bieten vermöchten, worin selbst die Tugenden nur „glänzende Laster" seien; Wahrheit und dauernde Glückseligkeit enthalte nur das himmlische Reich der Heiligen und Seligen, das unter der Leitung Gottes stehe und von Engeln, Heiligen und frommen Geistlichen regiert werde.

Als Fortsetzung seiner „Bekenntnisse" können Augustins „Selbstgespräche" gelten, worin die christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung als die einzige Quelle echten Lebensglückes erscheinen. In einem späteren Werk „Retractationen," d. h. Berichtigungen, unterwarf er alle seine Schriften einer strengen Selbstrecension, wobei manches früher Geäußerte gemildert oder zurückgenommen ward. Auch als Kanzelredner genoß Augustinus großes Ansehen in der abendländischen Kirche, wie aus der Menge der unter seinem Namen erhaltenen Predigten (Sermonen) hervorgeht. Aber sein Vortrag war declamatorisch und in der Schrifterklärung gefiel er sich in Allegorien.

4. Das Einsiedler- und Mönchsleben.

In dem religiösen und geistigen Leben der Zeit nimmt das Einsiedler- und Klosterleben eine wichtige Stelle ein. In den Kämpfen gegen das Heidenthum und seine Heiligthümer, in dem Glaubensstreit über die Natur Christi und über die Geltung der Lehren und Schriften des Origenes führten Mönche das große Wort und erregten die Massen; auf das christliche Leben, auf Sitten und Denkweise, auf den Charakter der Literatur und Geistesthätigkeit übten Mönche den entscheidenden Einfluß; ihr Urtheil bestimmte den Werth aller Bestrebungen und Handlungen; ihr Beispiel hob die passiven Tugenden und die Handlungen der Werkheiligkeit über die Thaten des praktischen Lebens und flößte der christlichen Sittenlehre einen finstern der Natur und Menschenwelt feindlichen Charakter ein. Wir haben früher (S. 423 f.) dargethan, wie das Einsiedler- oder Eremiten-Leben durch die große Anzahl der Weltentsagenden sich zu einem genossenschaftlichen (Cönobiten-)Leben nach gemeinsamer Regel ausbildete, indem die einzelnen Eremiten, die in der Nähe eines berühmten Anachoreten-Heiligen sich angesiedelt hatten, allmählig in die Genossenschaft nachbarlicher Hütten oder Zellen (Laura) oder unter ein gemeinschaftliches Dach (Monasterion) zusammentraten, bis sie zuletzt in einem geschlossenen Raum (Kloster) vereinigt und unter einem Vorsteher, Abbas (Vater) oder Abt, zu einer Gemeinsamkeit des Lebens nach einer bestimmten Vorschrift und Ordnung verbunden wurden, also daß die ganze Lebensweise, die Uebungen der Frömmigkeit, wie die einfachen Mahlzeiten, das ärmliche Lager, die rauhe Tracht für Alle gleich waren und die Stunden des Tages zwischen religiöser Andacht und leichter Handarbeit sich theilten. Die strenge Ascetik, die Enthaltsamkeit von allen Genüssen und Freuden des Lebens, die freiwillige Unterordnung unter den Willen des Vorstehers und die Regel der Brüderschaft, die Entsagung aller Güter und Ehren der Geburt und des Standes erregten die Bewunderung des Alterthums. Indem man mit dem Entschlusse zum Mönchsleben nicht blos der Ehe entsagte, sondern es sich überhaupt zur Aufgabe stellte, das Fleisch zu bekämpfen, die natürlichen Triebe zu unterdrücken, um allein für Gott und göttliche Dinge in strengster Askese zu leben, „verbanden sich mit dem Mönchsleben die Begriffe einer Heiligkeit, welche das gewöhnliche christliche Leben so tief unter sich ließ, daß die Mönche den Engeln näher zu stehen schienen, als den Menschen." In den Bekennern der „himmlischen Philosophie" sah man alle Tugenden und Vorzüge vereinigt, welche die älteren Philosophenschulen einzeln ausgebildet und geübt hatten: sie wetteiferten mit den Stoikern in der Verachtung des Glücks, des Schmerzes und des Todes; ihr Gehorsam und ihre heroische Entäußerung alles eigenen Willens übertraf die Schweigsamkeit und Unterwürfigkeit der Pythagoräer, und gleich den Cynikern verachteten sie die Formen und den Anstand des gesellschaftlichen Lebens. Der Hang des Morgenlandes zur Weltentsagung und Contemplation, das Beispiel eines Elias, Johannes und anderer gotterfüllter Männer der heiligen Schrift,

das Elend der Zeiten in dem hinsterbenden Römerreiche, und der Glaube, daß ein solches Leben der Entbehrung und Weltflucht, des Ankämpfens wider die Natur und ihre Triebe, wider die Welt und ihre Freuden der sicherste Weg zu den Seligkeiten des Himmels wäre, diese und andere Beweggründe führten Schaaren von Menschen in die Wüste und in die Einsamkeit der Klöster.

Verbreitung des Mönchswesens.

Schon Plinius blickte mit Erstaunen auf das Volk der Eremiten, das unter den Palmbäumen in der Nähe des todten Meeres lebte, ohne Geld bestand, sich ohne Frauen fortpflanzte und „aus dem Ueberdrusse und der Reue des Menschengeschlechts einen unversiegbaren Zufluß freiwilliger Genossen zog;" wie groß würde aber sein Erstaunen gewesen sein, wenn er 2 oder 3 Jahrhunderte später die Tausende von Einsiedlern gesehen hätte, die in Oberägypten, auf der Nil-Insel Tabenna oder in der nitrischen Wüste südwärts von Alexandrien, dem Beispiele des heiligen Antonius und seiner Jünger Pachomius und Ammonius folgten, so daß „Städte einsam und Wüsten bevölkert wurden," oder den Schwarm von heiligen Wilden, die den Syrer Hilarion nachahmten, welcher in der Nähe von Gaza auf einer Sandbank zwischen dem Meere und einem Sumpf 48 Jahre lang seine traurige Wohnung hatte und seinen Leib zum Gerippe kasteiete, oder wenn er erlebt hätte, wie in der Mitte von Rom auf den Trümmern alter Tempel Klostergebäude für Männer und Frauen errichtet wurden, die das praktische Leben der Vorfahren im Staat und Heer und die Freuden der Häuslichkeit und der Familie mit dem Dienste des gekreuzigten Heilandes und mit einem Dasein voll schwerer Pflichten und strenger Bußen vertauschten, wie in Gallien Martin von Tours, der abwechselnd Soldat, Einsiedler und Bischof war, unter steten Kämpfen mit dem Teufel und den dämonischen Mächten so viele Klöster gründete, daß zweitausend Jünger die Leiche des Heiligen zu Grabe geleiteten, und der fromme Johannes Cassian in Marseille durch eine zahlreiche Brüderschaft die Mönchseinrichtungen des Morgenlandes und zugleich die Lehren des Evangeliums im südlichen Frankreich verbreitete; und wie im fernen Britannien aus dem Kloster Bangor über 2000 Mönche als Glaubensboten zu den Irländern und Schotten auszogen. Das Anachoretenleben hatte in den ersten Jahrhunderten des siegenden Christenthums in den Augen der Zeitgenossen solche Kraft der Heiligung, daß sich die größten Bischöfe und Kirchenlehrer, Athanasius, Basilius, Hieronymus, Augustinus u. a. m. auf längere oder kürzere Zeit in die Einsamkeit der Wälder und Berge, in Schluchten und Höhlen zurückzogen, um sich zu neuer Thätigkeit zu sammeln und zu stärken. Unter dem Namen des Basilius besitzt man noch eine Anleitung zur klösterlichen Erziehung, worin den Mönchen die Beschäftigung mit einem nützlichen Gewerbe zur besondern Pflicht gemacht wird.

Das Anachoretenleben im Orient.

Bei der großen Bedeutung, welche das Eremiten- und Klosterwesen erlangte und bei der Macht religiöser Ueberspannung, die das einsame Leben und gesteigerte Andacht auf Geist und Gemüth hervorbringen mußte, waren Mißbräuche und sittliche Gefahren unvermeidlich. In der Periode des Anachoretenlebens führte die Ueberspannung, die Selbstpeinigung im Kampfe mit den Vorspiegelungen aufgereizter Sinne, in denen man die Einwirkungen dämonischer Mächte erblickte, und das „Beten ohne Unterlaß" zu widernatürlichen Uebertreibungen, zu Selbstmord und Wahnsinn. Manche geriethen durch das dumpfe Hinbrüten und die starre Versenkung ihres Wesens in Gott auf mystische Abwege, indem sie, wie die Messalianer und Euchiten, sich einer geistlichen Zügellosigkeit und Schwärmerei ergaben und in der Selbstgenügsamkeit ihrer asketischen Vollkommenheit die Lehren und Gnadenmittel der Kirche verachteten. Andere strebten nach dem Ruhme der Heiligkeit durch ein Uebermaß der Entsagung in einzelnen Din-

gen, sei es, daß sie das Einsiedlerleben auf die Spitze treibend, jeden menschlichen Umgang mieden, oder die Tugend der Armuth in einem vagirenden Bettlerleben am vollkommensten zu üben vermeinten, sei es, daß sie, wie die Akoimeten (Schlaflosen), sich mehr und mehr des Schlafs zu entwöhnen, oder wie Makarius, den Durst zu ertragen suchten. In Mesopotamien verleugnete eine Mönchssekte durch abenteuerliche Uebertreibung die Würde der Menschennatur so sehr, daß sie wie die Thiere vom Grase des Feldes lebte. Am weitesten ging in der Ueberspannung der „Säulenheilige" (Stylites) Symeon, der, um dem Himmel näher zu sein, viele Jahre seines Lebens auf einer Säule in verschiedenen Stellungen zubrachte und sich von dem herbeiströmenden Volke seine Nahrung reichen ließ. Symeon, der als Knabe seine Heerde verließ und im Kloster mehrmals aus selbstmörderischen Peinigungen gerettet, endlich, seit 422, in der Nähe von Antiochien dreißig Jahre auf seiner allmählig bis zur Höhe von 36 Fuß geführten Säulenwohnung „als ein Mittler zwischen Himmel und Erde" lebte, erlangte ein solches Ansehen, daß seine Worte für Orakelsprüche galten, daß wilde Araberstämme sich seinen Segen mit den Waffen streitig machten und daß der jüngere Theodosius in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staats seinen Rath einholte. Als endlich durch ein Geschwür in der Hüfte das Leben des „engelgleichen Einsiedlers" geendigt ward, führten die Antiochier in feierlichem Zuge seine Gebeine in ihre Stadt, wo sie als die höchste Zierde und festeste Schutzwehr verehrt wurden. Im Abendland, wo man das Mönchswesen zuerst durch das Gefolge des verbannten Athanasius kennen lernte und anfangs anstaunte und verspottete, bis es durch Ambrosius und Hieronymus in Italien, durch Martin von Tours in Gallien, durch Augustinus in Afrika verbreitet ward, ging das Einsiedlerleben frühzeitig in das Cönobitenleben klösterlicher Gemeinsamkeit über. Hier schützte die ruhigere und besonnenere Natur mehr vor den Auswüchsen geistiger Excentricität. Dagegen traten bald Gebrechen anderer Art ein. Mit dem Vorrecht beschenkt, Vermächtnisse, Geschenke oder Erbschaften anzunehmen, erwarben die Klöster große Reichthümer, wodurch die Zucht erschlaffte und die Ueppigkeiten des Lebens Eingang fanden. Um reiche Söhne oder Erbtöchter zum Eintritt in das abgeschlossene Cönobitenleben zu bewegen, unterließen die frommen Väter kein Mittel der Verführung und Ueberredung, so daß mehrere Kaiser auf dem Wege der Gesetzgebung solchen Mißbräuchen zu steuern suchten. Aber der Zug der Zeit ließ sich nicht brechen. Armuth, Verfolgung und Scheu vor dem Kriegsleben führte in den drangsalvollen Jahren der Barbarenzüge Schaaren von Römern aus allen Ständen in die sichere Ruhe der Klosterzelle. „Die Last des untergehenden Staats verschwand hinter Klostermauern; edle Gemüther wurden von der Großartigkeit einer kühnen Entsagung angezogen."

Symeon der Säulenheilige.

Das Mönchsthum im Abendland.

Im Abendlande nahm überhaupt das Mönchswesen eine gesundere, mehr auf das Praktische gerichtete Gestalt an. Fehlt es auch dem Anachoretenleben des Morgenlandes nicht an großartigen Zügen; sehen wir nicht selten die Männer der Wüste als die Beschützer der Wahrheit und des Rechts den Mächtigen der Erde entgegentreten und mit gewaltigen Schlägen an die Gewissen pochen; müssen wir auch rühmlich anerkennen, daß die Mönche in Aegypten und Asien die Befreiung der Sclaven förderten, Gastfreiheit übten, sich der Armen und Hülflosen annahmen, für christliche Kirchenzucht thätig waren, so blieb es doch dem Abendlande vorbehalten, alle diese nützlichen Richtungen und Thätigkeiten zu verbinden und dem Klosterleben einen festen Beruf anzuweisen.

Veredelte Richtung des Mönchslebens Benedictus von Nursia 480—43

Benedict von Nursia war es, der Sprößling eines vornehmen Geschlechtes, der, nachdem er seine Jugend in der Felsenschlucht von Subiaco verträumt, von den Hirten des Gebirges als Heiliger verehrt, in der romantischen Wildniß von Monte Cassino, an der Stelle eines alten Apollotempels und eines 529
geweihten Haines, trotz der vielen Hindernisse, die der böse Feind dem Heiligen in den Weg legte, ein Kloster erbaute und einen Mönchsverein gründete, dessen milde, besonnene aber festgeordnete Regel mit den ewigen Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams bald die meisten Klöster des Abendlandes verband und zu heilsamer Thätigkeit anhielt.

Die Benedictiner.

Alles Naturwidrige, Verzerrte und Uebertriebene fern haltend, suchte die Ordensregel der Benediktiner das Mönchsleben so zu ordnen und einzutheilen, daß die geistlichen Uebungen mit körperlichen Arbeiten abwechselten und die christlichen Tugenden, zu denen sich der Novize nach überstandener Prüfungszeit bei der Aufnahme eidlich verpflichtete, stets dem Gedächtniß vorgeführt wurden. Die gottesdienstlichen Uebungen waren auf sieben Gebetszeiten (Horen) vertheilt, die schon um 2 Uhr des Nachts begannen. Die übrige Zeit war theils der geistlichen Meditation und dem Lesen der Schrift, theils der Handarbeit gewidmet. Durch Cassiodor, welcher im J. 538 in den Orden eintrat, wurde den Mönchen auch die Pflege der Wissenschaften und die Anfertigung von Bücherabschriften zur Pflicht gemacht, eine Aufgabe, wodurch sich die Benedictiner den Dank der Nachwelt verdient haben.

Einfluß und Wirksamkeit des Mönchthums.

Das Mönchsleben, wie es sich aus der Ordensregel Benedicts von Nursia entwickelte, sollte das Salz der Kirche sein, sollte auf begrenzterem Gebiet alle Tugenden und Vorzüge des christlichen Lebens zur Erscheinung bringen. „Das Mönchsleben sollte nach der Anschauung seiner ersten Begründer die Fortsetzung und Erneuerung jener innigen, auf jeden eigenen Besitz verzichtenden Lebensgemeinschaft sein, in welcher die apostolische Kirche die ersten Christen in sich vereinigt hatte, die aber nach der Erkaltung des apostolischen Eifers und der so großen Erweiterung der Kirche nicht in der Gesammtheit der Christen, sondern nur in einem engeren Kreise sich fortpflanzen konnte.“ Die Gemeinschaft der Güter und die brüderliche Gleichheit, die großen Principien des christlichen Lebens im apostolischen Zeitalter blieben daher stets die charakteristischen Grundbedingungen des Mönchslebens. Nirgends waren Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Freie und Sclaven so sehr in Allem einander gleich, wie hier. Damit stand im engsten Zusammenhang die echt-christliche Sympathie für alle geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Menschheit. Die Mönche waren die Tröster, Berather und Helfer bei allen Anliegen und in allen Ständen; Wohlthätigkeitssinn und Gastfreundschaft waren zu allen Zeiten die schönsten Eigenschaften der klösterlichen Vereine; in den Mönchen fand die Sclaverei die heftigsten Widersacher, sie erklärten die Knechtschaft für eine Herabwürdigung der durch Christus erlösten Menschheit und rechneten das Loskaufen der Sclaven zu den verdienstvollsten Werken; die Klöster machten sich die Unterweisung der Unmündigen und Unerfahrenen zur Pflicht. „Die Benedictiner haben die Denk-

male des Alterthums für eine schönere Zeit bewahrt, Wüsten urbar gemacht und Völker belehrt."

5. Ausbreitung des Christenthums. Als Theodosius der katholischen Kirche den Sieg verlieh, hatte das Christenthum nicht nur im ganzen Römerreich das Heidenthum bis auf geringe Reste überwältigt, es hatte auch in Ländern und unter Völkern, die den Kaisern in Rom und Constantinopel fremd oder feindlich waren, Bekenner gefunden.

In Persien. In Persien hatten sich im Laufe des 4. Jahrhunderts zahlreiche Christengemeinden gebildet, die den Metropoliten von Seleucia als kirchliches Oberhaupt ehrten. Aber während der Kriege mit den Römern als Glaubensgenossen des Feindes gehaßt und als Kundschafter verdächtig, waren sie heftigen Verfolgungen ausgesetzt. Das neuerwachte Nationalgefühl und die Macht einer festgeschlossenen Priesterschaft hinderte die Verbreitung des Evangeliums unter einem Volke, das in seiner „heiteren Sittlichkeit und oberflächlichen Verständigkeit" für das strenge Leben und die Glaubensgeheimnisse der Christen wenig Em-
343. pfänglichkeit zeigte. Der Bischof Symeon fiel als Märtyrer und Viele mit ihm. Als Jovian in dem schmachvollen Frieden Nisibis und die östlichen Land-
363. schaften den Persern überließ (S. 556), wanderten die christlichen Bewohner in großer Zahl aus. Die Duldung, deren sich die Christen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts unter der Regierung des Königs Jezdegerdes II. durch die kluge Mäßigung des mesopotamischen Bischofs Maruthas erfreuten, wich bald wieder dem Drucke neuer Verfolgungen, als der Bischof Abdas von Susa
422 im blinden Eifer einen Feuertempel niederreißen ließ. Nur wenige Gläubige retteten sich durch die Flucht vor den Martern und Todesleiden, die unter Varanes, dem grausamen Nachfolger Jezdegerdes ihren Höhepunkt erreichten. Nur den aus dem Reiche vertriebenen Christenparteien bot Persien eine Zuflucht.

In Armenien. In Armenien wurde das Evangelium durch eingeborne Bischöfe verbreitet und fand sogar Bekenner auf dem Throne; und wenn auch das Königreich seine Freiheit und Selbständigkeit an die Perser einbüßte, so hatte doch in dem armenischen Gebirgslande das Christenthum fortwährend eifrige und standhafte
In Abyssinien. Anhänger. — Auch Abyssinien wurde im 4. Jahrhundert ein christliches Land. Zwei Jünglinge, Frumentius und Aedesius, die mit ihrem Oheim eine Entdeckungsreise unternommen, entgingen allein der Ermordung, der die ganze Schiffsmannschaft zum Opfer fiel, und fanden Gnade vor den Augen des Königs von Auxuma (Axum). Beide wirkten für das Christenthum und für friedlichen Verkehr mit Aegypten. Frumentius, von Athanasius zum Bi-
326. schof geweiht, erlangte Einfluß bei Hofe, führte den König, dessen Erziehung er geleitet, zur Taufe und beförderte, im Verein mit oberägyptischen Mönchen, die Verbreitung der christlichen Lehre, die an einer äthiopischen Bibelübersetzung eine kräftige Stütze fand.

Unter den germanischen Völkern. Von der größten Wichtigkeit für die Kirche Christi war die Bekehrung der germanischen Völker, die, während sie das ost- und weströmische Reich

im Felde bekriegten und endlich zu Falle brachten, von der geistigen Macht desselben besiegt wurden. Wir haben gesehen (S. 429), wie thätig der grie- Westgothen. (Ulfilas
chisch gebildete Bischof **Ulfilas** unter den Westgothen, deren Sitten und 318–388.)
Sprache er angenommen, für das Christenthum gewirkt hat, zu der Zeit, da sie noch auf dem nördlichen Ufer der Donau seßhaft waren. Selbst **Fridigern** empfing von ihm Unterweisung in der Lehre des Heils und ließ sich taufen, wogegen der heftige **Athanarich** wider die Bekenner des gekreuzigten Heilands mit Schwert und Henkerbeil wüthete und zweien Glaubensboten den Märtyrertod bereitete. Als die Verfolgung wuchs, führte Ulfilas, „ein zweiter Moses," seine Getreuen über die tiefen Fluthen der Donau, wo sie sich mit Er- 355.
laubniß des Kaisers Constantius am Fuße der mösischen Berge niederließen, um in dem Wald- und Weideland ihrer Rinder- und Lämmerheerden zu warten und andern flüchtigen Schaaren, die eine zweite Verfolgung zur Auswande- 370.
rung zwang, Schutz und Hülfe zu gewähren. Dort wird er auch die erwähnte Bibelübersetzung ausgearbeitet haben, jenes unschätzbare Denkmal der altdeutschen Sprache, das, nachdem es im 17. Jahrhundert aus dem Benedictinerkloster zu Verden nach Prag gebracht und von da durch die Schweden im dreißigjährigen Kriege als Siegesbeute entführt worden, unter dem Namen des „silbernen Codex" noch jetzt in der Bibliothek zu Upsala als werthvollster Schatz aufbewahrt wird. Als zwanzig Jahre später das ganze Volk der Westgothen, vor dem Schwerte der Hunnen fliehend, über die Donau setzte, nahmen alle, die noch den alten Göttern anhingen, den arianischen Christenglauben an, dem sie, gleich ihrem Bischof Ulfilas, mit deutscher Treue ergeben blieben, auch als kaiserliche Machtsprüche eine andere Rechtgläubigkeit verkündeten. Ulfilas selbst starb im J. 388 in Constantinopel, tief erschüttert über den Untergang seines Glaubens. Wenn es auch dem Bekehrungseifer eines Chrysostomus gelang, einige zerstreute Schaaren der orthodoxen Kirche zuzuführen, der Kern und die Masse des gothischen Volkes hielt fest an dem Glauben daß der Sohn und der Vater nicht gleichen Wesens seien. Die Westgothen trugen die arianische Lehre nach Gallien und Spanien, und ihr mächtigster König Eurich von Toulouse wird beschuldigt, die Leiden der Verfolgung über die Bekenner der katholischen Kirche verhängt und mehrere volksbeliebte Bischöfe von Aquitanien mit Einkerkerung, Verbannung und Vermögenseinziehung bestraft zu haben, während sonst religiöse Duldsamkeit zu ihren anerkannten Tugenden gehörte.
Die **Ostgothen**, die denselben Glauben nach Italien brachten, achteten einen Ostgothen.
Heiligen, wie **Severin**, welcher den Jammer der Völkerwanderung in den † c. 481.
Donauländern milderte. „Die deutschen Könige hielten dafür, daß die Religion sich nicht befehlen lasse, und da die Gottheit verschiedene Religionen dulde, daß ihnen nicht zieme, eine Allen zu gebieten." Nur in Afrika gaben die **Vanda-** Vandalen.
len, welche den arianischen Glauben durch die Gothen empfangen haben

mögen, der katholischen Kirche durch leidenschaftliche Verfolgung „neue Märtyrer und Wunder."

Die arianischen Vandalen in Afrika. Wir werden später jenen furchtbaren Räuberstaat kennen lernen, den Geiserich, der schrecklichste der ketzerischen Barbaren, dessen Seele der Furcht wie dem Erbarmen gleich unzugänglich war, in der ehemaligen Weltstadt Karthago aufrichtete und mit Geiserich. 429—477. Blutgesetzen zusammenhielt. Die Bedrückungen und Verfolgungen, welche schon Geiserich, die Edicte der römischen Kaiser gegen Häretiker auf seine eigenen katholischen Unterthanen anwendend, über die orthodoxe Kirche und Geistlichkeit in Nordafrika ver- Hunnerich. 477—484. hängte, nahmen einen viel heftigeren Charakter an unter seinem Sohne Hunnerich, der nur die Laster des Vaters ohne dessen rühmliche Eigenschaften geerbt zu haben scheint. Nach dem edlen Bischof Deogratias, dem Wohlthäter der aus dem eroberten und ausgeplünderten Rom weggeführten Gefangenen, blieb der bischöfliche Stuhl von Karthago 24 Jahre lang verwaist, und gegen 5000 rechtgläubige Christen, Geistliche und Laien, die den arianischen Gebietern am schroffsten widerstanden, wurden von rohen numidischen oder mauretanischen Reitern unter Mißhandlungen in die Wüste getrieben, oder auf die Inseln Korsika und Sardinien zu Knechtsdiensten verbannt. Der gemäßigte Bischof Eugenius, der endlich durch die Verwendung des oströmischen Kaisers Zeno als Haupt der orthodoxen Kirche Afrikas eingesetzt ward, vermochte keine dauernde Versöhnung zu bewirken. Hunnerich stellte Wächter an die Thüren der Landeskirche, welche alle Besucher in vandalischer Tracht und langen Haaren zurücktrieben. Die Beamten, die sich nicht zu dem arianischen Glauben bekehrten, wurden ihrer Stellen entsetzt und zur Verbannung nach den Inseln oder zu Zwangsarbeiten der Sclaven und Bauern in den Gefilden von Utica verurtheilt. Ein Religionsgespräch blieb ohne Wirkung. Wie sehr auch die römischen Einwohner der Provinz den germanischen Fremdlingen an Gelehrsamkeit und Bildung überlegen waren; ihre Gründe, selbst mit Schriftverfälschung unterstützt, überzeugten die Vandalen so wenig, als die gepriesenen Wun- Gundamund 484—496. der. Unter Hunnerichs Neffen Gundamund dauerte das feindselige Verhältniß der arianischen Vandalen und der rechtgläubigen Einwohner ungeschwächt fort. Selbst der Bischof Eugenius starb auf gallischem Boden fern von seiner Heerde. Gundamunds Thrasimund. 496—523. Bruder und Nachfolger Thrasimund blieb den Grundsätzen seiner Vorgänger treu, wählte aber andere Mittel. Statt der Drohungen und Folter wandte er die sanfte aber wirksamere Macht der Verführung an. „Reichthum, Würde und die königliche Gunst waren der Lohn der Abtrünnigkeit; die Katholiken, welche die Gesetze übertreten hatten, konnten ihre Begnadigung durch Verleugnung ihres Glaubens erkaufen." Auf Hilderich. 523—530. seinem Sterbebette nahm er seinem Erben Hilderich, dem Sohne Hunnerichs den Eid ab, das athanasianische Glaubensbekenntniß nicht zu dulden; dieser achtete jedoch die Pflichten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit höher als das eidliche Gelöbniß; seine kurze Regierung war durch Frieden und religiöse Freiheit geschmückt. Aber sein Vetter Gelimer. 530—533. Gelimer, der Räuber seines Thrones, schlug von Neuem die Wege der Verfolgung ein und führte dadurch den Untergang des Reiches herbei.

Sieg der orthodoxen Kirche im Abendland. Die Vandalen und Ostgothen beharrten in dem arianischen Glauben, bis ihre Reiche den Waffen des oströmischen Kaisers erlagen; die Westgothen in Spanien dagegen wurden nach manchen blutigen Stürmen und Religionskämpfen, die selbst die Königsfamilie durch Zwietracht und Gräuel verwirrten, wie auch die Sueven im Nordwesten der Halbinsel, der rechtgläubigen Kirche zugeführt und mit Rom und dem nicäischen Glaubensbekenntniß ausgesöhnt.

Auch die Burgunder, die nach flüchtiger Theilnahme am katholischen Lehrbegriff den Glauben ihrer westgothischen Nachbarn angenommen, wurden im Anfang des 6. Jahrhunderts durch die kluge Beredtsamkeit und Mäßigung des gallischen Bischofs Avitus von Vienne für die orthodoxe Kirche gewonnen. Unter Sigismund dem „Heiligen," dem Stifter des Klosters St. Moritz, der im Jahr 517 seinem arianischen Vater Gundobald in der Regierung folgte, wurde die Bekehrung langsamen Schrittes und ohne Verfolgung durchgeführt. Eine burgundische Königstochter hatte kurz zuvor den Uebertritt ihres Gemahls, des heidnischen Frankenkönigs Chlodwig, zum römisch-katholischen Christenthum bewirkt, eine Bekehrung, die für den Sieg des nicäischen Glaubens im Abendlande entscheidend war. Gegen den Einfluß des römischen Klerus vermochten auch die Langobarden in der Poebene ihr arianisches Christenthum nicht auf die Dauer zu behaupten. — Die Allemannen am Oberrhein und in den Thälern des Schwarzwaldes, so wie die Angelsachsen in Britannien beharrten, einzelne kleine Gemeinden abgerechnet, noch bis in das 6. und 7. Jahrhundert bei den Göttern ihrer Ahnen, und der Friesenfürst Radbod zog den Fuß aus dem Taufbrunnen zurück, als er belehrt wurde, daß seine tapferen Vorfahren in der Hölle schmachten müßten. Nur vereint mit jenen Helden des Krieges konnte er sich ein seliges Leben denken.

VII. Das getheilte Reich bis zum Falle Roms.

1. Die Zeiten Stilicho's und Alarichs.

Theilung des Reichs 395. Theodosius erfreute sich der Alleinherrschaft über das gesammte Reich nur vier Monate. Schon im Januar 395 erlag er zu Mailand einer Krankheit, tief betrauert von Ambrosius, der ihm eine glänzende Leichenrede hielt und zwei Jahre später seinem kaiserlichen Freunde ins Grab nachfolgte. Vor seinem Tode traf Theodosius die Verfügung, daß seine beiden Söhne, der achtzehnjährige Arcadius und der elfjährige Honorius, die bereits zur Würde von „Augusti" erhoben waren, sich in die römische Welt theilten. Dem ältern fiel das Morgenland, dem jüngern das Abendland zu. Von der Zeit an führten die zwei Reiche ihr gesondertes Leben, nur darin einander ähnlich, daß in beiden die Uebel eines verfeinerten Culturlebens, Luxus, Verweichlichung und Sittenlosigkeit, in gleicher Stärke alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hatten und jeden Aufschwung der Seele niederhielten, daß inmitten der großen Unfälle, von denen die Menschheit betroffen ward, das entartete Geschlecht mit rastloser Gier den Freuden und Genüssen des Lebens nachjagte, um vor dem drohenden Einsturz sich noch an den Süßigkeiten der Welt, an den unsicheren Gütern und Reichthümern zu ergötzen, daß die römischen Kriegsmannschaften, unfähig mit ihren schwachen Armen die starke Wehr zu führen, die Waffen und Rüstungen der Vorfahren ablegten und zu den Pfeilen und Bogen der Barbaren griffen, denen das entnervte Volk, scheu vor den Mühen und Gefahren des Kriegslebens, schon lange die Hut und Vertheidigung der Reichsgrenzen überlassen hatte, die es in Tracht und Sitten nachahmte und deren rauhe aber kraftvolle Führer mehr und mehr sich der höchsten Staats- und Militärämter bemächtigten. Arcadius. 395—408. Während Arcadius im glänzenden Kaiserpalast zu Constantinopel sein ruhmloses Leben in üppiger Ruhe verbrachte, leitete der Gallier Rufinus, ein ehrgeiziger, habsüchtiger Höfling, der sich durch heuchlerische Frömmigkeit die Gunst des Theodosius erworben und durch Frevelthaten und grausame Verbrechen die Stufe der Macht und Ehre erstiegen hatte, das Ostreich, das

seine unsicheren Grenzen von der unteren Donau bis nach Persien und Aethiopien ausdehnte und Dacien und Makedonien in sich faßte, und im Abendlande herrschte im Namen des jugendlichen Honorius der kriegskundige, staatskluge Vandale Stilicho von Mailand und dann von Ravenna aus über alle Län-Länder vom adriatischen Meere bis zu den Bergen Kaledoniens und von den Alpen bis zu den Südgrenzen Mauretaniens und Numidiens, mit Einschluß der Provinzen Noricum, Pannonien und Dalmatien. Die weite und kriegerische Statthalterschaft Illyricum war zwischen beiden Reichen getheilt, gerieth aber thatsächlich in den Besitz der Westgothen unter dem kühnen und verschlagenen Alarich aus dem Königsgeschlechte der Balthen. Honorius. 395—423.

Während Rufinus durch Habsucht und Erpressung den Haß und Fluch der Völker auf sich lud und durch unmenschliches Wüthen gegen Alle, die seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht im Wege standen, seinen Namen zum Schrecken und Abscheu machte, wußte sich Stilicho, ein Kriegsmann von hohem Wuchs und würdevollem majestätischen Wesen, bei Heer und Volk Achtung und Zuneigung zu erwerben. Der mächtige Emporkömmling im Osten trug sich mit der Hoffnung, durch Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Kaiser seiner Macht Dauer und Festigkeit zu verleihen; aber während er in Antiochien seiner Habgier und Rachsucht neue Opfer schlachtete, lenkte der Oberkämmerer Eutropius, das Haupt der verschnittenen Hofdienerschaft, die Neigung seines Herrn auf die reizende Eudoxia, die verwaiste Tochter des Frankenhäuptlings Bauto, die in der Familie des von Rufinus verfolgten Feldherrn Promotus Schutz und Aufnahme gefunden hatte. Der Einzug Eudoxia's in die kaiserliche Burg und in das Brautgemach des jugendlichen Herrschers war der Vorbote des Falles des gallischen Günstlings. Als er die Truppen des Ostens, die noch unter Stilicho's Oberbefehl in Italien standen, nach Constantinopel berief, um sie den Westgothen, die er aus Neid auf den Nebenbuhler selbst zum Aufruhr gereizt, entgegen zu stellen, wurde er im geheimen Auftrage Stilicho's von Gainas, dem Führer der gothischen Hülfsschaar in den römischen Legionen, vor den Thoren der Hauptstadt ermordet. Von einem verwegenen Soldaten in der Mitte des Heeres durchbohrt, hauchte Rufinus zu den Füßen des erschrockenen Kaisers sein Leben aus. Sein verstümmelter Leichnam wurde von dem rasenden Pöbel unter Hohn und Jubelgeschrei durch die Straßen geschleppt. Sein Tod blieb ungestraft. Seine Gattin und Tochter vertrauerten den Rest ihrer Tage in der stillen Zurückgezogenheit eines Klosters in Jerusalem. Seine geraubten Schätze wurden für die Staatskasse eingezogen und die verletzten Unterthanen, die auf Rückerstattung Ansprüche erhoben, zur Ruhe und zum Stillschweigen verwiesen. Rufinus u. Stilicho. 27. Nov. 395.

Wenn Stilicho gehofft hatte, durch die blutige That, welche sein Lobredner Claudianus (S. 355 f.) als die gerechte Strafe des Himmels gegen den Frevler pries, die Herrschaft des Ostens zu der des Westens zu erwerben Eutropius in Constantinopel.

und die beiden Söhne des Theodosius nach seinem Willen zu lenken, so erfuhr er eine große Täuschung. Eutropius, dessen geschmeidige Künste dem weichlichen Arcadius mehr zusagten, als der strenge Ernst des fremden Kriegsmannes, nahm die Stelle des Rufinus ein und suchte die Trennung der beiden Reiche zu vergrößern, um den ehrgeizigen und überlegenen Nebenbuhler auf immer fern zu halten. Unterstützt von dem Schwerte des treulosen Gainas, den er durch den Oberbefehl über die Legionen des Ostens auf seine Seite zog und von den Reizen der Eudoxia, durch die er über den schwachen Arcadius herrschte, erreichte Eutropius seinen Zweck. Stilicho wurde für einen Feind der Republik erklärt, seine großen Besitzungen im Ostreiche eingezogen, sein Leben von Meuchelmördern bedroht, während der häßliche boshafte Eunuche, der mit allen Lastern und Schandthaten befleckt war und weder Verdienste noch Bildung besaß, zu den höchsten Staatsämtern und Kriegsehren emporstieg, zur Schmach des Reiches und zum Hohne des Volkes und der Heere. Die Verwaltungsstellen der Provinzen wurden den Meistbietenden verkauft, alle Männer von Würde und Auszeichnung, wie sein eigener Wohlthäter Abundantius und der Oberfeldherr Timasius, durch Verbannung beseitigt und ihrer Güter beraubt. Ein Hochverrathsgesetz, das Alle mit Tod und Confiscation bedrohte, welche durch Thaten oder Vorsätze das Leben oder die Sicherheit irgend eines Gliedes des Hofes gefährdeten, und die Entziehung des Vermögens und der Ehre sogar auf die Kinder und Angehörigen des Verurtheilten ausdehnte, öffnete der Schurkerei und der schwarzen Verleumdung und Verrätherei ein unbegrenztes Feld. Die Gefühle des Hasses und der Verachtung zwischen Römern und Griechen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, förderten die Scheidung der beiden Reiche und erweiterten die Kluft. Der byzantinische Staat nahm mehr und mehr die Formen und den Charakter des Orients an; mit der Zeit wurde die griechische Sprache, die im täglichen Verkehr von jeher die herrschende war, auch zur Amtssprache erhoben und dadurch das letzte Band zerrissen. Statt mit vereinten Kräften die Einbrüche der Barbaren abzuhalten, blickte jedes der Reiche mit Schadenfreude oder Gleichgültigkeit auf die Unfälle des andern und reizte die lauernden Feinde zu Einfällen in das Gebiet des Nachbars.

Ausgang des Eutropius u. Gainas. Eutropius erlag nach einer vierjährigen Schandregierung den Palastintriguen, die
399. 400. der Gothe Gainas, unterstützt von der Empörung seines Landsmannes Tribigild in Phrygien, durch die Kaiserin Eudoxia wider den mächtigen Günstling anzulegen gewußt. Anfangs durch die Fürsprache des Chrysostomus und das von ihm früher bedrohte Asylrecht der Kirche vor dem Tode geschützt, wurde er einige Zeit nachher durch
399. einen Richterspruch dem Henker übergeben und zur Freude des Volks hingerichtet. Gainas überlebte jedoch den Sturz seines Gegners nicht lange. Der Trotz und Uebermuth der arianischen Gothen, die, unzufrieden, daß sie ihren Gottesdienst außerhalb der Stadt halten sollten, mit Tumult eine Kirche in der Residenz selbst verlangten, reizte den Zorn der Griechen und die Raubsucht derselben die Furcht für ihre Schätze. Die

bewaffnete Mannschaft in Constantinopel ergriff die Waffen wider die ketzerischen Fremdlinge und erregte im Vereine mit der städtischen Volksmenge einen Aufstand, wobei 400.
7000 Gothen in den Straßen und Kirchen erschlagen wurden. Gainas entfloh mit dem Reste seines Volks nach Thracien und führte offenen Krieg wider das Ostreich, fand aber im Kampfe mit einem hunnischen Heerhaufen seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Nach einer dreizehnjährigen Regierung, die nur durch Hofränke, Steuerdruck und Arcadius' Ausgang.
ungerechte Gerichtsverwaltung, durch Unfälle und Aufstände im Innern und durch die Theodo-
Einfälle und Raubzüge barbarischer Völker sich der Erinnerung der Zeitgenossen ein- sius II. 408—450.
prägte, verschied Arcadius in der Kaiserburg zu Constantinopel, das Reich seinem sie- 1. Mai 408.
benjährigen Sohne **Theodosius II.** hinterlassend. Der Präfect **Anthemius**, ein fähiger und kraftvoller Mann, der sechs Jahre lang im Namen des minderjährigen Augustus die Zügel der Herrschaft führte, verlieh dem Reiche wieder einige Festigkeit und Sicherheit. Der Hunnenkönig Uldin, von seinen Hülfsvölkern verlassen, mußte das thracische Land aufgeben und die verlassenen Wohnsitze jenseits der Donau wieder beziehen, der Stamm der Scyren, der die Nachhut bildete, wurde fast gänzlich ausgerottet; viele tausend Gefangene bestellten, nach Asien verpflanzt, die Felder in knechtischer Arbeit. Die Hauptstadt wurde durch eine neue starke Mauer befestigt und die illyrischen Städte gegen räuberische Ueberfälle geschützt. Dieser Sorgfalt und Umsicht des Präfecten verdankte das östliche Reich eine lange Friedenszeit, obschon der jüngere Theodosius noch unter die Schwäche seines Vaters und Oheims herabsank. Während seiner Regierung, wenn man mit diesem Namen das unthätige Dasein eines im Purpur
gebornen Schwächlings bezeichnen darf, besorgte seine Schwester **Pulcheria**, die ein- Pulcheria.
zige aus dem Geschlechte des Theodosius, die von des Großvaters Eigenschaften und Geist ihr Erbtheil empfangen hatte, die Geschäfte und Anliegen des Staats. Mit ihren beiden Schwestern in klösterlicher Zurückgezogenheit und ewiger Jungfrauschaft lebend und in der Förderung der Kirche und der rechtgläubigen Lehre den höchsten Lebenszweck
erkennend, verlor Pulcheria, zum Range einer „Augusta“ erhoben, unter den Uebungen 414.
der Frömmigkeit und christlicher Werkthätigkeit und unter der freigebigen Pflege der Kirchenbauten und Reliquienverehrung, doch nie die weltlichen Angelegenheiten aus dem Auge. Sie lehrte ihren, nur um zwei Jahre jüngeren Bruder, „die äußere Rolle eines römischen Kaisers mit Anmuth und Würde spielen,“ und trug Sorge, daß, während der träge Bruder seinen Lieblingsbeschäftigungen nachhing, denen er den Beinamen des „Schönschreibers“ verdankte, oder seine Werke der Andacht, seine Gebete und Psalmengesänge, seine Fasten- und Heiligenverehrungen durch den Zeitvertreib der Jagd unterbrach, die Regierungsgeschäfte im Gang blieben und die leichtsinnigen Unterschriften des Kaisers, der das Vorgelegte nicht durchzulesen pflegte, gehindert wurden.

Als Theodosius sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, vermählte ihn Pulcheria mit Die Kaiserin
der schönen **Athenais**, der Tochter des Philosophen Leontius aus Athen, die mit dem Eudoxia. 421.
Christenthum den Namen **Eudoxia** annahm und ihre griechische Bildung und poetischen Talente im Dienste ihres neuen Glaubens verwerthete. Sie wendete die Verse Homers zur Verherrlichung des Lebens und der Wunder Christi an, verfaßte von mehreren Büchern des Alten Testaments eine poetische Paraphrase und feierte die persischen Siege ihres Gemahls in einem Lobgedicht. In die religiöse Richtung der kaiserlichen Familie eingehend, unternahm sie in ihren späteren Jahren eine Wallfahrt nach Syrien und Palästina, wo sie durch großartige Freigebigkeit gegen die Städte des heiligen Landes mit Helena wetteiferte. Bald nachdem sie mit kostbaren Reliquien beladen von dem Prunkzuge nach Constantinopel zurückgekehrt war, gerieth sie im ehrgeizigen Streben nach der Herrschaft des Orients mit Pulcheria in Zwist. Der Palast wurde durch

den Hader der beiden Frauen beunruhigt. Pulcheria trug den Sieg davon. Als Eudoxia bemerkte, daß sie ihre Macht auf das Herz ihres Gemahls verloren, als ihre einflußreichsten Günstlinge, wovon der eine, der schöne Kanzler Paulinus, durch heimliche Ge-
449. rüchte als ihr glücklicher Liebhaber bezeichnet ward, hingerichtet wurden, da zog sie sich in die ferne Einsamkeit von Jerusalem zurück, wo sie unter mancherlei Kränkungen von Seiten des Kaisers und seiner Schwester den Rest ihres Lebens verbrachte, bis sie, trotz
460. ihrer Frömmigkeitsübungen vielfach gelästert, im 67. Jahre ihres Lebens starb, ein merkwürdiges Beispiel wechselvoller Lebensgeschicke.

Perserkrieg. 422. Die Interessen der Kirche und des Glaubens standen am Hofe des Theodosius in erster Linie. Selbst der einzige Krieg, der im fernen Osten, in Armenien und Mesopotamien, die Ruhe des Reiches unterbrach und persische und römische Heere gegen einander ins Feld führte, hatte in der Religion seinen Ursprung. Der Perserkönig Varanes (Bahran) nämlich, gereizt daß der Bischof von Susa einen der Feuertempel umstürzte, wurde von den Magiern zur Verfolgung der Christen im persischen Reiche bewogen. Einige Flüchtlinge fanden eine Zufluchtsstätte bei den Oströmern. Die Weigerung ihrer Auslieferung, verbunden mit einigen Handelsbeschwerden, führte einen Krieg herbei, in dessen Folge das durch Parteiung zerrissene Königreich Armenien, nach der Thronentsetzung des letzten Arsaciden, zwischen Ostrom und Persien getheilt ward.

Der Theodosianische Codex. So ruhmlos übrigens die Regierung des jüngeren Theodosius in der Geschichte dasteht, so ist doch sein Name durch einen wichtigen Reformversuch im Gerichtswesen
438. verewigt worden. „Um nämlich theils den thatsächlich aufgehobenen Begriff der Reichseinheit des Westens und Ostens durch die Gesetzgebung zu heben, theils den Mängeln und Widersprüchen der tief gesunkenen Rechtspflege zu steuern, ließ Theodosius durch einen Ausschuß von acht Rechtskundigen alle seit Constantinus in Kraft getretene Verordnungen (Constitutionen) sammeln, nach den Gegenständen (Materien) in Bücher und
438. Abschnitte (Titel) zerlegen und als für beide Reichshälften gültiges Gesetzbuch (Codex Theodosianus) verkündigen." Aber in dem schwindenden Volksthum hatte der alte römische Rechtssinn seinen natürlichen Boden verloren und in der Novelle, welche das neue Rechtsbuch einführte, wurde zugleich erklärt, daß alle künftigen Gesetzesbestimmungen nur innerhalb der Gebiete Geltung hätten, die dem Urheber derselben unterworfen wären, mithin die Theilung des Reichs auch in Hinsicht der Gesetzgebung anerkannt.

Stilicho's Thaten. Stilicho überließ das morgenländische Reich seinen Intriguen und seinen treulosen Künsten, um seine ganze Kraft dem von allen Seiten bedrängten Abendlande zu widmen und mit den Waffen der Gewalt, der Staatskunst und der Hinterlist die Existenz des römischen Volkes zu fristen und das wankende

Tyrannei u. Ausgang des Usurpators Gildo in Afrika. 397. 398. Reich in den Fugen zu halten. — In Afrika hatte sich Gildo, der Bruder des Usurpators Firmus, durch den Schein der Treue und Hingebung an Rom das Vertrauen und die Gunst des großen Theodosius gewonnen, so daß er zum Range eines Befehlshabers emporstieg und zwölf Jahre lang mit fast unumschränkter Macht die Provinz verwaltete und peinigte. Im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das er durch Erpressung und Verurtheilungen angehäuft, umgab er sich mit einer Leibwache aus halbwilden Mohren und Numidiern, mit deren Hülfe er die verruchtesten Frevelthaten vollführte und sich vor Bestrafung und Abberufung sicherte. Unersättlich in Habsucht und Wollust machte er sich, nach Claudians Ausspruch, am Tage den Reichen und bei Nacht den

Gatten und Eltern furchtbar. Seine zweideutige Neutralität während der bürgerlichen Unruhen und die Furcht der römischen Regierung, daß er sich an das Ostreich anschließen und durch Verhinderung der Kornzufuhren eine Hungersnoth in Italien erzeugen möchte, hielt die Anwendung von Gewaltmaßregeln fern. Die Ueberwindung des afrikanischen Tyrannen und die Befreiung und Sicherung der wichtigen Provinz war das erste große Verdienst Stilicho's um das abendländische Reich. Nachdem er für hinreichende Kornvorräthe gesorgt, ließ er durch den Senat von Rom Gildo für einen Feind des Vaterlandes erklären und schickte die kriegsgeübten Veteranen Galliens nach Afrika. Zum Anführer ernannte er den jüngern Bruder des Mauren Mascezel, dessen Seele von Rache und Haß wider Gildo entbrannt war, der ihm seine zwei unschuldigen Kinder ermordet hatte. Der Afrikaner stellte den gallischen Kriegern ein zehnmal stärkeres Heer entgegen; aber Mascezels Entschlossenheit und die Zwietracht im feindlichen Lager führten eine rasche Entscheidung zu Gunsten Roms herbei. Während der Schlacht verließen die Legionssoldaten die Fahne des Empörers, worauf sich die halbnackten Eingebornen in wilder Flucht zerstreuten. Gildo wurde an der Meeresküste gefangen genommen und in den Kerker geführt. Dort gab er sich mit eigener Hand verzweiflungsvoll den Tod, um nicht dem Hohn und der Rache seiner Feinde ausgesetzt zu werden. An seinen Anhängern und Mitschuldigen wurde furchtbare Vergeltung geübt. Noch Jahre nachher mußte die Verfolgungssucht der Richter und Angeber durch kaiserliche Edicte gezügelt werden. Im nächsten Jahre stürzte Mascezel bei dem Ritte über eine Brücke an der Seite Stilicho's ins Wasser; das Gefolge merkte auf dem Angesichte des Gebieters ein schadenfrohes Lächeln und unterließ jede Hülfeleistung. Betäubt von dem Falle fand der maurische Fürst seinen Tod in den Wellen. Seine Verdienste und das dadurch erzeugte Selbstgefühl hatten Stilicho's Neid und Argwohn erweckt.

Stilicho vermählt seine Tochter mit Honorius. 398.

Bald nach dem Siege über Gildo wurde Maria, die junge Tochter Stilicho's und der schönen Serena, Theodosius' Nichte, mit Honorius vermählt und dadurch die Herrschaft des kaiserlichen Vormunds und Schwiegervaters noch fester begründet. Die Muse Claudians feierte das Hochzeitfest mit prunkenden Versen und mit Schilderungen und Gleichnissen aus der hinwelkenden Mythenwelt; aber Honorius war geistig wie körperlich ein impotenter Schwächling. „Maria starb als Jungfrau, nachdem sie zehn Jahre Gattin gewesen, und der Sohn des Theodosius verbrachte den Schlummer seines Lebens als Gefangener in seinem Palaste, als Fremdling in seinem Lande und als geduldiger, fast gleichgültiger Zuschauer des Ruins des römischen Reiches, das von den Barbaren angegriffen und endlich gestürzt wurde."

Stilicho u. Alarich in Griechenland. 396.

Während dieser Vorgänge waren die Länder ostwärts der Adria und des ionischen Meeres der Schauplatz verheerender Kriegsstürme. Das schwache Römerreich, wo unfähige Kaiser das Scepter führten und herrschsüchtige Minister in feindseliger Rivalität einander bekämpften, war für die in den Donauländern angesiedelten Gothen eine lockende Gelegenheit, die früheren Raub-

züge zu erneuern. Freudig vertauschten die kriegerischen Germanen die ländlichen Werkzeuge, die sie in Unlust handhabten, mit dem Schwert und Schild und verließen die schlecht bestellten Felder und Meierhöfe, um gleich ihren gefeierten Vorfahren die reichen Städte und Provinzen des Südens heimzusuchen und des Lebens Unterhalt lieber mit Blut und Gefahren als im Schweiße des Angesichts zu gewinnen. Wenn Rufinus aus Haß gegen Stilicho und um die Truppen nach dem Osten zu ziehen, die Gothen zum Aufruhr gereizt, so ist er das Opfer seiner eigenen Verrätherei geworden; aber die griechische und römische Menschheit hatte dafür schwer zu büßen. Alarich, der kluge und streitbare König der Westgothen, führte sein Volk aus den verwüsteten und zertretenen Fluren Thraciens und Mösiens südwärts in die griechischen Länder, die trotz vielfacher Heimsuchung und Bedrückung noch Reichthümer und Güter mancherlei Art in ihrem Schooße bargen, lockend genug für rauhe gierige Gemüther. Ohne von dem unwürdigen muthlosen Statthalter Widerstand zu erfahren, durchzog Alarich Makedonien und Thessalien; der Engpaß von Thermopylä wurde von keinem Leonidas vertheidigt; ungehindert rückte der gothische Heerkönig in Böotien und Attika ein, die Reste der hellenischen Cultur unter den Füßen zertretend: die wehrhafte Mannschaft wurde niedergemacht, die schönen Frauen sammt der Habe und dem Vieh weggeführt, die Dörfer und offenen Flecken den Flammen übergeben. Von Athen, das seine Rettung um ein hohes Lösegeld erkaufte, zogen die rauhen Krieger über die felsige Landenge nach der vielgepriesenen Pelopsinsel, wo halbverfallene Mauern einen schwachen Damm gegen ein streitbares habgieriges Kriegsvolk bildeten. Korinth, Argos, Sparta erlagen ohne Widerstand dem rauhen Feinde, der die kostbarsten Kunstwerke nur nach dem Werth des Stoffes schätzte, ohne von der Meisterschaft der Arbeit eine Ahnung zu haben und die wehrlosen Bewohner als Sclaven wegführte. Griechenland schien von aller göttlichen und menschlichen Hülfe verlassen. Da erbarmte sich Stilicho des unglücklichen Landes. Er fuhr mit einer Flotte in den korinthischen Meerbusen und ließ sein Kriegsheer in der Nähe der Ruinen von Korinth in den Peloponnes einrücken. Nach einigen zweifelhaften Gefechten in dem waldigen Hügellande Arkadien zogen beide Heere in Elis ein, das durch keinen Gottesfrieden mehr geschirmt war, wenn schon in Olympias heiligem Haine die Spiele noch nicht aufgehört hatten; aber die christlichen Streiter in beiden Heerlagern trugen in ihrem Busen keine Ehrfurcht mehr vor dem alten Himmelskönig Zeus. Hier wurde das Gothenheer durch Schanzwerke eingeschlossen und durch Ableitung des Flusses Peneios in große Noth versetzt, so daß Alarich sich zu einer nachtheiligen Capitulation hätte entschließen müssen, wäre er nicht durch die Sicherheit des Gegners und die mangelhafte Wachsamkeit und Disciplin des römischen Heeres unerwartet gerettet worden. Er benutzte einen günstigen Augenblick, als Stilicho sich an den Festspielen der Griechen ergötzte, und ein Theil der Truppen auf Plünderung aus-

gezogen war, um die Linien plötzlich zu durchbrechen und mit seiner Beute und seinen Gefangenen den Rückweg über die Meerenge nach Epirus zu bewerkstelligen.

Alarich zum Oberbefehlshaber von Illyrien eingesetzt 397.

In Epirus wurde der Barbarenfürst bald nachher durch die Botschaft erfreut, daß ihn der Hof von Constantinopel zum Oberbefehlshaber des östlichen Illyriens erhoben, mithin zum Gebieter über die Landschaften und Städte eingesetzt habe, die er so eben an der Spitze von Raubschaaren durchschritten und mißhandelt hatte. Der Grimm, daß Stilicho es gewagt, auf eigene Hand sich des bedrängten Griechenvolkes anzunehmen und dadurch die Ohnmacht oder Feigheit der Regierung des Ostens ans Licht zu kehren, machte die rachgierigen Eunuchen gegen die Gebote der Vernunft und Politik so blind, daß sie den gefährlichsten Reichsfeind zum Verwalter einer Provinz einsetzten, wo er mit gleichem Vortheil sein Schwert nach Osten oder Westen kehren und als Schiedsrichter das gebieterische Machtwort sprechen konnte. Diese Erhebung Alarichs war die Antwort des morgenländischen Hofes auf die wohlmeinende und vaterländische Rede des edlen Philosophen Synesius von Cyrene (S. 588), der gerade damals als Abgeordneter seiner Vaterstadt dem Kaiser Arcadius eine goldene Krone überbrachte und ihn bei Ueberreichung derselben in warmen Worten an die Herrscherpflichten mahnte, im Geiste der Vorfahren Tugend, Kraft und Einfachheit zurückzuführen, die eingeborne Jugend zum Waffendienst anzuhalten und die Barbaren wieder in die Steppenländer Skythiens, ihre ursprüngliche Heimath zu verjagen. Man pries die schönen Worte und die löbliche Gesinnung des liebenswürdigen humanen Redners, der in der Folge den bischöflichen Stuhl von Ptolemais einnahm und Plato's Lehre mit dem Kirchenglauben in Einklang zu bringen bemüht war; setzte aber den Gothenfürsten in Stand, alle Stammesgenossen, die an verschiedenen Orten des Römerreichs zerstreut lebten, unter seiner Standarte zu vereinigen, sie aus den Zeughäusern der Provinz mit Wehr und Waffen zu versehen und sämmtliche Häupter der Stämme und Geschlechter zur Anerkennung seiner Hoheit und Heerführerwürde zu bringen. An dem Tage, da die Fürsten und Edlen den neuen Oberbefehlshaber Illyriens nach altgermanischer Sitte auf den Schild hoben und vor dem versammelten Volke als König der Westgothen ausriefen, war Alarich der dritte Machthaber im Römerreich, der streitbare Kriegsherr eines deutschen Volksstammes im Herzen des morschen Weltstaates, inmitten einer erschlafften Menschheit und zweier entarteten Höfe.

Die Westgothen in Ober-Italien. 402.

Nicht sobald sah sich Alarich in seiner neuen Stellung befestigt, als er beschloß, seine Waffen gegen Italien zu kehren. Die herrliche Beute, welche das Gothenheer von dem Raubzug aus Hellas und Peloponnes heimgebracht, machte sie lüstern nach dem Lande, wo noch größere Reichthümer winkten. Eine tiefe Sehnsucht nach den Reizen des Südens wohnte von jeher in der Brust der Germanen. Auch mochte der Wunsch sich regen, den römischen Feldherrn,

der sie im befriedigten Lande Elis in so große Gefahr gebracht, in seiner eigenen Heimath aufzusuchen und Rache zu nehmen für die Schmach des erzwungenen Rückzugs. Von dem Feldzug, mit welchem Alarich das neue Jahrhundert eröffnete, als er, vielleicht von Thessalonich aus, an der Spitze eines gemischten Barbarenheeres die julischen Alpen überschritt, Istrien und Venetien eroberte, Aquileja belagerte und die reiche Umgegend von Verona mit ihren Meierhöfen, Landhäusern und herrlichen Baumpflanzungen mit Feuer und Schwert verwüstete, sind nur dürftige Andeutungen auf unsere Zeit gekommen, verhüllt unter den elegischen Klagetönen des letzten namhaften Dichters oder unter den unsichern Angaben und frommen Reflexionen kirchlicher Schriftsteller. Nach Claudians Worten war Alarich entschlossen, in Italien ein Königreich oder ein Grab zu finden. Während Stilicho über die schneebedeckten Alpen eilte, um die Legionen vom Rhein und von dem Grenzwalle Britanniens an sich zu ziehen und barbarische Hülfsschaaren zum Schutze Italiens anzuwerben, durchzogen die langbehaarten blondlockigen Gothenführer die reiche Poebene und näherten sich den Thoren von Mailand, wo der Hof seinen Herrscherſitz hatte. Zitternd entfloh Honorius mit seinen Höflingen aus der bedrohten Stadt, um jenseit der Alpen auf gallischer Erde Schutz zu suchen. Aber abgeschnitten barg er sich mit seinem Gefolge hinter den Mauern der kleinen Festung Asta am Tanaro. Die Gothen schlossen den Ort ein, und wie wenig sie sich auch auf den Belagerungskrieg verstanden, so hätte doch die kleine Stadt mit geringen Vorräthen und schwachen Vertheidigungsanstalten nicht lange widerstehen können, wäre nicht Stilicho mit einer beträchtlichen Streitmacht in Eilmärschen herbeigekommen. Er traf sogleich Anstalten, das feindliche Heer mit Schanzwerken zu umgeben und die Belagerer wieder zu belagern. Dadurch sahen sich die Gothen, wollten sie nicht in eine ähnliche Lage kommen wie früher in Elis, zum schleunigen Abzug genöthigt. Bald darauf kam es bei Pollentia zur Schlacht. Stilicho, dessen Heer zum großen Theil aus heidnischen Barbaren bestand, wählte den heiligen Ostertag zum Angriff wider die arianischen Feinde, zum Entsetzen des christlichen Geschichtschreibers Orosius. Der Fall des tapfern Alanenhäuptlings, welcher im Vordertreffen stritt, führte die Flucht der römischen Reiterei herbei; aber die Tapferkeit des Fußvolks und das Feldherrntalent Stilicho's trugen zuletzt dennoch den Sieg davon über den wilden Kriegsmuth der Gothen. Am Abend des blutigen Tages verließ Alarich mit seinen Kriegern das Schlachtfeld. Ihr Lager wurde erstürmt und die reiche Beute von Korinth und Argos fiel in die Hände der Veteranen des Westens. Die Gemahlin des Gothenkönigs, welche römische Juwelen zu ihrem Schmuck und römische Kammerfrauen zu ihrer Bedienung erwartet hatte, sah sich gezwungen, die Gnade des Siegers anzuflehen und zahlreiche Gefangene, die von den Fesseln der Barbaren erlöst wurden, verbreiteten in den Städten Italiens den Ruhm ihres Befreiers. Der Triumph Stilicho's wurde von dem Dichter und

Schlacht bei Pollentia. 29. März 403.

wohl auch von dem dankbaren Volke mit dem des Marius verglichen, der einst in derselben Gegend die hohen Gestalten der Cimbern überwunden. Aber die Lage nach der Schlacht war sehr verschieden. Während jene alten Germanen nur als Gefangene die Fluren des mittleren Italiens betraten, brach Alarich, der auch in den Widerwärtigkeiten des Kriegslebens Kraft, Umsicht und Entschlossenheit bewahrte, durch die unbewachten Pässe der Apenninen in Etrurien ein und ließ seine Reiter bis an die Ufer der Tiber streifen. Der Klugheit und Gewandtheit Stilicho's gelang es jedoch in dem feindlichen Heere Zwietracht und Verrath zu erzeugen. Mehrere der gothischen Stammfürsten, auf ihren eigenen Vortheil bedacht und dem gewählten Heerkönig mit geringer Treue ergeben, ließen sich von dem römischen Oberfeldherrn gewinnen und verriethen ihm um schnöden Lohn die Pläne Alarichs. Dadurch wurde Stilicho in Stand gesetzt, das wohlüberlegte Vorhaben des Gegners, sich durch Eroberung der wichtigen Stadt Verona einen Zugang zu den rhätischen Alpen und zum Rheine zu verschaffen, zu vereiteln. In einem blutigen Treffen unter den Mauern dieser Stadt zurückgeschlagen hielt er sich noch einige Zeit in den benachbarten Bergen, bis er durch Mangel und Heeresflucht geschwächt den Rückzug nach Illyrien antrat, um günstigere Tage abzuwarten.

Alarich in Etrurien. 403.

Schlacht bei Verona. Herbst 403.

Nach der Befreiung Italiens zog Stilicho an der Seite seines kaiserlichen Schwiegersohnes im Triumphe in Rom ein. Ein Siegesthor trug die pomphafte Inschrift, daß das Volk der Gothen für ewige Zeit bezwungen sei. Zum letzten Male wurde dem römischen Volke der hohe Genuß festlicher Spiele im Amphitheater zu Theil. Was den Strafreden der Kirchenväter, den rührenden Versen des Dichters Prudentius und den Edicten des Theodosius nicht gelungen war, das bewirkte der religiöse Eifer eines asiatischen Mönchs.

Triumph u. Spiele in Rom.

Der Kirchenhistoriker Theodoretus erzählt, ein Mönch sei in die Arena gesprungen, um die Kämpfenden zu trennen; das Volk, entrüstet über die Störung seiner Vergnügungen, habe ihn zu Tode gesteinigt, dann aber reuevoll sich dem Gesetze des Honorius, das dem blutigen Spiele im Amphitheater für immer ein Ende machte, ohne Murren unterworfen.

Bald nachher nahm Honorius, um nicht zum zweitenmale einer Gefahr wie in Mailand oder Asta ausgesetzt zu sein, seinen dauernden Aufenthalt in der festen Küstenstadt Ravenna, welche die Annehmlichkeiten eines gesunden Klimas mit den Vortheilen einer gesicherten Lage verband, da die Moräste der Umgegend, die wasserreichen Gräben und Canäle um und durch die Stadt und der fast versandete Hafen, der sich allmählich mit schönen Baumpflanzungen bedeckte, jede feindliche Annäherung unmöglich machte.

Honorius nach Ravenna. 404.

Der Kaiser hatte bald Gelegenheit, die Vortheile der neuen Hauptstadt kennen zu lernen. Denn kaum hatte er seinen Sitz in Ravenna aufgeschlagen, so wurden die Bewohner des Südens durch die Nachricht von dem Anzug neuer unbekannter Völker aus dem Norden erschreckt. Mächtige Schaaren heidnischer

Stilicho gegen die Vandalen, Burgunder, Sueven. 405.

Germanen, mit denen die Römer bisher noch wenig in Berührung gekommen waren, erschienen an den Ufern der mittleren Donau und brachen, nachdem sie das römische Grenzgebiet überschritten, durch die Alpenpässe in Ober-Italien ein. Den Kern des wandernden Heeres bildeten Vandalen, Burgunder und Sueven, an welche sich die rasche Reiterei der Alanen und die kräftigen Schaaren herumstreifender Gothen und anderer Germanen anschlossen. Radagaisus oder Radegast, ein Fürst von unbestimmter Herkunft aus dem Norden war Heerkönig oder Herzog. Es schien als ob der alte Einfall der Cimbern und Teutonen sich wiederholen sollte. Wie damals folgten auch jetzt Weiber, Kinder und Knechte mit der gesammten beweglichen Habe dem Heereszug; wie damals zitterte auch jetzt Italien vor den wilden Kriegsschaaren, die ihre germanischen Götter und Helden in rauhen Liedern feierten und von denen das Gerücht verkündete, ihr Führer hätte gelobt, das Blut der Senatoren auf ihren Altären zu vergießen

Die Lage u. Stimmung. Mit größerem Rechte als bei Pollentia verdiente Stilicho in dieser Noth mit Marius verglichen zu werden. Freilich konnte er sich nicht mehr wie der alte Cimbernheld auf die Kräfte Roms und Italiens stützen; nicht nur daß er den Mangel an wehrhafter Mannschaft durch die Einreihung von Sclaven ersetzte, denen er die Freiheit und ein Handgeld von zwei Goldstücken auf den Kopf versprach, er nahm auch barbarische Hülfsvölker in Sold und suchte den Gothenkönig Alarich durch Geschenke und Jahrgelder in Illyrien festzuhalten. Schon während des früheren Feldzugs hatte er die Macht des Goldes auf die rauhen Gemüther der Gothen erprobt; jetzt setzte er die Künste der Bestechung durch einen regelmäßigen Tribut fort, unbekümmert um die murrenden Reden der Höflinge, welche mit stolzen Worten von der Ehre Roms sprachen, während sie durch Feigheit und Thatlosigkeit den römischen Namen schändeten. Nur darin glich das damalige Rom dem alten, daß bei der großen öffentlichen Gefahr die bürgerliche Parteiung nicht verstummte. Die heidnisch gesinnten Familien freuten sich im Stillen des Gedankens, unter dem Schutze des germanischen Häuptlings, der mit seinen Kriegsschaaren bereits die Apenninen überstiegen und sich der Hauptstadt auf wenige Tagereisen genähert hatte, die Tempel und Altäre der alten Götter wieder erstehen zu sehen. Aber die Anhänger des Nationalcultus wurden in ihren Erwartungen getäuscht. Der Heereszug der Germanen, die unter Mord, Raub und wilder Verwüstung heranrückten, Städte und Dörfer, Kirchen, Tempel und Denkmäler der Kunst mit Brand und Zerstörung vernichtend, brach sich an den festen Mauern von Florenz.

Schlacht bei Florenz. 406. Umsonst versuchten sie von den Berghöhen Fäsulä's herab die reiche Stadt zu erstürmen; die Einwohner, sicher hinter den Festungswerken und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, widerstanden den Angriffen so lange, bis Stilicho mit seiner ganzen Streitmacht herbeikam und die Kriegsweise, die er schon zweimal mit so gutem Erfolge angewendet, gegen den furchtbaren Feind rich-

tete. Unter fortwährenden blutigen Kämpfen führte er mit Hülfe etruskischer Bauern große Schanzwerke um das weite Barbarenlager auf und schloß die Wege der Zufuhr. Durch dieses Mittel kam Stilicho auch diesmal zum Ziel. Hunger, Krankheit und das Schwert der Legionen richteten furchtbare Verheerungen unter den eingezwängten und des Klimas ungewohnten Germanen an. Radagaisus fiel in die Gewalt der Römer und starb unter dem Beile des Scharfrichters, sein Gefolge von 12,000 erlesenen Kriegern, welche im Kampfe stets die Vorhut bildeten, wurde von dem Sieger in Sold genommen; Tausende geriethen in Gefangenschaft und wurden als Sclaven um geringen Preis verkauft. Freudig vernahmen die Christen die Kunde von dem glücklichen Ausgang, in dem sie ein Wunder des Himmels erblickten. Aber noch so furchtbar erschienen dem römischen Oberfeldherrn die Trümmer des geschlagenen Heeres, daß er selbst, statt mit dem Schwerte sie auf Leben und Tod zu bekämpfen, ihnen Wege zum Abzug in das entlegenere Provinzland zeigen ließ. Verstärkt mit neuen Schaaren stürmte die Masse über die Alpenpässe, um an der Rhone und am Rhein Beute oder Wohnsitze zu erringen. An den Ufern des deutschen Grenzstromes, wo trotz der vielfachen Kriegsnoth noch immer die Spuren eines reichen Culturlebens sichtbar waren, so daß der Dichter Claudian die Landhäuser, Meierhöfe und die auf den grasigen Triften weidenden Heerden rühmen konnte, traf jetzt die wilde Völkerfluth zum furchtbaren Kampfe zusammen. Die Franken und Allemannen, welche das schöne Uferland schon als ihr Eigenthum ansahen und von Stilicho vor einigen Jahren durch Verträge zu einem friedfertigen Verhalten gegen die römische Republik gebracht worden waren, suchten den heranstürmenden Volksgenossen, den Vandalen, Sueven, Burgundern, Alanen, Herulern u. A. das Eindringen nach Gallien zu wehren. Es wird eines Treffens zwischen Vandalen und Franken gedacht, in welchem jene 20,000 Mann nebst ihrem König Godegiskl auf der Wahlstatt ließen und nur durch die rechtzeitige Hülfe der Alanischen Reiterei von gänzlichem Untergange gerettet wurden.

Die Barbaren am Rhein. 406. 407.

Von der Zeit an war Gallien, seit vier Jahrhunderten der kostbarste Besitz Roms, dem Reiche verloren. Wie sollte das der Waffen entwöhnte und von römischen Truppen entblößte Volk dem Andrang der wilden Gäste an der Ostgrenze sich erwehren! Nachdem die römischen Bollwerke am Rhein, wo die Besatzungstruppen und die verbündeten Hülfsvölker tapfern Widerstand leisteten, niedergeworfen waren, nachdem Mainz, wo viele tausend Christen in den Kirchen getödtet wurden, zerstört, Worms, Speier, Straßburg in Schutthaufen verwandelt worden, und die Städte der Helvetier, Basel-Augst, Windisch (Vindonissa) und Avenches (Aventicum) in Staub gesunken, trugen die rohen Kriegsschaaren Brand und Verheerung in das Innere des Landes und schlugen die Bewohner von Arras (Atrebates), Terouanne (Tarvenna), Amiens (Ambiani), Tournai (Tornacus) und Rheims (Rhemi) mit der Schärfe des

Verwüstung Galliens.

Schwertes. Von den Alpen bis zur westlichen Meeresküste und bis zum pyrenäischen Gebirgswall füllten sich Stadt und Land mit Raub und Verwüstung. Mit Entrüstung melden die christlichen Schriftsteller, wie die heidnischen Germanen fromme Bischöfe, ehrwürdige Rathsherren und züchtige Jungfrauen mit der werthvollsten Habe ihrer Häuser und Altäre beladen in langen Zügen vor sich hergetrieben hätten. Das gallische Volk, einst so tapfer und ritterlich, hatte nur noch die Kraft der Duldung; ein dunkles Gefühl, daß die alte Welt mit ihren Tugenden und Lastern, mit ihrer Bildung und Verweichlichung dem Untergange bestimmt sei, durchzog alle Gemüther und lähmte jegliche Thatkraft. „Die Verzweiflung suchte und fand Trost in der Religion und Einsamkeit. Das Mönchthum, durch Cassianus ausgebreitet, schlug Wurzeln in Süd-Gallien; Viele beteten, statt zu handeln.“ Stilicho, nur auf die Sicherheit Italiens bedacht, blickte gleichgültig auf die Leiden der Provinzen; und von dem hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna sich bergenden kaiserlichen Schwächling war keine mannhafte That zu erwarten.

Der Usurpator Constantinus. 407—411. Als der gemeine Soldat, den die zuchtlosen Legionen am britischen Grenzwall zum Augustus ausriefen, blos weil er den Namen Constantinus führte, von den Städten und Landschaften Galliens, die noch nicht in die Gewalt der Barbaren gerathen waren, als Herrscher anerkannt wurde, da schwand der letzte Schatten der kaiserlichen Autorität des Honorius dahin. Ja er mußte die Schmach erleben, daß von seinen vier Oheimen, die von Theodosius mit großen Gütern in Spanien beschenkt worden waren und an der Spitze bewaffneter Bauern und Sclaven für den rechtmäßigen Gebieter ins Feld zogen, zwei auf
408. Befehl des Usurpators in Arelate öffentlich enthauptet wurden. Die beiden andern retteten sich zu Schiffe, und nun gebot Constantinus, welcher die germanischen Hülfstruppen, Honorianer genannt, durch Bestechung zum Abfall gebracht, auch über die pyrenäische Halbinsel wie über Britannien und das südliche Gallien. Aber seine Gebote waren eben so machtlos wie die Befehle des Hofes von Ravenna. Die Landschaften des Westens lösten den Reichsverband auf, setzten die römischen Obrigkeiten ab und erklärten sich thatsächlich für unabhängig. „Der Theilungsgrundsatz, lange vorbereitet und gepflegt, bekam seit dem Andrang der Germanen Verwirklichung und vollkommenen Abschluß; die Fremden aber erschienen nicht als Urheber, sondern als Beförderer und allfällige Vollstrecker der seit Diocletianus genommenen provinziellen Richtung.“

Der Zustand in Spanien. In Spanien suchte der von Constantinus zum Augustus erhobene Sohn Constans vergebens die wilden Heerhaufen der heranstürmenden Germanen von der Grenze abzuwehren. Sie brachen durch die schwach vertheidigten Pyrenäenpässe in die Halbinsel ein und füllten das Land, das unter den Segnungen eines langen Friedens zu Wohlstand und Reichthum gelangt war, dessen Bewohner aber mit der Bildung auch die Laster und Verweichlichung Roms angenommen hatten, mit Raub, Mord und Verwüstung.

Furchtbar lauten die Berichte von dem schrecklichen Zustande des Landes in dieser drangsalvollen Zeit. „Römer und Eingeborne wurden ihres Eigenthums beraubt, mit gleicher Wuth Stadt und Land verwüstet. Da keine Saat ausgestreut und die vorhandenen Früchte mehr verdorben als genossen wurden, so brach eine solche Hungersnoth aus, daß die Bewohner genöthigt wurden ihr elendes Leben durch das Fleisch der Todten zu fristen. Die wilden Thiere, durch die Menge unbegrabener Leichname an Menschenfleisch gewöhnt, fielen die Lebenden an und zerrissen sie; und damit das Uebermaß der Leiden nicht ausbliebe, brach die gewöhnliche Gefährtin des Hungers, die Pest aus und raffte Bedrücker und Unterdrückte in ungeheuerer Zahl dahin."

Ueber zwei Jahre durchstreiften die Barbaren in wilden Raubzügen die unglückliche Halbinsel, nur gehemmt durch die Wogen des atlantischen Meeres, bis sie, des Wanderns und Mordens müde, endlich in dem entvölkerten Lande ihre Wohnsitze aufschlugen: in dem nordwestlichen Theil, dem heutigen Gallicien, ließen sich die Sueven nieder; südöstlich davon, in der Mitte der Halbinsel, die Vandalen (Asdingen); Lusitanien und Cartagena nahmen die Alanen in Besitz und Bätica, das reizende Land an den Ufern des Guadalquivir, empfing von den neuen Einwohnern, den Silingischen Vandalen, den heutigen Namen Vandalusien oder Andalusien. Die Bewohner der festen Städte entgingen einem verzweiflungsvollen Kampfe durch freiwillige Unterwerfung. Germanische Ansiedelungen. 411.

Die Herrschaft des Constans blieb auf den Nordosten, die heutigen Landschaften Catalonien, Aragonien und Navarra beschränkt. Aber der schwache Augustus, mehr geschaffen für die Stille einer Klosterzelle als für das Kriegsgetümmel, wurde bald nachher durch seinen treulosen Feldherrn Gerontius vertrieben und in Vienna hingerichtet. Noch in demselben Jahr rückte jedoch Constantius, des Honorius Feldherr, über die Alpen, brachte den Gerontius, einen Mann von altrömischem Kriegsmuth, in solche Noth, daß er sich selbst mit seiner Gattin und seinem Freunde, einem Alanenhäuptling, den Tod gab und führte dessen Schützling Maximus nebst dem besiegten und in Arles zur Ergebung gezwungenen Constantinus als Gefangene nach Italien, wo beide, nebst dem jüngeren Sohne des letzteren, Julianus, einen schmachvollen Tod durch das Beil des Nachrichters erlitten. Arelate aber und das südliche Gallien wurde noch 411. in dem nämlichen Jahre die Beute des Jovinus, der in Mainz den kaiserlichen Purpur angenommen und mit Hülfe burgundischer und alanischer Heerhaufen dem sonst tapfern römischen Feldherrn Constantius das Rhonethal entriß. Doch war seine Herrschaft von eben so kurzer Dauer, als die seiner Vorgänger. Der Gothenkönig Athaulf nahm den Usurpator nebst seinem Bruder Sebastian in Valentia und Narbonne gefangen und schickte ihre Köpfe als Unterpfand seiner Ergebenheit an den Hof von 413. Ravenna. Usurpationen und Wechselfälle. 411—413.

Stilicho suchte im Osten zu gewinnen, was das Reich im Westen durch Abfall, Verrath und germanische Einwanderungen eingebüßt hatte. Erfüllt 408. von dem Gedanken, in Constantinopel, wo um dieselbe Zeit an die Stelle des 1. Mai 408. kraftlosen, von Weibern und Höflingen geleiteten Arcadius sein Sohn Theodosius II., ein siebenjähriges Kind, den Herrscherthron bestieg (S. 611), dieselbe Rolle zu spielen wie am Hofe zu Ravenna, ging er mit Alarich ein Bündniß ein, kraft dessen der Gothenkönig gegen die Ueberweisung von 4000 Stilicho's Ausgang.

Pfund Goldes und die Ernennung zum Präfecten von ganz Illyrien seine Pläne unterstützen oder durch neutrale Haltung erleichtern sollte. Aber der Friedensvertrag schlug zum Verderben seines Urhebers aus. Das stolze und drohende Benehmen des germanischen Fürsten, der im Bewußtsein seiner Macht in Aemona eine gebieterische Stellung nach Osten und Westen einnahm und seine Kriegsheere durch die Heranziehung zerstreuter Germanenschaaren aus allen Gegenden fortwährend vermehrte, erfüllte den Senat in Rom und den Hof zu Ravenna mit Furcht und Entrüstung. Lampadius, einer der hervorragendsten Rathsherren, rief bei der Mittheilung der Uebereinkunft mit lauter Stimme: „Das ist kein Friedensvertrag, sondern ein Bündniß der Knechtschaft!“ Dieser kühne Widerstand würde ihm verderblich geworden sein, hätte er nicht Schutz im Heiligthum einer christlichen Kirche gesucht. Man beschuldigte den allmächtigen Minister einer parteiischen Vorliebe für die Barbaren und schrieb seiner Politik die öffentlichen Unglücksfälle zu. Indessen hätte Stilicho leicht seinen Widersachern Trotz bieten können, wäre es nicht einer feindlichen Partei gelungen, das Herz seines kaiserlichen Zöglings mit Furcht und Argwohn gegen ihn zu erfüllen. Der listige Olympius, „welcher seine Laster unter der Maske christlicher Frömmigkeit verbarg,“ hatte das Ansehen des Vandalen, durch dessen Gunst er zu den Ehrenämtern des Palastes erhoben worden war, durch Ränke und feindselige Einflüsterungen untergraben. Alle Macht liege in den Händen des Ministers, so lauteten seine Verdächtigungen, der Kaiser, nun fünfundzwanzig Jahre alt, sei in seinem eigenen Staate ohne Einfluß und Ansehen; Stilicho habe sich die Freundschaft des Gothen erkauft, um mit dessen Hülfe die Herrscherbinde um die Stirne seines Sohnes Eucherius zu flechten. Der boshafte Höfling erreichte seinen Zweck. Honorius beschloß sich nach Pavia zu begeben, wo die zum Abzug nach Gallien bestimmten Truppen ihr Lager hatten. Hier kam die schwarze Verschwörung zum Ausbruch. Auf ein von Olympius gegebenes Zeichen wurden die höchsten Reichsbeamten und Befehlshaber, die als Freunde des Vandalen bekannt waren, ermordet, ihre Häuser geplündert, ihre Namen für ehrlos erklärt. Stilicho, der die Kunde von diesen Vorgängen in Bologna empfing, hätte mit Hülfe der ihm ergebenen Führer der barbarischen Hülfstruppen seinen Feinden die Spitze bieten können, aber überrascht und unschlüssig zögerte er so lange, bis auch hier die Gegenpartei die Oberhand bekam. In seinem Zelte von Mördern bedroht, floh er verzweiflungsvoll nach Ravenna und suchte Zuflucht an dem Altar einer christlichen Kirche. Aber das Heiligthum vermochte den Schutzflehenden nicht zu retten. Unter falscher Zusicherung des Lebens wurde er über die heilige Schwelle gelockt und vor der Thüre von einer Mörderschaar niedergestoßen. Er starb
23. Aug. 408. mit dem Muthe und der Standhaftigkeit eines alten Römers. Die Freunde
Verfolgung seiner Freunde u. Angehörigen. Stilicho's, die der Bluthat in Pavia entgangen waren, wurden von der unversöhnlichen Rache des Olympius verfolgt. Man suchte durch Folterqualen

Geständnisse einer hochverrätherischen Verschwörung von ihnen zu erpressen und tödtete die Schweigenden. Sein Sohn Eucherius wurde auf der Flucht ergriffen und getödtet, seine Tochter Thermantia, die den Platz ihrer Schwester Maria im kaiserlichen Ehebette eingenommen, wurde von Honorius geschieden; alle die einst durch Stilicho's Gunst erhoben worden, theilten jetzt seinen Fall. Auch der Dichter Claudianus büßte für die verherrlichenden Verse auf Stilicho und für die scharfen Epigramme auf dessen Gegner mit der Ungnade, die er nicht lange überlebte.

Zugleich erging der geheime Befehl, die in den Städten Italiens zerstreut lebenden Angehörigen der barbarischen Hülfsvölker, die als Stilicho's Anhänger galten, zu tödten und ihre Habe einzuziehen; und als ob es von dem verblendeten Hofe abgesehen sei die Zahl seiner Feinde zu mehren, wurden alle, die durch den Fanatismus des Günstlings der katholischen Kirche angehörten, alle Bekenner arianischer oder heidnischer Lehrmeinungen von dem öffentlichen Dienst ausgeschlossen.

Die Vergeltung für diese Thaten des Frevels und der Bedrückung ließ nicht lange auf sich warten. Alarich gerieth mit dem neuen Regimente bald in Zwist. Die Senatoren in Rom und die Höflinge in Ravenna grollten dem Gothenfürsten, daß er sich der Freundschaft und Bundesgenossenschaft Stilicho's rühmte und die flüchtigen Anhänger desselben bei sich aufnahm und hielten mit dem vertragsmäßigen Tribut zurück. Umsonst drang Alarich mit Bescheidenheit aber Festigkeit auf die Ausführung der Uebereinkunft; in Ravenna deutete man seine Mäßigung als Furcht und verweigerte die bedungenen Jahrgelder. Da brach Alarich mit seinem Heere plötzlich von Noricum auf, überstieg die Julischen Alpen und rückte, verstärkt durch den Abfall der germanischen Hülfstruppen im römischen Heer, ohne Widerstand über Aquileja, Altinum, Concordia und Cremona bis an den Rand des Sumpfes, der den kaiserlichen Herrschersitz barg und schirmte. Statt die hoffnungslose Belagerung von Ravenna zu versuchen, zog der Gothenfürst an die Küste des adriatischen Meeres und drang dann von Ariminum auf der flaminischen Straße durch die unbewachten Pässe der Apenninen in die Ebenen Umbriens, den Blick auf Rom gerichtet, nach dessen Reichthümern schon längst die gierigen Seelen der Gothen lüstern waren.

Alarich in Italien. 408–410.

Oct. 408.

Es war in den Wintermonaten des Jahres 408, daß die Gothen vor den Mauern Roms ihre Zelte aufschlugen, daß die verweichlichten Bürger der ewigen Stadt, die so lange die Herrscherin der Welt und die Gebieterin der Völker gewesen, von ihren Zinnen und Thürmen fremdes Kriegsvolk erblickten. Was Geschichte und Ueberlieferung Schreckliches meldeten vom gallischen Brande, vom punischen Feldherrn vor den Thoren, von Marius' und Sulla's blutigem Wüthen, das mochte jetzt vor die Seele der Römlinge treten, die alle Fehler und Laster ihrer Vorfahren aber keine ihrer Tugenden ererbt hatten, die noch immer in ihren Marmorpalästen die geraubten Schätze fremder Nationen bar-

Die Westgothen vor Rom. Winter 408.

gen, aber der kriegerischen Kraft, womit diese erworben waren, gänzlich entbehrten; die noch immer an üppigen Mahlzeiten schwelgten, in stattlichen Carossen einherfuhren, sich von einem Heere von Sclaven, Freigelassenen und Eunuchen bedienen ließen, aber die Gefahren und Mühseligkeiten des Kriegs- und Lagerlebens nur noch aus Geschichtbüchern und Erzählungen kannten, die selbst die ernsten Studien der Väter über den Genüssen der Sinne, über den Freuden der Theater, Rennbahnen und Bäder vernachlässigt hatten. Noch mag die Zahl der Bewohner, welche Rom in seinen Mauern einschloß, 1,200,000 betragen haben; aber die Mehrzahl war eine hungernde Proletariermenge, die nur von den öffentlichen Spenden oder von den Gaben mildthätiger Reichen zehrten.

Tod der Serena.

Das erste Gefühl, das sich bei dem Anblick des belagernden Gothenheeres in den Herzen der Römer regte, war das der Entrüstung über die Verwegenheit der Barbaren. Man wälzte alle Schuld auf Stilicho, und der feige Senat schändete sich noch vor seinem Fall durch eine That grausamer Rache. Serena, die Nichte des großen Theodosius, sollte für die Schuld ihres Gatten büßen. Des Einverständnisses mit dem Feinde des römischen Namens angeklagt, wurde sie ohne Verhör zum Tode verurtheilt und schmachvoll erdrosselt. So erfüllte sich der Fluch, den einst die Vestalin über sie ausgesprochen (S. 587). Placidia, die schöne und hochgebildete Tochter des Theodosius und der Galla, die nach dem Tode ihres Vaters ihren bisherigen Aufenthaltsort Constantinopel mit Rom vertauscht hatte, gab ihre Einwilligung zu der Hinrichtung. Bald erfuhr die volkreiche Stadt, die von aller Zufuhr zu Land und zu Wasser abgeschlossen war, die Drangsale des Mangels und der Hungersnoth. Die letztere stieg endlich zu solcher Höhe, daß selbst Leichen verzehrt wurden, daß sogar, wie einst in Jerusalem, Mütter ihre Kinder geschlachtet und deren Fleisch genossen haben sollen, daß täglich Tausende der Einwohner dem leidenvollsten Tode erlagen und die unbeerdigten Leichname die Luft verpesteten und die Drangsale des Hungers noch durch die Schmerzen ansteckender Krankheiten erhöhten. Die Zaubersprüche und Opfer, zu denen man in der Verzweiflung seine Zuflucht nahm, erwiesen sich eben so wirkungslos wie die Gebete und religiösen Handlungen der Frommen.

Die Belagerung von Rom aufgehoben.

Einige Zeit ertrug Rom die Leiden der Belagerung in der Erwartung, daß ein kaiserliches Heer zum Entsatz herbeiziehen würde. Als sich aber keine Truppen zeigten, schickte der Senat eine Gesandtschaft aus seiner Mitte in das Lager der Gothen, um mit dem Befehlshaber zu unterhandeln und die Stadt vom gänzlichen Verderben zu erretten. Sie hofften dem Gothen durch großsprecherische Worte zu imponiren: wenn er eine billige Capitulation versage, werde das zahlreiche waffengeübte Volk einen Kampf der Verzweiflung wider ihn führen; aber die schneidende Antwort des Gothen: „Je dichter das Gras, desto leichter zu mähen," überzeugte sie bald, daß sie auf diese Weise nicht zum

Ziel kämen. Sie lenkten ein, und Alarich ließ sich herab, das Löfegeld zu bestimmen, um das er den Rückzug antreten würde. Er verlangte alles Gold und Silber, alle kostbaren Geräthschaften, alle Sclaven germanischer Abkunft. „Was lässest du denn uns übrig?“ fragten die Abgeordneten bestürzt, „Euer Leben,“ war die Antwort. Zitternd zogen sie sich zurück. Alarich gewährte darauf eine kurze Waffenruhe und ermäßigte die Loskaufsumme. Gegen die Entrichtung von 5000 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers, von Seidengewand, Scharlachtuch und Pfeffer hob er die Belagerung auf. Um die Forderung zu befriedigen, ließ der Senat die letzten werthvollen Götterbilder, darunter eine goldene Statue der Tapferkeit (Virtus) und einige Ueberreste geheiligter Spolien einschmelzen.

Verstärkt durch 40,000 Sclaven germanischer Abkunft, die ihre Ketten zerbrochen hatten und vor Verlangen glühten, unter der Fahne ihres Befreiers Vergeltung zu üben an ihren bisherigen Drängern, und durch Schaaren von Gothen und Hunnen, welche Athaulf, der Bruder von Alarichs Gemahlin von der Donau herbeigeführt, stieg der siegreiche Führer, welcher den verwegenen Muth eines Barbaren mit der Kriegskunst und Heereszucht eines römischen Feldherrn vereinte, in die fruchtbare Ebene Toscanas hinab, um mit dem Hofe von Ravenna Unterhandlungen anzuknüpfen. Von der ursprünglichen Forderung, daß er zum Range eines Oberbefehlshabers des Westens erhoben werde und die Provinzen Dalmatien, Noricum und Venetia als eigenes Königreich erhalte, ging er allmählig so weit herunter, daß er sich mit dem Besitz des armen Gebirgslandes Noricum begnügen zu wollen erklärte. Aber Honorius, von Olympius aufgestiftet, wies jeden Friedensvertrag hartnäckig zurück; die Vermittelung römischer Rathsherren, denen sich sogar der Bischof Innocenz angeschlossen, blieb ohne Wirkung; ihre Rückkehr von dem Hoflager nach Rom sollte von 6000 Dalmatiern, dem Kern des kaiserlichen Heeres, gedeckt werden; aber sie wurden bis auf 100 Mann, die der Führer Valens glücklich nach der Tiberstadt rettete, von den Gothen niedergemacht oder gefangen genommen. Und so mächtig waren die Feinde Alarichs am Hofe zu Ravenna, daß der tragische Ausgang des heuchlerischen Olympius, der von der kaiserlichen Ungnade verfolgt Flucht, Verbannung und endlich den Tod unter Geißelhieben erdulden mußte, keine Gesinnungsänderung zu bewirken vermochte. Umsonst mahnte des Olympius Nachfolger, der verständige, kraftvolle Jovius zur Mäßigung und zum Abschluß eines billigen Friedensvertrags mit dem Gothenkönig; die Höflinge, begierig unter dem frevelhaften Spiel der Ränke und Intriguen sich durch Wohldienerei und großsprecherische Reden die kaiserliche Gnade zu sichern, erklärten jeden Vorschlag eines Zugeständnisses und Friedensvertrags für eine hochverrätherische Handlung.

Alarich u. Honorius. 409.

Nun rückte Alarich, ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand zum andernmale in die Nähe Roms. Er bemächtigte sich der Hafenstadt Ostia, wo die

Der Gegenkaiser Attalus. 409.

Kornschiffe zu landen pflegten und die Getreidevorräthe lagen, und setzte die Römer durch die Aussicht auf eine neue Hungersnoth in solchen Schrecken, daß der Senat sich allen Forderungen des Siegers ohne Widerrede fügte. Er erkannte den Stadtpräfecten Attalus, den Alarich zum Kaiser ernannte, als Augustus an und dieser lohnte den Urheber seiner Erhöhung mit dem Range eines Oberbefehlshabers des Westens und erhob Athaulf zum Anführer der Haustruppen. Nun näherte sich das Gothenheer, begleitet von Attalus, abermals den Sümpfen von Ravenna. Honorius, von seinem Minister Jovius und seinem Feldherrn Valens verlassen, gerieth in solche Noth, daß er bereits mit dem Gedanken einer Thronentsagung und Flucht nach Constantinopel sich trug. Nur der schmachvolle Antrag des Gegenkaisers, der dem Sohne des Theodosius zumuthete, den Rest seiner Tage in der Verbannung auf einer fernen Insel zu beschließen, und die Festigkeit des Gardeobristen Sarus, eines gothischen Häuptlings, der ein persönlicher Gegner von Athaulf und der Erbfeind des Hauses der Balthen war, vereitelte den feigen Entschluß. Bald nachher langte eine Verstärkung von 4000 Veteranen in Ravenna an, deren Treue und Ergebenheit den Muth des Kaisers wieder aufrichtete, und da gleichzeitig von Heraclian, dem Mörder Stilicho's, der für seine Frevelthat mit der Befehlshaberstelle von Afrika belohnt worden war, Siegesboten mit Geldsummen eintrafen, so änderte sich die Lage der Dinge. Alarich, erzürnt daß ihm Attalus nicht gestatten wollte, im Namen des Kaisers die Provinz Afrika zu erobern und Italien durch Hunger zu zwingen, beraubte in der Ebene von Ariminum denselben öffentlich des Diadems und Purpurs, mit denen er ihn kurz zuvor geschmückt hatte, und sandte die Abzeichen der höchsten Würde dem Sohne des Theodosius als Pfand des Friedens und der Freundschaft. Allein durch den Einfluß des Sarus und der Gegenpartei abermals mit seinem Ansuchen zurückgewiesen, rückte der Gothenfürst, von Rache und Beutelust getrieben, zum drittenmal vor die Thore Roms.

Rom erobert u. geplündert. 410. Der Senat war zur verzweifelten Gegenwehr entschlossen; aber in mitternächtlicher Stille wurde von einigen Sclaven das salarische Thor geöffnet, 24. Aug. 410. worauf die Gothen in die ewige Stadt einzogen und die bebenden Einwohner die schrecklichen Wirkungen ihrer zügellosen Wuth und Raubsucht empfinden ließen. Alarich setzte der Habgier keine Schranken: er gestattete seinen Truppen sich mit der Habe eines reichen und verweichlichten Volkes ohne Scheu zu bereichern und nur das Leben wehrloser Menschen und die heiligen Freistätten der Religion zu schonen. Mehrere Tage lang durchtobten nun die Gothen und ihre barbarischen Kriegsgenossen die unglückliche Stadt, raubten in Palästen und Wohnhäusern die Kostbarkeiten und Schätze, welche sich im Laufe von Jahrhunderten aus allen Ländern in der Weltstadt gesammelt hatten, und begingen im Bunde mit den aufgestandenen Sclavenhorden, welche die erlittenen Drangsale an den früheren Gebietern blutig rächten, alle Gräuel, wozu Hab-

gier und wilde Lust rauhe Soldatennaturen antrieben. Die Einwohner wurden durch Geißelhiebe und Mißhandlungen gezwungen die verborgenen Reichthümer auszuliefern; was die Einzelnen nicht fortschleppen konnten, wurde auf die Wagen geladen, die dem Heereszug folgten; angezündete Häuser leuchteten zur nächtlichen Plünderung. Viele Glieder der reichsten und angesehensten Senatoren- und Ritterfamilien irrten als flüchtige Bettler umher und suchten Zuflucht auf verborgenen Inseln, auf der Küste von Afrika, an den heiligen Orten Palästinas; andere wurden von Freunden um hohes Lösegeld aus schimpflicher Gefangenschaft befreit. Die Scenen des Raubs und der Gräuel prägten sich den Römern so tief ein, daß der Name der Gothen als der Inbegriff alles Schrecklichen in Sage und Geschichte den nachgebornen Geschlechtern überliefert wurde; nur der Name der Vandalen, die einige Jahrzehnte später dieselben Stätten heimsuchten, ist mit gleichen Erinnerungen beladen auf die Nachwelt gekommen. Wie einst in Argos und Korinth wurden die edelsten Kunstwerke zerschlagen, wo der Stoff, aus dem sie gearbeitet waren, die Habgier reizte. Aber wie wahr auch die Schilderungen sein mögen, welche die alten Schriftsteller von den Scenen der Verwüstung, des Gräuels der Schändung edler Frauen und Jungfrauen entwerfen, mitten in der Leidenschaft kamen auch Thaten der Großmuth, der Frömmigkeit, der Ehrfurcht vor Tugend und keuschem Sinne zu Tage. Die Kirchen und geweihten Orte blieben verschont; der heilige Schatz des Apostels Petrus wurde in feierlichem Zuge unter Psalmengesang in eine sichere Freistätte des Vaticans getragen; die Triebe sinnlicher Lust wurden mitunter erstickt durch den standhaften Widerstand edler Schamhaftigkeit. Mit Triumph verweilen die christlichen Schriftsteller, ein Augustinus, ein Orosius u. A. bei solchen Beweisen religiöser Gesinnung und fordern ihre heidnischen Widersacher auf, ähnliche Beispiele anzuführen, wo in einer mit Sturm eroberten Stadt die Fabelgötter des Alterthums im Stande gewesen wären, sich und ihre betrogenen Verehrer zu schützen. Auch die Beweise christlicher Tugend und Ergebung, welche die fromme Proba, das Haupt des reichen und angesehenen anicischen Geschlechtes, ihre Tochter Läta und ihre Enkelin Demetrias, eine fromme Braut Christi, in diesen Tagen der Trübsal und Heimsuchung an den Tag legten, wurden von Hieronymus und Augustinus mit Recht als Wirkungen des Christenthums gefeiert.

Am sechsten Tag zog Alarich an der Spitze seines reichbeladenen Heeres nach dem üppigen Campanien, wo reiche Städte mit weichlichen Bewohnern und herrliche Landhäuser römischer Großen neue Beute boten und mit neuer Verwüstung heimgesucht wurden. Capua und Nola wurden erobert. Das wunderthätige Grab des heiligen Felix in der letzteren Stadt, wo damals der heilige **Paulinus** seinen ärmlichen Wohnsitz aufgeschlagen, nachdem er den Vorstellungen seines Gönners und Freundes Ausonius und den Bitten seiner Verwandten zum Trotz, im vierzigsten Jahr dem Genuß von Reichthum und

Die Gothen in Campanien. 410.

Ehrenstellen, Gesellschaft und Literatur entsagt, um ein Leben der Einsamkeit und Buße zu führen, war nicht vermögend die plündernden Schaaren fern zu halten. Die Gothen genossen die Güter und Ueppigkeiten des fruchtbaren mit allen Reizen der Natur gesegneten Landes in vollem Maße, und sättigten sich an dem Ueberflusse von Korn und Fleisch, von Oel und Wein, welches die Einwohner in ihr Lager schaffen mußten. „Bebende Gefangene, Söhne und Töchter römischer Senatoren, kredenzten in Bechern von Gold und Edelsteinen große Züge Falernerwein den stolzen Siegern, welche ihre riesigen Glieder unter dem Schatten der Platanen ausstreckten, die mit Kunst so gepflanzt waren, daß sie die sengenden Strahlen der Sonne ausschlossen, aber ihre belebende Wärme zuließen." Die Erinnerungen an die früheren Entbehrungen und an die kalten und unfruchtbaren Wohnsitze der Heimath erhöhten die Reize des italienischen Klimas.

Alarichs Ausgang. Herbst 410. Alarich durchzog Unteritalien bis zum Faro und traf Anstalten über die Wasserstraße zu setzen und die schöne Insel Sicilien heimzusuchen. Aber ein Sturm, der mehrere Fahrzeuge versenkte oder zerstreute, vereitelte das Unternehmen. Bald darauf starb der Gothenheld in des Lebens Blüthe, nicht mehr als 34 Jahre alt, an dem Ufer des Flusses Busento, der die Mauern von Consentia (Cosenza) bespült. Sein Sarg und seine Schätze wurden der Sage nach in dem Bette des abgeleiteten Flusses in die Erde gesenkt und dann, nachdem das Wasser wieder in seinen alten Lauf geleitet worden, alle bei der Arbeit verwendeten Gefangenen getödtet, damit Niemand erfahre, wo der große Gothenkönig begraben sei und römische Habsucht nicht die Ruhe seiner Gebeine störe. Athaulf u. Placidia in Gallien. 412. Sein Schwager Athaulf, ein Kriegsheld von schöner Gestalt und tapferem Arm, aber von milderem Charakter, wurde Alarichs Nachfolger in der Feldhauptmannschaft der Gothen. Dieser gab die Kriegs- und Eroberungspläne, die er Anfangs in der Seele trug, auf und unterhandelte ernstlich mit dem kaiserlichen Hofe wegen eines Friedens- und Bundesvertrages. Er selbst gestand in der Folge einem vertrauten Römer aus Narbonne, „daß er einst eifrig getrachtet habe, die Gestalt der Erde zu verändern, den Namen Roms auszulöschen, um auf seinen Trümmern die Herrschaft der Gothen zu errichten und wie Cäsar Augustus als Gründer eines neuen Reiches gepriesen zu werden. Aber durch wiederholte Erfahrungen habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß um einen Staat in guter Verfassung zu erhalten, Gesetze nothwendig seien, der wilde und trotzige Charakter der Gothen aber sich unfähig erweise, das heilsame Joch der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung und Verwaltung zu tragen. Darum habe er sich ein anderes Ziel des Ruhmes und der Ehrbegierde gesetzt, und er wünsche jetzt aufrichtig, daß künftige Jahrhunderte mit Dankbarkeit der Verdienste eines Fremden gedenken möchten, der das Schwert der Gothen angewendet habe, nicht um das römische Reich zu stürzen, sondern um dessen Wohlfahrt wieder herzustellen und zu bewahren." In Ravenna

hatte man aus der schlimmen Erfahrung eine heilsame Lehre gezogen. Man erwog, welche Dienste die befreundeten Gothen dem Reiche in dem durchwühlten und zerrütteten Gallien leisten könnten und ging auf Athaulfs Anträge ein. Placidia, die edle Schwester des Kaisers, die bei der zweiten Einnahme Roms in die Hände der Gothen gerathen war und für welche der König eine heftige Liebe im Herzen trug, mag als Vermittlerin germanischer und römischer Volksthümlichkeit versöhnend gewirkt haben. Es kam ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen Athaulf, zum Range eines römischen Oberfeldherrn erhoben, nach dem südlichen Gallien abzog, um die von fremden Kriegsschaaren verheerte und durch ungetreue Statthalter und Feldherren von wilder Empörung heimgesuchte Provinz zu unterwerfen. Im Gefolge der Gothen befand sich die Kaisertochter Placidia, deren Auslieferung Honorius vergebens gefordert hatte. Sarus, der Erbfeind des Herrscherstammes der Balthen fiel als Opfer des neuen Bundes. Es dauerte nicht lange, so war Athaulf im Besitze des gallischen Landes von der Rhone und Garonne bis zu den Pyrenäen mit den reichen Städten Narbonne, Toulouse und Bordeaux. Nur Marseille wurde von dem vorsichtigen Befehlshaber Bonifacius den Gothen verschlossen. Seine Verdienste wurden in der Folge durch die Statthalterwürde von Afrika belohnt, als daselbst Heraclian den kaiserlichen Purpur angenommen, aber nach einem verunglückten Angriff auf Italien enthauptet worden war. Um das Bündniß zwischen 413.
Athaulf und Honorius fester zu knüpfen, weigerte sich nun Placidia, die bisher als Geißel dem Germanenheer gefolgt, aber mit aller ihrem Range gebührenden Achtung behandelt worden war, nicht länger, ihre Hand dem schmucken Gothenfürsten zu reichen. Vaterlandsliebe und die Zureden des Römers Candidianus überwanden endlich ihren spröden Stolz. Im Hause des Ingenuus, des angesehensten Bürgers in Narbonne, wurde im Januar 414 das glänzende Beilager gefeiert, wobei der Germane die kostbarsten Beutestücke in Gold und Edelgestein aus dem Raube Roms der reizenden heißgeliebten Braut, die als römische Kaiserin geschmückt auf erhabenem Throne saß, durch fünfzig schöne in Seidengewand gekleidete Jünglinge in hundert Bechern darreichen ließ. Attalus, der ehemalige Augustus, stimmte als Führer des Chores zuerst die Hochzeitsgesänge an. Die Provinzbewohner freuten sich einer Verbindung, die den rauhen Sinn des Gothen durch die Macht der Liebe und durch die Reize feiner Sitte und Bildung zu mildern versprach.

Ihre Vermählung. 414.

Die nächste Folge der Vermählung war eine neue Entfremdung des Gothenfürsten und des Hofes von Ravenna. Constantius, dessen starke Seele über die schwache Natur des Kaisers herrschte, hatte sich auf die Hand der Placidia Hoffnung gemacht. Entflammt von Neid und Eifersucht schürte er aufs Neue die Flamme des Krieges und zog, als Athaulf den ehemaligen Kaiser Attalus abermals mit dem Purpur bekleidete und dem Honorius als Schreckbild entgegenstellte, mit Heeresmacht nach dem südlichen Gallien. Narbonne, die

Schicksal des Attalus.

Hauptstadt der Gothen, kam in seine Gewalt, und während Athaulf über die
Dec. 414. Pyrenäen zog und die nordöstlichen Landschaften mit der Stadt Barcelona in Besitz nahm, wurde Attalus, der im Dienste der Gothen abwechselnd die Rolle eines Kaisers, Unterhändlers und Chorsängers gespielt, auf der Flucht nach Spanien gefangen, und nachdem er in Ravenna dem Hohne des Volkes preisgegeben worden, mit verstümmelter Hand auf die Insel Lipari verwiesen, wo er mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versorgt den Rest seiner Tage zubrachte. Das Schicksal, das er einst dem Honorius gedroht, wurde somit ihm selbst zu Theil.

Athaulfs Ermordung. Barcelona, die Hauptstadt des „Gothenlandes" (Catalunien) wurde für
415. Athaulf verhängnißvoll. Kaum war seine Klage über den schnellen Tod des Sohnes, den ihm Placidia geboren und der den stolzen Namen des Großvaters
Aug. 415. Theodosius führen sollte, verstummt, so erlag er selbst dem Dolche des Dubios, eines ehemaligen Waffengefährten des Sarus. Durch Spottreden beleidigt, tilgte der Mörder mit der Blutrache für den Gebieter die eigene Schmach. In der Verwirrung bemächtigte sich Sigerich, des Sarus Bruder, der Herrschaft über die Gothen und wüthete gegen das Haus der Balthen. Athaulfs sechs Kinder aus einer früheren Ehe, wurden den Händen ihres Erziehers, des Bischofs Sigesarus entrissen und unbarmherzig ermordet, und Placidia sah sich gezwungen inmitten einer Schaar Gefangener vor dem Pferde des Mörders zwölf Meilen zu Fuße einherzugehen. Empört über solche Rohheit erschlugen
Wallia König der Westgothen 415–419. die Gothen am siebenten Tage den Sigerich und erhoben den tapfern Wallia auf den Königsschild. Der neue Fürst, ein Feind der Römer und ihrer Sitten und Lebensformen, für welche Athaulf so sehr eingenommen war, zog mit Heeresmacht von Barcelona bis an die Gestade des atlantischen Meeres und bis an die südliche Felsenküste, von wo er sehnsüchtige Blicke nach dem jenseitigen Erdtheil warf. Aber Wind und Wellen hinderten die Ueberfahrt, und da sein Heer Mangel litt und Constantius mit römischen Legionen im Anzug war, so willigte Wallia in einen Vertrag mit Honorius, kraft dessen Placidia, die ehrenvoll behandelt dem Gothenheer gefolgt war, nach Italien zurückgeschickt wurde, wogegen die Noth der Gothen durch Getreidelieferungen gehoben ward
417. und Wallia in den Dienst der Republik trat. Placidia reichte einige Zeit nachher ihre Hand dem Constantius, dem sie zwei Kinder, Honoria und Valenti-
Wallia's Kriegsthaten in Spanien. 416–419. nian gebar. Nun zog Wallia als römischer Heerführer wider die germanischen Völker, die sich in der Halbinsel niedergelassen, zu Felde. Er vernichtete in der Landschaft Bätica die vandalischen Silinger, so daß von da an ihr Name aus der Geschichte verschwindet; er überwand die Alanen in einer blutigen Feldschlacht, tödtete ihren König und zwang den Ueberrest des scythischen Wandervolks sich unter den Schutz der Vandalen zu stellen, mit denen sie sich auf immer vermischten. Die Vandalen selbst und ihre suevischen Genossen zogen sich nach den Gebirgen Gallíziens, wo sie den Gothen einen verzwei-

felten Widerstand leisteten. So wurde durch die Waffen Wallia's fast die ganze pyrenäische Halbinsel aufs Neue der römischen Herrschaft unterworfen und Honorius feierte in Ravenna durch einen glänzenden Triumph die Siege, die fremde Krieger für ihn erfochten und ergötzte sich an dem Lobe der Dichter und Redner, welche die unbezwingliche Macht des Kaisers priesen. Aufs Neue schalteten römische Statthalter und Beamten in den spanischen Städten und bewirkten durch Druck und Erpressung, daß die unglücklichen Einwohner die Herrschaft der Barbaren zurückwünschten. Zum Lohne für solche Dienste überließ Honorius vertragsweise den Gothen die Provinz Aquitanien zwischen Garonne und Loire bis zur Meeresküste mit der Stadt Tolosa, welche Wallia's Nachfolger Theodorich zum Herrschersitz erkor, eine reiche fruchtbare Landschaft, zum Ackerbau und zum Handel gleich geeignet und durch betriebsame Städte und gebildete Bewohner wie durch herrliches Klima ausgezeichnet. Hier ruhten nun die Westgothen, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert der Schrecken der Römer gewesen, an den schönen Ufern der Garonne, „friedlich lebend mit römischen Bürgern, deren Künste und Bildung sie sich bald eben so schnell aneigneten als sie die Provinzen durchzogen hatten. Geordnetes Staatsleben, das vor roher Willkür schützt, Ackerbau, der an den heimischen Boden fesselt und vor Hungersnoth sichert, Gewerbe und Künste, die das Leben bequem und angenehm machen, lernten sie nun kennen und schätzen und machten darin solche Fortschritte, daß sie bald den Römern nicht nur den Vorzug der Tapferkeit, sondern auch den der Bildung entrissen." Um dieselbe Zeit wurden auch den Burgundern die schönen, fruchtbaren Gefilde an der Rhone, am Jura und am Oberrhein überlassen, die sie bereits seit den Tagen des Jovinus in Besitz hatten. Sie gründeten im Laufe der Zeit das burgundische Reich, das die westliche Schweiz, das östliche Gallien und das allobrogische Gebirgsland, jetzt Savoyen genannt, umfaßte und vom Mittelmeer bis zu den Vogesen (Wasgau) reichte. Der burgundische Stamm, der am Mittelrhein, um Worms und Mainz seine Wohnsitze hatte, erlitt einige Jahrzehnte später durch die Hunnen einen vernichtenden Stoß. Dem Krieg und der Jagd ergeben, siedelten sich die Burgunder des Südens hauptsächlich in den Gebirgen an, während die Ebene und die Städte den alten Einwohnern verblieben. Zur Zeit des Orosius (c. 417) waren sie bereits zum Christenthum bekehrt. Im Norden der gallischen Erde dehnten die Franken ihre Wohnsitze von der Maas und Schelde südwärts über Cambrai bis zur Somme und ostwärts bis zur Trevirerstadt an der Mosel aus, und das linke Rheinufer von Coblenz (Confluentes) bis zu den Vogesen verbanden die Allemannen mit ihren jenseitigen Besitzungen am Oberrhein und in den Thälern der Alpen und des Schwarzwaldes. Eine Provinz, die durch die Künste Roms veredelt und verschönert worden war, wurde in eine wilde Einöde verwandelt; in dem fruchtbaren Thale der Aar kann man noch jetzt einige Spuren der einst blühenden und volkreichen Stadt

Die Gothen in Aquitanien. 419.

Theodorich. 419—451.

Die Burgunder.

Die Franken.

Die Allemannen.

Vindonissa entdecken. Die fremden Ansiedler eigneten sich die schönsten und fruchtbarsten Ländereien zu, und die bebenden Eingeborenen verließen seufzend und wehklagend das Erbe ihrer Väter. Nur Wenigen mochte das Loos des Dichters Paulinus von Bordeaux zu Theil werden, der von einem gothischen „Gaste" für sein Eigenthum eine Kaufsumme empfing. Das westliche Küsten-
Armorica u. Britannien. land Armorica und das britische Inselreich suchten, von römischer Hülfe verlassen, gegen die räuberischen Einfälle zu Land und zur See Schutz in der eigenen Kraft. Während sie die Feinde abwehrten, gewöhnten sie sich an Unabhängigkeit und Selbstregierung. Sie gehorchten nicht länger den römischen Obrigkeiten, und Honorius, außer Stande seine Autorität in den entlegenen Gegenden zu behaupten, überließ ihnen die Sorge für die eigene Sicherheit. Nur das innere Land, vom nördlichen Ufer der Loire bis über die Seine hinaus, erkannte noch die Herrschaft Roms an. Aber in der unter Honorius getroffenen Einrichtung, daß die Oberbeamte, die Bischöfe und die Bevollmächtigten der Städte und der großen Grundeigenthümer der sieben gallischen Provinzen sich alljährlich zu gemeinsamer Berathung in Arles versammeln und über die öffentlichen Zustände zweckmäßige Anordnungen treffen sollten, lagen bereits die Keime und Anfänge einer selbständigen Regierung. Auch in Britannien werden die römischen Municipien und Kolonien, die Edelleute und Häuptlinge, die Bischöfe und ihre Geistlichen Maßregeln getroffen haben zum Schutze gegen die Einfälle der Wilden von Irland und Kaledonien und gegen die angelsächsischen Seeräuber, welche die Küsten mit Raubfahrten heimsuchten und sich für bleibende Niederlassungen Raum schufen.

2. Aëtius. Geiserich. Attila.

Der Thronwechsel in Ravenna. Honorius behandelte seine Schwester Placidia und ihren Gemahl Constantius bald mit einem Uebermaß von Zärtlichkeit, bald mit unfreundlicher Zurückstoßung. Als der letztere, sieben Monate nachdem er zur Mitherrschaft
421. und zum Rang eines Augustus erhoben worden, aus Gram über das neidische und unwürdige Benehmen des Schwagers ins Grab gesunken war, flüchtete sich seine Wittwe Placidia mit ihren unmündigen Kindern Honoria und Valentinian nach Constantinopel, um den Launen des Bruders zu entgehen, der in Folge einer Hofkabale von verliebter Vertraulichkeit zu unversöhnlichem Haß übergegangen war. Wenige Monate nach ihrer Ankunft überbrachte ein
27. Aug. 423. Eilbote die Nachricht, daß Honorius an den Folgen der Wassersucht gestorben sei. Aber zu gleicher Zeit wurde die Kaiserfamilie durch die Kunde erschreckt, Johannes, der erste Geheimschreiber (Primicerius), habe den Titel eines Augustus angenommen. Nun wurde in Constantinopel beschlossen, die Ansprüche Placidia's und ihres Sohnes mit den Waffen geltend zu machen. Das

Unternehmen war von solchem Erfolg begleitet, daß Johannes, nachdem die Treue seiner Truppen zum Wanken gebracht, und die morgenländische Reiterei von einem Hirten, oder wie die Legende verkündet, von einem Engel auf geheimen Pfaden durch die Sümpfe des Po geführt worden, schon im zweiten 425. Jahre seiner angemaßten Herrschaft dem Hohne des Pöbels preisgegeben und dann im Circus zu Aquileja enthauptet ward. Nun wurde Valentinian III., Valentinian III. 425—455. der sechsjährige Sohn der Placidia und des Constantius, vom byzantinischen Hofe als Augustus des Abendlandes anerkannt und in der Folge mit der Kaisertochter Eudoxia, welche die Athenerin dem Theodosius geboren, vermählt. Während seiner langen Minderjährigkeit führte Placidia die Zügel der Herrschaft, aber sie besaß nicht die Talente und Tugenden einer Pulcheria; man beschuldigte sie, daß sie aus Ehrgeiz die Jugend ihres Sohnes durch eine ausschweifende Erziehung entnervt und ihn von jeder ehrenvollen und männlichen Beschäftigung abgelenkt habe. Der Hof von Constantinopel erhielt für seine Dienste den Besitz der ganzen Provinz Illyrien, so daß das byzantinische Reich nunmehr die Ostküste des adriatischen Meeres berührte.

Zu dieser Zeit besaß Rom zwei bedeutende Männer, die, wären sie einig Aëtius u. Bonifacius. gewesen, das sinkende Reich zu stützen vermocht hätten — Aëtius, Sohn eines germanischen Vaters, des in einem Soldatenaufruhr erschlagenen Feldherrn Gaudentius, und einer römischen Mutter und Bonifacius, einen Römer, der zum Lohn für die im Kriege wider Johannes bewiesene Treue von Placidia in der Statthalterschaft der reichen Provinz Afrika, der „Seele des Reichs,“ bestätigt worden war. Unglücklicher Weise herrschte zwischen beiden Mißtrauen und Eifersucht, und der abwesende Bonifacius, ein tapferer Kriegsmann von geradem Charakter und strenger Gerechtigkeitsliebe, wenn auch vielleicht nicht von so keuschem Wandel als sein Freund Augustinus von ihm rühmte, erlag den Ränken des gewandten, listigen und durch seine Anwesenheit am kaiserlichen Hofe einflußreicheren Rivalen, der dem andern die Ehre und die gewinnreiche Stellung mißgönnte. Aëtius wußte die Kaiserin durch die Vorspiegelung einer Verschwörung zur Abberufung des Statthalters aus Afrika zu bewegen und zugleich den fernen Nebenbuhler durch Schilderung der ihm in Ravenna drohenden Lebensgefahr unter dem Scheine der Freundschaft zum Ungehorsam zu verleiten. Zum Unheil Roms erreichte Aëtius den Zweck seiner Falschheit. Bonifacius pflanzte die Fahne der Empörung auf und rechtfertigte dadurch in den Augen Placidia's die Warnungen des Gegners. Von dem an erfreute sich Aëtius des vollen Vertrauens des Hofes von Ravenna und seinem Arme wurde die Sicherheit des Reiches und die Hut der geheiligten Person des Augustus und der kaiserlichen Frauen übertragen.

Einem solchen Feinde hätte Bonifacius mit den schwachen afrikanischen Der Vandalenkönig Geiserich. 428. Streitkräften nicht lange zu widerstehen vermocht. Er sah sich daher nach äußerer Hülfe um und fand sie bald in den Vandalen, die gerade zu dieser Zeit aus

den Gebirgen Galliziens hervorbrechend in glücklichen Gefechten wider Römer und Gothen die Südküste um Karthagena und Sevilla besetzt hatten und sich nach einem neuen Felde für ihre Raubsucht und Beutegier mit lüsternen Blicken umsahen. An ihre Spitze war unlängst der streitbare Geiserich oder Genserich getreten, ein Heerfürst, der die Tapferkeit und Geschicklichkeit eines Feldherrn mit der Klugheit und Schlauheit eines Staatsmannes, den wilden raubgierigen Geist eines Barbaren mit dem Jähzorn und der Rachsucht eines Spaniers und Afrikaners verband. Jornandes beschreibt ihn als einen Mann von mittlerer Gestalt, an einem Fuße in Folge eines Sturzes vom Pferde gelähmt; von karger und vorsichtiger Rede habe er nie die tiefen Pläne seiner Seele verrathen und nie habe die Ueppigkeit und Verfeinerung der Römerwelt Macht über ihn gewonnen; zur Erreichung seines Ehrgeizes, der mächtigsten Leidenschaft seiner Seele, sei ihm jedes Mittel der Gewalt wie der Hinterlist gleich willkommen gewesen, dabei habe er eine große Gewandtheit besessen sich Verbündete zu verschaffen und zugleich unter seine Feinde den Samen des Hasses und der Zwietracht zu streuen.

Die Vandalen nach Afrika. 429. Geiserich folgte dem Rufe des Statthalters Bonifacius, der den Vandalen den dritten Theil vom Grund und Boden der Provinz Afrika als Lohn für ihre Hülfe zu überlassen versprach, ohne Zögern. Nachdem er die Sueven, die es wagten noch vor seiner Abfahrt die bisherigen Wohnsitze im Lande Bätica zu verwüsten, zurückgeschlagen und einen Theil derselben in die Guadiana geworfen, Mai 429. bewerkstelligte er auf spanischen und afrikanischen Schiffen die Ueberfahrt über die Meerenge, welche die felsigen Vorsprünge der beiden Küstenländer, im Alterthum als die Säulen des Herkules bezeichnet, scheidet. Das Heer der Vandalen mochte mit den verbündeten Alanen die Zahl von 50,000 Streitern nicht überschreiten; aber die Fremdlinge fanden schnell mächtige Bundesgenossen in den dunkelfarbigen Söhnen der Mauretanischen Gebirge, die aus Haß wider das schwere Joch römischer Gewaltherrschaft ihre raschen Reiter unter Geiserichs Fahne stellten und in den Donatisten (S. 597), welche sich unter dem Beistande der arianischen Vandalen für die von der orthodoxen Kirche erlittenen Verfolgungen und Drangsale zu rächen gedachten. Bonifacius sah mit Sorge und Reue auf die neuen Bundesgenossen und er ergriff gerne die Hand, die ihm Placidia, nachdem das zweideutige und treulose Spiel des Oberfeldherrn Aëtius durch einen befreundeten Vermittler an Tag gekommen war, zur Versöhnung darreichte, um mit aller ihm zu Gebote stehenden Streitmacht die unheimlichen Gäste wieder über das Meer zurückzuschlagen. Aber Der Vandalenkrieg in Afrika. 430. 431. die Reue und Versöhnung, für welche auch der Bischof Augustinus thätig wirkte, vermochte das Uebel nicht mehr zu heilen. Zweimal im offenen Feldstreit von den kampfgeübten Germanen und den empörten Eingebornen überwunden, sah er sich bald nur noch auf die festen Städte Karthago, Cirta und Hippo Regius beschränkt. Das flache Land und die offenen Orte geriethen in

die Gewalt der Feinde, welche die Einwohner alle Leiden und Drangsale erdulden ließen, die ein von Habgier, Volkshaß, Rachsucht und Fanatismus entflammter Feind zuzufügen fähig war. Das reiche Provinzland, Jahrhunderte lang die Kornkammer Roms und Italiens, blühend durch Handel, Industrie und Wohlstand wie durch Literatur und gelehrte Bildung, gerieth durch die Gräuel roher Leidenschaft und Zerstörungswuth in einen Zustand äußerer Verödung und innerer Verwilderung und Gesetzlosigkeit. Die volkreichen Städte sanken in Trümmer, die mit allen Gegenständen des Luxus und Reichthums angefüllten Paläste und stattlichen Wohnhäuser wurden ausgeplündert und niedergebrannt, die Kirchen beraubt, die Geistlichen ermordet, die Einwohner jedes Standes, Alters und Geschlechtes aller Schmach und aller Mißhandlung preisgegeben. Unter diesen Gräueln verschied der heilige Augustinus in seiner 431.
Stadt Hippo, welche Bonifacius vierzehn Monate lang gegen die Feinde vertheidigte. Als seine letzte Hoffnung auf Sieg und Rettung verschwunden war, schiffte er sich mit dem armen Rest der Bürger ein, um von Placidia's Gnade oder Ausgang des Bonifacius.
Rache sein Schicksal zu erwarten. Die Kaiserin verzieh den Verlust der reichen 432.
und schönen Provinz und bewahrte ihm ihre Gunst. Ergrimmt über diesen Ausgang und die Folgen seiner Treulosigkeit fürchtend eilte Aëtius aus Gallien, wo er vor Arles die Westgothen, am Niederrhein die Franken und an der rhätischen Grenze die Juthungen mit Glück bekriegt hatte, mit einem Heerhaufen barbarischer Krieger herbei. Bonifacius, der dem gefürchteten Rivalen mit bewaffneter Mannschaft entgegentrat, siegte in offener Feldschlacht, empfing 429. 431.
aber von dem Speere seines Gegners eine Wunde, an der er kurz nachher starb. Aëtius, als Empörer und Feind verbannt, suchte Zuflucht bei Rugilas, dem König der Hunnen, seinem Gastfreunde, den Zeitpunkt erwartend, da er Aëtius zu den Hunnen.
seinen brennenden Ehrgeiz in einer militärisch-dictatorischen Weltstellung be- 432.
friedigen könnte. Durch Herkunft eine Mischnatur und durch seine Verbindungen wie durch seine häusliche Stellung als Eidam des mächtigen Häuptlings Carpilio auf die Fremde gewiesen, war Aëtius ein gewaltiger Charakter, in dem Feinheit und kriegerischer Trotz sich vereinigte, ein echter Sohn seiner Zeit, ein getreues Bild des römischen Reiches jener Tage. Prokopius sagt, in beiden Männern sei die ganze Tugend und Seelengröße Roms zusammengedrängt gewesen, so daß man sie mit Recht die „letzten Römer“ nennen möchte.

Nach dem Abzuge der Römer von Hippo vergingen noch acht Jahre, ehe Begründung der Vandalenherrschaft in Afrika.
das vandalische Reich in Nordafrika fest gegründet und durch die Eroberung
der Hauptstadt Karthago der rechte Halt und Mittelpunkt gewonnen ward, 431—439.
acht Jahre voll Leiden und Drangsal für die unglücklichen Bewohner und voll Anstrengungen und Gefahren für Geiserich selbst. Umgeben von Gegnern, die ihn wegen seiner unehelichen Geburt haßten und verachteten und die Ansprüche seiner Neffen an das Königthum verfochten, konnte er sich nur durch Klugheit,

Wachsamkeit und rücksichtslose Strenge im Besitze der höchsten Gewalt befestigen. Er entledigte sich seiner Neffen durch Mord und ließ ihre Mutter, die Wittwe des verstorbenen Königs in den Wellen sterben; und seine Feinde warf er unbarmherzig nieder, so daß man von ihm sagte, er habe mehr Vandalenblut durch das Richtschwert als auf dem Schlachtfeld vergossen. Zugleich wußte
435. 442. er durch kluge Staatskunst den Hof von Ravenna zu zwei Friedensverträgen zu bringen, die dem Kaiser den Besitz von West-Numidien und beiden Mauretanien sicherten, ihm selbst aber Zeit und Gelegenheit gewährten, in den östlichen Gebietstheilen seine Herrschaft zu erweitern und zu befestigen. Das reiche und üppige Karthago wurde die Hauptstadt des Vandalenkönigs, unter dessen räuberischer Hand der Wohlstand, die Bildung und der Luxus der Bürgerschaft bald dahin schwand. Die Handelsstadt, die als römische Kolonie durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst der Lage wieder zu einer Höhe und Blüthe gestiegen war, daß sie zum zweitenmal mit Rom wetteiferte, wurde in einigen Jahrzehnten eine Räuberstadt, wo der rauhe Vandale auf den Ruinen der alten Cultur, Verfeinerung und Weichlichkeit seine drückende Gewaltherrschaft aufrichtete und mit der Schärfe des Schwertes schützte. Rom, Italien und die Städte des Ostens füllten sich mit Verbannten, flüchtigen und entronnenen Gefangenen, die ihrer Habe beraubt als heimathlose Bettler das öffentliche Mitleid in Anspruch nahmen. Bald fühlten die Inseln und Küstenländer des Mittelmeers die schwere Hand der vandalischen Freibeuter, die, eine scharfe Zuchtruthe für das entnervte Römerreich, Rache und Vergeltung übten für die alten an Karthago begangenen Missethaten. Selbst die Kirchen gewährten gegen die Ueberfälle und Raubzüge der arianischen Vandalen, die in ihrer neuen Heimath die Bedrückung noch durch religiöse Verfolgung verschärften (S. 606), keinen genügenden Schutz.

Die Hunnen und das oströmische Reich.

Ueber ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem das Abendland durch die Erscheinung der Hunnen in Schrecken gesetzt worden war. Mittlerweile hatten sich ihre siegreichen Horden von der Wolga bis zur Donau ausgebreitet, aber die nationale Macht wurde durch die Zwietracht zahlreicher unabhängiger Stammfürsten erschöpft, ihre Tapferkeit in geringfügigen Raubfahrten vergeudet und die Ehre und Würde des Volks öfters durch den Eintritt einzelner Häuptlinge in fremde Kriegsdienste erniedrigt. Erst als König **Rugilas** oder **Ruas**, der Gastfreund des römischen Oberfeldherrn Aëtius, in Pannonien seinen Herrschersitz aufschlug und mit schlauer Politik zugleich in Constantinopel und in Ravenna Verbindungen anknüpfte, nahmen die Hunnen eine ihrer Macht und Größe entsprechende Stellung ein. Den eifersüchtigen Höfen sich abwechselnd als Bundesgenosse oder Feind darbietend, führte der Hunnenkönig bald das entscheidende Wort im Osten wie im Westen. Theodosius der jüngere erkaufte seinem Reiche Ruhe und Frieden um den wenig ehrenvollen Preis,

daß er den König des kriegerischen Hirtenvolkes an der Theiß und Donau zum römischen Feldherrn ernannte und ihm 350 Pfund Goldes jährlich zu entrichten versprach. Rugilas Neffen Attila und Bleda (Blödel), die nach des 433.
Oheims Tod die Herrschaft in den Ebenen Pannoniens antraten, trotzten dem Augustus des Ostens die Erhöhung der Jahrgelder auf die doppelte Summe und die Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge ab. Unter den letzteren befanden sich einige Jünglinge von fürstlicher Abkunft, die auf Befehl der strengen Gebieter noch innerhalb der Reichsgrenzen ans Kreuz geschlagen wurden.

Attila der Hunnen-König.

Nach dieser Demüthigung gönnten die Hunnen dem oströmischen Herrscher eine längere Gnadenfrist, welche Attila der „Wolgafürst" zur Gründung eines Reiches benutzte, dem die meisten Völker Germaniens und Skythiens als Untergebene oder als steuer- und heerpflichtige Bundesglieder angehörten. Attila, Sohn Mundzuks, von königlicher Abkunft, war nach Gestalt und innerem Wesen der echte Sohn des mongolischen Hirtenvolks, das wir früher kennen gelernt. Er wird geschildert als ein Mann von kurzer gedrungener Gestalt und breiten Schultern, auf denen ein großer Kopf von dunkler Gesichtsfarbe, flacher Nase und spärlichen Barthaaren ruhte, mit tiefliegenden kleinen Augen, deren stechende Blicke Alle, die sich ihm naheten, mit Zittern und Zagen erfüllten. In dem stolzen Schritt und in den strengen Mienen sprach sich das Bewußtsein der Kraft und der geistigen Ueberlegenheit aus, und seine ganze Erscheinung prägte sich den Zeitgenossen mit solcher Schrecklichkeit ein, daß er als „Geißel Gottes" (Godegisel) im Munde des Volkes der Nachwelt überliefert wurde. Aber so furchtbar sein Zorn war und so erbarmungslos er seine Widersacher zermalmte, gegen Flehende und Demüthige zeigte er Mitleid und Gnade, und sein gewaltiger Herrschergeist flößte Vertrauen ein und fügte zu der Furcht noch die Macht einer imponirenden Persönlichkeit. Im Besitze des heiligen Schwertes des Kriegsgottes, das ein Hirte unter hohem Grase entdeckt hatte, war er nach dem Glauben des Volks zur Herrschaft berufen, und seine Entwürfe und Handlungen gaben Zeugniß von den kühnen Plänen, die er in seiner Seele trug und bei deren Ausführung er durch den Volksglauben an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit wesentlich gefördert ward. Nachdem er nach und nach die meisten Stämme, welche bisher unter besonderen Häuptlingen (Tanjus) gestanden, zu einer einzigen kriegerischen Heermasse verbunden und den milderen Bruder Bleda durch Nachstellungen meuchlings beseitigt 445.
hatte, vereinigte er mit List und Gewalt die skythischen und germanischen Völkerschaften von der Wolga bis zum Rhein zu einem riesigen Völkerbund, dessen Glieder, wie verschieden sie auch an Sitten und Bräuchen, an Gesetzen und Sprachen sein mochten, den Hunnenkönig als Oberherrn anerkannten und ihm Steuer- und Heerpflicht leisteten. Unter dem Banner des Mongolenfürsten stritten Ostgothen und Gepiden, Thüringer und Heruler, Turcilinger und Rugier und die jenseit der Bulgaren seßhaften Acatziren (Chazaren).

Der Raubkrieg im oströmischen Reich. Nachdem die Hunnen und ihre Bundesvölker in zahllosen Reiterschwärmen auf einem weiten Streifzug das armenische Gebirgsland durchzogen, die
441. 442. Perser am Euphrat und Tigris erschreckt und im syrischen Lande die Antiochier aus ihren Freuden und die Mönche aus ihrer Ruhe und Einsamkeit aufgeschreckt, suchte und fand Attila eine Veranlassung, die weichlichen Oströmer mit der Schärfe des Schwerts zu treffen und mit dem Raub ihrer verwüsteten Städte seinen hölzernen Herrschersitz an der Theiß zu schmücken. Die Klagen römischer Handelsleute über gewaltsame Wegführung ihrer auf der Kaufstätte an der Donau ausgestellten Waaren von Seiten einer hunnischen Räuberschaar führten zuerst zu gereizten Unterhandlungen zwischen Attila und Theodosius. Geiserich, der schlaue Vandalenkönig, schürte die Flamme, um die Römer in einen Krieg zu verwickeln, der ihm selbst zu seinen Unternehmungen freie Hand schaffen würde. Der Bischof von Margus, von den Barbaren feindlicher Absichten beschuldigt und in Gefahr von dem byzantinischen Hof ausgeliefert zu werden, erkaufte sich durch verrätherische Verbindung mit dem mächtigen Feinde Sicherheit und Verzeihung. Er öffnete den Hunnen die Thore seiner Stadt und verschaffte ihnen dadurch einen Stützpunkt für ihre verheeren-
441. den Raubzüge. Nachdem sie durch Zerstörung der Schlösser und Festungswerke die Grenze offen gelegt, überschwemmten sie mit ihren zahllosen Schaaren die illyrisch-thracische Halbinsel, verwüsteten die volkreichen Städte von Sirmium bis Naissus, Sardica und Marcianopolis mit Feuer und Schwert und dehnten ihre Streifzüge bis in die Nähe von Constantinopel aus. Ein Erdbeben, das einen Theil der Mauer einriß, schien den Barbaren einen Weg in die Kaiserburg zu bahnen. Die Heere, die Theodosius dem furchtbaren Hirtenvolke entgegenstellte, erlagen in drei Schlachten der überlegenen Kraft und Menge der Feinde. Die waffenfähige Mannschaft, so viele davon den Lanzen und Pfeilen entrannen, wurde in die Reihen der Sieger aufgenommen, zahllose Gefangene von Rang, Bildung und Vermögen wurden über die Donau in Gefangenschaft weggeführt, um entweder gegen hohes Lösegeld zurückgegeben zu werden, oder den Barbaren mit ihren Künsten und Fertigkeiten zu dienen. Gefangene Frauen mußten den rohen Kriegern in die Zeltlager folgen. Siebenzig Städte sollen in diesem entsetzlichen Kriege beraubt, zerstört und entvölkert worden sein. Nur die Azimuntier, die Bewohner einer kleinen thracischen Stadt, entgingen durch den entschlossenen Kriegsmuth der Bürgerschaft dem Verderben. Um den armen Ueberrest der Provinz zu retten, willigte Theodosius in einen Friedensvertrag, worin er dem Hunnenkönig das südliche Uferland der Donau von Singidunum
447. bis Naissus zum Besitze und zur Weide für ihre Heerden überließ, sich zu einem Jahreszins von 2100 Pfund Goldes nebst einer Entschädigungssumme für die Kriegskosten und zur Auslieferung aller Gefangenen und Ueberläufer ohne Lösegeld verpflichtete. Und so erschöpft war der Staatsschatz durch die Verschwendung und gewissenlose Verwaltung, daß zur Beitreibung der Summe

den Gliedern des Senatorenstandes eine besondere Kopfsteuer aufgelegt werden mußte. Die Ausführung dieses Vertrages, insonderheit die mangelhafte Auslieferung der Ueberläufer, gab Veranlassung zu mehreren Gesandtschaften zwischen den beiden Höfen, wobei Theodosius manchen Uebermuth schweigend hinnehmen mußte.

Bei einer solchen kaiserlichen Gesandtschaft befand sich der Redner Priscus, dessen noch vorhandener Bericht ein getreues Bild von dem Hoflager, von den Sitten und von dem häuslichen Leben des Hunnenkönigs liefert. Das weite Dorf, in dessen Mitte die hölzerne Residenz mit den zahlreichen Nebengebäuden für die Frauen und Dienerschaft errichtet war, lag in der weinreichen Gegend der heutigen Stadt Tokai und trug das Gepräge eines großen Heerlagers, aus dem es emporgewachsen war. Die Häuser waren von Holz und Lehm erbaut, nur das Bad, das ein römischer Architekt aufgeführt hatte, war von Stein. In dem Leben, wie es der Sophist beschreibt, zeigt sich eine eigenthümliche Mischung von asiatischer Sitte und Rohheit mit griechisch-römischen Genüssen, Einrichtungen und Gewohnheiten. Das königliche Hoflager war mit dem Luxus der Höfe von Constantinopel und Ravenna ausgestattet und die Häuser der Großen mit dem Raube der griechischen Städte geschmückt. Die Häuptlinge und Feldherren, die Hofbeamten und die zahlreichen Frauen des Königs wohnten in Prachtgemächern mit kostbaren Teppichen belegt; beim festlichen Mahle waren die Tische mit Schüsseln, Vasen und Bechern von Gold und Silber bedeckt; die Geschirre ihrer Pferde, ihre Schwerter, sogar ihre Schuhe waren mit Juwelen und Kostbarkeiten besetzt. Nur der König blieb der einfachen Sitte der Vorfahren getreu; er aß und trank aus hölzernen Schalen; seine Nahrung, seine Tracht und seine Bewaffnung waren die eines mongolischen Hirten. Ueberhaupt erscheint Attila nach der Schilderung des Griechen als ein außerordentlicher Mann, der mit der Wildheit und dem stolzen Selbstgefühl eines barbarischen Machthabers gegenüber der treulosen verweichlichten Römerwelt Ernst, Würde und Regentengröße kund giebt. „Einfach in seiner Art zu sein und zu leben und mäßig in seinen Genüssen, steht er weniger gefürchtet als geehrt in seiner Umgebung. Feierlich wird er von Frauen und Jungfrauen empfangen, freudig unter Lobgesängen begrüßt. Seinem Richterstuhle nahen sich mit Vertrauen die streitenden Parteien und empfangen aus seinem Munde den Schiedsspruch der Billigkeit. Die Freude seines Hofes nicht störend, hat er seine Seele großen Gedanken zugekehrt. Seine Anwesenheit erhält nur den Anstand und die Würde der Gesellschaft. Selbst Scherz und Possen mißgönnt er den Seinigen nicht; aber er sorgt dafür, daß in der Lust des Gelages die Thaten der Vorfahren durch Gesang und Saitenspiel in das Gedächtniß zurückgerufen werden, damit den Alten eine freudige Erinnerung bleibe und die Jugend einen scharfen Sporn erhalte zur Nacheiferung der Väter. Seine Frauen leben freundlich und frei und beweisen sich gegen die Fremden in gesitteter Weise, unbefangen und gefällig. Seine älteren Söhne zeichnet er aus nach Gebühr und den Kleinsten liebkost er mit väterlicher Freude auf seinen Knien. Gegen die fremden Gesandten zeigt er Vorsicht und Mißtrauen und bemüht sich, ihnen die Macht seines Geistes und seiner Waffen fühlbar zu machen; aber die Gesetze des Völkerrechts werden geachtet und an zuvorkommender Artigkeit läßt er es nicht fehlen. Und wie hart er sein mag gegen den Ungehorsam seiner Untergebenen; selbst einem meuchelmörderischen Anschlag, der in Constantinopel wider sein Leben angesponnen ward, tritt er mit verachtender Großmuth entgegen." Chrysaphius nämlich, der vertraute Eunuche des Kaisers, suchte durch große Versprechungen den Heruler oder Rugier Edeko zur Ermordung des Oberkönigs zu verleiten. Attila, durch das reumüthige Geständniß des Verführten von dem Anschlag

Attila's Hoflager nach Priscus. 448.

unterrichtet, schickte zwei angesehene Gesandte, Esla und Orestes, an den byzantinischen Hof, welche dem Kaiser des Morgenlandes mit strengen Worten seine knechtische Denk- und Handlungsweise und seine tückische Arglist vorwarfen und Genugthuung verlangten. Doch begnügte sich Attila mit der demüthigen Abbitte und den reichen Geschenken, womit der Herr des Morgenlandes durch eine glänzende Gesandtschaft den Zürnenden zu besänftigen suchte.

Pulcheria († 453.) Marcian 450—457. Theodosius überlebte diese Schmach nicht lange. Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Seine Schwester Pulcheria, zur Kaiserin des Mor-
28. Juli 450. genlandes ausgerufen, ließ den boshaften und habgierigen Höfling Chrysaphius zur Freude des Volkes vor den Thoren der Stadt enthaupten und wählte dann trotz ihres Klostergelübdes unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit den
25. Aug. Marcianus, einen bejahrten aber kräftigen und rechtschaffenen Senator, der seine militärische Tüchtigkeit in einem zwanzigjährigen ehrenvollen Kriegsdienst bewährt hatte, zum Gemahl und Mitregenten. Dieser gab dem Reiche die verlorne Ehre und Würde zurück. Als Attila's Gesandte mit Ungestüm auf Entrichtung der Jahrgelder drangen, empfingen sie von Marcian den kräftigen Bescheid, daß er für Freunde und Bundesgenossen Geschenke, für übermüthige Feinde aber Waffen und Truppen habe; und der Eifer, womit die Kriegsrüstung bei dem Heere und in den Festungen betrieben ward, gab Zeugniß von dem Ernste der Worte. Dieses Beispiel wirkte ermuthigend auf den Hof von Ravenna zurück, wo die Botschafter des Hunnenkönigs mit gleichem Uebermuth auftraten.

Attila u. Aëtius. Von dem abendländischen Reiche glaubten die Hunnen noch größere Beweise der Unterwürfigkeit und Hinneigung erwarten zu dürfen, als von dem byzantinischen. War doch Aëtius, der als Hülfe flehender Flüchtling in ihrem Lager Aufnahme gefunden und von ihren Heeren nach Italien zurückgeführt
433. worden war, seitdem als Oberbefehlshaber der gesammten abendländischen Kriegsmacht, als Consul und Patricius der eigentliche Lenker des Staats, während Valentinian an den Ueppigkeiten und Genüssen des Lebens sich ergötzte. Aber in der Seele des Aëtius war Ehrgeiz und Ruhmbegierde mächtiger als Dankbarkeit. Ein Mann von hochfliegendem Geiste und schönem kraftvollen Körper verband er Muth und kühnen Unternehmungssinn mit der Gewandtheit und Stärke eines Ritters und mit der Ausdauer und Abhärtung eines Soldaten. Im Reiten, Pfeilschießen und Speerwerfen kam ihm Niemand gleich. Aber erfüllt von mächtiger Herrschsucht und Ruhmgier vermochte er keinen Rivalen und keinen Herrn zu ertragen. Mit derselben Feindschaft, welcher Bonifacius als Opfer gefallen, verfolgte er dessen Schwiegersohn, den
435. rechtschaffenen Sebastian, der sich endlich vor seinen Nachstellungen zu den Vandalen flüchtete; und wenn er aus Klugheit dem Enkel des Theodosius den leeren Schimmer des Purpurs gönnte, so geschah es in dem Bewußtsein, den elenden Lüstling nach seinem Willen zu lenken und ungehemmt von Hofrück-

sichten die Rolle eines Kriegshelden im Geiste eines altrömischen Imperators um so erfolgreicher durchführen zu können. Während der Jahre, da Attila die illyrischen Provinzen verwüstete und den Theodosius durch demüthigende Gesandtschaften und Unterhandlungen entehrte, hatte der Oberfeldherr die Besitzungen, die den Römern in Gallien noch geblieben waren, durch Waffengewalt und Verträge gesichert: er hatte die Burgunder unter ihrem König Gundicar in zwei Heerfahrten gedemüthigt und durch Friedensverträge an 435. 436.
Rom geknüpft; er hatte mit Beihülfe der Allemannen die unabhängigen Bewohner Armorica's und das aufrührerische Landvolk, das durch den Druck römischer Beamten in Verzweiflung gesetzt unter dem alten Namen „Bagauden" raubend umherzog, wenn auch nicht ganz überwunden, doch gezüchtigt; 437.
er hatte die in Gallien zurückgebliebenen Alanen in der Gegend von Valence 440.
angesiedelt und sich dadurch in dem Reitervolk eine ergebene Hülfsschaar geschaffen; er hatte die Westgothen nach der fruchtlosen Belagerung der römischen 437.
Provinzstadt Narbonne und nach ihrem Siege bei Toulouse über Litorius, des 439.
Aëtius Unterfeldherrn, für ehrenhaften Frieden gewonnen und mit ihrem König Theodorich Freundschaft geschlossen; er hatte die Franken unter ihrem König Clodio am Ufer der Somme unerwartet bei einem Hochzeitsfeste überfallen und geschlagen und die Vandalen durch Rechtsverträge zu friedlichem Verhalten ge- 435. 442.
bracht; als das feindselige und anmaßende Auftreten Attila's ihm Gelegenheit bot, als Retter des bedrohten Abendlandes gegen die überwältigende Macht der mongolischen Barbarenwelt aufzutreten und mit dem Neffen seines Wohlthäters, dessen Lagergenosse er einst in den Gezelten der Hunnen gewesen und mit dem er bisher die freundschaftlichen Beziehungen geflissentlich mit großem Eifer unterhalten hatte, seine Kräfte zu messen.

Als Marcian den hunnischen Gesandten den strengen Bescheid gab, erwog Attila in seiner Seele, ob er seine Waffen abermals gegen das Morgenland kehren oder die Provinzen des westlichen Reiches mit einem Eroberungskrieg 450.
heimsuchen sollte. Die Zurückweisung seiner Bewerbung um Honoria und seiner Ansprüche auf einen Theil des Reiches als Mitgift, das Hülfegesuch eines flüchtigen Frankenfürsten und die aufreizenden, von Geschenken und Versprechungen begleiteten Reden der Gesandten Geiserichs, welcher von dem Bunde des schwerbeleidigten Westgothenkönigs mit Aëtius Gefahr fürchtete, bestimmten den Hunnenkönig, seinen Feldzug nach den Ufern des Rheines zu richten, nachdem sein listiger Versuch, die Römer und Westgothen zu entzweien, gescheitert war.

Attila beschließt den Einfall in Gallien.

1. Der Einfall Attila's in Gallien wird von der romantischen Sage an das Schicksal der kaiserlichen Schwester H o n o r i a geknüpft. Damit nicht ihre Vermählung dem Staate irgend welche Gefahr bringen möchte, sollte die Fürstin ihr Leben in ewiger Jungfrauschaft zubringen. Aber die jugendliche Honoria, durch den Rang einer „Augusta" wenig befriedigt, warf sich in die Arme ihres Kämmerers Eugenius und

Honoria.

mußte ihre Schuld durch klösterliche Abgeschiedenheit in Constantinopel büßen. Ergrimmt über diese Lage und erfüllt von Durst nach Rache übersandte Honoria durch einen treuen Eunuchen dem Hunnenkönig einen Ring und beschwor ihn, sie als seine rechtmäßige Gattin, die ihm insgeheim verlobt worden, zu begehren. Attila willfahrte ihrem Verlangen nicht sogleich. Erst „als seine Liebe durch die stärkeren Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht geweckt wurde," ließ er durch eine Gesandtschaft seine Ansprüche dem Hof von Ravenna kund machen, erhielt aber eine bestimmte Weigerung. Honoria wurde von Constantinopel zurückgebracht, zum Schein mit einem unbedeutenden Höfling vermählt und dann auf ewig in ein Gefängniß eingeschlossen.

Die Frankenfürsten.

2. Als Clodio, der langhaarige Heerkönig der Franken, nach zwanzigjähriger Herrschaft starb, wurde sein Königreich, das vom Niederrhein bis zur Somme reichte und die Städte Köln und Trier umfaßte, durch die Zwietracht und Ehrsucht seiner beiden Söhne zerrissen. Während der jüngere, Meroveus, Beherrscher der westlichen (salischen) Franken, nach Italien eilte und als Valentinians Bundesgenosse mit glänzenden Geschenken und mit der Versicherung von Freundschaft und Hülfe zurückkehrte, schloß der ältere, dem die östlichen (ripuarischen) Franken gehorchten, ein Bündniß mit Attila und rief den Beistand der Hunnen an.

Geiserich u. der Gothenkönig Theodorich.

3. Nach dem Siege bei Toulouse, wobei der tapfere aber unbesonnene Litorius in Gefangenschaft gerieth, verblieben die Westgothen im ungestörten Besitze Aquitaniens. Die sechs blühenden Söhne, die Theodorichs Thron umstanden, vereinigten mit der Waffenübung die römische Rechtsgelehrsamkeit und rhetorische Bildung, die sie auf den Schulen Galliens erworben, und seine zwei Töchter waren an die ältesten Söhne der Könige der Sueven und Vandalen vermählt. Aber diese verursachten dem Vaterherzen großes Leid. Die erste beweinte einen Gemahl, den der eigene Bruder getödtet; die letztere, von dem mißtrauischen Geiserich eines Anschlags auf sein Leben beschuldigt, wurde verstümmelt und entehrt nach Toulouse zurückgeschickt. Theodorich hätte ohne Zweifel im Bunde mit Aëtius an dem Vandalenkönig die häusliche Schmach gerächt, wäre es nicht diesem gelungen die Hunnen zum Einfall in Gallien zu bewegen.

Attila's gallische Heerfahrt. 450

Es war um die Mitte des 5. Jahrhunderts, daß Attila seine hölzerne Hofstadt in Pannonien verließ, um an der Spitze des gesammten Heerbannes der Hunnen und ihrer unterjochten oder verbündeten Hülfsvölker das weströmische Reich mit der Schärfe des Schwerts zu erobern. Mehr denn eine halbe Million rauher Krieger zogen verheerend über Noricum (Oesterreich), Vindelicien (Baiern) und Allemannien dem Rheine zu, die Streitmacht dieser Völker zum Anschluß zwingend. Bei der Mündung des Neckars setzten sie auf einer Schiffbrücke über den berühmten Grenzstrom und bereiteten dem burgundischen Reiche um Worms, nachdem König Gundicar (Gunther) mit dem Kern seines Dienstgefolges gefallen und die übrige waffenfähige Mannschaft in die Reihen der Sieger aufgenommen waren, ein tragisches Ende, das noch Jahrhunderte lang in Liedern nachklang*). Denn wohin der Huf von Attila's Pferd trat,

*) Daß das Burgundervolk und sein König Gundicar durch die Hunnen ihren Untergang gefunden, ist als historische Thatsache anzunehmen; ob aber auf diesem Zug oder bei einer früheren Gelegenheit, ist zweifelhaft. Waitz ist für die letztere Ansicht. „Im Jahr 437 (sagt er in den „Forschungen zur deutschen Geschichte") erlag der König Gundicar der Burgunder, der am linken Rheinufer herrschte (zu Worms), mit einem großen Theil seines Volks einem An-

heißt es in einem alten Volksspruch, da wuchs kein Gras mehr. Sie zerstörten die Römerstädte am Rhein und in Gallien und trugen Mord, Raub und Verwüstung bis an die Loire. Die Bürger der offenen Flecken drängten sich in die Mauern der festen Städte; die Bewohner der Ebenen flüchteten sich in die Gebirge; die Waldungen bevölkerten sich mit Landleuten, die sich um die Höhlen der wilden Thiere stritten; die Anwohner der Meeresküste und der Flüsse brachten ihre Familien und ihre werthvollsten Güter in Fahrzeugen nach den geschützteren Orten. Wie viel auch die Legende von den Verdiensten der Heiligen um die gallischen Städte zu erzählen weiß, ihre Fürbitte und Wunderkraft war nicht wirksam genug, Trier, Arras, Metz u. a. O. vom Untergang zu retten. In der letzten Stadt wurden die Priester sammt den neugetauften Kindern an den Altären erschlagen und die blühende Stadt den Flammen übergeben, also daß nur eine einsame Kapelle den Platz bezeichnete, wo sie einst gestanden. Schon bedrohten die Hunnen, nachdem sie bei Auxerre (Autissiodurum) die Yonne überschritten, die Mauern von Orleans (Genabum), und die Stunde war nicht mehr fern, daß die Stadt trotz ihres heldenmüthigen, von dem Bischof Anianus unterstützten Widerstandes dem Hunger und den Stürmen der Feinde erliegen mußte, als das buntgemischte Römerheer unter Aëtius, und die Gothen unter der Führung ihres bejahrten Königs Theodorich und seiner tapfern Söhne sich der bedrängten Stadt näherten. Es war endlich dem unternehmenden Oberfeldherrn, der nur ein kleines Heer kampfscheuer Römer über die Alpen zu führen hatte, gelungen, die von Attila gesponnenen Netze schlauer Staatskunst zu zerreißen und die säumigen Westgothen durch die Darlegung der gemeinsamen Noth und Gefahr zum Waffengang fortzureißen. Bei ihrer Annäherung hob Attila die Belagerung auf und zog sich über die Seine und Marne zurück. Die Römer und Gothen folgten ihm, verstärkt durch den Anschluß beträchtlicher Heerhaufen der Burgunder, der Franken von der Partei des Meroveus (Merwich), der Lenzer, eines Allemannenstammes am nördlichen Ufer des Bodensees seßhaft, der Armoriker, Sachsen, Sarmaten (Alanen) und der Ibrionen (Breunen), einer Völkerschaft in Rhätien (Tyrol). Der Hunnenkönig erwartete sie in der breiten Catalaunischen Ebene an der Spitze seines unermeßlichen Heeres, in welchem neben den Hunnen, Bastarnern, Scyren die germanischen Schaaren derselben oder verwandter Stämme, die Ostgothen nebst den Gepiden, Herulern, Rugiern, die Allemannen, ein Theil der Franken und Burgunder, Thüringer u. a. aufgestellt waren. Im Felde von Chalons an der Marne trafen die Heermassen auf einan-

Die Hunnenschlacht in der Catalaunischen Ebene. 451.

griff der Hunnen, wahrscheinlich solcher, die damals in Gallien umherzogen. Sechs Jahre später wurde der Rest des Volks nach der Landschaft Sabaudia verpflanzt. Hier herrschte Gundioch über sie (wohl zu Genf), der Ahnherr der spätern Könige, und von hier aus gelang ihnen bei der Auflösung des römischen Reichs die Ausdehnung ihrer Herrschaft über den Südosten Galliens."

der; und hier ereignete sich die mörderische Völkerschlacht, durch die nach langem unentschiedenem Kampfe dem Siegeslauf des Hunnenkönigs ein Ziel gesetzt ward.

Attila selbst stand mit seinen Hunnen im Mitteltreffen; die Flügel links und rechts nahmen die germanischen und keltischen Hülfsvölker ein. Den Hunnen gegenüber war der Alanenkönig Sangiban mit seiner Mannschaft aufgestellt, ein Fürst von zweifelhafter Treue, der schon vor Orleans mit Attila verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte; daher ihm Aëtius diesen Posten anwies, um seine Bewegungen genau beobachten zu können; auf dem rechten Flügel stand Theodorich mit dem Kern seines Heeres den stammverwandten Ostgothen und Gepiden gegenüber, den linken befehligte Aëtius mit seinen Römern.

Nachdem die Führer durch kräftige Anreden die Kampflust der Streiter angefeuert, gab Attila das Zeichen zur Schlacht. Die Hunnen durchbrachen schnell das feindliche Mitteltreffen der zweideutigen Alanen und richteten dann ihre ganze Macht auf die Westgothen. Theodorich ritt längs den Reihen dahin, den Muth seiner Streiter anfeuernd; da empfing er von der Lanze eines edlen Ostgothen die Todeswunde; er stürzte vom Pferde und wurde unter den Hufen seiner eigenen Reiterei zertreten. Aber sein tapferer Sohn Thorismund, der eine günstig gelegene Höhe besetzt hatte, stürzte herbei und rächte, indem er die Ordnung rasch herstellte und die von Wuth entflammten Schaaren wider das vorausgeschrittene und entblößte Mitteltreffen der Hunnen führte den Tod des Vaters durch den Sieg über die Feinde. Attila, der mit Heldenmuth in der Mitte seiner Streiter kämpfte, zog sich bei heranbrechender Nacht zurück, den Kampfplatz den Gegnern überlassend. Aber hinter seiner festen Wagenburg trotzte er „wie ein von Jägern bedrängter Löwe," den vereinten Angriffen des Aëtius und Thorismund, die sich in der Dunkelheit zusammengefunden und einen Sturm auf sein Lager versuchten. Er hatte die Sättel gefallener Pferde zu einem Hügel aufschichten lassen, in der Absicht denselben anzuzünden und in den Flammen seinen Tod zu suchen, wenn seine Verschanzungen erstürmt würden. Der Sturz des kühnen Thorismund vom Pferde rettete die Hunnen vor einer gänzlichen Niederlage. Die Westgothen zogen mit dem tapfern Königssohn, den sie auf dem Schlachtfelde zum Nachfolger des Vaters ausriefen und auf den Schild hoben, in ihr Lager zurück. Dann zogen sie den Leichnam des gefallenen Heldenkönigs unter den Haufen der Todten hervor und bestatteten ihn im Angesichte des Feindes unter heißen Thränen und stolzen Siegesliedern feierlich auf dem Felde seines Ruhmes. Thorismund wollte sich durch einen neuen Sturm auf Attila's Lager seiner Krone würdig zeigen; aber die trotzige Haltung der Hunnen und die Vorsicht und Klugheit des römischen Kriegsherrn, welcher befürchtete, daß nach Vernichtung der Hunnen die Republik durch den Stolz und die Macht des Gothenvolks erdrückt werden möchte, verhinderte das Vorhaben. Der römische Feldherr bewog den König durch die schlaue Warnung vor heimischen Unruhen von Seiten seiner

Thorismund der Westgothenkönig. 451—453.

Brüder, die sich in seiner Abwesenheit der Schätze und des Thrones von Tolosa bemächtigen könnten, zum Rückzug und verließ dann gleichfalls die Walstatt. So endigte die große Völkerschlacht auf der catalaunischen Ebene. 162,000 Leichen, weitaus die Mehrzahl aus dem Heere der Hunnen, sollen das weite Feld bedeckt haben, und der lange erhaltene Volksglaube, daß die Geister der Erschlagenen, unversöhnt durch den Tod, noch drei Tage lang in den Lüften fortgekämpft, zeugt von der Erbitterung und Kampfwuth der rauhen Kriegsschaaren. Geschwächt durch den großen Verlust und von den Franken, die ringsum zahlreiche Wachfeuer anzündeten, in dem Glauben erhalten, daß das gesammte Heer in der Nähe lauere, beschloß auch Attila den Abzug. Unter Raub und wilder Verwüstung kehrte das hunnische Bundesheer über den Rhein nach Pannonien zurück. Die Grausamkeit, womit die Thüringer bei dieser Gelegenheit die Gefangenen und Geißeln der Franken mißhandelten, erzeugte einen Volkshaß, der noch achtzig Jahre später dem Sohne Chlodwigs zur Rechtfertigung eines verheerenden Rachezugs diente.

Die Schlacht bei Chalons hatte Attila's Macht und Eroberungssinn keineswegs gebrochen. Aufs Neue begehrte er die Hand der Honoria mit ihrem väterlichen Erbe und brach, als sie ihm abermals verweigert wurde, schon im nächsten Frühjahr durch die unbewachten Pässe der julischen Alpen in Ober-Italien ein. Aquileja, die volkreiche und blühende Seestadt, widerstand durch die Festigkeit ihrer Mauern und Lage und durch die Tapferkeit der gothischen Besatzung lange den Angriffen der Feinde und der Wucht ihrer mächtigen Belagerungswerkzeuge, bis endlich ein verzweifelter Sturm, verstärkt durch Aberglauben, den Untergang herbeiführte. Die unglücklichen Einwohner, so viele dem Schwert der Barbaren entrannen, retteten sich auf die Felsen und Sandinseln der nahen Lagunen, da wo in der Folge das stolze Venedig aus dürftigen Anfängen emporwuchs. Aquileja aber wurde bis auf den Grund zerstört, so daß hundert Jahre später kaum mehr eine Spur von der reichen und blühenden „Wasserstadt" sichtbar war. Durch die Beute mehr angereizt als befriedigt verwandelte darauf der Hunnenkönig die unfern der Küste gelegenen Städte Concordia, Altinum, Patavium in Ruinenhaufen, gab die Binnenstädte Vicenza, Verona, Bergamo der Raubsucht und Grausamkeit seines wilden Barbarenheeres preis und zog siegreich in Mailand und Pavia ein, deren Einwohner gerne mit ihren Schätzen die Erhaltung ihrer Stadt und ihres Lebens erkauften. Die ganze Poebene wurde mit Raub, Mord und Brand erfüllt. Aëtius, von den gallischen Hülfsvölkern wie von dem byzantinischen Hofe verlassen, vermochte den mächtigen Hunnenkönig nicht im Felde zu bestehen; er mußte sich begnügen, seinen militärischen Bewegungen möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Valentinian hielt sich in seiner festen Hauptstadt nicht sicher; er eilte nach Rom in der geheimen Absicht, wenn das Barbarenheer näher rücke, Italien zu verlassen.

Attila in Oberitalien. 452.

Attila's Ausgang. 453. Schon traf Attila Anstalten von den schönen Fluren des Gardasees und Minciostromes, wo er sein Feldlager aufgeschlagen, seine streitbaren Kriegsvölker gegen die ewige Stadt zu führen, als es einer Gesandtschaft, an deren Spitze der römische Bischof Leo der Große und der gewandte und beredte Senator Avienus standen, gelang, den furchtbaren Machthaber des Hunnenreichs durch die würdevolle Haltung, durch Bitten und Vorstellungen und durch ein unermeßliches Lösegeld zu einem Friedensabschluß mit Valentinian und zum Rückzug zu bewegen. Eine pestartige Krankheit unter den skythischen Hirtenschaaren, die Folge ungewohnter Genüsse und üppigen Lebens im reichen Süden und die kriegerischen Rüstungen des von dem kräftigen Marcianus geleiteten Ostens mochten dem klugen Barbarenhäuptling ein längeres Verweilen in der Ferne als bedenklich erscheinen lassen. Das Gefühl der Freude und Dankbarkeit bei der unerwarteten Rettung war so mächtig, daß der fromme Glaube den Abzug des „Verwüsters von Italien" der himmlischen Erscheinung des Apostels Petrus zuschrieb, der seinem Nachfolger mit drohendem Schwerte zur
453. Seite gestanden. Bald nach der Rückkehr starb der große Eroberer plötzlich in seinem pannonischen Standlager. Am Abend nach seinem glänzenden Beilager mit der schönen Burgunderin Ildico hatte er sich in das Brautgemach begeben. Als er am nächsten Morgen nicht zum Vorschein kam, drangen einige seiner Vertrauten in das Zimmer. Da fanden sie die bebende Braut neben dem Lager sitzen, das Antlitz in ihren Schleier gehüllt und den König eine Leiche. Entweder war ihm eine Ader geborsten oder die Burgunderin hatte, ihr Volk zu rächen, den Gewaltherrscher im Schlaf gemordet. Der todte König wurde inmitten der Ebene feierlich ausgestellt und die auserlesenen Schaaren der Hunnen umkreisten die Bahre und sangen den Leichengesang zum Andenken des Helden, „so ruhmreich im Leben, unbezwinglich im Tode, ein Vater seines Volkes, die Geißel seiner Feinde, der Schrecken des Erdballs." Unter lauten Trauerklagen, wobei die Heerführer einen Theil ihres Haupthaares abschnitten und ihr Angesicht mit Wunden entstellten, wurden die theueren Reste, in drei Särge von Gold, von Silber und von Eisen eingeschlossen mit unendlichen Schätzen, dem Raube der Nationen, in stiller Mitternacht in die Erde gesenkt, und die Gefangenen, welche den Boden geöffnet hatten, niedergestoßen, damit seine Ruhestätte nicht gestört würde. Dann feierten die Hunnen um das frische Grab des Königs ein schwelgerisches Leichenmahl. „Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunen und davon sagen: so sank Attila's Macht plötzlich in das Nichts zurück und keine Spur blieb davon auf Erden; aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer wie in unsern deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen

Tag." In der Nacht, da Attila verschied, sah Marcian im Traum den Bogen des Gewaltigen entzweibrechen, ein Beweis, „wie selten das Bild dieses furchtbaren Barbaren der Seele eines römischen Kaisers fern war."

Attila's Tod hemmte die Entwickelung des hunnisch-mongolischen Weltreichs. Die kühnen Häuptlinge der unterworfenen Stämme und die zahlreichen Söhne des Großfürsten stritten sich um das Erbe und weigerten sich einen Höheren anzuerkennen. Die Gepiden unter dem kühnen Ardarich, die Ostgothen unter der Anführung von drei tapfern Brüdern (Walamir, Theodemir, Widemir), erhoben die Waffen zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Am Flusse Netad in Pannonien ereignete sich die blutige Entscheidungs- 454. schlacht, in welcher Attila's ältester und kräftigster Sohn Ellak im tapfern Kampfe seinen Tod fand, und die germanischen und skythischen Völker, die unter dem Banner des Hunnenkönigs vereinigt gewesen, ihre Selbständigkeit erstritten. *Auflösung des Hunnenreichs.*

Das alte Dacien von den Karpathen bis ans schwarze Meer mit Attila's Feldlager wurde die Beute der Gepiden; die pannonischen Eroberungen von Wien bis Sirmium kamen in die Gewalt der Ostgothen, an deren Westseite die Rugier, Heruler, Sciren, Turcilinger ihre Wohnsitze aufschlugen. Nordwestlich von den Gepiden wohnten die Langobarden (in Mähren und Schlesien) unter eigenen Königen, aber in einem Verhältniß der Unterordnung unter das mächtigere Nachbarvolk. Ellaks Bruder, der ungestüme Dengisich, behauptete sich noch einige Zeit an den Ufern der Donau, bis er von der Menge der Feinde bedrängt und in seiner Wagenburg eingeschlossen einen verzweifelten Angriff auf das morgenländische Reich wagte, der ihm Niederlage und Tod brachte. Sein Haupt, in der Rennbahn zu Constantinopel öffentlich ausgestellt, bot dem Volke einen angenehmen Anblick. Mit dem Reste der hunnischen Horden zog sich Attila's jüngster Sohn Irnak, einst des Vaters Liebling, in die Steppen an der Wolga zurück, wo sie sich unter andern Nomadenstämmen, Bulgaren, Avaren, Chazaren, verloren.

3. Untergang des weströmischen Reiches.

Das römische Reich zog aus der Niederlage des mächtigen Feindes keinen Gewinn, es ging unrettbar seinem Untergang entgegen. Valentinian, seit dem Tode seiner Mutter Placidia (27. Nov. 450) dem Einfluß des boshaften und neidischen Eunuchen Heraclius hingegeben, tödtete mit eigener Hand bei 454. einer Unterredung im Palaste den tapfern Aëtius, die letzte Säule der Republik, aus Furcht vor der Größe und Macht des Mannes und aus Aerger über dessen Freimuth und anmaßende Forderungen. Die Freunde und Anhänger des stolzen und übermüthigen Patricius theilten dessen Schicksal. Der Kaiser handelte, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, wie ein Mann, der seine rechte Hand mit seiner linken abhaut. Bald darauf lockte der wollüstige Valentinian die schöne und sittsame Gemahlin des Petronius Maximus, *Ausgang des Aëtius und Valentinian.*

eines reichen und angesehenen Senators aus dem Geschlechte der Anicier, durch List und falsche Vorspiegelungen in den Kaiserpalast zu Rom und verletzte gewissenlos das Gesetz der Ehre und Gastfreundschaft. Der beleidigte Gatte, empört über die häusliche Schmach, gewann zwei Diener und Anhänger des Aëtius, die sich sehnten den Tod ihres Gebieters an den Urhebern zu rächen. Bald darauf, als sich Valentinian an den Uebungen der Truppen auf dem Marsfelde ergötzte, stürzten die Verschwornen mit entblößten Waffen auf ihn

16. März 455.

zu und ermordeten den Kaiser und seinen Günstling vor den Augen des zahlreichen Gefolges, ohne Widerstand zu finden. Dies war das Ende Valentinians III., des letzten unwürdigen Kaisers aus dem Hause des Theodosius, ein Fürst von gemeinen Leidenschaften und ohne alle Tugenden. Selbst den frommen Christen, so sehr sie auch seine Rechtgläubigkeit und seine Hingebung an den römischen Stuhl priesen, gab er nicht selten Aergerniß durch seinen Hang für die Künste der Zauberei und Wahrsagung.

Petronius Maximus. 455.

Petronius Maximus wurde durch den einstimmigen Ruf des Senats und Volkes als Kaiser begrüßt. „Aber der Tag seiner Thronbesteigung war der letzte Tag seines Glücks.“ Früher ein Mann von beneidenswerther Lage, reich, geehrt und wegen seiner Geistesbildung und ehrbaren Sitten von vielen Freunden umgeben, tauschte er das glückliche Privatleben gegen eine Herrschaft aus, die ihm Angst, Sorgen und Beschwerden und nach kurzem Besitz ein blutiges Ende brachte. Seine Gattin war bald nach ihrer Mißhandlung gestorben. Nun strebte Maximus, sei es aus Ehrsucht oder Rachgier nach der Hand der

Eudoxia.

kaiserlichen Wittwe Eudoxia. Diese aber, im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Geburt, verabscheute den Ehebund mit einem Manne, den sie als Urheber der Ermordung ihres Gatten zuerst ahnte, dann durch sein eigenes Geständniß sicher erkannte, und entschloß sich, wie erzählt wird, die Vandalen zum Werkzeug ihrer Rache herbeizurufen. Geiserich, der die Verwirrung des Römerreichs während des Hunnenkrieges zur Ausdehnung seiner Herrschaft über die schöne und fruchtbare Nordküste Afrikas von Tanger bis Tripolis und zu Raub- und Eroberungszügen nach Sicilien, Sardinien und den Balearen benutzt und Italien durch Zurückhaltung der Getreidezufuhren hart bedrängt hatte, folgte mit Freuden dem Ruf, der ihn in Stand setzte, seine Raubfahrt mit den gleißenden Namen von Ehre, Mitleid und Beschützung der Schwachen zu umhüllen. Er

Die Vandalen in Rom.

landete mit einem starken Geschwader an der Mündung der Tiber und zog, während Maximus auf der Flucht durch die Straßen Roms von der wüthen-

12. Juni 455.

den Menge im Getümmel erschlagen und sein blutiger Körper den Wellen preisgegeben ward, von der Hafenstadt Ostia ohne Hinderniß vor die Thore der hülflosen Weltstadt. Die Bitten des Bischofs Leo, der an der Spitze der Geistlichkeit den Barbaren entgegenging, machten auf Geiserich nicht denselben Eindruck wie auf den Hunnenkönig. Zwar versprach der Vandale Schonung der Kirchen, der Wohngebäude und der wehrlosen Einwohner; dagegen gestattete

er seinen wilden Kriegern eine vierzehntägige Plünderung. Während der 15.—29. Juni.
45 Jahre, die seit dem Gothensturm verflossen waren, hatte sich Rom wieder erholt und unter den Wirkungen eines Friedens und eines Steuernachlasses wieder neuen Wohlstand erlangt. Aber Alles, was von den alten Schätzen noch gerettet worden war, oder was die reichen Familien von ihren Landgütern oder fernen Besitzungen wieder eingeführt hatten, wurde nun die Beute der vandalischen und alanischen Raubschaaren. Die Wuth, womit die Barbaren die unschätzbaren Meisterwerke des Alterthums raubten oder zerschlugen, hat sich dem Gedächtniß der Menschen so tief eingeprägt, daß der Ausdruck „Vandalismus" seitdem als Bezeichnung roher Verstümmelung von Erzeugnissen der Kunst und des Schönheitssinnes unter den Thaten des Frevels sich erhalten hat. Die ehernen Standbilder der Götter und Helden, die vergoldeten Ziegeln vom Dache des capitolinischen Prachtgebäudes, die heiligen Geräthschaften und Gefäße, die einst die römischen Sieger aus dem Tempel von Jerusalem als werthvolle Triumphstücke in die ewige Stadt entführt, der reiche Schmuck der christlichen Kirchen, die Verzierungen und der prachtvolle Hausrath von Gold und Silber, welche der Luxus der Großen in den Palästen aufgehäuft, alles Schöne und Köstliche wurde von den räuberischen Händen der Vandalen auf die Schiffe getragen. Und nicht zufrieden mit dem todten Raub, schleppte Genserich auch viele tausend edle Römer jedes Geschlechtes und Alters, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia, die ihrem Befreier in reichem Juwelenglanz entgegen gezogen war, und ihre beiden Töchter Eudoxia und Placidia, die letzten Nachkommen des großen Theodosius, auf die Flotte und kehrte dann, schwer beladen mit Beute, Schätzen und Gefangenen nach Afrikas Küste in seine glanzgefüllte Hauptstadt zurück. Dort fanden die Unglücklichen Tröstung und Schutz bei dem Bischof Deogratias von Karthago, der die goldenen und silbernen Gefäße der Kirche veräußerte, um ihnen die Freiheit zu erkaufen oder die Leiden der Gefangenschaft zu mildern. Auch Neapel, Nola, Capua und andere Städte Campaniens fühlten „Karthagos Nemesis." Aber auf das stumpfe und feige Geschlecht machte dieser ungeheuere Glückswechsel so wenig Eindruck, daß man bald nach dem Abzug der Vandalen, aller Vorstellungen Leo's ungeachtet, „die Freuden des Circus in voller Lust genoß und im verschollenen Volksglauben eine Abwehr wider den äußeren Feind suchte."

Genserich hatte den ohnmächtigen Thron seinem Schicksale überlassen. Avitus. 455—456.
Aber Rom besaß nicht mehr die Kraft für sich selbst zu sorgen, es gerieth mehr und mehr in Abhängigkeit von andern Mächten. Bald erhielt es seine Herrscher von Gallien, wo die Westgothen das entscheidende Wort führten, bald von dem byzantinischen Hof, wo man die Autorität über Italien als legitime Erbschaft in Anspruch nahm. Um die Zeit des Vandaleneinfalls lebte auf einem prachtvollen Landgut in der Nähe von Clermont ein gallischer Edelmann, Flavius **Avitus**, aus dem Stamme der Arverner, gleich ausgezeichnet in den

Studien der Literatur und Rechtswissenschaft, wie in den Waffen, und von Valentinian und Maximus wegen seiner Verdienste sowohl im Felde als in den Künsten der Unterhandlung mit Würden und Ehren belohnt. Mag auch sein Lobredner Sidonius Apollinaris die Vorzüge und Tugenden seines Schwiegervaters mit allzu glänzenden Farben dargestellt haben, so bleibt es doch eine Thatsache, daß sich Avitus durch seinen Charakter und treffliche

Theodorich II. der Westgothenkönig. 453–466.

Eigenschaften die Gunst und Gastfreundschaft des Gothenkönigs Theodorich II. erworben, eines Fürsten, der seine blutige Thronbesteigung über der Leiche seines ermordeten Bruders Thorismund durch den Glanz seiner Regierung bei seinem Volke in Vergessenheit brachte. Durch die entscheidende Fürsprache des Westgothenkönigs wurde Avitus auf einer Versammlung zu Arles zum Augu-

10. Juli.

stus ausgerufen und von Marcian wie vom römischen Senat und Volk, wenn

15. Aug. 455.

auch mit einigem Widerstreben, in der hehren Würde anerkannt.

Ricimer bis 472.

Aber dem neuen Kaiser brachte die Erhebung so wenig Glück als seinem Vorgänger. Während sein Gönner Theodorich in seinem Namen die Sueven in Spanien bekriegte, ihren gefangenen König Rechiarius dem Tode weihte und dem mit großer Härte behandelten Volke das Joch der Knechtschaft auflegte, wurde Avitus von Ricimer, dem eben so tapfern und schlauen als grausamen und treulosen Oberfeldherrn der barbarischen Hülfsvölker Roms, der von väterlicher Seite ein Sueve, von mütterlicher ein Enkel des Westgothen-Königs Wallia, sich durch Vernichtung der vandalischen Flotte bei der Insel Corsica den Ehrennamen eines „Befreiers von Italien" erworben hatte, seines

16. Oct. 456.

Purpurs beraubt und Majorian, ein tapferer Kriegsmann im goldgelben Haarschmuck, von dem Prokopius sagt, daß er mild den Untergebenen und

1. April 457.

furchtbar den Feinden gewesen, an dessen Stelle erhoben. Avitus, von Ricimer zum Bischof von Placentia bestimmt, aber von dem ergrimmten Senate zum Tode verurtheilt, suchte sich durch heimliche Flucht zu retten, fand jedoch nur ein ehrenvolles Grab in der gallischen Heimath zu den Füßen seines Schutzheiligen Julianus.

Majorian 457–461.

Majorian bewährte auch als Kaiser die Tugenden, die Einsicht und den Kriegsmuth, die ihm einst die Gunst, dann den Neid und die Ungnade des Aëtius zugezogen. Ist auch von seiner vierjährigen Regierung nur Weniges auf die Nachwelt gekommen, so geben die Gesetzesreformen, wodurch er den öffentlichen Wohlstand zu heben, die Rechtspflege zu verbessern und die Gemeindeverwaltung zu beleben bemüht war, so wie das Schreiben an den Se-

458.

nat, worin er diesen Reichskörper aufforderte, gemeinschaftlich mit ihm die Wohlfahrt der Nation zu befördern, ihn in seinem schwierigen Werke mit Rath und That zu unterstützen, Zeugniß, daß er die tiefen Schäden des Staates erkannt hatte und nur in den vereinigten Anstrengungen aller einsichtsvollen und vaterländischen Bürger einen Damm gegen den unvermeidlichen Ruin der Gesammtheit erblickte.

Indem Majorian eine allgemeine Amnestie ausschrieb, alle Steuerrückstände und Schulden an die Staatskasse erließ und den Erpressungen und Vexationen der Beamten und Einnehmer wehrte, suchte er den Muth der ermatteten Unterthanen zu beleben. Zugleich gebot er in den Provinzstädten die alte Municipalverwaltung wieder herzustellen und ermahnte die ehrbaren Bürger und Gemeinden tugendhafte und fürsichtige Schirmvögte zu wählen, die Einsicht und Muth besäßen, ihre Rechte zu vertheidigen, ihre Beschwerden abzustellen, die Armen und Schwachen gegen Bedrückung und Unrecht zu schützen und den Augustus selbst von den Mißbräuchen in Kenntniß zu setzen, die in seinem Namen und unter seiner Obmacht begangen wurden. Mit rühmlicher Sorgfalt überwachte er die alten Gebäude und die Denkmäler der Ahnen, die durch die Gleichgültigkeit und Selbstsucht des trägen und gesunkenen Geschlechts mehr gefährdet wurden als durch die Zerstörungswuth der Gothen und Vandalen. Mit schwerer Strafe wurde verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung und des Senates, die Werke des Alterthums abzutragen oder zu gemeinem Gebrauche zu verwenden. Auch für die Reinheit der Ehen und gegen die zunehmende Scheu der Verheirathung und der Begründung eines ehrbaren Hausstandes erließ der wackere Fürst wohlgemeinte aber wenig wirksame Gebote.

Mit nicht minderem Eifer war Majorian für die äußere Sicherheit des Reiches bedacht. An der Spitze eines beträchtlichen Heeres von einheimischen und barbarischen Streitern, welche letztere er aus den tapfersten Hülfsvölkern Attila's von der Niederdonau geworben, zog er selbst zu Fuße und in vollständiger Rüstung mitten im Winter über die Alpen nach Gallien, brachte den König Theodorich, nachdem er ihm bei Arles durch seine Waffen Achtung eingeflößt, zu einem Frieden und Bündniß, und drang dann über die Pyrenäen in Spanien ein, um einen mächtigen Streich wider die Vandalen zu führen, deren flüchtige Geschwader schon seit Jahren straflos die Küsten Italiens, Siciliens, Galliens und Spaniens mit Raubzügen heimgesucht und den Handel wie die Sicherheit und die friedlichen Geschäfte in den Seestädten gestört hatten. Die Tugenden und die kraftvolle Energie des Imperators flößten den Untergebenen Vertrauen, den Fremden Ehrfurcht ein. Die aufrührerischen Banden der Bagauden fügten sich den Geboten Roms und die Bewohner der Küstenländer und Seestädte wetteiferten in der Herstellung einer Flotte. In Kurzem konnte Majorian in dem geräumigen Hafen von Karthagena dreihundert Galeeren und kleinere Fahrzeuge sammeln; und wie sehr Geiserich über diese kriegerischen Zurüstungen in Sorge war, bewiesen seine ernstlichen Friedensunterhandlungen. Bei dem tödtlichen Hasse, den die Bewohner Afrikas gegen die arianischen Freibeuter und insonderheit gegen den gewaltthätigen König, der sie in Armuth und Knechtschaft gestürzt, in ihrer racheerfüllten Seele hegten, mußte er von einer Landung die größte Gefahr fürchten. Majorian, voll Mißtrauen in die treulose Natur des Vandalen, zerschnitt die Unterhandlungen; aber so vorsichtig er die Schlingen der Arglist und des Trugs zu zerreißen suchte, der schlaue Piratenkönig fand dennoch Mittel und Wege die feilen und feigen Seelen einiger Unzufriedenen in des Kaisers Umgebung zum Verrath zu bewegen. Durch ihre

Seine Heerfahrt nach Spanien. 458—460.

geheimen Angaben geleitet, überraschte er die unbewachte Flotte in der Bucht von Karthagena, und vernichtete, indem er einen großen Theil der zur Ueber-
460. fahrt bereiten Schiffe verbrannte, versenkte oder entführte, mit einem Schlage die Rüstungen von drei Jahren. Ein Friede, unter unbekannten Bedingungen abgeschlossen, kann als Beweis gelten, daß Geiserich auch noch den überwundenen Kaiser ehrte und fürchtete. Aber für die zahlreichen Widersacher, die dem Majorian wegen seiner durchgreifenden Reformen grollten, war der Unfall eine willkommene Veranlassung, ihn durch Verrath und Mord aus dem Wege zu schaffen. Durch die Umtriebe Ricimers, der dessen Tugenden achtete und haßte, wurde der römische Kaiser auf dem Rückzug von Spanien nach Rom unweit
7. Aug. 461. Tortosa durch eine Militärverschwörung seines Purpurs beraubt und ermordet. Das unscheinbare Grab, das seine irdischen Ueberreste deckte, blieb durch die Achtung und Dankbarkeit der nachfolgenden Geschlechter geheiligt. Trotz eines ernsten und gehaltenen Charakters war Majorian ein Freund des Witzes und einer heitern freimüthigen Unterhaltung.

Libius Severus. 461—465. Alle Gewalt lag nunmehr in den Händen Ricimers. Da aber die Herrschaft eines Barbaren noch die letzten Reste des römischen Nationalgefühls zu entzünden drohte, so überließ er den Kaisertitel dem Schwächling **Libius Severus**, der in der Dunkelheit des Privatlebens verblieb, während der Sueve in seinem Namen nach Laune und Willkür schaltete und waltete; und
Aug. 465. so wenig Geltung hatte dieser Scheinkaiser, daß sein Tod kaum bemerkt wurde
Ricimer. 465—467. und Ricimer die Regierung zwei Jahre lang ohne alle Aenderung weiter führte, bis die schwierige Lage des Westreichs die Aufstellung eines neuen Kaisers rathsam erscheinen ließ.

Marcellinus in Dalmatien. Schon während dieser Jahre war die Herrschaft Roms auf Italien beschränkt, indem in Dalmatien der tapfere **Marcellinus**, des Aëtius heidnisch gesinnter Waffengefährte, der Muth und Tapferkeit mit Liebe zur Literatur und Bildung verband und in der alten Kunst der Wahrsagung bewandert war, und in Gallien, so weit es
Aegidius in Gallien. noch den Gesetzen Roms gehorchte, der wackere Oberbefehlshaber **Aegidius** unabhängig von dem Titular-Kaiser und seinem suevischen Machthaber operirten und die Grenzen ihrer Gebiete gegen die germanischen Feinde vertheidigten. Und solche Achtung wußte sich Letzterer durch seine Tugenden und Tapferkeit zu erwerben, daß ihn die Franken auf einige Jahre zu ihrem König wählten. Er hemmte den Siegeslauf der Westgothen durch die Schlacht bei Orleans und wahrte die römische Ehre, bis ein ihm beigebrachtes Gift seinem thätigen Leben ein Ziel setzte (464).

Raubzüge der Vandalen. Diese Zerrissenheit des Reiches ließ der Vandalenkönig nicht unbenutzt. Dem Zufall und den Winden seine flüchtigen Geschwader überlassend, damit sie an die Länder getrieben würden, „denen Gott zürne," verbreiteten sie durch ihre unerwarteten Landungen und Raubzüge Schrecken und Verheerung von den Säulen des Hercules bis an die Mündungen des Nil. Besonders waren die unbewachten Küsten der italischen und griechischen Halbinsel ihren Schlägen ausgesetzt. Der byzantinische Hof, wo nach dem Tode der
Leo I. in Constantinopel. 457—474. „heiligen" Pulcheria (453) und ihres Namen-Gemahles Marcian (457) durch den Einfluß des mächtigen und reichen Patriciers Aspar der Feldherr **Leo** von Illyrien mit dem Purpur bekleidet worden war, erkaufte um beträchtliche Summen Friede und Sicher-

heit seiner Gestade und die Befreiung der gefangenen Kaiserin Eudoxia und ihrer jüngern Tochter Placidia; die ältere hatte Geiserich wider ihren Willen mit seinem Sohne Hunnerich vermählt.

Seit dem Vertrage Geiserichs mit den Oströmern waren die unbeschützten Küsten der apenninischen Halbinsel das ausschließliche Ziel seiner wilden Raubfahrten. Ricimer, ein kriegskundiger Mann, der durch den Sieg bei Bergamo über eingedrungene Alanenhaufen auf glänzende Weise den erworbenen Waffenruhm bewährte, war dennoch nicht vermögend mit den heimischen Streitkräften den durch Mauren, Numidier und afrikanische Römer verstärkten Vandalen und ihrem unternehmenden König, der sich für das strafende Werkzeug Gottes ansah, auf die Dauer zu widerstehen. Er wendete sich daher als Bittender nach Constantinopel und ließ sich die Erhebung des byzantinischen Patriciers Anthemius, der wegen seiner Verdienste und seiner Herkunft zum Eidam Marcians und zu den höchsten Ehrenstellen erhoben worden war, zum Kaiser des Abendlandes gefallen. Der wachsende Uebermuth Geiserichs, der im Namen seiner kaiserlichen Schwiegertochter Eudoxia sogar Ansprüche für sein eigenes Haus erhob, und die Ungnade Aspars, der als Arianer stets zu Gunsten seiner Glaubensgenossen in Afrika gewirkt hatte, erleichterten das Bündniß zwischen den beiden Reichshälften zu gemeinsamer Heerfahrt gegen den Nationalfeind. Um das Band noch fester zu knüpfen, vermählte der neue Kaiser Anthemius seine schöne Tochter mit Ricimer. Bei dem glänzenden Hochzeitsfeste erschien der Dichter Sidonius als Abgeordneter der Arverner in Rom, um seine Glückwünsche zu den Füßen des hohen Paares niederzulegen und am nächsten Neujahrstag die Tugenden und den künftigen Sieg des Anthemius durch eine Lobrede in heroischem Versmaße zu feiern. Das Amt eines Stadtpräfecten war sein Lohn, bis er zuletzt die Ehre eines Bischofs von Cl rmont (471) und eines Heiligen der weltlichen Würde vorzog. Anthemius aber gab trotz seiner Rechtgläubigkeit und prunkenden Frömmigkeit den Frommen in Rom durch seine Milde und Nachsicht gegen Ketzer und Heiden manchen Anstoß, und trotz der Strafreden des kirchlichen Oberhauptes wurde unter seiner Regierung das uralte „Wolfsfest“ (Lupercalien), dessen Ursprung in die Anfänge der Stadt hinaufreichte (III, S. 36), mit den schlichten Späßen patriarchalischer Einfalt wie in den Tagen der Vorzeit begangen.

Anthemius. 467—472.

1. Jan. 468.

Kaiser Leo betrachtete Anthemius als seinen „geliebten Sohn, mit dem er das Regiment des Erdkreises getheilt habe“ und nahm eine väterliche Obmacht in Anspruch. Das ganze Römerreich trat nun gegen den vandalischen Verwüster unter die Waffen. Während Marcellinus, mit Rom ausgesöhnt, die dalmatischen Schiffe auslaufen ließ und den räuberischen Feind von der Insel Sardinien vertrieb, und Heraklius, Statthalter von Aegypten, mit den Truppen jenes Landes, begleitet von Arabern zu Pferde und auf Kamelen durch die Wüste zog, um nach Bewältigung der Küstenstädte von Tripolis vor die

Der Seekrieg wider Geiserich. 468.

Mauern von Karthago zu rücken; segelte eine Flotte von 1113 wohlbemannten Galeren, auf deren Ausrüstung die ungeheuere Summe von 130 Pfund Goldes verwendet worden, aus dem Hafen von Constantinopel der afrikanischen Küste zu. Zur Bestreitung des Aufwandes waren die Provinzen, die Städte und die Privatgüter des Kaisers mit schweren Abgaben bedrückt worden. Aber der Oberbefehl lag in den Händen des Basiliskus, eines unfähigen oder treulosen Mannes, der für solche Ehre keine anderen Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er der Bruder der Kaiserin Verina war, welche die vergangenen Fehler mit dem Schleier schwesterlicher Liebe verhüllt hatte. Der Anfang versprach den besten Erfolg. Die gewaltige Armada legte bei dem Vorgebirge Bona, etliche Meilen von Karthago ans Land. Anstatt aber mit der gesammten Streitmacht rasch auf die Hauptstadt loszurücken, ließ sich Basiliskus durch die Versicherungen Geiserichs, daß er sich unterwerfen und Frieden halten wolle, täuschen und gewährte zur Aufstellung der Bedingungen einen Waffenstillstand von fünf Tagen. Diesen benutzte der schlaue und hinterlistige Vandale zu einem treulosen Ueberfall. Während in der Dunkelheit der Nacht eine Anzahl mit Brennstoff gefüllter Fahrzeuge die vorderste Reihe der dichtgedrängten Schiffe in Flammen setzte, machte Geiserich von der anderen Seite einen unerwarteten Angriff. Bald herrschte die furchtbarste Verwirrung unter der römischen Schiffsmannschaft und Feuer und Wasser forderten unzählige Opfer. In dieser Noth bewies nur der Unterbefehlshaber Johannes altrömischen Heldensinn. Als sein tapfer vertheidigtes Schiff von den Flammen fast gänzlich zerstört war, stürzte er sich mit voller Rüstung in die Wogen, die Aufforderung zu ehrenvoller Ergebung standhaft zurückweisend. Basiliskus dagegen floh, als die Hälfte der Flotte vernichtet war, mit dem Reste von dem Schauplatz des Schreckens und der Verwüstung und barg sein schuldvolles Haupt im Heiligthume der Sophienkirche, bis seine Schwester durch Thränen und Bitten bei dem entrüsteten Kaiser seine Begnadigung auswirkte. Das Volk beschuldigte ihn einer Verschwörung mit Aspar zur Schonung des Vandalenkönigs. Heraklius kehrte durch die Wüste zurück und Marcellinus wurde auf Sicilien von einem seiner Hauptleute, vielleicht auf Anstiften Ricimers, ermordet, der fähigste und furchtbarste unter Geiserichs Gegnern.

Untergang der römischen Flotte.

Vandalen u. Gothen im Bund wider Rom.

Nun war der Seeräuberkönig von Neuem der Tyrann des Mittelmeeres und die Zuchtruthe der Inseln und Küstenländer, die er schonungsloser als je zuvor mit seinen Raubfahrten heimsuchte. Nicht zufrieden mit der Wiedereroberung von Sardinien und Tripolis, fügte er auch Sicilien seinen Besitzungen bei und schloß dann mit den Ostgothen an der Donau und mit den Westgothen in Südgallien ein Schutz- und Trutzbündniß, damit das morgenländische und abendländische Reich zu gleicher Zeit von drei Seiten angegriffen und sowohl durch die äußere Bedrängniß, als durch die innere Zerrüttung, Zwietracht und Schwäche dem sichern Untergange entgegengeführt würde. Gestärkt durch diesen

Bund unternahmen die Westgothen, die schon unter Theodorich durch die Erwerbung der wichtigen Stadt Narbonne und der Umgegend ihr Reich erweitert und abgerundet hatten (462), unter dem streitbaren König **Eurich**, dem Mörder und Nachfolger Theodorichs, Eroberungszüge in Gallien und Spanien. Im geheimen Einverständniß mit **Arvandus**, dem Präfect des römischen Galliens, bekriegte Eurich den britischen Heerfürsten **Riothimus**, der vor den Angelsachsen flüchtend mit 12000 Mann den Römern an die Loire zu Hülfe gezogen war und nöthigte ihn durch den Sieg bei Bourges mit den Trümmern seines Heeres bei den Burgundern, Roms treuen Bundesgenossen, Zuflucht zu suchen.

Eurich der Westgothenkönig. 466–484. Er dehnt seine Herrschaft über Gallien aus. 470.

Arvandus, der aus Uebermuth und Leichtsinn sich in hochverrätherische Umtriebe eingelassen und dem König Eurich in einem Schreiben den Rath gegeben hatte, Gallien nach dem natürlichen Völkerrecht zwischen den Westgothen und Burgundern zu theilen, wurde zur Verantwortung nach Rom geladen und auf die Anklage von vier gallischen Abgeordneten von dem Senate zum Tode verurtheilt, die Strafe jedoch auf Verwenden seines einflußreichen Freundes Sidonius in Landesverweisung umgewandelt. **Seronatus** dagegen, ein anderer gallischer Oberbeamter, den der Dichter den „Catilina seines Jahrhunderts" nennt, der zur Befriedigung seiner ausschweifenden Laster und Habsucht den Westgothen das Arvernerland verrieth, erlitt den Tod durch die Hand des Nachrichters.

Arvandus u. Seronatus. 469.

Bei dieser inneren Auflösung fiel es dem unternehmenden Westgothenkönig Eurich nicht gar schwer, alles Land von der Loire bis ans Mittelmeer, von der Rhone bis an die Pyrenäen mit Einschluß der Städte Arles und Marseille zu dem Tolosanischen Reiche zu vereinigen. Da endlich auch Auvergne trotz der heldenmüthigen Gegenwehr des **Ecdicius** (Decius) von Clermont, des hochherzigen Sohnes des früheren Kaisers Avitus, in die Gewalt der Westgothen gerieth und im Norden und Osten Franken und Allemannen, mit den südlichen Volksgenossen wetteifernd, ihre Grenzen ausdehnten, so blieb allmählich in Gallien den Römern nur noch die Umgegend von Soissons (Sigdunum), welche der Statthalter **Syagrius**, des Aegidius Sohn, „aus dem allgemeinen Schiffbruch einstweilen rettete."

474.

Zu gleicher Zeit erlag auch in Spanien der letzte Rest der römischen Besitzungen den vereinten Angriffen der germanischen Völker, insbesondere der Westgothen. Der kühne Eurich zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres über die Pyrenäen, unterwarf Saragossa und Pampeluna, besiegte in offener Feldschlacht den kriegerischen Adel der tarragonensischen Provinz, trug seine siegreichen Waffen bis in das Herz von Lusitanien und nöthigte die Sueven unter ihrem König Remismund die Oberhoheit der Westgothen über Gallicien anzuerkennen. Nach solchen glänzenden Erfolgen kehrte Eurich, nunmehr Gebieter über den größten Theil der pyrenäischen Halbinsel, nach Toulouse zurück, um bei dem Untergang des weströmischen Reiches noch einige Trümmer an sich zu bringen und den Eroberungen der Franken und Burgunder Einhalt zu gebieten.

Eurich in Spanien.

Damals war der Name des Westgothenkönigs Eurich geehrt und gefürchtet bei allen Nationen. Sidonius Apollinaris erzählt, wie zu den Thoren seines Palastes in Bordeaux die Gesandten von allen Gegenden zuströmten, den gefürchteten König um Bündnisse, um Freundschaft, um Schutz oder um Abwendung seines Zornes zu bitten. Gleich groß im Frieden wie im Krieg führte er das Gothenreich auf den Gipfel seiner Größe.

Sein Charakter. Eurich veranstaltete die erste schriftliche Aufzeichnung der westgothischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten, wobei er sich der Dienste des um die Studien und Wissenschaften hochverdienten Rechtsgelehrten Leo aus Narbonne bediente; und das Vertrauen, mit dem der arianische König diesen Staatsmann trotz seiner Anhänglichkeit an den katholischen Kirchenglauben fortwährend beehrte, ist ein vollgültiges Zeugniß für Eurichs religiösen Duldungssinn und widerlegt die Beschuldigung des feindselig gesinnten Bischofs Sidonius Apollinaris, daß unter ihm die katholischen Christen bedrückt und verfolgt worden seien. Nach einer neunzehnjährigen Regierung starb Eurich in Arles 484 und hinterließ von seiner Gemahlin Ragnahild einen Sohn, der unter dem Namen Alarich II. den westgothischen Thron bestieg.

Ricimers Ausgang. 472. Während dieser Vorgänge war Rom und Italien der Schauplatz neuer Stürme und Wechselfälle geworden, die endlich den Untergang des Reiches herbeiführten. Das gute Einvernehmen Ricimers mit seinem Schwiegervater Anthemius war von kurzer Dauer. Der übermüthige Sueve verlegte seinen Sitz nach Mailand, wo er die Barbaren, je nach den Umständen, herbeirufen oder zurücktreiben konnte und nahm eine feindselige Haltung gegen Rom an. Die Versöhnungsversuche des heiligen Epiphanius, Bischofs von Pavia, „der klug war wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben,“ waren von geringer Wirkung. Endlich warf Ricimer die Treue gegen den griechischen Kaiser und dessen Schützling von sich und zog, unterstützt von burgundischen und suevischen Hülfstruppen, vor die Thore Roms, um den Senator Olybrius, den Gemahl der Kaisertochter Placidia, der sich in seinem Lager am Anio eingefunden und Geiserichs mächtige Fürsprache für sich hatte, als Augustus einzusetzen. Im geheimen Einverständniß mit einer Anzahl Senatoren unternahm Ricimer die Eroberung der von Anthemius und einer Abtheilung gothischer Hülfsvölker vertheidigten Stadt vom Janiculum aus. Nach kurzem Widerstand
11. Juli 472. wurde Rom erstürmt, der edle und vaterländische Kaiser aus dem Verstecke gezogen und auf Befehl seines Schwiegersohnes getödtet und dann die Stadt der Wuth und Raubsucht der verwilderten Soldatenbanden preisgegeben. Mit
20. Aug. dieser ehrlosen That schloß das blutbefleckte Leben Ricimers. Vierzig Tage später stürzte eine ansteckende Krankheit den gewaltigen Mann ins Grab, und
Olybrius † 23. Oct. 472. einige Wochen darauf folgte ihm Olybrius, den er mit Einwilligung des byzantinischen Herrschers mit dem Purpur geschmückt hatte. Bei seinem Tode übertrug Ricimer den Heerbefehl über die Truppen Roms seinem Neffen Gundobald, einem Fürsten der Burgunder. Dieser erhob den Glycerius, einen
Glycerius. 473. tapfern Soldaten von unbekannter Herkunft, auf den machtlosen Thron,

während der oströmische Hof den Julius Nepos, den Neffen des tapfern Julius Nepos.
Marcellinus und dessen Nachfolger in der Provinz Dalmatien, zum Augustus 474—475.
des Abendlandes ernannte. Nepos, mit einer Nichte der Kaiserin Verina vermählt, rückte vor die Thore Roms. Glycerius, schwach unterstützt, entsagte der Herrschaft und begnügte sich mit der gefahrloseren Würde eines Bischofs von Salona. Aber auch dem neuen Kaiser war eine kurze Regierung beschieden. Nachdem er den tapfern Ecdicius von Clermont nach Rom berufen, um ihn für sein rühmliches Verhalten mit dem Range eines Patriciers zu belohnen und die Landschaft Auvergne den Westgothen, die schon thatsächlich im Besitze waren, vertragsmäßig überlassen hatte, sah er sich durch den wüthenden Aufstand der barbarischen Bundestruppen unter dem Oberfeldherrn Orestes zur Flucht
von Rom nach seinem dalmatischen Heimathlande genöthigt. Orestes, Sohn Aug. 475.
des in Pannonien seßhaften Tatulus, war nach Attila's Tod in die Dienste Roms getreten und hatte durch die dort gesammelte Erfahrung und Kriegsübung den letzten Kaisern trefflichen Beistand geleistet, so daß ihn Julius Nepos selbst zum Patricier und Oberfeldherrn ernannt hatte; aber ehrgeizig und an Glückswechsel gewohnt, strebte er, im Vertrauen auf die seinem Befehle untergebenen Hülfstruppen der Heruler, Scyren, Alanen, Turcilinger, Rugier u. A. nach der höchsten Gewalt. Während Nepos, verlassen von dem oströmischen Hofe, wo um dieselbe Zeit Leo I. (Jan. 474) und sein Enkel Leo II. (Nov. 474) starben und des ersteren Schwiegersohn und Nachfolger Zeno der Isaurier, von eigenen Sorgen und Gefahren umringt, zur Rettung des Westreichs nichts beitragen konnte, nach Salona flüchtete, um dort fünf Jahre später durch die Nachstellungen des Glycerius seinen Tod zu finden (480), zog Orestes als Sieger in die verlassene Hauptstadt Ravenna ein und schmückte daselbst seinen unmündigen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus mit der macht- und
ruhmlosen Kaiserkrone. Aber noch vor Verlauf eines Jahres machte Orestes 31. Oct. 475.
die Erfahrung, „daß die Lehren des Meineides und Undankes, welche ein Em- Romulus Augustulus.
pörer geben muß, gegen ihn selbst zurückspringen," und daß dem Herrscher von 475—476.
Italien nur die Wahl blieb, entweder der Sclave oder das Opfer seiner Barbarensöldner zu sein. Die fremden Truppen, die aus jeder Umwälzung Solderhöhung, Vorrechte und Vortheile aller Art zogen und darum an dem raschen Wechsel der Herrschaft Gefallen fanden, vereinigten sich nun zu der Forderung, Orestes solle ihnen zum Lohne für ihre Dienste den dritten Theil vom italischen Grund und Boden abtreten. Als der Oberfeldherr ihr trotziges Verlangen zurückwies, reizte Odoaker, wie es heißt ein Sohn des erwähnten Heruler- oder Rugierfürsten Edeko (S. 639), seine Waffengenossen zur Empörung, rückte an ihrer Spitze vor die Stadt Pavia, hinter deren Mauern und Festungswerken Orestes Zuflucht gesucht, und ließ, während die rohen Kriegsleute die erstürmte Bischofstadt mit Raub und wilden Gräuelthaten füllten, den gefangenen Pa-
tricier enthaupten. Sein Bruder Paulus wurde in einem Gefechte bei Ravenna 28. Aug. 476.

getödtet, dem harmlosen Romulus Augustulus aber wies der Sieger einen Wohnsitz in Campanien und ein Gnadengehalt von 6000 Goldgulden an, und machte dann, von den germanischen Kriegsvölkern als „König von Italien" begrüßt, dem weströmischen Reich ein Ende. Romulus Augustulus, ein schöner Jüngling ohne den Ehrgeiz und Unternehmungsgeist seines Vaters, entsagte gerne der kaiserlichen Würde, um auf dem reizenden Landhause, das einst Marius und Lucullus an der lieblichen Bucht von Bajä besessen und das in der Folge in eine Kirche und ein Kloster verwandelt die Gebeine des heiligen Severin aufnahm, seine Tage in der Ruhe des Privatlebens zu vollbringen; und Zeno, der Beherrscher des oströmischen Reichs, in dessen Augen noch immer der in Dalmatien lebende Julius Nepos als rechtmäßiger Kaiser galt, willfahrte nach einigem Bedenken den Bitten des römischen Senats, der ihn durch eine feierliche Gesandtschaft ersuchen ließ, die Würde eines Augustus des römischen Reichs allein dem Beherrscher von Constantinopel vorzubehalten und den Odoaker im Rang eines Patriciers, den ihm auf sein Ersuchen Julius Nepos ertheilt hatte, zu bestätigen und ihm die Verwaltung der Diöcese Italien zu übertragen. Nun herrschte Odoaker, der Sohn Edifo's, der einst neben Orestes im Feldlager des großen Hunnenkönigs in hohem Ansehen gestanden, als Patricius und Oberfeldherr über Italien, anfangs im Namen des Julius Nepos, dann nach dessen Ermordung (480) mit stillschweigender Einwilligung des byzantinischen Kaisers, in einer Stellung, die nur der Idee nach eine untergeordnete und abhängige, in Wirklichkeit eine selbständige war. Nach der Auflösung des Hunnenreiches war Odoaker einst als gemeiner Kriegsmann mit stolzen Hoffnungen in der Brust nach Italien gezogen und hatte dann durch seine Tapferkeit und seine kriegerischen Talente einen ehrenvollen Rang in der aus deutschen Soldtruppen gebildeten Leibwache erlangt, bis ihn das Schicksal zum Vollstrecker eines großartigen lange vorbereiteten Weltereignisses bestimmte.

Odoaker „König von Italien." 476—493.

Zehn Jahre später erlag auch der letzte unabhängige Statthalter in Gallien, Syagrius in Soissons, dem Schwerte des Frankenkönigs Clovis (Chlodwig), worauf in Europa ein neuer durch Christenthum und Germanenthum begründeter Zustand eintrat. So sank das römische Weltreich unter den Streichen germanischer Krieger. Alle Stämme haben bei der großen That der Zerstörung mitgewirkt, doch ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend. Aber die Erinnerung an den gemeinsamen großartigen Weltkampf gestaltete sich zu reichen Sagenkreisen, aus denen die deutschen Sänger aller Stämme ihre Stoffe holten, wie einst die griechischen aus dem Trojanerkrieg. Die deutsche Heldensage, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchs, immer neue Lieder zeugend, hat ihre Wurzeln in dem großen Völkerkampf wider Rom. „Wie wunderbar erscheint aber nun der Gang der Weltgeschichte. Die Auflösung des occidentalischen Reiches mußte ganz allmählich erfolgen, damit so viele Keime einer höheren Cultur gerettet würden, als nöthig waren, um

Syagrius von Soissons. † 486.

Ende des weströmischen Reiches.

zunächst die zerstreute germanische Völkerwelt selbst enger in sich zu verbinden, dann aber die Grundlage einer neuen nationalen Geistesentwickelung werden zu können.'

Ideale Fortdauer des Römerreiches.

Aber mochte auch das römische Reich in Wirklichkeit untergegangen sein, in der christlichen Geschichtschreibung, die ausschließlich in die Hände der Geistlichen gerieth, wurde der Fortbestand des römischen Reiches vorausgesetzt. Aus der „allgemeinen Weltgeschichte" des Eusebius, von Hieronymus fortgeführt bis zum J. 378, der Grundlage und dem Vorbilde aller Chroniken des Mittelalters, und aus dem „römischen Staatskalender" nebst den späteren Zusätzen, den Ostertafeln, den Todestagen der römischen Bischöfe und der Märtyrer u. A., ging diese Idee in die ganze folgende Historiographie über. „Mochte das römische Reich in Trümmer fallen," bemerkt Wattenbach, „das morgenländische Reich keinen Schatten von Macht über den Westen besitzen, für die Chronisten ist und bleibt es das Weltreich, der Faden der sie leitet. Die in das Reich eindringenden deutschen Stämme sind und bleiben Barbaren, wenn auch der Schreibende, welcher jedoch immer der Kirche angehört, selber ihr Landsmann ist. Diese Auffassung aber beschränkt sich nicht auf diese Zeit, sie bleibt herrschend durch das ganze Mittelalter, denn sie war bedingt durch die einmal allgemein angenommene Erklärung von dem Traume des Nebukadnezar, bei dem Propheten Daniel, 2, 44. „Aber zur Zeit solcher Königreiche wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird, und sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und verstören aber es wird ewiglich bleiben." In diesem Reiche erkannte man das römische Reich, und seine Fortdauer war daher außer aller Frage. Demgemäß behandeln denn auch die späteren Weltchroniken die deutsche Geschichte niemals als etwas neues, selbständiges, sondern nur als eine Fortführung des römischen Reiches; sie führen nach dem Untergange des westlichen Reiches die byzantinischen Kaiser fort bis auf Karl den Großen, und bewahren so eine scheinbare Continuität, wenn sie auch dazwischen die Volksgeschichten episodisch in ihr großes Fächerwerk einschalten, wie Ekkehard."

VIII. Die neuen Staatenbildungen im sechsten und siebenten Jahrhundert.

1. Italien unter Theoderich dem Ostgothen.

Odoaker. 476—489. Dreizehn Jahre herrschte Odoaker als römischer Patricius und deutscher Heerkönig mit Ruhm und Gerechtigkeit über Italien, ohne daß er in den bestehenden Zuständen und Einrichtungen wesentliche Umgestaltungen vorgenommen hätte. Er achtete die Gesetze Roms und erhielt sie in Geltung und Ansehen; er ehrte den Senat und überließ die Verwaltung, Rechtspflege und Steuererhebung den einheimischen Beamten in altgewohnter Weise, und wenn gleich dem arianischen Glauben ergeben, übte er doch Duldung und erwies dem römischen Klerus allezeit Achtung und Ehrfurcht. Mußte er auch den deutschen Kriegsschaaren, welche ihn auf den Thron erhoben, die an Orestes gestellten Forderungen gewähren und sie durch die Anweisung von Landbesitz zufrieden stellen, so milderte doch seine Klugheit und Menschlichkeit die Härte der Maßregel. Zudem war Italien durch Krieg und Empörung, durch Pest und Hunger in den langen Jahren der Drangsal so sehr entvölkert, daß weite Strecken unbebaut lagen, und wenn von den unermeßlichen Latifundien der reichen Senatorenfamilien Roms ein Drittel den fremden Ansiedlern als Eigenthum zugemessen wurde, so war dies ein heilsamer Schritt zur Hebung der verwahrlosten Bodencultur.

Die Landesvertheilung der Germanen. So kam also das altgermanische Eroberungsrecht, kraft dessen die Sieger sich den dritten Theil des besiegten Landes anzueignen pflegten, wie schon Ariovist in Gallien gethan, hier zum erstenmal in Anwendung, wenn gleich die römische Herrschaft in Italien nicht in Folge einer auswärtigen Eroberung, sondern eines inneren Gestaltungsprozesses aufgelöst wurde. Vielleicht führte die schon seit Honorius bestehende Sitte, daß die Einwohner Italiens den bei ihnen in Quartier liegenden Soldaten der deutschen Bundesvölker den dritten Theil der Behausung zur Benutzung überließen, zu dem Gedanken, diesen Grundsatz auch auf das Ackerland anzuwenden. In andern Ländern, wo die Besitznahme mehr durch Eroberung geschah, wie in Gallien und Afrika, verblieb den Eingebornen nur ein Drittel ihres ehemaligen Grundeigenthums

Nicht minder kräftig und ruhmvoll war Odoakers Regierung nach Außen. Nachdem er Sicilien durch vertragsmäßige Jahrgelder an Geiserich gegen die Vandalen geschützt und dem Westgothenkönig Eurich die Ländergebiete im südlichen Gallien überlassen, die derselbe bereits inne hatte, und dadurch eine friedliche Nachbarschaft im Westen geschaffen, sicherte er die Grenzen Italiens gegen die Einfälle der Barbaren im Osten und Norden. Er setzte über die Adria, um den Mord des Kaisers Julius Nepos zu strafen und Dalmatien zu erwerben. Darauf zog er gegen die Rugier, die ihre Wohnsitze von der österreichischen Donau bis über die Drave und Save ausgedehnt und die Bewohner der Alpenlandschaft Noricum mit der von den Herulern zerstörten Römerstadt Juvavium (Salzburg) vertrieben oder unterworfen hatten. Der Rugierkönig Feletheus oder Fava und seine grausame Gemahlin Gisa hatten dem heiligen Severinus, dem „Apostel der Noriker," den einst Odoaker auf seinem Zuge nach Italien in seiner Zelle aufgesucht und aus seinem Munde die Weissagung künftiger Macht und Größe empfangen hatte, aus arianischem Eifer viele Kränkungen zugefügt. Aber nur wenige Jahre hatte der Heilige sein dem Wohlthun und der Linderung des menschlichen Elends gewidmetes Asketenleben beschlossen, als das Rugierreich unter den Schlägen der stammverwandten deutschen Nachbarn, der Heruler, Sciren, Turcilinger, die Odoaker gegen dasselbe ins Feld führte, zusammenbrach. Der König und seine Gemahlin mußten als Gefangene nach Italien wandern, begleitet von einem Theile des Volkes, das die deutschen Ansiedler der Halbinsel verstärkte. Mit den zersprengten Resten zog des Feletheus Sohn Friederich, der Mörder seines Oheims, gedrängt von Odoakers Bruder Wulf (Onulf) zu den Ostgothen in Pannonien, wo er alle Mittel anwandte, ihren König Theoderich, seinen Verwandten, zu einem Rachekrieg wider Odoaker zu reizen.

Odoakers Haltung nach Außen. — *8. Jan 482.* — *487.*

Ein Jahr nach dem Tode Attila's, als die Ostgothen unter drei tapfern Brüdern, Walamir, Theodemir, Widimir, aus dem edlen Geschlechte der Amaler, ihre Freiheit und Unabhängigkeit von den Hunnen erstritten, wurde bei Carnuntum, an den Ufern des Pelsosees, dem mittleren derselben von seiner geliebten Beischläferin Ereliva (Eusebia) ein Sohn geboren, dem er den Namen Theoderich beilegte. Mit der Nachricht von der Geburt des Sohnes empfing Theodemir zugleich die frohe Botschaft, daß sein Bruder Walamir einen entscheidenden Sieg erfochten. In jungen Jahren wurde der Fürstensohn, von hohem Wuchs und starker Hand, zur Bürgschaft eines neugeschlossenen Friedens nach Constantinopel gesandt, wo er zehn Jahre verweilte zum Vortheile seiner geistigen Ausbildung und Lebenserfahrung, wenn ihm gleich die gelehrten Kenntnisse bis auf die Schreibekunst stets fremd blieben, so daß er noch in seinen späteren Jahren die vier Anfangsbuchstaben seines Namens durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zu zeichnen pflegte. In seinem siebenzehnten Jahre dem Vater zurückgegeben, zeichnete sich Theoderich bald

Theoderichs Geburt und Jugend. — *454.* — *462.*

durch Tapferkeit und Unternehmungssinn vor allen seinen Volksgenossen aus, so daß er bei dem Tode seines Vaters, da Walamir in einer Schlacht gefallen und Widimir mit einer Kriegsschaar zu den stammverwandten Westgothen nach
475. Gallien gezogen war, durch die einstimmige Wahl des Volkes auf den erblichen Thron der Amaler erhoben ward.

Kaiser Zeno. 474–491. Um diese Zeit herrschte in Constantinopel der Isaurier Zeno, ein feiger und unwürdiger Fürst, der als Gemahl der edlen und treuen Ariadne nach dem Tode ihres Vaters Leo den Thron gewann, zuerst als Mitregent seines Sohnes, dann nach dem verdächtigen raschen Hinsterben des letztern im eigenen Namen. Aber Zeno's Herrschaft war durch Palastintriguen gefährdet. Verina,
476. seine ehrgeizige, leidenschaftliche Schwiegermutter, bewirkte seine Vertreibung und die Erhebung ihres Bruders Basiliskus, der aber seinerseits bald wieder einer Verschwörung zum Opfer fiel, die den entthronten Zeno aus seinen hei-
477. mischen Bergen in die Kaiserburg zurückführte. Rachedürstend verurtheilte er seine mächtigen Feinde zum Verschmachten durch Kälte und Hunger; nur Verina entging seiner blutbefleckten Hand; sie stellte dem verhaßten Schwie-
479. gersohne in Syrien und Aegypten neue Gegenkaiser auf und beharrte bis an
Theoderich und die Oströmer. ihr Ende in einer fruchtlosen Empörung. Diese Wirren im byzantinischen Reich kamen dem jungen Ostgothen-König zu Statten. Zeno überhäufte ihn mit Beweisen von Vertrauen und Wohlwollen, damit er nicht mit der Gegenpartei
478. 479. sich verbinde und ihn von Norden her bedränge. Er ertheilte ihm den Rang eines Patricius und Consuls, er ernannte ihn zum kaiserlichen Befehlshaber mit hohen Jahrgeldern, damit er die Niederdonau beschütze, er beehrte ihn mit dem Titel eines kaiserlichen Freundes und Waffensohnes und errichtete ihm
484. einige Jahre später, als er von neuen Empörern (Ilus und Leontius) bedroht war, eine Reiterstatue in der Hauptstadt. Theoderich war nicht undankbar gegen diese Gnade. Er stand seinem Gönner kräftig zur Seite im Kampfe gegen dessen Widersacher und bekriegte sogar seinen Stammesgenossen, den älteren Theoderich, des Triarius Sohn, der schon seit Jahren als Verwandter und Erbe des mächtigen Gothen Aspar das byzantinische Reich bald geschirmt, bald befehdet hatte, und nun mit seinen Kriegern in die Dienste des Basiliskus getreten war. Aber die Macht eines gothischen Heerkönigs über die Geschlechtshäupter und Waffengefährten war sehr begrenzt und gar häufig von dem guten Willen der Untergebenen abhängig. Die deutschen Wehrmänner, gewöhnt an ein unstetes Leben voll Raub und Krieg, fügten sich schwer der Ordnung und dem Gesetze: ohne Neigung und Ausdauer für den mühevollen Ackerbau und nach leichtsinniger Soldatenart mit ihrer Habe verschwenderisch wirthschaftend, waren sie, trotz der hohen Löhnung, stets in Noth und vergriffen sich dann leicht an dem Eigenthum der Einwohner, zu deren Beschützung sie aufgestellt waren. Mit Unwillen und Bestürzung hatte man in Constantinopel die Mißhandlungen vernommen, denen die Bewohner der thracischen Städte und Dörfer aus-

gesetzt waren, und Theoderich gewahrte bald, daß der byzantinische Herrscher ihn mehr und mehr mit Argwohn betrachtete, namentlich seitdem der triarische Theoderich, der sich mit seinem Stamm- und Namensverwandten ausgesöhnt und zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden hatte, durch einen Sturz vom Pferde plötzlich gestorben und der Sohn Theodemirs als alleiniges Oberhaupt 481.
sämmtlicher Ostgothen anerkannt worden war. Theoderich wurde für den Hof in Constantinopel ein Gegenstand der Furcht und des Hasses, und nur den wiederholten Aufständen und unruhigen Bewegungen in Asien war es zuzuschreiben, daß noch einige Jahre lang das gespannte Verhältniß nicht in völligen Kriegszustand überging. „Dreizehn Jahre waren verflossen seit Theoderich mit den Waffen in der Hand auf römischem Gebiet erschienen. Der ganze Vorrath von Ehren und Vortheilen hatte sich an ihm erschöpft; die Provinzen zwischen Donau und Peneus, dem Pontus und dem ionischen Meer hatte er gebrandschatzt und dann wieder eine Zeitlang als Ansiedler ruhig gelassen; als Retter des Kaiserthums hatte er einen Triumphzug in Constantinopel gehalten und als Feind vor dessen Mauern gestanden.“ Diese widerstrebenden Verhältnisse waren auf die Dauer unhaltbar und beide sehnten sich nach einer Veränderung. Zeno ging daher mit Freuden auf den Wunsch Theoderichs ein, als dieser auf Anregung des flüchtigen Rugierfürsten Friederich den byzantinischen Hof um die Erlaubniß bat, seine Gothen aus den sumpfigen Einöden Pannoniens nach Italien zu führen und ihnen dort eine neue Wohnstätte zu bereiten. Auf diese Weise wurde die Hauptstadt von der Nähe eines drohenden Kriegsheeres befreit und zugleich die kaiserliche Autorität in Italien aufs Neue befestigt.

Es war zu Anfang des Winters 488, daß sich alle Gothen aus den Ebenen der Niederdonau und den grasigen Abhängen des Hämus zu Nová in Nieder-Mösien versammelten, um unter dem Banner Theoderichs den Eroberungszug nach Italien anzutreten. Eine lange Reihe von Wagen, auf denen sich die Weiber, Kinder und Habseligkeiten befanden, folgte den Kriegsschaaren zu Fuß und Roß, so daß der Zug, dem sich außer den zersprengten Rugiern noch Abenteurer aller Völker und Zungen anschlossen, den Anblick eines wandernden Volkes darbot. Im Ganzen mag die Zahl der Auswandernden 200,000 Menschen betragen haben. Vorräthe von Korn, in tragbaren Mühlen von den Händen der Frauen zermalmt, Milch und Fleisch ihrer Rinder- und Lämmerheerden, das Erträgniß der Jagd und die Lieferungen der Völker, durch deren Länder sie zogen, gewährten den nothwendigen Unterhalt. Die Weiber Kinder und Knechte rührten die Hände in wirthschaftlicher Arbeit, die Männer zogen hinaus gegen den Feind oder die reißenden Thiere, welche die Wagenburg umkreisten. Aber der weite und beschwerliche Marsch durch die verödeten Gegenden Pannoniens, wo an der Stelle der einst blühenden und reichen Städte die wilden Gepiden ihre Feldlager aufgeschlagen oder bulgarische und

Zug der Ostgothen nach Italien. 488. 489.

sarmatische Vandalenstämme ihre beweglichen Zelthäuser umhertrugen, war mit großen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden. Die kriegerischen Bewohner, durch Odoaker gewonnen oder um ihr Land und ihre Freiheit besorgt, suchten den neuen Ankömmlingen den Durchzug zu wehren, so daß Theoderich sich mit dem Schwerte den Weg von der Donau über die Save bahnen mußte, ehe er die julischen Alpen übersteigen und seine Banner an den Grenzen Italiens entfalten konnte. Am Flusse Sontius (Isonzo), unweit der Ruinen von Aquileja, stieß Theoderich, nachdem er seiner ermüdeten Reiterei eine kurze Rast und Erholung gegönnt, auf das Lager, in welchem Odoaker die gesammte, größtentheils aus germanischen Miethvölkern unter einheimischen Stammfürsten bestehende Kriegsmacht gesammelt hatte. Die frische Kraft der Gothen, gehoben durch die Begierde nach dem Besitze des schönen Landes, wo sie die goldene Beute nach Scheffeln zu messen hofften, trug den Sieg davon. Odoaker warf sich mit seinem geschlagenen Heere in die feste Stadt Verona, wo er von allen Seiten Verstärkungen an sich zog. Aber der Gothenfürst ließ ihm nur wenig Zeit. In Kurzem erschien er vor den Mauern Veronas. Eine zweite große Schlacht wurde geliefert mit demselben Erfolg wie die erste. Ein Theil des feindlichen Heeres sank unter der Schärfe des Schwerts, ein anderer ertrank in den Fluthen der Athesis (Etsch). So entscheidend war dieser große Sieg, daß in der Heldensage Theoderich, der während der Schlacht das kostbare Gewand trug, das Mutter und Schwester für ihn gewirkt hatten, davon den Namen „Dietrich von Bern" führte. Odoaker eilte nach Rom, als er aber die Thore verschlossen fand, barg er sich hinter den Mauern seiner Freistatt Ravenna, während sein siegreicher Gegner sich in den Besitz von Mailand und Pavia (Ticinum) setzte. Doch in dieser wechselvollen Zeit war mit dem Geschicke kein dauernder Bund zu flechten. Tufa, der erste Feldherr Odoakers, hatte sich an den Sieger angeschlossen, aber wankelmüthig oder treulos, versöhnte er sich wieder zu Faenza mit seinem früheren Gebieter, zu dessen Bekämpfung er ausgeschickt worden war und führte die ihm anvertrauten gothischen Heerhaufen sammt ihren Führern in Gefangenschaft. Auch der Rugierfürst Friederich trennte sich von Theoderich und machte mit dem Stammgenossen seinen Frieden. Mühsam vertheidigte sich der Gothenkönig im engen Lager vor Pavia wider den vorrückenden Feind, welcher an Mailand und den abgefallenen Städten strenge Vergeltung übte. Und um das Maß des Elends voll zu machen, durchstürmten auch die Burgunder, besorgt über die Gothenmacht, die nun auch im Osten an ihre Grenzen rückte, unter ihrem König Gundobald Ligurien und die Fluren des oberen Po und das Tanaro und schleppten Beute und Gefangene in ihre Berge fort. Erst die dritte Schlacht, die Theoderich, unterstützt von den Westgothen Galliens, an der Adda über Odoaker gewann, entschied den Ausgang des Kampfes. So stießen damals Heruler, Rugier, Ost- und Westgothen, Burgunder und Vandalen in dem Lande zusammen, dem einst

[Margin notes: Die Schlachten von Isonzo und bei Verona. 489. — 30. Sept. — Wechselfälle. — 11. Aug. 490.]

die Welt zugehorcht hatte, und stritten um die letzten Trümmer römischer Herrschaft. Nun schloß der siegreiche König mit einem Theil seines Heeres die feindlichen Truppen in Ravenna ein, mit den übrigen eroberte er die andern Städte. Aber noch lange widerstand der tapfere Odoaker in der durch Sümpfe und Mauern befestigten Kaiserstadt den in der Kunst der Belagerung unerfahrenen Gothen. Endlich im dritten Jahre der Einschließung übergab der Herulerfürst, Odoakers Ausgang. gedrängt von Mangel und Hungersnoth, die tapfer vertheidigte Stadt vertragsweise dem Feinde. 27. Febr. 493. Aber wenige Tage nach dem Einzuge der Gothen 5. März. wurde Odoaker bei einem lärmenden Gelage von Theoderichs eigener Hand niedergestoßen, sei es aus Furcht vor dem gewaltigen Rivalen, dem er die Mitherrschaft zugesagt, oder um dessen Nachstellungen zu entgehen. Auch sein Sohn und seine bedeutendsten Anhänger sammt ihren Familien wurden ihm in die Gruft nachgeschickt. Nur sein Bruder Onulf fand jenseit der Donau eine Zuflucht. Der treulose Rugierfürst Friederich fiel im Kampf wider Theoderichs Feldherren. „Dergestalt kam Italien, die große Mutter der Helden, in die Gewalt der Ostgothen, und das nach den Griechen gebildetste Volk der Erde demüthigte sich unter die Hand der Barbaren, deren rauhe Sprache und rauhe Sitten es gleich sehr verachtete." Nur zögernd und mit Zurückhaltung ertheilte Theoderichs Stellung zum byzantinischen Kaiser. Anastasius, der bisherige Hofbeamte, dem Zeno's Wittwe Ariadne mit ihrer Hand den Kaiserthron von Byzanz gegeben, dem „König von Italien" seine Anerkennung und übersandte ihm die Reichskleinodien und Herrscherzeichen, Anastasius. 491—518. die einst Odoaker eingeschickt aber nicht wieder zurückerhalten hatte. Doch blieb das Verhältniß zwischen Ravenna und Constantinopel ein unbestimmtes und schwankendes. In der östlichen Hauptstadt hegte man die Ansicht, das Land sei den Barbaren zu Besitz und Nutznießung überlassen, ohne daß das Recht dadurch verjähre, und Theoderich förderte durch Ueberlassung äußerlicher Ehrenrechte diesen stillen Vorbehalt. Aber mochte er auch, um seiner Regierung in den Augen der Römer den Schein der Legitimität und der Besitznahme des Landes einen Rechtstitel zu geben, nach der oberherrlichen Anerkennung seiner Eroberung durch den Kaiser streben und darum in seinen Zuschriften an den Beherrscher des Ostens sich der ehrerbietigsten Ausdrücke bedienen und ihn als Vater und Oberhaupt behandeln; mochte er auch zugeben, daß auf den von ihm geprägten Münzen das Bildniß des Kaisers aufgedrückt und auf den öffentlichen Denkmälern dessen Name dem seinigen vorangestellt wurde; in allen Regierungshandlungen trat er als selbständiger Fürst auf; in der inneren Verwaltung und Gesetzgebung folgte er seinem eigenen Sinn, und im Verkehr mit andern Fürsten und Völkern handelte er frei und unabhängig. Ja so weit war er von jeder Unterordnung entfernt, daß er dem Barbarenhäuptling Mundo, welcher von seinem befestigten Lager an der Donau mit seinen Raubschaaren das oströmische Reich beunruhigte, Hülfe zusandte, als er durch den byzantinischen Feldherrn bedrängt ward, 505. und daß er drei Jahre später mit seiner neu-

errichteten italischen Flotte die Schiffe des Kaisers von der Küste Apuliens und
508. Calabriens zurücktrieb. Ohne sich den Charakter oder Namen eines römischen Kaisers beizulegen, bemerkt Procopius, stand er seinen Unterthanen vor und umgab sich mit Allem, was dem Wesen der Kaiser zukommt.

Seine Haltung nach Außen.

Mit derselben Kraft und Umsicht, womit Theoderich das Königreich Italien vor den Uebergriffen Ost-Roms sicher stellte, wußte er seine Macht und Autorität gegen die germanischen Völker, die sein Königreich von allen Seiten drohend umlagert hatten, zu wehren und zu mehren.

Die Heruler und Langobarden.

In den Wohnsitzen der Gepiden, die gleich den Rugiern sich dem Zuge der Ostgothen angeschlossen, hatte sich ein neuer Stamm der Heruler*) niedergelassen, der ursprünglich an der Ostsee seßhaft, von nordischen Wanderzügen gedrängt an der Oder hinaufgezogen war und die Ebenen an der Theiß besetzt hielt. Trotzig, übermüthig und von rauhen Sitten und heftigen Begierden waren diese „Nord-Heruler" der Schrecken der Nachbarn, besonders der Langobarden, die sie zur Zinspflicht nöthigten. Nach Procopius bestand bei ihnen nicht blos der Brauch der Menschenopfer, sondern die noch schrecklichere Sitte, daß die durch Alter und Krankheit Entkräfteten von ihren Verwandten auf einen Holzstoß getragen und mittelst Verbrennen von den Mühsalen des Daseins befreit wurden, und daß die Wittwe eines Dahingeschiedenen durch Pflicht und Ehre gebunden war, neben dem Grabe des Mannes mit dem Strick ihr Leben zu endigen. Die von den Stammfürsten und Geschlechtshäuptern gewählten Könige besaßen geringe Macht und waren in ihren Regierungshandlungen von dem Willen der Edlen abhängig. Mit Rodulf, dem König dieser Heruler, schloß Theoderich Freundschaft und Vertrag und beehrte ihn mit dem Namen eines „Sohnes;" aber dieses Verhältniß trug dem Ostgothen keine weiteren Früchte, als daß sein Reich von dieser Seite nicht gefährdet ward. Denn nach kurzer Regierung erlitt Rodulf durch die Langobarden eine blutige Niederlage, die dem Volke der Heruler den Todesstoß gab. Rodulf selbst flüchtete sich mit einer Schaar getreuer Wehrgenossen zu Theoderich, der ihn liebevoll und gastfrei aufnahm; die Trümmer des Volkes irrten in den Donaugegenden umher und verloren sich mit der Zeit unter andern Stämmen germanischen Blutes oder in fernen Landschaften des Ostens oder Nordens.

In den Tagen Justinians finden wir die letzten Reste in der Nähe der Stadt Singedunum (Belgrad) seßhaft, wo sie als kaiserliche „Bundestruppen" gegen Jahrgelder und Ländereien den Oströmern mit ihrem Schwerte und ihrem Kriegsmuth wichtige Dienste leisteten. Aus ihrer streitbaren Jugend gingen die Heruler-Schaaren hervor, die von ihren Stammfürsten geführt unter Belisar und Narses gegen Perser, Vandalen und Gothen ins Feld zogen.

---

*) Geschichte der Heruler und Gepiden von Aschbach im Archiv für Geschichte u. Literat. von Schlosser u. Bercht. Frankf. 1835. Bd. VI.

Vor Allem war Theoderich bemüht, sein Königreich gegen die Raubzüge der Vandalen und Burgunder sicher zu stellen. Wir haben früher gesehen, wie das germanische Piratenvolk auf der langgestreckten hafenreichen Küste Nord-Afrikas, gelockt von angeborner Raubgier und begünstigt durch die Uebung und Erfahrung der Eingebornen im Seewesen, alle Inseln und Gestade des Mittelmeers mit seinen Corsarenschiffen heimsuchte. Handel und Verkehr lagen darnieder, die Küstenebenen Italiens und Siciliens, sonst so blühend und fruchtbar, waren verödet und ohne Anbau; Rom seufzte unter Mangel und Theuerung. Da gelang es dem umsichtigen König von Italien den Vandalenfürsten Gundamund zu einer Uebereinkunft zu bringen, in Folge deren Sicilien dem Ostgothenreiche zurückgegeben wurde und die frisch bestellten Kornfelder wieder ihren Ertrag in die Vorrathshäuser der hungernden Hauptstadt lieferten. Drei Jahre nachher bewirkte der heilige Epiphanius, Bischof von Pavia, ein hochverehrter, beredter Prälat, der schon öfters als Fürsprecher zwischen Königen und Fürsten gebraucht worden war, bei dem Burgunderkönig Gundobald, zu dem er mit dem Bischof Victor von Turin in Theoderichs Auftrag als Gesandter reiste, daß die Gefangenen, die einige Jahre zuvor aus Ligurien über die Alpen geführt worden waren, die Einen umsonst, die Andern gegen ein mäßiges Lösegeld, zurückgegeben wurden, um die verödeten Fluren wieder anzubauen. Den flüchtigen Schaaren der Allemannen, die nach der Schlacht bei Zülpich (s. unten) vor dem Schwerte des Frankenkönigs Chlodwig Zuflucht bei den Gothen suchten, wies Theoderich in dem Alpenlande Rhätien, dem heutigen Graubünden, Wohnsitze an, eine feste Vorhut gegen fremde Einfälle. Ueberhaupt war das Streben des weisen und besonnenen Königs dahin gerichtet, die deutschen Fürsten durch Vertrag und Uebereinkunft zu einigen und alle germanischen Stämme in einen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. Zu dem Zweck knüpfte er mit den meisten Königen Bande der Blutsverwandtschaft. So vermählte er eine seiner Töchter mit Sigmund, dem Sohne und Nachfolger des Burgunderfürsten Gundobald, eine andere mit dem Westgothen Alarich; seine Schwester Amalafride reichte ihre Hand dem Vandalenfürsten Thrasamund, wobei tausend edle Gothen, jeder mit fünf streitbaren Waffenträgern sie nach dem afrikanischen Lande begleiteten, eine willkommene Hülfsmacht für das verminderte oder verweichlichte Vandalenvolk; ihre Tochter Amalaberga, „ausgezeichnet durch edle Herkunft, gebildete Sitten und weibliche Würde,“ schloß in der Folge ein Ehebündniß mit Hermanfried, dem Fürsten der Thüringer, deren Sitze sich damals vom obern Main und der Saale bis an die mittlere Donau erstreckten. Er selbst führte die Schwester des mächtigen Frankenkönigs als Gemahlin heim.

Vandalen u. Burgunder.

491.

494.

Die Allemannen.

Theoderichs Friedensbestrebungen.

Aber bei Chlodwig überwog die Eroberungssucht die Rücksichten der Verwandtschaft. Taub gegen die Vorstellungen und Drohungen des Schwagers, überzog er dessen Eidam, den Westgothenkönig Alarich, mit Krieg. Wir werden

Kriege in Gallien.

später den Feldzug kennen lernen, in welchem eine einzige Schlacht das Westgothenreich in Gallien zu Fall brachte, nachdem der König Alarich auf der
507. Wahlstatt gefallen war. Doch bewirkte Theoderich durch sein Kriegsvolk, das der tapfere Feldherr Ibbas über die Alpen führte, daß der fränkische Eroberer nicht in das ganze Reich eintrat, und daß für Amalarich, den unmündigen Sohn seiner Tochter und des gefallenen Königs, noch ein Theil des väterlichen Erbes auf der Nordseite der Pyrenäen, darunter Carcassone mit den reichen Schätzen des Volks aus der Gewalt der Franken und des treulosen Halbbruders Gesalich gerettet und mit den spanischen Besitzungen der Westgothen verbunden ward. Theoderich selbst aber bemächtigte sich des südöstlichen Landes
511. bis an die Rhone (Provence) und fügte es dem Königreiche Italien bei. In dem Kriege zwischen Chlodwigs Söhnen und dem durch innere Zwietracht und Familienfehden geschwächten Herrscherhaus der Burgunder, an welchem Theo-
523. derich noch in seinen letzten Lebensjahren als Rächer seines ermordeten Enkels Theil nahm, erweiterte er diese gallischen Besitzungen noch durch günstig gelegene Landstriche aus dem burgundischen Staatengebiete.

Theoderich der Friedensfürst. Aber wenn auch die ungeordnete Weltlage jener Zeit dem Könige der Ostgothen nicht gestattete, seine Regierung frei von Krieg zu halten, so gebührt ihm doch der Ruhm, daß er seinem eigenen Königreiche, das gen Osten über Illyrien bis nach Sirmium an der Donau reichte, den langentbehrten Frieden bewahrte, daß er, so oft unter den germanischen Völkern Zwist und Kampf auszubrechen drohte, stets versöhnend zwischen die Parteien trat, und nur gezwungen zum Schwert griff, um sein schiedsrichterliches Vermittlungs-Amt desto nachdrücklicher verwalten zu können. „Mögen andere Könige," läßt ihn Cassiodor sagen, „durch Krieg und Schlachten Beute und halbzertrümmerte Städte gewinnen; unser Vorsatz ist, mit Gottes Hülfe also zu siegen, daß die Unterthanen sich beklagen mögen, unsere Herrschaft zu spät erlangt zu haben." Diese weise und besonnene Staatskunst blieb nicht ohne Anerkennung und heilsame Folgen. „In dem westlichen Theile der Welt," sagt Jornandes, „war kein Volk, das ihm nicht durch Freundschaft oder Unterwerfung huldigte." Die Erzeugnisse der Kunst und Natur, welche ihm die Warner, die oberhalb den Thüringern saßen, und die Aestyer (Esthen), die Anwohner der Bernsteinküste, aus freiem Antrieb sandten, bezeugen, daß sein Name, wie im Süden, so im Norden, gleich sehr geachtet war, und seine eigenen Geschenke und Gegengeschenke können als Beweise gelten, wie viel ihm an der Freundschaft und friedlichen Gesinnung seiner Mitfürsten gelegen war.

Die innere Regierung. Noch rühmlicher und folgenreicher war Theoderichs innere Regierung. „Er sorgte für Gerechtigkeitspflege, bemerkt Procopius, erhielt die Gesetze im festen Ansehen und entwickelte das höchste Maß von Einsicht und männlicher Thatkraft. Er selbst beging beinahe keine ungerechte Handlung gegen seine Unterthanen und gestattete von keinem andern eine solche, ausgenommen, daß

die Gothen denjenigen Theil der Landgüter unter sich theilten, welchen Odoaker seinen Aufrührern verliehen hatte.“ In diesen Worten sind die wichtigsten Seiten der Regierung Theoderichs angedeutet: 1. In der Landvertheilung begnügte sich der König mit dem Drittheil (Tertia oder Sors), welches schon Odoaker angesprochen hatte. Dieses Maß mochte für die Gothen hingereicht haben, weil der von ihren germanischen Vorgängern geforderte Antheil nicht wirklich hinweggenommen worden und die meisten Loose durch den unglücklichen Krieg wieder in Erledigung gekommen oder an die früheren Besitzer zurückgefallen waren. Daß aber nun die Theilung wirklich und durchgreifend nach gesetzlichen Normen ausgeführt wurde, somit die als widerrechtliche Besitzergreifung angesehene Maßregel Odoakers zum Vollzug kam, mochte dem griechischen Geschichtschreiber als Unrecht erscheinen. Die Ostgothen bekamen also den dritten Theil alles urbaren Landes in ganz Italien nebst der entsprechenden Zahl von Sclaven zur Bebauung. „Insofern sich Ueberreste der Anhänger Odoakers hie und da erhielten, mögen dieselben wohl größtentheils in colonenartigen Verhältnissen auf den Landloosen der Ostgothen, vielleicht auch römischer Grundbesitzer fortgelebt haben, Einzelne wohl auch im Besitze ihres freien Grundeigenthums geblieben sein.“ Wo die Vertheilung nicht wirklich vollzogen wurde, mögen die Inhaber das Drittheil der Einkünfte als einen Erbzins an den Fiscus entrichtet haben, wenigstens wird die von den Gothen erhobene Grundsteuer von Cassiodor mit demselben Namen „Tertien“ belegt.

1. Die Landvertheilung.

Bei allen Einrichtungen und Verordnungen wurde der deutsche König von den Rathschlägen eines Mannes regiert, der alle Vorzüge der Geburt und Bildung vereinigte und die Geschicke seines Vaterlandes auf die heilsamste und zweckmäßigste Weise zu gestalten bemüht war. Dieser Mann war Magn. Aurel. Cassiodorus, einer edlen in Bruttien begüterten Familie entsprossen, dessen Vater und Großvater schon hohe Aemter bekleidet und mit ihrem Arme und ihrem Rathe das sinkende Reich unterstützt hatten. Die inhaltreiche Sammlung amtlicher Schreiben (Variarum epistolarum libri XII.), die wir noch von Cassiodor besitzen, ist ein sprechendes Zeugniß sowohl von der Geschäftskunde des edlen Römers, als von dem hohen Vertrauen und der Zuneigung des Königs, der ihm die Würde der prätorischen Präfectur, des Patriciats und des Consulats verlieh, ihn zu seinem Geheimschreiber und ersten Minister erhob und sich zur Ausfertigung aller wichtigen Verfügungen seiner Feder bediente. Für diese Auszeichnung zeigte sich Cassiodor nicht undankbar. Indem er die Tugenden und Vorzüge des Gothenvolks und seines Königsgeschlechts verherrlichte, suchte er seine Landsleute mit der Fremdherrschaft zu versöhnen und unterstützte somit die Einigungsbestrebungen Theoderichs. Daß diese Landvertheilung nicht gewaltthätig und regellos geschah, sondern nach bestimmten Grundsätzen unter der Leitung römischer Geschäftsmänner, besonders des hochverdienten von Theoderich zum Präfecten erhobenen Liberius, wird ausdrücklich bezeugt. So läßt Cassiodor den König schreiben: „Mit Freuden bemerken wir, daß unser Bevollmächtigter (Liberius) bei der Bestimmung der Tertien beides, die Besitzungen und die Herzen der Gothen und Römer vereinigt hat; denn weit gefehlt, daß die Nachbarschaft, wie gewöhnlich geschieht, Streit veranlasse, hat der gemeinschaftliche Besitz der Güter die Eintracht befördert. Die Freundschaft der

Cassiodor. 480—575. (nach Andern 468—577.)

beiden Völker ist durch den Verlust gewachsen und durch den abgetretenen Ackertheil ein Vertheidiger gewonnen worden, der den Bestand des Grundstücks ungeschmälert erhält." Und an einer andern Stelle heißt es: „Wenn ein zudringlicher Ausländer sich das Landgut eines Römers seit unserer Einwanderung in Italien zugeeignet hat, ohne durch die schriftliche Einweisung unseres Bevollmächtigten dazu berechtigt zu sein, so soll er es ohne Verzug dem ersten Eigenthümer zurückgeben. Ist er aber vor dem genannten Zeitraum in den Besitz des Landes gekommen, und kann er beweisen, daß eine Verjährung von dreißig Jahren obwalte, so wollen wir, daß der Kläger mit seinen Ansprüchen abgewiesen werde."

2. Römische Verwaltung, Gerichtswesen u. Gesetze beibehalten.

2. Voll Ehrfurcht für das altrömische Staatswesen und die feste Reichsorganisation, die er während seines Aufenthaltes in Constantinopel kennen und achten gelernt, ließ Theoderich die alte Verfassung, Gerichtsordnung und Gesetzgebung unverändert bestehen. Die Hof- und Reichsämter, die Würde der „Rectoren" oder Provinzvorsteher, der Senat und die städtischen Magistraturen, an ihrer Spitze der „Defensor" und der „Curator," wurden beibehalten und in der Regel mit Römern besetzt; das römische Recht blieb in Geltung, schon deshalb, „weil die höchst einfachen und vielleicht nicht einmal schriftlich abgefaßten Gewohnheitsrechte der Gothen zur Schlichtung der verwickelten Streitigkeiten, die unter den gebildeten Eingebornen eintraten und durch die Aufnahme der Fremden sich mehrten, auf keine Weise auslangen konnten und Theoderich viel zu weise und menschenfreundlich war, um den Besiegten das zu rauben, was ein Volk jederzeit nur widerstrebend aufgibt und die Römer sicher als die empfindlichste Einbuße angesehen haben würden." Das Edict, das Theoderich im
500. siebenten Jahre seiner Herrschaft ausgehen ließ, und das in 44 kurzen Abschnitten hauptsächlich der Beeinträchtigung des Eigenthums, den Unbilden gegen Sclaven und der Verletzung der weiblichen Ehre zu begegnen sucht, war größtentheils früheren römischen Gesetzessammlungen entnommen und hatte offenbar die Absicht, den Uebergang zwischen den beiden Völkern zu vermitteln und die Gothen allmählich zur römischen Gesetzgebung hinüberzuleiten. Dieselbe Absicht, die beiden Völker zu einem Ganzen zu verschmelzen, lag auch der Aufstellung der „Gothen-Grafen" zu Grunde, welche zur Beförderung der Unparteilichkeit in Klagsachen zwischen beiden Völkern den römischen Gerichtspersonen bei Ausübung der Rechtspflege an die Seite gestellt wurden und in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten.

Diese Absicht geht deutlich aus dem Wortlaut der Verordnung selbst hervor: „In Betracht, daß die Gothen mit Gottes Hülfe unter euch vermischt wohnen, haben wir für nothwendig erachtet, auf daß keine Unordnung, wie zu geschehen pflegt, zwischen den Nachbarn entstehe, einen erprobten Mann als Graf zu euch zu schicken, um mit Berücksichtigung unserer Verordnungen den Streit zwischen zwei Gothen zu entscheiden; wenn aber eine Streitsache zwischen einem Gothen und einem Römer entstehen sollte, so wird er einen rechtskundigen Römer hinzuziehen und den Proceß auf billige Weise schlichten. Zwischen zwei Römern aber mögen Römer erkennen, die wir als Richter in die Provinzen schicken, auf daß einem Jeden sein Recht gewahrt werde und bei der

Verschiedenheit der Richter doch Eine Gerechtigkeit Alle umfasse." Dieses gemischte Gericht hatte also die Bestimmung, „die Verschiedenheit des Rechts, wo sie noch bestehen blieb, auf billige Weise auszugleichen." Aehnliche „Gothengrafen zweiten Ranges" gab es auch in den kleineren Städten.

3. Wie die Gesetzgebung und Rechtspflege, so scheint auch die römische Steuerordnung in den von den Kaisern ausgebildeten Formen beibehalten worden zu sein. Aus den Krongütern oder Domänen wurde ein neues Eigenthum für den König zusammengesetzt und einem Ober-Aufseher (Intendanten) unterstellt, dessen erste Pflicht war, „die Streitigkeiten zwischen den Verwaltern oder Erbzinspächtern der Güter und den Bauern (Colonen) zu schlichten." Die Abgaben und Leistungen bestanden hauptsächlich in Natur-Erzeugnissen zum Unterhalt des Hofes. Nicht unbeträchtliche Einnahmen flossen dem Fiscus aus den königlichen Hoheitsrechten (Regalien) zu. Dahin gehörten die Erzgruben und Bergwerke aller Art, vergrabene Schätze, Erbschaften, zu denen sich keine Anverwandten meldeten oder kein letzter Wille entschied, und die eingezogenen Güter der Staatsverbrecher. Die ergiebigste Quelle des öffentlichen Einkommens war die Grundsteuer, die in der von Diocletian und Constantin festgesetzten Form auch unter Theoderich fortbestand und die sowohl von den neuen (gothischen) wie von den alten (römischen) Gutsbesitzern erhoben ward. Die Steuer wurde von dem König nach Bedürfniß des Staates festgesetzt und durch die Verwaltungsbeamten in drei Jahresfristen theils in Geld, theils in Naturabgaben eingezogen. 3. Steuerwesen.

Aus zwei Erlassen ersieht man, daß die Gothen sich dieser ungewohnten Anordnung nur ungern fügten und mit Strenge zur Steuerpflicht angehalten werden mußten. Daß bei der Erhebung mancherlei Mißbräuche, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen mit unterliefen, geht aus vielen Klagen, Ermahnungen und Drohungen hervor, die in Cassiodors Actenstücken erhalten sind; aber man lernt auch daraus, mit welcher Umsicht, Billigkeit und Gerechtigkeit Theoderich alle Verhältnisse erwog, alle Beschwerden zu heben suchte, allen besondern Umständen Rechnung trug, die Steuerpflichtigen gegen jede Verletzung und Uebervortheilung zu schützen bemüht war. Besonders nahm er sich der Curialen an, damit die städtischen Aemter nicht gemieden würden.

Neben der Grundsteuer dauerte auch die Gewerbsteuer (Auraria, Chrysargyrum), für Kaufleute und Handwerker, und das Monopolium für das Recht des Alleinverkaufs, so wie eine bestimmte Abgabe beim Kauf und Verkauf beweglicher und unbeweglicher Güter (Accis) aus der kaiserlichen Zeit fort. Die Eingangszölle für überseeische Waaren wurden ermäßigt, da Theoderich vor Allem bemüht war, den erstorbenen Handel von Neuem zu beleben und in Aufschwung zu bringen.

4. Wenn Theoderich in der Verwaltung und Rechtspflege ganz in die Fußstapfen der römischen Kaiser trat, wenn er die Regierung und die Handhabung der Gesetze fast ausschließlich den an Bildung und Geschäftserfahrung seinem eigenen Volke weit überlegenen Eingebornen übertrug, so ging er dagegen im 4. Heerwesen.

Kriegswesen ganz seine eigenen Wege, so blieb er stets im Felde wie in seiner Hauptstadt Ravenna der Heerkönig und Kriegsfürst der gothischen Wehrmannschaft. Mochte er selbst als oberster Führer an der Spitze seiner Heere ausziehen, mochten in seinem Namen erfahrene Feldherren die Kriegsschaaren in den Kampf führen, überall folgten nur germanische Streiter dem ruhmreichen Gothenbanner; überall begegnet man nur der altgermanischen Heerordnung, Waffenführung und Kampfart. Kein Römer fand Aufnahme im gothischen Heer; nur Gothen durften Waffen tragen und sich zum Kriege vorbereiten.

„Alles deutet an," bemerkt Manso „daß die Ost-Gothen in kriegerischer Beziehung ihre volle Selbständigkeit behaupteten, und die, so Jahre lang im Solde der Römer-Griechen fremden Fahnen gefolgt waren, nun ihre eigenen aufgepflanzt haben und, wie Tapfern gebührt, aus Dienenden Befehlende geworden sind." Nur an Gothen erging, wenn ein Kampf drohte, der Aufruf, sich zusammenzuziehen und an die bestimmten Sammelplätze zu eilen; nur Gothen bildeten die Besatzung der festen Orte, nur Gothen werden zu Feldherren ernannt. „Wir werden den Gothen und Römern gleiche Gerechtigkeit und gleiche Milde angedeihen lassen," sprach einer der Nachfolger Theoderichs; „beide sollen sich gemeinsamer Rechte freuen und kein anderer Unterschied zwischen ihnen stattfinden, als daß die Gothen die Beschwerden des Krieges für das gemeine Wohl übernehmen und die Römer in sicherer Wohnung sich mehren."

Handel, Gewerbthätigkeit, Ackerbau und die Künste des Friedens waren den alten Bewohnern überlassen, die Waffenführung und die Kriegsehre blieben das Vorrecht der deutschen Eroberer. Gothische Herzöge (Duces) und Grafen (Comites) schützten als Feldoberste und Feldhauptleute die Grenzländer Rhätien und Dalmatien; die königlichen Zeughäuser und Werkstätten standen unter der Aufsicht eines gothischen Waffenvorstehers; deutsche Haustruppen zu Fuß und Roß und ausgezeichnet durch Rang und Ehrensold bewachten und beschützten unter der Leitung eines „Hausgrafen" die Person des Königs und seinen Hof.

Die Truppen im Felde und die Besatzungsheere empfingen Lebensmittel und Löhnung; eben so die fremden Miethsoldaten, damit sie nicht die Provinzbewohner bedrückten oder beraubten. Zur Bemannung der neuerrichteten Flotte dagegen, auf die Theoderich große Sorgfalt verwendete, wurden Eingeborne, Freie und Sclaven angeworben.

Blühender Zustand Italiens unter Theoderich.

Theoderichs Regierung war durch den langen Frieden wie durch die treffliche Fürsorge des Königs ein großer Segen für Italien, das unter ihm wieder zu Wohlstand und Glück emporstieg. Die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, an deren Bestellung auch der Gothe allmählich sich gewöhnte und Lust fand, hob den tiefgesunkenen Feldbau; durch Austrocknung morastiger Gegenden, besonders der pontinischen Sümpfe, die so oft der Gegenstand der Fürsorge römischer Obrigkeiten gewesen, wurde dem Ackerbau neuer Boden geschaffen, und durch zweckmäßige Verordnungen und Vorkehrungen dem Getreidemangel gesteuert, unter dem Rom und Ravenna so häufig zu leiden hatten. Gleichheit des Maßes, Gewichtes und der Münze, treffliche Straßen, von

keinen Räuberbanden beunruhigt, bequeme Küsten- und Flußschiffahrt, Kanäle und Häfen, für deren Reinigung und Herstellung Theoderich eifrig beflissen war, belebten den inneren Verkehr; mäßige Zölle, Begünstigung und liebreiche Aufnahme der Fremden förderten den Handel nach Außen, nach Spanien und Griechenland. Die Grenzen waren durch feste Burgen und Besatzungen geschützt, die öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen, Bäder, Amphitheater, Monumente wurden sorgfältig hergestellt und gegen Verfall und Zerstörung geschützt. Selbst Bildung und Gelehrsamkeit erfreuten sich seines Schutzes; nicht nur daß kenntnißreiche Römer zu den höchsten Staatsämtern und Gerichtsstellen aufstiegen, er sorgte auch für die öffentlichen Lehranstalten in Rom, Ravenna u. a. O. durch Anstellung fähiger Lehrer für Rechtswissenschaft, Heilkunde, Sprache u. A. Selbst die Volksbelustigungen, mit Ausnahme der rohen Gladiatorenkämpfe wurden in Rom und andern angesehenen Städten mit neuem Glanze und Eifer aufgeführt. Die Thierkämpfe in der Arena, die Wettrennen im Circus, die mimischen Darstellungen im Theater ergötzten wieder die schaulustige Menge, nur daß Theoderich dem Uebermaß und allen Ausschreitungen zu wehren suchte. Bei seinem ersten Besuch in Rom im J. 500 lohnte er den feierlichen Empfang durch Gaben und Getreidespenden an die leichtsinnige und träge Volksmasse.

So wurden alle Seiten des altrömischen Cultur- und Staatslebens in dem Ostgothenreich mit Sorgfalt gepflegt. Aber wenn Theoderich glaubte durch die Verschmelzung verschiedenartiger Elemente ein gesundes und harmonisches Ganze zu schaffen, so erfuhr er bittere Täuschungen. Die Vereinigung der Römer und Germanen war eine äußerliche und oberflächliche, die nur bewirkte, daß bei den ersteren der Todeskampf und die Leiden des unvermeidlichen Unterganges sich verlängerten, bei den letzteren die naturwüchsige Kraft und die ursprüngliche Sitte und Einfachheit durch den Einfluß römischer Verderbniß und Verfeinerung sich allmählich verloren. Die Gothen bildeten eine Art Kriegerkaste, die mit der alten Bevölkerung sich nie zu einem wahren Ganzen vereinigte. „Nur selten wurden Ehen zwischen ihnen geschlossen und in allen inneren und wesentlichen Beziehungen blieben sie geschieden: durch Sprache, Sitte, nationale Rechtsgewohnheiten, am meisten aber durch die Religion." — An diesem Zwiespalt ging das ostgothische Reich in Italien zu Grunde. „Weil Theoderich es nicht wagte die morsche Hülle des Kaiserstaats zu zertrümmern, oder nicht vermochte die römische Bildung zu bewältigen, so blieb der innere Gegensatz gefährlich bestehen, um sich wieder aufzuthun und auszukämpfen, wenn keine überlegene Gewalt ihn mehr fesselte und ein Angriff von Außen, von römischer Seite her, ihn aufs Neue entzündete." Die Schattenseiten.

Wie in späteren Jahrhunderten die deutschen Kaiser, so fand auch Theoderich mehr Gefallen an der römischen Cultur, an den Künsten und Wissenschaften des Südens, als an dem rauhen Wesen der Gothen und den Sitten und Gewohnheiten der Verfall der Cultur u. des Geschmacks.

Väter. Während die alten Heldenlieder allmählich verstummten, nahm der Hof von Ravenna mehr und mehr die Formen des abgelebten Roms an. Der König bewunderte die alte Bildung, von der doch nur dürftige Strahlen ohne erwärmende Kraft in seine Seele drangen, er folgte bei seinen Bauwerken dem gesunkenen Geschmack der Zeit und äußerte sein Wohlgefallen an den verkünstelten Schöpfungen eines entarteten Geschlechts, das nicht mehr die geistige Kraft besaß, das hinwelkende Culturleben zu erfrischen. Theoderichs Bemühen, die Reste der alten Kunst und Bildung zu pflegen und zu erhalten, hinderte weder das überhand nehmende Verderben der Sprache, noch den Verfall des Geschmacks, noch den Untergang der Wissenschaften und gründlichen Kenntnisse. „In die Sprache drangen immerfort fremdartige Stoffe, neu geprägte Wörter, schwankende Bezeichnungen und unlateinische Wendungen und Verbindungen. Der Geschmack beugte je länger je mehr von der Linie der Natur und Wahrheit ab, gefiel sich einzig in Uebertreibung und Schwulst und jagte nicht blos in der feierlichen Rede, sondern selbst in amtlichen Verfügungen und Bescheiden nach Schimmer und eitler Gelehrsamkeit. Die Wissenschaften endlich, statt ihren Kreis zu erweitern, schrumpften ganz eigentlich zusammen und verkannten ihre Bedeutung und Würde. Ueberall offenbart sich Beschränktheit und jene Richtung, die den Bedarf des Lebens und des Staates für ihr höchstes Ziel nimmt.“ So emsig Theoderich baute, verschönerte, besserte und kunstfertige Hände beschäftigte, so vermochte er doch in den Künsten so wenig als in den Wissenschaften eine neue Blüthe hervorzurufen. „Seine Kunst war klein im Großen und groß im Kleinen, im Kräftigen übermäßig und geziert im Zierlichen.“

Theoderichs Stellung zu der kath. Kirche.

Es gehörte zu den „wunderbaren und eigensinnigen Verkettungen des Schicksals,“ daß die Eroberer Italiens nicht nur in Sitten, Denkart und Sprache den Besiegten unähnlich waren, sondern daß sie auch in den Vorstellungen von Gott und in der Lehre von der Dreieinigkeit von der rechtgläubigen Kirche abwichen, daß sie in den Augen der Römer Ketzer waren, welche den echten Christenglauben befleckten. Durch nichts sah sich Theoderich in seinem Bestreben, die beiden Völker zu verschmelzen, mehr gehemmt, als durch die Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses. Wie sehr auch der Gothenkönig seine Gerechtigkeitsliebe und seinen duldsamen Sinn gegen Andersgläubige durch zahllose Beweise beurkundete, wie sehr er die katholische Kirche in ihren Rechten und Privilegien schützte, ihren Klerus ehrte, ihre Heiligthümer mit werthvollen Gaben schmückte, es gelang ihm nicht den Haß und Argwohn der Rechtgläubigen zu tilgen. Sie grollten ihm, daß er die Juden gegen christliche Verfolgungssucht und Bedrückung in Schutz nahm, daß er die Klagen und Rechtshändel der Geistlichen den weltlichen Gerichten zur Entscheidung zuwies, daß er den Uebergriffen des Klerus in die Rechte des Staats und in das Eigenthum der Laien Schranken setzte. So sehr er es auch vermied in die inneren Angelegenheiten der Kirche einzugreifen und bei einer streitigen Papstwahl nur nach dem eigenen Wunsch der hadernden Parteien sich einmischte und mit der größten Schonung und Gerechtigkeit die Entscheidung zu Gunsten des von der Mehrzahl gewählten Bischofs (Symmachus) fällte, so legte der orthodoxe Klerus doch nie seine Abneigung gegen den arianischen König ab. Ein Synodalbeschluß erklärte das von Odoaker aufgestellte Gesetz, wornach kein römi-

scher Bischof ohne des Königs Berathung und Zustimmung ernannt werden solle, für unkirchlich und nichtig, ein für die Macht und Selbständigkeit des geistlichen Oberhauptes folgenwichtiger Entscheid. Die feindselige und mißtrauische Stimmung wuchs, als in Constantinopel der Nachfolger des Kaisers Anastasius, Justinus I., ein alter Kriegsmann von niedriger Herkunft und schwachem ungebildeten Geiste, sich auf Anstiften seines Neffen Justinians zum Verfechter der kirchlichen Rechtgläubigkeit aufwarf, und um alle Häretiker mit desto größerem Erfolg ausrotten zu können, die Aussöhnung der griechischen und römischen Kirche eifrig betrieb. Theoderich, schwer gekränkt durch die Verfolgungen, welche der byzantinische Hof über seine arianischen Glaubensgenossen im Morgenlande verhängte, suchte durch eine feierliche Gesandtschaft von vier erlauchten Senatoren, an ihrer Spitze der neue Papst Johannes, den Kai- 524.
ser zu einem milderen Verfahren zu bewegen. Die hohe Verehrung, womit der Bischof in Constantinopel empfangen wurde und die Wirkungslosigkeit der Bitte füllte das Herz des Gothenkönigs mit Groll und Argwohn. In dieser Stimmung wurde ihm von einem hochgestellten Hofbeamten hinterbracht, daß der Consular und Patrizier Albinus mit dem griechischen Kaiser einen hochverrätherischen Briefwechsel zur Vertreibung der arianischen Gothen aus Italien unterhalte, und daß die zwei angesehensten, wegen ihrer Bildung, Tugend und Rechtschaffenheit allgemein verehrten Senatoren Boethius und Symmachus, die von Theoderich zu wichtigen Geschäften verwendet, zu den höchsten Ehrenstellen erhoben und mit seinem ganzen Vertrauen beehrt worden, in die Verschwörung verflochten seien oder sie doch billigten. Empört über den römischen Undank und die italienische Falschheit, ließ Theoderich die Schuldigen ins Gefängniß legen. Boethius, aus dem vornehmen Geschlechte der Anicier, theilte mit Cassiodor außer der hohen Abkunft auch die gelehrte Bildung, die er in Rom und Athen sich durch ernste Studien erworben, die literarische Thätigkeit, die er der Erforschung philosophischer und religiöser Wahrheiten widmete und das vaterländische Streben, die Wohlfahrt des Volkes nach Kräften zu fördern. Aber eigene Unvorsichtigkeit, der Neid der Höflinge und der Argwohn des Königs stürzten den letzten der Römer, „den Cato und Cicero als ihren Landsmann anerkannt haben würden,“ von der Höhe irdischer Glückseligkeit in den Abgrund des Unglücks. Während er im Kerker zu Pavia schmachtete, ohne daß man ihm durch ein gerichtliches Verhör Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben hätte, wurde von dem zitternden Senat das Urtheil des Todes und der Vermögenseinziehung über ihn ausgesprochen. Die Henker erstickten ihn darauf mit einem um seinen Hals geschlungenen Strick und kamen dem zögernden Tod durch Keulenschläge zu Hülfe. Kurz vor seinem Ende verfaßte er im Gefängniß die Schrift: „Tröstung der Philosophie,“ ein goldenes Buch, auf frommer heidnischer Weisheit aufgebaut, das die Erhebung und Beruhigung, die es dem Verfasser in seinen Leiden gewährte, in viele empfängliche

Hinrichtung des Boethius und Symmachus.

Gemüther goß. Der laute Schmerz, den sein Schwiegervater Symmachus, ein Abkömmling jenes muthigen Vertheidigers der Victoriastatue (S. 574), und einem Geschlechte angehörend, welches noch einmal das sinkende Heidenthum neu zu beleben suchte, und durch Verbesserung der Handschriften für Erhaltung der alten Literatur thätig wirkte, über den Tod des edlen Eidams kund gab, brachte auch ihm Verderben. Damit er nicht Gedanken der Rache nähre, wurde der greise Senator von Rom nach Ravenna geschleppt, um dort dasselbe Schicksal zu erleiden. Diese Härte zog dem großen Gothenkönig den unversöhnlichen Groll der Römer zu und trübte den Abend seines Lebens durch die Gefühle der Reue und Schuld, so daß er nach einer ruhmvollen Regierung von 33 Jah-
26. Aug. 526. ren kummervoll in das Grab sank, das er sich an einer erhöhten Stelle zu Ravenna aus mächtigen Quadern hatte errichten lassen. „Ein widerrechtlicher Eindringling war Theoderich freilich," sagt Procopius, „aber ein wahrer König, der Keinem von allen nachstand, die sich je auf dem Throne rühmlich auszeichneten. Er genoß die Liebe der Gothen, und auch bei den Italienern stand er in hohem Ansehen, ganz gegen die Sitte der Sterblichen: denn da in Staatseinrichtungen die Menschen verschiedene Wünsche hegen, so geschieht es immer, daß der Inhaber der Gewalt denen gefällt, welchen seine Handlungen zusagen, dagegen diejenigen kränkt, von deren Meinung er abweicht." Daß das Letztere jedoch auch bei Theoderich eintraf, lehrten die nächstfolgenden Jahre. Bald nach seinem Tode wurde die Asche des „fluchwürdigen Ketzers," die seine edle Tochter Amalasuntha in einer Porphyrvase unter dem großen Granitblock verborgen hatte, aus dem Riesensteine herausgeworfen und in alle Winde zerstreut; aber auch das leere Mausoleum blieb ein redendes Denkmal, und in jenem weisen und starken Amelungen „Dietrich von Bern," der im Heldenlied und in der Sage von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hat, erkannten die Nachgebornen die hohe und ernste Gestalt des großen deutschen Friedensfürsten. Das Gothenreich wurde seinem Willen gemäß unter seine beiden Enkel getheilt. Das gallische Land jenseit der Rhone vereinigte Amalarich mit den westgothischen Besitzungen in Spanien; der zehnjährige Athalarich, den Amalasuntha ihrem Gemahl, einem edlen Gothen aus dem Geschlechte der Amaler in kurzer Ehe geboren, sollte unter der Leitung der Mutter das großväterliche Erbe in Italien beherrschen.

Boethius. geb. c. 470 oder 475. † 524. Boethius (Anicius Manlius Torquatus Severus) ist der letzte Stern der römischen Literatur. Während er den Gothenkönig in der Verwaltung des Staats durch Rath und That unterstützte, verwendete er seine freie Zeit zur Abfassung wissenschaftlicher Werke, die durch das ganze Mittelalter im höchsten Ansehen standen Unter seinem Namen besitzen wir eine Reihe theologischer Schriften, in denen er die ketzerischen Lehrmeinungen der Arianer, Nestorianer und Eutychianer bekämpfte und mit aristotelischen Formeln den Lehrbegriff der orthodoxen Kirche über die „Dreieinigkeit" zu erklären und zu rechtfertigen suchte. Von größerer Bedeutung sind seine Uebersetzungen und Erklärungen der philosophischen Schriften der Griechen, besonders

des Aristoteles und Plato, deren Lehren er zu verbinden suchte, und die Bearbeitungen älterer griechischen Werke mathematischen und andern Inhalts. Wenn seine theologischen und philosophischen Werke den Grund zur Scholastik des Mittelalters legten, so dienten seine größtentheils aus Uebersetzungen griechischer Werke hervorgegangenen Schriften über Geometrie (nach Euklides), über Musik (nach den Pythagoreern), über Arithmetik (nach Nikomachus), über Mechanik (nach Archimedes), über Astronomie (nach Ptolemäus), über Grammatik, Rhetorik und Dialektik (nach Aristoteles) als Lehrbücher über die sieben freien Künste, die im Mittelalter als die Grundlage der gesammten Schulbildung galten und die Summe der „Kreisbildung" für die jungen Leute von Stand umfaßten. Die letzten drei Wissenschaften (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) bildeten das „Trivium" für die unteren Klassen oder Trivialschulen; die vier ersten gaben den Lehrstoff für das „Quadrivium" oder die vier höheren Klassen. Aber den höchsten Ruhm erwarb Boethius durch die erwähnte Trostschrift in 5 Büchern: De consolatione philosophiae, in welcher poetische Stücke in die prosaische, mitunter rhetorische Darstellung eingestreut sind. Das Ganze ist in die Form eines Gesprächs gekleidet zwischen Boethius und der persönlich eingeführten Philosophie. Die himmlische Führerin tröstet den Gefangenen mit dem Glauben an eine göttliche Weltregierung über den Wechselfällen des Erdenlebens; sie lehrt ihn, daß bei der Hinfälligkeit aller irdischen Güter der Mensch sein Glück nur im Unvergänglichen suchen müsse und daß dieses nur in der Tugend zu finden sei, weshalb der Böse stets unglücklich, der Gute allein glücklich zu nennen sei. „Von der Erde erhob sich dann Boethius zum Himmel, um das höchste Gut zu suchen, durchforschte das metaphysische Labyrinth des Zufalls und des Schicksals, der Vorausbestimmung und der Freiheit des Willens, der Zeit und Ewigkeit und bestrebte sich hochherzig die vollkommenen Eigenschaften der Gottheit mit den scheinbaren Unordnungen seiner moralischen und physischen Regierung in Einklang zu bringen." „So ist diese Schrift, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Vereinigung der göttlichen Güte mit der Zulassung des Uebels, der göttlichen Vorsehung mit der menschlichen Freiheit nachzuweisen, eine Art Theodicee geworden," aufgebaut auf einer allgemein menschlichen und philosophischen Grundlage ohne Beimischung specifisch christlicher Glaubenslehren. Die Sprache ist rein und fließend, den Mustern der klassischen Zeit nachgebildet, die poetischen Stücke zeichnen sich aus durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse bei strenger Beobachtung der metrischen Gesetze. Die Darstellung ist würdig und edel gehalten. Durch dieses Buch, das im Mittelalter in alle Sprachen übersetzt wurde, hat Boethius in den Tagen des Untergangs der alten Cultur „für das neue Geschlecht den Samen einer wahrhaft schönen und edlen Schwärmerei ausgesäet, durch welche später Barbarei und Fanatismus gemildert wurden; er hat in den rohen Zeiten des Mittelalters Tausenden von Leidenden der Weisheit Trost ins Herz gegossen, und wenn harte Gewalthaber sie wie ihn mit grausamem Tod vertilgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in sich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen rauher Wirklichkeit auf das Land der Möglichkeit hingewiesen und ihnen da, wo die Selbstsucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüste schuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und der Liebe bereitet." Der Geist des Boethius lebte fort, um einen Strahl von Wissen über die finstersten Zeitalter der lateinischen Welt auszugießen; die Schriften des Philosophen wurden von Alfred dem Großen ins Angelsächsische übersetzt und der deutsche Kaiser Otto III. ließ die Gebeine des zum Heiligen erhobenen „Märtyrers" nach einem ehrenvollen Grabe bringen.

Cassiodor u. Jornandes.

Auch Cassiodorus war für die Bildung des Mittelalters von hoher Bedeutung. In seinem Alter (vielleicht unter Vitiges) zog er sich von den Staatsgeschäften zurück, um in dem von ihm in der Nähe seiner Vaterstadt erbauten Kloster Vivarium

ein beschauliches, den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen. „Cassiodor," bemerkt Köpke, „ist der Mann der altklassischen Schule, noch im Besitz der vollen Gelehrsamkeit der letzten Kaiserzeit, für ihn ist sie kein todter unverstandener Buchstabe. Wie geschmacklos und schwülstig seine Schreibart sein möge, wie verschieden von den Vorbildern, die er unaufhörlich im Munde führt, er ist ein Römer, ist Herr seines Wissens und seiner Sprache." Seine Schriften, „in denen er die Trümmer der alten Wissenschaft für die Kirche zu retten suchte," sind mannichfachen Inhalts. Außer der erwähnten Brief- und Urkundensammlung verfaßte er eine „kurze Chronik" von Erschaffung der Welt bis zum J. 519 und eine „Geschichte der Gothen" in einer „Blüthenlese ihrer glücklichen Thaten," in XII Büchern*). Aus diesem letzteren nicht erhaltenen Werke, worin Cassiodorus alles Rühmliche, was sich von dem Alter und den Thaten des Gothenvolkes und seinem erlauchten Königshause in Sage und Geschichte vorfand, sorgfältig zusammenstellte, hat Jornandes (Jordanes), ein vornehmer, dem Königsgeschlechte der Amaler verwandter Gothe des 6. Jahrhunderts seine „Geschichte der Gothen" (c. 550) verfaßt, wobei er neben dieser Hauptquelle und einigen andern Schriftstellern, wie dem (verlorenen) Geschichtschreiber Ablavius, auch die heimischen Sagen und Heldenlieder des Volkes in den ältern Perioden benutzt zu haben scheint. „Cassiodorus hat die Amaler mit dem vollen Ruhme ihrer Herkunft wieder ans Licht gestellt" (läßt sich der König Athalarich in einem Briefe an den Senat vernehmen), „indem er klärlich nachwies, daß wir bis in die siebenzehnte Generation von königlichem Stamme sind. Er hat die Herkunft der Gothen zu einer römischen Geschichte gemacht, und die Blüthenkeime, welche bis dahin auf den Gefilden der Bücher hier und dort zerstreut waren, in einen einzigen Kranz gesammelt." — Ferner schrieb Cassiodor eine Kirchengeschichte in XII Büchern (historia ecclesiae tripartita), ein Auszug aus den ältern griechischen Kirchenhistorikern, der neben der lateinischen Uebersetzung des Eusebius von Rufinus das Hauptlehrbuch für die Geistlichkeit des Abendlandes im Mittelalter und nebst der „Chronik" das Muster für die mönchische Geschichtschreibung der Folgezeit bildete. Auch die obenerwähnte Eintheilung aller nöthigen Schulwissenschaften nach den sieben freien Künsten wurde von ihm in einer eigenen Schrift (de septem disciplinis) empfohlen. Zu seinen ersten Schriften im Kloster gehört ein Commentar über die Psalmen, zu den letzten das Buch über die Orthographie. Außer seinen schriftlichen Anweisungen erwarb sich Cassiodor auch dadurch große Verdienste um die Hebung und Veredlung des Mönchwesens, daß er zuerst die Klostergeistlichkeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hinführte, daß er in seinem eigenen Kloster ein Vorbild aufstellte, wie die Brüder neben den religiösen Uebungen und den körperlichen Arbeiten in der Landwirthschaft und Obstcultur sich auch durch Unterricht und die Pflege der Wissenschaften um die Menschheit verdient machen könnten. Dadurch wurden manche Klöster in den finstern Zeiten, die bald nachher über das Abendland hereinbrachen, die Pflanzstätten der Cultur. — Auch Jordanes trat später in den geistlichen Stand und starb wahrscheinlich als Bischof von Kroton. Der leitende Gedanke seines Geschichtswerkes ist darzuthun, „daß nur in der friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft für dasselbe vorhanden sei." So hat der Römer Cassiodor den Stolz seines Lebens darin gefunden, ein gothisches Herrscherhaus in

*) Gothorum historiam defloratis prosperitatibus condidisti, lautet die Notiz darüber. Während Wattenbach diese Worte in dem angegebenen Sinne deutet, erklärt sie Köpke auf eine Zeit, „da das Glück der Gothen dahingewelkt sei," und Bessel will sie auf Cassiodor selbst beziehen, so daß die Meinung sei: „die Geschichte der Gothen hast du mit auserlesenem Glück (Erfolgen) geschrieben."

Italien zu errichten, während der Gothe Jordanes die Umwandlung des Gothenreiches in eine römische Provinz als ein glückbringendes Ereigniß begrüßte. Dem katholischen Glauben ergeben, mußte Jordanes, im Gegensatz zu seinen arianischen Volksgenossen, „mit der Einheit der Kirche auch die Einheit des weltlichen Reiches erstreben."

2. Das römische Abendland.

A. Die Franken und Burgunder.

a. Die Gründung des Frankenreichs in Gallien.

Wir haben in den früheren Blättern gesehen, wie die Franken von den Mündungen des Rheins allmählich südwärts ziehend die fruchtbaren Gefilde an der Maas und Sambre besetzten und bald im Bunde mit Rom, bald dasselbe bekriegend ihre Besitzungen bis an die Somme ausdehnten. Ursprünglich in mehrere Stämme unter eigenen Fürsten gespalten, hatten sie sich allmählich zu zwei Hauptgruppen geeinigt, in die Salier im belgischen Gallien um den Hauptsitz Doornik, und in die Ripuarier oder Uferfranken, deren Sitze sich von Köln bis Mainz und an die Mosel erstreckten. Unter den ältesten Königen, die als Zeichen ihrer Würde und Geburt ihr blondes Haar in geringelten Locken über die Schultern wallen ließen, während die übrigen Franken das ihrige abschnitten, wurden neben Clodio besonders Pharamund und Merovaus als Vorkämpfer des Volkes gefeiert, so daß jener als der erste Frankenkönig, dieser als der Stammvater des Herrscherhauses der Merovinger oder Merwinger in Geschichte und Tradition den späteren Geschlechtern überliefert ward. Als Sohn des Merovaus galt Childerich, jener stattliche und ritterliche Waffenfürst, den einst, wie die alte Volksüberlieferung meldet, die Franken, weil er ihre schönen Töchter verführte, vertrieben und den römischen Befehlshaber an seine Stelle erhoben (S. 652). Acht Jahre lang lebte Childerich als Gastfreund bei den Thüringern, und als ihn die Franken zurückriefen und in seiner Würde wieder herstellten, da verließ Basina, die Gemahlin des Thüringerkönigs, das Hoflager ihres Gatten und floh in die Arme des geliebteren Mannes nach Doornik. Dort gebar sie dem tapfern König den Chlodwig, der in der Folge alle Franken an Tapferkeit, Ruhm und Unternehmungsgeist übertraf. Wenn noch im 4. Jahrhundert die Franken so wild und treulos waren, daß Constantin vermeinte, sie nur durch Schrecken bändigen zu können und sie deshalb den wilden Thieren vorwerfen ließ, weil sie nicht wie andere Barbaren zum Anbau des Landes, zum Kriegsdienst oder als Sclaven verwendet werden konnten, so hatte sich diese Wildheit durch den Einfluß der römischen Cultur wesentlich gemildert. Das gemeinsame Interesse führte die Römer und Franken einander näher. Bei Attila's Heereszug standen fränkische Kriegsschaaren auf Seiten des Aetius; von der Zeit an zählten die salischen

Salier und Ripuarier.

Childerich der Merwinger.

Franken zu den Bundesvölkern Roms; sie führten ihre Kriege und schlugen ihre Schlachten. „Mit den Römern verbündet, durchzieht der König Childerich ganz Gallien nach allen Seiten; er besiegt mit ihnen die ketzerischen Westgothen, die britischen und sächsischen Seeräuber, die plündernden Allemannen. Obgleich noch Heide, ist Childerich mit seinen Franken doch bereits dem ganzen Lande wohlbekannt, aber nicht mehr als der wildeste aller Feinde, sondern als Retter und Beschützer. Man freute sich des alten Hünen wo man ihn sah, hoch zu Roß, in reicher und prächtiger Rüstung, das ganze Geschirr seines Pferdes bedeckt mit goldenen Bienen von römischer Arbeit. Und nicht allein das Schwert wußte er zu brauchen, sondern auch Schreibtafel und Griffel; sein Siegelring führte die Inschrift: „Childerici Regis."

Chlodwig. 481—511. Als Chlodwig in einem Alter von fünfzehn Jahren seinem Vater in der Herrschaft folgte, war das römische Reich in der italischen Halbinsel aufgelöst und dauerte nur noch in einigen verwitterten Resten fort. Der unbestimmte und verwirrte Zustand Galliens, wo sich Westgothen und Burgunder, Allemannen und Franken und Abenteurer aller Art um die schöne Beute stritten, war für den unternehmenden Chlodwig, der Kühnheit mit Schlauheit verband und in der Wahl seiner Mittel nicht bedenklich war, zu verlockend, als daß er nicht sogleich auf Kampf und Eroberung hätte ausziehen sollen.

Niederlage u. Tod des Syagrius. Es wurde früher bemerkt, daß Syagrius, des Aegidius Sohn, noch zehn Jahre nach dem Untergange des Reiches von Soissons aus die Reste der römischen Besitzungen in Gallien als unabhängige Statthalterschaft regierte. Gleich dem Vater wußte auch Syagrius durch seine Leutseligkeit, seine Tugenden und seine Bildung sich bei den Eingebornen wie bei den deutschen Völkern in Achtung zu setzen. Um so eifriger suchte Chlodwig, vielleicht noch aus den Tagen der Väter von persönlicher Rache erfüllt, den letzten Römer zu stürzen. Nachdem er sich mit dem stammverwandten Fürsten Ragnachar, welcher in Camerich (Cambrai) seinen Sitz hatte, verbunden und die kriegslustige Jugend der Franken an sich gezogen, forderte er den römischen Feldherrn zum Kampfe heraus. Syagrius erlag mit seinen gedungenen Heerhaufen dem Ungestüm seines Gegners. In der Feldschlacht überwunden suchte er Zuflucht bei den Westgothen. Als aber der Sieger drohend die Auslieferung verlangte, wagte der König Alarich nicht den Flüchtling zu schützen. Syagrius wurde seinem Todfeinde ausgeliefert, der den erlauchten Römer nach kurzer Haft durch die Hand des Henkers sterben ließ. Soissons und alles Land bis zur Seine war die Frucht des Sieges. Bald fiel auch das Land der Tungern in der Gegend des heutigen Lüttich in Chlodwigs Gewalt. Großmüthig gestattete er, daß die gesammte Beute durch das Loos unter die Kriegsgefährten getheilt wurde. Als aber ein fränkischer Führer ihn trotzig hindern wollte dem Bischof von Rheims ein kostbares Gefäß zurückzugeben, schlug er ihn bei der nächsten Heerschau, die im Monat März stattzufinden pflegte und daher das „Märzfeld" hieß, im

Angesicht der Lagergemeinde mit der Streitaxt nieder. Denn Furcht und Kriegszucht waren in seinen Augen die nothwendigen Grundlagen der Herrschaft.

Um dieselbe Zeit, da Theoderich sich der Herrschaft in Italien bemächtigte, knüpfte Chlodwig verwandtschaftliche Bande mit den **Burgundern**, welche damals unter vier fürstlichen Häuptern standen, die in tödtlicher Feindschaft mit einander lebten. Jener Gundobald, den wir oben zuerst als Gegner, dann als Bundesgenossen des Ostgothenkönigs kennen gelernt, ging in seinem Hasse so weit, daß er seinen Mitkönig Chilperich mit eigener Hand erstach und dessen Gemahlin mit einem Felsstück am Hals ins Wasser senken ließ. Die jüngste verwaiste Tochter des getödteten Ehepaars, Chrotilde oder **Clotilde**, wurde nun mit Gundobalds ungern ertheilter Einwilligung Chlodwigs Gattin. Das feierliche Beilager fand in Soissons statt. Wir haben früher gesehen (S. 607), wie die Burgunderin, die den Christenglauben in ihr Herz aufgenommen, an der Bekehrung ihres Gemahls den größten Antheil gehabt. Lange stellte sie dem waffenfrohen König umsonst vor, „die Götter seiner Anbetung seien ohnmächtig, lebloser Stein, Holz oder Erz; es gebe nur Einen Gott, der das Weltall erschaffen habe, der die Sonne und Gestirne leuchten und glänzen ließe und die Erde mit Früchten bekleide;" Chlodwig fand keinen Gefallen an der Lehre von dem gekreuzigten Heiland und willigte nur mit Widerstreben in die Taufe des Sohnes. Was aber der Königin nicht gelang, bewirkten die **Allemannen**. Diese streitbaren Germanen, die so oft mit den Römern ihre Kräfte gemessen, hatten die fruchtbaren Fluren auf beiden Ufern des Ober- und Mittelrheins als Errungenschaft ihrer Waffen aus dem einstürzenden Reiche an sich gebracht. Begierig, ihre Herrschaft auszudehnen, richteten sie ihre Angriffe gegen die ripuarischen Franken. In dieser Noth wandte sich König Sigebert, der in Köln seinen Sitz hatte, um Hülfe an die Stammgenossen im Westen. Die gemeinsame Gefahr führte rasch ein Bündniß herbei. An der Spitze des gesammten Frankenvolks zog Chlodwig gegen die streitbaren Allemannen. Nach der gewöhnlichen Annahme stießen die Heere in der Nähe des alten **Tolbiacum**, der heutigen Stadt **Zülpich**, zwischen Aachen und Bonn auf einander. Es ereignete sich eine furchtbare Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Erbitterung gestritten wurde. Lange schwankte der Sieg und zahlreiche Frankenschaaren sanken unter den schweren Streichen der starken Feinde. In dieser Noth gedachte Chlodwig der Worte seines Weibes Clotilde, und seine Blicke gen Himmel gewendet rief er den Christengott um Hülfe und gelobte ihm Dienst und Verehrung in alle Zukunft. Nun entbrannte die Schlacht mit neuer Wuth, aber der Vortheil neigte sich auf die Seite der Franken; der Allemannenkönig fiel unter den Streichen der feindlichen Streitaxt; sein Tod verbreitete Schrecken und Verwirrung unter seinen Heerschaaren. In wilder Flucht stürzten sie dem Rheine zu, verfolgt von dem Sieger, dessen Hoheit und Ansehen durch diesen Ausgang weit nach Osten sich Geltung

Clotilde
493.
Der Allemannenkrieg.

Die Taufe in Rheims. erwarb. Siegprangend kehrte Chlodwig nach Rheims zurück, wo ihn seine Gemahlin und der Bischof Remigius im festlichen Aufzug an dem Thore einholten und durch die volkbelebten Straßen nach der im glänzenden Festschmucke prangenden Kathedrale führten. Hier senkte der „Sicamber" das stolze Haupt und empfing aus der Hand des Bischofs die Weihe des Christenthums. Dreitausend Edle seines Gefolges folgten dem Beispiele des Gebieters und ließen sich ebenfalls taufen auf das Bekenntniß vom dreieinigen Gott nach dem Nicänischen Lehrbegriffe. Aber in Chlodwigs verwildertem Herzen schuf das Christenthum keine Regungen der Milde. Er blieb seiner Natur treu, in welcher rohe Kraft, listige Verstellung und barbarische Härte verbunden waren.

Unterwerfung der Allemannen. Durch die Schlacht von Zülpich war die Macht der Allemannen gebrochen; sie verloren ihre Selbständigkeit und mußten die Oberhoheit der Merovinger anerkennen und Zins und Schoß an den Sieger entrichten. Fortan geboten fränkische Herzoge an der Stelle der allemannischen Heerkönige. Der große Theoderich beglückwünschte den Schwager wegen seines Sieges und legte Fürsprache ein für die Geschlagenen und Flüchtigen, die seinen Schutz angerufen und die der kühne Ueberwinder bis in das Herz der deutschen Wälder verfolgte. Die fünf Gauen, die nördlich vom Remsthale über die Gegenden am mittleren Neckar, am Kocher, an der Jagt und an der Tauber bis über den Main sich ausdehnten, wurden Franken zur Ansiedelung überwiesen; ein großer Theil der bisherigen Bewohner wanderte mit seinen stattlichen Heerden nach Noricum aus (S. 667), so daß der fränkische Name in den alten Sitzen den allemannischen für alle Zeiten verdrängte.

Weitere Siege Chlodwigs. Nichts war der fränkischen Herrschaft in Gallien mehr förderlich als die Einheit des Glaubens zwischen Franken und Römern. Chlodwig und seine Kriegsgenossen hielten es für ihre heiligste Pflicht, dem Gottessohne die volle Ehre zu geben, die ihm die Arianer geraubt, und die Christuslehre, für welche der Volksglaube schon im 3. Jahrhundert die thebanische Legion und ihren Feldherrn Mauritius im Walliser Rhonethal (bei St. Moritz) den Märtyrertod sterben ließ, zu deren Sieg einst die gallischen Krieger Constantins unter dem Zeichen des Kreuzes an der Milvischen Brücke gestritten, und der pannonische Kriegsmann **Martinus** von Tours die konischen Denkmale und heiligen Bäume der Druiden sammt den Tempeln und Bildsäulen der römischen Götter mit Gefahr seines Lebens vor den Augen des Volkes umgestürzt hatte, nach den Glaubensgesetzen der abendländischen Kirche und ihres Oberhauptes in Rom auf der ganzen gallischen Erde zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und den Glauben an den dreieinigen Gott zum Panier der gallo-fränkischen Nation zu erheben. Nachdem Chlodwig das armoricanische Küstenland und die kleineren Völkerschaften zwischen Seine und Loire, die nach ihren eigenen Gesetzen in unangefochtener Selbständigkeit lebten, durch Gewalt und Ueberredung zu einem Uebereinkommen und Bündniß bewogen, also daß alle Bewohner jener Gegenden, römischer, gallischer und bretonischer Herkunft, mit den Franken zu einer Waffengenossenschaft und zur Religions- und Volksgemein-

schaft zusammentraten und die noch vorhandenen Reste der Legionen mit ihren Feldzeichen und ihrer Kriegstracht in die fränkischen Heere eingereiht wurden, suchte er Gelegenheit seine Herrschaft gegen die ketzerischen Germanen im Osten und Süden, die **Burgunder** und **Westgothen**, auszudehnen. Eine Zusammenkunft Chlodwigs mit Alarich II. auf einer Insel der Loire vermochte nur 498.
so lange ein friedliches Verhältniß zwischen den beiden Nachbarvölkern zu erhalten, als die Angelegenheiten im Osten den Frankenkönig beschäftigten.

Niederlage der Burgunder.

Das Königreich der Burgunder erstreckte sich von dem Waldgebirge der Vogesen über das Flußgebiet der Rhone und Saone bis zum Meere von Marseille und in die südlichen Hochalpen, wo König Gundobald das alte und verfallene Genf aus seinen Trümmern wieder erstehen ließ. Es war im Genusse der reichsten Geschenke der Natur; Ebenen und Hochgebirge, Saatfelder und reiche Triften, Ackerland und dunkle Wälder waren seinen Bewohnern beschieden, und in den alten Römerstädten an der Rhone herrschte noch unter dem Schutze der Bischöfe ein reges Culturleben. Aber das Reich litt an dem schweren Uebel des Unfriedens unter der Herrscherfamilie und des religiösen Haders zwischen den alten rechtgläubigen Einwohnern und den arianischen Germanen. Der gewaltthätige Gundobald hatte zwei seiner Brüder ermordet und sich ihres Gebietes bemächtigt; der jüngste, Godegisil, lebte in Genf in abhängiger Stellung und in steter Furcht vor einem ähnlichen Schicksal. Er trat daher heimlich mit dem Frankenkönig in Verbindung und reizte denselben durch das Versprechen der Zinspflicht zum Krieg gegen den gefürchteten Bruder, folgte aber, als Chlodwig gegen die Burgunder ins Feld rückte, mit seinen Dienstmannen dem Heerbanne Gundobalds. Südwärts von Dijon kam es zur Schlacht zwischen 500.
Franken und Burgundern. Sie war heftig und blutig, entschied sich aber endlich durch die treulose Heeresflucht Godegisils zu Gunsten Chlodwigs. Gundobald, seinen gallischen Unterthanen und seinem Glücke mißtrauend, sprengte in eiliger Flucht südwärts an dem sumpfigen Ufer der Rhone hin und barg sich hinter den Mauern von Avignon, das Schlachtfeld und die festen Städte dem Feinde überlassend. Der Frankenkönig folgte dem Flüchtigen bis vor die Mauern von Avignon. Die Felder wurden verwüstet, die Weinstöcke abgeschnitten, die Oelbäume gefällt. Aber die Franken waren im Belagerungskrieg eben so unerfahren wie die übrigen Germanen. Die Mauern und Zinnen trotzten ihrer Kunst, so daß das Heer, unwillig über die Verzögerung, zu murren anfing. Da ließ sich Chlodwig durch einen gewandten Unterhändler Gundobalds zu einem Friedensvertrag bereden, worin sich der Burgunderkönig zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand und den Verrath des Bruders zu verzeihen und zu belohnen versprach. Aber kaum war Chlodwig abgezogen, so rückte Gundobald vor Vienna, wo Godegisil unter dem Schutze einer fränkischen Besatzung ruhig zu leben vermeinte. Nach längerer Belagerung gerieth die Stadt durch Verrath in die Gewalt des Burgunderkönigs; Godegisil fand seinen Tod in einer

Kirche, wo er vergebens Zuflucht gesucht; die wehrhafte Bevölkerung wurde niedergehauen, die fränkische Hülfsschaar dem Westgothen Alarich nach Toulouse zugesandt, der Stadtrath und der ganze Anhang des unglücklichen Fürsten getödtet. Gundobald entging der Strafe für solche Gräuel: Chlodwig, der um diese Zeit seinen Sitz nach Lutetia, der alten Hauptstadt der Pariser an der Insel und am Ufer der Seine verlegte, deren schöne Lage und gesunde Luft einst Julianus entzückt hatten (S. 541), wurde durch verschiedene Umstände verhindert den Krieg der Rache gegen die Burgunder zu unternehmen, und Gundobald war bemüht durch ein gutes Gesetzbuch und durch religiöse Toleranz sich die Liebe seines Volkes zu erwerben und die Erinnerung an seine früheren Unthaten auszutilgen.

Untergang des burgundischen Königreichs. 523.

Aber die Frevel des Vaters wurden an seinem Geschlechte heimgesucht. Gundobalds Sohn Sigismund, der Eidam des großen Theoderich, der von Anastasius die Würde eines Patricius empfing und durch den Uebertritt zur katholischen Kirche seine Unterthanen sich enger befreundete (S. 607), brachte den eigenen Sohn der Rache einer unmenschlichen Stiefmutter zum Opfer. Während er selbst die Vorwürfe seines Gewissens durch Büßungen und durch reiche Gaben an das von ihm gestiftete Kloster St. Moritz im Walliser Thallande zu stillen suchte, reizte Clotilde ihre Söhne auf, den Tod ihres Vaters an der Familie des Mörders zu rächen.
523. In einer Feldschlacht besiegt, verbarg sich Sigismund unter einem Mönchsgewande in der Einöde, bis er verrathen nach Orleans geführt und dort sammt seiner Gattin und seinen zwei Kindern lebendig in einem tiefen Brunnen versenkt ward. Sigismunds Bruder Godomar setzte den Kampf noch einige Zeit fort, erlag aber endlich der feindlichen Uebermacht und starb in fränkischer Gefangenschaft. Darauf wurde Burgundien, nachdem der letzte Widerstand gebrochen war, den fränkischen Besitzungen beigefügt, mit Ausnahme des südlichen Landstriches, der an das Gothenreich in Italien kam. Die Burgunder blieben im Genuß ihrer vaterländischen Gesetze, mußten aber den merovingischen Königen den Heerbann leisten.

Der Krieg gegen die Westgothen.

Mit großer Besorgniß sah der Westgothenkönig Alarich, ein wohlwollender aber nicht besonders begabter Fürst, auf die zunehmende Macht der Franken. Er wußte wohl, daß seine katholischen Unterthanen mit Sehnsucht die Herrschaft Chlodwigs, des rechtgläubigen Sohnes der Kirche, wünschten, daß mehrere Bischöfe und einflußreiche Männer mit demselben in Verbindung standen, um die arianischen Ketzer vom heiligen Boden Galliens zu vertreiben. Wie sehr auch Alarich, im Gegensatz zu seinem Vater Eurich, bemüht war, die Anhänger des katholischen Lehrbegriffes durch Maßregeln der Milde und Duldung zu versöhnen, wie eifrig er sich angelegen sein ließ, durch Aufstellung eines zweckmäßigen, den römischen Gesetzessammlungen entlehnten Rechtsbuches und durch andere Maßregeln ein freundliches Verhältniß zwischen Eingebornen und Gothen zu begründen; die Abneigung der romanischen Bevölkerung gegen die Arianer bildete eine unübersteigliche Scheidewand. Chlodwig war der Gegenstand ihrer Sehnsucht. Umsonst hatte sich Alarich von Anfang an um die Freundschaft Chlodwigs beworben; die ehrlose Auslieferung des Syagrius

wie die demüthige Haltung bei der Zusammenkunft auf der Loire-Insel bei Amboise waren deutliche Beweise seiner Furcht. Nur der vermittelnden Friedenspolitik des großen Theoderich war es zuzuschreiben, daß Chlodwig der einladenden Gelegenheit zur Vergrößerung und Abrundung seines Reiches so lange widerstand. Endlich waren die Bedenken überwunden. „Es bekümmert mich sehr, daß diese Arianer fortwährend den schönsten Theil von Gallien besitzen," sagte er eines Tages zu seiner Umgebung in Paris. „Laßt uns aufbrechen, mit Gottes Hülfe sie besiegen und ihr Land in unsere Gewalt bringen." In freudiger Begeisterung stimmten die Franken den Worten des Königs bei und trafen rasch alle Vorkehrungen zu der Heerfahrt. Als der christliche Held aufbrach, ermahnte ihn Clotilde, durch eine fromme Stiftung den Beistand des Himmels zu erwirken. Da schleuderte er mit starker Hand seine Streitaxt von sich und rief aus: „An dem Orte, wo meine Francisca niederfällt, will ich eine Kirche zu Ehren der Apostel erbauen." Aus der Erzählung Gregors von Tours erkennt man, welche hohe Bedeutung der Klerus dem Krieg gegen die Westgothen beilegte. Die christlichen Schriftsteller betrachteten ihn als einen „Kreuzzug" zur Ehre Gottes, daher auch überall Zeichen und Wunder gemeldet werden. Den Klöstern und heiligen Stätten begegneten die Franken mit der größten Ehrfurcht. Der angeschwollene Fluß Vienna hemmte den Zug; aber eine weiße Hirschkuh von ungewöhnlicher Größe und Schönheit zeigte dem König eine Furt, durch welche das fromme Heer wohlbehalten das andere Ufer erreichte. Alarich hatte in der Nähe von Poitiers ein festes Lager bezogen, entschlossen den Entscheidungskampf hinauszuziehen, bis die Hülfstruppen Theoderichs zu ihnen gestoßen wären. Aber die gothische Jugend, stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren, die einst Roms Macht niedergeworfen, murrte über die Verzögerung und forderte die Schlacht. Alarich gab endlich ihrem Ungestüm nach. Im Felde von Vouglé, zwei Meilen von Poitiers stießen die Heere auf einander. Die Westgothen kämpften mit gewohnter Tapferkeit; aber durch den langen Frieden in dem üppigen Lande minder abgehärtet als die waffengeübten Franken, erlagen sie zuletzt und wandten sich zur Flucht. Da stürzte sich Alarich, tief verletzt in seinem Ehrgefühle über die Schmach seines Volkes, an der Spitze weniger Getreuen in das dichte Kampfgewühl, wo der Frankenkönig die Schlacht leitete. Aber seine Kühnheit brachte ihm Verderben. Vom Pferde geworfen, fiel er von der Hand seines Gegners. Diesen selbst aber rettete nur die Stärke seines Panzers und die Schnelligkeit seines Streitrosses vor den Streichen zweier edlen Gothen, die wüthend auf ihn einstürmten, um den Tod ihres Königs zu rächen. Mannhaft hatten die Arverner in den Reihen der befreundeten Gothen gestritten; viele Edle aus alten senatorischen Geschlechtern deckten neben ihrem Führer Apollinaris, dem Sohne des Dichters Sidonius Apollinaris, die Wahlstatt. Bei ihnen hatte das Gefühl der Treue und Ehre mehr Gewicht als die kirchliche Rechtgläubigkeit.

Schlacht von Poitiers. 507.

Unterwerfung von Aquitanien.

Die Eroberung von Aquitanien war der Preis des Sieges bei Poitiers.
Die Westgothen, von denen die Einen den unmündigen Sohn des gefallenen
Königs, Amalarich, die Andern den ältern unechten Bruder desselben, Ge-
salich, als König anerkannten, vermochten in ihrer Zwietracht dem rasch vor-
dringenden Feinde keinen dauernden Widerstand zu leisten. Während Chlod-
wigs natürlicher Sohn Theoderich mit einer Heerabtheilung nach Clermont zog
und das Land der Arverner zur Unterwerfung zwang, rückte der König selbst
mit der Hauptmacht nach Bordeaux, wo er den Winter zubrachte und bemäch-
508. tigte sich im nächsten Frühjahr der Hauptstadt Toulouse mit den reichen Schätzen
und der Festung Angouleme (Engolisma), deren Mauern nach der Sage bei
seinem Erscheinen einstürzten, wie einst die von Jericho. Aber die Stadt Car-
cassone, wohin die Gothen das Werthvollste aus der römischen Beute geborgen
hatten, widerstand seinen Angriffen und wurde von dem Ostgothenkönig Theo-
derich seinem jungen Enkel, den seine Anhänger nach Spanien gerettet, erhal-
ten. Die Einmischung des Königs von Italien, der den tapfern und gerechten
Feldherrn Ibbas mit einer beträchtlichen Streitmacht über die Alpen sandte, gab
überhaupt dem Krieg eine neue Wendung und brach den vollständigen Sieg
der Franken. Chlodwigs Sohn und seine burgundischen Bundesgenossen erlit-
ten vor Arles eine große Niederlage, welche den Küstenstrich Septimanien von
der Rhone bis zu den Pyrenäenpässen sammt der früher von den Franken aus-
geplünderten Stadt Narbonne dem Gothenreiche erhielt. Dagegen blieb die
weite und blühende Landschaft Aquitanien von dem Ufer der Loire bis über
die Garonne hinaus im Besitze Chlodwigs und wurde für immer mit dem
Frankenreiche vereinigt. So warf Gott Tag für Tag die Feinde vor dem Fran-
kenkönig zu Boden, sagt Gregor von Tours, und vermehrte sein Reich, darum
daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that was in seinen Augen wohl-
gefällig war.

Die Westgothen auf Spanien beschränkt.

Auch in Spanien, wo der treulose Gesalich, ein Fürst ohne Tugend und Ver-
dienst, sich mit Hülfe der Franken und Vandalen eine Herrschaft zu gründen suchte, war
Ibbas siegreich. Bei Barcelona geschlagen, floh Gesalich zu den Vandalen nach Afrika,
509. und als er im nächsten Jahre nach der pyrenäischen Halbinsel zurückkehrte, um mit
510. vandalischem Gelde sein Glück aufs Neue zu versuchen, erlitt er eine zweite Niederlage
und flüchtete sich nach Gallien, um von Chlodwig unterstützt an der Rhone den Kampf
511. fortzusetzen. Hier gerieth er in die Gewalt der Ostgothen, die ihm den Tod gaben.
Von der Zeit beherrschte Theoderich im Namen seines Enkels Amalarich das Westgo-
thenreich in Spanien und Gallien. Erst nach dem Tode des großen Königs gelangte
dieser in einem Alter von etwa 24 Jahren zum Besitz der Selbstherrschaft. Als Grenze
zwischen beiden Gothenstaaten wurde, wie erwähnt, die Rhone bestimmt. Aber Ama-
larichs Regierung nahm ein trauriges Ende. Als er im übertriebenen Eifer für die
arianische Lehre seine fränkische Gemahlin Clotilde auf rohe Weise mißhandelte, um sie
von der katholischen Kirche abzubringen, wandte sich diese endlich an ihren Bruder Chil-
debert und bat ihn flehentlich, sie aus den Händen des Tyrannen zu retten. Dieser
ergriff gerne die Gelegenheit zur Rache und Eroberung. Er rückte mit Heeresmacht in

das Gebiet des Schwagers. Amalarich bei Narbonne in der Feldschlacht besiegt, floh auf einem Schiffe nach Spanien, wurde aber, wahrscheinlich auf Anstiften des reichen und mächtigen Ostgothen Theudes, den Theoderich zum Statthalter eingesetzt hatte, bei einem Aufstand erschlagen. Darauf bemächtigte sich Theudes selbst des Thrones und 531. verlegte den Sitz seiner Regierung nach Barcelona. Von der Zeit an lag der Schwerpunkt der westgothischen Herrschaft in Spanien; die gallischen Besitzungen beschränkten sich auf den Küstenstrich Septimanien mit den Städten Narbonne, Beziers, Nimes, Carcassonne u. A. Clotilde starb in Folge der Mißhandlungen auf der Reise nach Paris.

Chlodwig zum Patricius erhoben

Bald nach dem Sieg über die Westgothen wurde Chlodwig vom Kaiser Anastasius zur Würde eines Patricius erhoben, und wie Gregor meldet zum römischen Consul (Proconsul) ernannt. So wenig der fränkische Heerkönig durch diese Auszeichnung an Macht gewann, so war er doch einsichtsvoll genug, die Bedeutung der Ehre nicht zu unterschätzen. Denn wenn er gleich die Herrschaft über Gallien seinem guten Schwerte und den Schlachtbeilen seiner Waffengefährten verdankte, so verlieh ihm doch die kaiserliche Würde in den Augen der romanischen Bevölkerung ein legitimes Gepräge und heiligte die Eroberung durch einen gültigen Rechtstitel. Um dem Gnadengeschenk höheren Glanz und Werth zu geben, machte der König den Tag, da er das neue Amt antrat, zu einem Krönungsfeste. Nachdem er in der Basilica des heiligen Martinus mit dem purpurnen Unterkleid und Mantel bekleidet und sein Haupt mit dem Diadem geschmückt worden, ritt er auf stattlichem Rosse nach der Stadtkirche, die dichtgedrängte Volksmenge in den Straßen mit Gold- und Silbermünzen erfreuend, die er mit freigebiger Hand unter sie niederwarf. Jubelnd begrüßten die dankbaren Bewohner den neuen Herrscher mit den alten Ehrennamen eines „Consul“ und „Augustus.“

Bedeutung u. Folgen dieser Anerkennung.

In Folge dieser Anerkennung durch die alten berechtigten Gewalten trat das fränkische Königthum in die Majestät der römischen Republik und in die Rechte des Kaiserthums ein, ein Ereigniß, das zur raschen Verschmelzung der verschiedenen Volkselemente nicht wenig beitrug. Sowohl in den Rechtsbestimmungen als in den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen wurde das Meiste aus der Römerzeit beibehalten. Die blondgelockten Frankenkönige nahmen die Stelle der alten Imperatoren und Statthalter ein, und in Verwaltung, Steuerwesen und Gerichtsverfahren, kurz in dem ganzen öffentlichen Leben blieben die früheren Ordnungen, Gewohnheiten und Formen bestehen. Romanen von alter Bildung umgaben den neuen Hof und bekleideten die ersten Aemter im Staat und in der Kirche. Daher gewann auch in dem fränkischen Gallien das romanische Wesen in allen seinen Aeußerungen bald die Oberhand, zumal der Sinn der germanischen Franken vorzugsweise dem Krieg zugekehrt blieb. Selbst das salische Volksrecht wurde unter den ersten Frankenkönigen in lateinischer Sprache aufgezeichnet, und das älteste Denkmal fränkischer Poesie, der „Prolog zum Volksrecht der Salier,“ worin das Volk der Franken hoch gepriesen wird, „das schöne, kluge, tapfere und treue, das jetzt auch den katholischen Glauben empfangen habe und von jeder Ketzerei rein sei,“ das durch seine Kraft das Joch der römischen Knechtschaft abgeworfen und die Kirchen der heiligen Märtyrer bereichert habe, ist in der Sprache Roms verfaßt. Unter Chlodwigs Söhnen wurde die Vollendung und Durchführung des franco-gallischen Reiches mit römischen Formen und Institutionen durch günstige Um-

Fränkisches u. romanisches Wesen verschmolzen.

stände befördert und zum Abschluß gebracht. Die Ostgothen in Italien, außer Stande während des Krieges mit den Byzantinern ihre fernen Länder zu behaupten, überließen den Franken die Besitzungen jenseit der Alpen mit Arles, wo noch immer ein prätorianischer Präfect seinen Sitz hatte, und mit Marseille, dem Hauptort des Handels und der Schiffahrt. Diese Abtretung bestätigte Justinian durch kaiserliche Vollgewalt, um die Franken vom Anschluß an die Ostgothen abzuhalten und gab dadurch, indem er die Provinzbewohner von der Treue entband, dem Throne der Merovinger eine rechtmäßige Grundlage. Die auf den alten Münzstätten zu Lyon, Trier und Arles geprägten Goldmünzen der fränkischen Könige erhielten Geltung im römischen Reiche. Chlodwigs Enkel Chilperich, der auch für byzantinischen Hofstaat und römische Staatseinrichtung große Vorliebe zeigte, versuchte sogar das lateinische Alphabet durch Erfindung neuer Buchstaben zu verbessern und machte lateinische Verse. Bei Gregor von Tours ist die Verschmelzung der fränkischen und romanischen Bevölkerung schon vollständig durchgeführt.

Chlodwigs Verfahren gegen die fränkischen Stammhäupter. Chlodwig wurde wegen seines Eifers für die Verbreitung der katholischen Kirchenlehre unter den arianischen Germanen als „allerchristlichster" König und zweiter Constantin gepriesen. Dieser Vergleich trifft auch darin zu, daß die beiden Machthaber ihre Alleinherrschaft auf blutigen und grausamen Wegen zu begründen bemüht waren, und ihre Verwandten und Angehörigen, die ihnen zur Erreichung ihres Zweckes hinderlich schienen, unbarmherzig niederwarfen. Die fränkische Monarchie der Merovinger konnte nicht auf Bestand rechnen, so lange einzelne Volkstheile unter heimischen Oberhäuptern unabhängig oder in loser Verbindung fortlebten. Diese kleineren Reiche aufzulösen und mit dem Ganzen zu vereinigen war das eifrige Trachten des Königs in seinen letzten Lebensjahren, und bei der Ausführung dieses Planes bewies er eine Herzenshärtigkeit, die einen dunkeln Schatten auf den Charakter des Begründers der fränkischen Monarchie wirft. Zuerst traf sein strafender Arm den
Chararich. Chararich, der einst im Kriege wider Syagrius sich zweideutig benommen hatte. Er nahm ihn und seinen Sohn mit List gefangen und ließ beide, nachdem er sie gefesselt und des königlichen Haarschmucks beraubt, in den geistlichen Stand eintreten. Als der Sohn den wehklagenden Vater mit den Worten zu beruhigen suchte, „daß die dem grünen Holze abgeschnittenen Zweige bald wieder ausschlagen und wachsen würden" und eine Verwünschung gegen den Ur-
509. heber ihrer Schmach ausstieß, gab Chlodwig Befehl Vater und Sohn zu tödten.
Ragnachar und seine Brüder. Dann kam die Reihe an Ragnachar und seine beiden Brüder, die das Gebiet um Cambrai beherrschten. Nachdem er die Treue der fränkischen Edlen durch kunstreich verfertigte Armspangen und Wehrgehänge, dem Scheine nach von echtem Golde, zum Wanken gebracht, rückte er gegen die Fürsten ins Feld. In der Schlacht besiegt, wandte sich Ragnachar zur Flucht, wurde aber von seinen eigenen Waffengefährten ergriffen und die Hände auf den Rücken gebunden vor Chlodwig geführt. Dieser sprach: „Wie konntest du so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest? Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen!" Damit erhob er seine Streitaxt und spaltete ihm

den Kopf. Dann sich zu dessen Bruder Richar wendend, rief er: „Hättest du deinem Bruder beigestanden, so wäre er nicht gefesselt worden" und schlug ihn gleichfalls zu Boden. Den dritten ließ er in Lemans, wo er Zuflucht gesucht, ermorden. Den fränkischen Edlen aber, die sich beklagten, daß die Geschenke nicht von Gold seien, entgegnete er, sie sollten zufrieden sein, wenn er nicht ihren Verrath gegen ihren Herrn an ihnen räche. Darauf eignete er sich das ganze Erbe der Erschlagenen zu.

Sigbert und sein Sohn Chloderich von Köln.

Nun wurde das Reich der ripuarischen Franken, dessen Grenzen sich seit dem Allemannenkriege weit nach Osten über die Wetter, Fulda und Saale bis zum mittleren Main erstreckten, der Gegenstand von Chlodwigs Gelüsten. Er rief Chloderich, den Sohn des Königs Sigbert von Köln heimlich nach Paris und stellte ihm vor: „Dein Vater ist alt und hinkend. Stürbe er, so würde dir sein Reich und unsere Freundschaft mit Recht zu Theil werden." Dieser verstand den Wink. Als Sigbert einst ermüdet im Buchonischen Wald (bei Fulda) in seinem Zelte der Ruhe pflegte, fielen die vom Sohne ausgesandten Mörder über ihn her und erschlugen ihn. Chloderich nahm darauf Besitz von dem Reich, wurde aber kurz nachher von einem der Gesandten, welche Chlodwig nach Köln geschickt hatte, um einen Theil der Schätze Sigberts in Empfang zu nehmen, mit der Streitaxt niedergehauen, als er sich bückte um Goldmünzen aus einem Kasten zu holen. Mit ihm erlosch das Geschlecht der ripuarischen Frankenkönige; daher fiel es dem klugen Salier nicht schwer, durch gleißnerische Worte das stammverwandte Volk zum Anschluß zu bereden.

Chlodwigs Alleinherrschaft und Ausgang.

Als er das versammelte Volk aufforderte sich ihm zuzuwenden, auf daß es sicher unter seinem Schutze lebe, erschallte ein lautes Beifallgeschrei. Man hob den neuen König auf den Schild und trug ihn unter dem Handschlagen der Anwesenden dreimal im Kreise umher, damit er von Jedermann erblickt werden könne. Noch viele andere Könige ließ Chlodwig tödten, erzählt Gregor, sogar seine nächsten Verwandten, von denen er fürchtete, sie möchten das Reich ihm nehmen und breitete so seine Herrschaft über ganz Gallien aus. Als er aber eines Tages seine Leute versammelt hatte, soll er zu ihnen von seinen ermordeten Blutsverwandten so geredet haben: „Ach daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe und mir Keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hülfe gewähren kann!" Aber er sprach dies nicht, weil er bekümmert war um den Tod derselben, sondern aus List, ob sich vielleicht noch Einer fände, den er tödten könnte. Hierauf starb er 27. Nov. 511.
zu Paris und wurde begraben in der Kirche der heiligen Apostel, die er und die Königin Clotilde erbaut hatten. Er regierte im Ganzen dreißig Jahre und brachte sein Leben auf fünfundvierzig Jahre. Die Königin Clotilde aber begab sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Tours und verlebte dort in aller Ehrbarkeit und in stetem Wohlthun sich von der Welt zurückziehend alle Tage, die ihr noch beschieden waren.

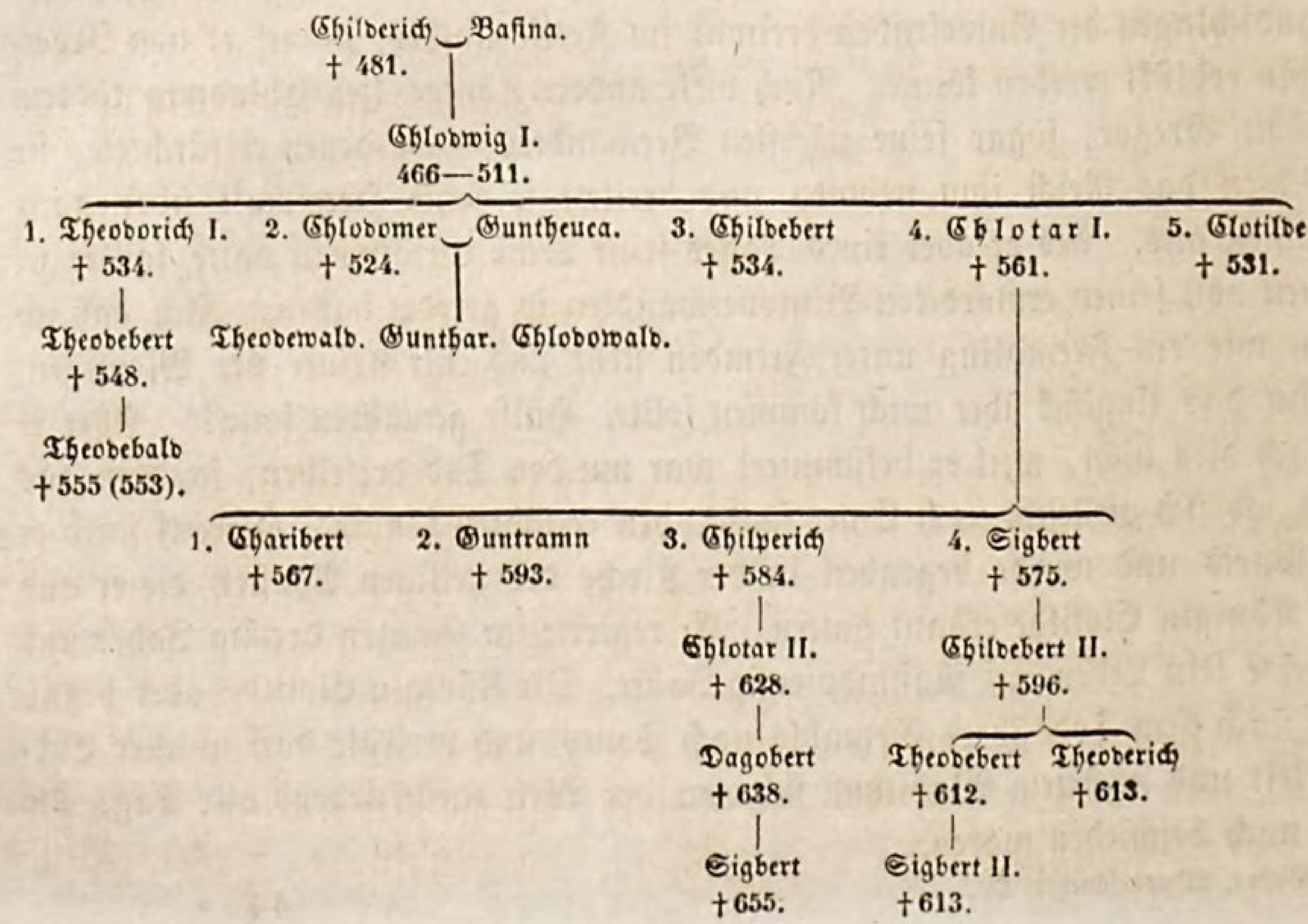
b. Die Herrschaft der Merovinger*).

Theilung und Erweiterung des Frankenreichs unter Chlodwigs Söhnen.

Chlodwigs kriegerischer Geist und Frevelsinn vererbte auf die vier Söhne, die sich nach des Vaters Tod in die Länder und in alle Schätze und Güter gleichmäßig theilten und, begünstigt von der verwirrten Lage der Nachbarstaaten, das Reich im Süden und Osten ausdehnten. Theoderich, der Erstgeborne, den Chlodwig außer der Ehe erzeugt hatte, nahm seinen Sitz in Rheims und erweiterte sein „Ostland," in der Folge Auster oder Austrasien genannt, durch die Unterwerfung von Thüringen, während die drei Söhne der Clotilde, Chlodomer zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons das Gebiet der Westgothen im Süden und das burgundische Königreich an der Rhone und an den Alpen mit dem westlichen Frankreich verbanden, das zum Unterschied von jenem mit der Zeit den Namen Neuster oder Neustrien empfing. Doch blieb die Nation verbunden; der Begriff eines fränkischen Reiches erhielt sich auch in der Theilung, und von Zeit zu Zeit wurde das ganze Reich wieder in Einer Hand vereinigt. So unter Chlodwigs Sohn Chlotar I. im J. 558 und unter dessen Enkel Chlotar II. 613. Wir haben früher berichtet, wie der Westgothenkönig Amalarich, der Peiniger seiner fränkischen Gemahlin, durch deren Bruder Childebert in der Schlacht
531. bei Narbonne besiegt wurde, und nachdem er selbst auf der Flucht den Tod gefunden, sein gallisches Gebiet den Siegern als Beute zufiel (S. 686); wie Burgundien auf Anstiften der Königin Clotilde durch ihre drei Söhne in eine mmehrjäh-

---

*) Stammtafel der Merovinger.



rigen Rachekrieg überwältigt und unter den fränkischen Herrschern getheilt ward 523.
(S. 684). Derselbe Familienhader, der in diesen beiden Reichen die Einmischung der Franken und die Unterwerfung des Landes herbeiführte, brachte auch das thüringische Reich im mittleren Deutschland um seine Selbständigkeit und Freiheit. Hermanfried, der Gemahl der gothischen Amalaberga (S. 667), hatte zuerst seinen jüngern Bruder getödtet und dann auf Anstiften seines Weibes und in Verbindung mit Theoderich von Metz auch seinen älteren Bruder Baderich zu einem unglücklichen Krieg gezwungen, in welchem dieser auf dem Schlachtfelde den Tod fand. Für die geleistete Waffenhülfe hatte Hermanfried dem Frankenkönig die Theilung der gemeinschaftlichen Eroberungen zugesagt. Als er aber nach erlangtem Siege die Erfüllung der Zusage verweigerte, zog Theoderich in Gemeinschaft mit seinem Bruder Chlotar gegen Hermanfried ins 530.
Feld. Die Thüringer leisteten tapfern Widerstand, und mancher fränkische Reiter fand in den tiefen leicht mit Rasen überdeckten Gruben, welche die Feinde in der zum Kampfplatz bestimmten Ebene angebracht hatten, seinen Untergang. Endlich siegten die Franken; die Thüringer wandten sich mit ihrem König zur Flucht, erlitten aber am Ufer der Unstrut solche Verluste, daß ihre Leichen den Verfolgern einen Weg über den Fluß bildeten. Hermanfried begab sich nach Metz, um mit seinem ehemaligen Waffenbruder eine Uebereinkunft zu schließen. Einst ergingen sich beide auf den Mauern von Zülpich, da wurde Hermanfried plötzlich in die Tiefe gestürzt und fand seinen Tod. „Wer es gethan, blieb unbekannt," sagt Gregor, „doch versichern Viele, es sei durch Theoderichs Hinterlist geschehen." Darauf vereinigte dieser das thüringische Reich bis auf die kleine Strecke am Waldgebirge mit dem fränkischen. Den nördlichen Theil verlieh er den Sachsen zum Lohn für ihre Waffenhülfe. Amalaberga floh mit ihren Kindern zu Theodat nach Italien. Auch die Ueberreste der Allemannen, die sich noch in einer gewissen Selbständigkeit bewegten, wurden unter Chlodwigs Söhnen vollends dem Frankenreiche einverleibt, und auch ihre östlichen Nachbarn von der mittleren Donau bis zu den Alpen und vom Lech bis zur Enns, ein unter dem Gesammtnamen Bojovarier (Baiern) zusammengefaßtes Mischvolk aus eingewanderten Herulern, Scyren, Rugiern, Turcilingern und alten keltischen und germanischen Volksresten, konnten sich den von drei Seiten mächtig andringenden Franken nicht entziehen. Ihre Herzöge aus dem edlen Hause der Agilolfinger traten in ein Verhältniß der Abhängigkeit oder Bundesgenossenschaft. Mit der Kriegs- und Eroberungssucht war auch der Frevelmuth, die Herrschgier und die Herzenshärtigkeit Chlodwigs auf seine Söhne und Enkel übergegangen. Das Merovingische Königshaus gleicht an Verbrechersinn und Verworfenheit dem Geschlechte des Tantalus, von dem die griechische Sage und Dichtung ein so grauenvolles Bild entrollt. Bruder- und Verwandtenmord, blutige Bürgerkriege, Vielweiberei und die Ausbrüche eines ungebändigten, leidenschaftlichen Hasses füllen die

Verworfenheit der Merovinger.

Jahrbücher der Hof- und Zeitgeschichte Gregors von Tours, in denen sich eine Zeit abspiegelt, wo rohe Kraft, wilde Leidenschaft und heftige Begierden mit der Sinnenlust und mit den Lastern eines gesunkenen verfeinerten Culturlebens verbunden erscheinen, wo die Ausbrüche roher Grausamkeit und Wuth und die empörendsten Gräuel neben dem krassesten Aberglauben und Wunderglauben zu Tage treten, wo äußerliche Andachtsübungen und Freigebigkeit gegen Kirche und Klerus als die wirksamsten Mittel der Sühne und Vergeltung für Blutschuld und Frevel angesehen werden.

Thaten und Frevel des Merovingischen Hauses. Während des Thüringer Krieges hatte Theoderich einen Mordanschlag auf seinen Streitgenossen Chlotar gemacht; als dieser die Gefahr merkte, versöhnte ihn der Bruder durch das Geschenk einer großen silbernen Schüssel. Chlotar selbst ermordete in Gemeinschaft mit Childebert die beiden unmündigen Söhne ihres im Burgunderkrieg gefallenen Bruders Chlodomer, damit nicht Clotilde, welche mit besonderer Liebe an diesen Enkeln hing, ihnen die Herrschaft verleihe. Und doch war Chlotar mit ihrer Mutter Guntheuca, der Wittwe Chlodomers vermählt. Darauf theilten die Mörder das Reich des Bruders unter sich; der dritte Sohn trat in den geistlichen Stand. Ein ähnlicher
534. Anschlag Chlotars und Childeberts auf ihren Neffen Theodebert, der seinem Vater in Austrasien nachgefolgt war, scheiterte an der Treue und Ergebenheit der fränkischen Großen für Theodebert. Dieser aber wußte die Oheime durch Geschenke zu versöhnen und regierte dann sein Land nicht ohne Ruhm. Mit großer Tapferkeit verband er Güte und Milde, Wohlthätigkeit gegen Arme und Freigebigkeit gegen Geistliche und achtete Männer von Einsicht und Kenntnissen. Sein Oheim Childebert nahm ihn zum Sohne an, da er selbst keine Kinder hatte und liebte ihn sehr. Ein Anschlag, den beide auf Chlotars Land und Leben machten, wurde durch ein Unwetter vereitelt, das ihnen das frevelhafte Beginnen zum Bewußtsein brachte. Den Krieg zwischen den Byzantinern und Ostgothen in Italien wußte Theodebert zu seinem Vortheil auszubeuten. Indeß er beide mit dem Versprechen seiner Kriegsgenossenschaft hinhielt und zur Abtretung der
539. gallischen Gebietstheile und der Alpenländer brachte, unternahm er zugleich einen Streifzug nach Oberitalien, der ihm große Beute eintrug. Auch Theodeberts Hof war nicht frei von Verbrechen. Sein Vater hatte ihn mit Wisigardis, einer langobardischen Königstochter verlobt. Er aber lebte mit einer edlen Römerin Deuteria, die ihm den Sohn Theudobald gebar. Als diese im Fortgang der Zeit merkte, daß ihr Gemahl seine Augen auf ihre heranwachsende schöne Tochter erster Ehe warf, stürzte sie dieselbe zu Verdun über eine Brücke, daß sie in den Wellen den Tod fand. Endlich nöthigten die fränkischen Edlen den König die Deuteria zu verstoßen und Wisigardis zum Weibe zu nehmen. Nach seinem und seines Sohnes Theobald Tod verband Chlotar auch das austrasische Reich sammt Thüringen und Allemannien mit den übrigen Frankenländern und vereinigte somit das ganze Frankenreich in seiner Hand. Ein weibersüchtiger König, der außer der Radegunde von Thüringen (s. unten) noch eine andere Frau besessen, hatte Chlotar noch zuletzt Waldetrada, Theodobalds schöne Wittwe, in sein Ehebett genommen, wurde aber durch die Androhung geistlicher Strafen zur Scheidung bewogen. Waldetrade floh mit ihren beiden Töchtern aus dem Lande und reichte ihre Hand dem Garibald, Herzog der Bojoarier, aus dem Hause der Agilolfinger, dem angesehensten unter den 6 edlen Geschlechtern des Landes. Noch drei Jahre beherrschte Chlotar das vereinigte Frankenreich mit fester Hand. Er führte Krieg mit den Sachsen und legte ihnen einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auf, und stritt, von der fränkischen Heergemeinde gezwungen, mit abwechselndem Waffenglück gegen die Thüringer, die

sich der eingegangenen Verpflichtung entziehen wollten. Aber innere Wirren trübten das Ende seiner Regierung. Sein eigner Sohn Chramnus, dem er die Verwaltung des Arvernerlandes übertragen, hatte sich gegen den Vater empört und war von seinem Oheim Childebert unterstützt worden Als dieser starb und Chlotar über die gesammten Streitkräfte der Franken gebot, vermochte Chramnus nicht lange zu widerstehen. Sein Beschützer, der bretonische Graf Chonover wurde in der Schlacht besiegt und getödtet, Chramnus selbst auf Befehl des unbarmherzigen Vaters mit seiner Frau und seinen Töchtern in einer Hütte verbrannt.

Nach Chlotars Bestattung versuchte Chilperich, einer seiner Söhne, in des Vaters Stelle zu treten. Aber bald wurde er durch den vereinten Angriff seiner drei Brüder, Söhne einer andern Mutter, aus dem angemaßten Besitz vertrieben und zur Theilung des Reichs nach dem Vorbilde der früheren gezwungen. Nach dieser zweiten durch das Loos bewirkten Theilung trat Charibert in das Reich Childeberts zu Paris ein, Guntramn erhielt Chlodomers Besitzungen mit Orleans, Chilperich nahm seinen Sitz an Chlotars Stelle zu Soissons und Sigbert gewann Theoderichs Reich in Rheims. Die vom Vater ererbten Städte und Schätze sollten als gemeinsames Familiengut gelten, von denen nichts entfremdet werden durfte. Als Charibert, der neben seiner Gemahlin noch zwei Kebsweiber von niederem Stand in sein Ehebett aufgenommen, ohne Kinder starb, beladen mit dem Kirchenbann, weil er auch einer heiligen Klosterjungfrau, der Schwester seiner ersten Buhlerin, seine unkeusche Liebe zuwandte, wurden seine Länder unter die übrigen vertheilt und damit zugleich der Grund zu der Scheidung des Frankenreichs in die drei Hauptmassen Austrasien, Neustrien und Burgundien mit eigenthümlicher Volksentwickelung gelegt. Zu dem austrasischen Reiche, das Sigbert von Metz aus regierte, gehörten auch die überrheinischen Länder Thüringen, Allemannien und Baiern. Im Gegensatz zu diesem „Osterlande," worin das germanische Element vorherrschte, führte das westliche Gallien sammt dem südlichen Aquitanien mit römisch-gallischer Volksthümlichkeit den Namen Neustrien oder Neustrasien. Es war das Erbtheil Chilperichs, der seinen Sitz von Soissons nach Paris verlegte. Das altrömische Provinzland an der Rhone und Saone nebst den Alpenthälern und den reizenden Ufern des Lemanischen Sees bildete das Königreich Burgundien, welches Guntramn von Chalons aus regierte.

Neue Theilung.

Unter den Söhnen Chlotars bietet das Frankenreich eine fast ununterbrochene Reihe von Freveln und Verbrechen, von inneren Zerrüttungen und Bürgerkriegen dar, die in den wilden Rache- und Gräuelthaten der beiden Königsfrauen Brunhilde von Austrasien und Fredegunde von Neustrien ihren Höhepunkt erreichten, so daß Gregor meint, jetzt sei die Zeit gekommen, von der es heiße: „Es erhebt sich Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder, Verwandte gegen Verwandte." Am schwersten trifft der Tadel des geistlichen Geschichtschreibers den Chilperich. Er vergleicht ihn mit Herodes und Nero und belegt ihn mit harten Vorwürfen: „Länder zu verheeren und zu veröden wäre

Zunehmender Verfall.

Chilperich v. Neustrien † 584.

ihm Freude, Reichthum ein hinreichender Grund zu ungerechter Bestrafung;
durch harte und drückende Auflagen, deren er immer neue erfinde, zwinge er
Viele ihre Heimath zu verlassen. Vornehmlich richtete sich sein Haß gegen die
Geistlichkeit und die Kirche; dann äußerte er öfter, dürftig seien seine Einkünfte,
weil der Reichthum den Kirchen zugefallen und die Bischöfe allein Könige
seien." Doch gibt Gregor zu verstehen, daß Chilperich, obwohl jeder Schwel-
gerei und Ausschweifung ergeben, ein Mann von Geist und Bildung gewesen
sei. Er habe neue Buchstaben erfunden, er habe lateinische Gedichte gemacht,
freilich ohne das Maß der Silben zu beachten, ja er würde sogar einige Glau-
benslehren anders gefaßt haben, hätte ihn nicht der Widerspruch der Bischöfe
Guntramn von Burgundien † 593. zurückgehalten. Mehr Gnade findet Guntramn vor den Augen des Ge-
schichtschreibers. Obwohl auch er ein zügelloses von Grausamkeiten beflecktes
Leben führte und wegen seines unkriegerischen Sinnes bei den Franken in ge-
ringer Achtung stand, so rühmt ihn Gregor doch wegen seiner Frömmigkeit
und Hingebung an Kirche und Klerus. Den Langobarden, welche von Italien
aus das burgundische Reich mit Raub und Krieg überzogen, vermochte der
schwache König keinen Widerstand zu leisten. Erst der unternehmende Römer
Mummolus, den Guntramn zum Patricius oder Statthalter der Marseiller
Provinz eingesetzt, überwand die langobardischen Heerhaufen in mehreren
Sigbert von Austrasien † 575. Treffen und drängte sie über die Alpen zurück. Der tüchtigste unter Chlotars
Söhnen und nicht wie seine Brüder zügellosen Ausschweifungen hingegeben,
war Sigbert von Austrasien, Brunhildens Gemahl. Er führte einen wech-
selvollen Krieg gegen die Avaren, einen tartarischen Volksstamm, der von
mächtigen Feinden aus seinen Wohnsitzen im Osten der Wolga verdrängt, an
die Donau vorrückte und seine Streifzüge bis an die Grenzen Deutschlands
ausdehnte. Anfangs siegreich, wurde der austrasische König in einer Feldschlacht
überwunden und gefangen und sah sich genöthigt, von dem tartarischen Reiter-
volk, das in den Ebenen Pannoniens seine Zeltlager aufschlug, Freiheit und
Friede um hohe Geldsummen zu erkaufen. Als er eben im Begriff stand die
575. Länder seines Bruders Chilperich mit seinem Reiche zu verbinden, fiel er im
Felde von Vitry durch die vergifteten Messer zweier Mörder, welche Frede-
gunde gegen ihn gedungen. Aber sein Sohn Childebert und seine Enkel
behaupteten sich nicht nur in Austrasien, sondern verbanden damit nach Gun-
tramns Tod das Königreich Burgundien; indeß die Söhne Chilperichs, wel-
584. cher auf der Jagd bei Paris seinen Tod durch Mörderhand fand, auf Veran-
staltung ihrer ruchlosen Stiefmutter Fredegunde getödtet wurden, damit ihr
eigener Sohn Chlotar das Königreich Neustrien erbe. Und in der That ge-
597. langte dieser, der bei dem Tode seiner Mutter nur einen kleinen Theil des
neustrischen Reiches besaß, durch die Wahl der fränkischen Edlen zur Herrschaft
613. über das gesammte Frankenreich und nahm blutige Rache an Brunhilde und
ihrem ganzen Geschlechte.

Ergänzungen und Ausführungen. Sigbert von Austrasien warb um Brunhilde, die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild. Seine Werbung findet Gehör. Brunhilde kommt mit großen Schätzen nach Gallien, wird von Sigbert und seinen Edlen feierlich empfangen und zur Königin erhoben, eine schmucke Braut, schön von Angesicht, einnehmend im Umgang, bisher Arianerin, jetzt bekehrt zum katholischen Glauben. Da sieht Chilperich, daß der Bruder durch diese Verbindung an Ansehen bei den Franken gewann und beschließt sein Beispiel nachzuahmen. Er freit um Brunhildens ältere Schwester Galswinthe und führt sie heim sammt ihren Schätzen, nachdem er seine frühere Gemahlin Cludoveva, die ihm drei Söhne geboren, und sein Kebsweib Fredegunde von sich gethan. Anfangs liebte Chilperich seine neue Gattin, aber bald überwog die Neigung zur früheren Buhlerin Fredegunde. Ergrimmt über die Zurücksetzung beschließt Galswinthe in ihre spanische Heimath zurückzukehren. Aber ehe sie ihren Vorsatz auszuführen vermochte, wurde sie im Bette erwürgt, worauf der König Fredegunde zu seiner Gemahlin erhob. Brunhilde zu Haß und Rache entflammt reizte ihren Gemahl zum Krieg wider den Mörder ihrer Schwester. Die Brüder zogen gegen einander ins Feld; der wankelmüthige und furchtsame Guntramn trat bald auf die eine, bald auf die andere Seite; Sigberts deutsche Truppen bezeichneten ihre Spur mit Brand, Mord und Gewaltthat, selbst Kirchen, Priester und heilige Jungfrauen wurden nicht geschont. Chilperich blieb im Nachtheil; er suchte Zuflucht hinter den Mauern von Doornik; schon wurde der Sieger von den Leuten des überwundenen Bruders auf den Königsschild erhoben, als Fredegundens Mörder seinem Leben ein Ziel setzten. Seinen fünfjährigen Sohn Childebert rettete der Herzog Gundobald nach Metz, wo er als König anerkannt ward. — Chilperich, klug und unternehmend, brachte nun einen Theil des austrasischen Landes an sich und benahm sich gegenüber dem furchtsamen Guntramn und dem unmündigen Childebert mit solcher Gewandtheit und Ueberlegenheit, daß die fränkischen Großen ihm allgemein gewogen wurden und die Herrschaft mehr und mehr in seine Hand gerieth. Aber ein heftiger Streit mit seinem Sohne Merovech, der sich mit der schönen Brunhilde verlobt hatte, aber, von dem Vater gehindert, nicht zu ihrem Besitze gelangen konnte, verbitterte ihm die letzten Jahre seines Lebens und war vielleicht Ursache seines Todes. Als er sich einst bei Cales (Chelles), unweit Paris, auf der Jagd ergötzte, wurde er von unbekannter Hand ermordet. Fredegunde behauptete sich mit Hülfe Guntramns in der Herrschaft: ihre Rache gegen Brunhild ließ sie zunächst an Merovech und an dem Bischof Prätextatus von Rouen, dem Vermittler des Verlöbnisses aus, indem sie beide durch ausgesandte Mörder tödten ließ. Der Bischof verblutete vor dem Hochaltar seiner Kathedrale. Auch die übrigen Söhne Chilperichs räumte sie aus dem Wege, um ihrem eigenen jungen Sohne Chlotar das väterliche Reich zu sichern. Die fränkischen Großen, in deren Hände die Gewalt immer mehr überging, machten auf Anstiften des ehrgeizigen Herzogs Guntram-Boso, „eines arglistigen Mannes, der mit Eidschwüren spielte,“ den Versuch, Gundobald, der sich einen Sohn Chlotars I. nannte und in Constantinopel eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, an Chilperichs Stelle zum König von Neustrien zu erheben. Dieser eilte herbei und fand, von seinen Anhängern auf den Königsschild erhoben, in Perigueux, Toulouse, Bordeaux und andern Städten Anerkennung. Als aber König Guntramn, der mit seinem Neffen Childebert einen Vertrag geschlossen und ihn, da er selbst kinderlos war, zum Erben seines Reiches ernannt hatte, mit burgundischen und austrasischen Truppen wider Gundobald und seine Partei ins Feld zog, überlieferten die Aufrührer den König ihrer Wahl in die Hände der Feinde, die ihn über eine Felswand hinabstürzten und mit einem Steine das Haupt einschlugen. Seine vornehmsten Rathgeber, darunter Mummolus, theilten sein Schicksal. Zwei Jahre nachher bildete sich

Brunhilde, Galswinthe, Fredegunde.

Der Bruderkrieg.

575.

581.

Gundobald † 585.

Verschwörung gegen Childebert. unter den fränkischen Großen Austrasiens und Neustriens eine neue Verschwörung gegen Childebert und Brunhilde, deren Seele der reiche und stolze Herzog Rauching war.
587. Childebert sollte ermordet, Brunhilde von allem Einflusse entfernt und Guntramn beseitigt werden. Dann wollten die Häupter der Verschwörung ein aristokratisches Regiment aufrichten. Aber Childebert, durch seinen Oheim von dem Plane unterrichtet, kam der Ausführung zuvor, indem er Rauching und seinen Mitschuldigen Guntram-Boso von Lanzenträgern niederstoßen ließ. Die übrigen Theilnehmer der Verschwörung, Ursio und Bretofred, die schon ein zahlreiches Heer gesammelt hatten, büßten ihr Verbrechen ebenfalls mit dem Tode; der Bischof Aegidius von Rheims wurde seiner Würde entsetzt. Darauf versicherten sich die beiden Könige Guntramn und Childebert ihre Be-
587. sitzungen durch den Erbvertrag von Andelot, unweit Chaumont. In Folge die-
593. ses Vertrags vereinigte nach des ersteren Tode Childebert Burgundien mit Austrasien;
596. und als er drei Jahre später gleichfalls mit Tode abging, erbte sein ältester zehnjähriger Sohn Theodebert Austrasien mit Metz, der neunjährige Theoderich Burgundien. Aber die Herrschaft war in den Händen der fränkischen Großen, neben welchen jedoch
Fredegundens Ausgang. in Austrasien die Königin Brunhild großen Einfluß auf die Regierung besaß. Die Unmündigkeit der beiden Könige erfüllte Fredegunde mit der Hoffnung, ihrem Sohne
597. Chlotar II. einen Theil der Länder zu verschaffen und zugleich Rache an Brunhild zu nehmen. Sie bemächtigte sich der Stadt Paris und besiegte das wider sie heranrückende
597. austrasisch-burgundische Heer. Dies war ihre letzte That. Bald nachher starb Fredegunde; ihr Geliebter Landerich übernahm die Aufsicht über den Sohn. Nun zogen die Feinde in verstärkter Zahl wider Neustrien; Landerich und Chlotar wurden besiegt
600. und das Gebiet des letzteren auf zwölf Gaue zwischen Seine, Oise und dem Meere be-
602. schränkt. Zwei Jahre später brachten die beiden Brüder Theodebert und Theoderich auf
Die Basken. einem gemeinschaftlichen Feldzuge das räuberische Bergvolk der Basken in den Pyrenäen zur Unterwerfung und zur Zahlung eines Tributs. Aber die bald nachher ausbrechende Zwietracht zwischen den beiden Merovingern vernichtete wieder die Früchte des Sieges. Die Basken bewahrten in den Thälern und Höhen der Pyrenäen ihre wilde Freiheit und übten ihre Kräfte durch Raubzüge gegen Franken und Westgothen.

Brunhildens unheilvolle Thätigkeit. Diese Zwietracht wurde durch ihre Großmutter Brunhilde herbeigeführt, deren Laster und Frevelthaten mit den Jahren zunahmen. In Austrasien führte die von ihr angeregte Ermordung des Herzogs Wintrio ihre Vertreibung herbei. Sie flüchtete nach Burgundien, wo sie ihren jüngeren Enkel ganz unter ihren Einfluß brachte. Ihr Günstling Protadius, ein gewaltthätiger habsüchtiger Römer, erhielt durch sie die Würde eines Major Domus in Burgundien. Ein Bruderkrieg, den beide zu erregen suchten, wurde durch die Ermordung des Günstlings von einer burgundischen Kriegsschaar vereitelt; aber Brunhildens Ansehen war dadurch so wenig geschwächt, daß sie die Urheber des Mords am Leben bestrafte und einen andern Römer, Claudius, einen klugen und gebildeten Mann, an dessen Stelle erhob. Selbst der Bischof von Vienne wurde auf ihr Betreiben gesteinigt. Ihren Enkel hielt sie von einer rechtmäßigen Ehe zurück und bewirkte, daß er sich den zügellosesten Ausschweifungen ergab; und als der heilige
Der heil. Columban vertrieben. Columban aus Irland, der bei Lexovium (Luxueil) am Abhange der Vogesen ein Kloster gegründet hatte, mit strafendem Ernste die Entfernung der Buhlerinnen ver-
609. langte, mußte er das Land meiden. Drei Jahre nachher geriethen die beiden Brüder
Neuer Bruderkrieg. doch in Krieg, diesmal nicht durch Schuld der Brunhilde, sondern durch die Ländergier Theoderichs, der seinen Bruder die ihm von dem Vater übertragenen allemannischen Landschaften am Rhein (Elsaß und Sundgau) entriß, weil sie von jeher zu Austrasien gehört hätten. Ergrimmt über diese Verletzung zog Theoderich mit dem gesammten bur-
612. gundischen Heerbann gegen den Bruder. Theodebert in zwei großen Schlachten, bei Toul

und Zülpich überwunden, flüchtete sich mit wenigen Begleitern über den Rhein, gerieth aber durch Verrath in die Hände des Siegers und wurde als Gefangener nach Chalons geführt, wo ihn Brunhilde zuerst zum Geistlichen weihen ließ und dann tödtete. Sein junger Sohn Merovāus wurde auf seines Oheims Befehl mit dem Kopfe an einem Felsen zerschmettert. Darauf vereinigte Theoderich Burgundien und Austrien und gedachte schon das ganze Reich der Merovinger in seine Gewalt zu bringen, als er zu Metz erkrankte und starb. Brunhilde wollte nun das Reich ihrem Urenkel Sigbert, 613
dem ältesten der vier Söhne, welche Theoderich mit seinen Beischläferinnen erzeugt hatte, als väterliches Erbe erhalten. Aber die austrasischen Großen, an ihrer Spitze Pipin von Landen und Arnulf, nachmals Bischof von Metz, vereitelten ihr Vorhaben.

Pipin von Landen und Chlotar II.

Erzürnt über das verbrecherische Weib, das so oft ihrer Herrschsucht Schranken gesetzt und Römer zu den ersten Reichsstellen erhoben, riefen sie Chlotar von Neustrien in ihr Land und erkannten ihn als König an. Brunhilde sammelte ein Heer, um mit Waffengewalt ihre Rechte zu behaupten.

Brunhildens Ausgang. 613.

Allein der burgundische Hausmeier Warnachar, dem die alte Königin aus Mißtrauen heimlich nach dem Leben getrachtet, brachte die Treue des Heeres zum Wanken. Als sich die Heere einander nahten, zogen die burgundischen und deutschen Truppen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich ab und kehrten in ihre Heimath zurück. So wurde Fredegundens Sohn Chlotar II. ohne Schwertstreich Alleinherrscher des gesammten Frankenreiches. Von den vier Söhnen Theoderichs ist einer entkommen und aus der Geschichte verschwunden, zwei andere wurden sogleich getödtet, den letzten ließ Chlotar, sein Taufpathe, im Gefängniß sterben. Brunhilde wurde drei Tage lang gemartert und darauf von einem wilden Pferde zu Tode geschleift, eine Frau von hohem Herrschergeist, aber auf das Böse gerichtet. Warnachar erhielt von Chlotar, zum Lohn für seinen Abfall von Brunhilde, das Amt eines Hausmeiers in Burgundien auf Lebenszeit.

Die „faulen Könige" und die Herrschaft der Hausmeier.

Die Gräuel und Frevelthaten zerstörten in Chlodwigs Geschlecht jede sittliche und leibliche Kraft. Nach Brunhilde „verlor im fränkischen Königshaus auch das Laster seine Größe." In wachsender Jämmerlichkeit schleppten sich die entarteten Merovinger, in ihren letzten Gliedern als „faule Könige" in der Geschichte gezeichnet, noch anderthalb Jahrhunderte fort, indeß alle Macht in die Hände der Großen überging und der aus ihrer Mitte gewählte Oberbeamte, Major Domus (Hausmeier, Hausälteste), dem die Oberaufsicht über das gesammte Hofwesen und über alle Besitzungen des Königs, so wie über die Verleihung der Beneficien von Gut und Land zustand, allmählich die Regierungsgewalt und die Führung der Heere an sich brachte und aus dem ersten Rath und Diener des Königs das Haupt der Aristokratie wurde. Als dieses Amt, das anfangs die Könige nach freiem Ermessen Franken oder Römern zutheilten, zuletzt von den Großen durch Wahl einem der Mächtigsten aus ihrer Mitte übertragen und somit der Ernennung des Königs entzogen ward, da sank die monarchische Gewalt immer tiefer, so daß endlich der Besuch der alljährlich zur Heerschau und zu gemeinsamen Beschließungen berufenen Volksversammlungen (Märzfelder) auf einem mit vier Rindern bespannten Wagen und die Bestätigung der daselbst gefaßten Beschlüsse das einzige Regierungsgeschäft der schwachen Merovinger blieb und der Major Domus aufhörte Diener oder Beamte des Königs zu sein. Anfangs hatte jedes der drei Reiche,

die bald vereinigt, bald getheilt, sich immer mehr nach der vorherrschenden Be-
Chlotar I. 613—628. völkerung schieden, einen eigenen Major Domus; allein schon unter Chlotar II.,
Dagobert 628—638. einem leutseligen aber schwachen und von Frauen beherrschten Mann, und noch
mehr unter seinem ältesten Sohne Dagobert gewann Pipin von Landen mit
Hülfe des ihm innig befreundeten Bischofs Arnulf von Metz, eine überwiegende
Macht. Diese Macht des austrasischen Hausmeiers stieg noch höher, als nach
Sigbert. 638—655. Dagoberts frühem Hinscheiden seine zwei unmündigen Söhne Sigbert und
Chlodwig II. † 656. Chlodwig II. den Thron bestiegen, jener im Ostreiche, dieser in Neustrien.
Grimoald. † 656. Schon jetzt verwaltete Grimoald, der Sohn des im J. 639 verstorbenen
Pipin, das Reich und führte die Kriege, während Sigbert, zufrieden mit dem
Königsnamen, unbeachtet von dem Ertrag weniger Güter lebte. Als aber
Grimoald nach Sigberts Tod voreilig den Versuch machte, seinen Sohn Chil-
debert auf den Thron zu erheben, empörten sich die Franken wider ihn, tödteten
ihn im Kerker und gaben die Herrschaft den Merovingern zurück. Die folgen-
den Könige, größtentheils unmündig oder rohen Ausschweifungen ergeben, wa-
ren ein Spielball in den Händen trotziger Edlen und gewaltthätiger Großbe-
amten, unter denen Ebroin, Major Domus in Neustrien und Burgundien,
eine hervorragende Rolle spielte, Könige erhob und stürzte und das ganze Land
in den Strudel wilder Bürgerkriege hineinriß, bis er zuletzt von einem ange-
682. sehenen Franken, dessen Güter er rauben wollte, erschlagen ward. Unter solchen
Umständen war es eine Wohlthat für das verwirrte Reich, daß der tapfere und
Pipin von Heristal. † 714. kluge Pipin von Heristal durch den Sieg bei Testri an der Somme über
den Major Domus Berchar die Großmeisterwürde von Neustrien und Burgun-
687. dien mit der austrasischen verband und in seinem Hause erblich machte. Er war
der Sohn von Pipins Tochter Begga, die mit Arnulfs Sohn Ansegisil ver-
mählt war, und hatte sich durch seine Kraft und Gerechtigkeit, wie durch den
Ernst, womit er die Herrschaft und die Ehre der Franken gegen die ungehorsa-
men und zum Abfall geneigten Völker Deutschlands zu wahren wußte, die
Achtung und das Vertrauen der Großen gewonnen. Nach der Schlacht bei
Testri, wo Berchar von seinen eigenen Leuten erschlagen ward, bemächtigte sich
Pipin der Person des Königs und herrschte als Herzog und Fürst der
Franken über das gesammte Reich, wenn er gleich dem schwachen Merovin-
ger noch den Schatten königlicher Ehre gönnte. Er führte das Regiment im
Innern und nach Außen mit Kraft und Festigkeit und gab dem verwirrten
Reiche wieder Halt und Sicherheit. Die Allemannen wurden in Gehorsam ge-
halten, die Friesen unter ihrem heidnischen Herzog Radbod (S. 607) zu einem
Friedensvertrag gebracht. Mit der Macht des Gesetzes schützte er den Schwa-
chen und Bedrängten und bändigte den Uebermuth und Trotz der Mächtigen.
Noch waren jedoch nicht alle Hindernisse und Gefahren überwunden, die dem
berühmten Geschlechte, dessen Stammschloß an der Maas in der Nähe von
Lüttich stand, den Weg zum Herrscherthron erschwerten. Sein zur Nachfolge

bestimmter Sohn Grimoald wurde in der Kirche zu Lüttich von einem Frie-
sen erschlagen, während der Vater auf dem Siechbette lag. Sein Tod, der noch 714.
im December desselben Jahres eintrat, gab das Reich neuen Stürmen preis.
Seine baierische Gemahlin Plechtrudis, ein kluges und entschlossenes Weib,
suchte von Köln aus die Würde ihrem Enkel Theudoald zu sichern und hielt
darum Pipins kräftigen und herrlichen Sohn Karl, den ihm eine andere Ge-
mahlin oder Beischläferin (Alpheida) geboren, in Haft. Aber die Neustrier
sagten sich von Pipins Stamm los, wählten Raginfried zum Hausmeier
und führten einen glücklichen Krieg gegen die Austrasier, in welchem Theudoald
seinen Tod fand. Pipins Werk schien vernichtet. Da entkam Karl, der in der Karl Martel.
Folge von seiner siegreichen Tapferkeit den Beinamen „Martel" oder Ham- † 22. Oct. 741.
mer empfing, seiner Haft, und die Freunde und Anhänger seines Hauses um 716.
sich sammelnd, trat er für das väterliche Erbe muthig in die Schranken. Nach
einem zweijährigen wechselvollen Kampf gegen die Neustrier und ihre friesischen
Bundesgenossen gewann Karl in der blutigen Schlacht bei Vincy, unweit 718.
Cambray, einen glänzenden Sieg über Raginfried und verfolgte die fliehen-
den Feinde bis vor die Thore von Paris. Nun übergab Plechtrud dem tapfern
Stiefsohne die Stadt Köln mit den mütterlichen Schätzen, und als auch in den
beiden folgenden Jahren das Glück der Waffen demselben treu blieb, trat Karl
wieder in die Stelle seines erlauchten Vaters ein. Vom Jahr 720 an war Karl
Martel, als alleiniger Hausmeier und Fürst der Franken, Beherrscher des frän-
kischen Reiches, wenn gleich noch ein Sprößling des Merovingischen Hauses in
der Versammlung der Freien am 1. März auf goldenem Stuhle saß und die
Geschenke der Großen empfing. Durch die siegreichen Kämpfe wider die Araber
und durch Freigebigkeit gegen seine Getreuen befestigte Karl die Macht und
das Ansehen seines Hauses so sehr, daß er selbst die letzten Jahre seines Lebens
keinen Merovingischen König neben sich hatte, und daß endlich, elf Jahre nach
der Bestattung des großen Major Domus im Kloster St. Denis sein Sohn
Pipin der Kleine dem Trugbilde für immer ein Ende machte und durch
Beseitigung des letzten Königs aus dem faulen und verkommenen Geschlechte
die Herrschaft der Karolinger begründete.

c. Die Zustände im Innern.

Die großartige Völkerbewegung, die auf der gallischen Erde in ihrer bun- Die Völker-
testen Gestalt zur Erscheinung kam, begründete neue Zustände und Einrichtun- mischung in Gallien.
gen, die in das ganze Sein und Leben der Nation und des Landes tief eingrif-
fen. Inmitten der römisch-gallischen Bevölkerung, in welcher die alten
Bewohner mit Ausnahme des iberisch-baskischen Volksrestes in den Pyrenäen,
allmählich aufgegangen waren, hatten sich germanische Stämme zu dauernden
Wohnsitzen niedergelassen, die Westgothen im Süden, die Burgunder im
Osten, die Franken im Norden und Westen, kleinerer Volkstrümmer, wie der

Sachsen, Alanen, Bretonen, nicht zu gedenken. Erst später traten noch die Normannen im armorikanischen Küstenlande als dritter Bestandtheil hinzu. Daß diese verschiedenen Volksstämme schon unter der Herrschaft der Merovinger zu einem Nationalganzen zusammenschmolzen, so daß die ursprüngliche Verschiedenheit sich nur noch in geringen Spuren erkennen ließ, wurde schon früher bemerkt und hatte seinen Grund theils in der Macht der romanischen Bildungs- und Lebensformen, theils in der hingebenden, empfänglichen Natur die germanischen Einwanderer. Während die letzteren, dem Kerne nach streitbare Schaaren unter der Leitung erblicher oder gewählter Heerfürsten, ihr ganzes Interesse fortwährend dem Kriege und den Waffen zuwandten, denen sie die neuerworbenen Besitzungen kraft des Eroberungsrechtes verdankten, blieben die Künste des Friedens, blieb Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft in den Händen der Romanen. Die römische Sprache herrschte in der Regierung, in der Kirche, im Verkehrsleben; römische Münzstätten lieferten das gangbare Geld, den Goldgulden (Solidus) und die Silberdenare; römisches Recht und Gerichtswesen blieb in Geltung bei den alten Bewohnern, und wenn auch, wie bei den Ostgothen in Italien (S. 670), das alte Volksrecht und die überlieferten Gesetze der Westgothen, Burgunder und Franken schriftlich aufgezeichnet wurden, um bei streitigen Fällen unter den Germanen selbst oder mit den Romanen als Richtung und Norm zu dienen, so zeugte doch Sprache und Abfassung von römischer Einwirkung, so waren die neuen Rechtsbücher, als „Gesetze der Barbaren" bezeichnet, doch nur ein dürftiger Nothbehelf für die Unkunde der Eroberer, Auszüge aus dem lebendigen Volksrechte besonders über Bußen für Verletzung des Eigenthums und der Person, die besonders an solchen Orten in Anwendung kamen, wo die alte Bevölkerung in der Minderheit war. Im Süden und in allen größeren Städten blieb römisches Recht, wie römische Staats- und Gerichtsverfassung noch lange in voller Geltung. In dem fränkischen Reiche galt der Grundsatz, daß Jeder nach dem Rechte des Volkes leben durfte, dem er durch seinen Vater angehörte.

Die leges Barbarorum.

Die Landvertheilung.

Aus diesen „Gesetzen der Barbaren," deren kunstlose Aufstellung durch ein seltsames Zusammentreffen zu derselben Zeit stattfand, als das vollendete System der römischen Jurisprudenz durch Justinian zum Abschluß geführt wurde, erhalten wir indessen Winke und Andeutungen über die gesellschaftlichen und Rechtszustände des geeinigten Frankenreiches, die für die Kenntniß damaliger Verhältnisse von der größten Wichtigkeit sind. Aus dem Gesetzbuche der Burgunder, das sich durch Genauigkeit der Bestimmungen über Agrarverhältnisse vortheilhaft auszeichnet, erfahren wir, wie die neuen Ansiedler sich im Laufe der Zeit mit den älteren Einwohnern hinsichtlich der Landvertheilung vertrugen: Der Burgunder erhielt von dem Römer, dem er als „Gast" zugewiesen wurde, zwei Drittel des angebauten Landes, ein Drittel der Sclaven, die Hälfte von Haus, Hof und Obstgärten und die Hälfte der zum Grundstück gehörigen Wälder und Weiden, sofern diesem nicht gemeinschaftlicher Besitz (Allwende) blieben. Spätere Einwanderer und Freigelassene mußten sich mit geringeren Antheilen begnügen. Auch die Westgothen eigneten sich zwei Drittel der urbaren Felder zu, woge-

gen die Franken, die viel gewaltthätiger und willkürlicher zu Werke gingen, sich selten auf Verträge eingelassen haben mögen. Es scheint, „daß sich die Franken ohne Zügel und Ordnung über die Provinzen verbreiteten, daß jeder siegreiche Räuber, je nach seinen Bedürfnissen, seiner Habsucht und seiner Macht den Umfang seines neuen Besitzthums mit dem Schwerte ausmaß." Als die Ostfranken ihren König Theoderich nöthigen wollten an dem Kriegszug der Brüder wider Burgundien Theil zu nehmen, sprach er: „Folget mir nach Auvergne, da könnt ihr Gold und Silber, Sclaven, Vieh und kostbare Gewänder in Menge gewinnen." Da ergossen sich die wilden Schaaren über das blühende Land an den rebenbedeckten Abhängen der Sevennen, übten Raub und Gewaltthat, preßten den gefangenen Einwohnern als Preis ihres Lebens Lösegeld ab und ehrten nicht einmal die Kirchen und heiligen Stätten, wo die Einwohner sich und ihre werthvollste Habe zu bergen suchten. Die von Gregor erzählte Geschichte eines vornehmen Jünglings, den ein austrasischer Kriegsmann in Knechtschaft hielt, um von seinen Verwandten zehn Pfund Goldes für seine Freilassung zu gewinnen, und der endlich durch die List eines treuen Sclaven entführt und zu seinem Großvater, dem Bischof von Langres, gerettet ward, ist ein sprechendes Beispiel, unter welchen Mißhandlungen die Bewohner Galliens durch die Franken zu leiden hatten. Mit den Grundstücken wechselten wohl auch die an die Scholle gefesselten Zinsbauern (Colonen) den Gutsherrn, dem sie Dienste und Abgaben zu leisten hatten.

Stellung der Romanen.

Solche Bedrückungen, wie sie in Auvergne stattfanden, gehörten jedoch zu den Ausnahmen. Die Gesetze und die Geschichte der Merovinger liefern viele Beweise, daß das Loos der Römer sich mit der Zeit erträglicher gestaltete. Nicht nur daß die drückende Besteuerung aus der Römerzeit verschwand und durch eine mäßige Grund- und Personensteuer ersetzt ward, daß sie durch Gesetz und Obrigkeit in ihrem Privatleben und Eigenthum gesichert waren, daß Handel und Gewerbthätigkeit sich vorzugsweise in ihren Händen befanden, daß die Städte, namentlich im Süden, fast nur von römischen Bürgern bewohnt waren und unter dem Schutze der Kirche und der alten Verfassungen, Gesetze und Rechte einen weiten Raum zur Entwickelung eines regen vielseitigen Lebens, ja selbst zur Uebung der Waffen boten; ihre überlegene Bildung und Geschäftserfahrung verschaffte ihnen häufig Zutritt zu den wichtigsten Aemtern; sie bekleideten die einflußreichsten Stellen bei Hof und im Rathe der Könige; in Burgundien hatten nach einander drei Römer die Würde eines Major Domus; Kirche und Religion standen ausschließlich unter ihrer Leitung. Den auswärtigen Handel und die Zinsgeschäfte theilten mit den Eingebornen die Juden, die trotz der Bedrückung und Rechtsverkürzung in den gallischen Städten einen nicht unansehnlichen Theil der Bevölkerung bildeten.

Das Wehrgeld.

Durch die Höhe des Wehrgeldes, womit nach dem germanischen Rechte die Blutschuld für einen begangenen Mord gesühnt oder der Entgelt für Körperverletzung geleistet werden konnte, läßt sich ein Schluß auf die Stellung der einzelnen Volksklassen ziehen. Am höchsten standen die Franken im Gefolge des Königs, die „Antrustionen" oder die Häupter der Getreuen (Leudes); ein an einem solchen erlauchten Gliede der Gesellschaft begangener Mord konnte nur mit 600 Goldgulden (Solidi) an die Verwandten gebüßt werden, wofern diese nicht vorzogen Fehde oder Blutrache wider den Thäter zu erheben; nur die geweihte Person eines Bischofs ging ihnen noch voran, für

welchen die Geldbuße 900 Solidi betrug, indeß der Priester auf gleicher Stufe mit dem „Getreuen" stand; ein Römer aus dem königlichen Dienstgeleite war höher im Rang als der freie Franke von gemeinem Stande; für das Leben jenes mußten 300 Goldstücke entrichtet werden, indeß die Ermordung dieses nur mit 200 bestraft ward. Für einen freien Gutsbesitzer romanischer Abkunft betrug das Wehrgeld 45 Solidi, für Unfreie des bessern Rechts 30. Auch in den übrigen Strafbestimmungen der „Gesetze der Barbaren" für Verletzungen an Gut und Person, für Ehrenkränkungen und für Verbrechen verschiedener Art gibt sich bei den meisten Fällen ein Unterschied kund zwischen Franken und Romanen, zwischen Freien und Unfreien. Nur bei den Burgundern scheint das Verhältniß zu den Provinzialen sich günstiger gestellt zu haben; das Wehrgeld war für beide Völker dasselbe.

Freie und Unfreie.

Nicht blos das Volksrecht und die überlieferten Gesetze, sondern auch die übrigen vaterländischen Einrichtungen und Gebräuche brachten die Germanen in ihre neue Heimath mit. Wie im alten Germanien gab es auch im Frankenreiche **Freie** und **Unfreie** (S. 111 ff.). Nur die Ersteren konnten Grundeigenthum erwerben und am Gerichte und an der Volksversammlung Theil nehmen. Sie waren zur Heeresfolge verpflichtet, entrichteten aber außer einem freiwilligen jährlichen Geschenk an den König keinerlei Steuern oder Abgaben. Die Freien waren auf ihrem Grundeigenthum unumschränkte Gebieter, sie richteten über die Gutsangehörigen nach dem Herkommen oder nach dem Hofrechte ohne Beschränkung durch königliche Beamte oder Richter. Sie waren zur Gesammtbürgschaft in größere und kleinere Genossenschaften vereinigt, nämlich in **Gaue**, welche nach einer Stadt, ihrem Mittelpunkte, benannt wurden und welche wiederum in **Centene** oder **Hundertschaften**, so wie diese in **Gemeinden** zerfielen. Unter diesen Freien aber erlangten einige Geschlechter im Laufe der Jahre eine größere Macht und Bedeutung, so daß sie einen eigenen bevorzugten Stand oder **Adel** (Principes, Meliores natu) bildeten, der zu dem König oder Kriegsherrn in nähere Beziehung trat. Dieser Waffenadel, von den römischen Schriftstellern häufig als „Optimaten" bezeichnet, entwickelte sich aus dem alten Gefolgswesen, dem die Siege und Eroberungen der Germanen auf römischem Boden vorzugsweise zuzuschreiben waren. Es war natürlich und durch alte Sitte begründet, daß der Gefolgsherr die Treue und Hingebung der Waffengenossen durch Theilung der Beute oder durch Zuweisung eroberter Grundstücke belohnte. Als nun nach vollbrachter Eroberung der ursprüngliche Zweck der Waffengenossenschaften erreicht war und der Gefolgsherr als König in eine höhere Stellung eintrat, erfuhr das bisherige Verhältniß mancherlei Veränderungen. Der Kriegsherr mußte den Wunsch haben, diejenigen seiner bisherigen Geleitsmannen, die durch Geburt und Verdienste besonders hervorragten, sich näher zu verbinden. Dazu boten die Verhältnisse die geeigneten Mittel. Durch die Unterwerfung des gallischen Provinzlandes waren die fränkischen Könige in den Besitz großer erledigter Güter gekommen. Alles fiscalische Eigenthum Roms, alles kaiserliche Vermögen, alles Reichs- und Herrngut

Die Leudes (Beneficiaten.)

(Domänen) war in die Hände der Sieger gefallen und stand dem Kriegsherrn zur Verfügung. Dadurch waren die germanischen Könige in Stand gesetzt, denjenigen ihrer Waffengenossen, die sie enger an den Thron zu knüpfen beabsichtigten, zu ihren eigenen Besitzungen (Allodien) noch besondere Grundstücke zu lebenslänglicher Nutznießung zu verleihen. Daraus bildete sich das Beneficien- oder Lehns-Wesen, die eigentliche Grundlage des mittelalterlichen Ritteradels. Der zugewandte Theil nämlich hieß Lehn (Beneficium), der Geber war der Lehnsherr, der Empfänger hieß Lehnsmann, Dienstmann oder Vasall. Es galt als Belohnung oder Besoldung für geleistete Dienste sowohl im Heer als bei der Hofhaltung, und konnte, wenn der Besitzer starb oder seiner Verpflichtung nicht nachkam, wieder entzogen werden. Die Lehnsträger verpflichteten sich für die empfangene „Wohlthat" zu besonderer Treue und fortdauerndem Kriegsdienst und bildeten den Kern der Getreuen, „Leudes" und ihrer Häupter der „Antrustiones," des Königs. Auf gleiche Weise belehnten reiche Freie andere minder begüterte mit Theilen ihres Eigenthums, ja sogar ihrer Lehen (Afterlehen) und gewannen sich dadurch ebenfalls Lehnsleute oder Vasallen (Beneficiate). Durch dieses auf der Idee gegenseitiger Treue beruhende Lehnsverhältniß wurde jedoch weder die persönliche Freiheit des Wehrmannes, noch seine Stellung in der Gaugemeinde geändert. Vielmehr „erlangten alle Verbindungen mit dem König, mochten sie auf persönlichem Dienst oder auf der Verleihung größerer königlicher Güter beruhen, eine steigende Wichtigkeit, und die Ehre, welche daraus erwuchs, der Einfluß, welchen dies gab, erhob solche Männer über ihre Standesgenossen und gab den Anlaß zur Bildung einer Aristokratie, welche bald den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Staats erlangte und die anderen Freien in den Hintergrund drängte." Durch die wachsende Macht des neuen Grundadels wurde die alte Volks- und Gau-Verfassung mehr und mehr aufgelöst und beschränkt.

Hörige und Leibeigene.

Wer durch Geburt, durch Kriegsgefangenschaft oder auch in Folge von Strafen sich im Zustand der Unfreiheit befand, durfte weder Eigenthum besitzen, noch dem Gerichte oder der Volksversammlung als Stimmberechtigter beiwohnen. Diese Unfreiheit war doppelter Art: während der Leibeigene oder dienstbare Knecht, gleich dem römischen Sclaven, ohne Schutz seiner Persönlichkeit völlig das Eigenthum des Herrn war und von diesem verkauft oder getödtet werden konnte, waren die Hörigen, die entweder gleich den Colonen der römischen Kaiserzeit als unfreie Zinsbauern das fremde Feld gegen Abgaben und Dienste bestellten und an die Hufe gebunden waren, oder als Liten die Geschäfte in Haus und Hof besorgten von den niedrigen Arbeiten bis zu den feineren eines gebildeten Lebens (Ministeriales), durch ein Wehrgeld gegen den Mißbrauch der herrschaftlichen Gewalt geschützt. Durch die Freilassung der Leibeigenen und Hörigen trat eine Erleichterung und Besserstellung ihrer Verhältnisse ein; doch kamen nur solche, die vor dem König durch eine symbo-

Freigelassene.

liche Handlung auf feierliche Weise aus der Gebundenheit erlöst wurden, in den Stand eines vollen Freien; in den übrigen Fällen gab die Entlassung nur persönliche Freiheit, aber nicht die Rechte der freien Geburt und der Volksgenossenschaft. Die Freilassung unter dem Schutz der Kirche gewährte die Freiheit des Römers, womit gewöhnlich ein Schutzverhältniß verbunden war.

Die Verfassung des Frankenreichs. „Die Verfassung des fränkischen Reichs beruhte zunächst auf der alten Volksverfassung, auf der Heereseinrichtung des Gefolges und auf fortdauernden Verhältnissen des römischen Reiches, bis die sich mehr und mehr erweiternde Beneficialverfassung die Hauptgrundlage derselben wurde.“ An der Spitze des

Der König. Reichs stand der König, der seine Würde als erbliches Vorrecht seines Geschlechtes besaß, doch mit der Beschränkung, daß damit eine Anerkennung und Mitwirkung des Volks bei der Erhebung verbunden war. Wenn der König Anfangs nur als das Haupt eines Stammes oder einer Abtheilung desselben angesehen ward, mehr ein König des Volkes als des Landes war, so trat er seit der Unterwerfung der Romanen in ein anderes Verhältniß; er wurde Beherrscher eines Reiches. Seine Stellung wurde dadurch eine doppelte: während er den römischen Unterthanen als Nachfolger der alten Imperatoren mit dem Rang und Ehrennamen eines „Augustus“ galt, sahen die Franken in ihm den Gefolgs- oder Kriegsherrn, die Beneficiaten ihren Oberlehnsherrn. Dadurch erhob er sich so sehr über die andern freien Volksgenossen, daß in dem Gesetze für den König kein Wehrgeld bestimmt ist, daß Untreue gegen ihn mit dem Verluste des Lebens und Eigenthums gebüßt ward. Zu der alten Zierde des langen Haares kam mit der Zeit die Auszeichnung der königlichen Kopfbinde, oder Krone, zu dem Spieß, den er als Zeichen seiner Würde in der Hand führte, wenn er sein Reich durchzog um die Huldigung und den Eid der Treue entgegen zu nehmen, wurden noch andere Insignien und Zierden der Herrschaft gefügt.

„Der König ist das Haupt des Volkes,“ sagt Waitz, „er entscheidet über Krieg und Frieden; er vertritt sein Volk nach Außen, schließt für dasselbe Bündnisse und Verträge, schickt Gesandte und Unterhändler. Er ernennt die Beamten, geistliche wie weltliche und hat die Macht ihnen das Amt auch wieder zu nehmen; durch sie aber übt er seinen Willen in allen Theilen und in allen Verhältnissen des Reiches aus. Der König ordnet gerichtliche Versammlungen an und hält selbst Gericht, aber auch ohne dies verhängt er Strafen, verfügt er über Gut und Leben seines Volks. Dem König gehört ein weiter Grundbesitz, der ihm bedeutende Einkünfte verschafft, von dem ein Theil aber an Getreue verliehen ist, die ihm dafür eng verbunden sind. Andere stehen in dem noch engeren Verhältnisse des Gefolges. Sie leben an seinem Hof, und jeder Dienst an demselben gewährt Auszeichnung und Ehre; hier ruht auch die Leitung der Regierung, der Hof ist der Mittelpunkt des Staats.“

Die königlichen Beamten. Unter den Beamten, die sich in seiner Umgebung befanden und seinen Rath bildeten, nahmen der **Hausmeier**, der **Kanzler**, der **Kämmerer** und der **Pfalzgraf** oder Stellvertreter des Königs vor Gericht, den ersten Rang ein. Oft wurden auch die Bischöfe zu den Berathungen beigezogen. „Häufig lebten die Könige auf

ihren Höfen und Villen, die sie rings in allen Theilen des Reiches besaßen, wo ihre Paläste oder Pfalzen lagen, wo sie mit ihren Getreuen sich zur Jagd und zum Mahle vereinigten und nicht selten auch die Versammlungen der Großen und der Bischöfe hielten." Geistliche Zusammenkünfte (Concilien) wurden von dem König einberufen oder bedurften doch seiner Einwilligung, und nur mit Genehmigung des Königs konnte ein Freier in den geistlichen Stand eintreten und von der Heerpflicht entbunden werden.

Einkünfte u. Schatz des Königs. Die Einkünfte des Königs bestanden, außer dem Ertrage seiner eigenen Güter, in den Steuern und Leistungen der römischen Unterthanen (auch die Güter der Kirche waren mit geringen Ausnahmen der Grundsteuer unterworfen), in den freiwilligen Geschenken der Franken, in den Tributen der abhängigen Völker, in den Strafbußen und Vermögenseinziehungen der Verurtheilten, in den Zöllen und in den Hafen-, Wege- und Markt-Geldern. Großen Werth legten die fränkischen Könige auf den Schatz, der gleich dem Reiche von Geschlecht zu Geschlecht ging. Er bestand in geprägtem Golde, in Geschmeide und Schmuck mancherlei Art, in Ringen und Ketten, in kostbaren Gefäßen und Gewändern.

Grafen. Die Verwaltung des Frankenreiches lag in den Händen der Grafen, als der Vorsteher der Gaue oder Stadtgebiete, die aber nicht mehr, wie in der deutschen Heimath, von der Volksgemeinde gewählt, sondern vom König nach freiem Ermessen aus seinem Gefolge ernannt wurden. Ihre vorzüglichsten Pflichten waren: Sorge für Recht und Gerechtigkeit, für Frieden und Ruhe, Schutz der Schwachen und Hülfsbedürftigen, Unterdrückung der Missethäter, Erhebung und Ablieferung der königlichen Einkünfte und die Aushebung und Führung des Heerbannes in den ihnen untergebenen Gauen und Hundertschaften. Gerichtswesen. In diesen Hundertschaften wurden durch die Grafen von Zeit zu Zeit Versammlungen der freien Gemeindegenossen an bestimmten Malstätten abgehalten und dort nach alter feierlicher Weise das Gericht gehegt, wobei die Gemeinde noch selbst lebendigen Antheil nahm und in manchen Fällen das Urtheil sprach. Da indeß in den zahlreicheren Versammlungen nicht alle Freien in Privatsachen das Recht finden konnten, so wählte der Vorsitzende mit Zustimmung der Parteien aus kundigen Männern eine Anzahl Rechtweiser oder Schöffen, „Rachinburgen" genannt, die das Urtheil fällten. Als rechtsgültige Beweise waren außer Zeugen und Eideshelfern auch Gottesurtheile (Ordale) durch Feuer oder siedendes Wasser und gerichtlicher Zweikampf zulässig. Bei Klagen gegen Kleriker wegen zeitlicher Verbrechen entschieden weltliche Richter mit Beiziehung von Geistlichen. — Die Dauer des Grafenamtes war gewöhnlich lebenslänglich. Für einzelne Geschäfte konnten sie auch Abgeordnete (Missi) oder Stellvertreter (Vicare) aufstellen. Herzöge. Ueber eine mehrere Grafschaften umfassende abgegrenzte Landschaft wurde ein Herzog (dux) gesetzt, dessen Befugnisse sich wesentlich auf die Heerverfassung und Kriegführung bezogen. Der herzogliche Name bezeichnete demnach im Frankenreiche einen militärischen, vom König eingesetzten Beamten ohne freie ausgedehnte Gewalt. In Burgundien und in der Provence wurden die Befugnisse auf die alte Würde eines Patricius übertragen. Der Herzog war der höchste Anführer nach dem König; die Grafen

und Centenare waren ihm untergeordnet. Mit der Zeit erlangte jedoch der Major Domus, als dieses Amt alle andern überflügelte, auch beim Heere den ersten Rang.

Sittliche Entartung. Die Merovingische Zeit war die Periode des Uebergangs und der Verschmelzung der germanischen und romanischen Volkselemente zu einem neuen National-Ganzen. Solche Perioden sind, wie alle Uebergänge, reich an häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen; die Neugestaltung führt zunächst die absterbenden, der Fäulniß verfallenen Bestandtheile auf die Oberfläche. Die „fränkische Geschichte“ des Bischofs Gregor von Tours ist ein merkwürdiges Spiegelbild dieser lasterhaften, verbrecherischen Zeit, wo die Keime eines edleren Lebens unter der Fülle von Gräuel und Schandthaten kaum zu entdecken sind. Die einfache naive Weise, in welcher der geistliche Geschichtschreiber, gleich den historischen Büchern des Alten Testaments rückhaltlos erzählt, wie alle Stände sowohl unter den Germanen als unter den Romanen nur den Eingebungen ihrer rohen Sinnlichkeit, Eifersucht, gemeinen Habsucht, Ehr- und Rachgier folgend, nach allen Seiten hin die Bande göttlicher und menschlicher Gebote und jeder Sitte durchbrachen und sich den wildesten Gewaltthätigkeiten überließen, ohne eine sittliche Entrüstung über das gottvergessene Treiben der Könige und Großen besonders kund zu geben, ist ein sprechendes Zeugniß der allgemeinen Verderbniß und Entartung. Die Mischung roher Germanen und verfeinerter Römer, von denen jene heftige Begehrlichkeit, ungezügelte Triebe und Leidenschaften, diese die Lüste und Genußsucht eines gesunkenen Geschlechts in den Bund einbrachten, konnte im Anfang nur schlimme Früchte zu Tage bringen.

„Bei der Einnahme Galliens,“ so schildert Loebell diese Uebergangszeit, „waren die Deutschen das heftigere, ungezähmtere, derbere Volk, die Romanen dagegen das civilisirte, aber auch des Zügels gewohnte, furchtsame, zu Hinterlist und Bedrückung geneigte. Die reichen und vornehmen Romanen Galliens führten mitten in dem hereinbrechenden allgemeinen Elende noch ein glänzendes, üppiges Leben, sie liebten die Pracht, und wenn in ihren Genüssen die Feinheit der antiken Civilisation noch nicht ganz verschwunden war, so waren sie aber auch in Weichlichkeit, Schlaffheit und Verderbniß der Gesinnung verfallen. Beide Nationen haben rasch von einander gelernt, da sie aber gegenseitig mehr das Schlimme als das Gute angenommen, nicht zum Vortheil ihres Charakters. Doch hat der Romane anfangs mehr gewonnen als der Deutsche. Er ist frecher geworden, aber auch muthiger, er ist zum Trotz übergegangen, aber von einem Zustand der Ohnmacht und von erniedrigender Sclavengesinnung. Dagegen ist bei dem Deutschen die Gesittung, die er hier zu empfangen bestimmt war, damals nur erst auf Einzelne von großem Einfluß, im Ganzen nur eben in den ersten Keimen merklich, wohl aber sehen wir ihn listiger, ränkevoller, ungerechter, erbarmungsloser, allen Begierden unterworfener als früher. Der Romane, damit Leben in ihm erwache, muß selbstthätig werden, und dazu erweckt ihn der Deutsche, da der Druck, den dieser übt, kein geistiger ist, noch sein kann. Dieses Selbstgefühl, diese kräftigere Gesinnung zeigt schon einen merklichen Einfluß auf das Leben. Der Deutsche dagegen, obschon die materiellen Vortheile auf seiner Seite sind, hat für die ganze Bedeutung seines Wesens eingebüßt und muß jetzt durch eine Zwischenperiode hindurch, welche gegen seine frühere Zeit sehr zurücksteht. Seine innerlich gesunde Na-

tur, in der das Edle nur verdeckt, nicht zerstört war, überwindet die Gefahr gänzlicher Verwilderung, die sehr nahe liegt, und trägt wesentlich dazu bei, aus der Gährung der durcheinander wogenden Elemente Gestalten zu entwickeln, welche Culturblüthen von neuer Art und allen Vorzügen der Civilisation entgegen wachsen; aber während des Prozesses hat er auch die wesentlichsten Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt, und zeigt sich am Ende desselben ganz romanisirt. Nur an den Orten, wo die deutsche Einwanderung von vorn herein in größeren Massen geschah und compacter blieb, sind auch mehr Züge des deutschen Charakters stehn geblieben. Doch ist das Romanische auch da, wo es völlig überwogen hat, in der Gestalt, wie es in der Blüthezeit des Mittelalters hervortritt, nicht mehr das alte aus den ersten Jahrhunderten der Eroberung; es ist ein höchst verändertes, theils weil sich in das Blut, welches darin umläuft, deutsche Säfte gemischt haben, theils weil die Deutschen einen großen Anstoß gegeben haben und die Romanen ihnen in der Kühnheit, in der Liebe zur Unabhängigkeit nacheifern."

Selbst die Kirche vermochte sich nicht von der Rohheit und Sittenlosigkeit der Zeit frei zu halten. Bei allem religiösen Aberglauben zeigten die Franken oft so wenig Ehrfurcht vor den heiligen Orten, daß durch einen Concilienbeschluß vom J. 650 bei Strafe der Excommunication verboten werden mußte, in der Kirche Streit zu erheben, die Waffen zu ziehen oder gemeine und schmutzige Lieder zu singen. In der Geschichte Gregors erscheinen nicht wenige Bischöfe, die nur nach dem Genuß der Kirchengüter strebten, die ihre Stellen durch Kauf oder die Gunst der Könige erlangt hatten, „die durch die gröbste Unwissenheit, durch Trunksucht, Habgier, Ehebruch, Meineid und Mord ihren Stand schändeten, oder in Helm und Harnisch in den Krieg zogen," während die Zahl derer, die wie Gregor selbst und seine Zeitgenossen Avitus von Auvergne und Nicetius von Trier, durch Reinheit der Gesinnung und des Wandels und durch Kenntnisse und Bildung ihrem Stande Ehre machten, nur gering war. Und doch war die Kirche die einzige Pflanzstätte der Zucht und Gesittung. Sie hob durch kirchliche Satzungen das Ansehen des weltlichen Gesetzes; sie wehrte durch die Macht der Religion und durch Kirchenstrafen der rohen Gewalt; sie gab in der allgemeinen Auflösung das Beispiel einer gesellschaftlichen Ordnung und Einrichtung; sie wahrte und pflegte die Reste der Cultur und Literatur. An der Stelle der verfallenen Rechtsschulen erhoben sich kirchliche und klösterliche Unterrichtsanstalten, wo die sieben freien Künste (S. 677 f.) nach dem Lehrbuche des Martianus Capella gelehrt wurden. In den Benedictiner-Klöstern beschäftigten sich die Mönche mit Lesen und Abschreiben der klassischen Werke des Alterthums. Die religiösen Schriften, besonders die Legenden und Lebensbeschreibungen der Heiligen, wie gering auch ihr literarischer Werth, wie eintönig, roh und unbeholfen die Sprache sein mag, waren doch die einzigen Erzeugnisse, welche die gedrückte Menschheit trösteten und über die Noth und Drangsale der Zeit erhoben. Und die namhaftesten Schriftsteller der Zeit, der Bischof Avitus, der Rhetor und Dichter Venantius Fortunatus und die Geschichtschreiber Gregor von Tours und Fredegar gehörten der Kirche an. Die Leistungen der beiden ersten zeugen freilich von dem tiefen Verfall der römischen Literatur in Gallien,

Kirche u. Klerus. — *Literatur.*

die schon zur Zeit des Sidonius Apollinaris den höchsten Werth in die rhetorische Kunst setzte, unter einer möglichst geschmückten Sprache und gespreizten Redeform die Leerheit des Inhalts zu verstecken; dagegen ist das Geschichtswerk Gregors für die Kunde der Merovinger Zeit die einzige Quelle voll frischen Lebens, wenn es gleich in Form und Sprache den mangelhaften Bildungsstand der Zeit erkennen läßt.

Avitus. † 525. Alcimus Ecdidius Avitus war aus einer angesehenen Familie in Auvergne entsprossen und vom J. 490 bis zu seinem Tode 525 Bischof von Vienne. Die von ihm verfaßten religiösen, didaktischen und beschreibenden Gedichte: „Vom Anfang der Welt" (das in 5 Büchern von der Schöpfung, von der Erbsünde, vom Gericht Gottes, von der Sündfluth u. s. w. handelt) und die poetischen Bearbeitungen biblischer Bücher des A. Test. lassen die Nachahmung älterer klassischer Dichter erkennen und sind, trotz der Gesuchtheit und Künstelei, von größerer Reinheit der Sprache, als die meisten übrigen Erzeugnisse der Zeit. Das größere Gedicht, das in seinen drei Haupttheilen (Schöpfung, Erbsünde, Gericht Gottes) ein Ganzes bildet, hat, wie Guizot nachgewiesen, eine überraschende Aehnlichkeit mit Miltons „Verlornem Paradies."

Venantius Fortunatus c. 565. Venantius Fortunatus, „der letzte Repräsentant der verkünstelten Schulgelehrsamkeit," war in Italien geboren, verbrachte aber die größte Zeit seines Lebens in Gallien am Hofe Sigberts, bewundert und geliebt von den fränkischen Großen. Aus Hingebung für die heilige Radegunde, die ihren Gemahl Chlotar, weil er ihren Bruder, den letzten Sprößling der thüringischen Königsfamilie getödtet hatte, verließ und in dem von ihr gestifteten Kloster zu Poitiers ihre Tage mit Werken der Frömmigkeit und Demuth verbrachte, trat er in den geistlichen Stand und starb als Bischof von Poitiers. „Seine zahlreichen Gedichte, großentheils Gelegenheitsgedichte in verschiedenen Versmaßen, an die verschiedensten Personen und über die verschiedensten Gegenstände, zeigen Gewandtheit und Leichtigkeit und bisweilen selbst Geist und Phantasie, allein viel häufiger auch, bei sehr geringfügigem Inhalte, spielende und geschmacklose Künstelei und selbst Verstöße gegen Grammatik und Prosodie." Zu seinen schönsten Gedichten gehört die rührende Epistel an den in Constantinopel weilenden letzten Verwandten Radegundens über den Untergang des thüringischen Reiches und ein Gedicht über die Geschicke der Gaswintha, der unglücklichen Schwester Brunhildens. Unter seinen prosaischen Schriften steht die Lebensgeschichte seiner Gönnerin Radegunde oben an.

Gregor von Tours 540—594. Die traurige Wahrnehmung, daß bei dem Untergange der Wissenschaften Niemand sich finde, welcher die Begebenheiten der Zeit aufzeichne, bewog Gregor (geb. zwischen 539 und 543 zu Clermont aus einem vornehmen gallischen Geschlechte, seit 573 Bischof von Tours, gest. 17. Nov. 594) „die Kämpfe der Könige mit den feindlichen Völkern, der Märtyrer mit den Heiden, und der Kirche mit den Ketzern" in seinen Schriften: „Vom Ruhme der Märtyrer;" „Von den Wundern des heiligen Martinus;" „Vom Leben der Väter" und in seinen „Zehn Büchern fränkischer Geschichte" (zuweilen auch „Kirchengeschichte der Franken" genannt) zu beschreiben. Wenn auch das geistliche und religiöse Interesse vorherrscht und Gesinnung und Urtheil bestimmt*), wenn auch das Ganze aus einer Anzahl einzelner unverbundener Erzäh-

*) Gregors historische Grundansicht gibt sich kund in dem Streben, die Thaten und Schicksale der Menschen irgendwie auf die göttliche Weltregierung zurückzuführen. „Es ist ihm die Hand Gottes vornehmlich sichtbar in dem zeitlichen Segen wie in dem zeitlichen Unglück, welche einzelne Menschen erfahren. Jener ist Belohnung des Gott wohlgefälligen, dieser Strafe des sündlichen Wandels, und er nimmt oft die Gelegenheit wahr, dies ausdrücklich zu bemerken. Hierin zeigt sich zugleich der praktisch-didaktische Zweck, der ihm bei der Ausarbeitung seiner

lungen ohne genaue Beobachtung der Zeitfolge besteht, so ist doch das Werk von hoher Bedeutung. Nach einer Uebersicht der Weltereignisse seit der Schöpfung geht Gregor auf die fränkische Geschichte über, worin er neben dürftigen geschriebenen Quellen besonders der lebendigen Ueberlieferung folgt. Ganz in seiner Zeit stehend und an vielen wichtigen Staatsgeschäften persönlich Theil nehmend, gewährt er das treueste Bild derselben, und indem er einfach berichtet, was geschah und alle Gräuel der Zeit in natürlicher Unbefangenheit, ohne Abscheu und sittlichen Unwillen zu äußern, offen darlegt, ist seine Erzählung von der höchsten Glaubwürdigkeit, besonders in den letzten Büchern, „in welche er den Ereignissen gleichzeitig die Zeitgeschichte eintrug." Seine Darstellung ist einfach und kunstlos; hie und da tritt der Mangel gründlicher Schulbildung hervor; der Stil ist schlicht und anschaulich, häufig mit biblischen Redensarten und Ausdrücken durchwoben. Nicht selten werden die Personen redend eingeführt, wodurch die Darstellung an Lebendigkeit gewinnt. Diese kunstlose, einfache Sprache Gregors, diese behagliche memoirenartige Erzählung, „welche die größten Staatsbegebenheiten und unbedeutende Vorfälle des gewöhnlichen Lebens bunt durcheinander mischt," verleiht dem Werke einen hohen Reiz. Noch trägt es die Spuren seiner allmählichen Entstehung; man erkennt spätere Nachträge und es fehlt die letzte Vollendung.

Zu der Reichhaltigkeit des Stoffes, welche das Gregorische Geschichtswerk, das mit dem Jahre 591 abschließt, zu einem treuen Spiegel der Personen und Zustände seiner Zeit macht, bildet die Fortsetzung desselben, nämlich die Chronik, die einem Mönch (Scholasticus) Fredegar aus Burgundien zugeschrieben wird, einen merklichen Contrast. Nachdem er in drei Büchern die Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf Justinian aus ältern Chroniken und annalistischen Aufzeichnungen oder mündlichen Ueberlieferungen erzählt und im vierten einen Auszug aus Gregor gegeben, führt er im fünften die Geschichte bis zum J. 641 mit besonderer Berücksichtigung der Burgunder. Aus der mangelhaften Darstellung, indem er einzelne Thatsachen unverbunden nach der Zeitfolge aneinander reiht, aus seiner incorrecten Sprache und barbarischen Schreibweise läßt sich der niedrige Stand der Zeitbildung erkennen. Er selbst hat diesen Verfall eingesehen. „Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt, sagt er; darum hat die Schärfe des Geistes nachgelassen und Niemand vermag es in dieser Zeit den früheren Schriftstellern gleich zu kommen." Seine Schreibart ward mit den schriftlichen Aufsätzen verglichen, die Einer aus der niedern Klasse in der Sprache der Gebildeten, deren er nicht recht mächtig ist, niedergeschrieben hat. Noch mehr tritt die Dürftigkeit und der gänzliche Verfall der gelehrten Bildung in den Chroniken zu Tage, die meistens unbekannte Mönche von den „Thaten der Frankenkönige" und aus dem „fränkischen Heiligenleben" zusammengestellt haben.

Fredegar.

Andere Chroniken.

B. Die Westgothen in Spanien.

Das Reich der Westgothen im Narbonensischen Gallien (Septimanien) und in Spanien hat mit dem fränkischen Reiche der Merovinger manches Verwandte und manches Verschiedene. Wenn die Gothen bei der Vertheilung des eroberten Landes, bei der Aufstellung von Herzogen und Grafen als Heerführer

Westgothisches Nationalwesen.

Geschichte vorschwebte, die Guten zu ermuntern und in ihren Vorsätzen zu befestigen, die Bösen zu schrecken und zu warnen. Es ist ganz der Standpunkt des Alt. Test., in welchem das irdische Unglück als Strafe für den Abfall von Gott und die Verachtung seiner Gebote erscheint, ein Standpunkt, der wohl ein religiöser, aber kein christlicher ist." (Löbell.)

und Richter in den Provinzen und Gauen, bei der Einrichtung der Reichs- und Hofämter für den königlichen Dienst und andern Dingen in ähnlicher Weise verfuhren wie die Franken und Burgunder, so unterschieden sich beide Länder darin, daß der Vermischungsprozeß der germanischen und romanischen Volkselemente in Spanien langsamer vor sich ging, daß, weil die religiöse Spaltung und das Verbot rechtsgültiger Ehebündnisse (Connubium) die Sonderung begünstigte, die Sprache und das nationale Wesen bei den Westgothen länger andauerte als bei den benachbarten Volksgenossen; daß das älteste Gesetzbuch, das Breviarium Alaricianum, das König Alarich II. im J. 506 durch römische Rechtsgelehrte unter dem Vorsitz eines Gothengrafen aufstellen ließ, nicht wie die übrigen „Gesetze der Barbaren“ aus einer Verbindung germanischer und romanischer Rechtsbestimmungen hervorgegangen, sondern ausschließlich den vorhandenen römischen Rechtsquellen entnommen ist, während das überlieferte gothische Volksrecht nebst den königlichen Verordnungen zuerst durch König Eurich besonders aufgezeichnet wurde; daß das gothische Königthum, das anfangs an ein bestimmtes Herrschergeschlecht geknüpft war, doch mit der überlieferten Sitte der Wahl oder Bestätigung von Seiten des Volkes, durch freie Wahl der geistlichen und weltlichen Großen übertragen ward. Auch die Verwirrung und Unordnung, herbeigeführt durch die Aufstände der Großen, durch religiöse und politische Parteiung, durch Familienhader und Königsmord, theilte das Gothenreich mit dem Frankenreich; und wenn trotz dieser anarchischen Zustände dennoch beide ihr Gebiet durch Eroberung ausdehnten, die Westgothen die stammverwandten Sueven in der Provinz Gallicien unterwarfen und den Oströmern allmählich alle Besitzungen auf der Südküste der Halbinsel entrissen, so zeugen diese Erfolge von der ungeschwächten Volkskraft, die durch
Leovigild 569—586. diese Wirrnisse nicht gebrochen ward. König Leovigild war der erste Monarch, der durch kräftige Unterdrückung der Ruhestörer, durch Einführung einer Grundsteuer und durch Verbesserung der Gesetze ein geordnetes Staatswesen gründete und dem Thron Ansehen und Glanz verlieh. So lange aber die Westgothen dem arianischen Glaubensbekenntniß folgten, konnte die Verschmelzung der beiden Volkstheile keine vollständige werden; Religionshaß und Verfolgungen führten blutige Gräuel und Aufstände herbei und störten das einträchtige Zusammenleben. Die unter den Einflüssen Roms und Constantinopels stehenden Bischöfe, unterstützt von rechtgläubigen Königinnen fränkischer oder griechischer Abkunft, untergruben jedoch mehr und mehr den Arianismus, und wenn auch der kraftvolle Leovigild seinen erstgebornen Sohn, den „heiligen“ Hermenegild, der die Fahne der Empörung wider den Vater schwang, wegen seines Abfalls von der Lehre der Väter und seines Hochverraths mit
Reccared 584—601. dem Tode bestrafte, sein zweiter Sohn Reccared verlieh dennoch der römisch-katholischen Glaubensform die Herrschaft in Spanien und erleichterte durch ein neues aus römischen und germanischen Rechten aufgebautes Gesetzbuch, und

durch die Bestimmung, daß Westgothen und Romanen rechtsgültige Ehen eingehen durften, die Vereinigung der neuen und alten Bevölkerung zu einer gemeinsamen Nationalität mit der Cultur und Sprache Roms. Und um das Königthum durch die Weihe der Religion ehrwürdiger und heiliger zu machen und gegen die Angriffe und Verschwörungen der Großen zu schirmen, führte Reccared nach dem Vorgange der fränkischen Könige die Sitte der Krönung und Salbung durch den Erzbischof von Toledo ein. So vortheilhaft indessen Macht der die Glaubenseinigung für die Erstarkung des Staats und der Nationalität Geistlichkeit. war, so hatte sie doch auch ihre nachtheiligen Folgen. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Metropolite von Toledo, gelangte zu einer Macht, welche die des Wahlkönigs und des aus königlichen Herzogen und Grafen (Palatinen) und aus erblichen Gutsbesitzern (Gardingen) bestehenden Adels bald überragte. Concilien, zu Reichsversammlungen erweitert, bei denen jedoch die hohe Geistlichkeit an Zahl, Bildung und Geschäftserfahrung die weltlichen Edlen weit übertraf, entschieden über Gesetzgebung und Verfassung, über kirchliche und staatliche Angelegenheiten, über Krieg und Frieden. Selbst auf den Provinzial-Synoden kamen weltliche Dinge zur Berathung. Und als nach einem Zeitraum von hundert Jahren, während dessen eine große Zahl von Königen rasch über die Schaubühne des Lebens dahinrauschten, einige, wie **Sisebut**, ihren Na- Sisebut 612—620. men durch Verfolgung der zahlreichen durch Reichthum und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Judenschaft befleckend, andere, wie **Reccesuinth**, durch Werke Reccesuinth 649—673. des Friedens und der Gesetzgebung hervorragend, der kräftige **Wamba** den Wamba Thron bestieg und das Gebot ergehen ließ, daß die Geistlichkeit gleich dem Adel 672—681. zur Heeresfolge verpflichtet sein sollte, stieg der Einfluß und die Macht des Klerus noch höher. Sechs Erzbisthümer (Toledo, Hispalis, Merida, Braga, Tarragona und Narbonne) und 74 Bisthümer, unter Wamba durch eine Kirchenversammlung genauer geordnet, standen an der Spitze des kirchlichen und staatlichen Organismus in Spanien. Die geistlichen Würdenträger wurden von Volk und Klerus gewählt und vom König bestätigt. Mit Gütern und Einkünften reich ausgestattet, im Besitze eigener Gerichtsbarkeit und eines oberrichterlichen Aufsichtsrechts, frei von Steuern und Abgaben, mit dem Asylrecht und anderen wichtigen Privilegien bedacht und die gesammte Bildung, die Wissenschaft und den Unterricht beherrschend, wie hätte die spanische Geistlichkeit nicht einen entscheidenden Einfluß auf Staat, Leben und Denkweise üben sollen? Aber die hohe Machtstellung war der Sittlichkeit nicht förderlich. Seit dem Gesetze Wamba's wurden die Bischöfe noch tiefer in die weltlichen Angelegenheiten verflochten und in das unruhige und gesetzlose Treiben der Großen hineingezogen. Doch haben sich viele spanische Geistlichen durch wissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnet. **Isidor von Sevilla** hat, außer nützlichen Aus- Isidor von Sevilla. zügen aus Kirchenvätern und andern Schriftstellern, in seinen 20 Büchern „Ur- † 636. sprünge oder Etymologien,“ einer Art Encyklopädie, Alles zusammengestellt,

„was er für den Inbegriff des menschlichen Wissens hielt," ein wichtiges Werk für die Philosophie und Theologie des Abendlandes, und auch durch die darin enthaltene Chronik bis auf Sisebut für die Geschichte der Westgothen von Bedeutung; und ein anderer, Isidor „Pacensis" (aus Beja), hat die Geschichte seines Vaterlandes im 7. und 8. Jahrhundert beschrieben, trotz des verderbten lateinischen Stils eine wichtige Geschichtsquelle. Die Macht der Kirche, die unter den Königen Erwig und Egiza den Höhepunkt erreichte, wurde für die Juden die Quelle furchtbarer Leiden und Drangsale, bis endlich das Maß voll war und die Gedrückten in der Verzweiflung die Hülfe der Araber anriefen und dadurch den Sturz des christlichen Reiches der Westgothen vorbereiteten.
Witiza 701—710. Umsonst suchte König Witiza die Uebelstände zu heilen und das Gothenreich zu kräftigen, indem er die Judenverfolgungen einstellte, mit allem Eifer die Erblichkeit des Königthums zu begründen suchte, die Unterordnung des Klerus unter den König in weltlichen und geistlichen Dingen zum Gesetz erhob und einen Theil der Kirchengüter einzog; das Gift des westgothischen Staatswesens, die Unbotmäßigkeit der Großen und die Uebermacht der Kirche war schon zu tief in den Körper der Nation eingedrungen. Ehe seine Reformen Wurzeln fassen konnten, wurde Witiza das Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze Graf Roderich stand, der Sohn des Herzogs Theodefred, der schon früher wegen eines ähnlichen Versuches verbannt und geblendet worden war. Witiza's Sturz und Tod führte eine verhängnißvolle Zeit herbei. Schon im nächsten Jahre brach der Sturm aus dem Süden los, der das zerrüttete Reich in Trümmer schlug.

Theudes 531—548. Ausführungen. Theudes, den wir oben als den Mörder und Nachfolger Amalarichs kennen gelernt (S. 687), verlegte zuerst seinen Herrschersitz nach Spanien, wahrscheinlich nach Barcelona, das aber bald der günstiger gelegenen Stadt Toledo weichen mußte. Um sich in der Königswürde zu befestigen, ließ er sich dieselbe durch eine nachträgliche Wahl der Großen bestätigen. Seitdem war das Westgothenreich ein Wahlreich. Und um sich die Geistlichkeit geneigt zu machen, übte Theudes, der Arianer, Duldung und gestattete den Bischöfen freie Versammlungen. Das Land Septimanien konnte nur mühsam gegen die Söhne Chlodwigs vertheidigt werden, die sogar den König Theudes hinter dem pyrenäischen Gebirgswall aufsuchten und die tarrogonen-
543. sische Provinz, das Land auf beiden Seiten des Ebro verwüstend durchzogen. Kaum war Theudes von dieser Gefahr befreit, so unternahm er, um seinen Landsleuten in Italien eine Erleichterung gegen die Griechen zu verschaffen, eine Heerfahrt nach Afrika, erlitt aber vor Ceuta durch einen Ausfall der Belagerten an einem Sonntage eine
545. große Niederlage. Drei Jahre nach diesem Unfall wurde Theudes in seinem Palaste
548. ermordet, worauf die Großen den Feldherrn Theodisclus auf den Königsschild
Theodisclus 548—549. erhoben. Als dieser aber seiner zur Habsucht, Zügellosigkeit und Härte neigenden Natur freien Raum ließ, entstand eine Verschwörung, in Folge deren er bei einem fröhlichen
Agila 549—554. Mahle zu Sevilla durchbohrt ward. Sein Nachfolger Agila hatte ein ähnliches Schicksal. Von dem Gothen Athanagild mit Hülfe der Oströmer in einer Schlacht be-
554. siegt, wurde er von seinen eigenen Leuten ermordet und Athanagild, der glückliche Führer der Aufständischen, als König anerkannt. Der neue Herrscher kehrte alsbald sein

Schwert gegen seine bisherigen Bundesgenossen und entriß ihnen einen Theil der See- Athanagild
städte, deren sie sich bemächtigt hatten; doch behielten sie noch lange festen Fuß auf 554—567.
dem spanischen Küstenlande. Von Athanagilds Töchtern, der schönen **Brunhilde**, die sich mit Sigbert von Austrasien vermählte und **Alswinthe**, die Chilperich von Soissons in sein Ehebett nahm, ist oben die Rede gewesen. Reich mit Schätzen beladen zogen sie über die Pyrenäen und vertauschten ihren arianischen Glauben mit dem katholischen. Als Athanagild nach einer vierzehnjährigen Regierung in seinem Palaste zu 567.
Toledo verschieden war, bestieg nach einem zweijährigen Wahlstreit der kräftige **Leovi-** Leovigild
gild den Thron von Spanien, auf dem er sich durch die Vermählung mit der Wittwe 569—586.
seines Vorgängers zu befestigen suchte. Zwei Jahre später, nach dem Tode seines Bru- 571.
ders **Liuva**, vereinigte er damit die Besitzungen der Westgothen in Gallien. Leovigild war einer der kraftvollsten Regenten seines Volks. Wie viele Hindernisse sich seiner Herrschaft entgegenstellten sowohl von Seiten der Griechen, die während der vorausgegangenen Verwirrung ihre Besitzungen im Süden erweitert hatten, als von Seiten der unruhigen Großen, die stets zu Aufständen bereit waren und seiner katholischen Unterthanen, die aus Haß gegen die arianischen Ketzer mit den Franken conspirirten; der „Löwenheld“ überwand alle Widersacher und Schwierigkeiten und erwarb sich den
Ruhm eines großen Königs. Nachdem er die Griechen in Andalusien besiegt und die 572.
festen Städte Malaga, Assidonia, Cordova u. A. durch Gewalt oder List zur Unter-
werfung gebracht, zog er gegen den Norden der Halbinsel, wo die Aufrührer, geschützt 573.
durch die Gebirge und auf den Beistand der zur katholischen Kirche bekehrten Sueven in Gallicien rechnend, einen festeren Widerstand zu leisten gedachten. Allein Leovigilds Schnelligkeit und Kriegsgeschick trug auch hier den Sieg davon. Die Aufständischen, ohne Plan und einmüthiges Handeln und von dem besorgten Suevenkönig verlassen,
wurden einzeln überwunden. Cantabrien (Biscaya) und Arragonien unterwarfen sich, 574—576.
als der bedeutendste Insurgentenführer, Aspidius, mit Frau und Kind gefangen weggeführt worden. Hinrichtungen und Confiscationen verbreiteten Schrecken unter den Großen und machten sie folgsam. Leovigild aber benutzte die Ruhe, die er durch sein Schwert geschaffen, zu Werken des Friedens und der Gesetzgebung. Er erbaute eine neue Stadt am Tajo, zu Ehren seines Sohnes Reccared Recapolis genannt und stellte die seit Eurich gesammelten Gesetze der Westgothen wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt und vollen Rechtsgültigkeit her. So hat Leovigild das gesunkene Königthum wieder zu Ehren gebracht und ihm Ansehen nach Innen und Glanz nach Außen verliehen. Aber häusliches Leid, durch religiöse Spaltung herbeigeführt, verdüsterte die späteren Jahre seiner Regierung. **Hermenegild**, sein Erstgeborner, der Sohn einer griechischen Mutter, war vermählt mit der schönen Ingundis von Austrasien, Brunhildens jugendlicher Tochter, die mit einer reichen Morgengabe nach Toledo gekommen war. Da die Merovingische Königstochter sich weigerte das nicänische Glaubensbekenntniß, in dem sie erzogen worden, mit dem arianischen zu vertauschen, so wurde sie von der leidenschaftlichen häßlichen Königin Goswintha, ihrer eigenen Großmutter und der Stiefmutter ihres Gemahls aufs unwürdigste mißhandelt. Erbittert durch den standhaften Widerstand und Stolz der fränkischen Fürstin, faßte Goswintha sie bei den langen Haaren, warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen, bis sie mit Blut bedeckt wurde; dann ließ sie die Unglückliche entkleidet in einen Fischteich werfen. Liebe und Ehre regten Hermenegild an, seine Gemahlin zu rächen. Er gewann allmählich die Ueberzeugung, Ingundis leide für den wahren Glauben. Ihre liebevollen Klagen, unterstützt durch die gewichtigen Gründe des Bischofs Leander von Sevilla, bewogen den Erben der gothischen Monarchie zur katholischen Kirche überzutreten. Durch den feierlichen Akt der Firmelung wurde er in das nicänische Glaubensbekenntniß aufgenom-

men. Entflammt durch Religionseifer und Ehrgeiz, erhob nunmehr Hermenegild die Fahne der Empörung wider den Vater. Er forderte die Sueven und Franken zur Verheerung seines Vaterlandes auf; er bewarb sich, indem er den Bischof Leander als Gesandten an den byzantinischen Hof schickte, um die Hülfe der Oströmer, welche Afrika und einen Theil der spanischen Küste besaßen; er reizte die katholischen Unterthanen zum Abfall von Leovigild. Aber die Thatkraft des Königs vereitelte das Unternehmen des Sohnes. Nachdem die Synode von Toledo die Katholiken, die zum Arianismus sich bekehren würden, von einer zweiten Taufe entbunden und durch Milderung der Glaubensformel den Uebertritt erleichtert hatte, suchte Leovigild bald durch die Schrecken der Verfolgung, bald durch die Aussicht auf Belohnung und Ehre seine katholischen Unterthanen zu der Erklärung zu bringen, „daß sie Gott dem Vater durch den Sohn und den heiligen Geist dienen wollten," und erzeugte dadurch Abfall und Zwietracht in ihren Reihen, bereicherte aber auch die Kirche mit neuen Märtyrern. Die überwun-
583. denen Basken behandelte er mit solcher Strenge, daß Viele über die Pyrenäen zogen und ihrem neuen Wohnorte den Namen Gascogne gaben. Durch die Gründung der Stadt Victoria in dem überwundenen Lande verewigte der Westgothenkönig seinen Sieg. Darauf eilte Leovigild nach Süden, wo Hermenegild die meisten Anhänger zählte. Er unterwarf Merida an der Guadiana, erstürmte Sevilla, den Hauptsitz des Aufruhrs, nachdem er den Suevenkönig Mir überwunden und zum Rückzug genöthigt und belagerte seinen Sohn in Cordova. Als auch diese Stadt durch die Feigheit und Verrätherei der Griechen in Leovigilds Hände fiel, suchte Hermenegild Schutz in einer Kirche. Beredet von seinem Bruder Reccared durch die Zusage der Straflosigkeit, verließ er seine Freistätte und flehte fußfällig die Gnade des erzürnten Vaters an. Dieser
584. schickte ihn gefesselt nach Valencia in die Verbannung. Als er sich aber standhaft weigerte die Begnadigung durch die Rückkehr zum arianischen Glauben zu erkaufen, ließ
585. ihn der Vater am folgenden Ostertage in Tarragona enthaupten. Um dieses Ausgangs willen wurde Hermenegild von seinen Glaubensgenossen als Märtyrer und Heiliger verehrt. Seine Gattin und sein unmündiger Sohn wurden von den Griechen in schimpflicher Gefangenschaft gehalten. Leovigild vollendete seinen Sieg noch durch Unterwerfung der Sueven. Thronkämpfe und innerer Aufruhr erleichterten ihm das Unternehmen. Die beiden letzten Könige, Mirs Sohn Eurich und sein Rivale Andeca beschlossen, ihres königlichen Haarschmucks beraubt, ihre Tage im Kloster. Ein Versuch der Frankenkönige Guntramn und Childebert, durch Eroberung Septimaniens Rache zu nehmen für Ingundis und Hermenegild und für manche andere Beleidigungen, wurde vereitelt. Die Westgothen blieben im Besitze der gallischen Landschaft.

586. Im folgenden Jahre starb Leovigild in seinem Palaste zu Toledo, der erste König, der durch Gewalt und List, durch gute und schlimme Mittel ganz Spanien, mit Ausnahme des südlichen Küstenstriches, unter seinem Scepter vereinigt. Er war der
Reccared 586—601. letzte Herrscher arianischen Glaubens. Sein Sohn Reccared, schon von Kindheit an der katholischen Lehre im Herzen zugethan, aber seine Ueberzeugung vorsichtig in seiner Brust verschließend, ließ gleich nach seiner Thronbesteigung das Gerücht verbreiten, Leovigild habe bei seinem Tode die Hinrichtung Hermenegilds und die Verfolgung der Katholiken schmerzlich bereut und nicht nur selbst das nicänische Glaubensbekenntniß angenommen, sondern auch Reccared durch den seiner Haft entlassenen Bischof Leander
587. in demselben unterrichten lassen. Dann berief er eine Kirchenversammlung nach Toledo und gestattete den Bischöfen beider Confessionen in freier Rede ihre Ansichten zu vertheidigen und die der Gegner zu bekämpfen. Ueberzeugt, daß das Streiten zu keinem Resultate führe, erklärte endlich Reccared, daß Himmel und Erde für die katholische Religion sprächen und legte feierlich das Bekenntniß der dreieinigen Gottheit ab. Sei-

nem Beispiele folgten die meisten arianischen Bischöfe und ein großer Theil der Westgothen. Aber eine religiöse Umwandlung hat stets Unruhen und Aufstände von Seiten der Unterliegenden zur Folge. Auch in Spanien ging die Bekehrung nicht ohne Kämpfe und Verfolgungen vor sich. Eine von der verwittweten Königin Goswintha insgeheim angestiftete Verschwörung bedrohte das Leben des Königs, und im Narbonensischen Gallien erregten zwei Grafen, unterstützt von einigen arianischen Bischöfen und begünstigt von dem auf das westgothische Königshaus ergrimmten König Guntramn von Burgundien einen gefährlichen Aufruhr. Reccared schlug jedoch die Empörung nieder und übte, nachdem Guntramns Frankenheer in einer Feldschlacht bei Carcassone vollständig besiegt worden, strenge Strafgerechtigkeit. Goswintha nahm sich selbst das Leben; acht 588.
Bischöfe schwuren ihren Irrthum ab, und wenn Fredegar recht berichtet, wurden alle religiösen Schriften der Arianer sammt dem Hause, wo sie gesammelt waren, in Asche verwandelt. Das dritte Concil von Toledo, dem 70 Bischöfe unter dem Vorsitze des 589.
Metropoliten Leander anwohnten, erklärte den Glauben Roms für die Religion des Landes, schleuderte das Anathem gegen den Arianismus und seine Bekenner und erließ Gesetze über Ritus und Kirchenzucht. Von dem an verschwand die arianische Ketzerei unter den Westgothen Spaniens. Adel und Volk wurden in den Schooß der katholischen Kirche gelockt oder getrieben; „der Glaube, wenigstens des nachfolgenden Geschlechtes, war inbrünstig und aufrichtig, und die fromme Freigebigkeit der Barbaren bereicherte die Kirchen und Klöster Spaniens. Die Gesandten Reccareds brachten dem heiligen Vater Gregor dem Großen auf der Schwelle des Vaticans reiche Geschenke von Gold und Edelsteinen zum Opfer und empfingen als gewinnreichen Tausch die Haare des heiligen Johannes des Täufers, ein Kreuz, das einen Splitter des echten in sich schloß und einen Schlüssel, der einige von den Ketten des heiligen Petrus abgefeilte Eisenspäne enthielt." Reccared, der „Katholische" genannt, war der erste germanische König, der sich von einem Bischof krönen und salben ließ; und die geistlichen Geschichtschreiber sind voll seines Ruhmes. „Er hatte in seinen Mienen so viel Annehmliches," schildert ihn Isidor von Sevilla, „und besaß eine solche Herzensgüte, daß er alle für sich gewann, ja sogar seine Feinde und die Schlechten mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog. Er war so freigebig, daß er die Güter der Privatleute und der Kirche, welche sein Vater für den Fiscus eingezogen hatte, wieder herausgab, und oft seinen Unterthanen die Abgaben nachließ. Seine Schätze theilte er Unglücklichen und Armen mit, da er wohl wußte, daß ihm Gott das Königreich dazu gegeben hatte, es zum Wohle des Volkes zu verwalten." Um die Westgothen und Romanen einander auch äußerlich zu nähern, gestattete er rechtsgültige Ehen zwischen beiden Nationen und veranstaltete ein alle seine Unterthanen umfassendes Gesetzbuch, worin die altgothischen Gewohnheitsrechte mit den römischen Gesetzen aus dem Breviarium Alaricum und mit Verfügungen des Königs Reccared selbst zu einem Ganzen verarbeitet sind. Berechnet auf eine endliche Verschmelzung der Gothen und Romanen in Spanien zu Einer Nation, will das Gesetzbuch der Westgothen, das unter König Egiza, hundert Jahre nach Reccared seinen Abschluß und seine jetzige Gestalt erhielt, als einzige Rechtsquelle gelten. Es zeichnet sich trotz des unbeholfenen, mitunter schwülstigen Ausdrucks vor allen „Gesetzen der Barbaren" vortheilhaft aus durch Gediegenheit des Stoffes, durch wissenschaftliche Anordnung und durch schöpferischen legislativen Geist. Von der Zeit an traten die Westgothen, die, von den alten Bewohnern durch die religiöse Spaltung geschieden, bisher noch immer an ihrer germanischen Nationalität, an den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und Denkweise der Väter festgehalten hatten, mehr und mehr in die Cultur, Sprache und Lebensordnung der Romanen ein. In der Kirche wurde die gothische Sprache von der lateinischen verdrängt; und wenn auch die germanische

Verfassung des Reiches blieb, so wurden doch am Hofe die Aemter der Großen nach römischen Namen benannt und nach römischer Weise verwaltet; die lateinische Sprache wurde die Hof- und Geschäftssprache; selbst die römische Zeitrechnung fand Eingang bei den Gothen. Nach Reccareds Tod wurde das westgothische Reich die Beute heftiger Parteikämpfe, wodurch die glückliche Regierungszeit des rechtgläubigen Königs in ein
Liuva 601—603. um so glänzenderes Licht trat. Sein Sohn Liuva fiel schon nach einer zweijährigen
Witterich. 603—610. Regierung einer Verschwörung zum Opfer; Witterich, der Führer dieser Verschwörung, ließ den zwanzigjährigen Fürsten hinrichten und pflanzte abermals die Fahne des Arianismus auf, aber mit geringem Erfolg. Nach einer siebenjährigen Herrschaft voll Krieg und Gewaltthätigkeiten wurde er bei einem Gastmahle ermordet und sein Leichnam auf die Straße geworfen.
Gundemar 610—612. Nach der zweijährigen ruhmlosen Herrschaft Gundemars hoben die Großen des Reichs den Sisebut auf den Königsschild, mit dem
Sisebut 612—620. eine bessere Zeit anhub. Er nöthigte durch einen mehrjährigen Krieg, bei dem er sich eben so wohl durch Tapferkeit als durch Menschlichkeit auszeichnete, den byzantinischen
616. Kaiser zu einem Vertrag, worin alle Besitzungen in Spanien, mit Ausnahme einiger Städte am atlantischen Meere, im heutigen Algarbien an die Westgothen abgetreten wurden. Auch sollen damals die Städte Ceuta und Tanger in Afrika an Spanien gekommen sein. Aber so sehr Sisebut gepriesen wird als tapferer Kriegsheld, als milder Regent in Friedenszeiten, als Freund der Wissenschaften und Künste, so haftet doch ein häßlicher Flecken an seinem Namen. Unter ihm richtete sich zum erstenmal die Verfolgungssucht, die vorher die eine christliche Religion wider die andere bewaffnet, mit verdoppelter Heftigkeit gegen die zahlreiche durch Reichthum und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Judenschaft. Sie wurden mit Geißelhieben zur Taufe gezwungen, wer sich weigerte mit Tod und Güterverlust bestraft; nur durch heimliche Flucht konnten sie sich der grausamen Verfolgung entziehen.

620. Als Sisebut an Gift oder zu starker Arznei gestorben war, wählten die Großen zuerst seinen Sohn Reccared II. und nach dessen schnellem Hinscheiden den Feldherrn
Suinthila 620—631. Suinthila. Dieser entriß den Griechen ihre letzten Besitzungen an der südwestlichen
624. Küste und begründete somit die vollständige Reichseinheit in Spanien. Auch bekämpfte er mit Glück die Basken, die von der Gascogne aus in die alten Wohnsitze eingefallen waren. Als aber Suinthila, im stolzen Gefühle seiner glücklichen Thaten, seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten annahm und mit dem Plane umging, die spanische Krone in seinem Hause erblich zu machen, brachte er den Adel und die Geistlichkeit gegen sich auf. Sisenand, ein gothischer Edler, pflanzte in Septimanien die Fahne der Empörung auf und zog, unterstützt von dem Frankenkönig Dagobert, dessen Beistand er durch große Geschenke erkauft, über die Pyrenäen. Suinthila, bei Saragossa von dem
Sisenand 631—636. Heere verlassen, verlor den Thron an den Sieger. Der neue König suchte zur Befesti-
633. gung seiner Herrschaft eine Stütze an der Geistlichkeit. Auf einer Kirchenversammlung zu Toledo, die zugleich als Reichstag galt, räumte er dem Klerus solche Vorrechte ein, „daß dieser fast die ganze Regierungsgewalt in die Hände bekam und die Könige nur
Chintila 636—640. von ihm geleitet wurden." Zum Danke war unter Sisenands Nachfolger Chintila das fünfte Concil zu Toledo beflissen, durch Banngesetze gegen Unruhstifter, Empörer und Zauberer die Person des Königs zu heiligen und unter den Schutz der Kirche zu stellen. Die Folge dieses Bundes zwischen „Thron und Altar" war eine neue Verfolgung der Juden, denen geboten wurde die spanischen Staaten ohne Ausnahme zu ver-
Tulga 640—641. lassen. Dem jungen Sohne Chintila's Tulga brachte seine Milde und Sanftmuth
Chindasuinth 641—649. † 652. Verderben. Der Trotz und Uebermuth der Großen wuchs dergestalt, daß Anarchie den Staat zerrüttete, bis Chindasuinth, ein strenger Greis, die Herrschaft erlangte, und nachdem er den königlichen Jüngling seines Haarschmuckes beraubt und in ein Kloster

gesandt hatte, durch unerbittliche Bestrafung der Aufrührer an Gut und Leben die Ordnung herstellte und durch Furcht und Schrecken Gehorsam erzwang. Die Geistlichkeit gewann er durch reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster, das Volk durch strenge Gerechtigkeit. Den Dichter Eugenius erhob er zum Erzbischof von Toledo und munterte ihn zu poetischen Arbeiten auf. Um das Land vor neuen Wahlstürmen zu wahren, ernannte Chindasuinth seinen Sohn Receesuinth zum Mitregenten und hatte Receesuinth 649—672 die Freude bei seinem Tode denselben auf dem Throne befestigt zu sehen. Zwar erregte auch dieser Versuch, das Wahlkönigthum in ein Erbreich zu verwandeln, heftige Stürme und Aufstände; aber Receesuinth wußte durch Kraft und Weisheit die Krone auf seinem Haupte zu erhalten. Mehr auf Befestigung des Friedens und der Wohlfahrt des Volkes als auf Krieg und Waffenruhm bedacht, lieferte Receesuinth während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung der Geschichtschreibung wenig Stoff. Er verbesserte und vermehrte das Gesetzbuch Reccareds und erklärte es, nachdem die Bischöfe, Herzöge, 651. Grafen und Gardinge ihre Zustimmung ertheilt, für das einzige in Spanien geltende Landrecht; er hob die Cultur durch Beförderung der Wissenschaften und der Künste des Friedens; er minderte die Abgaben des Volkes, wobei er sich selbst die größten Opfer auflegte. Alt und lebenssatt zog er sich endlich auf ein Landgut bei Salamanca zurück, wo er bald starb Die Großen des Reiches hatten unter Receesuinth die Vortheile einer Wamba 672—681. kräftigen und gerechten Regierung kennen gelernt. Sie sahen sich daher nach einem Nachfolger um, der von gleichem Geiste beseelt war. Wamba, „ausgezeichnet durch vornehme Herkunft, geprüft durch Alter und Erfahrung, geschmückt mit edlem Charakter und vielen Tugenden,“ schien ihnen des Thrones am würdigsten. Nur mit Mühe konnte der treffliche Mann bewogen werden die Ruhe des Privatstandes gegen die Last der Herrschaft über ein trotziges Volk zu vertauschen. Auch sollte er nur zu bald die Bitterkeiten seiner Würde empfinden. Hilderich, Graf von Nimes, versagte dem König den Gehorsam. Wamba schickte seinen Feldherrn Paulus wider ihn aus. Aber dieser, weniger treu als tapfer, ließ sich selbst zum König wählen, und sann in Verbindung mit Hilderich auf den Sturz Wamba's. Unterstützt von den Basken, die auf beiden Seiten der Nordpyrenäen seßhaft als freie Kriegsleute jedem dienten, der ihnen Lohn versprach, bemächtigten sich die Empörer alles Landes von der Rhone bis zum Ebro. Allein Wamba warf seine Feinde rasch nieder. Die Basken, erschreckt durch die unerwartete Erscheinung des Königs in ihren Gebirgen, baten um Frieden und stellten ihre junge Mannschaft unter seine Fahnen; Narbonne wurde erstürmt und der Insurgentenführer Wittimir mit Geißelhieben durch die Stadt gejagt; endlich fiel auch Nimes, der Hauptheerd des Aufstandes, wo Hilderich und Paulus selbst den Widerstand leiteten, nach einem verzweifelten Kampf in die Gewalt des Königs. Wamba, eben so menschenfreundlich als tapfer, begehrte nicht den Tod der Feinde. Er ließ ihnen Haupthaar und Bart scheeren, führte sie mit Ketten beladen, und den treulosen Feldherrn mit einer ledernen Krone geschmückt, nach Toledo und schloß sie in ein Gefängniß ein, wo sie elf Jahre ihr frevelhaftes und thörichtes Unternehmen bereuen konnten. Nach einer ruhmvollen Regierung wurde Wamba das Opfer einer schändlichen Hofkabale. Ardebast, ein vornehmer Grieche, vielleicht ein Nachkomme Hermenegilds, war von dem König mit Ehren und Wohlthaten überhäuft und mit einer nahen Verwandten desselben vermählt worden. Dieser vergalt aber dem König mit schnödem Undank. Er brachte ihm einen Gifttrank bei, der ihm zwar nicht das Leben aber die Fähigkeit zum Regieren raubte, und ließ dann durch den Einfluß der auf Wamba erzürnten Bischöfe seinen Sohn Erwig zum König wählen. Wamba, während seiner Besinnungslosigkeit Erwig 681—687. seiner Haare beraubt, mußte seinen Ansprüchen entsagen. Erwig erkaufte sich den Beistand des Klerus und des stolzen Primas Julian durch neue Rechte und Auszeichnun-

gen, aber die Ruhe seines Gewissens vermochte er sich nicht zu erkaufen. Verdüstert in
687. seinem Gemüthe endete er seine Tage im Kloster. Auf seine Empfehlung wählten die
Egiza 687—701. Bischöfe und Edlen Egiza, einen Verwandten Wamba's, denselben, von dem das Rechtsbuch der Westgothen die letzte Revision erhielt. Einer Verschwörung des Erzbischofs Sisebert von Toledo gegen das Leben des Königs entging Egiza und bewirkte
693. die Absetzung und Verbannung des unwürdigen Prälaten durch eine Kirchenversammlung; aber durch die unmenschliche Härte gegen die Juden, die mit den Arabern in Spanien Verbindungen angeknüpft hatten, um sie über das Meer zu locken, bereitete er den Untergang der Gothenherrschaft vor. Durch die Gunst der Geistlichkeit, der Egiza mit großer Ergebenheit zugethan war, bewirkte der König die Erhebung seines Sohnes
Witiza 701—710. Witiza zum Mitregenten und Nachfolger. Die Energie, womit dieser König die Schäden des westgothischen Staates zu heilen suchte, zog ihm den Haß der Großen und des Klerus zu. Er fiel durch eine Schaar Verschworner unter der Führung Roderichs, und sein Andenken wurde durch die schwärzesten Verleumdungen gebrandmarkt. Der letzte kraftvolle König steht Witiza als ein mit allen Lastern befleckter Tyrann in den Jahrbüchern der geistlichen Geschichtschreibung da.

C. Die Angelsachsen in Britannien.

Der Abzug der Legionen aus Britannien und die Noth des Volkes.

Wir haben früher erwähnt, wie schon unter der Regierung des Honorius Britannien von dem römischen Reiche sich faktisch löste und daß es auch nach der Ermordung des Usurpators Constantinus (S. 620) nie mehr ganz unter die römische Botmäßigkeit zurückkehrte, sondern abwechselnd die Beute abtrünniger Tyrannen oder Gegenkaiser und räuberischer Kriegsschaaren wurde, welche bald von Norden her die Landschaften am Pictenwall verheerten, bald von der See aus die Küsten überfielen. Umsonst flehten britische Abgesandte im J. 644 den Feldherrn Aëtius um Beistand an, indem sie sagten: „Die Barbaren treiben uns ans Meer, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken;" die Noth in Gallien und der bald nachher erfolgende Einbruch der Hunnen machte die Absendung neuer Legionen in das Inselland unthunlich. So blieb Britannien sich selbst überlassen; es war erlöst von der Habsucht römischer Statthalter und Beamten und von dem Uebermuthe der Cohorten, aber die Unabhängigkeit ward zur Anarchie, die Freiheit zur Schutzlosigkeit. Die Einwohner, unter der Römerherrschaft der Waffen entwöhnt und unter den Künsten des Friedens und dem Einflusse der Bildung verweichlicht, waren außer Stande dem Ungestüm der wilden Bewohner Caledoniens, der Peghten oder Picten an den Abhängen der Grampianberge und der einst aus Irland eingewanderten Scoten zu widerstehen, gegen deren räuberische Einfälle der schwach beschützte Grenzwall eine dürftige Abwehr darbot. Und wenn ihre bewaffnete Mannschaft auszog um die Nordgrenze zu schützen, waren ihre Städte und Felder in der Nähe des Meeres den Ueberfällen der Piraten preisgegeben, die von der Mündung der Elbe und Weser und aus der cimbrischen Halbinsel auf leichten Ruderkähnen die Gestade der Nordsee und des Kanals mit kühnen Raubfahrten heimsuchten. Unfähig bei der inneren

Schwäche und Zwietracht den beiden Feinden zugleich die Stirn zu bieten, hatten die Briten nur die Wahl, sich mit den Einen oder den Andern zu verbinden, um ihre Kräfte zu stärken. Sie entschlossen sich zum Bunde mit dem deutschen Seevolke. Vortigern, ein in Kent und im südlichen Britannien einflußreicher Fürst und seine in römischer Staatsklugheit erzogenen Rathgeber schickten, wie erzählt wird, eine Gesandtschaft an die Angeln, Sachsen und Jüten, die schon seit einem Jahrhundert die Geißel des Insellandes gewesen und riefen sie zu Hülfe gegen ihre nördlichen Feinde. Hengist und Horsa, zwei aus der Heimath vertriebene Seekönige der Jüten (so lautet die Erzählung und rückt durch diese wahrscheinlich allegorische Namen den ganzen Sachverhalt ins Sagenhafte), setzten alsbald mit ihren Gefährten auf drei Fahrzeugen (Kyulen, Kielen) über die Nordsee nach der den Themsestrom beherrschenden Insel Thanet, die ihnen wahrscheinlich der Britenfürst Vortigern nach römischer Sitte als Lohn zum Wohnsitz angewiesen, und trieben in Verbindung mit den Briten die Picten und Scoten über den Grenzwall zurück. Aber bald wurden die neuen Ankömmlinge gefährlichere Feinde für die Unabhängigkeit des Landes als die räuberischen Grenzbewohner des Nordens. Verstärkt durch neue Zuzüge aus der Heimath, setzten sich die Angelsachsen nach manchen in Dichtung und Sage viel gefeierten Kämpfen und Schlachten mit den alten Bewohnern und mit den Resten der römischen Ansiedler, als deren Führer der tapfere Ambrosius Aurelianus gepriesen wird, in den Besitz von Kent, das ihnen nach einer romantisch ausgeschmückten Sage der Britenfürst Vortigern selbst als Preis für die Hand der schönen Rovena, des Hengist Schwester, vertragsweise abgetreten haben soll, als ihm einst die Jungfrau mit deutschem Gruß den weingefüllten Becher kredenzte. Von Hengists Sohn Erich oder Aesc leiteten die ältesten Könige von Kent ihren Ursprung und ihren Stammnamen „Aescinger" her. — Der glückliche Erfolg dieser ersten Unternehmung lud zur Nachahmung ein. Bald folgten neue Schwärme seekundiger Germanen, außer den Sachsen, Angeln und Jüten auch Friesen und andere benachbarte Volksstämme, unter thatkräftigen, waffengeübten Führern und erkämpften sich die Küstenländer im Westen und Norden von Kent. So bemächtigte sich Aella nach einem zwölfjährigen Kampfe, worin die blühende Stadt Anderida erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht wurde, des südlichen Landstrichs Sussex (Süd-Sachsen); Cerdic, ein kühner Häuptling der Sachsen, ließ sich mit seinem Gefolge, unter dem sein Sohn Cynric und der einige Jahre später gelandete Port, durch Großthaten hervorragten, in Wessex nieder, nachdem der Britenkönig Nazaleod oder Natanleod in blutiger Feldschlacht seinen Tod gefunden. Von Port trägt die Küstenstadt Portsmouth den Namen; die Insel Wight übergab Cerdic seinem Neffen. Die Lebensdauer der beiden Könige Aella und Cerdic wird von den alten Chronisten auf vierzig Jahre berechnet, der Ausdruck für einen unbestimmten Zeitraum, mit Kämpfen

Landung der Angelsachsen 449.

Die Aescinger in Kent

Aella in Sussex 478—490.

Cerdic in Wessex 494—534.

und Waffenthaten ausgefüllt. Nach des Vaters Tod setzte der streitbare Cynric den Eroberungskrieg fort und erkämpfte sich endlich ein Königreich, dem die alte Venta Belgarum (Vintanceſtir, Winchester) als Hauptstadt diente. Unterdessen setzte sich ein anderer sächsischer Volkshaufen, dessen Führer Ascwin, der Sohn Uffa's aus Wotans Geschlecht als Ahnherr der Uffinger galt, auf dem nördlichen Ufer der Themse fest und wurde der Gründer von Essex, welches mit der Zeit auch das anfangs unabhängig bestandene Middlesex umfaßte. Während in diesen südlichen Staaten, wie schon aus den Namen der Königreiche hervorgeht, die Sachsen der vorherrschende Stamm waren, und neben ihnen in Kent und auf der Themseinsel sich jütische Schaaren niederließen, wurden die nördlichen Landschaften, wo wahrscheinlich schon früher deutsche Ansiedelungen bestanden, der Mehrzahl nach von den Angeln besetzt; so der östliche Landstrich Norfolk und Suffolk, wo das Königreich Ostangeln gegründet wurde, und jenseit des Humber die beiden Staaten Deira und Bernicia, die, da sie meistens in Einer Hand vereinigt waren, den gemeinsamen Namen Northumberland führten. Im Innern des Landes entstand nach vielen blutigen Kriegsthaten das von Flüssen, Bergen und Sümpfen durchschnittene Königreich Mercien, das jüngste in der Siebenzahl der angelsächsischen Königreiche (Heptarchie), die allmählich aus dem Eroberungskriege hervorgingen. Von Hengists Landung auf Thanet bis auf Cribba, den Gründer dieses „Märk- oder Marschlandes," waren gegen 150 Jahre verflossen; und wie sehr auch die heimische Sage die Heldenthaten der britischen Kämpfer und ihrer Anführer verherrlicht hat, wie glänzend auch der Name des Königs Arthur, des „christlich-celtischen Hektor," der in den Gebirgen von Wales als edler Kämpe die Freiheit, Sitte, Sprache und Religion des Vaterlandes gegen die heidnischen Söhne Wodans vertheidigt haben soll, in der späteren Dichtung und Sagenbildung hervorstrahlt, so daß er und seine zur Tafelrunde vereinigten Waffengenossen den Sängern des Mittelalters als Vorbild aller Ritterlichkeit erschienen und sein Grab zu Avallona (Glastonbury) in Somersetshire noch lange in hoher Verehrung stand; die angelsächsische Invasion war das Grab der britischen Nationalität, der celtisch-romanischen Bildung, des altbritischen Christenthums. Die celtisch-römischen Bewohner erlagen in dem langen Vernichtungskriege großentheils der Schärfe des Schwerts; was sich retten konnte, flüchtete sich nach dem gallischen Küstenlande Armorica, wo schon seit den Tagen der Römerherrschaft britische Ansiedler sich niedergelassen und ein geordnetes Staatswesen gegründet hatten; dadurch stieg die britische Bevölkerung jener Gegend zu solcher Höhe, daß das Land von da an den Namen „Bretagne" führte. Die Zurückbleibenden, besonders in den später eroberten Territorien, vermischten sich mit den neuen Ankömmlingen, die wegen der geringen Anzahl von Frauen, welche den seefahrenden Eroberern in das Inselland folgen konnten, gerne die Töchter der Eingebornen zu vollem Rechte in die Ehe nahmen. Nur in den Gebirgs-

Ascwin in Essex 530.

Ostangeln.

Northumberland.

Cribba in Mercien. c. 585.

Arthur.

Flucht der Briten nach Armorica. (Bretagne.)

gegenden von Wales und auf der Südwestküste, in Cornwallis, behaup- Wales und Cornwallis.
teten die celtischen Bewohner ihre Unabhängigkeit bis ins 13. Jahrhundert, und noch heut zu Tage geben Sprache und Lieder und nationale Eigenthümlichkeiten Zeugniß von ihrer verschiedenen Abkunft. Das übrige England fiel den germanischen Seevölkern zu, welche das altbritische Christenthum mit den Folgen der Eroberung.
Lehrbegriffen und Einrichtungen des Morgenlandes durch den Cultus des Wodan und der nordischen Götter, von denen die Anführer ihre Abstammung herleiteten, allmählich verdrängten, welche die Römerstädte, deren Zahl bei dem Abzug der Legionen auf achtundzwanzig gestiegen war, verfallen ließen oder zerstörten, um in altgewohnter Weise der Landwirthschaft mit ausgedehnter Vieh-, besonders Schweinezucht zu leben, und welche alle Verhältnisse und Culturformen so von Grund aus vernichteten, daß in Sprache, Gesetzgebung und Lebensweise ein ganz veränderter Zustand eintrat, daß mit dem Namen auch die gesammte Bildung der alten Zeit dahinschwand und das angelsächsische England von dem römisch-celtischen Britannien durch eine weite Kluft geschieden ward. Wenn die Franken und Gothen von den überwundenen Völkern Vieles sich aneigneten und mit dem heimischen Wesen verschmolzen, so trug dagegen die angelsächsische Heptarchie den Charakter eines rauhen einfachen Naturzustandes, wie wir ihn früher bei den alten Germanen kennen gelernt, einer Bevölkerung, bei welcher Jagd und Krieg die Beschäftigung der Freien, Ackerbau und die Wartung der Heerden die Sorge und Anliegen der Knechte und Hörigen waren; einer Entwickelungsstufe, welche noch nicht die ersten Ansätze des Staats- und Gesellschaftslebens überstiegen hat. Mag man aus diesem gänzlichen Verschwinden der alten Lebensformen den Schluß ziehen, daß die römische Cultur in dem fernen Insellande weniger tief gewurzelt habe, als in den übrigen Provinzen, daß die Städte mehr zu Standlagern für die Legionen als zum Sitz eines regsamen Bürgerstandes mit Gewerben, Schulen und geordneten Gemeindeverfassungen gedient hatten, daß die Gesetzgebung und das Gerichtswesen, wodurch Rom sonst die besiegten Völker so fest an sein Joch zu fesseln verstand, mehr die Bürger des eigenen Staates als die celtischen Einwohner gebunden hielt, so kann es doch auch als Beweis gelten, wie sehr auf der britischen Insel der lange mit furchtbarer Wuth und grimmigem Racenhaß geführte Eroberungskrieg die alten Geschlechter unter die Scholle gebracht oder zur Flucht getrieben hat. Das Land war nach beendigtem Kampfe so entvölkert, daß von einer Theilung der Aecker oder der Früchte nirgends die Rede ist, daß die neuen Ankömmlinge mit ihrem Schwerte sich das Eigenthum zumaßen, das die ehemaligen Besitzer mit ihrem Blute getränkt oder verlassen hatten; und wenn an einigen Orten noch britische Bewohner die Hufe ihrer Ahnen bewahrten, so war ihre Zahl so gering und unbedeutend, daß es sich nicht verlohnte, sie durch eine besondere Rechtsstellung auszuzeichnen. Sie traten in die Rechtsgewohnheiten der Sieger ein; im Wehrgeld und in der Zeugniß-

fähigkeit zeigt sich kein Unterschied zwischen Angelsachsen und Briten. Die alten Städte, so viele den Eroberungskrieg überlebten, waren der Wohnsitz einer wenig geachteten Bürgerschaft, welche die nothwendigen Gewerbe trieb und unter der Herrschaft und Willkür des Grundherrn stand, bis sich in der Folge einzelne unter dem Schutz der Kirche und des Königthums zu städtischen Rechten erhoben.

Die neuen Zustände. Die neuen Einrichtungen trugen das Gepräge des altgermanischen Wesens in seiner ursprünglichen Gestalt, ohne alle Spuren einer Accommodation an veränderte Verhältnisse, eines Einflusses römischer Verfassung oder Gesetzgebung. Der freie Eigenthümer mit seiner Familie, seinen Hörigen und Knechten (die wie in andern Ländern an den Dienst des Herrn gefesselt waren und außer den Abgaben von Feldfrüchten und Vieh ein Kopfgeld entrichteten, bis Einzelne durch die Freilassung in bessere Lage kamen), bildete ein Geschlecht oder Hid; mehrere Geschlechter verbunden gaben eine Mark oder Gemeinde; durch die Vereinigung etlicher Marken entstand der Gau oder Shire. Doch waren die Namen der Eintheilung und Gliederung, wobei hauptsächlich die Ausbebung zum Heerbann zu Grunde lag, nicht überall gleich. Es werden auch Hundertschaften (Hundreds) und Waffenkreise (Wapentakes) erwähnt. Ein großer Theil des Bodens, namentlich Wald und Weide, blieb Gemeindeland und diente als Jagdrevier und Heerdetrift; das in Loose getheilte Ackerland war das Eigenthum der Edlen und Freibauern; das größte besaß der König, dem auch das gerichtliche Bußgeld (Wette) zufiel, welches der Schuldige außer dem Wehrgeld an die Verwandten des Getödteten oder Verletzten zu entrichten hatte. Außerdem bezog er im Laufe der Zeit noch beträchtliche Einkünfte aus den Regalien, den Markt-, Brücken- und Weggeldern, dem Fremdenschutz, den Zöllen und Minen, den königlichen Forsten u. A. m. Nur die Freien waren waffenberechtigt; nur sie stimmten in der Volksgemeinde, sprachen Recht und Urtheil nach den überlieferten Rechtsgewohnheiten, trafen gesetzliche Bestimmungen, vertraten die Unfreien vor Gericht. Nächst den Waffen war das über die Schultern herabwallende lange Haar der Schmuck des freien Mannes. Die Gesetze der Angeln waren besonders genau in Festsetzung des Wehrgeldes; die Verletzung der Hand eines Harfners, eines Goldschmieds, einer Stickerin war mit einer höheren Buße belegt; auch die Heiligkeit des Hausfriedens war gewahrt, den Störer desselben traf schwere Strafe; Eideshelfer, gerichtliche Zweikämpfe, Gottesurtheile waren bei den Angelsachsen wie bei den übrigen Germanen im Gebrauch. An die Stelle der Volksgemeinde (Folkmot), an der alle Freigeborne Theil nahmen, trat frühzeitig eine Versammlung der Wittigen (Witena) oder Weisen, Wittenagemot, als Vertretung der Gesammtheit. Diese Versammlung stand dem König auf dessen Ruf sie zusammentrat, rathend zur Seite; sie überwachte das Volksrecht und vermehrte es durch neue Gesetze; sie wählte den König aus dem regierenden Geschlechte oder bestätigte wenigstens den nach dem Erbrecht berufenen durch ihre freie Zustimmung und Anerkennung, auch stand ihr das Recht zu, ihn wegen seiner Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen; sie entschied über Krieg und Frieden und nur mit ihrer Einwilligung konnte der König die bewaffnete Macht aufbieten und Steuern oder Beiträge einfordern. Aber trotz dieser Beschränkung galt der König doch als das Haupt des Staates; ihm lag die Abwehr des äußeren Feindes wie der Friede und die Sicherheit im Innern ob; er übte das Recht der Strafe an Gut und Leben und das Vorrecht der Begnadigung; bei seinem Königsritt durch das Land empfing er den Eid der Treue; seine Person war von einer Leibwache und Hofdienerschaft umgeben; er hatte einen königlichen Schatz und besaß das Münzrecht;

er ernannte auf den Rath der Witena aus den edlen Geschlechtern den Ealdorman, den obersten Richter, Verwalter und Heerführer eines Gaues, und dessen Gehülfe und Untergebene, die Gerefen (Sheriffs).

Die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung bei der großen Spaltung der Staaten, Stämme und Geschlechter führte frühzeitig zu der Einsetzung eines gemeinsamen Oberhauptes, Bretwalda genannt, der über die gesammte Kriegsmacht der Angelsachsen in Britannien „schalten und walten" konnte. Um nämlich den zahlreichen Feinden im Westen und Norden kräftiger zu begegnen, stellten die Fürsten und Edlen den mächtigsten unter den Königen oder denjenigen, dessen Gebiet den feindlichen Einfällen am meisten ausgesetzt war, zum obersten Herrscher auf und übertrugen ihm eine ausgedehnte Macht „Zunächst nur bestimmt, die Streitkräfte der sieben Reiche unter seinem Oberbefehl zu vereinen, hat der Bretwalda später, als das Christenthum unter den Angelsachsen Eingang fand, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten in allen Reichen Einfluß gewonnen und damit die inneren Verhältnisse mehr und mehr von sich abhängig gemacht." Bretwalda.

Diese von den namhaftesten Historikern aufgestellte Ansicht von der Würde eines Bretwalda, in welcher sogar Einige eine Fortsetzung des römischen Kaiserthums erblicken wollten, und die so häufig der Gegenstand des Ehrgeizes und Streites unter den Fürsten war, ist in neuerer Zeit in Zweifel gezogen worden. Kemble ist der Ansicht, die Könige seien alle gleich und unabhängig in ihren Staaten gewesen; wenn Einzelne eine hervorragende Stellung behauptet hätten, so sei dies nicht in Folge einer Uebertragung oder Wahl von Seiten der übrigen eingetreten, sondern in Folge der natürlichen Machtstellung durch glückliche Eroberungskriege.

Als Ceawlin von Wessex, Cerdics Enkel, ein tapferer Kämpe wider die Briten in Glocester, die Würde eines Bretwalda erlangte, suchte Aethelbert von Kent, ein edler Sprosse der Aescinger, sie ihm mit den Waffen zu entreißen. Eine Niederlage zwang jedoch den kühn aufstrebenden Jüngling von seinem Vorhaben abzustehen. Erst als Ceawlin, auf dessen Haupt große Schuld gelastet haben muß, von seinen eigenen in Diensttreue gebundenen Stammesgenossen besiegt und zur Thronentsagung gezwungen worden, gelangte Aethelbert zum Ziel. Er wurde als Bretwalda anerkannt, während Ceawlin nach dreißig Jahren glücklicher Herrschaft und ruhmreicher Feldzüge im Elende der Verbannung starb. Aethelbert war vermählt mit Bertha, Tochter des Frankenkönigs Charibert, eine Verbindung, die für die Einführung des Christenthums unter den Angelsachsen von ähnlichem Einfluß gewesen zu sein scheint, wie Chlodwigs Ehe mit Clotilde. Als nämlich der Benedictinermönch Augustinus, von Papst Gregor gesandt, mit einer Schaar Missionare in Kent landete, den König Aethelbert und seine Edlen zur Taufe führte und den Grund zum erzbischöflichen Sitze von Canterbury legte, wich allmählich der Cultus der germanischen Heidengötter dem römischen Christenthum. Unter dem Einflusse königlicher Frauen, die für die Lehre von dem leidenden und gekreuzigten Heiland

Ceawlin 560.

591. Aethelbert von Kent 560–616.

Augustinus in Kent 596.

mehr Empfänglichkeit zeigten als die thatenfrohen Könige, erlangte der katholische Kirchenglaube bald auch in den übrigen Staaten der Heptarchie den Sieg. Die Angelsachsen, die aus Haß gegen das celtische Wesen dem altbritischen Christenthume mit seinen freieren Formen und Ansichten, mit seinen gesetzgeberischen Synoden, seiner abweichenden Feier des Osterfestes und seiner Unabhängigkeit vom römischen Primat hartnäckig widerstanden hatten, gingen bereitwillig mit der Kirche des heiligen Petrus einen Bund ein, zahlten bald den „Peterpfennig" nach Rom (zunächst zur Unterhaltung einer angelsächsischen Stiftung und Schule) und pilgerten andachtsvoll nach der ewigen Stadt. Da der heilige Petrus, wie man sie lehrte, die Schlüssel zur Himmelspforte besitze, so wollten sie nicht zurückgewiesen sein, wenn sie dereinst an derselben anklopfen würden. In Irland, wo die celtische Bevölkerung und das Christenthum durch die Angelsachsen nicht verdrängt wurden, hatte der heilige Patrik schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts das Evangelium nach römischer Auffassung verkündigt und den Grund zu dem Kloster- und Mönchswesen gelegt, das auch bald in Schottland, wo ein Jahrhundert später, bevor noch die angelsächsische Eroberung ganz vollendet war, der heilige Columba die „Columbus-Celle" (Icolmkill) auf der Insel Iona, die Pflanzschule gelehrter und eifriger Glaubensboten gründete, Verbreitung fand. In jenen nebelumhüllten Wohnsitzen der Picten und Scoten, welche den Völkern des übrigen Europa noch fast gänzlich unbekannt waren, und wo um diese Zeiten der blinde Sänger Ossian, Fingals Sohn, in schwermüthigen, empfindsamen Tönen die Thaten und Kriegszüge der Söhne des Nordens auf den öden sturmzerrissenen Haiden und die düstern melancholischen Gefühle dahingegangener Kämpfer besungen haben soll, hatten viele fromme Christen eine Zuflucht gesucht vor dem Schwerte und der Verfolgung der Heiden und unter dem Namen Culdeer ein beschauliches Einsiedlerleben voll Andacht und Entbehrung eingerichtet, das nunmehr dem neuen Klosterwesen Anhalt und Mittelpunkt bot. Dagegen behaupteten die Christen des britischen Westlandes aus Stammeshaß noch lange eine feindselige Haltung gegen die Angelsachsen, selbst als diese schon den Glauben an den gekreuzigten Heiland durch die Sendboten Roms empfangen hatten. Die uralten Klöster von Bangor und Glastonbury traten mit den germanischen Ansiedlern in keinerlei Verkehr, und viele Kirchen in Wales leiteten ihre Gründung auf britische Heilige zurück, welche zu den Zeiten Cerdics und seiner Nachfolger für ihren Glauben eine Schutzwehr und für ihre Selbstbetrachtung Ruhe hinter den Felsenwänden und in der Waldeinsamkeit jenes Landes gesucht hatten. Seit der Begründung des Christenthums in den angelsächsischen Reichen, deren näheren Verlauf wir in der nachfolgenden ausführlicheren Darstellung angeben wollen, nahm das Kirchenwesen und die Zahl der Geistlichen und Mönche in den britischen Inseln dergestalt zu, daß der Staat in der Kirche aufzugehen drohte und viele Könige und Edelleute die Ruhe ihrer Seele entweder in der

Der heil. Patrik in Irland.

Columba in Schottland. c. 563.

Das Christenthum in Wales.

Stille einer Klosterzelle oder auf fernen Pilgerfahrten zu erwerben suchten, und daß die Geschichte der Heptarchie, außer den ziellosen und einförmigen Kriegsthaten der Fürsten und Herren wider einander oder mit den Briten und den alten Erbfeinden im Norden wesentlich mit der Geschichte der kirchlichen und religiösen Entwickelung zusammenfällt.

Bekehrung der Angelsachsen zum Christenthum. Die Bekehrung der Angelsachsen war das hohe und wichtige Werk Gregors des Großen, der von 590—604 die päpstliche Würde bekleidete. Noch ehe er dieselbe erhalten, hatte er sich für den Gedanken der Bekehrung begeistert, als er einst auf dem römischen Sclavenmarkt einige angelsächsische Knaben von schönem Antlitz und erhabenem Wuchs, deren Haut und langes Haupthaar auf edle Abkunft deutete, zum Verkauf ausgestellt sah. Als er erfuhr, daß sie aus Britannien und Heiden seien, beklagte er laut, daß sie mit dem leuchtenden Antlitz dem Fürsten der Finsterniß preisgegeben wären, daß die Begnadigung mit solchen Gesichtszügen nicht mit der Begnadigung inneren Lichtes verknüpft sei. Auf die Nachricht, daß sie Engelländer (Angeln) genannt würden, rief er aus: und mit Recht, denn ein englisches Gesicht tragen sie und sollten der Engel Miterben in den himmlischen Reichen sein. Auf fernere Frage wurde ihm der Name ihrer Landschaft, Deira, genannt. Gut, sagte er, de ira eruti, der Verdammniß entrissen und zu der Barmherzigkeit Christi berufen! Und als man ihm berichtete, ihr König heiße Aella, Allelujah, sprach er, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenem Lande gesungen werden. Er betrieb damals schon beim Papst Pelagius die Aussendung von Missionaren nach England, richtete aber nichts aus, und als er sich selbst bereit erklärt hatte, die Mission zu unternehmen, wollte das römische Volk, das ihm sehr anhing, ihn nicht ziehen lassen. Seitdem er Papst geworden (590), nahm er den alten Plan wieder auf und sendete den Benedictiner-Abt Augustinus mit 40 Gefährten nach England; und als diese, erschreckt durch die Schilderungen von der Rohheit des wilden Heidenvolks, dessen Sprache sie nicht verstanden, in Frankreich anhielten und an den Papst die Bitte stellten, sie dieser mühseligen und gefahrvollen Sendung zu entheben, ermuthigte er sie zur Standhaftigkeit, empfahl sie der fränkischen Königsfamilie und ließ ihnen geeignete Dolmetscher beigesellen. Im Jahr 596 landete Augustinus mit seinen Mönchen auf der Insel Thanet und meldete dem König Aethelbert von Kent seine Ankunft. „Er bringe die Botschaft des Heils, welche den Folgsamen ewige Freude im Himmel und ein Reich ohne Ende mit dem wahren und lebendigen Gotte verheiße." Aethelbert empfing die Fremdlinge, die unter christlichen Lobgesängen und lauten Gebeten und Litaneien in feierlicher Procession heranzogen, statt eines Banners ein silbernes Kreuz nebst einem auf einer Tafel gemalten Bilde des Erlösers tragend, im Freien unter einer Eiche sitzend und von seinen Edlen umgeben. Auf diese Weise glaubte er gegen die Zauberkünste der fremden Priester geschützt zu sein. Aethelbert nahm sie freundlich in seiner Hauptstadt Canterbury auf, versprach ihnen Schutz und Sicherheit bei Ausführung ihres Missionswerkes und gestattete ihnen zu taufen und in der Kirche der Königin Gottesdienst zu feiern. Schon im nächsten Jahre erfolgte die Bekehrung Aethelberts selbst 597, worauf die altchristliche Kirche St. Salvator wieder hergestellt und dotirt wurde und Augustinus die Würde eines Erzbischofs von Canterbury erhielt. Dem Beispiele des Königs folgten Tausende der Unterthanen, und wenn auch die Bekehrung des ganzen Volkes noch lange Zeit zu ihrer Vollendung bedurfte, so hatte doch Gregor alle Ursache der Allmacht zu danken, daß sie sein Werk so herrlich gekrönt, „daß die Einwohner Britanniens, deren Sprache bisher nur heidnischen und barbarischen Zwecken

Das Christenthum in Kent seit 597.

gedient, nun zum Lobe Gottes das hebräische Hallalujah jubelten, daß der Ocean der Heiden und seine Seeräuber, welche die Fürsten dieser Welt nicht mit dem Schwerte hatten bändigen können, nunmehr durch die Furcht Gottes mit einfachen Worten seiner demüthigen Diener gezähmt worden." Augustinus war jedoch, wenn auch ein thätiger, doch ein sehr beschränkter und unbehülflicher Werkmeister bei der Ausführung des großartigen Bauplanes des Kirchenfürsten und kein begeisterter Apostel des Leben bringenden Wortes. Statt mit freiem Geiste die Lehre des Christenthums aufzufassen und dadurch einerseits die altbritischen Geistlichen in den entlegenen Gebirgsgegenden zur Theilnahme an dem Werke der Bekehrung herbeizuziehen, anderseits die hinsinkende Heidenwelt mit ihrer irre gewordenen Priesterschaft rasch in den Schoos der Kirche zu führen, hielt er sich ängstlich an die römischen Satzungen und Gebräuche, verletzte die Klostergeistlichen von Bangor, mit denen er eine Zusammenkunft hatte, durch seinen Hochmuth und die gebieterische Forderung, ihre abweichenden Lehr- und Cultusformen aufzugeben und sich mit ihnen zu vereinigen, und reizte die heidnische Welt durch Schroffheit zum Widerstand und zum längeren Beharren bei ihrem Aberglauben und ihren Opferdiensten. Diese religiöse Starrheit und Beschränktheit der ersten Missionare, verbunden mit der Schwierigkeit des sprachlichen Verständnisses und der Getrenntheit der einzelnen Staaten der Heptarchie, bewirkten, daß die Bekehrung der Angelsachsen sehr langsam von Statten ging, und daß erst eine längere Niederlassung und dadurch begründete Bekanntschaft mit den noch vorhandenen Elementen römischer Cultur und Denkweise dem Christenthum allmählich den Weg bahnen mußte. Daher hielt auch die Bekehrung in der Reihenfolge der Staaten ziemlich gleichen Schritt mit dem Alter der Ansiedelung. Wie in Kent wurde auch in Essex das Christenthum durch Vermittelung einiger königlichen Frauen eingeführt. Der König, ein Schwestersohn des Bretwalda von Kent, ließ sich taufen (604) und räumte dem von Augustinus zum Bischof ernannten Mellitus den alten Dianentempel in seiner Hauptstadt London mit großem Grundbesitz als christliche Kathedrale ein; einen weiteren Bischofssitz errichtete der Glaubensbote Justus in Rochester. Und wenn auch unter den nächsten Beherrschern dieser beiden Reiche das germanische Heidenthum noch einmal einen vorübergehenden Sieg erlangte, die Bischöfe fliehen mußten und die alten Opferaltäre von Neuem zu Ehren kamen, so blieb dennoch die Lehre vom Kreuz die herrschende Religion des Volkes. In Northumberland war Aldfried, ein tapferer und gewaltthätiger Kriegsmann, dessen Schwert die Scoten auf lange gebändigt, ein heftiger Feind des Christenthums. Er zerstörte das Kloster Bangor und ließ die Mönche sämmtlich ermorden. Als er aber in einer Schlacht wider seinen von ihm vertriebenen und vom König von Mercien geschützten Verwandten Edwin Sieg und Leben einbüßte (616), erlangte dieser die Bretwaldawürde über die angelsächsischen Reiche und gestattete, von seiner kentischen Gemahlin beredet, und von Papst Bonifacius durch kostbare Geschenke und schmeichelhafte Briefe gewonnen, dem Bischof Paulinus die Bekehrung der Angeln. Edwin selbst erwog lange mit prüfender Seele die Lehren des Christenthums; erst als eine wunderbare Rettung von dem vergifteten Dolche eines gedungenen Mörders und ein nächtliches Traumgesicht sein Gemüth für die Aufnahme der göttlichen Wahrheit empfänglich gemacht, entsagte er nach ernster Berathung mit seinen Edeln und Rathgebern in der Reichsversammlung (Witena-Gemot) feierlich den heidnischen Göttern und bekannte sich zum Evangelium (627). In Kurzem betete das ganze Land zu dem gekreuzigten Heiland. Der Oberpriester selbst legte Hand an die Tempel und Altäre und gab das Zeichen zu ihrer Verbrennung. Die Petruskirche in der alten Römerstadt York wurde die hochgefeierte Kathedrale des Nordens, seitdem Paulinus, der vom Papste Honorius das Pallium empfing, diese Stadt als Bischofsitz erwählt hatte. Daneben

In Essex f. 604

In Northumberland. f. 627.

war das Bisthum Lindisfarne, die Mutterstätte von Durham, eine berühmte Pflanzschule der Bildung und Frömmigkeit im angelsächsischen Norden. Auch die Bewohner von Lincoln brachte Paulinus zum Christenthum und führte den Vorsteher der Stadt, einen Abkömmling Wodans, zur Taufe. Der Zustand von Sicherheit, Gerechtigkeit und Ordnung, der die Regierung Eadwins, des Gründers von Edinburg (Eadwinsburg) auszeichnete und seinen Namen noch lange im Andenken des Volkes erhalten hat, war ein gutes Zeugniß von den Wirkungen des Christenthums und der weitern Verbreitung desselben sehr förderlich. Bald gewann das Evangelium auch in Ostanglen festen Boden, als Fürst Sigebert, der im Frankenland bereits die christliche Lehre angenommen, in Begleitung des Bischofs Felix von Burgund in die Heimath zurückkehrte und mit aller Kraft die Finsterniß des Heidenthums zu vertilgen bemüht war. Auch als der fromme Fürst aus dem Kloster, wo er als königlicher Mönch sein Leben zu enden beschloß, auf das Schlachtfeld geführt, und dort, den Stab in der Hand, von den Feinden erschlagen ward (635), blieb der christliche Glaube dennoch bestehen. Der Sieg, den um dieselbe Zeit der in Schottland dem Christenthum gewonnene Oswald in dem nach Eadwins Tod schwer heimgesuchten Northumberland über den letzten britischen Kriegsheld Eadwalla davontrug, nachdem er bei Hexham unter dem Kreuze zum Herrn der Heerschaaren gebetet, entschied die Herrschaft des Christenthums im Lande der Anglen. Oswald, der sechste Bretwalda, war ein eifriger Beförderer der Lehre vom gekreuzigten Heiland. Unter seinem Beistand brachte Bischof Birinus, vom Papst Honorius als Missionar nach England geschickt, den König von Wessex, Cynegils zur Taufe (635), worauf in Kurzem der größte Theil des Volkes die Heilsbotschaft annahm und in der Stadt Dorcic (Dorchester) ein Bisthum errichtet ward. Doch dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, ehe in den südlichen Sachsenländern das Heidenthum völlig erlag. Nun fehlte nur noch Mercien in der Reihe der christlichen Staaten. Penda, der Kraftvolle, ein Abkömmling Wodans, hatte den treuen Oswald besiegt und in der Schlacht zu Fall gebracht (642); er hatte während einer dreißigjährigen Regierung die meisten angelsächsischen Reiche mit glücklichem Erfolg bekriegt und brüstete sich mit dem Ruhme, für den letzten unerschütterlichen und mächtigen Anhänger des Heidenthums zu gelten. Aber auch seine Stunde kam. In einem heftigen Krieg gegen den Bretwalda Oswin, den Nachfolger Oswalds, verlor er in einer blutigen Schlacht am Flusse Winwaer bei Leeds Sieg und Leben gegen den christlichen Heerführer, der vor der Schlacht die Errichtung von zwölf Klöstern gelobt hatte und nach dem Sieg in Bernicia und Deira dem Gelübde mit Treue nachkam. Dem Falle des kriegerischen Königs folgte die Bekehrung von Mercien, dessen Bewohner schon längst nach der Lehre des Heils Sehnsucht empfunden. Im Jahr 659 wurde ein Angelsachse zum Bischof von Mercien ernannt. Die Annahme der christlichen Lehre geschah meistens in Folge eines Beschlusses der Landesversammlung, daher auch die Taufe gewöhnlich in Masse bei Tausenden zugleich vorgenommen wurde; die Ueberzeugung des Einzelnen wurde weniger beachtet als der Wille der Gesammtheit. Doch finden sich keine Spuren von gewaltsamem Aufdringen der neuen Religion, noch von Verfolgungen durch die Anhänger des alten Glaubens. Während des Bekehrungswerks hatten sich auch die altbritischen Geistlichen den Angelsachsen genähert, und namentlich war in Northumberland und Mercien das Evangelium von schottischen Missionaren, die den Lehren Columba's folgten, verbreitet worden. War doch unter Oswald der Schotte Aidan wegen seiner christlichen Tugenden, seiner Glaubensinnigkeit und seiner Bildung eine Zierde der Kirche und vom Volke als ein Heiliger verehrt. Dadurch war in die junge Kirche eine Verschiedenheit gekommen, die leicht Spaltungen hätte zur Folge haben können, wäre nicht unter König Oswins Auspicien auf der Synode zu Streanes-

Ostanglen f. 630.

In Wessex u. Sussex f. 635.

In Mercien f. 659.

Schottische Mönche in Northumberland.

halch (Sinus Phari, Whitby) in Yorkshire 664 die römische Glaubens- und Cultusform für die rechtmäßige erklärt, und damit die kirchliche Uniformität und der päpstliche Supremat begründet worden. Von dem an wurde in der Osterfeier, in der Taufe und in den übrigen abweichenden Gebräuchen die römische Vorschrift eingehalten und somit die angelsächsische Kirche in die abendländische Katholicität hineingezogen. „Die Schotten kehrten entweder zu den Ihrigen zurück (sagt Lappenberg) oder bequemten sich zu den Ansichten der Mehrheit und wurden so den christlichen Angelsachsen durch die Gelehrsamkeit ihrer Schule nützlich; mit jenen kleinen Aeußerlichkeiten schwand aber der große verborgene Einfluß, den ihre Kirche im Gegensatze mit dem damals noch weniger befestigten Papstthume erreicht hätte." Hauptbeförderer dieser päpstlich-katholischen Uniformität unter den Angelsachsen war der im J. 667 vom Papste Vitalianus zum Erzbischof von Canterbury ernannte Theodorus, früher Mönch in Tarsus, der mit Klugheit und Verstand die abweichenden Eigenthümlichkeiten der englischen Kirche zu beseitigen suchte, diese dadurch einigte, stärkte und an die übrigen Kirchen des Festlandes anschloß, und dann sich bemühte seine höhere Bildung der Geistlichkeit des Landes mitzutheilen und diese der übrigen christlichen Welt gleichzustellen. In gleichem Geiste wirkte sein Zeitgenosse, der hochverehrte energische Bischof Wilfrid von York, der während seines thatenreichen Lebens noch die letzten Anhänger der Odinsreligion in Sussex und Wessex und auf der Insel Wight zur Annahme des Christenthums brachte, worauf auch in diesen Gegenden neue Bisthümer, Domkirchen und Klöster erstanden. In der beschaulichen Stille eines solchen beschloß der König von Wessex die letzten Tage seines Lebens, nachdem er von Wilfrid zur Taufe geführt worden. Bisher (sagt Kemble, der gründlichste Kenner der angelsächsischen Geschichte in allen ihren Richtungen und neben Turner, Palgrave und Lappenberg der zuverlässigste Historiker dieser Zeit) hat es Kirchen in England gegeben, von nun an gab es bloß eine Kirche. Doch ist es der römischen Hierarchie nie ganz gelungen die angelsächsischen Nationaleigenthümlichkeiten völlig aus der Kirche zu vertilgen. Die angelsächsische Sprache blieb bis zu der normännischen Invasion die Kirchensprache; die Taufformel war angelsächsisch; die Bücher des A. und N. Testaments waren in angelsächsischen Uebersetzungen unter dem Volke verbreitet, angelsächsische Homilien haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Ebenso wurde die Autorität des Papstes erst unter den Normannen in ihrer ganzen Macht begründet, das kanonische Recht fand keine Geltung, das Gesetz der geistlichen Ehelosigkeit konnte erst spät durchgeführt werden. Die Bischöfe wurden von den Königen eingesetzt, die Concilienbeschlüsse erlangten nur durch die königliche Bestätigung allgemeine Geltung, die Kirchengüter waren gleich den weltlichen den Lasten und Abgaben unterworfen, die bürgerliche Gerichtsbarkeit umfaßte auch die Kleriker. Dagegen wetteiferten die angelsächsischen Könige und Edlen in Gründung von Klöstern und Abteien, und nirgends äußerte sich eine größere Sehnsucht nach der beschaulichen Ruhe, als unter den angelsächsischen Königsfamilien. Auch mühsame Pilgerfahrten, zu denen die angeborene Wanderungslust der unsteten Nordländer einlud, gehörten zu den frommen Neigungen angelsächsischer Fürsten. — Wilfrid machte auch in seinem langen, vielbewegten Leben (er starb 709, sechsundsiebenzigjährig) den Anfang zu den folgenreichen Missionsreisen englischer Glaubensboten nach den heidnischen Ländern des Festlandes, indem er den Friesen das Evangelium verkündigte.

Theodorus s. 667

Wilfrid. † 709.

Wirkungen des Christenthums in den angelsächsischen Reichen.

Die Einführung des Christenthums begründete eine neue Aera in der Entwickelungsgeschichte der Angelsachsen. Die Einwanderung fremder Geistlichen aus cultivirteren Ländern, die Pilgerfahrten fürstlicher Personen nach Rom, der Verkehr mit Gallien und Italien förderten die Bildung und weckten

den Trieb nach Belehrung und Wissen in der Brust des rauhen Kriegervolks. An den Sitzen der Bischöfe erhoben sich steinerne Kirchen mit Bleidächern nach dem Vorbilde der römischen Basiliken, größtentheils von fremden Werkmeistern und Bauleuten aufgeführt, vor welchen die altbritischen und schottischen Kirchen von Holz mit Schilf bedeckt bald verschwanden. Die Versammlung der Volkshäupter, das Witenagemot, erhielt durch die Theilnahme hervorragender Kleriker an den Berathungen mehr Haltung und Bedeutung; die Schriftkunde, bisher nur auf rohe Runen beschränkt, wurde durch die Einführung des lateinischen Alphabets erleichtert und verbreitet; durch Theodorus wurden allerlei nützliche Kenntnisse eingeführt und dadurch die Möglichkeit einer christlichen Literatur geschaffen, wie sie in Beda „dem Ehrwürdigen" zu Tage tritt. Wenn Gildas Cormac, der fromme Mönch von Bangor, der sein Leben in der Gildas 516—570.
Einsamkeit oder auf Pilgerfahrten verbrachte, als der würdigste Repräsentant der celtisch-römischen Geistlichkeit und ihrer Cultur betrachtet werden kann, so war Beda, Zögling des Klosters Wearmouth in Northumbrien, der Lehrer und Dolmetscher der angelsächsischen Christenheit. Tragen die Schriften des gelehrten Mönchs von Bangor, besonders sein „Tagebuch," die Spuren eines untergehenden Geschlechtes an sich, von dem er mit „schwarzen Zügen und strafendem Eifer" in schwülstiger, verworrener Darstellung ein düsteres Bild entworfen hat, so erkennt man in Beda's „Kirchengeschichte der Anglen" und in seinen Beda der Ehrwürdige
zahlreichen Lehrbüchern und theologischen Werken den klaren, kräftigen Geist 672—735.
eines in froher Gläubigkeit aufstrebenden Christenvolkes. Seine Erläuterungen zu den Büchern des A. und N. Testaments haben viele Jahrhunderte hindurch in jedem Kloster Europas Leser und Abschreiber gefunden; seine Kunde der griechischen Sprache, der Medicin, der Astronomie, der Metrik war ihm Mittel zur Belehrung seines Zeitalters. Sein Werk „von den sechs Lebensaltern der Welt" ist die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters geworden, sein Martyrologium diente allen ähnlichen Schriften als Quelle und Vorbild; seine Ostertafeln galten als unentbehrliches Hülfsmittel der kirchlichen Zeitrechnung. In Beda und Wilfrid zeigte sich schon der siegesfrohe Glaubensmuth, von dem im nächsten Jahrhundert die gottbegeisterten Sendboten erfüllt waren, welche zu den Friesen, zu den Allemannen und Hessen und zu allen den deutschen Völkern, die noch in den „Schatten des Todes" wandelten, die Botschaft des Heils brachten.

Von demselben Aethelbert von Kent, dem dritten Bretwalda, durch den das Christenthum zuerst Eingang auf der Insel fand, rührt auch die älteste Sammlung der angelsächsischen Gesetze in der Landessprache, bei deren Aufstellung die kentischen „Witena," bei der Niederschreibung wohl Kleriker mitgewirkt haben. Sie enthalten größtentheils Bestimmungen über „Bußen und Welten" bei Friedensbrüchen, bei Vergehen und Verbrechen gegen Person und Eigenthum. Aus dieser Gesetzessammlung so wie aus den übrigen Rechtsbüchern der Angelsachsen (Hlothars, Wihträds, Ino's Gesetzen) erhalten wir die meisten Aufklärungen über die Standesunterschiede, über die „Schutzverhältnisse

der Magen, das Fehderecht, die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens" u. drgl. (Rich. Schmid: Gesetze der Angelsachsen. Leipz. 1858. 2. Aufl.).

Nach Aethelberts Tod sank die Bedeutung von Kent. Die Würde eines Bretwalda ging auf die jüngeren Staaten Northumberland, Mercien und Wessex über, die durch Kriegsthaten wider die Feinde ihre Gebiete erweiterten und mit den Stammesgenossen der Nachbarreiche um den Ruhm der Tapferkeit und Obergewalt stritten, bis sie durch die gegenseitigen Kämpfe geschwächt und durch die inneren Wirrungen, Aufstände und Frevelthaten in ihrer sittlichen Kraft gebrochen, endlich dem tapfern und verständigen Egbert zufielen, welcher während eines dreizehnjährigen Aufenthaltes als Flüchtling am Hofe Karls des Großen die Kunst des Regierens gelernt hatte und von seinen Freunden auf den erledigten Thron von Wessex berufen, allmählich alle Theile der Heptarchie bezwang und sich König von England nannte. Während dieser zwei Jahrhunderte bietet die angelsächsische Geschichte ein trübes Bild voll blutiger Kämpfe und Schlachten, voll kühner Thaten und Frevel dar ohne Abwechselung und ohne welthistorisches Interesse. Die Erzählungen und Beschreibungen der Kriegsbegebenheiten werden bei den Chronisten nur selten durchbrochen durch die Anführung von Werken des Friedens und der Gesetzgebung. Nur die Kirche feierte ihren stillen Sieg über die Gemüther der rauhen Kriegsmänner. Bisthümer und Kathedralen wurden errichtet und die Könige und Volkshäupter fuhren fort durch Gründung von Klöstern und Heiligthümern und durch Weltentsagung und Pilgerfahrten nach Rom sich die Gnade des Himmels zu verdienen. Aber wie unfruchtbar diese Zeit kleinfügiger Fehden voll Feldschlachten und Waffenthaten für die Menschengeschichte sein mag, für Poesie und Volksdichtung war sie eine reiche Quelle. Die verwegenen Thaten der Angelsachsen und ihrer dänischen Nachfolger gewährten reiche Stoffe für epische Gedichte, und die tapfern Volkskönige und Kriegsfürsten hafteten noch lange in der Ueberlieferung und in der Phantasie des Volkes. Aus dieser Zeit der Thaten und Kämpfe stammt die älteste Dichtung der Angelsachsen, das Beowulfslied, ein aus mehreren einzelnen Gesängen zusammengesetztes Epos aus der nordischen Vorzeit voll heidnischer Mythen. Es handelt von den Thaten, Fahrten und Abenteuern des starken Königssohnes Beowulf, welcher mit den riesigen Geistern der sumpfigen Oede kämpft und den Drachen erschlägt, der die goldenen Schätze bewacht, und gibt ein treues, anschauliches Bild von dem Ritterleben der nordischen Edelinge bei fröhlichen Gelagen, bei Waffenspiel und Harfenklang wie von der wilden rauhen Nordlandsnatur mit den eisigen Meeresküsten.

1. Northumberland. Aldfrid 685—705. Unter den Königen Northumbriens war Aldfrid der gefeiertste, weniger wegen seiner Kriegsthaten als weil er die Bildung des Volkes zu heben bemüht war und seinen gelehrten Zeitgenossen, dem ehrwürdigen Beda und dem Mönch Egbert, der zuerst die Bekehrung der Friesen und Sachsen durch Willibrord und die beiden Ewalde einleitete,

seine Gunst zuwandte. Aber der Glanz Northumbriens erbleichte bald. Unter Aldfrids Sohn Ofred brachte zuerst die lange Minderjährigkeit, dann die Ausschweifungen des Königs große Noth über das Land und beförderte die Zügellosigkeit des Adels. Er selbst fiel als Opfer einer Empörung durch das Schwert eines Verwandten. Ofreds 716.
Nachfolger Ceolwulf, ein frommer und gelehrter Fürst, dem Beda seine Geschichte Ceolwulf.
der anglischen Kirche widmete, suchte nach einer durch Zwietracht und Bürgerkrieg getrübten Regierung Ruhe in den Klostermauern von Lindisfarne, wo er noch über dreißig 737.
Jahre lebte, fern von den „Strudeln weltlicher Sorgen.“ Sein Neffe Eadbert folgte Eadbert.
nach einer zwanzigjährigen ruhmreichen Regierung dem Beispiel des Oheims. Mit 757.
Eadberts Sohn Oswulf, welcher im folgenden Jahr von einem treulosen Dienstmann verrätherisch erschlagen ward, erlosch das Haus Idas in Northumberland, oder wurde wenigstens nicht weiter beachtet. Nun folgte eine Zeit voll bürgerlicher Unruhen, Thronkämpfe und Gräuel aller Art, während welcher das Volk verwilderte, der Landbau verfiel und Noth und Elend sich über Northumbrien lagerte. Aethelred, Sohn des Aethelred 790—796.
Aethelwald Moll, eines Kriegsmannes von dunkler Herkunft, der eine Zeitlang die Herrschaft geführt, erlangte endlich, nach einem abenteuerlichen Flüchtlingsleben, den Thron von Northumberland, den er durch grausame Ermordung seiner Mitbewerber und durch Verbrechen sicherte. Als auch er unter den Schwertern einiger Großen ver- 796.
blutete, erreichte die Verwirrung und blutige Parteiwuth den höchsten Grad. Und um das Maß des Jammers voll zu machen, landeten damals die ersten Normannen in Northumberland, plünderten Kloster und Kirche von Lindisfarne und führten die Mönche als Sclaven weg oder stürzten sie ins Meer. Erst im Anfang des 9. Jahrhunderts, als das Land jenseit des Humber unter Eanred sich dem König Egbert un- Eanred 809—842.
terwarf, begann eine bessere Zeit. Im Verlauf von hundert Jahren, bemerkt Lingard, hatten 14 Könige das Scepter in Northumberland geführt und von diesen ist kaum Einer im ruhigen Besitz der Herrschaft gestorben. Sieben hatten einen gewaltsamen Tod gefunden, sechs waren von aufrührerischen Großen des Thrones beraubt oder vertrieben worden. Bei solcher Verwirrung war für gelehrte Studien und wissenschaftliche Bestrebungen kein Boden in Northumbrien, daher auch Alcuin von York das Land seiner Geburt verließ, um am Hofe Karls des Großen einen ruhigeren Wirkungskreis zu suchen.

In Mercia hatte Penda der Kraftvolle, der heftige Feind des Christenthums, 2. Mercien.
dessen Schwerte fünf Könige erlegen waren, tapfere Krieger gebildet und den Nachkommen der alten Seehelden eine Landmacht erschaffen, welche den Briten wie den eigenen Stammgenossen furchtbar ward. Sein Sohn Wulphere, ein eifriger Bekenner und Wulphere.
Förderer des Christenglaubens, wahrte und mehrte die Macht Mercia's. Nach seinem Tode erlangte sein Bruder Aethelbert den Thron; aber die Ermordung seiner Gattin 675.
Osthryde durch den kriegerischen Adel seiner nördlichen Landschaften machte solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß er das Reich seinem Neffen Coenred abtrat und als Abt des Klosters Bardeney sein Leben beschloß. „Auch Coenred gab nach einigen größten- † 716.
theils in Kämpfen mit den Briten verbrachten Jahren die kaum eingeübten Zügel der Coenred.
Regierung einem Nachfolger, dem jungen Coelred, und ging mit Offa, König von 709.
Essex, einem Jüngling mit allem Reize der Jugend und Liebenswürdigkeit geschmückt, wie mit allen Herrschergaben ausgerüstet, nach Rom, um daselbst das Mönchsgelübde in die Hände des Papstes Constantin abzulegen und für ihr Seelenheil und das ihrer verlassenen Ehegenossen, Angehörigen und Völker bis an das Ende ihrer irdischen Tage zu beten und zu fasten.“ Coelred besaß weder die Tugenden noch die Tapferkeit sei- Coelred.
ner Vorgänger. In einem Krieg mit Ine von Wessex blieb die Ehre des Sieges bei Wodansberg unentschieden, und in seiner inneren Regierung machte er sich nur bemerk-

lich durch seine Feindschaft gegen das Christenthum und seine Hingebung an die Genüsse der Sinne. Bei einem Festmahl wurde er von Raserei ergriffen, in welcher er die
716 Beute des Todes ward, wie die Sage meldet, vom bösen Feind dahingerafft. Die sinn-
Aethelbald 716—757. lichen Ausschweifungen theilte auch sein Nachfolger Aethelbald, sonst ein kraftvoller, für das Wohl des Volkes und der Kirche bedachter Fürst. Seine Wollust, die sich selbst gegen Ehefrauen und Nonnen richtete, wirkte verderblich auf die Sitten der Edlen zum großen Kummer des heiligen Bonifacius. Aethelbald war der mächtigste Fürst seiner Zeit; Ostanglen, Essex und Kent folgten dem Banner von Mercia. Aber sein Stern
752. erbleichte in der Schlacht bei Burford in Oxfordshire gegen den König von Wessex. Als der tapfere Aethelun, dem das Reichsbanner anvertraut war, dem König der Mercier in der Schlacht begegnete, wich dieser von plötzlicher Furcht erfaßt dem Kampf aus und gab den Seinen das Beispiel zur Flucht. Fünf Jahre darnach fiel er durch den Verrath seiner eigenen Leibwache. Die Verwirrung, die diese That zur Folge hatte, führte nach
Offa 758—796. einiger Zeit den kraftvollen Offa, einen Abkömmling des königlichen Hauses, dessen Name in Sage und Dichtung viel gefeiert ward, auf den Thron von Mercien. Er entriß dem Britenkönig Powis seine Hauptstadt Penywern (Shrewsbury) und sicherte sich die Eroberung durch sächsische Ansiedelung in der Ebene, die sich vor den Bergen ausdehnt und durch den Offa-Graben, den Grenzwall zwischen England und Wales, von dem noch jetzt Spuren erhalten sind. Offa war der mächtigste Fürst der Angelsachsen, der mit Karl d. Gr. bald in freundlichem Verkehr stand, bald in Streit lebte. Neidisch auf den kirchlichen Vorrang von Canterbury und York wollte er auch seinem Reiche die Ehre eines unabhängigen Erzbischofs in Litchfield zuwenden; doch ist diese Schöpfung nicht von Dauer gewesen. Gefürchtet als tapferer Streiter im Feld, gehaßt wegen mancher Frevelthaten, namentlich der treulosen Ermordung des Fürsten der Ostangeln, den er gastlich bei sich aufgenommen, aber geehrt als Gesetzgeber seines Volkes, starb Offa im 38. Jahre seiner Regierung unter schweren Gewissensleiden. Eine angebliche Pilgerreise nach Rom zur Abbüßung seiner Sündenschuld ist ungewiß. Die Sage schrieb den Untergang seines Hauses der göttlichen Strafgerechtigkeit zu. Seine Gattin Cynedrithe wurde von Räubern in ihrem eigenen Brunnen ertränkt, sein Sohn überlebte den Vater nur wenige Monate; von seinen Töchtern starb eine im Kloster, eine zweite endete als Bettlerin auf den Gassen von Pavia, die dritte verlor Vater, Bruder
Ceonwulf 796—819. und Gemahl in demselben Jahr. Unter Ceonwulf, einem Abkömmlinge Penda's, erlebte Mercien die letzten Tage des Ruhmes und der Größe. Er fügte Kent seinem Reiche bei und gewann sich die Gunst der Geistlichkeit und die Liebe des Volks. Aber kurz nachdem er auf einem Feldzug gegen die Ostangeln umgekommen war, wurde sein siebenjähriger Erbe auf Geheiß seiner verrätherischen Schwester im Walde getödtet. Die Verwirrung, die darauf eintrat, erleichterte die Unterwerfung des Landes durch Egbert

3. Wessex In demselben Maße, wie Northumberland und Mercien durch innere Zerrüttung von ihrer Größe herabsanken, stieg Westsachsen unter den Nachfolgern Ceawlins zu äußerer Macht und innerer Ordnung empor. Die britischen Länder an der Saverne und in Cornwallis waren den Sachsen ein lockender Preis der Tapferkeit, und vor ihren großen Speeren und strahlenden Streitäxten wichen die celtischen Bewohner im-
Cenwealh 642. mer weiter in die Berge zurück. Cenwealh, der von Penda vertrieben, während seines Aufenthaltes in Ostangeln das Christenthum annahm und dann in sein Reich
648 zurückberufen über dreißig Jahre ruhmvoll herrschte, gewann bei Bradford am Avon
652. einen Sieg, „wo die Kraft der Briten wie Schnee vor der Sonne zerschmolz," und dehnte die Grenzen weit nach Westen aus. Zum Dank errichtete er zu Winchester, einem altberühmten Orte, wo er ein Kloster und eine prachtvolle Kirche gegründet, ein neues Bisthum. Dabei verfuhr er milde gegen die britische Geistlichkeit und bewog die Mönche

von Glastonbury am Grabe des Königs Arthur „für das ewige Heil auch des germanischen Eindringlings zu beten." Nach seinem plötzlichen kinderlosen Tod verwaltete 672.
seine Wittwe Seaxburge das Reich in ihres Eheherrn Geist und Kraft, erlag aber schon im nächsten Jahre den Sorgen und Anstrengungen des männlichen Amtes. Der Nachfolger Centwin befestigte die Herrschaft von Wessex durch Kriegsthaten gegen die Centwin.
Briten, von denen Viele nach Armorica auswanderten, gegen Mercien und gegen die unruhigen Großen seines Landes. Als Centwin krank und altersschwach dem Thron 685.
entsagte, folgte ihm Ceadwalla, sein heftigster Gegner, der viele Jahre mit einer Ceadwalla.
Schaar getreuer Anhänger wider Centwin gestritten. Der neue König entehrte seinen Namen durch die Grausamkeit, womit er die heidnische Bevölkerung der Insel Wight vertilgte. Zwölfhundert Familien wurden ausgerottet und ihre beiden Oberhäupter nach 686.
der Taufe in Hamptonshire hingerichtet. Sein Bruder Mul, „das Vorbild heidnischer Thane und Fürsten, furchtbarer Kraft, schöner Gestalt, im höchsten Ruhme strahlend," unternahm die Eroberung von Kent, wurde aber von dem über die Verwüstung des Landes empörten Volke mit 12 Begleitern in einer Hütte verbrannt. Ceadwalla rächte den Bruder durch ein furchtbares Blutbad. Zwei Jahre nachher entsagte der junge König 688.
der Herrschaft zu Gunsten seines Vetters Ine und pilgerte nach Rom, um sich vom Papst Sergius taufen zu lassen. Er war schon lange durch Wildfrid von York dem Christenthum gewonnen worden, hatte aber die Taufe verschoben. Er starb zu Rom und wurde in der Peterskirche beigesetzt. Ine's siebenunddreißigjährige Regierung war Ine 688—725.
ausgezeichnet durch Thaten des Krieges wie durch Werke des Friedens. Er zwang die Kenter zu einem hohen Wehrgeld für die Ermordung Muls, drängte die Briten zurück und stritt mit den stammverwandten Fürsten der Nachbarschaft um den Ruhm der Tapferkeit und Obergewalt. Das Feld von Wodnesbeorgh (Wanborough in Wilts) barg die Leichen tapferer Sachsen und Mercier in seinem Schoße. Von großer Bedeutung war die von Ine veranstaltete Aufzeichnung angelsächsischer Gesetze, worin er mit Zustimmung des Witenagemot die Rechtspflege ordnete, die gesetzlichen Bußen für Verbrechen bestimmte, die Gewalt der Großen niederhielt, die unterworfenen Briten unter den Schutz des Rechts stellte und Verkehr und Eigenthum sicherte. Ehen mit Briten wurden durch einen Nationalbeschluß als rechtsgültig anerkannt. Unter seinen Freunden und Rathgebern behauptete der treffliche Bischof Aldhelm eine hohe Stelle, ein Prälat, der als Gelehrter, Dichter und Rechtsgelehrter glänzte und der durch einflußreiche praktische Thätigkeit gleich Beda vortheilhaft auf seine Zeitgenossen einwirkte. Nach einem frohen Feste voll königlicher Pracht entsagte Ine der Herrschaft und pilgerte mit seiner Gemahlin Aethelburge nach Rom, „wo es ihm verstattet war noch einige Jahre in irdischer Dürftigkeit nach himmlischen Schätzen zu ringen." Ine's Nachfolger Aethel- Aethelheard 725—740.
heard und Cuthred kämpften mit abwechselndem Glücke gegen die Mercier, bis des Cuthred 740—754.
letzteren Sieg bei Burford die Uebermacht der nördlichen Nachbarn auf immer brach 752.
und den Grund zu der Größe der Westsachsen legte. Nachdem der gewaltthätige Sigebricht Sigebricht.
von den empörten Edlen und Gemeinen vertrieben und im Andredeswalde, wo er Zuflucht gesucht, von einem Hirten mit dem Speere ermordet, und auch sein Nachfolger Cynewulf zu Merton von einer Schaar verschworner Großen überfallen und getödtet Cynewulf.
worden, kam noch durch die Lasterhaftigkeit der Königin Eadburge, Tochter der berüchtigten 784.
Cynedrithe von Mercien, eine schlimme Zeit über Wessex, bis endlich, nachdem das verbuhlte Weib, das ihren Gemahl Beorthric und viele Edlen durch Gift aus der 800.
Welt schaffte, zu Pavia in Elend und Schande gestorben, der flüchtige Egbert vom Hofe Karls des Großen nach der Heimath eilte und mit Hülfe seiner Freunde sich des erledigten Thrones von Wessex bemächtigte.

3. Das Zeitalter Justinians.

A. Allgemeiner Charakter.

Die Zustände des Reichs.

Während das Abendland sich von den Stürmen der Völkerwanderung allmählich erholte und nach der religiösen und nationalen Einigung der verschiedenen Volkselemente zu neuen gesunden Lebensformen sich emporarbeitete, beharrte das byzantinische Reich in dem Zustande des Verfalls und der Entartung, in den wir es bereits bei der Gründung der neuen Hauptstadt eintreten sahen. „Der Boden seiner Lebensthätigkeit war dergestalt unterwühlt, daß in dem Vordergrund der Dinge selten eine Spur von Tugend und noch seltener eine Regung von Freiheitsgefühl zu entdecken war. Die eine und die andere erloschen unter dem Drucke eines orientalischen Despotismus und unter den Zerrüttungen, welche die Unbeständigkeit der Thronfolge nach sich zog." Alle Gebrechen und Laster, alle traurigen und widerwärtigen Erscheinungen, die uns in dem kaiserlichen Rom früher mit Betrübniß und Unwillen erfüllt haben, begegnen unsern Blicken in der neuen Weltstadt in größerer Ausdehnung und mit neuen Unsitten und Häßlichkeiten vermehrt. Ein von orientalischer Pracht und Ueppigkeit umgebener und von dogmatischen Parteifragen zerrissener Hof, wo ränkevolle Günstlinge, boshafte Eunuchen und sittenlose Weiber durch Intriguen und Frevel die schwachen oder lasterhaften Kaiser heben und stürzen, und einflußreiche Hoftheologen der Politik eine religiöse und kirchliche Richtung und Färbung gaben; eine übermüthige Leibwache, die mit dem Thron ein eben so vermessenes Spiel treibt, wie früher die Prätorianer in Rom; eine aufgeregte Volksmasse, die ihrer Sinnenlust nachrennt, von Brodspenden lebt und an den rohen Belustigungen der circensischen Spiele in der Rennbahn (Hippodrom) ihr ausgelassenes Ergötzen findet, indeß die Provinzen unter dem Druck der Steuern und unter der Erpressung und Willkür der Statthalter und Beamten erliegen, der Ackerbau in Verfall geräth, Handel und Gewerbe durch Zölle und Alleinverkauf (Monopol) zu Grunde gehen und die Städte mehr und mehr in Armuth und Knechtschaft stürzen; dies ist das traurige Bild, welches das byzantinische Reich im 6. und 7. Jahrhundert darbietet. Die volkreichen Länder des großen Staats waren der Sitz der Kunst und Gelehrsamkeit, der Ueppigkeit und des Reichthums, und die Bewohner, welche die Sprache und Sitten der Griechen bewahrt oder angenommen hatten, nannten sich den aufgeklärtesten und gebildetsten Theil der damaligen Menschheit; und dennoch ging das Reich einem unrettbaren Verfall entgegen. Unter dem Despotismus des Thrones hatte das Volk jede Spur von Freiheit und Seelengröße, unter der Herrschaft der Genußsucht und Verweichlichung allen Kriegsmuth und alle Waffenübung eingebüßt. Der vollendetste Glaubensdespotismus war eingetreten, der von aller höheren Einsicht verlassen, nach Willkür und vorgefaßten Meinungen die

Rechtgläubigkeit festsetzte und aufnöthigte. Die früher erwähnten leidenschaftlichen Streitigkeiten über die unlösbaren Fragen nach der Stellung des Sohnes zum Vater und nach dem Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo theilten Hof und Reich in feindliche Parteien, deren Haß und Verfolgungssucht nur der Wuth gleich kamen, womit die nach den Farben der Wagenlenker in den Rennbahnen benannten politischen Parteien der Blauen und Grünen einander anfeindeten. Bei den heißen Gefühlen der Südländer und ihrer regen Phantasie, in welcher auch das Geistige eine sichtbare Gestalt annimmt, konnten solche tiefsinnige Speculationen über das Wesen der dreieinigen Gottheit in das praktische Volksleben eindringen, und bei der unermeßlichen Zahl müßiger Mönche und Geistlichen in Stadt und Land, in den volkbelebten Straßen und in der entlegenen Einöde, fehlte es nicht an Führern und Streitern. Parteiungen.

Unter Kaiser Leo I. wanderten drei junge Bauernsöhne aus dem verödeten Lande Dardanien (dem heutigen Bulgarien), eine Tasche mit Lebensmitteln über der Schulter, auf der großen Heerstraße nach der Hauptstadt Constantinopel, um sich dem Dienste der Waffen zu widmen. Ihr schlanker und hoher Wuchs und ihre kräftige Gestalt verschafften ihnen die Aufnahme unter die Leibgarde des Kaisers. Der Eine von ihnen hieß Justinus. Er war ohne jegliche Bildung, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, aber von offenem Sinn für die Künste der Intrigue und die Schleichwege des Hoflebens. Unter Leo's Nachfolgern Zeno, dem Zeitgenossen Odoakers, und Anastasius, dem Erbauer der „langen Steinwehr," welche von der Propontis über Hügel und Flachland sechzehn Stunden weit bis ans schwarze Meer ging und die Hauptstadt mit den reichen Umgebungen gegen die Ueberfälle der Barbaren schützen sollte, stieg Justinus durch glückliche Feldzüge gegen das räuberische Bergvolk der Isaurier, die nach dem Tode ihres Landsmannes Zeno ihre gewohnten Beutezüge wiederholten und alles Land von den Ufern der Propontis und des schwarzen Meeres bis an die Thore von Tarsus, Antiochia und Damascus durchstreiften, gegen die Perser und Bulgaren, welche die Herrschaft des Anastasius von Osten und Norden beunruhigten und durch die treuen Dienste, die er dem von den Strenggläubigen gehaßten Kaiser bei den Empörungen und Bürgerkriegen leistete, rasch zu Reichthum und Ehrenstellen empor. Er erhielt die Würde eines Senators und den Oberbefehl über die Leibwache. Als Anastasius, ein Fürst, der durch Sparsamkeit und weisen Staatshaushalt große Reichthümer sammelte und dabei dennoch die Steuerlast der Unterthanen erleichterte, ins Grab stieg, hoffte Hypatius, der älteste seiner drei Neffen, den Thron zu besteigen; aber der mächtige Eunuche Amantius stellte ihm einen andern Bewerber entgegen. Der Gardepräfect Justinus empfing eine große Geldsumme, um die Leibwache für den Plan zu gewinnen; er vertheilte das Geld, aber nicht im fremden, sondern im eigenen Interesse. Durch diese Hinterlist Justinus 518—527.

und Bestechung erreichte Justinus, damals ein starker Sechziger, seinen Zweck. Unter dem Beistande der Leibgarde wurde der dacische Bauer mit dem Purpur geschmückt; Heer, Volk und Geistlichkeit erkannten die Wahl freudig an; denn Justinus war als tapferer Kriegsmann und als rechtgläubiger Christ hochangesehen. Der unglückliche Thronbewerber endete sein Leben im Kerker, Amantius und seine Vertrauten auf dem Blutgerüste. Der kühne Gothenhäuptling Vitalianus, der an der Spitze eines barbarischen Bundesheeres Stadt und Reich beherrschte, wurde durch erheuchelte Gunst und Freundschaft sicher gemacht und dann an der kaiserlichen Tafel ermordet. Seine Stelle und damit den Oberbefehl über das gesammte Heer des Ostens ertheilte Justin seinem Neffen Justinian, den er zur Stütze seines Alters aus der bäuerlichen Einsamkeit in die Weltstadt gezogen. Justin hatte sich während seines Kriegslebens die mangelnde Bildung nicht erwerben können. Gleich seinem Zeitgenossen Theoderich in Ravenna pflegte er seine kaiserliche Unterschrift mittelst eines mit eingeschnittenen Buchstaben versehenen Holztäfelchens, durch dessen Ritzen er die Feder zog, unter die Urkunden zu setzen; aber seine mangelhaften Regentengaben wurden ersetzt theils durch die Geschäftsgewandtheit seines Quästor oder Kanzlers Proclus, theils durch die Eigenschaften seines klugen Neffen, der während er die Verwaltungssorgen des altersschwachen Oheims theilte, zugleich sich bei Senat und Volk so beliebt zu machen wußte, daß die allgemeine Stimme ihn dem kinderlosen Kaiser zum Mitregenten aufdrängte. Seine berechnete Orthodoxie, die den schmalen Pfad zwischen den Ketzereien der Eutychianer und Nestorianer mit Sicherheit einhielt, erwarb ihm die Gunst und Hingebung des katholischen Klerus, und durch die Veranstaltung prachtvoller Spiele erfüllte er die schaulustigen Bewohner der Hauptstadt mit Begeisterung. Noch bei Lebzeiten des alten Kaisers, der in Folge einer unheilbaren Wunde gegen das Ende seines Lebens den Regierungsgeschäften nicht mehr obliegen konnte, galt Justinian als der rechtmäßige Herrscher des Morgenlandes. Bei dem Tode seines Oheims stand er im 45. Jahre seines Alters.

Justinian 527—565. Charakter seiner Regierung.

Die mehr als achtunddreißigjährige Regierung Justinians war der Glanzpunkt der byzantinischen Geschichte seit den Tagen des großen Stifters des Reiches; und ihr ist das Glück aber auch das Mißgeschick zu Theil geworden in Procopius einen Geschichtschreiber zu finden, der in der Darstellung des persischen, vandalischen und gothischen Krieges, in dem Buche von den Bauunternehmungen und in der geheimen Geschichte des Hofes („Anekdota") nach einander die Geschichte, Lobrede und Satire seines Zeitalters beschrieben hat, jene mit großer Sachkenntniß und im Geiste des Alterthums, diese mit einem in Gift getauchten Griffel. Die Geschichtswerke des Procopius sind ein Spiegelbild der ereignißvollen Regierungszeit Justinians sowohl nach der großartigen Außenseite als nach der gränzenlosen Tyrannei, Bedrückung und Unsittlichkeit im Innern. Nur auf Befriedigung seiner Herrschsucht, seines Stolzes und

seines Ehrgeizes bedacht, suchte Justinian dem Kaiserthron allein alle Macht und alles Ansehen beizulegen; Ein Staat, Eine Kirche, Ein Gesetz sollte die Welt beherrschen. Von dieser Idee geleitet, vernichtete er durch die Auflösung 540.
des Consulats, das selbst in dem wesenlosen Schatten seiner ehemaligen Bedeutung der unbeschränkten Alleinherrschaft noch eine Grenze zu setzen und die Römer an ihre alte Freiheit zu mahnen schien, die letzten Spuren republikanischer Einrichtungen und Erinnerungen, und führte, da seine Prachtliebe und Verschwendung, wie seine Kriege, seine Bauwerke und seine ganze Regierungsweise, verbunden mit den Veruntreuungen und der Corruption der Beamten, unermeßliche Geldsummen verschlangen, ohne Rücksicht auf des Volkes Wohl und Wehe die mannichfaltigste und drückendste Besteuerung und die ungerechtesten und härtesten Confiscationen und Geldstrafen ein. Ein Zoll- und Abgabensystem, das in fortwährender Steigerung zuletzt Alles, selbst Wasser und Luft der Besteuerung unterwarf, zehrte an dem innersten Mark der Länder. Manche Grundeigenthümer verzichteten auf den Besitz ihrer Güter, weil der Ertrag nicht hinreichte die Forderungen des Schatzes zu befriedigen. Wenn die vom Kaiser den einzelnen Provinzen auferlegte Steuersumme nicht aufgebracht werden konnte, mußten die reicheren Bürger in Stadt und Land das Fehlende aus ihrem Vermögen ergänzen, wodurch dann mit der Zeit aller Wohlstand dahinschwand und die gesammte Bevölkerung einer allgemeinen Verarmung anheimfiel. — Von diesen Ideen geleitet schloß er die Schule von Athen und zwang die letzten Bekenner und Anhänger des Heidenthums und der platonischen Philosophie zur Auswanderung (S. 377. 582), beschützte er die katholische Glaubenslehre von der Natur Christi gegen die abweichenden Ansichten der Arianer und Monophysiten (S. 595) und verhängte über alle Häretiker blutige Verfolgungen. Mit dem römischen Papste stellte er das gute Einvernehmen her und erwies, um die Herzen der katholischen Völker zu gewinnen, dem apostolischen Stuhle äußerlich stets große Ehrfurcht; „aber nicht dem Papste, nicht dem Patriarchen von Constantinopel, nicht den Concilien sollte die oberste Autorität, die letzte Entscheidung über die Rechtgläubigkeit zustehen, sondern dem byzantinischen Selbstherrscher, nach seinem persönlichen Ermessen; jene sollten nur die Werkzeuge des kaiserlichen Willens sein." Vom Thronsaale des Palastes aus wurden die Gesetze der Religion bestimmt, wurde über die Gewissen verfügt, wurde die Staatskirche nach Glauben und Cultus festgesetzt, wobei die Laune und Willkür verworfener Menschen, Intriguen und Hofränke und die Interessen weltlicher Politik von größerem Gewicht waren, als religiöse Ueberzeugung. — Von diesen Ideen geleitet bändigte er den Uebermuth und das aufrührerische Treiben der Factionen in der Rennbahn, nachdem er den furchtbaren Aufstand an dem berühmten „Nika"-Tag durch seinen Feldherrn 19. Jan.
Belisar niedergeschlagen und gab dem Reiche in dem „Justinianeischen Codex" 532.
und in den „Pandekten" oder „Digesten" ein einheitliches weltbeherrschendes

Rechtsbuch als Ersatz und Gegengewicht gegen den Verfall der Sitten, gegen das erschlaffte Rechtsgefühl. — Von diesen Ideen geleitet suchte er den Kaiserstaat nach Außen mit dem alten Glanz und Ansehen zu umgeben und die verlornen Provinzen den arianischen Germanen wieder zu entreißen, unterwarf die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien und befestigte das Reich durch Burgen und Mauern an der Donau und an andern bedrohten Orten gegen die Einfälle der Barbaren. Allein der römische Name war seiner Schrecken entkleidet, seitdem man sein Vertrauen mehr auf Festungswerke als auf die Kraft der Legionen stützte. „Die Barbaren zogen in ihren jährlichen Einbrüchen an diesen unnützen Bollwerken vorüber, kehrten an denselben verachtungsvoll zurück, und statt daß die Bewohner der Grenze unter dem Schatten der allgemeinen Vertheidigungslinie ruhen konnten, mußten sie mit unablässiger Wachsamkeit ihre besonderen Wohnplätze wahren.“ Zugleich hob Justinian Handel und Industrie durch Anlegung von Straßen und Brücken, durch Beförderung des Verkehrs und der Betriebsamkeit, durch Verpflanzung der Seidencultur aus ihrer chinesischen Heimath nach Europa*). Aber trotz allen diesen Thaten und Unternehmungen war die Regierung Justinians eine der unheilvollsten Epochen in der Geschichte der Menschheit, das Grab aller Freiheit, Tugend und Menschenwürde, der Verfall alles Wohlstandes und alles Lebensglücks. Nicht genug, daß durch die ununterbrochenen Kriege und die häufigen Einfälle der Barbaren alle Gegenden des Reiches verheert wurden und viele Strecken Landes öde lagen, daß durch das Bedrückungssystem und die Habgier blutsaugender Beamten die Nothstände auf eine furchtbare Höhe getrieben wurden, die Natur selbst schien den Untergang der alten Welt durch Pest und Erdbeben beschleunigen zu wollen. Antiochia, die alte Stadt der Lüste und Berytus, der Sitz der Rechtsgelehrsamkeit, wurden besonders hart von dieser Geißel des Menschengeschlechts betroffen. Die Kirchen und Prachtbauten, die Justinian an allen Orten errichten ließ und unter denen die neue von dem Architekten Anthemius aufgeführte Kathedrale der christlichen Weisheit in Constantinopel (Sophienkirche), ein Kuppeldom mit zehn verschiedenen Stein- und Marmorarten, den ersten Rang einnahm, so wie das großartige Gesetzbuch, durch das er seinen Namen auf alle Zeiten verewigt hat, waren blendende Denkmale einer Herrschaft, welche alle äußeren und inneren Lebensregungen unter den Despotismus eines einzigen Willens begrub, welche trotz den Systemen der „Zucht“ und des „Rechts“ durch das verderbliche Beispiel von Oben die Sittenlosigkeit und Willkür in alle Schichten der Gesellschaft einführte, und welche die Mensch-

*) Bis auf Justinian war die Seide durch persische Kaufleute nach den Ländern des römischen Reiches zu Wasser und zu Land eingeführt worden. Durch die List zweier persischen Mönche, welche die Eier des Seidenwurms in einem hohlen Rohre bargen und nach Constantinopel brachten (552), kam diese wichtige Industrie nach Vorderasien und Europa.

heit in die Bande einer unwürdigen Zwingherrschaft schlug, wie die Welt noch nie eine gesehen. In dem Kaiser culminirte die Beamtenhierarchie, der Klerus und die Militärmacht; das Volk hatte im Staat keine andere Stellung als die der Steuerzahler. Kein Kettenglied gemeinsamen Interesses oder nationaler Sympathie vereinigte die verschiedenen Klassen zu einem Körper und verband sie mit dem Oberhaupte. Das einzige Band der Einigung war das des allgemeinen Drucks. Freie und Unfreie theilten das gleiche Loos der Knechtschaft und Armuth. Selbst das Gesetzbuch, obwohl berechnet den Schwachen und Unfähigen gegen Unrecht zu schützen, war durch die Menge der gesetzlichen Bestimmungen, durch die Schwierigkeit des Verständnisses und durch den verwickelten und kostspieligen Rechtsgang eine Plage für die Menschheit.

Procopius aus der Stadt Cäsarea in Palästina, ein in den berühmten Schulen seiner Heimath, in Berytus und Antiochien herangebildeter, in den klassischen Werken des Alterthums wie in der Rechtswissenschaft erfahrener Grieche, der dem Feldherrn Belisarius als rechtskundiger Rath und Geheimschreiber auf seinen Feldzügen folgte, hat in den acht Büchern des persischen, des vandalischen und des gothischen Krieges eine Geschichte seiner Zeit geliefert, die als würdige Nachbildung der altgriechischen Schriftsteller, besonders des Herodot gelten kann. Wie dieser, der ihm in Darstellung und Denkweise, in den Einschaltungen und abschweifenden Bemerkungen, selbst in dem Glauben an die Macht eines dunkeln Verhängnisses als Muster und Vorbild diente, hat auch Procopius seine Geschichte aus persönlichen Erfahrungen und eigenen Anschauungen, aus dem freien Verkehr mit den handelnden Personen und aus den zuverlässigsten Berichten geschöpft. Zunächst auf die Unterhaltung der Zeitgenossen bedacht, aber auch von dem edlen Ehrgeiz beseelt, von der Nachwelt gelesen und geachtet zu werden, hat er sich stets einer würdigen Haltung, einer Offenheit und Freimüthigkeit beflissen und sich von jeder niedrigen Schmeichelei und knechtischen Denkart fern gehalten. Im Stil strebte er nach Kraft und Eleganz, und in den Betrachtungen und Reden, die er häufig einflocht, legte er einen reichen Schatz politischer Kenntnisse und Erfahrungen nieder. Vom Jahre 527, wo er den Belisar nach Persien begleitete, bis zum Jahre 549, als er diesem Feldherrn nach Byzanz folgte, vollendete er die ersten sieben Bücher seiner Zeitgeschichte, die er wahrscheinlich im Jahr 550 herausgab. Einige Jahre nachher fügte er noch ein achtes Buch, das jetzige vierte der Gothischen Geschichte hinzu, in welchem die denkwürdigsten Ereignisse der Jahre 550—552, besonders die Beendigung des Gothenkrieges ihre Darstellung fanden. Daran schließen sich dann die Fortsetzungen des Agathias in 5 Büchern bis zum Jahre 559. Obschon Procopius das Werk ehrfurchtsvoll zu den Stufen des Thrones niederlegte, so scheint doch der Stolz des Herrschers sich verletzt gefühlt zu haben über das dem Feldherrn gespendete Lob, und vielleicht hatte Procopius die Absicht, in den sechs Büchern über die Bauunternehmungen Justinians diesen Eindruck zu verwischen und durch die Schilderung der glänzendsten Seite von Justinians Regierung, wo dessen großartiger Sinn wie seine Frömmigkeit besonders hervorleuchtete, des Kaisers Gnade und Gunst zu erringen. In diesem Werke beschrieb Procopius die Kirchen, Klöster, Prachtgebäude, Bäder, Kranken- und Armenhäuser, Wasserbehälter, Denkmäler und Anlagen, womit Justinian Constantinopel und andere Städte des Reiches ausschmückte und bereicherte, ferner die Gründung und Erweiterung von Städten und Festungen, wie Antiochia und Karthago, die Wasserleitungen und Brücken in allen Provinzen seines Reiches, endlich die Mauern, Procopius.

Befestigungswerke und andere Anstalten zur Sicherstellung und leichteren Vertheidigung des Reiches gegen äußere Feinde. Wichtig durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes ist dieses Buch eine so überschwengliche Lobrede auf Justinian, daß man den sonst so freisinnigen und aufgeklärten Geschichtschreiber kaum darin zu erkennen vermag. Auch in religiöser Beziehung bildet das Werk über die Bauunternehmungen einen Abstand gegen die früheren. Während in den Kriegsgeschichten der Verfasser von jeder Hervorkehrung christlicher Gläubigkeit so entfernt ist, daß man ihn bald für einen Heiden, bald für einen hellenistisch gebildeten Juden zu halten geneigt war, ist in dem Lobe, das der Frömmigkeit des Kaisers in dem anderen gespendet wird, nicht zu verkennen, daß der Schreiber dem Christenthum angehört. — Wahrscheinlich ging jedoch die Hoffnung des Geschichtschreibers auf Lohn und Ehrenstellen nicht in Erfüllung; denn der Procopius, welcher im Jahre 562 als Senator und Stadtpräfect von Constantinopel erwähnt wird, scheint von dem Geschichtschreiber, der gewöhnlich den Beinamen „Rhetor" oder „Sophistes" führt, verschieden gewesen zu sein. Vielleicht war es das Gefühl der Rache für die getäuschten Erwartungen, das Procopius bewog die Lobschrift durch eine Schmähschrift zu verdunkeln, worin der Kaiser und seine Gemahlin Theodora als der Auswurf der Menschheit dargestellt sind. Das berüchtigte Buch „Anekdota" sollte von den in seiner Geschichte beschriebenen Ereignissen die verborgenen Ursachen enthüllen, welche bei der Abfassung, aus Furcht vor harter Strafe, hätten verschwiegen werden müssen. Das Werk, wenn es anders echt ist, wurde wahrscheinlich erst nach dem Tode Justinians in unvollendetem Zustande der Oeffentlichkeit übergeben. Die darin angeführten Thatsachen scheinen auf Wahrheit zu beruhen, aber durch das Gift der Bosheit in der Darstellung wird Alles in das schwärzeste Licht gestellt. „Zweideutige Handlungen werden den schlechtesten Beweggründen zugeschrieben, Irrthum mit Schuld, Zufall mit Absicht, Gesetze mit Mißbräuchen verwechselt; die parteiische Ungerechtigkeit eines Augenblicks wird mit Gewandtheit als die allgemeine Maxime einer zweiunddreißigjährigen Regierung gegeben, der Kaiser allein für die Fehler seiner Beamten, die Unordnungen der Zeiten, die Verderbtheit seiner Unterthanen verantwortlich gemacht, ja sogar natürliche Drangsale, Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen werden dem Fürsten der Hölle zugeschrieben, welcher unheilstiftend die Gestalt Justinians angenommen habe."

B. Das Innere.

a. Die Kaiserin Theodora und die Parteien der Rennbahn*).

Theodora. 1. Ihre Lebensgeschichte.

Kurz vor seiner Thronbesteigung hatte sich Justinian mit Theodora, der Tochter des „Bärenmeisters" Akacius von Cypern vermählt. Frühe eine vaterlose Waise und von ihrer sittenlosen Mutter vernachlässigt, hatte sich Theodora nebst ihrer älteren Schwester dem verführerischen Leben einer Schauspielerin gewidmet, und war dann den Schmeicheleien und Verführungen, die der reizenden jungen Pantomimenspielerin von zierlicher Gestalt und feurigen Augen von allen Seiten entgegengebracht wurden, erlegen. Angetrieben von ihrer sinnlichen Natur und von der Lust an Ausschweifungen, war sie so tief gesunken als ein Weib nur sinken kann; sie hatte aus der Unzucht ein Gewerbe gemacht

---

*) Ad. Schmidt, der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian. Zürich 1854.

und ihre käuflichen Reize jedem Liebhaber preisgegeben. Nachdem sie in verschiedenen Städten des Morgenlandes, besonders in Alexandrien einige Zeit den Buhlkünsten gelebt, durch welche ihre cyprische Heimath von jeher berüchtigt war, kehrte sie nach Constantinopel zurück, erfüllt von dem Traumbild künftiger Größe, das sie selbst in der verworfensten Lage nicht verlassen hatte. In der Hauptstadt spielte sie nun eine anständigere Rolle. „Sie half ihrer Armuth durch die löbliche Arbeit des Wollespinnens ab und erkünstelte in einem kleinen Hause, das sie in der Folge in einen prachtvollen Tempel verwandelte, ein Leben der Keuschheit und Sittsamkeit.“ Ihre Schönheit, erhöht durch die Kunst der Koketterie und der geistreichen Unterhaltung, war noch wirksam genug, den jungen Justinian, des Kaisers Neffen, anzuziehen und sie besaß hinreichende Erfahrung und Weltklugheit, seine Begierden und Neigungen zu reizen und seine Liebe zu fesseln. Der kaiserliche Thronerbe legte die Schätze des Morgenlandes zu den Füßen der ehemaligen Buhldirne nieder; und weder die Gesetze des alten Roms, noch der Widerspruch der Gattin Justins und seiner eigenen Mutter waren vermögend ihn von dem Vorsatze abzubringen, mit ihr die Weltherrschaft zu theilen. Das strenge Gesetz des Alterthums, das Frauen, die ihre Person auf dem Theater oder durch ein schandbares Gewerbe entehrt hatten, von einer rechtsgültigen Ehe ausschloß, wurde durch ein milderes ersetzt, worin einer „glorreichen Reue“ Rechnung getragen war. Nun wurde Theodora Justinians Gattin, und als er den Thron bestieg, setzte der Patriarch von Constantinopel das Diadem auf die Häupter des Kaisers und der Kaiserin des Morgenlandes, und so weit ging die Zuneigung Justinians und der Ehrgeiz Theodorens, daß er in feierlichen Erlassen sie als seine „hochehrwürdige durch Gott verliehene Gemahlin“ erklärte und sie zur Mitregentin zu gleichen Rechten mit sich selbst erhob also daß die Statthalter der Provinzen den Eid der Treue auf den vereinigten Namen Justinians und Theodorens ablegen mußten. „Die Buhlerin, die vor den Augen zahlloser Zuschauer das Theater von Constantinopel befleckt hatte, wurde nun in derselben Stadt von würdevollen Richtern, rechtgläubigen Bischöfen, siegreichen Feldherren und gefangenen Königen angebetet.“

Selten erhebt sich der gesunkene Mensch aus dem Schlamme der Sinnlichkeit und des Lasters zu wahrer Tugend und Seelengröße. Wie sehr auch in der reichen Lebensschule Verstand, Welterfahrung und Willensstärke ausgebildet werden mögen, der Stachel, der in der Seele des Gefallenen zurückbleibt, läßt die aufrichtige Menschenliebe, die Quelle jeder wahren Tugend und edlen Gesinnung, nicht Wurzel greifen. So hat auch Theodora auf der Höhe des Lebens nie die Leidenschaften und unlauteren Regungen ihrer Seele zu beherrschen oder zu unterdrücken vermocht. Zwar war sie eifrig beflissen ihr vergangenes Schandleben durch äußere Frömmigkeit und kirchliche Rechtgläubigkeit, durch Sittsamkeit und Wohlanständigkeit in Vergessenheit zu bringen; aber dieses Tugendgewand war nur die Hülle der bösen Neigungen ihres Herzens, 2. Ihr Charakter.

war nur die einstudirte Rolle einer welt- und menschenkundigen Schauspielerin. Stolz, Habsucht und Grausamkeit waren die schlimmen Geister, die in ihrer Brust arbeiteten. Für die Niedrigkeit und Verachtung, unter der sie früher zu leiden gehabt, entschädigte sie sich durch grenzenlosen Hochmuth. Verächtlich entzog sie sich den Huldigungen der Menge, indem sie den größten Theil des Jahres in ihren an dem Gestade der Propontis lieblich gelegenen Palästen und Gärten zubrachte, umgeben von ihren Hofdamen und Eunuchen, deren Hingebung und Schmeicheleien sie mit freigebiger Hand oft auf Kosten der Gerechtigkeit belohnte, und auf Erhaltung und Pflege ihrer körperlichen Schönheit bedacht. Nur die Senatoren und die angesehensten Personen des Staates durften sich ihr nahen, und wenn sie nach langem Harren in einem schwülen Vorzimmer in das Prunkgemach eingelassen wurden, mußten sie sich vor dem Throne niederwerfen und mit ihren Lippen die Fußspitzen der hoffärtigen Augusta berühren. „Kein ekelhafterer Anblick war denkbar, als die Mitglieder der höchsten Reichsbehörde zu dem Zwecke der Fußverehrung an dem Fußschemel der Kaiserin wie eine Sclavenschaar vorbeikriechen zu sehen." Der Vorwurf der Habsucht mag einigermaßen ausgeglichen werden durch die Freigebigkeit, womit sie Kirchen und Klöster und alle Anstalten der Wohlthätigkeit unterstützte, durch die Gründung eines großartigen Rettungshauses für gefallene Frauen und Mädchen und durch Handlungen der Milde und Werkthätigkeit; um so schwerer lastet die Anklage der Grausamkeit auf ihrem Namen. Sie unterhielt eine Schaar geheimer Spione und Angeber, die alle Thaten, Worte und Blicke belauschten und ihrer Gebieterin ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen, oft getränkt mit dem Gifte der eigenen Bosheit zutrugen. Und wehe dem Unglücklichen, den der Zorn oder die Ungnade der Kaiserin traf. „Konnte sie nicht offen durch falsche Anklage oder bestochene Richter seinen Untergang bewirken, so geschah es im Geheimen durch eine unsichtbare Schloßvehme. An körperlichen Züchtigungen und Todesurtheilen fand sie ein Wohlgefallen der Rache, besonders wenn der von ihr Verfolgte sich vornehmer Herkunft rühmen durfte. Nicht selten ließ sie aber auch den Gegenstand ihres frischen Hasses oder ihrer ehemaligen Gunst in den unterirdischen grabesfinstern Kerkern des Palastes plötzlich verschwinden und langsam verschmachten. Hier wälzten sich manche spurlos verschollene Opfer ihrer Tyrannei in martervollem Gram, ohne Hoffnung je wieder das Tageslicht zu erblicken, während wenige Spannen über ihren Häuptern die gekrönte Verbrecherin in Gold- und Purpurgemächern menschlicher Lüste und göttlicher Ehren genoß." Diejenigen, die wieder in die Welt zurückkehren durften, wandelten, ihres Vermögens und ihrer Augen oder anderer Glieder beraubt, als lebendige Denkmäler ihrer Rache unter den Menschen einher. Aber neben diesen Lastern besaß Theodora Eigenschaften, die ihr die Herrschaft über den Kaiser und den Hof ungeschwächt bewahrten; sie verband mit überlegener Einsicht Muth und Entschlossenheit, und die eheliche Treue scheint sie nie verletzt

zu haben. Dadurch erhielt sie sich die Zuneigung und das Vertrauen Justinians bis an ihren Tod (548). Die wichtigsten Entscheidungen in Staats-, Rechts- und Kirchenangelegenheiten gingen von ihr aus, und als sie einst zur Stärkung ihrer geschwächten Gesundheit die warmen Bäder Bithyniens besuchte, folgten ihr der prätorianische Präfect, der Großschatzmeister, mehrere Patricier und ein glänzender Zug von 4000 Dienern; die Straßen wurden bei ihrer Annäherung ausgebessert, ein Palast zu ihrer Aufnahme eingerichtet, und ihr Tod wurde von dem Kaiser als der schwerste Verlust beweint.

Die Parteien der Rennbahn.

Von den Volksbelustigungen des alten Roms waren nur die Circus-Spiele in die christliche Zeit und in die neue Hauptstadt übergegangen. Aber bei dem Mangel eines würdigen Volkslebens mit höheren Gütern und Zielen fanden die der Menschennatur angebornen Parteibestrebungen, Leidenschaften und Meinungsrichtungen in diesen Spielen ihren Herd und Mittelpunkt. Die ganze heißblütige Bevölkerung der Hauptstadt theilte sich in Genossenschaften oder Corporationen, die nach den Farben der Wagenlenker die Namen der „Grünen" und „Blauen" führten. Auf diese Zwei hatte sich die ursprüngliche Vierzahl reducirt, seitdem die Rothen sich mit den Grünen, die Weißen sich mit den Blauen verbanden. Wenn die Viergespanne zu Hunderten von Doppelwagen durch die Arena rannten, war die ganze hauptstädtische Bevölkerung, vom Kaiser und den höchsten Hof- und Reichsbeamten bis in die niedersten Schichten der Gesellschaft in der höchsten Aufregung. Ermunternde Zurufe von den Sitzen feuerten die Führer ihrer Farbe zum Siege an. Von der Hauptstadt verpflanzte sich das Parteiwesen in die Provinzen. Das ganze Reich war in die zwei farbigen Heerlager getheilt; alle Spaltungen, die sonst die Menschen auseinander reißen, religiöser oder politischer Art, gingen in dieses jämmerliche Corporationswesen über, das, zur leidenschaftlichsten Höhe des Hasses, der Wuth und des Fanatismus gesteigert, den Staat und die Gesellschaft in ihren Grundfesten unterwühlte und alle edleren Bande zerriß. Wie zur Zeit des Thukydides die politische Parteiwuth die griechische Welt unter die Fahnen der Aristokratie und Demokratie führte, wie zur Zeit Dante's die italienischen Völker sich in Guelfen und Ghibellinen schieden; so war das byzantinische Reich im 6. Jahrhundert in die Parteien der Rennbahn gespalten, die einander mit dem tödtlichsten Haß anfeindeten und verfolgten und nicht selten zu blutigen Kämpfen, zu Nachstellungen und Mord schritten. Unter der Regierung des Anastasius, als Volkshaß im Verein mit Religionswuth die Leidenschaften fieberhaft aufgeregt, hatten bei einem feierlichen Feste die Grünen dreitausend ihrer blauen Gegner mit verborgenen Dolchen niedergestoßen. Familien wurden getrennt, Freunde und Brüder entzweit, und selbst die Frauen, die im Circus nur selten erscheinen durften, in die Parteiwuth hineingerissen. „Jedes menschliche und göttliche Gesetz wurde mit Füßen getreten, und so lange die Partei siegreich blieb, kehrten sich ihre verblendeten Anhänger weder an das Unglück der Ein-

zelnen, noch an die Drangsale des Staates." Da der Hof und die Beamten sich in das Parteitreiben hineinreißen ließen, so nahm dasselbe nothwendig auch einige politische und kirchliche Momente in sich auf. Alle, welche die Farbe des Kaisers und seiner Hofleute trugen, galten als Anhänger der Regierung und der Hoforthodoxie, wogegen die andere Partei als Opposition bezeichnet wurde. Jene hatten im Circus die Ehrensitze auf der rechten Seite des kaiserlichen Tribunals, zunächst den Plätzen der Senatoren, während ihre Gegner auf den linken Flügel gewiesen waren. Zur Zeit des Anastasius besaßen die „Grünen" die Gunst des Hofes, aber die neue Dynastie wandte sich mit Eifer den „Blauen" zu. Besonders begünstigte Theodora die letztere Partei, weil die Grünen sie einst schnöde abgewiesen hatten, als sie mit ihren beiden Schwestern, bekränzten Hauptes und Blumengewinde in den Händen, um die Stelle eines Thierhüters, die ihr Vater bekleidet hatte, für den zweiten Mann ihrer Mutter flehte, die Blauen dagegen sich der Bittenden erbarmten. Diese Kränkung vergaß Theodora niemals, und ihrem Einfluß war es zuzuschreiben, daß der Kaiser seine Gunst ausschließlich den Blauen zuwandte, daß alle einflußreichen Hof- und Staatsämter mit ihren Parteigenossen besetzt wurden, daß die von ihnen verübten Ungesetzlichkeiten und Frevelthaten durch die kaiserliche Gnade unbestraft, ja unbeachtet blieben, während die Grünen in allen Streithändeln von der ganzen Strenge der Gesetze betroffen wurden. Daß die zurückgesetzte und von dem wachsenden Uebermuthe der Gegner schwer gekränkte Partei sich nach einer Neuerung sehnte und die Tage des Anastasius zurückwünschte, war natürlich.

Nun lebten am Hofe Justinians die drei Neffen des Anastasius: Hypatius, Pompejus und Probus. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß sie, die ihren Stammbaum auf den großen Pompejus zurückführten und sich die ganze Bildung der Zeit angeeignet hatten, von der thracischen Bauernfamilie vom Throne verdrängt worden waren; aber klug und vorsichtig verbargen sie ihren Groll und ließen sich von der kaiserlichen Gnade Würden und Ehrenstellen verleihen, ohne jedoch ihre Hoffnungen und Ansprüche ganz aufzugeben; eine Veränderung der Herrschaft konnte sich nur zu ihren Gunsten wenden und die unterdrückte Partei der Grünen erblickte in ihnen heimliche Gönner, wenn sie auch äußerlich sich zu den Hofkreisen hielten. Hypatius, der angesehenste unter ihnen, war durch das Mißtrauen Justinians von der Armee, wo er sich durch Kriegskunst und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, abberufen worden. Seitdem lebte er in der Hauptstadt und verkehrte in äußerlicher Unbefangenheit mit den Hofkreisen, aber von Groll und Ehrgeiz verzehrt galt er als das Haupt der Malcontenten. Der Einfluß seiner durch Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie durch Tugend und Sittsamkeit ausgezeichneten Gattin Maria war nicht mächtig genug die Aufreizung der gefährlichen Freunde, wie die Triebe der eigenen Ehrsucht niederzuhalten. Den größten Anstoß scheint er von seinem ungestümen Vetter Pompejus empfangen zu haben.

b. Der Nikaaufstand im J. 532.

Zu Anfang des Jahres 532, als der Uebermuth der Blauen aufs Höchste gestiegen war, als Stadt und Häuser täglich mit Mord und Frevelthaten sich füllten und die Gerichte bei allen Untersuchungen einer großen Parteilichkeit zu Gunsten der Blauen sich schuldig machten, kam die lange unterdrückte Gährung der Grünen zum Ausbruch. Ihre Vorsteher und „Rufer" bestürmten den im Circus anwesenden Kaiser mit Klagen über das Unrecht, das sie von den parteiischen Richtern und Beamten zu erleiden hätten. Justinian wies ihre Beschuldigungen zurück, gab aber doch, um den Sturm zu beschwören und den Schein der Gerechtigkeit zu retten, am folgenden Tag Befehl, sieben Angeklagte, darunter auch einige von der Partei der „Blauen," deren Schuld durch die Untersuchung zu Tage gekommen, hinrichten zu lassen. Vier der Verurtheilten wurden vor den Augen des Volkes enthauptet; die drei andern sollten am Galgen sterben; aber nur bei Einem gelang die Execution, die zwei anderen, ein Grüner und ein Blauer, bei denen die Stricke zerrissen, wurden von der Menge in eine nahe Kirche gerettet. Die gemeinsame Gefahr führte eine Verständigung zwischen den beiden Farben herbei, und da der Stadtpräfect Eudämon dem Ruf um Begnadigung der Schutzflehenden kein Gehör gab, vielmehr die Kirche mit Bewaffneten umstellte, so vereinigten sich die Blauen, unzufrieden über das Verfahren des Kaisers, mit ihren ehemaligen Gegnern zu gemeinschaftlichem Widerstand und zum Sturze der verhaßten Regierung. Als bei den öffentlichen Rennspielen am 13. der laute Ruf um Gnade wieder kein Gehör fand, stürmten die Anwesenden mit tobendem Geschrei zum Circus hinaus und gaben durch den Ruf: „Nika!„ d. i. „Siege!" die Losung zum Aufruhr.

Die Geburt des Aufruhrs

11. Jan.

12. Jan.

13. Jan.

Noch in derselben Nacht wurde das Präfecturgebäude niedergebrannt, die Gefangenen befreit, die militärischen Wachen getödtet. Entsetzt über das Flammenmeer, das vom Winde angefacht mehrere der prächtigsten Häuser in Asche legte und weithin den Himmel röthete, flohen die ruheliebenden oder neutralen Bewohner massenweise theils nach Pera, theils nach dem asiatischen Festlande. Am folgenden Tag erneuerte sich der Straßenkampf und die Brandstiftung; die Umgebungen des Schlosses hallten von wildem Geschrei, von Schmähungen und Drohungen. Vergebens suchte der Kaiser durch Entlassung der am meisten verhaßten Beamten, des prätorischen Präfecten Johannes von Kappadokien, gleich verächtlich wegen seiner Habsucht wie wegen seiner Ausschweifungen und rohen Lüste, des Reichskanzlers Tribonian, dessen juristische Gelehrsamkeit ihn nicht gegen Geldgier und Ungerechtigkeit schützte, und des Stadtpräfecten Eudämon den schwellenden Aufruhr zu stillen; die Zugeständnisse befriedigten nicht mehr. Die gegnerische Hofpartei und die Monophysiten drängten die aufgeregte Menge immer weiter auf der Bahn der Revolution: der Sturz Justinians und die Einsetzung eines neuen Kaisers wurde nunmehr das Ziel

Der Stadtbrand.

14. Jan.

und die Losung der Stürmenden. Selbst das Einschreiten des Oberfeldherrn Belisar, der gerade in der Stadt zugegen war und mit der bewaffneten Macht die empörte Menge zurückdrängte, war ohne nachhaltigen Erfolg. Die Gluthhitze von den brennenden Prachtgebäuden in der Umgebung des Palastes nöthigte sie zum Rückzug in die inneren Schloßräume. Schon lagen die herrlichsten Gebäude am Augusteischen Marktplatze, der Senatspalast, die Sophienkirche mit ihrem Säulenwalde, die Prachtbäder des Zeuxippus mit ihren zahllosen Kunstwerken und dem damit verbundenen Lampenhaus, der Vorhof des Palastes (Chalke) nebst den anstoßenden Säulenhallen in Trümmer und Asche, bereits waren die herrlichsten Zierden der Stadt und die wohlthätigsten Anstalten eingesunken, und in den brennenden Hospitälern hatten die Kranken einen jammervollen Tod erlitten; nur einem günstigen Winde war es zu verdanken, daß nicht auch der Kaiserpalast von den Flammen ergriffen ward. Und dennoch hatte der Aufstand noch nicht seinen Höhepunkt erreicht. Es sollten noch gräßlichere Thaten geschehen. Da die Leibgarde unzuverlässig war und das anwesende Militär den wachsenden Aufruhr nicht zu bewältigen vermochte, so rief Belisar aus den benachbarten Standorten die Besatzungstruppen herbei, die größtentheils aus barbarischen Söldnern, Gothen und Herulern bestehend, am 17. Jan. 17. einen unerwarteten Ausfall auf die ungeordnete und zum Theil wehrlose Volksmasse unternahmen und ein furchtbares Blutbad anrichteten. Umsonst suchte die Geistlichkeit in feierlicher Procession die Kämpfenden zu trennen; die germanischen Kriegsleute, unter denen manche Arianer sein mochten, warfen die Priester sammt ihren Reliquien schonungslos zu Boden. Diese Schändung des Heiligen steigerte die Wuth des Volkes auf eine furchtbare Höhe. Alles nahm Theil an einem Kampfe, der jetzt einen religiösen Charakter erhielt. Die Weiber schleuderten von den Dächern und oberen Stockwerken Steine, Dachziegel und andere Gegenstände auf die Häupter der Soldaten, die ihrerseits zur Vergeltung Feuerbrände in die Häuser warfen. Das Oktagon, ein wichtiges Stadtquartier, wo der Widerstand am heftigsten war, ging in Flammen auf; ein scharfer Nordostwind trieb die Lohe wirbelnd in die Höhe, so daß sie die anstoßenden Gebäude erfaßte. „Eine einzige ungeheuere Brandstätte erfüllte jetzt in Folge der vier Feuersbrünste den Raum von dem Constantinschen Forum bis zu den Eingängen des Palastes und dem Circus. Wie Oasen ragten diese drei Punkte aus der Trümmerwelt hervor, in der die Hälfte der Stadt mit ihrem Hauptschmuck begraben lag."

Der Aufstand auf seiner Höhe. Nach solchen Thaten war eine Versöhnung nicht mehr möglich. Dennoch machte Justinian noch einen Versuch. Am 18. Jan., einem Sonntage, berief er das Volk in die Rennbahn, bekannte offen seine Schuld, und schwur auf die Evangelien, Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn sie Ruhe halten wollten. Man traute ihm nicht. „Du schwörst falsch!" brauste es ihm von allen Seiten unter Schmähungen entgegen. Betäubt eilte der Kaiser in den Palast. Hier

entließ er den Hypatius und Pompejus, die bisher gleichsam als Geißeln im Schlosse geweilt hatten, aus Argwohn, sie möchten die unzuverlässigen Haustruppen zum Abfall bringen und den Aufruhr in den Kaiserpalast hereinziehen. Dadurch erhielten die Aufständischen angesehene Führer. Hypatius wurde von dem jubelnden Volke als Kaiser begrüßt: vergebens beschwor ihn seine treue Gattin, sich der lockenden Versuchung nicht hinzugeben, der Ehrgeiz und das Zureden seiner Anhänger trugen den Sieg davon. Er wurde auf einem Schilde nach dem Constantinschen Forum getragen und dort mit den Herrscherinsignien angethan. 19. Jan.

Die Berathung im Kaiserpalast.

Auf diese Kunde berief Justinian seine Getreuen in den Thronsaal zu einer Berathung, welcher auch die Kaiserin und Belisar anwohnten. Hier wurde im Angesicht des offenen Meeres und des Schloßhafens, wo auf den kaiserlichen Schiffen alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen waren, die Frage aufgestellt, ob man ausharren oder über das Meer nach Heraklea flüchten solle. Die Mehrzahl war für Flucht, selbst Belisar scheint bei der Unzuverlässigkeit der Truppen dieser Ansicht gewesen zu sein. In diesem entscheidenden Momente zeigte allein Theodora Muth und Entschlossenheit. „Selbst wenn die Flucht das einzige Rettungsmittel wäre," sprach sie, „würde ich sie doch verschmähen. Tod ist das Loos aller Gebornen, wer aber einmal geherrscht hat, darf nie den Verlust der Würde und Herrschaft überleben. Ich meinestheils möchte nie einherwandeln ohne Purpur und Diadem, möchte nie den Tag erleben, wo ich nicht mehr als Herrscherin begrüßt würde. Bestehst du, o Kaiser! auf der Flucht, wohlan, du hast Schätze die Fülle; dort ist das Meer, da liegen die Schiffe. Nur siehe zu, daß du nicht aus Begierde zum Leben elender Verbannung oder schimpflichem Tode entgegen gehest. Ich aber beharre bei dem Grundsatze des Alterthums: das ruhmvollste Grabmal ist ein Herrscherthron."

Der Ausgang.

Diese mannhaften Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Versammlung und gaben den Gemüthern Muth und Entschlossenheit zurück. Belisar erhielt Befehl mit den fremdländischen Kriegern abermals vorzugehen und die Rennbahn, wo Hypatius mit den Führern seiner Partei sich festgesetzt hatte, zu erstürmen, während Narses und andere Parteigänger durch Geldspenden und verführerische Reden die Blauen von dem Bunde mit den Grünen abzubringen suchten. Das doppelte Spiel gelang. Während sich das unnatürliche Bündniß der Parteien zu lösen begann und die wachsende Siegeshoffnung der Grünen die Blauen mit Bestürzung erfüllte, rückten Belisar und Mundus auf verschiedenen Wegen über Schutthaufen und zwischen halbeingeäscherten und zusammenstürzenden Häusern auf den Hippodrom los und ließen ihre germanischen Soldtruppen zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Seiten auf die verwirrte und zum Theil unbewehrte Volksmasse einhauen. Nun begann ein entsetzliches Morden, in Folge dessen 30,000 Leichen die weiten Räume des Circus füllten. Nachdem der Aufruhr niedergeschlagen war, ergingen schwere

Strafgerichte. Hypatius und Pompejus, die durch eine falsche Botschaft von der Flucht des Kaisers getäuscht, aus ihrer anfänglichen Zurückhaltung hervorgetreten waren, wurden von der kaiserlichen Tribüne gerissen und zu den Füßen Justinians geführt. Ihre Betheuerung, daß sie die Treue gegen den Herrscher nicht gebrochen und absichtlich die Insurgenten auf einen Haufen zusammengeführt hätten, fand keinen Glauben. Sie wurden gefesselt im Erdgeschoß des Palastes in ein einsames Verließ eingeschlossen, um am folgenden Tag zur
20. Jan. Hinrichtung abgeführt zu werden. Ihre Leichen wurden den Wellen des Bosporus übergeben, ihre Güter eingezogen. Viele Senatoren und erlauchte Glieder patrizischer Geschlechter theilten ihr Loos. Während die Berichte meldeten „es herrsche tiefe Ruhe," nahmen die Verhaftungen, Verbannungen und Hinrichtungen kein Ende. Wohl lag der Aufruhr im Circus, seiner Wiege, eingesargt; aber die Blutgerichte mit ihren Confiscationen, die in furchtbarer Eile von Minute zu Minute ihre Opfer forderten, füllten Alles mit Furcht und Todesangst. „Die Stadt, zur Hälfte ein Schutthaufen, zur andern von unheimlicher Grabesstille erfüllt, bot den trostlosesten Anblick dar." Selbst der Hippodrom blieb mehrere Jahre zu einem düstern Schweigen verurtheilt. Anastasia, die treue Gattin des Pompejus, suchte in einem Kloster des heiligen Oelberges eine sichere Zufluchtsstätte, nicht gegen die Verfolgung, wohl aber gegen die zudringlichen Zärtlichkeiten Justinians. Die alten Großbeamten, Johannes von Kappadokien und Tribonian, nahmen ihre früheren Stellen wieder ein, und während der erstere sein Erpressungssystem auf die Spitze trieb, also daß sogar die Gehalte der öffentlichen Lehrer in allen Städten eingezogen wurden, um die zum Wiederaufbau der Residenz und zur Herstellung der neuen Sophienkirche und anderer Werke der Kunst und Pracht erforderlichen Geldsummen aufzubringen, leitete der andere die Gesetzgebungscommission, durch deren Thätigkeit in den nächsten zwei Jahren die „Institutionen," die „Pandekten," die vermehrte Auflage des „Codex" und die „Novellen" hervorgingen, und verherrlichte durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit einen Fürsten, der aus Rücksicht für seine juridische Gelehrsamkeit und Erfahrung und für seine schriftstellerischen Verdienste das Laster niedriger Habsucht, womit er sich befleckte, übersah und ihm bis zu seinem Tode die Gunst und das Vertrauen bewahrte.

Johannes von Kappadokien. Johannes und Tribonian waren Männer von großen Talenten, aber befleckt von dem Laster der Zeit, der Gewinnsucht und Corruption. Johannes von Kappadokien „war eine derbe und plumpe Natur von rohen, ungeschlachten Sitten." Er war ohne Erziehung und Bildung in den freien Künsten und Wissenschaften. Sein Stil war kaum lesbar, dagegen besaß er eine außerordentliche Geistesschärfe und das umfassende und angeborne Talent, die klügsten Rathschläge zu geben und in den schwierigsten Lagen Auswege zu finden. „Aber die Verderbtheit seines Herzens kam der Kraft seines Verstandes gleich. Obschon er im Verdacht der Zauberei und heidnischen Aberglaubens stand, war er doch eben so unempfindlich gegen die Furcht vor Gott, wie gegen die Vorwürfe der Menschen." Um seine unersättliche Geldgier und Genußsucht zu befriedi-

gen, weihte er Tausende dem Tod und der Verarmung, gab er Städte und Provinzen der Verödung preis. Vom frühen Morgen bis zum Mittagsmahl war er unablässig bemüht, seinen Gebieter und sich selbst auf Kosten der römischen Welt zu bereichern, den Ueberrest des Tages verbrachte er in Trunkenheit und in den größten sinnlichen Ausschweifungen, die stillen Stunden der Nacht vergingen ihm unter banger Furcht vor dem Dolche eines Mörders. „Seine Fähigkeiten, vielleicht seine Laster, empfahlen ihn der dauernden Freundschaft Justinians." Noch über zehn Jahre ließ er das Volk seine Rache empfinden. Nur mit Mühe gelang es der Kaiserin Theodora, die ihn seines Uebermuthes wegen tödtlich haßte, durch eine schlau ersonnene Hofkabale seinen Sturz zu bewirken. Er wurde seiner Stelle entsetzt und nach Cyzicus verwiesen, wo er im Genusse eines großen Theiles seines Vermögens einige Zeit ruhig lebte, bis die Ermordung seines alten Feindes, des Bischofs jener Stadt, der Kaiserin den willkommenen Vorwand gab, auf strengere Bestrafung zu dringen. „Johann von Kappadokien, dessen Thaten einen tausendfachen Tod verdient hatten, wurde zuletzt wegen eines Verbrechens verurtheilt, woran er unschuldig war. Ein großer Minister, der mit den Ehrenstellen eines Consuls und Patriciers bekleidet gewesen, wurde schimpflich, gleich dem gemeinsten Missethäter gegeißelt; ein zerrissener Rock war der einzige Ueberrest seines Vermögens, er wurde in einem Kahne nach dem Orte seiner Verbannung, Antinopolis in Oberägypten gebracht, und der Präfect des Ostens bettelte um Brod in Städten, die vor seinem Namen gezittert hatten. Während einer siebenjährigen Verbannung wurde sein Leben durch die erfinderische Grausamkeit der Theodora verlängert und bedroht, und als ihr Tod dem Kaiser gestattete einen Diener, den er ungern aufgegeben hatte, zurückzurufen, blieb sein Ehrgeiz auf die demüthigen Pflichten des priesterlichen Berufes beschränkt." Seine Künste im Erpressen und Betrügen waren bereits durch andere überboten worden.

Außer der Sophienkirche widmete Justinian allein in Constantinopel und den Vorstädten 24 Kirchen der Ehre Christi, der Jungfrau und der Heiligen. Viele dieser Kirchen waren mit Marmor und Gold verziert und ihre Lage geschickt gewählt. Die Apostelkirche zu Constantinopel und die Johanneskirche in Ephesus wurden nach dem Muster der Sophienkirche gebaut. Besonders erfreute sich Palästina der frommen Fürsorge des Kaisers. Nicht nur daß er der heiligen Jungfrau von Jerusalem ein prachtvolles Heiligthum auf schwierigem Boden von herrlichem Marmor errichtete; er füllte das ganze Land mit Klöstern, Hospitälern, Brunnen und Rastorten für Pilger. Die Baulust wurde bei Justinian zur Leidenschaft. „Fast jeder Heilige des Kalenders empfing die Ehre eines Tempels, fast jede Stadt im Reiche erhielt die andauernden Vortheile von Brücken, Hospitälern, Wasserleitungen." Dagegen verschmähte er es, seine Unterthanen „in der beliebten Ueppigkeit der Bäder und Theater" zu unterstützen. Auch für seine eigene Würde und Bequemlichkeit war Justinian bedacht. Der byzantinische Palast mit dem „ehernen Vorhof" (Chalke), der während des Nika-Aufstandes Schaden gelitten, wurde in erhöhter Pracht hergestellt, und auf dem asiatischen Gestade, ostwärts von Chalkedon, ein herrliches Lustschloß sammt Gartenlagen zum Sommeraufenthalt errichtet. Nicht minder war Justinian auf Sicherung des Reichs durch Festungswerke und Mauern bedacht, da man sein Vertrauen nicht mehr auf die Stärke der Waffen und die Kriegskunst der Legionen zu setzen wagte. „Von Belgrad bis zum schwarzen Meer, vom Einfluß der Save bis zu den Mündungen der Donau dehnte sich längs dem Ufer dieses großen Stromes eine Kette von mehr als 80 befestigten Plätzen hin. Einige Wachthürme wurden in starke Citadellen verwandelt, leere Mauern mit Kolonien oder Besatzungen angefüllt, eine starke Festung vertheidigte die Ruinen der Brücke Trajans und mehrere Militärposten strebten den Stolz des römischen Namens auch jenseit der

Bauwerke.

Reichsbefestigung.

Donau zu verbreiten." Die verödeten Städte wurden aufs Neue bevölkert. Seinen Geburtsort Tauresium erhob er unter dem Namen „Justiniana prima" zur Hauptstadt Illyriens und zum Sitz eines Erzbischofs und Präfecten mit einer Kathedrale und einem Palast, mit Wasserleitungen und festen Mauern. Sechshundert Thürme und Bollwerke, die in den Provinzen Dacien, Epirus, Thessalien, Macedonien und Thracien errichtet oder ausgebessert wurden, sollten die Fortschritte der Barbaren und ihre Hoffnungen auf Beute vereiteln. Aber die reichen Weiden von Thessalonika wurden häufig von scythischen Reiterschwärmen durchzogen und das wonnevolle Thal Tempe wurde fortwährend durch Kriegslärm erschreckt. Der Thermopylenpaß wurde durch starke Mauern geschlossen und mit Besatzungen und Vorrathshäusern versehen, und starke Bollwerke um Athen, Platäa und auf dem Isthmus von Korinth sollten Griechenland und den Peloponnes vor feindlichen Invasionen schützen. Auch der thracische Chersones wurde durch die „lange Mauer" und die Festungswerke von Gallipoli und Sestus gedeckt. Aber die herrliche Umgebung von Constantinopel, wo die Senatoren und reichen Bürger ihre Gärten und Landhäuser hatten, war zu verlockend für die kühnen und räuberischen Barbaren, als daß sie sich durch die Festungswerke hätten abschrecken lassen. „Die edelsten Römer wurden aus dem Schooße ihrer friedlichen Trägheit in skythische Gefangenschaft abgeführt und ihr Gebieter konnte aus seinem Palaste die feindlichen Feuer sehen, die verwegen bis zu den Thoren der kaiserlichen Stadt herandrangen."

Sicherung der Grenzen im Osten und Norden. 492—498

Mit gleicher Sorgfalt wachte Justinian über die Ruhe und Sicherheit Asiens. Die Isaurier waren schon unter der Regierung des Anastasius durch seinen Vater Justinus während eines sechsjährigen Krieges unterworfen worden; nachdem das Schwert ihre kühnsten Führer gefällt hatte, wurde die streitbare Jugend in ferne Kolonien oder in die kaiserlichen Heere abgeführt und der Ueberrest durch strenge Richter und Beamten zum Gehorsam und zu einem friedlichen Leben gebracht. Desto bedrohter war die Lage im Osten, wo die persischen Reiter und Bogenschützen stets bereit waren über die Grenze einzubrechen. Um die Erneuerung eines verheerenden Raubkrieges, wie ihn der persische König Kabades wider Anastasius geführt, in Zukunft zu verhüten oder zu erschweren, ließ Justinian die von jenem Kaiser angelegte Festung Dara vollenden und mit einer doppelten Ringmauer und tiefen Graben umgeben und schützte Mesopotamien durch Verstärkung der Festungswerke von Amida und Edessa und die nördliche Grenze bis zur Stadt Trapezunt durch Errichtung von Burgen und ummauerten Plätzen an den zugänglichsten Pässen. Eben so wurde das Gebirgsland zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere in den Thälern, welche den skythischen Kriegsschaaren des Nordens gewöhnlich als Durchzug dienten, die „albanischen und iberischen Thore" durch lange Mauern und Wälle geschlossen, welche Justinian und der Perserkönig auf gemeinschaftliche Kosten aufführen ließen, da beide Reiche von den Einbrüchen jener wilden skythischen Reitervölker in gleicher Weise zu leiden hatten.

c. Justinians legislatorische Thätigkeit.

Die Rechtsquellen.

„Justinians eitle Siegestitel sind in Staub zerfallen, aber sein Name als Gesetzgeber bleibt auf ein schönes und unvergängliches Denkmal eingegraben." Unter seiner Regierung wurde das gesammte Gebiet des Civilrechts durch unsterbliche Werke geordnet, die für das Rechtsleben aller Völker und Zeiten von bestimmendem Einfluß geworden sind. Wir haben schon früher (S. 278. 612) gesehen, wie unter Hadrian und dem jüngeren Theodosius Versuche gemacht wurden, das wuchernde Anschwellen von Gesetzen, Verordnungen, Rechtssprü-

chen u. s. w. durch Begränzung der Rechtsquellen zu verhindern und die bunte Masse und den unendlichen Reichthum, in deren Mitte der richterliche Beamte hülflos und rathlos hätte darben müssen, wenn ihn nicht Praxis und Erfahrung geleitet hätten, zu sichten und zu ordnen. Aber es waren nur dürftige Nothbehelfe, die weder für das theoretische Rechtsstudium noch für die juristische Praxis zureichten; sollte die Weisheit und Rechtserfahrung von vielen Jahrhunderten nicht unter der Masse begraben werden, so mußte die ganze Fülle von Gesetzen und Rechtsentscheidungen durch einen klaren organisatorischen Geist mit emsigem sorgfältigen Fleiße geordnet und eingetheilt werden. Zum Glück besaß Justinian in **Tribonian** einen Mann, der alles Wissen seiner Zeit beherrschte und seine umfassenden Kenntnisse und wissenschaftliche Befähigung bereits durch mehrere Schriften dargethan hatte. Dieser bedeutende Mann, der sich noch neun gelehrte Gehülfen beigesellte, unternahm es, die ungeordnete Masse des juristischen Materials mit dem Geiste der Kritik und mit ordnendem Sinne zu durchdringen und das Dunkel mit der Fackel des Verstandes und Urtheils zu erhellen. Schon im ersten Jahre der Regierung Justinians unterzogen sich die zehn Rechtsgelehrten der schwierigen Arbeit, die Constitutionen der Kaiser, wie sie seit Hadrians Zeit in den Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosianischen Gesetzessammlungen (Codices) enthalten waren, zu prüfen, „sie von Irrthümern und Widersprüchen zu reinigen, alles Veraltete und Ueberflüssige zu beseitigen, und die weisen, heilsamen, der Praxis der Gerichtshöfe und dem Wohle der Unterthanen angemessenen Gesetze auszuheben.“ Innerhalb 14 Monaten war das Werk, das des Kaisers Namen und Unterschrift führte, vollendet; es wurde in vielen Abschriften an die Obrigkeiten der Provinzen vertheilt und als Reichsgesetz bei Festtagen an den Kirchenthüren verkündet. Aber es zeigte sich bald, daß der „Codex Justinianeus“ eine „Umkehrung der Ordnung“ sei, da sämmtliche Grundideen der ganzen Rechtswissenschaft in den Schriften der Juristen lagen, indeß die Constitutionen nur „gelegentliche Eingriffe“ enthielten. Daher ernannte der Kaiser eine neue gesetzgebende Commission von sechzehn Rechtsgelehrten, welche unter Tribonians Vorsitz aus den Schriften der älteren Juristen, insbesondere derjenigen, welche von den Kaisern „patentisirt“ d. h. zur Abfassung rechtsgültiger Urtheile in Klagsachen autorisirt waren, das Beste und Zweckmäßigste excerpirten. Das neue innerhalb drei Jahren vollendete Rechtsbuch, das vom 30. December 533 an Gesetzeskraft bekam, enthielt eine Sammlung von Aussprüchen, Erklärungen und Entscheidungen der vierzig ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, bestehend in Auszügen aus ihren Schriften und Commentaren, die materienweise zusammengestellt und unter einzelne Titel gebracht, alles für den praktischen Gebrauch des Juristen Brauchbare enthalten sollten. Von dieser Anordnung führte die in 50 Bücher getheilte Sammlung, das Ergebniß umfassender Studien und Arbeiten, den Namen „**Digesten**,“ während die Benennung „**Pandekten**“ von dem das

[Margin notes: Tribonian — Codex Justinianeus 529. — Die Pandekten 533.]

Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfassenden Inhalt herrührt. Da jedoch sowohl der Codex als die Pandekten für den Unerfahrenen viel Schwieriges und Unverständliches enthielten, so ließ der Kaiser zur Förderung des Rechts-Studiums durch Tribonian und zwei Gehülfen ein wissenschaftliches Lehrbuch der Rechtswissenschaft in 4 Büchern ausarbeiten, auf den Grund und nach dem Muster der Institutionen des Gajus, nur kürzer und klarer, und unter demselben Titel fast gleichzeitig mit den Pandekten bekannt machen. Diese drei Werke, der Codex, die Pandekten und die Institutionen wurden als das gesetzliche System des Civilrechts erklärt; sie allein wurden bei den Gerichtshöfen zugelassen, sie allein in den Akademien von Rom, Constantinopel und Berytus gelehrt. „Justinian richtete an Senat und Provinzen seine „ewigen Orakel," und sein Stolz schrieb unter der Maske der Frömmigkeit die Vollendung dieses großen Werkes der Hülfe und Eingebung der Gottheit zu." Es sollte wie ein Heiligthum geehrt und durch keine Commentare ausgelegt oder entstellt werden. Aber er selbst überzeugte sich bald von der Mangelhaftigkeit seines ersten Gesetzbuches, daher wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen der Pandekten und Institutionen eine neue genauere Ausgabe seines „Codex" in 12 Büchern veranstaltet, welche mit 200 seiner eigenen Gesetze und 50 Entscheidungen „der dunkelsten und verwickeltsten Rechtspunkte" bereichert und in Titel „ziemlich nach Ordnung der Pandekten" eingetheilt die erste Ausgabe bald in Vergessenheit brachte. So umfassend indessen der kaiserliche Codex war, so unterließ doch Justinian nicht die späteren Jahre seiner Regierung noch mit neuen Edicten und Verordnungen über einzelne Materien und Rechtsfragen zu bereichern. Diese größtentheils in griechischer Sprache verfaßt, aber auch in die lateinische Rechtssprache übersetzt, wurden kurz vor dem Ende ferner Regierung, angeblich von ihm selbst gesammelt und unter dem Titel „Novellen" dem großen „Corpus juris" als „authentische Zusätze" beigefügt.

Die Institutionen 533. — *Codex repetitae praelectionis. 15. Nov. 534.* — *Die Novellen.*

Die Grundzüge des römischen Rechts nach den Institutionen. 1. Personenrecht

Die Institutionen Justinians sind gleich dem älteren Compendium in 4 Bücher getheilt. Von dem Personenrecht, das im ersten Buch behandelt wird, geht das Werk im zweiten auf die Sachen, im dritten zu den Klagen über und schließt im vierten, das von den Privatunbilden handelt, mit den Principien des Criminalrechts. I. In dem Personenrecht erfuhr die altrömische Strenge einige zeitgemäße Milderungen, bei denen die Wirkungen des Christenthums nicht zu verkennen sind. So wurden die Rechtsverkürzungen der Freigelassenen aufgehoben: wer durch einen Act der Freilassung aufhörte Sclave zu sein, trat ohne Einschränkung in den Stand eines Bürgers; desgleichen wurde es in die Macht des Kaisers gelegt, den Vorzug der freien Geburt Jedem zu verleihen, wodurch das „Erlöschen der häuslichen Sclaverei" befördert ward. — Die altrömische Strenge der väterlichen Gewalt, die des Sohnes Leben, Freiheit und Vermögen in den Willen des Vaters legte, wurde gleichfalls gemildert; der Sohn wurde nicht nur gegen Willkür und Mißhandlung geschützt, sondern ihm auch ein „unvollständiges Eigenthumsrecht" gewährleistet. — Zur Zeit der römischen Republik war die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, der im Laufe der Jahre bei der zunehmenden Unsittlichkeit immer lockerer wurde, und da mit der

Eingehung einer Ehe die Gütergemeinschaft nicht nothwendig bedungen war, so konnte der Vertrag des gemeinsamen Zusammenlebens wie jede freiwillige Genossenschaft durch den Rücktritt des einen Theiles gelöst werden, daher bei dem Mangel jedes religiösen Zwanges die Ehescheidungen gegen das Ende des Freistaats immer häufiger wurden. Mehrere Kaiser, besonders Augustus, suchten durch Gesetze dem Leichtsinn oder der Zügellosigkeit zu steuern, aber erst dem Einfluß des Christenthums gelang es, dem Ehebund auch in der bürgerlichen Gesetzgebung einen heiligen Charakter aufzuprägen und die Ehescheidung zu erschweren, theils indem man außer dem von Jesus selbst als rechtsgültig anerkannten Scheidungsgrund nur noch Verbrechen, Todsünden, unheilbare Laster und wenige andere durchschlagende Gebrechen als genügende Gründe zur gesetzlichen Auflösung der Ehe zuließ, theils indem man den verletzten Theil gegen Beschädigung in Schutz nahm und den Beleidiger auf Lebenszeit oder auf eine längere Dauer von Jahren an der Eingehung einer neuen Ehe verhinderte. Der Nachfolger Justinians stellte auf dringendes Ersuchen die Freiheit der Eheauflösung durch beiderseitige Einwilligung (das vertragsmäßige Divortium) wieder her. — Nur eine eheliche Verbindung unter Freigebornen gewährte den Kindern volles Bürgerrecht; das eheliche Zusammenleben eines Römers mit einer Fremden — selbst wenn sie wie Kleopatra oder Berenike aus königlichem Geschlechte waren — mit einer Freigelassenen oder mit einer Sclavin galt nur als Concubinat, doch wurden die aus einer solchen (gesetzlich erlaubten) Gemeinschaft hervorgehenden Kinder von der Schande der Bastarde, der „unechten Brut des Ehebruchs, der Preisgebung und der Blutschande," befreit und erbten als „natürliche" Kinder den sechsten Theil des Vermögens ihres Vaters, während die letzteren nur in den Namen, Stand und die Habe der Mutter eintraten. Die Grade der Blutsverwandtschaft, innerhalb deren die Ehe verboten sein sollte, waren nicht immer gleich aber ziemlich ausgedehnt. Nicht nur zwischen Geschwistern, durch Geburt oder Adoption, sondern auch zwischen Oheim und Nichte, Tante und Neffe, Schwager und Schwägerin, ja selbst zwischen Geschwisterkindern waren eheliche Verbindungen untersagt. — Mit besonderer Vorsicht werden in den Institutionen und Pandekten die Verhältnisse der **Unmündigen** behandelt. Person und Eigenthum einer Waise müssen stets der Obhut eines einsichtsvollen Freundes anvertraut sein. Hatte der verstorbene Vater seine Wahl nicht erklärt, so waren die Agnaten oder väterlichen Verwandten des nächsten Grades die natürlichen **Vormünder** (**Tutoren**). Konnte ein solcher nicht bestellt werden, so hatte die Obrigkeit der Stadt oder Provinz die Verpflichtung, für eine geeignete Vormundschaft (Tutel) Sorge zu tragen. Durch die Verpflichtung des Vormunds zur Bürgschaft und Rechenschaftsablegung sollte der Mündel gegen ungetreue und gewissenlose Verwaltung geschützt werden. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahr erlosch die Tutel; dann wachte aber ein amtlich bestätigter **Curator** bis zum 25. Lebensjahr über das Vermögen des Unmündigen, damit nicht durch Leichtsinn oder Unerfahrenheit das väterliche Erbe verschwendet werde. Frauen waren zu ewiger Curatel durch Väter, Gatten oder Vormünder verurtheilt.

II. Das zweite Buch über das **Sachenrecht** handelt vom **Eigenthum** und dessen Benutzung und Uebertragung. Das persönliche Recht des ersten Besitzers ging bei dessen Tod auf seine **Erben** über. Das „hochmüthige Vorrecht der Erstgeburt" war den Römern unbekannt; alle Söhne und Töchter hatten Anrecht auf einen gleichen Theil der väterlichen Verlassenschaft. In Ermangelung der geraden Linie ging das Erbfolgerecht auf die Seitenzweige über, doch galten in dem ältesten Rechte nur die **Agnaten** oder Verwandten in männlicher Linie als erbberechtigt, indeß die **Cognaten** oder weiblichen Seitenverwandte als Fremde und Unangehörige ausgeschlossen waren. Aber schon in dem letzten Jahrhundert des Freistaats wurde diese Bestimmung Sachenrecht.

gemildert und auch Cognaten als Erben anerkannt, und unter Justinian wurden die Linien der männlichen und weiblichen Blutsverwandten vermischt und genau bestimmt, wie jeder Grad in aufsteigender, absteigender oder seitenverwandtschaftlicher Linie, „je nach der Nähe des Bluts und der Liebe," in das erledigte Besitzthum eines römischen Bürgers eintreten solle. — Die natürliche Erbfolgeordnung wurde aber häufig durch Verfügungen oder Testamente, welche die Obgewalt des Eigenthümers über das Grab hinaus verlängerten, willkürlich verletzt. Wie sehr auch das römische Recht bemüht war, durch verwickelte Formalitäten die Ausübung dieses Rechts vor Mißbräuchen oder Betrügereien zu wahren, so war doch der Erbschleicherei, der Fälschung, der Verleumdung ein weiter Raum gelassen. Es war daher eine zweckmäßige Beschränkung der letztwilligen Verfügungen eines Testators, daß die Verbrechen oder Vergehen bezeichnet wurden, um derentwillen die Enterbung eines Sohnes oder einer Tochter rechtliche Folgen haben sollte und daß ein Viertheil der Hinterlassenschaft für die Kinder festgesetzt ward. — Wenn der in der letztwilligen Verfügung aufgestellte Erbe das Testament annahm, hatte er die von dem Testator bestimmten Vermächtnisse oder Legate den betreffenden Personen zu entrichten, doch mit dem Rechte, daß er vor Auszahlung derselben den vierten Theil der Erbschaft, die Falcidia, zu seinem eigenen Besten zurückbehalten dürfe. Dasselbe Recht war auch in dem Fall gewährt, wenn eine Erbschaft durch Codicille oder Fideicommisse übertragen ward. Da nämlich nur römische Bürger gesetzlich erben konnten, so kam es häufig vor, daß ein Römer beim Sterben einen Freund oder Vertrauten (Fiduciarius) zum Erben einsetzte, ihn aber zugleich durch ein eigenhändiges, von fünf Zeugen als echt bestätigtes Schreiben (Codicill) ersuchte, das Vermächtniß einem andern zu übermachen, den die Gesetze von der Erbschaft ausschlossen, z. B. Fremde, natürliche Kinder, Töchter (die nach einem ältern, dem voconianischen Gesetze nur auf einen kleinen Antheil des Vermögens angewiesen waren). Die Vollziehung des Auftrags durch Codicille war dem Gewissen und Ehrgefühle des Betrauten überlassen, erst durch Augustus erhielt das Verfahren die gesetzliche Heiligung. Um aber den „Notherben" gegen allen Schaden zu schützen und ihm seine Mühewaltung zu vergelten, sollte er berechtigt sein den vierten Theil des Vermögens zurückzuhalten.

Von Klagen. III. Von den Klagen. „Die allgemeinen Pflichten des Menschengeschlechts werden durch ihre öffentlichen und Privatverhältnisse auferlegt: ihre besonderen Verpflichtungen gegen einander können aber nur die Wirkung eines Versprechens, einer Wohlthat oder einer Rechtsverletzung sein: und wenn diese Verpflichtungen durch das Gesetz genehmigt sind, kann der Betheiligte die Erfüllung durch eine gerichtliche Klage erzwingen." Auf diesem Grundsatze beruht die römische Rechtslehre von der Verbindlichkeit, Alles was durch die gesetzliche Form einer „Stipulation" eingegangen ist, mit Treue und Gewissenhaftigkeit auszuführen, alles Eigenthum, das der Eine dem Andern übertragen hat, sei es als Darlehn oder Depositum, mittelst Contract oder Unterpfand, sei es durch Kauf- oder Miethvertrag wieder zurückzugeben oder mit einer entsprechenden Gegenleistung zu vergelten und die Nutznießung durch angemessene Entschädigung zu belohnen. Nach diesem Princip wurde das Hypotheken- und Pfandrecht festgestellt, wurde das Schuld- und Zinsrecht billig geordnet, wurde dem Wucher gesteuert. Wer seines Eigenthums durch List oder Gewalt beraubt wurde, konnte zur Wiedererlangung oder zum Schadenersatz die öffentliche Gerechtigkeit anrufen. Das entwendete Gut, auch wenn es durch eine Reihe reiner und unschuldiger Hände gegangen, mußte dem Eigenthümer mit doppeltem, dreifachem, ja selbst vierfachem Ersatz zurückerstattet werden. Erst nach dreißig Jahren trat eine Verjährung ein. IV. Persönliche Injurien oder körperliche Verletzungen geringerer Art wurden nach dem

Persönliche Injurien und Criminaljustiz.

ältesten Rechte mit einer Geldbuße und mit Schadenersatz bestraft; aber bei dem wachsenden Ehrgefühl einer in der gesellschaftlichen Bildung fortgeschrittenen Zeit mußte die äußere Stellung, mußte Alter und Geschlecht, mußten die besonderen Zustände bei der Beleidigung berücksichtigt und darnach die Strafen bestimmt werden. In Betreff der Criminaljustiz ging das römische Gesetz von dem unmenschlichen Principe der Wiedervergeltung aus, und in den Zwölf Tafeln wurden neun Arten von Verbrechen, darunter Brandstiftung, Meineid, Bestechung eines Richters, nächtliche Verwüstung eines Kornfeldes, Zauberei u. a. als todeswürdig erkannt und mit einfacher oder verschärfter Todesstrafe belegt. Mit der Zeit wurde diese Strenge mehr und mehr gemildert, bis endlich in den letzten Jahrzehnten der Republik die Todesstrafe bei römischen Bürgern fast gänzlich verschwand und durch eine vorübergehende Verbannung ersetzt ward. Nur bei Fremden, Freigelassenen oder Sclaven wurde die Strafe der Kreuzigung häufig angewendet. In der Kaiserzeit richtete sich die Criminaljustiz besonders gegen die Verbrechen des Verraths an der in der Person des Kaisers repräsentirten Majestät der Republik und gegen die das gesellschaftliche Zusammenleben und die häusliche Zucht und Ehrbarkeit vergiftenden Laster der Unzucht. Aber die letzteren Verbrechen wucherten trotz der Strafgesetze ungehindert fort, da bei der herrschenden Unsittlichkeit die öffentliche Meinung sie nicht mit dem Brandmal der Schande belegte. Erst unter den christlichen Kaisern richtete sich das Strafrecht mit großer Strenge gegen die Verbrechen der Sittlichkeit. Ehebruch und Knabenschändung wurden in die Reihe der ärgsten Verbrechen gestellt und mit den härtesten und entehrendsten Strafen bedroht. Justinian ermäßigte die Strafe für weibliche Untreue; nach zweijähriger Buße in der Einsamkeit durfte die Schuldige zu dem verzeihenden Gatten zurückkehren; um so unerbittlicher war er gegen die Laster unnatürlicher Wollust. Ein schmerzvoller Tod mit Schande und Qualen erwartete die Schuldigen. Selbst zwei Bischöfe erlitten diese Strafe. Vielleicht hatte diese Strenge ihren Grund in der Wahrnehmung, daß durch den Cölibat der Mönche und Geistlichen die alte Unsitte in den griechischen Städten Asiens vermehrt wurde. Aber nur zu oft diente diese Beschuldigung der Kaiserin und den boshaften Höflingen zum Deckmantel eines Justizmordes. Geheime Laster sind schwerer zu beweisen und darum um so geschickter von Mächtigen als Waffen gegen verhaßte Feinde zu gebrauchen, zumal bei einem so despotischen Gerichtsverfahren, wie es in Byzanz von Constantin bis Justinian in Uebung war. Denn an die Stelle der alten Richtercollegien waren kaiserliche Tribunale getreten, wo ein vom Kaiser willkürlich ernannter und von dessen Gnade abhängiger Oberrichter mit einem demüthigen und fügsamen Rathe von Beisitzern die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit leitete. In der Zeit des Heidenthums konnte ein Angeklagter dem gesetzlichen Urtheile durch freiwillige Verbannung oder Selbstentleibung zuvorkommen, da seine Person bis zum schließlichen Richterspruch frei war. Dadurch rettete er seiner Familie manchmal die Ehre des Namens oder das Vermögen; manchmal freilich wurde durch tyrannische Kaiser die Leiche der öffentlichen Schmach preisgegeben und das Gut eingezogen. In der christlichen Zeit wurde dem unglücklichen Verurtheilten selbst dieser Ausweg durch die Gebote des Evangeliums oder der Kirche ausgeschlossen, welche den Selbstmord mit der göttlichen Strafgerechtigkeit bedrohen.

C. Justinians Regierung nach Außen.

a. Der Vandalenkrieg.

Hilderich, Geiserichs vierter Nachfolger auf dem vandalischen Herrscherthron von Karthago (S. 606), wich von der Bahn seiner Vorgänger ab. Amal- Hilderich 523—530.

frida, die Wittwe Thrasimunds, die Schwester des großen Theoderich, starb im Kerker, als sie mit maurischem Kriegsvolk und ihrer gothischen Begleitung einen unglücklichen Aufstand erregte. Um sich vor der Feindschaft der Ostgothen, die sich der neue König durch diese Härte gegen ihre Fürstin zuzog, sicher zu stellen, trat er mit Justinian, damals noch Thronfolger, in Verbindung und erließ im Anfang seiner Regierung ein Duldungsgesetz, kraft dessen zweihundert Bischöfe aus der Verbannung zu ihren Kirchen zurückkehren durften und die freie Bekennung des athanasianischen Glaubens gestattet war. Gegenseitige Gesandtschaften und Geschenke bezeugten und erhielten das gute Vernehmen zwischen beiden Herrschern. Aber die Vandalen blickten mit Unmuth auf diese Entfernung von der Sitte und Handlungsweise der Väter; und da Hilderich, milden und sanften Charakters, aber ohne Thatkraft und dem Kriege abgeneigt, seiner Regierung nicht den Ruhm und äußern Glanz verlieh, der die Gemüther eines rauhen Volkes zu versöhnen vermag, so steigertte sich diese Unzufriedenheit bis zur Empörung. Die Niederlage seines Vetters Oamer, des „vandalischen Achilles," in einer Schlacht gegen die Mauren und eine neue Gesandtschaft an Justinian mit einem Hülfegesuch, brachte die Gährung zum Ausbruch.

Gelimer 530—533. Gelimer, ein Verwandter des Königs aus Geiserichs Blute, schilderte den vandalischen Kriegern den König als einen Verräther des Volks, der das Reich dem byzantinischen Kaiser unterwerfen wolle. Seine Worte fanden Glauben. Hilderich wurde mit Oamer und dessen Bruder ins Gefängniß gebracht und Gelimer an seiner Statt zum König ausgerufen. Viele Anhänger des gestürzten Fürsten wurden an Leben oder Gut gestraft und die katholischen Christen mit der alten Strenge behandelt.

Justinian und Gelimer. Auf die Kunde von diesen Vorgängen schloß Justinian mit dem Perserkönig Chosroes nicht ohne große Opfer und Demüthigungen den „ewigen Frieden," um in Afrika die Pflichten der Freundschaft und der Religion mit Nachdruck geltend zu machen. Seine schriftlichen Ermahnungen an Gelimer, sich jeder ferneren Gewaltthat, welche das Mißfallen Gottes und der Römer reizen möchte, zu enthalten, das Recht der Nachfolge, wie es Geiserich festgesetzt, zu ehren und dem kränklichen alten Fürsten zu gestatten, seine Tage in Frieden zu enden, sei es auf dem Throne von Karthago oder im Palaste zu Constantinopel, machten wenig Eindruck. Gelimer berief sich auf das uralte Recht und Herkommen des Vandalenvolkes, den tapfersten und wehrhaftesten aus dem Herrscherhause auf den Thron zu heben und bewies seinen Trotz damit, daß er den gefangenen König strenger behandelte und Oamer blenden ließ. So sehr indessen Justinian nach Ruhm und Rache Verlangen trug, so wurden doch im Staatsrathe so viele Bedenken erhoben und insbesondere von Johann von Kappadokien so nachdrücklich die Gefahren geschildert, welche ein Seekrieg nach einem entlegenen Lande und wider ein streitbares Volk mit sich brächte, daß der Kaiser betroffen ward und vielleicht den ganzen Plan aufgegeben oder ver-

schoben haben würde, wenn ihm nicht ein Bischof, in Folge eines angeblichen Traumgesichtes, den unfehlbaren Sieg unter dem Beistande des dreieinigen Gottes verheißen hätte. Diese religiöse Mahnung und die gleichzeitige Nachricht, daß das Vandalenreich durch Zwietracht zerrissen sei, daß die Anhänger Hilderichs auf Abfall sännen, daß Pudentius, ein angesehener Afrikaner, die Provinz Tripolis den Römern unterwerfen wolle, daß Godas, der tapfere Statthalter von Sardinien, sich von Gelimer losgesagt und die Freundschaft des Kaisers nachgesucht habe, überwog alle Bedenken und Zweifel. Während Truppen und Schiffe ausgerüstet wurden, erflehte Justinian durch Beten, Fasten und Andachtsübungen den Segen Gottes für das große und heilige Unternehmen. Denn er scheute sich, seine Person den Gefahren und Beschwerden eines Kriegszugs auszusetzen; der Kaiserpalast in Constantinopel war das Gebiet seiner weltbeherrschenden Thätigkeit.

Zum Anführer des Krieges wurde der Kriegsheld ausersehen, der seine niedrige Geburt aus einem thracischen Bauerngeschlecht und seine mangelhafte Bildung durch seine im Perserkrieg bewiesene Tapferkeit und Feldherrngabe und durch seine Dienste bei der Unterdrückung des Nika-Aufstandes in Vergessenheit gebracht hatte. Aber nicht blos die Lorbeern, die er gegen die Feinde und die empörten Rotten errungen, empfahlen Belisar der Gunst des Kaisers; er besaß auch die in Justinians Augen schwer wiegende Tugend der Unterwürfigkeit und Hingebung und war der Gemahl der Antonina, der vertrauten Freundin Theodora's. Von geringer Herkunft und von Jugend an den sinnlichen Lüsten bis zur Buhlerei und zur ehelichen Untreue ergeben, behauptete Antonina dennoch durch ihren gewandten Geist, durch ihre vollendete Kunst in Ränken und Intriguen und durch den beharrlichen und entschlossenen Sinn, womit sie an dem beschwerlichen Kriegsleben ihres Gatten unverdrossen Antheil nahm, stets die Herrschaft über das Herz des Feldherrn, der freilich als Mann weniger achtungswürdig war denn als Soldat. Ein energischer und entschlossener Führer im Felde, der mit festem und klarem Sinn die Heerschaaren lenkte, der durch seine schöne stattliche Gestalt wie durch seine persönliche Tapferkeit die Soldaten mit Begeisterung und Zuversicht füllte, der die Künste der Ueberredung wie die Schrecken der Waffen mit gleicher Meisterschaft handhabte und die Leiden des Krieges durch edle Menschlichkeit milderte, war Belisar im Leben ein schwankender Charakter, ohne Selbstachtung und Mannesstolz, ohne Würde und wahres Ehrgefühl, unzuverlässig und launenhaft im Umgang, kriechend gegen das Herrscherpaar auf dem Thron und von einem blinden Vertrauen gegen sein ungetreues Weib, die ihrer sinnlichen Neigung zu einem jungen Krieger in der Umgebung ihres Gemahls, Theodosius, sich schrankenlos hingab und unter dem Beistande der Theodora, mit der sie zuerst durch die Aehnlichkeit der Freuden verbunden, dann durch die Eifersucht des Lasters getrennt und zuletzt durch die Genossenschaft der Schuld wieder ausgesöhnt war, alle

Belisar und Antonina.

Verräther und Gegner dieses schandvollen Verhältnisses, darunter ihren eigenen Sohn erster Ehe, Photius, mit unversöhnlicher Rachgier verfolgte.

Die Streitkräfte. Die Rüstungen zu dem vandalischen Feldzug waren des großen Unternehmens nicht unwürdig. Und dennoch gibt der Feldzug ein klägliches Bild von dem Verfalle der Kriegsmacht im byzantinischen Reich. Auf fünfhundert Frachtschiffen, denen 92 kleine zum Kampfe eingerichtete und mit 2000 Seeleuten bemannte Schnellsegler zur Seite liefen, setzte ein Heer von 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern nach der Küste Afrika's, um ein Volk zu unterjochen, das seit hundert Jahren der Schrecken der römischen Welt gewesen war und eine zehnmal stärkere Streitmacht besaß. Und dieses Kriegsheer bestand noch großentheils aus barbarischen Miethtruppen, aus Herulern und aus Massageten oder Hunnen, die als gewandte Bogenschützen zu Pferd in den Kampf zogen. Aber die Mangelhaftigkeit der Streitkräfte wurde ausgeglichen durch die Trefflichkeit des Feldherrn, dem der Oberbefehl zu Wasser und zu Land mit unumschränkter Vollmacht übertragen war, den eine auserlesene von ihm selbst besoldete Leibgarde umgab, die vor Begierde brannte, sich der ehrenvollen Auszeichnung, mit der sie Belisar behandelte, durch Muth und Tapferkeit würdig zu zeigen, und der die große Gabe besaß, die Kriegsvölker verschiedener Zungen und Waffengattungen in gleichem Gehorsam und in gleicher Hingebung an seine Person zu halten.

Die Heerfahrt. 533. Es war um die Zeit der Sonnenwende des Jahres 533, als die Flotte, nachdem der Patriarch den Segen gesprochen, aus dem Hafen von Byzanz auslief und in langsamer Fahrt den Hellespont und das griechische Inselmeer durchschneidend zuerst an der Küste von Messenien bei Methone ans Land legte, wo dem Heere eine kurze Rast gestattet und der durch die betrügerische Sparsamkeit des Präfecten Johannes ungenießbar gewordene Mundvorrath durch die Sorgfalt Belisars mit gesunder Speise ersetzt wurde. Aus dem Hafen von Methone fuhr sodann die Armada über das ionische Meer. Eine Windstille verlängerte die Ueberfahrt, so daß die Mannschaft an Trinkwasser Mangel litt, bis sie an der Südspitze von Sicilien landete, wo die gothischen Beamten alle Bedürfnisse in reichlicher Menge herbeischafften. Die durch Procopius erhaltene Nachricht, daß die Vandalen von der Annäherung der Römer noch keine Kunde hätten und die afrikanische Küste unbewacht sei, bewog Belisar, seine Ueberfahrt zu beschleunigen. Begünstigt von einem Ostwinde landete er nach kurzer Fahrt über Malta an dem Vorgebirge Caputvada, fünf starke Tagereisen von Karthago. Dort wurde alsbald die Ausschiffung bewerkstelligt, da die Soldaten ihre Angst vor einem Seekampfe mit den gefürchteten Vandalen deutlich und wiederholt zu erkennen gegeben. Sie zitterten bei dem Gedanken zugleich gegen Winde, Wellen und Barbaren streiten zu müssen. Eine geringe Mannschaft blieb zur Bewachung auf den Schiffen, während das übrige Heer auf dem Landungsplatz ein festes Lager schlug.

Das Glück, das den byzantinischen Feldherrn auf seiner dreimonatlichen Ueberfahrt so wunderbar begünstigt, blieb ihm auch nach der Landung treu. Da sein Vertrauen weniger auf der Stärke seines Heeres beruhte, als auf dem Hasse der Eingebornen gegen die arianischen Vandalen, so hielt er strenge Mannszucht, damit die Bewohner nicht durch Plünderung und Mißhandlung gereizt, mit den Feinden sich zur gemeinsamen Abwehr der Oströmer vereinigten. Seine Berechnung täuschte ihn nicht. Die Afrikaner, durch die schonende Kriegsweise und die Verheißungen Belisars gewonnen, öffneten dem griechischen Heere freudig ihre Thore, versahen die Truppen reichlich mit allen Bedürfnissen und feierten die Rückkehr unter die Herrschaft des römischen Kaisers, des Beschützers ihrer Kirche, als ein glückliches Ereigniß. So zog Belisar wie durch Freundesland von Syllektum über Leptis und Adrumetum bis nach Grasse, einem Lustschlosse der vandalischen Könige, in dessen schattigen Hainen sich der ermüdete Soldat an den kühlen Brunnen und köstlichen Früchten labte. Auf diesem Zuge längs der Meeresküste hatte Belisar die größte Vorsicht und Ordnung beobachtet und zugleich durch Kundschafter und geschickte Parteigänger, die er reichlich mit Geld versehen, unter den Feinden Zwietracht und Spaltung zu erzeugen gesucht. „Er sei nicht gekommen, die Vandalen zu bekriegen und die mit Geiserich geschlossenen Verträge aufzuheben; nur den Tyrannen wolle er stürzen, welcher die Verordnungen seines Ahnherrn nicht geachtet und seine Verwandten grausam mißhandelt habe." *Der Feldzug in Afrika.*

Die Vandalen waren nicht mehr das streitbare, kriegsmuthige Volk von ehedem. Die heiße Sonne Afrika's und die aufgehäuften Reichthümer hatten in den langen Friedensjahren die alte Kraft und strenge Kriegstugend aufgelöst; an die Stelle der germanischen Einfachheit und Waffenlust war ein Leben voll Ueppigkeit und Verweichlichung getreten. „Unter allen Völkern, die wir kennen, waren die Vandalen am meisten verzärtelt," sagt Procopius (II, 6). „Denn seitdem sie Afrika besaßen, bedienten sich alle jeden Tag der Badestuben und einer Tafel, die an den feinsten und auserlesensten Speisen, so viel das Land und die See zu liefern vermögen, üppigen Ueberfluß hatte. Größtentheils trugen sie auch goldenen Schmuck und umgaben sich mit modischen Kleidern, die man jetzt seidene nennt und schafften sich Zeitvertreib in den Schauspielen, in den Rennbahnen und in andern behaglichen Ergötzlichkeiten, vornehmlich aber in Thierhetzen. Sie hatten Kunsttänzer, Mimenspieler, einen Haufen Ergötzlichkeiten für das Ohr und das Auge, musikalische Belustigungen und was sonst Menschen mit Vergnügen anzuschauen pflegen. Viele von ihnen wohnten in Kunstgärten, die mit Quellen und Bäumen reichlich versehen waren, hielten die meiste Zeit Trinkgelage und betrieben alle Handlungen der Wollust mit vieler Leidenschaft." *Sitten der Vandalen.*

Dennoch zeigte Gelimer in der entscheidenden Stunde Muth und Entschlossenheit, aber freilich auch die Härte eines rohen Gemüthes. Nachdem er *Schlacht am zehnten Meilenstein.*

sich durch die Hinrichtung seines gefangenen Bruders und dessen Unglücksgenossen — der geblendete Oamer war mittlerweile gestorben — und durch Verhaftung der griechischen Kaufleute und anderer unzuverlässigen Bürger in Karthago gegen innere Aufstände sicher gestellt, trat er mit einem weit überlegenen Reiter-Heere dem behutsam vorrückenden Feinde in der Nähe seiner Hauptstadt am „zehnten Meilenstein" (Decimum) entgegen. Er selbst nahm mit dem Hauptheer einen Umweg, um die Griechen im Rücken anzugreifen, indeß sein Bruder Ammatas und sein Neffe Gibamund sie in der Fronte und auf der linken Seite fassen sollten. Aber die Schlacht hatte sich bereits unglücklich gewendet, als Gelimer auf der Wahlstatt ankam. Sein Bruder, der von heftiger Kampfbegierde getrieben, voreilig in das Treffen geeilt war, lag, die Todeswunde in der Brust, auf dem blutgetränkten Leichenfelde; sein Neffe war vor den Pfeilen der skythischen Bogenschützen geflohen; bis an die Thore Karthago's war bereits der Boden mit Todten und Sterbenden bedeckt. Dennoch brachte Gelimer, unerwartet hinter einem Hügel hervorbrechend, die feindlichen Reihen zum Weichen und hätte durch rasche Entschlossenheit leicht den Sieg über die geringe und zerstreut aufgestellte gegnerische Kriegsmacht erringen können, hätte er nicht, bei dem Anblick der brüderlichen Leiche von Schmerz überwältigt, durch die Bestattung der Gefallenen den günstigen Zeitpunkt versäumt. Während er voreilig die Pflicht der Pietät erfüllte, brachte Belisar seine fliehenden und wankenden Schaaren wieder zum Stehen und verbreitete, indem er plötzlich mit seiner gesammten Reiterei vordrang, unter den bestürzten und überraschten Vandalen solchen Schrecken, daß sie sich sammt ihrem König zur schnellen Flucht wandten. Gelimer zog sich eilig nach der numidischen Wüste. Er mißtraute der Gesinnung seiner Hauptstadt, wo die grausamen Maßregeln gegen Hilderich und seine Anhänger Mitleid und Zorn unter dem Volke erregt hatten.

Belisar in Karthago.

Belisar schlug sein Lager auf dem Siegesfelde am „zehnten Meilensteine" auf und rückte am folgenden Tage vor die Mauern von Karthago. Er fand die Thore offen und die Stadt festlich beleuchtet; dennoch verschob er den Einzug auf den folgenden Tag, theils aus Besorgniß vor einem möglichen Hinterhalt, der in der Dunkelheit dem Heere Gefahr bringen könnte, theils um die Einwohner vor Mißhandlungen durch die Soldaten zu schützen. Er überzeugte sich bald, daß dem friedlichen Aussehen zu trauen sei. Als er am folgenden Tag, es war das Fest des heiligen Cyprian, an der Spitze seines siegreichen Heeres im Triumphe einzog, wurde er von dem jubelnden Volke als Befreier begrüßt. Eine einzige Stunde änderte den ganzen Anblick der Stadt. Während die Arianer eine Zufluchtsstätte in den Kirchen suchten, ließen die Rechtgläubigen Lobgesänge erschallen und die gefangenen Kaufleute wurden von ihren bebenden Wächtern aus dem Kerker befreit und um Fürsprache angefleht. In freudiger Aufregung stürzte die Menge nach dem Hafen, um die Kette weg-

zunehmen die den Eingang schloß und der heransegelnden Flotte einen ungehinderten Eingang zu verschaffen. Mit edler Menschlichkeit behandelte der Kriegsheld die Einwohner der Stadt, ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung; und sein Beispiel weckte in der Brust seiner Krieger gleiche Gefühle. Während Afrika erobert und ein Reich gestürzt wurde, litten die Künste des Friedens und die Geschäfte des Handels keine Störung. Die neubefestigte Hauptstadt, deren Mauern und Graben durch die wetteifernde Thätigkeit der Soldaten, Matrosen und Bürger in unglaublicher Eile hergestellt wurden, bot der Herrschaft Justinians einen sichern Halt und Mittelpunkt. Die maurischen Häuptlinge eilten, die neue Herrschaft anzuerkennen und sich in ihrer Würde bestätigen zu lassen. Mit einem aus Freude und Besorgniß gemischten Gefühle vernahm Justinian die Siegesbotschaft seines Feldherrn, die ihn zum Herrn von Afrika machte.

Während dieser Vorgänge weilte Gelimer in den Feldern von Bulla, vier Tagereisen von Karthago. Die Nachricht, daß sein Bruder Tzazon die Insel Sardinien erobert und den Aufrührer Godas getödtet habe, richtete seinen gesunkenen Muth wieder auf. Er sammelte die zerstreuten Vandalen um sich, erwarb durch die Aussicht auf Raub einige Maurenschaaren und rief seinen Bruder mit seinen Truppen und Schiffen herbei, damit sie mit vereinten Kräften das verlorne Reich wieder gewännen. Er untergrub die Wasserleitung der Stadt und setzte einen hohen Preis auf jeden Römerkopf. Tzazon folgte eilig dem Ruf. Nachdem die Brüder in schmerzlicher Umarmung die Unfälle ihres Hauses beweint, rüsteten sie sich zur letzten Entscheidungsschlacht. Bei Trikameron, etliche Meilen südwestlich von Karthago, stießen die Heere zusammen. Auch hier waren die Vandalen an Zahl weit aus im Vortheil, und dennoch trug das Feldherrntalent Belisars und die Tapferkeit seiner Garde den Sieg davon. Dreimal mußte der Bach überschritten werden, welcher die beiden Heere trennte. Erst als Tzazon in der Feldschlacht einen rühmlichen Tod gefunden, sein Bruder Gelimer dagegen heimlich entflohen war, neigte die Schlacht ihrem Ende zu. Als die Vandalen entdeckten, daß ihr König sie verlassen, zerstreuten sie sich eilig, nur auf ihre persönliche Sicherheit bedacht und „unbekümmert um jeden anderen Gegenstand, der den Menschen theuer und werthvoll zu sein pflegt.“ Die Griechen bemächtigten sich des mit Schätzen reich gefüllten Lagers und verfolgten dann die Flüchtigen die ganze Nacht hindurch. Die Männer wurden niedergehauen, die Frauen und Kinder zu Sclaven gemacht. Selbst Belisars Ansehen war nicht mächtig genug, in dieser Stunde der Leidenschaft der Wollust und Habgier der aufgeregten Soldatenschaaren zu wehren. Nur mit Mühe gelang es ihm am andern Morgen, nachdem er im tiefsten Gefühle der Schmach und Gefahr die Nacht auf dem Siegesfelde verbracht, die zerstreuten Rotten zu sammeln und die Ordnung und Mannszucht herzustellen. Der Feldherr verfolgte den flüchtigen König bis nach Hippo

Schlacht bei Trikameron. 533.

Nov. 533.

Regius; als er aber erfuhr, daß jener mit dem Reste seiner Getreuen in die maurischen Gebirge entkommen sei, wohin bei der vorgerückten Jahreszeit kein Feldzug mehr unternommen werden könne, kehrte er mit den Schätzen des Königs, die er entdeckte, als sie gerade nach Spanien gerettet werden sollten, nach Karthago zurück, eine auserlesene Mannschaft von Herulern zur Bewachung Gelimers auf den Gebirgshöhen zurücklassend. Die hülfeflehenden Vandalen stellte er unter seinen Schutz, nachdem er sie der Waffen beraubt.

Belisars Siege. Drei Monate hatten hingereicht, die Herrschaft der Vandalen zu stürzen und die Provinz Afrika, einst die Kornkammer Italiens, dem römischen Reiche zurückzugeben. Denn nach der Schlacht bei Trikameron waren nur noch Siege und Huldigungen übrig. Als Belisars Unterfeldherr Cyrillus mit einem Geschwader in Sardinien erschien und als Wahrzeichen seiner Siegesbotschaft den Kopf des Tzazon vorzeigte, unterwarf sich die Insel ohne Schwertstreich. Ihr Beispiel fand Nachahmung auf Corsika und den Balearen. Selbst die sicilische Festung Lilybäum, welche die Ostgothen nach Amalafrida's Ermordung wieder an sich gebracht, wurde als ehemalige vandalische Besitzung in Anspruch genommen. Die oströmische Flagge beherrschte abermals das Mittelmeer. Bald gehorchten auch Cäsarea, die Mutterstadt des heutigen Algier, und Septum, da wo jetzt Ceuta von Süden her die Straße von Gibraltar beherrscht, den Befehlen Justinians. Die Vandalen hatten im Vertrauen auf ihre Stärke alle Festungswerke verfallen lassen, damit sie nicht den inneren Feinden bei Aufständen dienen möchten. Dadurch wurde nun die Einnahme des Landes erleichtert. In Kurzem reichte der Arm des byzantinischen Gewaltherrn von Tripolis bis nach dem westlichen Mauretanien. Die vandalische Herrschaft in Nordafrika war nur noch eine Episode in dem weiten Buch der Weltgeschichte.

Gelimers Ausgang. Zwar hielt sich Gelimer noch mit einer Schaar maurischer und vandalischer Krieger in einer unzugänglichen Bergfeste Numidiens, aber von dem wachsamen Herulerfürsten Pharas enge belagert und von aller Zufuhr abgeschnitten, litten die Eingeschlossenen bald die bitterste Noth. Ein kühner Versuch des Königs, die feindlichen Linien zu durchbrechen, endete mit einem verlustvollen Rückzug. Die an die Ueppigkeiten des Lebens gewohnten Krieger verbrachten die Tage und Nächte in ärmlichen Lehmhütten und nährten sich dürftig von rauhem Hafer- oder Gerstenbrod, in heißer Asche unvollständig gebacken. Zu diesen Entbehrungen gesellte sich bei Gelimer noch der Kummer über den Hochmuth seiner Beschützer und die Furcht vor der Verrätherei der käuflichen Mauren. Aber umsonst forderte ihn der menschenfreundliche Pharas auf, sich freiwillig zu unterwerfen und die großmüthigen Anerbietungen des Kaisers und des Feldherrn anzunehmen; Gelimer weigerte sich der Sclave eines Monarchen zu werden, der ihn ohne Ursache und Recht vom Throne in das tiefste Elend gestürzt habe. Er bat nur um ein Brod, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, sein von Thränen geschwollenes Auge zu trocknen und um eine Cither, sein

Unglück zu besingen. Pharas gewährte ihm die Bitte, ließ aber von der strengen Einschließung nicht nach. Da beugte sich endlich der harte Sinn des Königs unter das Gebot der Nothwendigkeit. Als die Abgesandten Belisars ihm im Namen des Kaisers das Leben und ehrenvolle Behandlung zugesichert, stieg er von seinen Bergen herab und traf mit dem siegreichen Feldherrn in einer Vorstadt Karthagos zusammen. Sein Auge war trocken geworden; die Eitelkeiten der Welt schienen ihm jetzt, wie einst dem Weisen Demokrit, nur des Lachens würdig.

Bald darauf schiffte sich Belisar mit seiner Garde, seinen Schätzen und seinen Gefangenen ein, um dem Kaiser durch sein Erscheinen in der Hauptstadt seine Treue zu beweisen und die Verdächtigungen boshafter Höflinge, als gehe er mit dem Plane um, sich selbst auf den Thron der Vandalen zu setzen, durch seine Unterwürfigkeit zu widerlegen. Diese arglose Hingebung verscheuchte alle Besorgnisse aus der Seele Justinians; und der dankbare Monarch gewährte dem „dritten Africanus" die Ehre eines Triumphes, eine Feierlichkeit, welche das neue Rom noch nie erblickt hatte. Wie erstaunte die Menge bei dem Anblick der Reichthümer und Kostbarkeiten, der Geräthe und Siegeszeichen, welche die Vandalen einst aus allen Gegenden der Welt weggeraubt hatten und die jetzt durch die Gassen der byzantinischen Hauptstadt getragen wurden*). Belisar selbst schritt zu Fuße an der Spitze seiner Garde einher; ihm voraus ging ein langer Zug der edelsten Vandalen von hohem Wuchs und männlichem Antlitz, unter ihnen König Gelimer im Purpurgewand und in stolzer Haltung, die Worte des Predigers, „Alles ist eitel!" wiederholt aussprechend, deren Wahrheit sein eigenes Beispiel so deutlich darthat. Nur mit sanfter Gewalt konnte der Enkel Geiserichs vermocht werden, neben seinem Ueberwinder vor den Stufen des Thrones im Hippodrom sich auf die Erde zu werfen und ehrfurchtsvoll den Fußschemel eines Fürsten zu berühren, „der sein Schwert nicht aus der Scheide gezogen," und einer Buhlerin, „die einst auf dem Theater getanzt hatte." Darauf wurde Belisar zum alleinigen Consul für das folgende Jahr (535) ernannt und der Tag seiner Einsetzung war für ihn ein zweiter Triumph. Ueberwundene Vandalen zogen seinen Siegeswagen, von dem er Gold und Silber aus der Beute mit freigebiger Hand unter die Menge ausstreute. Eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Kaisers und des Helden und Mosaikgemälde in der „ehernen Halle" des Schlosses verewigten den glorreichen Sieg über die Vandalen. — Das Schicksal der Gefangenen war kein hartes. Gelimer wurde mit einer reichen Besitzung in Galatien beschenkt, wo er mit seiner Familie ein Leben der Ruhe und des Ueberflusses führte; der Rang eines Patricius und Senators mußte ihm versagt werden, weil er sich

Belisars Rückkehr u. Triumph. 534.

*) Unter denselben befanden sich auch die einst von Titus erbeuteten, dann von Geiserich entführten jüdischen Heiligthümer, die nun der gottesfürchtige Justinian in der Kirche von Jerusalem niederlegte.

weigerte den arianischen Glauben abzuschwören; die Töchter Hilderichs wurden ihrem Stande gemäß erzogen und mit aller ihrem Unglück und ihrem Range gebührenden Rücksicht behandelt; die blondgelockten germanischen Jünglinge traten in fünf „vandalische" Reitergeschwader vereinigt, in das kaiserliche Heer ein und hatten bald Gelegenheit im Felde den Waffenruhm ihrer Ahnen zu erneuern.

Innere Zustände des Vandalenreichs in Afrika.

So verschwand das vandalische Reich in Afrika nach einer hundertjährigen Dauer aus dem geschichtlichen Leben. Die germanischen Krieger, die nach langen Wanderzügen in den reichen Fluren sich niedergelassen, hatten es verschmäht mit den Eingebornen in Gemeinschaft und Rechtsverhältnisse zu treten, um durch Vermischung der Volkselemente zu einer neuen Nationalität zu erstarken. Mit dem Schwerte, dem sie ihre Eroberungen verdankten, hatten sie sich ihre Besitzungen zugemessen; ohne Rechtsverträge hatten sie sich die schönsten Güter der Landschaft Zeugitana in der Nähe der Hauptstadt Karthago angeeignet, und die alten Eigenthümer theils vertrieben, theils dienstbar und zinspflichtig gemacht; ihre rauhe Herrschaft, auf Raub und Krieg gegründet, konnte der römischen Cultur, Rechtswissenschaft und Verwaltungskunst leicht entbehren, daher auch nur wenige der alten Bewohner unter der neuen Regierung Hof- oder Staatsämter bekleidet haben mögen; und da auch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse zwischen den arianischen Vandalen und den katholischen Romanen sich feindseliger gestalteten, als in irgend einem andern Provinzlande des Römerreichs, so fehlten alle Bande der Vermittelung und Vereinigung. Die Vandalen bildeten den Wehrstand des Landes; ihre Besitzungen, wo ihre Grafen und Edlen (Gardinge) im Ueberfluß und frei von Steuern und Abgaben lebten, lagen nahe bei einander in dem üppigen Lande, dessen Mittelpunkt Karthago mit der Königsburg war. Dort bauten Hörige und Knechte die ergiebigen Felder und weideten die zahlreichen Heerden, während die Vandalen selbst zu Kampf und Seeraub auszogen und die Tage der Ruhe in Freuden und Genüssen verbrachten. In den übrigen Theilen lebte die alte Bevölkerung in gewohnter Weise dahin, nur daß sie an den neuen Königshof Zins und Schooß entrichtete und von der Unduldsamkeit der Vandalen viele Drangsale zu dulden hatte. Die Herrschaft der Vandalen in Afrika war auf das Schwert gegründet und konnte nur durch kriegerische Kraft erhalten werden; als aber unter den Ueppigkeiten des Lebens der Arm erlahmte und die Waffenkunde dahinschwand, als Zwietracht im eigenen Heerlager die Bande des Bluts und der Genossenschaft zerriß und durch Gelimers Ehrgeiz an die Stelle der von Geiserich begründeten Erbfolgeordnung die alte Wahlfreiheit des Volkes wieder zur Geltung kam, da war eine geringe Kriegsmacht genügend die gelockerte Militärherrschaft zu stürzen und die früheren Zustände zurückzuführen. Nur die maurischen Wanderstämme, die mit den Vandalen in freundlicheren Beziehungen gestanden als einst mit den römischen Gebietern, und denselben in ihren Kriegen und Raubzügen als gewandte Bogenschützen wichtige Dienste geleistet hatten, suchten die verwirrte Lage nach Belisars Abzug zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen, wurden aber von dem Eunuchen Salomo, dem Nachfolger des Eroberers, durch einen kühnen Feldzug überwunden und in ihre Berge und Einöden zurückgedrängt. Das aurasische Gebirg, wo in reizenden Thälern und fruchtbaren Hochebenen fette Weidetriften voll wasserreicher Quellen mit herrlichen Getreidefeldern und Fruchtbäumen abwechseln, wurde erstiegen und durch Kastelle und Festungswerke mit Besatzungen dem Römerreich gesichert.

Afrika unter der byzantinischen Herrschaft.

Mit Salomo's Sieg am aurasischen Gebirge war der Eroberungskrieg in Afrika zu Ende, und Justinian konnte zu neuen Organisationen schreiten. Das

gesammte Afrikanische Land wurde zu einer Oberstatthalterschaft erhoben und in fünf Provinzen getheilt. Die höchste Leitung lag in den Händen eines Präfecten, der im kaiserlichen Palaste zu Karthago seinen Herrschersitz aufschlug; in den Hauptstädten der Provinzen führten „Herzöge" den Oberbefehl über die Besatzungstruppen, welche die Unterthanen in Gehorsam hielten. Im Gefolge der neuen Verwaltung zog eine Schaar von Beamten, Notaren, Schreibern und Rechtsgelehrten in das Land ein, die das oströmische Steuer- und Abgabensystem und die neugeschaffenen Rechtsbücher aus Constantinopel als Morgengabe der byzantinischen Herrschaft in den neuen Ehebund mitbrachten. Diese Geschenke lasteten so schwer auf den Einwohnern, daß weder die Unterdrückung der arianischen und donatistischen Häresien und die Wiederherstellung der Kirche und Bischofsgewalt in ihre Güter und Rechte, noch die Verfügung, daß die Eingebornen, deren Vorfahren einst von den Vandalen ihrer Besitzungen beraubt worden, ihre Ansprüche darauf bis ins dritte Glied geltend machen könnten, die Unzufriedenheit über die Wandlung zu heben vermochten, daß sich manche in der Stille nach der lockeren Herrschaft der germanischen Volkskönige zurücksehnten. Diese Stimmung blieb kein Geheimniß, und sie mag nicht wenig beigetragen haben, daß das neueroberte Land noch zehn Jahre hindurch wiederholt von Aufständen beunruhigt ward, worin einzelne Abtheilungen der römischen Besatzungstruppen, verlockt durch die vandalischen Frauen und Töchter, die sie sich nach der Schlacht bei Trikameron angeeignet und in ihr Ehebett genommen, mit den zersprengten Vandalenschaaren und maurischen Freibeutern gemeinsame Sache machten. Diese Aufstände, zu deren Bewältigung Belisar von Sicilien herbeigerufen werden mußte, und bei deren Erneuerung unter der 536.
Führung eines unternehmenden Soldaten, Namens Stoza, der tapfere Salomo in offener Feldschlacht zugleich mit dem feindlichen Führer den Tod fand, 543.
vernichtete noch die letzten Reste des Vandalenvolks. Was dem Schwerte entrann, wurde in andere Gegenden des Reiches abgeführt; die Zurückbleibenden vermischten sich mit den alten Bewohnern und verloren mit der Zeit die letzten Spuren nationaler Eigenthümlichkeit. Aber noch Jahrhunderte nachher wollten Reisende in einigen Gegenden Mauretaniens an der weißen Hautfarbe und an dem langen Flachshaar der Bewohner Spuren nordischer Abstammung erkennen. Afrika war durch Krieg, Empörung und Wegführung verödet geworden; der Reichthum war verschwunden, die wohlhabenden Bürger waren weggezogen, die Bevölkerung hatte sich um mehrere Millionen vermindert, auf dem ganzen Lande herrschte die Ruhe des Grabes. In manchen Gegenden konnte der Fremde Tage lang wandern, ohne eines Menschen ansichtig zu werden.

b. Untergang des Gothenreichs in Italien.

1. Belisar und Vitiges.

Amalasunta. Die Ostgothen hatten aus Haß gegen die Vandalen der Eroberung Afrikas ruhig zugesehen, ja ihr sogar Vorschub geleistet. Aber nur zu bald hatten sie ihre kurzsichtige Politik zu beklagen. Schon die strenge Forderung Belisars, die Feste Lilybäum auf Sicilien abzutreten (S. 762), konnte sie überzeugen, daß sich Justinian mit Afrika nicht begnügen würde; und die demüthige Antwort Amalasunta's, der Tochter des großen Theoderich, die damals als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich die Herrschaft führte, daß sie die Entscheidung dem schiedsrichterlichen Urtheile des Kaisers anheimgebe, mußte die Hoffnungen und Ansprüche der Griechen steigern. Amalasunta, eine Wittwe von etwa 28 Jahren, vereinigte mit dem Ruhme hoher Geburt — ihre Mutter war die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, ihr Vater der glorreichste Sprosse des Herrschergeschlechts der Amaler — alle Vorzüge des Geistes und Körpers. Schön, gebildet und von hohem Verstand, war sie eine Zierde des Thrones und wäre eine glückliche und beglückende Königin gewesen, hätte sie nicht über ein Volk regiert, das die weibliche Herrschaft unwillig ertrug und ihre Vorliebe für römische Bildung und Sitte mit Aergerniß ansah. Es war nicht nach dem Sinne der Gothen, daß sie gleich nach dem Tode ihres Vaters die Kinder des Boethius und Symmachus wieder in ihr väterliches Erbe einsetzte, daß sie den Mitgliedern des Senats ihr Vertrauen und Wohlwollen zuwandte, daß sie ihre römischen Unterthanen gegen die Gewaltthätigkeiten ihres eigenen Volkes schützte und nicht zugab, daß sie mit Leibes- oder Geldstrafen belegt würden, daß sie die Freundschaft des oströmischen Kaisers mit Emsigkeit und Demuth suchte, daß alle Klagsachen gegen katholische Geistliche der Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs in erster Instanz zugewiesen wurden. Ihr lebhafter Geist und ihre vielseitige Bildung, die sie befähigten in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache sich mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit auszudrücken und im Rathe und bei Gericht in kurzen Worten ein gereiftes und richtiges Urtheil zu fällen, hatten in den Augen der Gothen weniger Werth, als Tapferkeit und kriegerische Tugend. Ihre Regierung, die durch die Weisheit Cassiodors geleitet und durch seine Beredsamkeit gefeiert wurde, war mehr geeignet für die feinen Römer als für die rauhen Gothen. Zu ihrem Unglück traten in den ersten Jahren ihrer Herrschaft Ereignisse ein, welche die gothische Ehre tief verletzten und dennoch ungestraft ertragen wurden. Amalafrida, Theoderichs Schwester, starb zu Karthago im Kerker; Hermanfrid von Thüringen, der Gatte ihrer Tochter Amalaberga, wurde von dem austrasischen König seines Reiches und seines Lebens beraubt (S. 691); Amalarich, der Enkel Theoderichs bei den Westgothen erlag der Hand eines Mörders und der Urheber der blutigen That nahm seine Stelle ein (S. 687); und derselbe Kaiser, um dessen

Gunst und Freundschaft die Königin sich so eifrig bemühte, bedrohte die Grenzen des Gothenreichs im Süden und Osten!

Vor Allem bemerkten die Gothen mit Mißfallen, daß Amalasunta aus Vorliebe für die römische Literatur und Bildung ihrem Sohne eine Erziehung gab, die ihn für den künftigen Beruf eines Kriegsfürsten unfähig zu machen schien. „Die Waffen wurden mit Büchern, die Rennbahn mit der Schule, die Ungebundenheit mit Zucht und Ordnung vertauscht, und statt ihn unter den rohen Jugendgespielen in Freiheit aufwachsen zu lassen, nahmen ihn drei bejahrte Gothen, Männer von Verstand und Sitte, in Aufsicht." Dem königlichen Knaben gefiel diese Erziehungsweise eben so wenig als den übrigen Gothen. Gereizt über eine erlittene Züchtigung entwich er einst aus den Gemächern des Schlosses in Ravenna zu den bei einem festlichen Mahle versammelten Männern und beklagte sich über die unwürdige Behandlung. Sogleich begaben sich einige angesehene Gothen zur Königin, überhäuften sie mit Vorwürfen, daß sie es auf das Leben des Sohnes abgesehen habe, um allein zu herrschen, und verlangten gebieterisch, daß der junge König mit seinen Altersgenossen in der Weise der Väter erzogen würde. Amalasunta vermochte dieser Forderung, die ihr als der Wille der Nation verkündet wurde, nicht zu widerstehen. Athalarich vergaß über den Freuden der Jagd und der Waffenübung die höheren Bestrebungen, überließ sich dem Weine und allen jugendlichen Ausschweifungen und begegnete seiner Mutter mit kränkendem Ungehorsam.

Athalarich

Erfüllt von Zorn und Unmuth über die steten Beleidigungen, welche sie von den rohen Gothen zu erleiden hatte, sann Amalasunta auf Rache. Sie fragte insgeheim bei Justinian an, ob sie eine sichere Aufnahme in seinen Staaten finden würde, ließ, als ihr die Zusicherung mit Freuden ertheilt ward, die drei Häupter der ihr feindlich gesinnten Partei in den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen durch zuverlässige Diener ermorden, und gab Befehl, den Schatz ihres Vaters, 40,000 Pfund Goldes, auf das Schiff zu bringen, auf dem sie nach Dyrrhachium zu fliehen gedachte. Das Gelingen ihres blutigen Auftrags an den drei Parteihäuptern der Mißvergnügten und der frühe Tod ihres Sohnes, der im sechzehnten Jahre seines Alters seinen Ausschweifungen zum Opfer fiel, hielt sie von der beabsichtigten Flucht zurück. Angetrieben von Ehrgeiz und Herrschsucht, den mächtigsten Leidenschaften ihrer Seele, suchte sie Mittel und Wege, gegen das Grundgesetz des Gothenvolkes sich auf dem Throne zu behaupten. Sie bot ihrem Vetter Theodat, dem letzten männlichen Sprößling der Amaler, der als Graf von Tuscien durch seine Habsucht und Gewaltthätigkeiten sich allgemein verhaßt gemacht hatte und von der Königin selbst wegen seiner Willkürhandlungen öfters zurechtgewiesen worden war, die Mitherrschaft an, unter der Bedingung, daß er mit dem Königstitel sich begnügen und an die Ausübung der Gewalt keine Ansprüche machen wolle. Theodat leistete ohne Bedenken den geforderten Eid, in der stillen Absicht, ihn so bald als möglich

Amalasunta u. Theodat.

534.

zu brechen. Cassiodor wurde beauftragt dem römischen Senat und dem byzantinischen Kaiser in beredten Worten zu verkündigen, daß Amalasunta und Theodat den Thron von Italien bestiegen hätten. Justinian konnte sich freuen, daß die Zügel der Regierung in Hände gelegt waren, die unfehlbar den Staat des großen Theoderich zu Grunde richten und seine eigene Herrschaft vorbereiten mußten. Denn auch Theodat war schon längst mit den Netzen byzantinischer Staatskunst umstrickt. Er hatte durch den Sachwalter des Kaisers, den beredten und umsichtigen Petrus, bereits das Anerbieten gemacht, gegen reiche Geldentschädigung und die Ehre, in den Senat von Byzanz aufgenommen zu werden, die Grafschaft Tuscien dem oströmischen Reiche abzutreten und seinen Wohnsitz in Constantinopel aufzuschlagen.

„Theodat war keineswegs ein Mann ohne Geist,“ sagt O. Abel, „aber es gebrach ihm an allen den Eigenschaften, deren ein König bedarf. Er war schwankend in seinen Entschlüssen, ohne Kraft und Muth, bei allem Ehrgeiz doch des ehrlosesten Thuns fähig, weil er zu kleinlich und zu schwach war, sein persönliches Wünschen und Behagen aufgehen zu lassen in den größeren Forderungen der gemeinen Wohlfahrt; in einem durch die Waffen geschaffenen und noch immer fast allein durch die Wehrhaftigkeit des Volks getragenen Staat verstand er vom Kriegswesen nichts, statt dessen spielte er den Gelehrten, vertiefte sich in die überschwängliche Weisheit, welche eine spätere Zeit über der Philosophie Platons ausgebrütet hatte, und wußte mitzureden in den theologischen Streitigkeiten, welche die Menschen jener Tage beschäftigten.“

Amalasunta's Ausgang. 534. Das Doppel-Regiment war von kurzer Dauer. Theodat, gereizt durch die gerechte Verachtung, die Amalasunta ihm ohne Rückhalt zeigte, und gestachelt von Ehrsucht und Herrschsucht, wandte sich ihren Feinden zu und ließ die Königin wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung auf eine kleine Insel des Vulsinischen Sees bringen, wo sie nach kurzer Gefangenschaft auf Befehl oder
535. mit Einwilligung des neuen Königs im Bade getödtet ward. Die Anverwandten der ermordeten Gothenhäupter hatten auf ihren Tod gedrungen. Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Theodats Haltung. 535. Den blutigen Frevel konnte Theodat nur durch Thaten des Ruhmes in Vergessenheit bringen. Nur wenn er als Vertreter der nationalen Unabhängigkeit auftrat und bei dem unvermeidlichen Kampfe gegen Byzanz als König und Mann die politische Stellung und die Ehre seines Volkes vertheidigte, konnte er den dunkeln Flecken, wenn auch nicht verwischen, so doch durch den Glanz seines späteren Lebens überstrahlen. Wenn Amalasunta in ihrer früheren Bedrängniß den unverzeihlichen Schritt gethan hatte, mit dem Kaiserhof Verbindungen anzuknüpfen, die auf nichts geringeres als die Abtretung Italiens an das oströmische Reich hinausgingen, wenn Theodat selbst vor seiner Erhebung sich in Unterhandlungen ähnlicher Art hinsichtlich Tusciens eingelassen hatte, so mußte nun der König alle diese Fäden mit Entschiedenheit zerreißen und als gothischer Heerfürst in die Bahn seines Oheims Theoderich einlenken. Aber zu einem solchen mannhaften Entschlusse vermochte sich Amalasunta's Mörder

nicht aufzuschwingen. Als Justinian, von den Vorgängen durch seine Gesandten in Italien genau unterrichtet, den größten Schmerz über den Tod der Königin kund gab und mit drohenden Worten in Ravenna erklären ließ, daß er sie rächen werde, verlor Theodat Muth und Fassung. Er schrieb Briefe voll Demuth und Unterwürfigkeit an den Kaiser; seine Gemahlin Gudeline mußte Theodora's Fürsprache anflehen; die Ermordung Amalasunta's wurde als eine gegen seinen Willen vollbrachte Gewaltthat der Gothen dargestellt. Und als nun gar Justinian Kriegsanstalten traf, als sein Feldherr Mundus in Dalmatien einrückte und Salona eroberte; als Belisar, „dessen Schwert noch vom Blute der Vandalen triefte," auf Sicilien landete und trotz seiner geringen Kriegerschaar die ganze Insel nach kurzem Widerstande in Panormus zur Unterwerfung brachte, da entsank dem Gothenfürsten aller Muth und alle Thatkraft. Er berief den noch immer in Italien weilenden Gesandten Petrus zu sich und erklärte sich bereit, „Sicilien an den Kaiser abzutreten, ihm jährlich eine goldene Krone, 300 Pfund schwer, zu senden, und wenn es verlangt werde, 3000 kampffertige Gothen zu stellen." Ferner machte er sich verbindlich, ohne Genehmigung des Kaisers keinen Priester oder Senator mit Tod oder Güterverlust zu bestrafen, keinen Unterthanen zur Würde eines Patricius oder Senators zu erheben, endlich bei den öffentlichen Spielen und allen feierlichen Gelegenheiten Justinians Namen stets dem seinigen vorangehen zu lassen. Wie erniedrigend diese Bedingungen auch waren, so fürchtete der feige König dennoch, sie möchten in Constantinopel verworfen und der Krieg gegen ihn fortgeführt werden. Darum ging er noch einen Schritt weiter in der Selbsterniedrigung. Von den Gebilden seiner Furcht umhergetrieben, rief er den Gesandten, der sich bereits auf der See befand, wieder nach Ravenna zurück, um aus seinem Munde die beruhigende Versicherung zu vernehmen, ob er glaube, daß der Kaiser den angebotenen Vertrag bestätigen werde. Petrus hielt es für wahrscheinlich. „Was wird aber daraus werden, wenn er es nicht thut?" fragte der feige Fürst weiter. „Dann wirst du Krieg führen müssen," entgegnete der Gesandte. Und als er merkte, daß Theodat bei dem bloßen Gedanken, daß er das Schwert gegen den Kaiser führen sollte, in Zweifel und Kleinmuth sich verzehrte, tröstete ihn der andere mit der Lehre, jeder Mensch handle nach seiner Natur; er, der König, sei zum Philosophen geboren und dürfe seine Hand nicht mit Blut beflecken, den Kaiser dagegen beseele das Bestreben, die Länder, die von Alters her zu seinem Reich gehört hätten, mit den Waffen wieder zu erobern. Erleichtert durch diesen Trost schwur Theodat dem listigen Griechen, sein ganzes Reich an Justinian abtreten zu wollen gegen ein jährliches Einkommen von 1200 Pfund Goldes in Landgütern. Wenn er dabei dem Gesandten zugleich den Eid abnahm, nur für den Fall, daß sein erster Antrag vom Kaiser verworfen würde, ihm den zweiten vorzulegen, so war dies nur ein neuer Beweis seiner Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit. Der erste Vorschlag wurde

natürlich verworfen, dagegen nahm Justinian das Anerbieten der Abdankung huldvoll entgegen, lobte des Königs verständigen Sinn und friedliebendes Gemüth und verhieß ihm außer der Jahresrente noch die höchsten Reichswürden. Zugleich erhielt Belisar, der die Eroberung Siciliens beendigt und den erwähnten Aufstand in Afrika unterdrückt hatte, die Weisung, schleunigst aufzubrechen, um auch Italien in Besitz zu nehmen.

Sein Wankelmuth. Aber so leicht sollte die Sache nicht zu Ende gehen. Theodat brachte sich durch seinen Wankelmuth um die Früchte seiner Erniedrigung und Feigheit. Ein Sieg, den die Gothen über die Kaiserlichen in Dalmatien erfochten und die Wiedereroberung von Salona hob den erstorbenen Muth des Königs plötzlich wieder zu so ungemessenen Erwartungen, daß er nicht nur der getroffenen Verabredungen, sondern auch der völkerrechtlichen Pflichten vergaß und die byzantinischen Gesandten ins Gefängniß werfen ließ. Nun überzeugte sich Justinian, daß allein die Waffen entscheiden könnten. Ein neues Heer rückte in Illyricum ein; noch vor dem Winter war Salona wieder erobert, Dalmatien und Liburnien aufs Neue unterworfen und die gothische Besatzung nach Ravenna eingeschifft. Mit dem Glück schwand auch wieder der Muth des Königs. Er nöthigte durch Drohungen die Bischöfe und den Senat, in Byzanz noch einmal als Vermittler des Friedens aufzutreten. Aber Justinian würdigte sie keines Gehörs, sondern wiederholte den Befehl an Belisar, in Italien einzurücken.

Belisar in Unteritalien. 536. Es war im Frühling des Jahres 536, als Belisar über die Meerenge nach Rhegium überschiffte und sich, während die Flotte längs der Küste hinsegelte, durch Bruttien und Lucanien nach Neapel wandte. Fast ohne Schwertstreich ergaben sich die kleineren Städte dem menschenfreundlichen Feldherrn, ja Theodats eigener Schwiegersohn ging mit seinem Gefolge ins feindliche Lager über und empfing als Lohn des Verraths reiche Besitzungen und die Würde des Patriciats. Auch die Bürgerschaft von Neapel war zur Uebergabe bereit, aber zwei Sachwalter, Freunde der Gothen und die Versprechungen der Juden, für die Bedürfnisse zu sorgen, verhinderten den Abschluß des Vertrags. So wurde Neapel zu Wasser und zu Lande belagert. Allein nach zwanzigtägiger Einschließung drangen die Griechen durch einen unterirdischen Gang während der Nacht in die Stadt, indeß ihre Waffenbrüder mit Sturmleitern von Außen die Mauern erstiegen. Von Raubgier und Rachsucht erfüllt ließen die Soldaten die Einwohner alle Schrecknisse des Krieges empfinden. Sie wütheten gegen Bewaffnete und Wehrlose; selbst Kirchen und Priester wurden mißhandelt. Nur mit Mühe gelang es dem Feldherrn, sein Ansehen geltend zu machen und dem Morden und Rauben der wilden Horden, unter denen sich besonders die Hunnen hervorthaten, Einhalt zu thun. Nach dem Falle Neapels unterwarf sich Campanien und ganz Unteritalien der Herrschaft des byzantinischen Kaisers.

Während dieser Vorgänge hatte Theodat keinen Arm gerührt. Er barg sich hinter den Ringmauern Roms, während seine Reiterei auf der appischen Straße bis zu den pontinischen Sümpfen vorrückte. Da überzeugten sich die Gothen, „daß der Stamm der Amaler vertrocknet sei in Aesten und Zweigen, und die Zeit einen Mann heische, den ihr jenes Geschlecht nicht geben könne." Darum versammelten sie sich auf freiem Felde, einige Meilen südwärts von Rom und hoben den Vitiges auf den Königsschild, keinen Mann von erlauchtem Geschlechte aber von erprobter Tapferkeit im Krieg. Auf diese Kunde ergriff Theodat die Flucht, aber noch ehe er Ravenna erreichte, fiel er durch den Arm eines ergrimmten Gothen „wie ein Opferthier vor den Stufen des Altars." Seinen Sohn ließ Vitiges in Haft nehmen und eilte dann nach Ravenna, wo er sich mit Amalasunta's widerstrebender Tochter vermählte, „um einen schwachen Schatten erblichen Rechts zu erlangen," und Anstalten traf sowohl zur Sicherheit des Reiches als zur Herstellung des Friedens. Theodats Ausgang. Vitiges.

Aber weder Justinian noch der siegreiche Feldherr wollten von Frieden hören. Die von Cassiodor mit Geschick und Beredtsamkeit abgefaßten Sendschreiben nach dem Osten blieben ohne Wirkung. Unterdessen rückte Belisar längs der Küste auf der latinischen Straße auf Rom los, das Leuderis, ein bejahrter Kriegsmann, mit einer Besatzung von 4000 Gothen nur schwach vertheidigte. Da regte sich bei der Geistlichkeit, dem Senat und der Bürgerschaft der lange verhaltene Grimm gegen die „arianischen Barbaren des Nordens," und sie luden durch Abgeordnete den Stellvertreter des Kaisers ein, ihre freiwillige Unterwerfung anzunehmen, und in die Stadt, die seiner Ankunft freudig entgegenharre, einzuziehen. Belisar folgte dem Rufe. Während er durch das südliche Thor seinen Einzug hielt, entfernten sich die gothischen Truppen durch das nördliche, um sich zu Vitiges nach Ravenna zu begeben. Nur ihr Führer blieb zurück; seine Sendung nach Constantinopel mit den Schlüsseln von Rom war zugleich die zuverlässigste Siegesbotschaft. Belisar in Rom. 10. Dec. 536.

Die Römer freuten sich, das Fest der Geburt Christi ohne die entweihende Gegenwart der Arianer feiern zu können und bewunderten den Heldensinn und Edelmuth des großen Feldherrn, in dem die hohen Gestalten ihrer Ahnen wieder aufzuleben schienen. Auch die Bürger der benachbarten Städte Narnia, Spoletium, Perusia u. a., welche von den Griechen mit leichter Mühe besetzt wurden, stimmten in das Frohlocken der Hauptstadt ein. Als aber die Kunde eintraf, daß Vitiges die zerstreuten Gothen von allen Seiten um sich sammle, um mit großer Heeresmacht die verlornen Städte und Landschaften wieder zu erobern, und die Ausbesserung der Stadtmauern und die Errichtung fester Vertheidigungswerke durch Belisar sie überzeugte, daß sie die Beschwerden und Leiden eines Belagerungskrieges zu erdulden haben würden, so verwandelte sich ihre Freude bald in Angst und Sorge. Es dauerte nicht lange, so stand ein gothisches Heer, dessen Zahl auf 150,000 Mann angegeben wird, an der Tiber Belagerung Roms durch Vitiges 537 38.

und begann, nachdem die Milvische Brücke im Sturm genommen worden, in sieben Lager vertheilt, die Belagerung der Stadt. Sie dauerte ein volles Jahr und der griechische Geschichtschreiber, der als Augenzeuge zugegen war, hat mit Sorgfalt und umständlicher Genauigkeit der Nachwelt berichtet, mit welcher gewaltigen Kraftanstrengung die Gothen bemüht waren, mittelst Sturm- und Belagerungswerkzeugen von wunderbarer Größe und Stärke und mit allen Waffen und Künsten, die ihnen zu Gebote standen, die Stadt zu erobern, und mit welcher Umsicht, Tapferkeit und Geschicklichkeit der byzantinische Feldherr den Stürmen und Angriffen begegnete; wie er selbst die unkriegerischen Römer zur willigen Theilnahme an der Vertheidigung brachte und dadurch die geringe Zahl seiner eigenen Streiter mehrte oder doch die Feinde zur Theilung ihrer Mannschaften nöthigte; wie er die Thatkraft und den Muth des tapfersten Soldaten mit dem klaren Blick eines umsichtigen Feldherrn und mit der Sicherheit und dem entschlossenen Willen des echten Befehlshabers vereinigend den Seinigen als Muster und Leitstern vorleuchtete. Dieser geschickten Führung wie der Unerfahrenheit der Gothen im Belagerungskriege und den großen Schwierigkeiten, welche die weite und hohe Ringmauer den Angreifenden darbot, war es zuzuschreiben, daß trotz der Ueberlegenheit der Gothen an Zahl und trotz der großen Tapferkeit und Todesverachtung, womit sich die Krieger in den Kampf stürzten, Rom nicht erobert wurde. Die Belagerten schlugen nicht nur die Stürme muthig zurück, wobei selbst die herrlichsten Meisterwerke griechischer Plastik zum Zermalmen feindlicher Krieger über die Mauern gestürzt wurden, sie beunruhigten die Belagerer auch unaufhörlich durch Ausfälle bald in größerer Ausdehnung, bald in kleineren Heerhaufen. Procopius setzt die Summe der vorgefallenen Gefechte auf siebenundsechzig und fast immer entschied der Sieg für die Römer; „so viele Vortheile über die größere Anzahl gewährten die besonnenen Anordnungen Belisars, die Umsicht seiner tapferen Leibwächter, die gewöhnlich den Angriff leiteten und beim schnellen Vorrücken und Zurückweichen die Gewandtheit der Hunnen, die gut beritten waren und sich des Bogens bedienten, während die Reiterei der Gothen mit Schwertern und kurzen Spießen focht und ihre Bogenschützen, da sie zu Fuße kämpften, sich nur unter dem Schutz der Schwerbewaffneten hervorwagen durften.“

Nothstände in Rom. Aber wie erfolgreich immer die äußeren Kämpfe für die Römer sein mochten, mit der Zeit zeigte sich in der Stadt ein Feind, der mit schwerer Hand auf Allen lastete, Hunger und Krankheit. Zwar hatte Belisar mit eifriger Fürsorge Vorräthe aus Sicilien und Campanien herbeischaffen lassen; allein die lange Dauer der Belagerung hatte die Kornspeicher allmählich geleert, und da die Gothen im Besitze des Hafens waren, so war die Verbindung mit der See abgeschnitten. Mit der größten Umsicht suchte Belisar dem zunehmenden Mangel zu steuern; die Frauen, Kinder, Greise und Alle, die nicht bei der Vertheidigung mitwirkten, erhielten Befehl, an der noch freien Seite sich nach Süden zu

begeben; die Rationen der Soldaten wurden gemindert und die Berechtigten durch höhere Löhnung entschädigt; das Wasser der Tiber wurde zum Trinken und zum Mahlen des Korns verwendet, da die Gothen die Aquäducte unterbrochen hatten; aber bei dem Allen nahm die Noth der Stadt mit jedem Tage zu und die Römer, „aus ihren Träumen von Größe und Freiheit geweckt," fingen an das Haupt zu senken und ihren früheren Eifer für die byzantinische Herrschaft zu beklagen. Dem Feldherrn gingen Gerüchte von hochverrätherischen Umtrieben zu. Darum verdoppelte er seine Wachsamkeit; mehrere Senatoren von zweideutiger Gesinnung wurden verbannt, der Papst Sylverius, dessen Umtriebe durch glaubwürdige Zeugen und durch seine eigene Unterschrift deutlich an Tag kamen, wurde in das geringe Gewand eines Mönchs gekleidet nach einem fernen Verbannungsort im Morgenlande verwiesen und die römische Geistlichkeit zur Wahl eines neuen Oberhauptes angehalten. Durch einen Simonievertrag wurde auf Veranlassung Antonina's und Theodorens der Diakon Vigilius auf den päpstlichen Stuhl erhoben.

Verstärkungen u. Waffenruhm.

Belisar hatte mit der Botschaft seiner bisherigen Siege dringende Bitten an Justinian gerichtet, ihn mit Mannschaft und Lebensmitteln zu versehen. Als der Feldherr vernahm, daß Verstärkungen von Unteritalien heranrückten und einige Schiffe mit Geld und Mundvorrath der Hafenstadt Ostia sich näherten, hielt er die Gothen durch kluge Bewegungen und wiederholte Angriffe so lange in Spannung, bis seine Gemahlin und sein Geheimschreiber Procopius die Truppen und die Zufuhr sicher in die Stadt gebracht hatten. Dadurch wuchs den Römern aufs Neue der Muth, während die Gothen, welche die angelangte Verstärkung für viel beträchtlicher hielten, die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang verloren. Sie baten um Frieden. Aber Belisar verwarf stolz ihre Anträge. Er gewährte ihnen nur eine dreimonatliche Waffenruhe, damit sie ihr Bitten an den Kaiser selbst richten könnten. Kaum hatten 537.
jedoch die Gothen im Vertrauen auf den Vertrag die Hafenstadt, wo es ihnen an Lebensmitteln gebrach, verlassen und sich mit ihren Waffengefährten im Lager vereinigt, so besetzte Belisar diesen günstig gelegenen Ort nebst Centumcellä und Albanum und sandte den tapfern und unternehmenden Führer der Isaurier, Johannes, in das Picenische, um die unbewachten Orte, wo die Gothen ihre Frauen, Kinder und Schätze geborgen hatten, zu überfallen. Alles was den Romanen gehöre, sollten sie jedoch verschonen.

Abzug der Gothen März 538

Die Gothen, empört über den Treubruch der Byzantiner, machten noch einen letzten Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen; ein geheimer Gang in einer der Wasserleitungen sollte ihnen als Eingang dienen; aber auch dieses Vorhaben wurde durch Belisars Wachsamkeit vereitelt. Da entsank den Gothen, deren Reihen durch Hunger, Krankheit und das Schwert der Feinde bedeutend zusammengeschwunden waren, aller Muth. Sie drangen auf den Abzug und Vitiges, der mit Sorge vernahm, daß Johannes mit seinen wilden Isaurischen

Kriegsschaaren alles Land von den Apenninen bis an das adriatische Meer verheere, reiche Beute und unzählige Gefangene nach der von ihm besetzten Stadt Ariminum bringen lasse und seine eigene unzufriedene Gattin, Amalasunta's stolze Tochter, zur Untreue und zur Uebergabe Ravenna's zu verleiten suche, gab den Forderungen seines Volkes Gehör und ordnete den Rückzug an. Im März des Jahres 538 zündeten die Gothen ihre Gezelte an und zogen in Unordnung über die Milvische Brücke ab. Aber durch ihre eigene Furcht und Eile gedrängt und von dem nachsetzenden Belisar im Rücken angegriffen erlitten sie noch schwere Verluste. Viele fanden in den Fluthen der Tiber ihren Untergang.

Vitiges in Ravenna.

Doch war das abziehende Gothenheer noch so stark, daß Vitiges in die haltbaren Städte Etruriens und Umbriens Besatzungen senden und dann zur Belagerung von Ariminum schreiten konnte. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Tapferkeit und Geschicklichkeit, womit Johannes, dem großen Belisar nacheifernd, die Mauern vertheidigte und die Angriffe zurückschlug. Als die kleine Griechenschaar durch Mangel und Verluste schon in der höchsten Noth war, rückte der Eunuche Narses mit siebentausend Mann auserlesener Truppen von Picenum heran, während eine Flotte längs der Küste hinsegelte. Da gab Vitiges die Belagerung auf und zog eilig hinter die Mauern und Sümpfe von Ravenna. Nun fiel auch der größte Theil von Mittelitalien in die Gewalt Belisars, und das Schicksal des Gothenreiches hätte sich vielleicht noch in demselben Jahre entschieden, wenn nicht durch den Ungehorsam einiger Führer und durch den Hader zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Eunuchen Narses, der von dem häuslichen Dienste des Palastes und der Verwaltung des Privatschatzes zum Heerführer emporgestiegen war, die kriegerischen Unternehmungen gelähmt worden wären. Dadurch fand Vitiges Zeit, sich in Ravenna zu verstärken und mit Hülfe der Burgunder die wichtige Stadt Mailand, die heimlich mit Belisar wegen Uebergabe in Unterhandlung getreten war, mit schwerer Züchtigung heimzusuchen.

Burgunder u. Franken in Oberitalien. 539.

Im Anfang des Krieges hatte Justinian die Franken mit religiösen Gründen auf seine Seite zu bringen gesucht, aber sie hatten sich bisher jeder Einmischung enthalten. Nun gelang es Vitiges, den austrasischen König Theodebert (S. 692) durch Abtretung von Land und durch Geldgeschenke zum Waffenbunde zu bewegen. Er gestattete es, daß zehntausend seiner neuen Unterthanen, der Burgunder, über die Alpen stiegen und die Gothen bei der Belagerung von Mailand unterstützten. Die Einwohner hofften umsonst auf Entsatz; Belisar stand zu weit entfernt und Narses weigerte sich, ihnen zu Hülfe zu ziehen. So wurde die Stadt, als Mangel und Elend den höchsten Grad erreicht hatten, zur Ergebung gezwungen. Die römische Besatzung erhielt freien Abzug und der Bischof Datius, der Urheber der Empörung, entkam „nach der Ueppigkeit und den Ehren des byzantinischen Hofes." Ueber die ganze übrige Stadt da-

gegen kam Tod und Verderben. Alle erwachsenen Männer (ihre Zahl wird auf 300,000 angegeben) starben durch das Schwert; die Priester wurden an den Stufen ihrer Altäre erschlagen, die Häuser ausgeplündert und dann angezündet, die Mauern dem Erdboden gleich gemacht und die Frauen von den Burgundern als willkommene Beute über die Alpen geführt. Im folgenden Jahre erschien Theodebert selbst an der Spitze eines großen mit Schwert und Streitaxt bewehrten Heeres in Ligurien; Römer und Gothen geriethen in gleichen Schrecken, da der schlaue Franke mit seiner Erklärung, auf wessen Seite er treten wolle, zurückhielt. Und in der That griff er fast gleichzeitig das Lager der Gothen und der Griechen an und benutzte dann beider Flucht, um Ligurien und das Poland mit Raub und Mord zu überziehen. Genua erlitt dasselbe Schicksal wie im vorhergehenden Jahre Mailand. Bald stellte sich jedoch in dem verödeten Lande Mangel bei dem Heere ein, so daß der dritte Theil dem Hunger und den Krankheiten erlag. Da gab der Austrasier dem Verlangen seines Volkes und den Ermahnungen Belisars Gehör und führte den Rest mit der Beute über die Alpen zurück. So endete der Feldzug, dessen Andenken durch gallische Münzen verewigt ward.

Bald nach dem Abzuge der Franken ergaben sich Fäsulä und Auximum, wo sich die Gothen lange Zeit tapfer vertheidigt hatten, dem römischen Feldherrn. Bei der Belagerung der letzteren Stadt wäre Belisar beinahe durch einen Pfeil getödtet worden, wenn nicht einer seiner getreuen Leibwächter das Todesgeschoß mit Verlust seiner eigenen Hand aufgefangen hätte. Die Besatzung von Auximum durfte mit der Hälfte ihrer Reichthümer abziehen, aber sie verpflichtete sich, entweder in den Dienst des Kaisers zu treten oder in Frieden sich auf ihre Güter zu begeben. Nun traf Belisar Anstalten zur Belagerung von Ravenna. Justinian, besorgt über einen neuen Krieg, womit ihn im Osten der Perserkönig Chosroes bedrohte, war nicht abgeneigt, mit Vitiges einen Frieden einzugehen und ihm das Land jenseit des Po sammt dem Königstitel und der Hälfte des Schatzes zu überlassen; aber Belisar verwarf den Theilungsvertrag und erklärte den Gesandten seinen Entschluß, Vitiges in Ketten zu Justinians Füßen zu führen. Er wagte es mit dem Muthe eines großen Staatsmannes „allein die Gefahr wie das Verdienst edlen Ungehorsams zu tragen." Er schloß Ravenna, das durch seine feste Lage gegen alle Stürme und Angriffe gesichert, nur durch die Gewalt des Hungers bezwungen werden konnte, von allen Seiten ein, um jede Zufuhr abzuschneiden und bewirkte durch geheimen Verrath, daß die Kornspeicher der Stadt in Flammen aufgingen.

Belisar vor Ravenna. 539.

Die Gothen waren schon längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Unfälle nicht ihrem Mangel an Tapferkeit, sondern der Schwäche und Unfähigkeit ihres Königs zuzuschreiben seien. Voll Bewunderung über die hohen Eigenschaften und Kriegstugenden Belisars boten sie ihm die Herrschaft Italiens an, wenn er ihr König werden und als würdiger Nachfolger Theoderichs über ein

Sein Einzug in die Stadt. Dez. 539.

ergebenes Volk und ein reiches und schönes Land regieren wolle. Belisar ließ sich jedoch durch den Glanz eines Diadems nicht blenden; er war ein zu kluger und umsichtiger Staatsmann, als daß er seine Zukunft auf die unsichere Treue eines fremden Volkes hätte gründen und die Rache eines mächtigen Kaisers auf sich ziehen mögen. Dennoch beschloß er, den guten Willen der Gothen und die günstigen Umstände zu seinem und seines Gebieters Vortheil zu nutzen. Ohne sich durch Verträge zu binden, willigte er scheinbar in ihre Vorschläge und brachte sie dahin, daß sie ihm freiwillig die Hauptstadt Ravenna übergaben.
Dec. 539. Wie ein Triumphirender zog hierauf der byzantinische Feldherr durch die Thore der uneinnehmbaren Stadt, während eine mit Lebensmitteln beladene Flotte in den Hafen einfuhr, ein willkommener Gast für die hungernden Einwohner. Mit Staunen und Beschämung blickten die hohen Gestalten der Gothen auf die geringe Schaar kleiner unscheinbarer Krieger, durch deren Waffen und kriegerische Tugenden sie überwunden worden waren, und die stattlichen Frauen übergossen ihre Söhne und Männer mit Hohn und Vorwürfen, daß sie ihre Macht und Freiheit an die winzigen Söhne des Südens verloren hätten.

Belisars Haltung. Sobald Belisar die Stadt besetzt und sich durch umsichtige Anordnungen gegen jede Empörung sicher gestellt hatte, nahm er im Namen des byzantinischen Kaisers Besitz von Italien und Ravenna. Täuschte er durch diese Loyalität die Erwartungen der Gothen, so war er andererseits bedacht, die Gesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen. Vitiges wurde in ehrenvoller Haft gehalten, die Blüthe der gothischen Jugend zum Dienste des Kaisers auserlesen, der Ueberrest des Volkes ohne alle Gefährdung nach den friedlichen Wohnsitzen in den südlicheren Landschaften entlassen, um die Bevölkerung der Hauptstadt zu mindern. Auf die Kunde von diesen Vorgängen ergaben sich die meisten der noch nicht eroberten Festungen in Oberitalien; die gothischen Befehlshaber eilten nach Ravenna, um ihre Huldigungen persönlich darzubringen. Allein anstatt eines Königs fanden sie einen getreuen Unterthanen des byzantinischen Kaisers.

Belisars Abzug. 540. Wäre der Oberbefehl über Italien in Belisars Händen geblieben, so würde die Halbinsel mit ihrer romanischen und germanischen Bevölkerung in Kurzem eine ruhige Provinz des byzantinischen Reiches geworden sein. Aber die Verdächtigungen neidischer Höflinge blieben nicht ohne Wirkung auf die argwöhnische Seele Justinians. Mitten in seinem Siegeslauf, noch ehe die gothischen Befehlshaber von Pavia und Verona ihre Unterwerfung erklärt, wurde Belisar abberufen, um, wie die gnädige Botschaft lautete, den Lohn für seine Verdienste aus der Hand des dankbaren Kaisers entgegen zu nehmen und die Ostgrenze gegen die Heere der Perser zu vertheidigen. Denn nur Er sei dieser schwierigen Aufgabe gewachsen; die Ueberreste des gothischen Krieges dagegen könnten durch Bessas und andere geringere Feldherren beendigt werden. Belisars Machtstellung in Italien und sein eigenmächtiges Auftreten schienen

unvereinbar mit der in einer absoluten Monarchie nothwendigen Unterordnung. Und der große Feldherr folgte dem Befehl ohne Zögern. Eben so gehorsam und treu als tapfer schiffte er sich mit der Beute, den Siegeszeichen und den edlen Gefangenen, darunter Vitiges und seine Gemahlin, nach Constantinopel ein, und legte dem undankbaren Herrscher den reichen Schatz des großen Theoderich zu Füßen. Nicht einmal die Ehre eines Triumphes ward ihm zu Theil. Vitiges und seine Gattin wurden mit ehrender Artigkeit empfangen und da der Gothenkönig sich zur Annahme des athanasianischen Glaubensbekenntnisses bequemte, so erhielt er nebst reichen Erbgütern in Asien den Rang eines Senators und Patricius.

2. Totilas und Narses.

Durch den Abzug Belisars glaubten die Gothen von dem Vertrage der Ildebald 540—541.
Unterwerfung entbunden zu sein; denn nur dem Feldherrn, nicht dem byzantinischen Kaiser hatten sie sich ergeben. Die nationale Partei athmete daher wieder frei auf und sammelte die zerstreuten Kräfte, um wenigstens noch Einiges aus dem großen Schiffbruch zu retten. Die Besatzungstruppen von Pavia (Ticinum) und Verona erhoben **Ildebald**, einen tapfern Feldherrn und Neffen des Westgothenkönigs Theudes zur Würde eines Heerkönigs, und zogen unter seiner Führung wider die Feinde, die ohne gemeinsamen Befehlshaber und verstimmt über den kargen Sold, den der Rechnungsrath (Logothete) Alexander in Ravenna, ein habgieriger, gewaltthätiger Beamter ihnen für ihre Gefahren und Wunden zuwies, rathlos und unschlüssig in ihren zerstreuten Heerlagern den Gang der Dinge abwarteten. Nur der Feldherr Vitalius trat mit einer Schaar Heruler dem kleinen Gothenhaufen entgegen, erlitt aber eine Niederlage, in welcher er selbst nur mit Mühe dem Schwerte entrann und der Fürst der Heruler mit dem größten Theile der Seinen umkam. Diese Vortheile, nach so vielen Unfällen der erste Lichtblick, erfüllten die Gothen mit neuem Vertrauen zu ihrem Führer. Aber dieses Vertrauen sollte nur zu bald verschwinden. Die Gemahlin des Uraias, eines Neffen von Vitiges, welche reich angethan und von angesehenem Gefolge umgeben ein Bad besuchte, hatte Ildebalds gering gekleidete Gattin nicht als Königin begrüßt und verächtlich behandelt. Die Gekränkte forderte ihren Gemahl zur Rache auf und Uraias wurde hinterlistig ums Leben gebracht. Diese ehrlose That entfremdete dem König die Herzen der Gothen, und sie sahen gleichgültig zu, als er von einem seiner Leibwächter, dessen schöne Braut während der Abwesenheit des Verlobten der König einem andern Gothen vermählt hatte, bei einem Mahle ermordet ward. Als sich Ildebald vom Ruhesitz vorwärts beugte und die Hand nach den Speisen ausstreckte, trennte der Beleidigte das Haupt mit scharfem Schwerte so kräftig vom Rumpfe, 541.
daß es zum Schrecken Aller auf dem Tische hinrollte.

Die durch diese That herbeigeführte Verwirrung benutzten die Rugier, Der Rugier Erarich. 541.

jener deutsche Volksstamm, der seit Theoderich unter den Gothen lebte, ohne sich jedoch durch Zwischenehen mit denselben zu vermischen, um den **Erarich** (Ehrenreich), einen ihrer Volksgenossen, zum König auszurufen. Aber seine Herrschaft dauerte nur fünf Monate. Als er heimlich mit Justinian verrätherische Unterhandlungen über die Abtretung Italiens anknüpfte, wurde er von den Gothen erschlagen und **Totilas**, der tapfere Befehlshaber von Treviso (Tarvisium), Ildebalds Brudersohn, auf den Königsschild erhoben.

Cassiodor. Während dieser Jahre der Verwirrung war es wohl, daß Cassiodor, erschüttert durch die Wechselfälle, die sich in so rascher Folge vor seinen Augen zutrugen, den Entschluß faßte, sich von der Welt zurückzuziehen, und in dem Kloster, das er in der Nähe seiner Vaterstadt Squillace (Scyllacium) erbaut hatte, ein beschauliches, der Andacht und den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen (S. 678). „Die Ereignisse in den letzten Tagen Theoderichs und die nach dessen Tode eintretenden Unfälle des königlichen Hauses und ganz Italiens hatten schwerlich Jemanden stärker berührt und kräftiger an den Wechsel aller irdischen Größe und Hoheit erinnert, als diesen Staatsmann. Er war Zeuge gewesen von der Hinrichtung des Boethius und Symmachus, seiner vertrauten Freunde, und, was vorzüglich verwundete, durch den Beschluß eines Königs, den er liebte und achtete; er hatte den Enkel des Königs in der Blüthe seiner Jugend und mit ihm eine gerechte Hoffnung verwelken sehn; er beweinte in der Mutter des Jünglings eine Fürstin, die ihm durch Liebe zu den Wissenschaften verwandt und eines besseren Looses würdig war; und er sah nicht nur unter Theodat und Vitiges den Sturm über sein Vaterland, das kaum von den langen, vor Theoderich erduldeten Leiden zu genesen anfing, hereinbrechen, sondern erfuhr auch die Wirkung dieses Sturmes vor vielen andern, da ihm, dem ausgezeichneten und gewandten Geschäftsmanne, die hohe und zugleich beschwerliche Würde der prätorischen Präfectur vier- oder fünfmal übertragen wurde. Es ist begreiflich, wie so viele schmerzliche Erfahrungen, die wiederkehrende Bürde eines Amtes, das er unter den obwaltenden bedenklichen Verhältnissen, ohne Tadel auf sich zu laden, nicht ablehnen konnte, die mit der Präfectur häufig wechselnden Geschäfte der Quästur und das Gefühl der vormals freien, nun durch die Bekriegung Italiens gehemmten Wirksamkeit ihn ermüden und mit dem öffentlichen Leben entzweien mußten."

Totilas 541—552. Erfolge der Gothen. Um die Zeit, da Totilas auf den Königsschild gehoben ward und die zerstreuten Reste der Gothen unter seiner Fahne sammelte, machten die Römer, erschreckt durch die harten Verweise Justinians, einen nächtlichen Angriff auf Verona. Artabazes, ein kühner Armenier, drang an der Spitze von hundert Kriegern durch das Thor ein, das ein bestochener Wächter ihm geöffnet. Bestürzt und verwirrt flüchtete die gothische Besatzung in die nahen Berge. Als aber das Hauptheer der Griechen durch die Schuld der Führer, die sich über die Theilung der zu erwartenden Beute stritten, nicht rasch genug nachrückte, stiegen die Gothen, als sie beim Grauen des Morgens die geringe Zahl der Feinde erblickten, wieder von ihren Bergen nieder und bemächtigten sich von Neuem der Stadt. Die römische Mannschaft fand größtentheils ihren Tod in den Straßen oder beim Herabspringen über die Mauer. Nur wenige retteten sich zu den befreundeten Truppen. Dieser Ausgang hob in demselben Grade

den Muth und das Selbstvertrauen der Gothen, als er die Byzantiner, die den belebenden Heldengeist Belisars schmerzlich vermißten und unter der Führung von elf zwieträchtigen Feldherren von gleichem Range der nöthigen Zusammenwirkung entbehrten, unsicher und zaghaft machte. Während in den früheren Jahren geringe Heerhaufen die überlegenen Streitkräfte des Vitiges überwanden, wurden jetzt im florentinischen Hügellande unweit der Stadt Faventia 20,000 Römer von einer geringen Schaar tapferer Gothen unter Totilas besiegt und in solchen Schrecken gesetzt, daß sie sich in größter Eilfertigkeit nach allen Seiten zerstreuten und hinter den Mauern der festen Städte bargen. Der Gothenkönig verschmähte es die Zeit mit einzelnen Belagerungskriegen zu vergeuden; von der Ansicht geleitet, daß durch rasche Erfolge im Süden die verlorne Herrschaft über die Halbinsel am sichersten wieder zu gewinnen sei, überstieg er die Apenninen und rückte, an Florenz und Rom vorüberziehend, in das Herz von Italien ein. Benevent wurde erobert und seiner Mauern beraubt; das üppige Cumä fiel in seine Gewalt und füllte seine Kasse mit hohen Geldsummen; aber die Frauen der Senatoren, die sich in den Landhäusern oder in den Bädern von Bajä überraschen ließen, durften ungekränkt abziehen. Neapel leistete Widerstand; als aber die Fahrzeuge, die Justinian mit Truppen und Lebensmitteln der bedrängten Stadt zu Hülfe schickte, von Totilas aufgefangen wurden und der Befehlshaber mit einem Strick um den Nacken an den Fuß der Mauer geführt, mit bebender Stimme die Bürger aufforderte, sich der Gnade des Siegers zu ergeben, standen sie nach kurzer Frist von der Gegenwehr ab und öffneten die Thore.

Totilas in Campanien 543—544.

Der Gothenkönig verherrlichte seinen Sieg durch Treue, Edelmuth und Gerechtigkeit. Er gewährte der Besatzung sichern Abzug, versorgte die hungernden Bürger mit Lebensbedürfnissen und ließ Großmuth und Menschlichkeit walten. In Briefschaften, die er durch arianische Priester in Rom verbreiten ließ, verhieß er dem Senat und Volk Verzeihung alles Vorgefallenen als Preis des Abfalls.

Nach der Eroberung von Neapel besetzte Totilas ungehindert ganz Unteritalien, erhob die öffentlichen Abgaben, legte auf die Einkünfte der Güterbesitzer Beschlag und ordnete Alles so, als sei er Herr des Landes. Mittlerweile verharrten die byzantinischen Feldherrn, von ihren widerspenstigen Truppen zurückgehalten, unthätig in ihren Städten, Constantianus in Ravenna, Johannes in Rom, Bessas in Spoletium, Justin in Florenz, Cyprian in Perusia, und andere in andern Orten. Statt Siege im Felde zu erfechten, unternahmen die Soldaten, durch den unregelmäßigen Unterhalt gereizt, Streifzüge in die benachbarten Orte und Landschaften und entehrten sich durch Erpressung und Gewaltthaten.

Als Justinian von den siegreichen Fortschritten der Gothen Kunde erhielt, warf er sein Auge abermals auf Belisar, der damals, von den Ufern des Euphrats zurückgekehrt, ohne Auszeichnung und in halber Ungnade in Con-

Belisar zum zweitenmal in Italien 541. 45.

stantinopel lebte, „vermischt mit dem Schwarm gewöhnlicher Höflinge." Er übertrug ihm aufs Neue den Oberbefehl in Italien. „Aber dieser Oberbefehl war eine Ehre ohne Macht und Belisar ein Feldherr ohne Heer." Die besten Truppen standen auf der persischen Grenze; die Besatzungen in Italien waren demoralisirt und ohne Kriegsmuth und Ehrgefühl; zu Anwerbungen in Thracien und Illyrien fehlten ihm die nöthigen Geldsummen.

Belisar selbst macht in einem von Procopius uns erhaltenen Schreiben an den Kaiser von seiner traurigen Lage folgende Schilderung: „Ich bin nach Italien gekommen ohne Mannschaft, Pferde, Waffen und Geld, das heißt, mit nichts versehn, was der Krieg fordert. Während meines Aufenthalts in Thracien und Illyricum sammelte ich nur wenig Krieger, und diese wenigen sind klägliche Leute, die keine Waffen haben und den Krieg nicht kennen. Der Rest derer aber, die ich hier fand, besteht aus untauglichen, furchtsamen Leuten, die durch häufige Niederlagen entmuthigt sind und den Feind nicht nur absichtlich meiden, sondern sich auch ihrer Pferde begeben und ihre Waffen wegwerfen. Geld aus Italien zu beziehen ist ganz unmöglich: denn es ist in der Gewalt der Feinde, und somit kann ich den Kriegern weder ihren Sold zur gesetzten Frist zahlen, noch ihnen befehlen, denn die Schuld schließt mir den Mund. Auch sollst du wissen, daß ein großer Theil deiner Krieger zu dem Feinde übergelaufen ist. War es dir also bloß darum zu thun, mich nach Italien zu schicken, so hast du trefflich für den Krieg gesorgt: denn ich bin mitten unter den Italienern; beabsichtigest du aber die Feinde zu überwinden, so müssen andre Anstalten getroffen werden: denn ohne Soldaten kann niemand Feldherr sein. Darum schicke mir zuvörderst meine Speerträger und Schildner (Gardisten) und bemühe dich um eine hinlängliche Anzahl Hunnen und andere Ausländer, denen du gehörigen Sold zahlen wirst."

Belagerung von Rom 545. 46. Aber selbst dieses nachdrückliche Schreiben, das Belisar durch Johannes, seinen namhaftesten Unterfeldherrn, nach Byzanz sandte, blieb ohne Wirkung. Johannes vernachlässigte über den Freuden und Festlichkeiten seiner Vermählung mit des Kaisers Nichte die Aufträge des Befehlshabers und beförderte dadurch die Fortschritte der Gothen. Während Belisar, unfähig den Feind im Felde zu bestehen, sich nach Dyrrhachium zurückzog, um den erwarteten Verstärkungen näher zu sein, besetzte Totilas Firmum, Asculum, Spoletium u. a. O. und rückte dann vor die Mauern Roms, um die Stadt, welche der habgierige Bessas mit einer Besatzung von 3000 Mann schützte und bedrückte, noch mit den Leiden einer engen Belagerung zu bedrängen. Der Bischof Vigilius hatte in Sicilien Getreide aufkaufen lassen, aber die Schiffe wurden großentheils von den Gothen erbeutet; und was von der Ladung nach Rom gelangte, nahm Bessas in Verwahrung, um es den Reichen zu unerhörten Preisen abzulassen. Bald entstand in Rom die furchtbarste Hungersnoth. Der ärmere Theil der Bürgerschaft fristete sein mühseliges Dasein mit Kleien, Nesseln und gefallenen Thieren; bald hatten auch die Reicheren keine andere Nahrung mehr; wie bleiche Schatten wankten die Einwohner durch die Straßen vor den Palast des Statthalters, verzweiflungsvoll um Brod oder um die Erlaubniß zur Auswanderung flehend. Die schauderhaftesten Auftritte erfolgten; ein Vater stürzte

sich vor den Augen seiner fünf hungernden Kinder von der Tiberbrücke herab in den Strom. Die wenigen, die so glücklich waren, von dem Geize des Befehlshabers die Erlaubniß zum Abzug zu erkaufen, fielen nicht selten unterwegs kraftlos nieder und endeten ihre Leiden mit dem Tode. Endlich lief Belisar mit Schiffen und Mannschaft im Hafen ein und seine Erscheinung erfüllte die zagenden Herzen mit einem Strahl von Hoffnung. Und in der That gab der mit eben so viel Kühnheit als Ueberlegung angelegte Kriegsplan zur Befreiung der Stadt Zeugniß von der ungeschwächten Geisteskraft und strategischen Geschicklichkeit des Feldherrn. Trotz der Absperrung des Flusses durch eine starke Kette und Balkenbrücke, deren Enden an beiden Ufern von festen mit Bogenschützen angefüllten Thürmen vertheidigt wurden, hätte Belisar dennoch mittelst seiner kunstvollen Brandschiffe und schweren mit Kriegsmannschaft beladenen Fahrzeuge den Eingang erzwungen, und die Stadt mit Lebensmitteln versorgt, wäre er, wie verabredet war, durch einen rechtzeitigen Ausfall seines Unterfeldherrn Bessas unterstützt worden und hätte nicht die jugendliche Hitze des im Hafen zurückgelassenen Isaak, der gegen den ausdrücklichen Befehl seine Stellung verließ, um am Kampfe Theil zu nehmen, den Gothen einen Sieg verschafft, eben so ermuthigend für sie selbst als niederschlagend für die Römer. So wurde das Unternehmen durch niederträchtigen Eigennutz und strafbaren Ungehorsam vereitelt. Zum erstenmal in seinem Leben gerieth Belisar in Verwirrung; er ließ zum Rückzug blasen, um seine Gattin und seine Schätze in Sicherheit zu bringen, unbekümmert um das Schicksal der Hauptstadt, die nun schutzlos der Milde oder dem Grimme des Totilas preisgegeben war. Verdruß und getäuschte Hoffnung wirkten dergestalt auf den Feldherrn ein, daß er in ein gefährliches Fieber verfiel, das ihn dem Tode nahe brachte.

Bald nach dem Abzug Belisars meldeten vier Isaurier, die heimlich in das Gothenlager entronnen waren, dem König, daß die Stadt leicht eingenommen werden könne, da weder Soldaten noch Bürger sich um den Wachdienst kümmerten und alle Spannkraft durch Hunger und Entbehrung gelähmt sei. Als sich Totilas von der Wahrheit der Aussage überzeugt hatte, drang er bei nächtlicher Weile durch das asinarische Thor, das ihm die Verräther öffneten, in Rom ein, hielt jedoch bis zum Morgen vorsichtig seine Leute in Reih und Glied aufgestellt, um nicht durch einen etwaigen Verrath oder Hinterhalt Schaden zu nehmen. Dadurch erhielt Bessas Zeit mit seiner Mannschaft und einem Theil der Patricier und Senatoren zu entkommen. Und so eilig war die Flucht, daß er seine schmachvoll erworbenen Schätze zurückließ. Totilas war ein schonender Sieger. Mochten auch, während er in der Peterskirche zum Gebete niederkniete, in der Vorhalle einige Soldaten und Bürger durch die ergrimmten Gothen ihren Tod gefunden haben; so wurde doch die Eroberung durch keine Gräuelthaten befleckt. Zwar erlaubte der König seinen Kriegern sich an der Habe der Ueberwundenen zu vergreifen, nachdem die kostbarere Beute für den

Totilas in Rom. 546. 47.

17. Dec. 546.

königlichen Schatz gesichert war; dagegen blieb ihr Leben und die Ehre der Frauen unverletzt. Selbst Rusticiana, die Wittwe des Boethius, eine ehrwürdige Matrone, ging straflos aus, obwohl sie beschuldigt wurde, das Volk zum Umstürzen der Standbilder Theoderichs aufgestiftet zu haben. Am andern Tag hielt Totilas eine freundliche Ansprache an seine Soldaten, worin er ihre gegenwärtige Lage mit der früheren verglich und sie zur Ausdauer und Gerechtigkeit ermahnte, und eine scharfe Strafrede an die Senatoren, in welcher er sie nichtswürdige Sclaven schalt, ihnen Undank und Treulosigkeit vorwarf und ihre Besitzungen und Ehren an Fremde zu vertheilen drohte. Doch ließ er sich durch ihre Verzweiflung und die Fürbitte des Priesters Pelagius besänftigen. Als aber Justinian den angebotenen Frieden verweigerte und der Feldherr Johannes mit einem Haufen barbarischer Söldner in Lucanien Eroberungen machte, gab der erzürnte König Befehl, die Mauern und öffentlichen Gebäude der ewigen Stadt zu zerstören, damit nicht, während er in Unteritalien beschäftigt wäre, der Feind sich von Neuem darin festsetze. Schon war ein D.ittel der Stadtmauer eingerissen, schon trafen die Gothen Anstalten zum Verbrennen oder Abtragen der altehrwürdigen Bauwerke, da traf eine Gesandtschaft von Belisar ein mit einem Schreiben, worin er den König beschwor, sich doch nicht durch Zerstörung der ehrwürdigen Denkmäler und erhabenen Kunstwerke an der Menschheit zu versündigen. Totilas war nicht taub gegen diese Vorstellungen; er ließ sich bewegen die ewige Stadt zu erhalten „als die Zierde seines Königreiches, als das schönste Pfand des Friedens und der Versöhnung.“ Aber als er mit seinem Heere abzog, um in Lucanien dem Feinde zu begegnen, führte er die Senatoren und angeseheneren Bürger mit sich fort und schickte das übrige Volk, Männer, Weiber und Kinder nach Campanien in die Verbannung, also daß Rom 40 Tage lang einer öden und schauerlichen Einsamkeit überlassen blieb.

Wiederherstellung Roms durch Belisar. 547. Febr. 547.

Während aber Totilas in Lucanien beschäftigt war und den Johannes nöthigte, hinter einem verschanzten Wall bei Tarent Sicherheit zu suchen, drang Belisar in Rom ein, rief die zerstreuten Einwohner aus der Verbannung zurück und betrieb mit großem Eifer die Befestigung der Mauer und Thore. Erstaunt und ergrimmt eilte Totilas herbei; aber Belisars Werk war bereits so weit gediehen, daß die Gothen, die im Belagerungskrieg stets unerfahren blieben, drei Tage lang vergebens die Stadt zu erstürmen suchten. Totilas zog sich nach Tibur, in dessen hergestellter Burg er seine Schätze niederlegte, während Belisar Rom mit neuen Thoren versah und die Schlüssel dem Kaiser nach Byzanz schickte, als Zeichen, daß er auch in der Bedrängniß vollbringe, was Geschicklichkeit und Muth nur immer vermögen. Unter diesen Kämpfen und Wechselfällen fanden Roms Kunstschätze, Denkmale und Bauwerke großentheils ihren Untergang, also daß von dieser Zeit an Italiens alte Pracht und Cultur nur noch aus seinen Ruinen sichtbar war.

Seit der Wiederbesetzung Roms strahlte Belisars Name im alten Glanze, so daß sich Totilas, um den sinkenden Muth der Seinigen aufs Neue zu beleben, auf den kleinen Krieg, auf Streifzüge, Ueberfälle und Hinterlisten beschränkte. Durch nachdrückliche Verstärkungen hätte der unternehmende Feldherr in Kurzem wieder das Uebergewicht erlangen können, aber von dem mißtrauischen und launenhaften Kaiser mit Schiffen, Mannschaft und Geld höchst nothdürftig unterstützt vermochte er mit allem Heldenmuth und aller Kriegskunst nichts Namhaftes auszuführen. Wie in „verstohlener Flucht" zog er an der Küste hin von einem Ort zum andern, ohne eine entscheidende Feldschlacht wagen zu können. Selbst die letzte Hoffnung, daß die nach Constantinopel entsendete Antonina durch Vermittelung der Kaiserin Verstärkungen erwirken würde, schlug fehl. Theodora war gestorben und Antonina erreichte nichts weiter für ihren Gatten, als die Erlaubniß zur Rückkehr. So verließ denn Belisar zum zweitenmal den Schauplatz seines Ruhmes, zwar minder glänzend, als in der früheren Periode, da er den gefangenen König vor Justinians Thron führte, aber in den Augen der Kundigen als vollendeter Meister der Kriegskunst. Nur die Milde und Humanität des Charakters, die in den Tagen des Glücks so herrlich hervorleuchtete, war in den Tagen der Noth von ihm gewichen. Der Krieg wurde auf Kosten der treuen Städte und Unterthanen geführt und der Habsucht seiner Gattin Antonina kam er willfährig entgegen.

Belisars Bedrängniß und Rückkehr. 548. 549.

549.

Kaum war der Feldherr nach der byzantinischen Hauptstadt zurückgekehrt, um die Freuden und Ehren zu genießen, die ihm hohe Würden, kriegerische Verdienste und große Reichthümer gewährten, so fiel Rom wieder in die Gewalt der Gothen. Die Besatzungstruppen, durch die Aussicht auf neuen Mangel entmuthigt und durch Zwietracht geschwächt, ergaben sich nach kurzem Widerstande unter ehrenhaften Bedingungen. Die Führer durften abziehen, die Gemeinen traten größtentheils in gothische Kriegsdienste; alle die an den heiligen Stätten Schutz gesucht, wurden von dem Sieger begnadigt. Und als ob durch die Entfernung Belisars alle Gefahr entschwunden wäre, erhob Totilas jetzt Rom zum Hauptsitz seines wiedergewonnenen Reiches. Er rief die Senatoren aus der Zerstreuung zurück, sorgte für reichlichen Lebensunterhalt und wohnte im Gewande des Friedens den ritterlichen Spielen im Circus bei. Aber Rom war nur noch ein schwacher Schatten seiner ehemaligen Größe. — Bald fielen auch Rhegium und Tarent in die Gewalt der Gothen, und nun konnte Totilas die Insel Sicilien für ihre Untreue bestrafen; er führte Gold und Silber, Früchte und Vieh hinweg und überließ die Einwohner der Armuth und Verzweiflung. Sardinien und Corsica folgten dem Schicksale Italiens, als der Gothenkönig ein ansehnliches Geschwader mit Kriegsmannschaft an den unvertheidigten Küsten landen ließ; selbst die Insel Corcyra und das gegenüberliegende Gestade von Epirus, von Nikopolis bis zum altberühmten Dodona fühlten die Wirkung der neuen gothischen Kriegsflotte.

Totilas Siege. 549. 550

Neue Kriegsrüstung in Constantinopel. 550. 551. Trotz dieser Erfolge unterließ Totilas nicht, den Kaiser mit Friedensanträgen anzugehen und seine Dienste als Bundesgenosse anzubieten. Aber Justinian schenkte den Boten kein Gehör. Vielmehr bewiesen die großen Anstrengungen, womit neue Heere und Flotten ausgerüstet wurden, daß der byzantinische Herrscher, den dringenden Bitten des römischen Bischofs Vigilius und anderer vornehmen Römer nachgebend, den Plan einer Wiedereroberung Italiens mit neuem Eifer aufgegriffen habe. Germanus. Germanus, ein Verwandter des Kaisers, der wegen seines Edelmuthes, seiner Treue und seiner ritterlichen Eigenschaften in höchster Achtung stand und als Gemahl von Theoderichs Enkelin Matasunta auch auf die Zuneigung der Gothen rechnen durfte, war zum Befehlshaber der Landmacht ausersehen, während Liberius und nach dessen baldiger Abberufung Artabanes, ein verwegener Mann, dem Justinian kurz zuvor eine ruchlose Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben verziehen hatte, als Flottenführer nach Sicilien segelte. Der Name des Germanus und der Ruf seiner Großmuth lockte Krieger aus allen Gegenden herbei; er selbst bestritt einen Theil der Löhnung aus eigenem Vermögen; Alles versprach den glücklichsten Fortgang; da erlag der Feldherr zu Sardica, wo er seine Truppen 551. musterte, einer Krankheit.

Die byzant. Sache im Steigen. 551. Doch war die bloße Nachricht, daß der Kaiser den ernsten Willen hege, die italische Halbinsel seinem Reiche beizufügen, von solcher Wirkung, daß die Seestädte Ancona, Kroton, Centumcellä, welche die Gothen noch nicht zur Unterwerfung gebracht, mit verdoppeltem Eifer ihre Mauern vertheidigten und daß die Einwohner von Sicilien sich aufs Neue der byzantinischen Herrschaft unterwarfen, als Artabanes auf der Insel landete und die schwachen gothischen Besatzungen zum Abzug nöthigte. Diese Zuversicht auf den endlichen Sieg des Kaisers wurde noch bedeutend erhöht, als eine Seeschlacht im adriatischen Meere unfern der bedrängten Küstenstadt Ancona sich nach hartnäckigem Kampfe zu Gunsten der Römer entschied, die den Vortheil größerer Uebung und Segelfertigkeit auf ihrer Seite hatten.

Narses. Während der Glücksstern der Gothen in der apenninischen Halbinsel sich zu neigen begann, trat an die Spitze der byzantinischen Streitmacht ein Feldherr, der an Tapferkeit und Kriegstalent dem Belisar kaum nachstand, und ihn an Staatsklugheit und Uneigennützigkeit weit übertraf. Es war derselbe Narses, der schon früher unter Belisar an den italischen Feldzügen Theil genommen. Ein Verschnittener von kleinem Wuchse und schwachem Körper hatte Narses seine Jugend in der Besorgung des Haushalts und im Dienste weiblicher Ueppigkeit und unter weiblichen Beschäftigungen zugebracht, aber dabei die Gaben eines kräftigen und hellen Geistes geübt und ausgebildet. Ohne wissenschaftliche Bildung und in der Redekunst unerfahren, besaß er dennoch einen klaren umfassenden Verstand und gewandten Ausdruck; und wenn sein Amt als Kämmerling und Schatzmeister des Kaisers ihn in die höfischen

Künste, in die schlüpfrige Bahn der Intrigue und Schmeichelei einführte; so gab das Leben im Lager und im Felde ihm Gelegenheit, sich praktische Kenntniß vom Kriegswesen zu erwerben und die ihm angebornen Gaben der Geistesstärke, des Muthes, der Entschlossenheit auszubilden. Dieser Mann wurde jetzt von Justinian auserſehen, die Eroberung Italiens zu vollenden, die der erste der römischen Feldherren unvollständig hinterlassen hatte. Er unterzog sich der großen Aufgabe, aber erst als man ihn in den Stand gesetzt hatte, die für das Unternehmen erforderliche Heeresmacht zu sammeln und mit hinreichenden Geldsummen zur Ausrüstung von Schiffen und zur Beschaffung von Vorräthen versehen.

Justinian bewilligte dem gewandten Höfling mit freigebiger Hand, was er dem Belisar nur zögernd und spärlich gewährt hatte, so daß Narses, dessen bekannte Großmuth einen verlockenden Zauber übte, bald im Besitze einer der Majestät des Reiches und der Größe des Unternehmens würdigen Kriegsmacht war. Zu den Truppen des Germanus, die bei Salona unter den Waffen standen und den tapfern Johannes zum Befehlshaber hatten, kamen noch 2500 edle Langobarden nebst 3000 bewaffneten Kriegsknechten, die ihm der König Audoin zusandte, ferner 3000 wohlberittene Heruler unter ihrem Fürsten Philemuth und auserlesene Schaaren streitbarer Hunnen und Gepiden; auch Lobades, der Neffe des Perserkönigs, schloß sich mit einem Heerhaufen treuergebener Waffengefährten dem Zuge an und viele Veteranen und Freiwillige aus dem Reiche selbst widmeten ihre Dienste einem Feldzuge, der Ehre und Beute verhieß. Seine Kriegsmacht

Als Narses in Salona seine Kriegsmacht vereinigt hatte, wollte er zu Lande über Venetien nach Ravenna ziehen, wo noch griechische Besatzung lag. Aber hier stellten sich ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen: nicht allein, daß die Franken, die einen großen Theil des Landes in Besitz hatten, dem Heere, bei dem ihre Feinde, die Langobarden, dienten, den Durchgang versagten; Tejas, der tapfere Feldherr des Totilas, hatte auch mit dem Kerne der gothischen Streitkräfte eine feste Stellung bei Verona eingenommen und das umliegende Land durch Fällung der Wälder und durch Ueberschwemmungen unwegsam gemacht. Narses war in Verlegenheit; aber einer seiner Führer fand einen Ausweg. Während das Heer behutsam an der befreundeten Meeresküste vorrückte, segelten mehrere größere Schiffe mit einer Anzahl Kähne voraus, welche dann an den Mündungen der Flüsse, die nordwärts von Ravenna sich in die Adria ergießen (Timavus, Brenta, Etsch und Po), zu Schiffbrücken verbunden wurden. So gelangte Narses nach Ravenna. Hier gönnte er dem Heere eine neuntägige Erholung und rückte dann an Rimini vorüber landeinwärts nach der flaminischen Straße, um durch eine Hauptschlacht dem Kriege möglichst bald eine entscheidende Wendung zu geben. Narses zieht in Ravenna ein. 552.

Dieser Plan stimmte auch mit Totilas' Wünschen überein. Denn bei den offenkundigen Sympathien des Klerus und Volkes von Italien für die byzantinische Herrschaft konnte er sich nur durch rasche Fortschritte gegen Abfall und Verrath sicher stellen. Daher war er bei der Nachricht von dem Anrücken des Schlacht bei Tagina. Juli 552.

oströmischen Heeres schnell von Rom nach derselben Richtung aufgebrochen. Am Fuße der Apenninen bei dem Dorfe Tagina, da wo einst die Römer im Samniterkrieg einen entscheidenden Sieg erfochten und noch viele Leichenhügel die „Gräber der Gallier" bezeichneten, kamen die Heere einander nahe. Narses ließ den Gegner auffordern, die Waffen niederzulegen und Justinians Herrschaft anzuerkennen. Die Antwort war die Festsetzung der Schlacht auf den achten Tag. Aber Narses, eine Kriegslist argwöhnend, besetzte in der folgenden Nacht einen Hügel, der die ganze Gegend beherrschte. Totilas versuchte am nächsten Morgen vergebens den Feind von dem günstig gelegenen Posten zu vertreiben und die Anhöhe zu erstürmen; der Angriff scheiterte und die dort gelieferten Kämpfe dienten als Vorspiel zur allgemeinen Schlacht. Der größte Theil des Morgens ging ohne wichtige Gefechte vorüber; Totilas, benachrichtigt, daß eine Verstärkung von 2000 Reitern auf dem Marsche zu ihm sei zögerte mit dem Angriff; er ritt, sein Roß kunstreich tummelnd und den Speer schwenkend, vor der Linie der Seinen auf und nieder. Die allgemeine Spannung der beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heerkörper wurde nur durch einen Zweikampf getheilt, in welchem ein großer herausfordernder Gothe von einem kühnen Römer erlegt ward, ein Ausgang, der in den Reihen der Byzantiner als glückverheißende Vorbedeutung galt. Nachdem die erwartete Verstärkung eingetroffen war und beide Heere das Frühmahl genommen, ohne die Waffen abzulegen oder aus Reih und Glied zu treten, vertauschte Totilas seine goldene Rüstung mit der Tracht und den Waffen eines gemeinen Kriegers und gab das Zeichen zur Schlacht. Die gothische Reiterei, die vor dem Fußvolk aufgestellt war, ging mit mehr Muth als Vorsicht rasch voran, sah sich aber bald von den beiden Hörnern des Halbmondes, zu welchem sich die feindliche Schlachtreihe auf Narses Befehl ausgedehnt hatte, mit einem Pfeilregen überschüttet, gegen den ihre Speere nichts auszurichten vermochten. Trotz dieses ungleichen Kampfes leisteten die Gothen tapfern Widerstand, bis der Abend hereinbrach. Da aber gerieth die Reiterei, überall gedrängt und durchbrochen, in Unordnung und stürzte sich in solcher Hast und Verwirrung auf das rückwärts stehende Fußvolk, daß dieses sich ebenfalls auflöste und die Flucht allgemein ward. 6000 Gothen blieben auf dem Schlachtfelde von Tagina. Selbst die Gefangenen und solche, die sich ergeben hatten, fielen als Opfer des Grimmes. Mit fünf Gefährten floh Totilas feldeinwärts; aber Asbad, vom Stamme der Gepiden, holte ihn ein und durchbohrte ihn rückwärts mit dem Speere. Zum Tode verwundet wurde der Gothenkönig von seinen Getreuen nach einem etliche Meilen entfernten Landhaus gebracht. Hier starb Totilas wenige Stunden nachher, ein tapferer Krieger und ein edler Fürst. Er hatte wenigstens den Trost, daß seine letzten Augenblicke nicht durch den Anblick der Feinde verbittert wurden. Ein gothisches Weib brachte den Römern die Todeskunde; aber sie glaubten nicht eher an die Vollständigkeit ihres Sieges, als bis

Niederlage und Tod des Totilas.

sie die Leiche geschaut. Dann gönnten sie dem unglücklichen König das armselige Grab, in das ihn die trauernden Gefährten gesenkt hatten. Sein mit Edelsteinen verzierter Helm und sein blutiges Gewand wurden dem byzantinischen Kaiser von den Siegesboten zu Füßen gelegt.

Nachdem der siegreiche Eunuche der gebenedeiten Jungfrau, seiner besondern Beschützerin, seinen Dank dargebracht, verabschiedete er die Langobarden, die sich durch Brand, Raub und wilde Kriegsfrevel geschändet und gab dem Unterfeldherrn Valerian, der sie mit einer ansehnlichen Mannschaft an die Grenze geleitete, den Auftrag, die Festung Verona in Besitz zu nehmen. Aber die Franken erhoben Ansprüche auf die Stadt und nöthigten Valerian zum Abzug. Während er sich am Po aufstellte, um die Bewegungen des Tejas, den die Gothen in Pavia auf den Königsschild gehoben, zu beobachten, rückte Narses auf Rom los. Nirgends stieß er auf Widerstand. Narnia, Spoletium, Perusia ergaben sich, und nach kurzer Frist lagerte er sich mit dem Heere unter den Mauern der alten Hauptstadt. Die Besatzung war zu einer erfolgreichen Vertheidigung viel zu gering. Während die Gothen den einen Theil der weiten Umfangsmauer schützten, erstürmten die Römer die entgegengesetzte Seite und drangen durch die geöffneten Thore in die Stadt ein. In ihrer Bedrängniß suchten die gothischen Streiter Schutz in dem Grabmal Hadrians, welches Totilas mit einer besondern Mauer umgeben und zu einer Festung umgeschaffen hatte. Aber nach kurzer Frist übergaben sie auch diese Zufluchtsstätte dem siegreichen Feinde, sich nur Schonung ihres Lebens ausbedingend. So wechselte Rom zum fünften Male unter Justinians Herrschaft den Gebieter, und jedesmal hatte die Bürgerschaft schwere Drangsale zu erleiden. Die barbarischen Bundesgenossen des Narses übten rücksichtslos die Rechte der Eroberer und die Gothen in Pavia tödteten aus Rache 300 Jünglinge aus den edelsten Familien, die als Geißeln über den Po gesendet worden waren, und alle Senatoren und Patricier, die sich noch in den Städten Campaniens befanden, wurden unbarmherzig niedergemacht. Von diesem Schlage erholte sich der römische Senat, einst eine „Versammlung von Königen," nie mehr. Die geringen Reste, die dem allgemeinen Verderben entrannen, verbrachten ein Leben in Armuth und Dunkelheit.

Narses erobert Rom. 552.

Mittlerweile hatte Tejas in Pavia die Reste der Gothen um sich gesammelt und mit den daselbst verwahrten Schätzen neue Kriegsrüstungen gemacht. Als er aber hörte, daß sein Bruder Aligern, der in dem alten Cumä den noch übrigen Königsschatz hütete, von Narses eingeschlossen und bedrängt werde, und seine Hoffnung, die Hülfe der Franken zu erflehen oder zu erkaufen, an der Treulosigkeit und Selbstsucht des Königs Theodebald scheiterte; da faßte er den kühnen Entschluß durch das feindliche Land nach Unteritalien zu ziehen. Mit merkwürdiger Kühnheit schlich er sich auf geheimen Wegen längs der adriatischen Küste hinab, die Wachsamkeit der römischen Führer täuschend, und schlug an

Die Kämpfe am Sarnus. 552.

Ufer des Sarnus, der vor Nuceria in die Bucht von Neapel strömt, sein Lager auf, im Angesicht der Feinde, welche die andere Seite des schmalen aber tiefen und reißenden Flusses besetzt hielten. Hier kämpften die Gothen, geschützt durch das steile, abschüssige Ufer und von der See her mit Nahrungsmitteln versehen, sechzig Tage lang wider die Römer. Erst als es dem Eunuchen gelang, die feindlichen Getreideschiffe durch den Verrath des Führers in seine Gewalt zu bringen und die ermüdeten Gegner von den neuerrichteten Thürmen aus durch Wurfgeschosse unaufhörlich zu beunruhigen, da nahte die letzte Stunde der Entscheidung. Umsonst besetzte Tejas mit seiner Schaar die Höhen des nahen „Milchberges," um den feindlichen Bogenschützen zu entgehen; Mangel an Nahrung brachte sie bald in solche Noth, daß sie beschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben als dem Hungertode zu erliegen. Muthig

Heldenkampf und Tod des Tejas.

stiegen sie den Berg herab, ließen ihre Pferde laufen und begannen einen Kampf, dessen Beschreibung bei Procopius mehr einem Schlachtgemälde der Ilias oder des Nibelungenliedes als einer historischen Darstellung gleicht. Der König selbst leuchtete an Tapferkeit und Todesmuth Allen voran, so daß der griechische Geschichtschreiber versichert, er habe keinem der alten Heroen nachgestanden. In der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild schritt er den Seinen voran, Tod und Verderben um sich verbreitend. Zahllose Wurfgeschosse waren auf ihn gerichtet, weil die Römer glaubten, daß mit seinem Falle die Schlacht zu Ende sein würde; aber er fing sie alle mit seinem großen Schild auf und stieß die Anrückenden nieder. Schon starrte sein Schild von zwölf eingedrungenen Speeren, so daß das Gewicht ihm lästig ward; da rief er, ohne seinen Platz zu verlassen oder den Kampf einzustellen, seinen Waffengefährten zu, ihm einen frischen Schild zu reichen. Man willfahrte ihm. Aber in dem Augenblick, als während des Wechsels seine Brust entblößt war, wurde er von einem feindlichen Speer durchbohrt; er stürzte nieder und bedeckte mit seiner Leiche die Stätte, wo er so heldenmüthig gestritten. Sein Haupt wurde vom Körper getrennt und auf einer Lanze umhergetragen, damit bei dessen Anblick den Römern der Muth wachse, den Gothen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage

Auflösung des Gothenheers.

desto klarer werde. Aber die germanische Waffenehre gebot den Kampfgenossen, dem Kriegsfürsten nicht nachzustehen an Tapferkeit und seinen Tod nicht zu überleben. Und so setzten sie denn die Schlacht fort, bis die Nacht hereinbrach und die Streitenden trennte. Doch wurden Waffen und Kriegskleid nicht abgelegt, damit bei Anbruch des neuen Lichtes der Kampf sogleich wieder beginnen könne. Auch den ganzen zweiten Tag dauerte die Schlacht ungeschwächt fort; Tapferkeit und Erbitterung schienen mit der Zeit zu wachsen. Erst am dritten Morgen, als die angesehensten Führer gefallen und die Kräfte der Ueberlebenden durch Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln erschöpft waren, da erboten sie sich vom Kampf abzulassen, wenn man ihnen freien Abzug gewähre. Auf den Rath des Johannes willigte Narses in die Bedingung,

theils in Anerkennung ihrer Tapferkeit, theils, um nicht seine eigenen Krieger der Wuth von Verzweifelten aufs Neue preis zu geben. So wurde ihnen denn freigestellt, entweder in die kaiserlichen Heere einzutreten oder mit ihrer Habe wegzuziehen und sich ein neues Vaterland zu suchen. Eine kleine Schaar von tausend Mann brach sogleich auf und zog über den Po nach Pavia; die übrigen verloren sich unter den Völkerschaften Italiens oder in fernen Gegenden.

Mit dem Tode des Tejas war indessen der Gothenkrieg noch nicht zu Ende; sein heldenmüthiges Beispiel feuerte vielmehr zur Nacheiferung an. In Lucca und in den Städten jenseit des Po lagen gothische Besatzungen, die noch im Widerstand beharrten und abermals die Hülfe der Franken und anderer germanischen Völker anriefen; und in den festen über unterirdischen Gewölben und Höhlen aufgebauten Mauern Cumä's vertheidigte Tejas' Bruder **Aligern**, der stärkste und geschickteste Bogenschütze, mit einer tapfern und getreuen Gothenschaar den verborgenen Königsschatz. Aber Narses überwand auch den letzten Widerstand, mehr durch Großmuth als durch Waffen. Aligern zog die Freundschaft des Feldherrn und die Gnade Justinians dem Bunde mit den treulosen Franken vor, und übergab die Felsenstadt Cumä den Griechen, und Lucca stand endlich von dem hartnäckigen Widerstande ab, gewonnen durch die Milde und Großmuth des Eunuchen, welcher freiwillig die Geißeln den zitternden Einwohnern zurückstellte. Nun beherrschte Narses alles Land vom Südufer des Po bis zur Straße von Messina und nahm abwechselnd seinen Wohnsitz in Ravenna und Rom. Die letzten Kämpfe. 553.

Im nächsten Frühjahr brauste jedoch ein neuer Kriegssturm über die Halbinsel herein. Der schwache Frankenkönig Theodebald hatte den Gothen jeden Beistand versagt; aber die kriegerischen Großen seines Volkes zürnten, daß das schöne Land den germanischen Volksgenossen entrissen und der Herrschaft der Oströmer unterworfen werden solle. Sie verbanden sich daher mit den allemannischen Kriegerschaaren, die unter der Führung ihrer Herzoge Lothar (Leutharis) und Buccelinus von den rhätischen Alpen in die Poebene niederstiegen, um im Anschluß an die gothischen Volksreste den Byzantinern den Raub wieder zu entreißen. 75,000 Deutsche zogen von Mailand aus südwärts, überschritten den Po und überfielen in Parma die Heruler, welche unter ihrem Stammfürsten Fulcaris die Vorhut des römischen Heeres bildeten. Der Führer selbst erlag den Streichen der aus einem Hinterhalt hervorstürzenden Feinde. Er wollte lieber sterben als durch die Flucht gerettet das zürnende Angesicht des Narses ertragen. Raubend durchzogen hierauf die Germanen das etruskische Land. An der Grenze von Samnium theilten die Brüder ihre Streitkräfte. Während Buccelin mit dem rechten Flügel in Campanien und Lucanien einrückte, griff Lothar auf der linken nach der Beute von Apulien und Calabrien. Erst die äußerste Landesspitze im Süden setzte dem Zerstörungszug Grenzen. Nicht einmal die Kirchen wurden von den heidnischen Allemannen verschont; Kriegszug der Franken und Allemannen in Italien. 553. 554.

geweihte Gefäße, goldene Kelche und kostbare Reliquienschreine galten als werthvolle Beute und die Altäre und heiligen Räume wurden mit Mord und Blut befleckt. Narses ließ den ersten Sturm dahinbrausen, in der richtigen Voraussicht, daß Klima, Unmäßigkeit und Zwietracht bald die feindlichen Reihen lichten würden, machte aber unterdessen umfassende Kriegsrüstungen. Seine Berechnung täuschte ihn nicht. Während Lothar, nur den Eingebungen seiner Habsucht folgend, längs der Küste des adriatischen Meeres zurückkehrte, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen, dem Bruder baldige Rückkehr versprechend; bezog Buccelin, von der stolzen Hoffnung getragen, als germanischer Heerkönig gleich Theoderich und Totilas über Italien herrschen zu können, ein festes Lager bei Casilinum am Volturnus, der Rückkehr seines Bruders entgegenharrend. Aber dieser war bereits mit dem größten Theile seiner Truppen im Venetianischen den Wirkungen des ungewohnten Klimas und der unmäßigen Lebensweise erlegen, als Narses mit seinem gekräftigten und geübten Heere nach Campanien aufbrach. Zwar waren die Allemannen und Franken den Oströmern an Zahl weit überlegen; aber während dort Ungestüm und wilde Kampfwuth die Krieger vorwärts trieb, herrschte hier Besonnenheit und verständige Ueberlegung. Ruhig ließ Narses die Heersäule der Germanen seine lange Schlachtreihe durchbrechen, um sie dann von der Seite und im Rücken durch seine Reiter und Bogenschützen zu bedrängen. Gegen solche Feinde und Waffen waren die Franken und Allemannen, die zu Fuße im leichten Kriegskleide mit Schwert und Streitaxt fochten, fast wehrlos, daher auch die Schlacht mit einer furchtbaren Niederlage endigte. Nur fünf sollen dem Untergange entronnen sein; die andern alle, unter ihnen der Heerführer selbst, deckten das Schlachtfeld oder füllten mit ihren Leichen den Fluß Volturnus. In den Reihen der Römer erwarben der Gothenfürst Aligern und der Anführer der Heruler den Preis der Tapferkeit. Nach der Schlacht zog Narses als Sieger und Herr in Rom ein, der verödeten Hauptstadt zum letzten Male das Bild eines Triumphes gewährend. Die Waffen und Schätze der Gothen, Franken und Allemannen wurden zur Schau gestellt, während die Soldaten, Blumengewinde in den Händen, Hymnen zu Ehren des Siegers sangen. Eine Schaar von 7000 tapfern Gothen, die sich unter der Führung eines Hunnen noch einige Monate in dem festen, mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Bergschloß Campsa in Samnium hielten, ergaben sich im nächsten Frühjahr, nach dem Fall ihres Anführers, freiwillig dem byzantinischen Feldherrn, der ihnen Schonung ihres Lebens versprach und sie nach Constantinopel abführen ließ. So endete das Reich der Ostgothen nach einem zwanzigjährigen großartigen Kampfe; dem schönen Italien aber, das während dieser unheilvollen Jahre von Völkern der verschiedensten Herkunft und Natur verwüstet und durchplündert wurde, hat der lange Krieg Wunden geschlagen, von denen es sich nie wieder erholte. Die alte Welt mit ihrer Kunst und Herrlichkeit, mit ihrer Cultur

Ihre Niederlage am Volturnus Frühling 554.

Ausgang des Gothenkriegs 555.

Zustand Italiens.

und mit den Denkmalen und Erinnerungen ehemaliger Größe war unter den Wechselfällen des Gothenkrieges in Schutt und Trümmer gesunken. Die Völker Italiens hatten die Eroberung des Landes durch die verwandten Oströmer gewünscht und gefördert, weil sie es in ihrem Hochmuthe nicht verschmerzen konnten, daß eingewanderte „Barbaren" häretischen Glaubens über sie herrschten, sie von der Führung der Waffen ausgeschlossen und zu dem Stande wehrloser Schützlinge erniedrigt hatten. Aber sie hatten keine Ursache sich der Veränderung zu freuen: sie mußten die neue Herrschaft mit der Verödung ihrer Felder, mit der Verwüstung ihrer Städte, mit dem Ruin ihres Wohlstandes erkaufen. Das byzantinische Italien war nur noch ein Grab der Vergangenheit.

c. Die Grenzvölker.

1. Der Norden und Osten.

Wir haben gesehen, wie gering die Streitkräfte waren, welche dem Belisar im vandalischen und gothischen Krieg zu Gebote standen. Die Ursache davon lag, abgesehen von dem Mißtrauen, womit der Kaiser das Waffenglück seines Feldherrn fortwährend betrachtete und das in der Furcht vor der Möglichkeit eines Abfalls und einer selbständigen Königsmacht des hochgestellten Mannes seine Quelle hatte, hauptsächlich in der Nothwendigkeit, die Grenzen im Norden und Osten gegen kriegslustige und räuberische Völker vertheidigen und zu dem Behuf beträchtliche Besatzungsheere daselbst unterhalten zu müssen. Außer den Langobarden und Gepiden, von denen später die Rede sein wird, wurden die Länder an der Niederdonau und am schwarzen Meer von barbarischen Völkern heimgesucht, welche unter den Gesammtnamen der Bulgaren und Slaven (Slovenen) zusammengefaßt werden mögen, wenn gleich unter diesem gemeinschaftlichen Namen viele einzelne Stämme mit eigenen Oberhäuptern verborgen lagen, die bald in lockeren Bundesverhältnissen sich bewegend, bald auf eigene Hand in den weiten Ebenen und Steppen jener Gegend auf und nieder wanderten, aber darin einig, daß sie die Einfälle in die römischen Grenzländer und die Bekriegung des Reiches als gemeinsames Lebensziel verfolgten. Die Bulgaren (Wolgavolk), ein tatarischer Volksstamm, seit Jahrhunderten an der Wolga und am Ural seßhaft, waren allmählich südwärts gezogen und hatten sich zwischen Don und Dnieper niedergelassen. Ein streitbares Hirten- und Reitervolk gleich den Hunnen, deren Reste großentheils in ihnen aufgingen, theilten die Bulgaren ihr einförmiges Dasein zwischen der Wartung ihrer Roß- und Lämmerheerden und den Raubzügen nach Süden und Westen. Der allgemeinen Völkerbewegung folgend rückten sie dann im Laufe der Zeit bis an die Ufer der Niederdonau vor, worauf der tatarische Stamm der Chazaren in ihre ursprünglichen Wohnsitze einwanderte. — Neben den Bulgaren und zuweilen in denselben Ländern begegnet man auch den Slaven und ihren

1. Bulgaren u. Slaven.

Stammesgenossen, den Anten. Procopius schildert sie als ein großes, kräftiges Geschlecht von nicht sehr weißer Hautfarbe und hellbraunem Haar. Schmutzig und unordentlich lebten sie in elenden zerstreut umherliegenden Lehmhütten in einfacher Gemeindeverfassung ohne monarchisches Oberhaupt mit patriarchalischen Sitten und eifersüchtig über die Erhaltung ihrer wilden uneingeschränkten Freiheit wachend. Sie seien gutmüthig, versichert er, von schlichter Gesinnung und Gemüthsart, milde gegen Fremde und Gefangene und treu in der Ehe. „Wenn sie zur Schlacht gehen, schreitet der große Haufen zu Fuß voran; sie tragen kleine Schilde und Wurfspieße, legen aber keinen Panzer um. Manche haben nicht einmal ein Uebergewand, sondern ziehen nur um die Lenden gegürtet gegen den Feind aus." Die weiten Ebenen gewährten Futter für ihre zahlreichen Heerden und Korn zu ihrem eigenen Unterhalte in hinreichender Menge. Ihre Religion war ein einfacher Naturdienst ohne den Glauben an ein waltendes Schicksal. Als höchsten Gott verehrten sie den unsichtbaren Herrn des Donners und Blitzes, von den russischen Slaven Perun genannt, mit Opfern und Gelübden. Sein Bild von Holz geschnitzt, mit silbernem Haupte und goldenem Schnurrbart, stand bei Kiew auf einem Hügel, in Nowgorod am Flusse Wolchow. Ewig brannte vor ihm ein Opferfeuer, und um seine Gnade zu erflehen oder seinen Zorn zu besänftigen schlachteten ihm seine Verehrer Menschen und Thiere. Den Flußgöttern und den übrigen Naturmächten nahten sich die Slaven mit geringerer Furcht und freudigerem Gemüthe.

Sitten und Lebensformen der Slaven. Die Slaven, berichtet ein neuerer Schriftsteller (Strahl), lebten unter mancherlei Namen in dem weiten Raume zwischen dem baltischen, adriatischen und schwarzen Meere, getrennt von einander, in einsamen Hütten, am liebsten in Waldungen und bei Bächen, an Flüssen und Seen, woher viele ihrer Namen, in unthätiger Ruhe und roher Sitteneinfalt, unbekannt mit den schönen das Leben schmückenden und erheiternden Künsten, mit Gleichmuth und Geduld dem rauhen Himmel trotzend und durch Jagd, Viehzucht und Ackerbau ihr einförmiges Leben in schmuziger Armuth fristend. Ihr röthliches Haar, starker Körperbau und hoher Wuchs, ihre Tapferkeit, ihr unbändiger Freiheitssinn und ihr Abschen vor Städten und begrenzten Wohnungen erinnern an Tacitus Germanen; doch Sprache und Sitten, Religion und Gebräuche waren bei beiden Völkern ganz verschieden. Kein gemeinschaftliches Oberhaupt verband die einzelnen Stämme zu einem Ganzen, Jeder folgte entweder der altgewohnten Sitte oder dem in stürmischer Versammlung gefaßten allgemeinen Beschlusse; der Rath des erfahrungsreichen Alters ward in Sachen wichtiger Ueberlegung gerne vernommen und oft befolgt; Geburt und fremdes Verdienst gaben aber weder Rechte noch Ansprüche auf Vorzug. Heilig übten sie das Recht der Gastfreundschaft und gewährten Sicherheit dem Gast; treue Gattenliebe zierte das eheliche Band, und mit Kampfspielen (Trisnas) oder gar durch freiwilligen Tod ehrte der Hinterlassene das Andenken des verstorbenen Helden, Freundes oder Gatten. Der Mord ward durch Blutrache gesühnt. Mit wilder Leidenschaft stürzten sie sich in den Kampf, gleich allen Barbaren, in ungeordneten Haufen, selten einem allgemeinen Heerführer oder wohlüberlegten Plane folgend, nur einzeln geharnischt, mit mancherlei Waffen, als Bogen, vergifteten Pfeilen, Schleudern, Lanzen, Schwerdt und Schildern ausgerüstet, kühn und verwegen im Angriff, tapfer in

der Gegenwehr und feig auf der Flucht. Sie fochten zu Fuß und zu Pferd; durch Heldenthaten errang sich der Einzelne Ehre, Macht und Ansehn, und ihm fiel eine größere Zahl der Kriegsgefangenen zu, die als Knechte dienen mußten, doch oft milder Behandlung sich erfreuen konnten, nicht selten ihre Freiheit wieder erhielten und in ihr Vaterland zurückkehren durften.

Lange trennte der Dniester die Wohnsitze beider Stämme. Westwärts von demselben bis zu den Gebirgen saßen zwischen Sümpfen und Wäldern die „Slavini;" ostwärts bis zum Dnieper die „Antes" längs der Küste des schwarzen Meeres. Von den Kämpfen der Byzantiner mit den letzteren gibt der Siegername „Anticus," der in den Titeln des Kaisers prangte, Zeugniß. — Andere Stämme slavischer Abkunft wohnten im weiten Bogen an den waldbedeckten Höhen der Karpaten, von wo aus einzelne Aeste, durch die großen Völkerzüge gedrängt und mit asiatischen Hordenschwärmen verbunden, sich dem Strome der Weichsel entlang nach Norden ausdehnten und mit ihren Stammesgenossen den Wenden oder Winden in den waldbedeckten, sumpfigen Ebenen am Woldchonskiwald, und den Aesten sammt ihren Blutsverwandten, den Porussen und Letten, an den Küstenlandschaften der Ostsee zu einem Volksganzen sich vereinigten. Im Westen an die Germanen, im Norden an die Finnen und im Osten an die zahllosen Hirtenstämme grenzend, welche das Alterthum unter dem Namen der Skythen und Sarmaten zusammenfaßte, fanden die Slaven bei dem unaufhörlichen Drängen der Völker nach Mittag und Abend bald Raum und Gelegenheit zu neuen Wanderungen und Ausbreitungen. Während die Einen, die sich unter den schweifenden Hirtenstämmen im Osten niederließen und die Sprache, Sitten und nationalen Eigenthümlichkeiten des slavischen Volksstammes am treuesten bewahrten, sich allmählich nach allen Seiten ausdehnten und in dem weiten Flachlande von der Weichsel bis zu den Ufern der Wolga und des Dnieprs ihre Hütten und Zelte aufschlugen, besetzten die gen Abend ausgewanderten Stämme, welche von den Deutschen vorzugsweise mit dem Namen der Wenden belegt wurden, die durch die Völkerwanderung leergewordenen germanischen Länder vom Südrande der Ostsee und von der Mündung der Elbe bis zum Fichtelgebirge und Böhmerwald, und die andern brachen südwärts in die Provinzen des morgenländischen Kaiserreichs ein, Schrecken und Verwüstung verbreitend; wohin sie ihre Tritte wandten, gingen Städte und Dörfer in Flammen auf, wurde kein Menschenleben geschont. Umsonst suchten die Herrscher von Byzanz durch Festungswerke an der Niederdonau den Raubfahrten zu wehren, oder ihr friedliches Verhalten durch Verträge zu sichern; die ersteren boten nur eine schwache Schutzwehr gegen die zahllosen Horden, so daß die Geschichtsbücher des Procopius fast jedes Jahr von neuen Einbrüchen zu berichten haben; die letzteren waren bei der großen Menge unabhängiger Völkerschaften unwirksam, da sie nur die Einen banden. Dasselbe Jahr, in welchem sich Ravenna ergab, wurde durch einen Raubzug 540.

Slavische Stämme.

Raubfahrten.

der barbarischen Grenzvölker an der Donau bezeichnet, in Folge dessen alles Land von den Mauern Constantinopels bis zu den Gestaden des ionischen Meeres mit Raub und Verwüstung erfüllt ward, das gesunkene Hellas der Verödung anheimfiel und mehr als hunderttausend Gefangene über die Donau wanderten, um auf fremder Erde die Heerden zu hüten und die Kornfelder zu bestellen, sofern nicht von ihren Angehörigen die Auslösung um hohe Geldsummen erwirkt wurde. Und als die verarmten Städte und Länder Illyriens, Thraciens und Griechenlands keine genügende Beute mehr gewährten, lenkten sie ihre Schritte weiter nach Osten, bedrohten den Kaiser in seiner Hauptstadt und kehrten mit dem Raub der Griechenstädte am Hellespont in ihre Heimath zurück, wo sie die Schätze und werthvollste Habe im Schooße der Erde bargen.
558. Kurz nachdem Narses das Ostgothenreich in Italien zu Fall gebracht, zitterte die Hauptstadt des Morgenlandes abermals vor einer wilden Heermasse bulgarischer und slavischer Völker, die unter dem Reiterfürst Zabegan über das thracische Land und den von einem Erdbeben eingerissenen Steindamm hereinbrachen, voll Begierde ihre Banner auf den Zinnen Constantinopels aufzupflanzen und die Herrlichkeiten der Weltstadt zu entführen. In dieser Noth richtete der zagende Kaiser noch einmal seine Blicke auf den alten Kriegshelden Belisar, und diesem war es vergönnt den Abend seines Lebens mit einem letzten Sieg zu verherrlichen. Die Feinde, durch die zweckmäßigen und klugen Anordnungen des Feldherrn getäuscht und durch Gerüchte von feindseligen Bewegungen an der Donau erschreckt, zogen ab und Justinian beeilte sich, sie durch große Geldsummen aus der kaiserlichen Schatzkammer zur Herausgabe der Gefangenen und zur Abschließung eines Vertrages zu bewegen, worin sie versprachen, die Grenzen nicht ferner zu verletzen und dem Reiche als treue Bundesgenossen zu dienen.

Belisars Sieg.

Belisars Ende.

Die Beweise von Dankbarkeit und Liebe, die das gerettete Volk der Hauptstadt durch freudige Zurufe dem einziehenden Feldherrn darbrachte, erhöhten das Mißtrauen und die Verstimmung des alternden Kaisers gegen Belisar. Die Wahrnehmung, daß er selbst überall mit Gleichgültigkeit, Abneigung oder Haß betrachtet werde, daß trotz der langen Gewaltherrschaft sein Regiment jeder festen Stütze entbehre, daß der Herr der Welt, dessen Geboten Afrika und Italien von Neuem gehorchten, nur mühsam das gährende Volk der Hauptstadt und die alten Parteien der Blauen und Grünen vor wiederholten Ausbrüchen der Wuth und Empörung abzuhalten vermochte, daß jeder leichte Anfall von Krankheit drohende Aufregungen hervorrief, vermehrte mit den Jahren die düstere Gemüthsstimmung und den finsteren Argwohn und öffnete sein Ohr den
564. Einflüsterungen boshafter Höflinge und verschmitzter Eunuchen. Eine Verschwörung in seiner nächsten Umgebung, durch einen Mitschuldigen verrathen, erfüllte ihn zugleich mit Angst und Wuth. Die Urheber starben eines gewaltsamen Todes durch eigene oder fremde Hand und durch Schrecken und Folterqualen wurden Geständnisse erpreßt. Angst und Schmerz brachten einen der Angeschuldigten zu der Erklärung, er habe nach geheimen Befehlen Belisars gehandelt. Diese Aussage genügte dem Kaiser, den berühmten Feldherrn mit seiner vollen Ungnade zu strafen. Er wurde seiner Ehrenstellen und

seines Vermögens beraubt und mehrere Monate in Haft gehalten. Als seine Unschuld endlich zu Tage kam, gab man ihm die Freiheit und einen Theil seines Vermögens zurück und setzte ihn wieder in seine Würden ein; aber Gram und Kummer über die erlittene Kränkung nagten an seinem Herzen und verkürzten sein Leben. Er starb wenige Monate vor dem Kaiser. Seine Wittwe Antonina verwendete die letzten Reste ihres Lebens und Vermögens zur Gründung eines Klosters. Die Sage, daß er seiner Augen und seines Vermögens beraubt ins Elend gestoßen worden und als blinder Bettler um ein Almosen „für den Feldherrn Belisarius" gefleht habe, ist eine Erdichtung späterer Zeiten, welche als ergreifendes Beispiel der Wechselfälle menschlichen Glücks leicht und gern geglaubt wurde. 13. März 565.

2. Türken u. Avaren.

Um dieselbe Zeit, als die Slaven und Bulgaren durch Belisars Schwert und Justinians Schätze aus der Nähe der byzantinischen Hauptstadt an die Donau zurückgedrängt wurden, brach im fernen Asien ein Völkersturm los, der wie einst der Hunnenzug die damalige Menschheit gewaltig durchschütterte, neue Wanderungen hervorrief, Nationen trennte und verband, die unbekannten Länder nordwärts der Donau mit neuen Bewohnern füllte und die Räthsel der Geschichte durch neue Völkermischungen mehrte. Im Norden jenes Hochgebirges, das unter dem Namen Altai das chinesische Reich von Sibirien trennt, im Quellgebiete des Irtisch, wohnten die Türken, die verachteten Knechte des Groß-Khans der Geougen, in deren Diensten sie das Eisen schmiedeten, das die Berge in ihrem Schooße trugen. Nach langen Jahren der Unterjochung überzeugte ein kühner Führer seine Volksgenossen, „daß dieselben Waffen, welche sie für ihre Gebieter schmiedeten, in ihren eigenen Händen Werkzeuge der Freiheit und des Sieges werden könnten." Sie brachen aus ihren Gebirgen hervor, und mit der Kraft frischer Natursöhne über die Geougen herfallend, gewannen sie rasch die Herrschaft und gründeten ein mächtiges Reich, das von den heimathlichen Thälern am Altai seine Grenzen bald weithin nach Norden und Westen ausdehnte und die Bewohner des nördlichen China in demüthiger Ergebung hielt. Sie unterwarfen die „weißen Hunnen" und fügten die großen Handelsstädte Samarkand und Bokchara ihrem Reiche bei; sie drangen mit zahllosen Schaaren zu Fuß und zu Roß bis an die sumpfigen Küsten der Mäotis und zwangen die Völker zur Unterwerfung oder Auswanderung. Die Ogoren erlagen mit ihrem Oberhaupte dem Schwert der Türken, also daß die Leichen der Erschlagenen einen Raum von vier Tagereisen bedeckten. Die Ueberlebenden unterwarfen sich der Herrschaft der Sieger; aber eine Anzahl streitbarer Männer zogen die Auswanderung der Knechtschaft vor und wurden unter dem Namen Avaren bald der Schrecken der abendländischen Welt. Dem Strome der Wolga folgend gelangten sie nach einem langen beschwerlichen Marsche an den Fuß des Kaukasus, wo sie zum erstenmal „von dem Glanz und der Schwäche" des römischen Reiches hörten. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Constantinopel und boten dem Kaiser Justinian Freundschaft und Bündniß an; sie wollten sich seinem Dienste weihen und seine Feinde Die Avaren im Dienste des Reichs 558.

bekämpfen, sofern er ihnen zum Lohn ihrer Tapferkeit Jahrgelder und fruchtbare Wohnsitze geben würde. Die Einwohner der Hauptstadt betrachteten mit Erstaunen das fremde Volk, welches an Tracht und Sitten den Hunnen glich aber langes Haar trug, das anmuthig mit Bändern umwunden über den Nacken herabhing. Justinian, durch Alter gebrochen und gebeugt von den Widerwärtigkeiten, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, nahm mit Zustimmung des Senats das Anerbieten an; er erkaufte die Freundschaft der Fremdlinge mit prachtvollen Geschenken: mit seidenen Gewändern, weichen Ruhebetten und goldenen Ketten, und beredete sie, ihre Waffen gegen die Feinde des Reiches zu kehren. Willig folgten die Avaren der Weisung. Sie setzten über den Don und Dniepr, zwangen die bulgarischen und slavischen Stämme an der Niederdonau zur Unterwerfung und Heeresfolge und dehnten in den nächsten Jahrzehnten ihre Streifzüge bis an die Elbe aus. Wie sehr sich der Avarenfürst (Chagan) fortwährend die Miene gab, die Freundschaft des morgenländischen Kaisers zu pflegen, so erkannte man doch bald in Constantinopel, daß er mehr seine eigene Herrschaft und Größe im Auge habe, als die Wohlfahrt des Reiches. Man wurde jetzt zurückhaltender mit Zugeständnissen, aber es war bereits zu spät ihre Ansiedelung in dem Flachlande der Donau und Theiß zu verhindern. Dort im alten Pannonien, dem großen Tummelplatze der Völkerzüge, schlugen die Avaren ihre Zeltlager auf, anfangs neben und zwischen den Gepiden und Langobarden, bis die Unterwerfung der ersteren und der Abzug der letzteren ihnen Gelegenheit gab ihre Macht und ihren Länderbesitz zu mehren. Bald reichte ihre Herrschaft vom Fuße der Alpen bis ans schwarze Meer und ihr Chagan Bajan, der den einfachen Palast Attila's bezog, spielte dieselbe Rolle gegen die Nachfolger Justinians, wie einst der Hunnenfürst gegen die Nachfolger des Theodosius. Er trotzte durch barsche Gesandte dem byzantinischen Hofe Jahrgelder und kostbare Geschenke ab, um die Zeltwohnungen seiner Hauptstadt zu zieren und das Leben genußreicher zu machen und begegnete den vornehmen Byzantinern, die mit Gaben oder Bitten sich seinem Hoflager naheten, mit Uebermuth und Verachtung. Während er mit den feierlichsten Eidschwüren seine friedliche Gesinnung betheuerte, zwang er Sirmium durch Hunger zur Ergebung, machte die Stadt Singidunum am Einfluß der Save in die Donau dem Erdboden gleich und füllte alles Land von diesem Grenzstrom bis nach Constantinopel und von der Adria bis zum schwarzen Meer mit Flammen und Blut. Die Männer wurden niedergestoßen, die Weiber und Kinder in Knechtschaft geführt, die Jungfrauen unter die Sieger vertheilt. In den beiden Hauptstädten der alten Welt zitterten Kaiser und Papst vor dem Namen der Avaren und ihres Kriegsfürsten Bajan, dem indessen, wie seinem hunnischen Vorbilde auch die Regungen der Großmuth und des Edelsinns nicht fremd waren. Die kaiserlichen Heere, die Mauritius anfangs selbst ins Feld führen wollte, dann aber seinem feigen und unfähigen Bruder überließ, wichen

Stellung des Chagan.

erschrocken zurück vor dem Ungestüm der skythischen Reiter und Bogenschützen; nur dem tapfern und geschickten Priscus gelang es, an den Ufern der Donau und Theiß die letzten römischen Siegeszeichen zu errichten. Von Pannonien kehrte der Avarenfürst seine Waffen nach Westen; bald durchstreiften seine Schaaren die Fluren an der Oder und Elbe, und indem die späteren Geschlechter ihren Spuren folgten, wurden die Avaren eben so sehr die Geißel der Germanen und Slaven wie der Oströmer. Vor Allen hatten die Stämme der Avaren u. Slaven.
Moraven und Tschechen, welche sich westlich von ihnen niedergelassen hatten, von ihrem rohen Uebermuthe zu leiden. Es wird von alten Schriftstellern berichtet, daß die Avaren die Unterjochten vor ihre Wagen gespannt, daß sie den Frauen und Töchtern Gewalt angethan, daß sie dem ganzen Volke Tribut und Frohndienste auferlegt hätten. Endlich vermochten die Slaven den Druck nicht länger zu ertragen, erzählt Fredegar. Sie sagten den Avaren den Gehorsam auf und begannen den Kampf. Gerade zu dieser Zeit — es war 623 — kam Samo, ein Franke von Geburt, in diese Gegend. Er schloß sich dem Samo 623.
Heereszuge der Slaven gegen die Avaren an und half den Ersteren zum Siege. Deshalb wählten ihn die „Winider" (Tschechen und Moraver) zu ihrem König; seitdem schlug er die Avaren in vielen Treffen und beherrschte länger als 35 Jahre ein Slavenreich, dessen Kern das Böhmerland war, das aber von hier aus südwärts bis zu den steyerischen Alpen, ostwärts bis an die Karpaten und nördlich bis an die Havel und Spree sich erstreckte. Und nicht nur gegen den Andrang der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptete Samo seine Herrschaft und trug wesentlich bei die Macht der Slaven im Osten Germaniens für alle Zukunft zu befestigen. Im Besitze der Küstenländer des baltischen Meeres haben die slavischen Völker auch eine Zeitlang große Handelsthätigkeit entwickelt. Noch lange erzählte man sich Wunderdinge von der sagenverherrlichten Wendenstadt Julin (Wollin), dem „nordischen Venedig," die auf einer der Inseln vor der Odermündung günstig gelegen im frühen Mittelalter der reiche Markt des Handels und Verkehrs für den weiten Osten gewesen sein soll. Schön gezimmerte hölzerne Häuser in großer Menge hätten Zeugniß gegeben von dem Reichthum und der Pracht der wendischen Kaufmannstadt.

Wie Justinian und seine Nachfolger die Avaren begünstigten, um sich ihrer 3. Die Perser.
Hülfe gegen die andern feindlichen Völker an der Donau und in Pannonien, die Gepiden und Langobarden, zu bedienen, so ertrugen sie auch den Uebermuth des Großkhans der Türken und bewarben sich um dessen Freundschaft durch Geschenke und Gesandtschaften, damit sie in ihren Kriegen mit den Persern an jenen gefürchteten Einwohnern Turans eine Stütze und einen Rückhalt hätten. Denn das friedliche Verhältniß, welches in den späteren Jahren der Regierung des Sassaniden Kobades zwischen den Römern und dem von bürgerlichen und religiösen Unruhen verwirrten Perserreiche bestand, wich bald neuen Feindselig-

Chosroes I Nuschirwan 531—579 keiten, als Kobads kraftvoller, gewaltthätiger Sohn Chosroes I.*), der ungeachtet mancher grausamen und tyrannischen Handlungen den Beinamen Nuschirwan oder der „Gerechte" erhalten hat, den Thron der Sassaniden einnahm. Nachdem er seine Regierung, zu der ihn der Vater unter Zustimmung der Satrapen und Edlen mit Umgehung zweier älteren Söhne berufen hatte, durch die Ermordung dieser seiner Brüder sammt ihren Familien und Anhängern sicher gestellt, war er bemüht, sein Reich durch verständige Anordnungen und zweckmäßige Gesetze zu beruhigen und zu kräftigen. Er unterdrückte die Religionssecte, welche seinem Vater so viele Sorge und Schmach bereitet hatte, er ordnete die Rechtspflege und hielt die Richter an, schnelles und gerechtes Gericht zu ertheilen und ihre Hände rein zu halten von Bestechung und Bedrückung der Armen; er beförderte den Ackerbau, indem er die Bauern und Pächter erleichterte und unterstützte und durch Bewässerungsanstalten den Boden fruchtbar machte; er suchte den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben und Armuth und Elend nach Kräften zu verbannen. Mit dem Ruhme der Gerechtigkeit verband Chosroes noch das Lob eines Freundes und Beförderers der Wissenschaften und der Dichtkunst.

Wenn auch die sieben athenischen Philosophen sich bald überzeugten, daß kein Jünger Platos den Thron der Perser inne habe, so war Chosroes doch beflissen auf alle Weise die Volksbildung zu fördern. In der Nähe der alten Königsstadt Susa wurde eine Arzneischule gegründet, die allmählich zu einer freien Schule der Poesie, Philosophie und Rhetorik anwuchs; die Königsannalen wurden gesammelt und der Nachwelt erhalten (I. S. 357); auf Nuschirwans Befehl wurden die berühmtesten Schriftsteller von Griechenland und Indien in die persische Sprache übersetzt, und Bidpais Fabelbuch, das damals aus indischen Quellen zusammengestellt ward, ist das Gemeingut der europäischen Menschheit geworden (I. S. 314); fremde Gelehrte fanden an dem Hofe des Sassaniden Gunst, Ehre und Lohn; und als jene sieben letzten Anhänger der platonischen Weisheit nach kurzer Zeit das Land wieder verließen, schützte sie Chosroes gegen Verfolgung (S. 582).

Der neue Perserkrieg 540—543. Der „ewige" Friede, den Justinian um hohe Geldsummen von dem Perserkönig erkaufte, setzte jenen in Stand das Vandalen- und Gothenreich zu unterjochen und gewährte diesem die zur Begründung seiner Reformen und zur

*) Dynastie der Sassaniden: Ardschir Babekan oder Artaxerxes 227—241. Schapur (Sapores) 241—271. Hormuz (Hormisdas (271—272. Bahran (Varanes) I. 272—276. Bahran (Varanes) II. 276—93. Bahran (Varanes) III. 293—94. Narses 294—303. Hormuz (Hormisdas) II. 303—309. Schapur (Sapor) II. d. Große 309—380. Ardschir (Artaxerxes) II. 380—83. Schapur (Sapor) III. 383—88. Bahran Kermanschah (Varanes IV.) 388—399. Yezdedschird (Isdegerd) I. 399—419. Bahran Gur (Varanes V.) 420—440. Yezdegerd II. (oder Varanes VI.) 440—457. Hormuz (Hormisdas) III. und sein Bruder Firuz (Pherozes) 457—488. Balasch (Valens) 488—91. Kobad (Kabades) Sohn des Firuz 491 531. Khosru (Chosroes) Nuschirwan d. Große 531—579. Hormuz (Hormisdas) IV. 579—591. Khosru (Chosroes) II. 591—628. Schirueh (Siroes) 628. Ardschir (Artaxerxes) III. 629 u. A. m. Yezdegerd III. Khosru's Enkel 632—636. † 649.

Hebung des Wohlstandes seiner Staaten nothwendige Ruhe. Doch bemerkte er mit Sorge die wachsende Macht des Römerreichs und die warnenden Worte, die der Gothe Vitiges in seiner Bedrängniß durch eine Gesandtschaft an ihn richtete, um ihn zum Kampfe wider den gemeinsamen Feind zu reizen, machten großen Eindruck auf sein Gemüth. Er fürchtete, der ehrgeizige Kaiser möchte nach Unterwerfung seiner Feinde im Westen die Waffen nach Osten kehren und beschloß, den Siegeslauf desselben durch einen Einfall in Syrien zu hemmen. Der Streit des Saracenenfürsten Almondar, eines persischen Schutzbefohlenen, mit Aretas, einem Bundesgenossen der Römer, um die ausgedehnte Schafweide im Süden der Wüste von Palmyra, bot die willkommene Veranlassung zum Friedensbruch. Chosroes fiel mit Heeresmacht in Mesopotamien ein, schlug die Einwohner der Stadt Dura mit der Schärfe des Schwerts und führte Schaaren von Gefangenen weg, um hohes Lösegeld für sie zu erpressen. Die reichen Städte Syriens: Hierapolis, Berön (Aleppo), Chalcis, Apamea mußten die Leiden und Gefahren einer Belagerung und Eroberung mit Gold abwenden, und die christlichen Kirchen und Reliquien wurden ihres Schmucks und ihrer kostbaren Gefäße entkleidet. Antiochia, das durch die freigebige Unterstützung Justinians die zerstörenden Wirkungen des Erdbebens wieder geheilt hatte und den Freuden und dem Muthwillen wieder mit dem alten Leichtsinn fröhnte, wurde im Sturm genommen und durch Raub und Brand ärger verheert als vierzehn Jahre zuvor durch die Schrecken der empörten Natur. Mit Schätzen und Gefangenen schwer beladen kehrte Chosroes über den Euphrat zurück, um die neue Stadt, die er in einiger Entfernung von Ktesiphon nach dem Muster der syrischen Weltstadt erbaute, mit griechischen Bewohnern zu bevölkern und mit dem Raube zu schmücken. Palästina und die heilige Stadt Jerusalem waren das nächste Ziel der Habgier des Perserkönigs, und schon gedachte er in Kleinasien einzudringen und seine raschen Lanzenreiter an die Küsten des schwarzen Meeres zu führen, als die Kunde, daß Belisar den Euphrat überschritten und in der Nähe von Nisibis sein Lager aufgeschlagen habe, ihn zur Rückkehr zwang. Auf einem zweijährigen Feldzuge entwickelte Belisar wieder dasselbe Kriegstalent, wieder dieselbe militärische Einsicht und Erfahrung wie vordem in Italien; aber von Ungunst und Mißtrauen verfolgt, von unfähigen oder ungehorsamen Führern umgeben und mit ungenügender Kriegsmannschaft ausgerüstet, konnte er an dem mächtigen Perserkönig keine Vergeltung üben. Er mußte sich begnügen, durch den Schein einer militärischen Machtentfaltung dem Beherrscher des Ostens die Lust nach einer Wiederholung der Eroberungszüge zu benehmen und die Grenzen, die im „ewigen Frieden" festgesetzt worden waren, von Neuem anzuerkennen. Diese unblutigen Lorbeern Belisars waren nicht weniger ruhmvoll als die glänzenden Thaten in Afrika und Italien, aber sie fanden am byzantinischen Hofe wenig Anerkennung und noch weniger Dank.

Kriege in Kolchis. 549—551. Bald darauf eröffnete der Abfall des römischen Bundesfürsten der Lazier im alten sagenberühmten Goldlande von Kolchis dem König Chosroes eine neue Gelegenheit das byzantinische Reich zu bedrängen. Bedrückt und mißhandelt von den römischen Besatzungstruppen in Petra und benachtheiligt in ihrem Handel durch das aussaugende Zoll- und Monopolsystem Justinians suchten die Lazier, obwohl bereits zum Christenthum bekehrt, die byzantinische Zwingherrschaft gegen die Oberhoheit des persischen Großfürsten zu vertauschen. Eine Gesandtschaft des Fürsten Gubazes trug dem Sassaniden Bündniß und Freundschaft an und flehte um dessen Schutz. Chosroes, die Wichtigkeit von Kolchis für sein Reich erwägend, sagte die erbetene Hülfe zu. Sein hochfliegender Geist sah bereits eine persische Flotte aus dem breiten und tiefen Phasis auslaufen, die Hauptstadt des byzantinischen Reiches bedrohen und das schwarze Meer beherrschen. Unter dem Vorwand eines skythischen Krieges führte er seine Truppen nach Iberien an den obern Lauf des Cyrus-Stromes. Von dort aus rückte er unter der Leitung landeskundiger Kolchier durch die Schluchten und Wälder des Kaukasus vor die Mauern von Petra und nöthigte die Besatzung, sich durch Uebergabe der Festung freien Abzug zu erkaufen. Aber die Lazier hatten bald Ursache, den Wechsel der Herrschaft zu beklagen. Chosroes, ein eifriger Anhänger des Zoroastrischen Religionssystems, suchte die Lehre des Evangeliums durch den Feuerdienst zu verdrängen und erschreckte die Eingebornen durch Einführung der persischen Todtenbestattung (I, S. 350). Und als er bemerkte, wie unzufrieden die Kolchier die neue Herrschaft ertrugen, so gab er geheime Befehle, den Fürsten zu ermorden, die Einwohner in ein fernes Land zu verpflanzen und eine treue und kriegerische Kolonie an den Ufern des Phasis anzulegen. Da flehten die Kolchier, von diesem Vorhaben unterrichtet, reuevoll den byzantinischen Herrscher um Vergebung und Beistand an, und Justinian war klug genug, ihnen aus Politik zu gewähren, wozu Nachsicht und Milde ihn schwerlich bewogen hätten. Eine ansehnliche Streitmacht rückte in Kolchis ein, um in Verbindung mit den Laziern die Wiedereroberung von Petra zu versuchen, ein Unternehmen, gleich schwierig durch die Lage der Stadt auf einem schroffen in das Meer hinausragenden Felsen und durch die reichen Vorräthe wie durch den kühnen Muth der Besatzung.

Belagerung von Petra 549—551. Zwei Jahre dauerte die Belagerung der Felsenstadt. Die persische Besatzung sank von 1500 auf 400 herab, und unter diesen befanden sich kaum 50 Unverwundete oder Gesunde. So groß war aber ihre Standhaftigkeit, daß sie, ihren Verlust vor dem Feinde zu bergen, die Leichen ihrer Gefährten neben sich stellten, unerschüttert durch den Anblick und Verwesungsgeruch. Durch die Nachlässigkeit oder Habsucht des griechischen Anführers Dagisthäus gelang es den Persern neue Truppen in die bedrängte Festung zu bringen und die Gegenwehr mit frischen Kräften fortzusetzen. Wurfgeschosse und Feuerbrände richteten unter den Belagerern furchtbare Verheerungen an. Endlich wurden die Mauern unter der Führung des tapfern Bessas, eines alten Kriegers, mit Sturmleitern erstiegen und die Mannschaft theils erschlagen, theils in Gefangenschaft

geführt. Aber 500 kühne Streiter hielten sich noch in dem unzugänglichsten Theil der Burg, und leisteten dort, jeden Vertragsvorschlag verächtlich zurückweisend, den muthigsten Widerstand, bis sie von den Flammen verzehrt wurden.

Ausgang des Kriegs.

Das heldenmüthige Beispiel der Besatzung von Petra wirkte belebend und erhebend auf das ganze Heer, besonders so lange der kühne Mermeroes den Oberbefehl führte und trotz seines Alters und seiner gelähmten Füße die Feinde mit Schrecken und die Seinen mit Zuversicht erfüllte. Während die römischen Feldherren unabhängig von einander und mit gleicher Macht ausgerüstet „um den Vorrang in Lastern und Verwerflichkeit" kämpften, lenkte der persische Anführer, der sich in einer Sänfte vor der Schlachtlinie hertragen ließ, als Stellvertreter des höchsten Kriegsfürsten, die Schaaren nach einem sicheren Plane. Erst als nach seinem Tode der übermüthige Nakoragan den Oberbefehl überkam, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Die Römer waren allmählich bis an den Rand der Küste gedrängt worden; auf den Ruinen der griechischen Kolonie am Phasis stand ihr letztes Lager, geschützt durch Verschanzungen, durch den Fluß und durch das schwarze Meer. Auf dieses richteten die Perser ihre Angriffe. Allein Noth und Verzweiflung erfüllten die Bedrängten mit kühnem Muth. Sie schlugen die Feinde in die Flucht; 10,000 erlagen den Streichen der Verfolger; der Führer selbst entkam, aber nur um auf Befehl des erzürnten Gebieters einen entsetzlichen Tod zu erleiden. Seine abgezogene und ausgestopfte Haut wurde zum warnenden Schreckbild auf einem Berge aufgestellt. Der Sieg brachte jedoch dem unglücklichen Volke keinen Frieden. Die feindlichen Heere durchzogen noch Jahre lang das verödete Gebirgsland und die römischen Feldherren häuften durch die verrätherische Ermordung des Königs Gubazes während einer Unterredung neue Schmach auf den römischen Namen. Erst als die Lebenszeit Justinians ihrem Ende zuneigte, kam ein 561.
neuer Friede zu Stande, der die Grenzen beider Reiche im Wesentlichen so ließ, wie sie vor dem Krieg bestanden und das Land Kolchis mit den dazu gehörigen Territorien der Hoheit des byzantinischen Kaisers zurückgab, jedoch nur gegen die Zusage eines jährlichen „Geschenkes" von 30,000 Goldstücken.

Chosroes' Größe.

Damals stand Chosroes auf dem Höhepunkt seiner Macht; sein Reich umfaßte alles Land vom Mittelmeer bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und zur Grenze Aegyptens. Er hatte die inneren Aufstände siegreich niedergeworfen und die Herrschaft über die alten Provinzen Irans fest gegründet; mit den Türken hatte er einen Friedensvertrag geschlossen und die Tochter des Großkhans unter die Zahl seiner rechtmäßigen Frauen aufgenommen; in seinem Marmorpalast zu Madain oder Ktesiphon empfing er aus den Händen glänzender Gesandtschaften kostbare Geschenke oder Tribute von den Fürsten Indiens.

Chosroes u. die Nachfolger Justinians.

Bald nach Justinians Tod brach der Krieg zwischen Rom und Persien von Neuem aus und nahm, da religiöse Leidenschaften die Waffen schärften, einen blutigen Cha-

rakter an. Die Bewohner des glücklichen Arabiens auf der Ostseite des rothen Meeres waren von den christlichen Abyssiniern besiegt und zinspflichtig gemacht worden. Des fremden Joches überdrüssig riefen sie die Hülfe der Perser an. Chosroes gewährte ihre 570. Bitten. Er zog mit einem Heere nach dem Lande des Weihrauchs und der Myrrhen, trieb in Verbindung mit den Arabern die Fremdlinge über das rothe Meer zurück und setzte einen Sprossen des alten Fürstenhauses der Homeriten als zinspflichtigen König in Yemen ein. Nun nahm sich aber Kaiser Justinus, begierig nach einem Vorwand zur Verweigerung des lästigen und schmachvollen Tributs, zu dem sich Justinian unter dem Namen eines Jahrgeldes verpflichtet hatte, des abyssinischen Fürsten, seines Bundes- und Religionsgenossen an und unterstützte zugleich die christlichen Armenier, die sich von der persischen Hoheit zu befreien suchten. Die Beschwerden Nuschirwans fanden in Constantinopel keine Beachtung, vielmehr trat Justinus mit den Türken in ein Bündniß wider den gemeinsamen Feind. Aber während der byzantinische Kaiser ruhig in seinem Palaste weilte, zog der achtzigjährige Perserkönig mit jugendlicher Kraft selbst 572. ins Feld. Er bedrängte Dara, die wichtigste Stadt Mesopotamiens und brachte sie nach einer Belagerung von fünf Monaten zu Fall, indeß sein Feldherr Adarman von Babylon aus über den Euphrat setzte, Apamea verbrannte und die Beute von Syrien seinem Gebieter zu Füßen legte. Kummervoll suchte der schwache Justinus eine Stütze in Tiberius, den er zum Mitregenten und Nachfolger ernannte. Dieser benutzte einen dreijährigen Waffenstillstand zu großartigen Rüstungen, so daß er, als Chosroes abermals mit Heeresmacht in Syrien eindrang, ihm bei Melitene eine große 579. Niederlage beibrachte, in Folge deren Nuschirwan eilig den Rückzug über den Euphrat antrat. Der kaiserliche Feldherr Justinian verfolgte den Sieg. Er zog im Bunde mit den Türken den Armeniern zu Hülfe und richtete seine Fahne am Ufer des Araxes auf; er verpflanzte 70,000 Gefangene aus Hyrkanien nach Cypern und befuhr das kaspische Meer mit seinen Schiffen; er trug im nächsten Frühjahr die Kriegsfackel in die fruchtbaren Ebenen Assyriens und näherte sich der Hauptstadt, als der greise König gerade seinen letzten Tag erlebte.

1. Krieg gegen Justinus. *2. Unfälle der Perser unter Tiberius. Chosroes Ausgang.*

Hormisdas (Hormuz) 579—591.

Alle Früchte der langen und kraftvollen Regierung Chosroes des Gerechten gingen verloren unter der tyrannischen und grausamen Willkürherrschaft seines Sohnes und Nachfolgers Hormuz oder Hormisdas. Zögling des verständigen Buzurg Mihir, der die Fabeln Bidpais und das Schachspiel aus Indien nach Persien verpflanzte, vergaß Hormisdas unter dem Einflusse verderblicher Schmeichler und Höflinge rasch die Lehren der Tugend, die ihm der weise Erzieher und die Beispiele der Tapferkeit und Gerechtigkeit, die ihm der große Vater gegeben; habsüchtig, eitel, mißtrauisch, wurde er die Geißel seines Volks. Sein grausamer Sinn wurde nicht gebeugt durch die Botschaften, daß die gedrückten und mißhandelten Unterthanen in Babylonien, Susa und Karamanien die Fahne der Empörung aufgepflanzt hätten und die Fürsten von Arabien, Indien und Skythien dem unwürdigen Nachfolger Nuschirwans den Tribut zurückhielten, daß die Waffen der Römer in Mesopotamien und Assyrien neue Erfolge errangen und die zahllosen Schaaren der Türken und Skythen die nördlichen Provinzen des Reichs verheerend durchstreiften. Und als der einzige Feldherr, dessen Heldenthaten die Ehre Irans retteten, Varanes oder Bahran, einem alten und edlen Fürstengeschlechte Persiens entsprossen, in seinem Geburtslande Hyrkanien die türkischen Schwärme 590. durch eine glorreiche Waffenthat zu einem verlustvollen Rückzug zwang, war Beschimpfung und Undank sein Lohn. Endlich war das Maß der Laster und Verbrechen voll. Während der entehrte Bahran von seinen empörten Truppen als Herrscher ausgerufen 591. auf die Hauptstadt Madain losrückte, wurde Hormisdas von Bindoe, einem sassanidi-

Bahrans Erhebung. *Ende des Hormuz.*

schen Fürsten, den er aus Mißtrauen in langer Kerkerhaft gehalten, in dasselbe Gefängniß gebracht, aus dem der andere entflohen war und durch den richterlichen Ausspruch einer Versammlung persischer Edlen des Thrones entsetzt und der Augen mit einem glühenden Drahte beraubt. Seine Gemahlin und sein jüngerer Sohn, zu dessen Gunsten er auf den Thron hatte verzichten wollen, wurden getödtet und ihre verstümmelten Leichen öffentlich ausgesetzt. Darauf bewirkte Bindoe die Erhebung des Chos- Chosroes II.
roes, des erstgebornen Sohnes des gestürzten Monarchen auf den väterlichen Thron, von Bahran vertrieben.
in der Hoffnung über den unerfahrenen Jüngling zu herrschen. Aber Bahran versagte 591.
dem neuen König die Anerkennung, und als derselbe die „Sclaven des Palastes und den Pöbel der Hauptstadt" wider das siegreiche Heer ins Feld führte, wurde er mit leichter Mühe überwunden und zur Flucht in die Fremde gezwungen. Bindoe aber endigte das elende Dasein des gefangenen Hormuz mit einer Bogensehne. Während Chosroes mit seinen Kebsweibern und einigen Getreuen seiner Leibwache über den Euphrat floh und sich unter den Schutz des griechischen Befehlshabers von Circesium stellte, zog Bahran in den Königspalast von Madain ein. Aber die Behauptung des Thrones war schwieriger als die Erwerbung. Das Volk bereute seine Unbesonnenheit, den Erben des Hauses Sassan dem Ehrgeiz eines kühnen Empörers geopfert zu haben, und die Magier weigerten sich seine Usurpation zu heiligen. Der Widerstand reizte seinen Zorn und trieb ihn zu Maßregeln der Gewalt. „Der Palast wurde bald durch Verschwörung, die Stadt durch Tumult, die Provinzen durch Aufruhr zerrüttet, und die grausame Hinrichtung der Schuldigen und Verdächtigen diente mehr zur Steigerung als zur Dämpfung des öffentlichen Mißvergnügens." Diese Umstände erleichterten die Rückkehr des flüchtigen Sassaniden. Kaiser Mauritius, der Nachfolger des Tiberius, Von Mauritius wieder eingesetzt.
nahm sich des Verstoßenen wohlwollend an. Ein römisches Heer rückte in Persien ein, um den vertriebenen König wieder in die Herrschaft einzusetzen. Bei seinem Erscheinen am Tigris stießen Schaaren von Anhängern zu den vereinigten Fahnen der Römer und Perser. Bald gebot Chosroes über ein größeres Heer als Bahran. Dennoch nahm dieser den Kampf auf. Aber in zwei Schlachten besiegt, floh er nach den östlichen Provinzen am Oxus, wo er mit den Türken in Verbindung trat. Ehe er jedoch mit seinen neuen Bundesgenossen wieder ins Feld rücken konnte, starb er, sei es an Gift oder an Verzweiflung über seinen verlornen Ruhm. Nun wurde Chosroes durch fremde Waffen Chosroes II. 591—628.
in die Hauptstadt eingeführt, und eine Schaar von tausend Römern wachte für seine Sicherheit, bis er die Ungetreuen seiner Unterthanen bestraft und an den Schuldigen und Verdächtigen Rache genommen. Selbst Bindoe büßte mit seinem Leben den Frevel, königliches Blut vergossen zu haben. Die Dienste des oströmischen Kaisers, der den Sassaniden mit dem Ehrennamen eines „Sohnes" auszeichnete, lohnte Chosroes mit der Abtretung der Festungen Dara und Martyropolis, und willigte ein, daß Armenien bis an die Ufer des Araxes und des kaspischen Meeres in den Reichsverband zurückkehrte. Und während der ganzen Regierung des Mauritius wurde der Friede zwischen Persien und Byzanz nicht ferner gestört und die Christen erfreuten sich einer fortwährenden Duldung und vieler Beweise von Gnade und Wohlwollen. Wenn auch Chosroes selbst nicht dem Christenthum beitrat, so war doch seine geliebteste Gemahlin Sira oder Schirin, deren Schönheit, Verstand und musikalische Talente in den Sagen und Dichtungen der Perser viel gefeiert wurden, eine fromme Christin. Aber nach diesen Sagen besaß Chosroes nicht das Herz der geliebten Gattin, die vielmehr ihre Neigung dem Ferhad, dem schönsten Jüngling des Orients zugewendet hatte.

2. Die Langobarden und die Zustände Italiens*).

Gepiden und Langobarden. Während des Krieges wider die Oströmer hatten die Gothen ihre Streitkräfte von allen Seiten an sich gezogen und dadurch die Donaugrenze, welche Theoderich so sorgfältig gehütet, offen gelegt. Davon nahmen die Gepiden und Langobarden, die schon lange die Ebenen an der Theiß und die Gebirgsländer Ober-Pannoniens in Besitz hatten (S. 666), Gelegenheit, ihre Grenzen über die Donau auszudehnen. Die Gepiden pflanzten ihre Fahnen auf den Mauern von Sirmium und Belgrad auf und entschuldigten ihre Kühnheit in Byzanz mit der höhnenden Bemerkung, da der Kaiser so unablässig bemüht sei, tapfere Männer in sein Reich und in die Zahl seiner Unterthanen und Bundesgenossen aufzunehmen, so seien sie, seine getreuen Verbündeten, diesem Bestreben durch freiwillige Besetzung der verlassenen Lande entgegengekommen. Justinian, außer Stand, die wilden waffengeübten Gäste zurückzutreiben, reizte die Langobarden, ihre Grenznachbarn durch Jahrgelder und Versprechungen zum Krieg wider die Gepiden. Aber die Bundesgenossen waren dem morgenländischen Reiche nicht minder verderblich als die Feinde. Während die Langobarden in langjährigen Kämpfen die Macht der Gepiden schwächten und endlich brachen, durchstreiften zugleich einzelne Schaaren derselben die Länder südwärts der Donau bis an den Rand des adriatischen Meeres, plünderten die Städte und trieben Menschen und Heerden weg; andere zogen unter dem Banner des Reiches wider die Gothen in Italien (S. 785) und es schwoll ihnen schon damals das Herz vor Verlangen nach den Reizen und Reichthümern der schönen Halbinsel.

Alboins Jugend. Auf allen diesen Zügen glänzte unter den Reihen der Langobarden der jugendliche Königssohn Alboin als ritterlicher Vorkämpfer in jeglichem Streit. Während er noch unter den Fahnen seines Vaters Audoin focht, heißt es in alten Mähren und Volksliedern, durchbohrte er in der Schlacht mit seiner Lanze den Sohn des Gepidenkönigs Turisund und wagte sich mit vierzig Gefährten an das Hoflager des Gegners, um von seiner Hand die ritterlichen Ehren zu empfangen. Damals hat er wohl zum erstenmal die schöne Rosamunde erblickt, die jugendliche Tochter Kunimunds, des erstgebornen Königssohnes, und ein heftiges Verlangen nach ihrem Besitze in sein Herz aufgenommen.

Fall des Gepidenreichs. 566. Als Justinian im dreiundachtzigsten Jahr seines Lebens nach einer Regierung von achtunddreißig Jahren müde und lebenssatt ins Grab sank und seiner Schwester Sohn Justinus, der gerade in der Hauptstadt zugegen war, durch die Thätigkeit der Senatoren und Hofbeamten seiner Partei den Thron bestieg, nahte die letzte Stunde des Gepidenreichs. Alboin, gestachelt von den entgegengesetzten Leidenschaften des Hasses und der Liebe, erkaufte durch große

*) Alex. Flegler, das Königreich der Langobarden in Italien. Leipz. 1851.

Zugeständnisse die Bundesgenossenschaft und Waffenhülfe der Avaren gegen das Nachbarvolk. Die beiden Könige Alboin und Kunimund begegneten einander im Felde an der Spitze ihrer Heere. Es ereignete sich eine blutige Schlacht, in welcher der Gepidenkönig mit den tapfersten seines Volkes die Wahlstatt deckte. Alboin betrachtete das Haupt seines Todfeindes mit Wonne und ließ, um die Süßigkeit der Rache in vollen Zügen zu genießen, nach Art der Skythen aus dem Schädel einen Becher bereiten. Die schöne Rosamunde aber wurde beredet oder gezwungen, dem Sieger in sein Ehebett zu folgen, das kurz zuvor durch den Tod seiner austrasischen Gattin leer geworden war. Die Avaren aber eigneten sich als Lohn für ihren Beistand die fruchtbaren Länder auf beiden Ufern der Donau an und legten den überwundenen Gepiden das Joch der Knechtschaft auf; ein anderer Theil unterwarf sich den Langobarden, von denen sie mit Großmuth und Milde behandelt wurden. „Damals machten die Langobarden solche Beute," bemerkt Paul Diakonus, „daß sie zum größten Reichthum gelangten, der Stamm der Gepiden aber kam so sehr herab, daß sie seitdem nicht einmal mehr einen eigenen König hatten."

Alboins hochfliegender Geist begnügte sich nicht an diesen Erfolgen. Mit Begierde lauschte er den Erzählungen der Volksgenossen, die einst unter Narses nach dem reizenden Lande jenseits der Alpen gezogen, und ihre Schilderungen von den reichen Städten und Palästen, von den köstlichen Früchten, die in dem Garten der Welt fast ohne Pflege der Menschenhand von selbst wuchsen, von den Schätzen an Gold und Silber, welche die Raubgier feindlicher Völker noch nicht zu erschöpfen vermocht, entzündeten seine Phantasie und reizten seine Leidenschaften. Und welchen Widerstand konnte er finden in dem zertretenen Lande, wo ein zwanzigjähriger Krieg unheilbare Wunden geschlagen und eine furchtbare Pest und Hungersnoth, die demselben folgte, Tausende von Menschen ins Grab gestürzt, von einer Bevölkerung, die unter der langen Knechtschaft die Uebung der Waffen verlernt hatte? Sein Verlangen und seine Siegeszuversicht erhielt noch neue Nahrung durch eine Botschaft des Feldherrn Narses, die ihn von der Furcht befreite, diesen Kriegshelden im Kampfe bestehen zu müssen. Alboin sinnt auf Eroberung Italiens.

Ueber zwölf Jahre hatte Narses als Patricius und kaiserlicher Statthalter (Exarch) von Ravenna aus das eroberte Land verwaltet nach dem byzantinischen Rechte, welches Justinian durch ein eigenes Grundgesetz (pragmatische Sanction) in dem wiedereroberten Italien eingeführt. Und wie sehr man auch die Umsicht anerkennen mußte, womit er die verwirrten Verhältnisse der Rechte und des Eigenthums auszugleichen und mit Billigkeit zu ordnen bemüht war, und die Energie, mit der er der Zuchtlosigkeit und den Ausschweifungen des verwilderten Heeres entgegentrat; so erzeugte seine Verwaltung dennoch Haß und Unzufriedenheit unter dem Volke. Seine Tugenden waren durch das Laster der Habsucht befleckt: bei der Umwandlung der gothischen Besitzungen in kaiser- Narses Exarch in Ravenna.

liche Kammergüter, bei der Einführung der drückenden Besteuerung, unter welcher das ganze Reich seufzte, bei der Anstellung neuer Beamten und städtischer Obrigkeiten häufte er durch Druck und Aemterverkauf unermeßliche Schätze von Gold und Silber. Diese dunkeln Flecken seines Charakters wurden an dem neuen Hofe, wo die Kaiserin Sophia eine einflußreiche Stimme führte, von seinen zahlreichen Feinden und Neidern in grellen Farben geschildert. „Für die Römer war es wahrlich besser," läßt Paulus Diakonus sie sprechen, „den Gothen dienstbar zu sein, als den Griechen, wo der Eunuche Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Entweder befreie uns aus seiner Hand, gnädigster Fürst, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst fremdem Volke." Die Verleumder erreichten ihr Ziel. Justinus, einen Aufstand befürchtend, rief den Statthalter ab und die Sage meldet, die Kaiserin habe hinzugefügt, „der Eunuche solle das Kriegsamt Männern überlassen und heimkehren, um mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen;" darauf habe Narses zur Antwort gegeben, „er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihr Lebenlang nicht mehr werde entwirren können." Darauf sei er nach Neapel gegangen und habe die Langobarden durch eine feierliche Botschaft eingeladen, ihre ärmlichen Felder in Pannonien mit den Reizen Italiens zu vertauschen. Und um ihrer Einladung größeren Nachdruck zu geben, hätten die Gesandten köstliche Früchte und andere Erzeugnisse des Südens mit sich geführt und auf die königliche Tafel gesetzt.

Einfall der Langobarden in Italien. 568.

Die Langobarden folgten willig dem Rufe. Nachdem sie den Avaren die bisherigen Wohnsitze überlassen mit der Bedingung, daß wenn die Eroberung von Italien mißlänge, sie wieder in ihre vorigen Besitzungen eingesetzt werden sollten, zogen sie mit Weib und Kind und aller Habe über die Alpen, begleitet von 20,000 Sachsen, die Alboin herbeigerufen, und von einer großen Menge Krieger und Abenteurer verschiedener Herkunft, Sprache und Religion. Narses bereute seine Raschheit und traf Anstalten zur Gegenwehr, aber sein Tod befreite die Langobarden von einem mächtigen und gefährlichen Gegner. Ohne einem Heere im Felde zu begegnen besetzte Alboin Forum Julii und das umliegende Gebiet, jetzt unter dem davon abgeleiteten Namen Friaul bekannt, und rückte, nachdem er seinen Neffen Gisulf mit einer Schaar getreuer Edlen (Faren) zur Bewachung der Gebirgspässe zurückgelassen, durch das Land der Trevisaner auf Verona los. Brand, Raub und Verwüstung bezeichneten die Pfade, auf denen die wilden Schaaren einherzogen. Schrecken und Angst erfaßte die Einwohner; sie flüchteten nach den Seen, Felsen und Moräften, wo sie einige Trümmer ihrer Reichthümer bargen, und „verzögerten so den Augenblick ihrer Knechtschaft." Der Patriarch Paulinus von Aquileja rettete seine Schätze und Heiligthümer nach der Lagunenstadt Grado, und gab dadurch Veranlassung zur Gründung eines selbständigen Bisthums, welches sich in der Folge die Venetianer aneigneten, und Honoratus, der auf dem Stuhle des heiligen Ambrosius

in Mailand saß, suchte Zuflucht hinter den Mauern von Genua vor der Treulosigkeit und Grausamkeit Alboins. Nach dem Falle Mailands gerieth alles Land von Trient bis vor die Thore von Ravenna und Rom fast ohne Schwertstreich in die Hände der Langobarden und dem Statthalter, der an Narses Stelle getreten, blieb kaum etwas anderes zu thun übrig, als dem Kaiser den Verlust seiner Provinzen und Städte zu melden. Nur Ticinum oder Pavia, das von den Gothen stark befestigt worden, leistete tapfern Widerstand. Während die einzelnen Truppenabtheilungen das obere und mittlere Italien zur Unterwerfung brachten und bis nach Capua, Benevent und Tarent streiften, blieb das königliche Lager über drei Jahre vor die Mauern von Pavia gebannt. Ergrimmt über die hartnäckige Gegenwehr schwur Alboin, er wolle die Stadt von Grund aus zerstören und alle Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts dem Tode weihen. Endlich wurde Pavia durch Hunger zur Ueber- 572.
gabe gezwungen, und die Bürgerschaft erwartete mit stummer Angst ihr Schicksal. Als aber der König durch die Straße ritt, strauchelte sein Pferd und stürzte nieder. Dies wurde von einem der Begleiter als göttliches Zeichen gedeutet, daß der Himmel über den Schwur zürne. Alboin ließ sich erweichen; er ruhte friedlich im Palaste der Gothenkönige und verkündete der bebenden Menge, „daß sie leben und gehorchen solle." Und als ob Pavia durch den langen Widerstand an Reiz gewonnen habe, erhob Alboin sie zur Hauptstadt des Langobardenreichs, den Glanz von Mailand verschmähend.

Alboins Herrschaft war von kurzer Dauer. Noch waren die Dinge in Italien Alboins
nicht vollendet, als ihm Untreue und häuslicher Verrath den Tod brachte. Einst feierte Ausgang. 573.
er auf einem Schlosse bei Verona mit seinen Waffengefährten ein Gelage, wobei es hoch herging. Im Uebermuth der Trunkenheit ließ er den Becher bringen, den er aus dem Schädel Kunimunds hatte verfertigen lassen und im Kreise herumgehen; dann befahl er denselben bis zum Rande gefüllt der Königin zu reichen, damit sie mit ihrem Vater fröhlich trinken möge. Rosamunde gehorchte; während sie aber den Becher mit ihren Lippen berührte, gelobte sie in ihrem Innern, daß diese Schmach mit Alboins Blut gerächt werden solle. Sie verschwor sich darauf mit Helmigis, des Königs Schildträger, ihrem geheimen Buhlen, gegen das Leben ihres Gatten. Helmigis zitterte, wenn er der Kraft und Kühnheit Alboins gedachte und rieth ihr, den Peredeus, einen ungemein starken Krieger, beizuziehen. Rosamunde erkaufte sich den Beistand des Langobarden mit neuer Schande. Sie nahm die Stelle einer ihrer Frauen ein, welche Peredeus liebte und sich ihm in der Dunkelheit hingebend, sprach sie wie einst die lydische Königin zu Gyges (II. S. 551), daß er nach solcher That nur die Wahl habe, den Alboin zu tödten oder durch sein Schwert zu fallen. Da wollte er lieber der Mitschuldige als das Opfer Rosamundens sein. Eines Tages, als Alboin nach der Tafel sich zurückzog, um seinen Mittagsschlaf zu halten, ließ das treulose Weib, nachdem sie das Gefolge entfernt und sein Schwert festgebunden hatte, die Genossen ihrer Schuld in das Gemach. Der König erwachte, aber außer Stande das Schwert aus der Scheide zu ziehen, wehrte er sich blos mit einem Fußschemel, der ihn jedoch nicht lange gegen die Speere der Mörder zu schützen vermochte. So fiel Alboin, der streitbarste und kühnste Mann, durch den feigen Verrath seines Weibes und seiner Waffengefährten. Seine Leiche

wurde unter lautem Wehklagen seiner Freunde unter der Treppe des Palastes beigesetzt und die Langobarden ehrten das Grab und das Andenken ihres siegreichen Führers. Noch in den Tagen des großen Frankenkönigs Karl sangen und sagten die Nachkommen der deutschen Stämme, die unter dem Heerkönig Alboin nach Italien gezogen, von den Thaten und Schicksalen des starken Langobarden. Aus solchen Liedern hat ohne Zweifel Paul der Diakone seine Erzählungen geschöpft. Er selbst behauptet zwar den verhängnißvollen Becher gesehen zu haben, aber das Ganze trägt doch mehr den Charakter der Sage und Dichtung als der Geschichte.

Rosamunde u. Helmigis. Rosamunde hoffte mit Hülfe ihrer Gepiden dem Helmigis die Krone zu verschaffen und dann in seinem Namen zu herrschen. Allein die langobardischen Edlen erhoben sich wider sie und forderten Bestrafung der schweren Schuld. Da schickte sie zu dem griechischen Statthalter Longinus und flehte um Schutz. Als ihr dieser zugesagt ward, entfloh sie mit ihren beiden Liebhabern, mit ihrer Tochter und mit dem königlichen Schatze aus Verona und gelangte unter dem Geleite ihrer treuen Gepiden auf einem griechischen Schiffe nach Ravenna. Der Statthalter sah mit gierigem Verlangen die Reize und Schätze der Wittwe Alboins und trachtete nach ihrem Besitze. Sein Antrag fand bei der ruchlosen Frau geneigtes Gehör; über der Leiche ihres Buhlen Helmigis wollte sie die neue Hochzeitsfackel anzünden. Als der Langobarde einst aus dem Bade stieg, reichte sie ihm einen Gifttrank. Da er aber an dem Geschmack und der Wirkung sogleich merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, zog er das Schwert gegen Rosamunde und zwang sie den Rest zu trinken. „Und also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde." Die Tochter Rosamundens sammt den reichen Schätzen wurde nach Constantinopel eingeschifft. Auch Peredeus befand sich in ihrem Gefolge und setzte den kaiserlichen Hof durch seine Stärke in Verwunderung und Schrecken. Damit er kein Unheil anrichte, wurde er der Augen beraubt; er wollte Rache nehmen an dem Kaiser; sein Messer traf aber nur zwei Höflinge. So lautet die Sage von dem langobardischen „Simson" bei dem geistlichen Geschichtschreiber.

Kleph 572—73. Nach Alboins Tod wurde Kleph zum König der Langobarden gewählt*); aber schon nach achtzehn Monaten fiel der grausame Fürst durch die Hand eines Dieners. Während der Jugend seines Sohnes Authari's unterließen die Edlen die Wahl eines Königs, so daß das Land einer ritterlichen Anarchie anheimfiel, wo 35 Herzöge willkürlich herrschten und jeder „seines Raubes genoß." Unterdessen ruhten die weiteren Eroberungen und in Friaul, Spoleto, Benevent u. a. O. entstanden selbständige Herzogthümer, die auch in der Folge nur in lockerem Verbande mit dem Langobardenreiche verblieben, aber demselben doch als Vorhut gegen Avaren und Griechen von Nutzen waren. Unter solchen Umständen konnten die Oströmer auf den Gedanken kommen, in Verbindung mit

Die Herrschaft der Herzöge. 574—584.

---

*) Die Könige der Langobarden: Alboin 561—573. Kleph † 576. Authari † 590. Agilulf † 615. Adelwald 615—624. Ariwald 624—636. Rothari 636—652. Rodoald † 653. Aribert (Theodelindens Brudersohn) 653—661. Godebert (in Pavia) ermordet 662 und Berthari (in Mailand) vertrieben 662. Grimoald 662—872. Sein unmündiger Sohn Gariwald konnte sich nicht halten gegen den rückkehrenden Berthari 672—690. Kunibert 690—703. Liutbert 704. Aribert —712. Ansprant 712. Liutprant 713—744. Hildebrant 745. Ratchis —749. Aistulf 749—756. Desiderius —774.

den rechtgläubigen Franken die arianischen Langobarden zu vertreiben oder doch zu beschränken. In der That ließ sich der merovingische König Childebert von Austrasien, Chlodwigs Urenkel, durch Geld und Versprechungen bewegen, die Alpenpässe zu besetzen und in Verbindung mit dem Exarchen von Ravenna die Langobarden in der Poebene zu bekriegen. Bei dieser Gefahr, die nur durch den Mangel eines gemeinsamen Zusammenwirkens nach einem überlegten Kriegsplane und durch die Tapferkeit der langobardischen Kriegshaufen im Felde nicht zu dem beabsichtigten Ziele führte, erkannten Edle und Volk die Nothwendigkeit einer festeren Führung und eines einherrlichen Regiments. Sie erhoben daher Klephs Sohn, den ritterlichen Autharis, auf den Königsschild und die Herzöge gaben von dem geraubten Grundbesitz die Hälfte dem König heraus, zur Bestreitung des Unterhalts seines Hofes und Gefolges. Autharis rechtfertigte die Wahl; die Franken wurden nach schweren Verlusten in der Feldschlacht über die Alpen zurückgetrieben, die Macht der Griechen auf die früheren Grenzen beschränkt und die Marken des Königreichs an den rhätischen Alpen und an einer Säule am Gestade von Rhegium durch den tapfern Autharis mit der Lanze festgestellt. Zugleich verlieh er dem Staatswesen eine feste monarchische Form, wobei Ordnung und Freiheit gleiche Berücksichtigung fanden. Die treuen Dienstleistungen der Großen belohnte er durch Jahrgehalte und „Beneficien“ und der Versammlung des freien Volkes auf der Ebene von Pavia ertheilte er die Bestätigung der Königswahl und der Gesetze.

Autharis 584—590.

In diesem Heerkönig der Langobarden spiegelt sich schon die mittelalterliche Ritterzeit mit ihrer Kraft und Romantik. Er warb um die schöne Theodelinde, die Tochter des Baiernherzogs Garibald. Ungeduldig über die langsamen Fortschritte der Unterhandlungen ging der feurige Liebhaber im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft nach dem herzoglichen Hoflager, um unerkannt seine Braut als Königin von Italien zu begrüßen und als seine Gattin heimzuführen. Als sie auf dem Rückwege an die Grenze kamen, warf Autharis seine Streitaxt mit unvergleichlicher Kraft und Gewandtheit nach einem Baume und sprach zu den erstaunten Baiern: „Das sind die Waffen des Königs der Langobarden.“

Ein Jahr nachdem Autharis im Palaste zu Verona sein Vermählungsfest mit der baierischen Fürstentochter Theodelinde gefeiert, starb der blondgelockte Langobardenkönig. Seine Wittwe reichte darauf dem Herzog Agilulf von Turin, einem Verwandten des Verstorbenen, ihre Hand und die Langobarden, welche sie wegen ihrer Tugend und ihres Verstandes ehrten, erkannten ihn als ihren König an und feierten seine Krönung in Mailand. Unter ihm wie unter dem folgenden König Adelwald übte Theodelinde großen Einfluß auf Verwaltung und Gesetzgebung. Eine fromme Bekennerin des athanasianischen Glaubens, den sie aus ihrer baierischen Heimath mitgebracht hatte und von dessen Wahrheit sie durch die rührenden Briefe Gregors noch mehr überzeugt worden war, vermittelte sie die religiösen Gegensätze, indem sie die Anhänger der römischen Kirche vor Bedrückung durch die arianischen Langobarden

Agilulf 590—615. und Theodelinde.

Adelwald 615—624.

schützte und die päpstliche Autorität nach Kräften förderte. Sie bewog ihren Gemahl, die katholische Kirche mit Gütern zu beschenken und den Bischöfen das verlorene Ansehen zurückzugeben, und gründete selbst die Kathedrale von Monza, wo fortan die „eiserne Krone" der Langobarden aufbewahrt wurde. Dieses Kleinod der Nation führte seinen Namen von dem eisernen Ringe am Kopfrande, bei dessen Anfertigung Nägel vom Kreuze Christi angewendet worden sein sollten. Unterdessen setzte ihr Gemahl Agilulf den Eroberungskrieg gegen die Byzantiner kräftig fort. Er fügte die Städte im Pogebiete Padua, Mantua, Cremona u. a. dem lombardischen Reiche bei, er rückte vor die Thore von Rom und verbreitete solchen Schrecken unter den Bewohnern, daß Gregor der Große seine Predigten unterbrach, um für die Vertheidigung der heiligen Stadt zu sorgen und die Flüchtigen und Gefangenen, die der langobardische König an Stricken gebunden nach Frankreich schleppen und als Knechte verkaufen ließ, zu schützen und auszulösen.

Rom u. die byzantinischen Besitzungen.

Während dieser kriegerischen Jahre wurde der Wohlstand von Italien vollends zu Grunde gerichtet und Rom seiner letzten Herrlichkeit entkleidet. „Der stolze Baum, unter dessen Schatten die Nationen der Erde geruht hatten, war seiner Blätter und Zweige beraubt und man ließ den dürren Stamm auf dem Boden modern." Dem Namen nach galt Rom mit den umliegenden Territorien noch immer als ein Bestandtheil des griechischen Exarchats von Ravenna, dessen wichtigste Provinzen außerdem noch Venedig nebst den Sümpfen von Ferrara und Commachio, die Seeküste von Rimini bis Ancona und die Stadt und Umgegend von Neapel bildeten. Aber getrennt von der Hauptstadt Ravenna durch fremde und feindliche Besitzungen war Rom hauptsächlich auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und da die geringe und durch die unregelmäßige Soldzahlung mißmuthige Besatzungsmannschaft nur schwachen Schutz gewährte, so hing das Schicksal der Stadt hauptsächlich von dem Papste ab, in dessen Hände daher mehr und mehr auch das zeitliche Regiment überging, zumal seitdem der kraftvolle und staatskluge Gregor den Stuhl des Apostelfürsten inne hatte. Aber so sehr auch die Macht und das Ansehen des obersten Bischofs von der ganzen rechtgläubigen Kirche anerkannt ward, gegen die arianischen Langobarden, welche das Schwert der Verwüstung bis unter die Mauern der Stadt trugen, waren seine geistlichen Waffen machtlos und seine Vertheidigungsanstalten ungenügend. Die Römer wagten sich nicht mehr vor die Thore; die Landhäuser sanken in Trümmer, die Anlagen und Gärten fielen der Verödung anheim, und die Campagna von Rom gerieth allmählich in den traurigen Zustand der Verwilderung, mit kahlem Boden, unreinem Wasser und verpesteter Luft. Die Wellen der Tiber, die durch Ueberschwemmungen oder über eingesunkene Uferdämme in die Stadt hereinbrachen, bildeten in den Vertiefungen der sieben Hügel stehende Lachen, deren Fäulniß Fieber und ansteckende Krankheiten erzeugten, so daß einst inmitten einer feierlichen Procession, welche den Himmel um Erbarmen anflehte, achtzig Personen todt umsanken. Zu diesen Uebeln gesellte sich noch häufig Hungersnoth, wenn die Zufuhr von Außen stockte, und Muthlosigkeit und Lebensüberdruß, die einer sinkenden und verzweifelnden Welt die letzte Kraft und Erhebung rauben. Auch die Inseln Sicilien, Corsika und Sardinien und das heutige Calabrien im südlichsten Theile der Halbinsel gehörten noch zum Reiche, gingen aber demselben Verfalle entgegen, wie die alte Hauptstadt. In Sardinien, das zur Provinz Afrika gehörte, wachte das Heidenthum wieder auf und der Oberrichter ertheilte den Einwoh-

nern gegen eine Abgabe die Erlaubniß, den Göttern zu opfern; und in Corsika herrschte ein Steuerdruck, daß Manche in der Verzweiflung ihre Kinder verkauften.

Die Rückkehr der Langobarden zum Königthum war zugleich der Anfang einer neuen Ordnung in den Eigenthums- und Standesverhältnissen. Nicht nur daß, wie erwähnt, für den Unterhalt des Königs ein fester Grundbesitz ausgeschieden ward, auch mit den alten Bewohnern scheint jetzt ein Rechtsverhältniß im Wege eines gemeinsamen Vertrages aufgerichtet worden zu sein. Nach dem Zeugniß des Paulus wurden nach der Einwanderung der Langobarden viele vornehme Römer ermordet und ihres Eigenthums beraubt und gegen das Volk in Stadt und Land mit großer Gewaltthätigkeit verfahren, selbst die Kirchen und Priester wurden nicht verschont. Es waltete also das schrankenloseste Eroberungsrecht. Aber mit der Einsetzung des Autharis scheint die rohe Willkür ihr Ende gefunden zu haben. Wenn erwähnt wird, daß dieser Fürst sich zuerst den Namen „Flavius" beilegte, der den Römern so angenehme Erinnerungen erweckte und der dann von allen folgenden Langobardenkönigen geführt ward, so darf man darin wohl die Absicht einer Versöhnung und Handreichung mit den noch übrigen Romanen voraussetzen, und die weitere Angabe des Geschichtschreibers, daß die bedrückten Völker unter die langobardischen Fremdlinge vertheilt worden seien und alle Gewaltthätigkeiten, Beraubungen und Zwangsdienste aufgehört hätten, mit der früheren Nachricht, daß die vertheilten Romanen den dritten Theil des Ertrages an die langobardischen Grundherren hätten abtragen müssen, in Verbindung setzen, und (wie Gaupp) den Schluß ziehen, daß nach der neuen Uebereinkunft „das Eigenthum des ganzen römischen Grundstücks auf den darauf gesetzten Langobarden überging, der römische Possessor aber sich in einen zinspflichtigen Colon verwandelte, welcher auf dem Grundstücke sitzen blieb und den dritten Theil der darauf gewonnenen Früchte an den neuen Grundeigenthümer zu entrichten hatte." Bei diesem auch in andern romanischen Ländern nachweisbaren Verhältniß ging man wohl von dem Gedanken aus, „daß ein Dritttheil des Ertrags auf die Bestellungskosten abzurechnen sei, ein Drittel dem Meier oder Colon für seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt verbleiben und ein Drittel dem Grundeigenthümer zufallen solle." Demnach zerfielen die Bewohner des langobardischen Reiches in zwei Hauptgruppen, in die germanischen Langobarden, in denen der auf König, Edlen und Volksversammlung beruhende Staat gleichsam lebte, die allein vollkommenes Staatsbürgerrecht und politische Freiheit hatten; und in Romanen, die zwar persönlich und bürgerlich frei waren, auch wenn sie als zinspflichtige Leute fremdes Eigenthum bebauten, aber keine politischen Rechte besaßen. Außerdem gab es noch Halbfreie, „Aldien" genannt, worunter man die „alten, schon seit langer Zeit in Italien seßhaft gewordenen Germanen" verstehen will, und eigentliche Sclaven, welche die Einwanderer vorfanden und mitbrachten.

Rechtsstellung der Romanen.

Rechte und Gesetze der Langobarden.

Die beiden Volkselemente der Germanen und Romanen standen anfangs ohne Vermittelung und Vermischung einander gegenüber, insbesondere so lange neben der Verschiedenheit der Abstammung auch noch die religiöse Trennung obwaltete. Selten wurden Mischehen eingegangen, auch wo kein gesetzliches Hinderniß vorhanden war; den Langobarden, die unter allen germanischen Völkern den Charakter eines frischen Naturvolks von jugendlicher Kraft und Fülle noch am meisten an sich trugen, fiel Staat und Volk in Einen Begriff zusammen und die Unfähigkeit, sich zu höherer Auffassung des ersteren zu erheben, wirkte hemmend auf die Verschmelzung der Nationalitäten zu Einem Ganzen ein. Nicht nur daß jede Rechtsgemeinschaft fehlte, daß die Romanen nach justinianischem Gesetz, die Germanen nach ihren überlieferten Volksrechten gerichtet wurden, es wurde auch nicht einmal der Versuch gemacht, bei den Aufzeichnungen der langobardischen Gesetze eine Ausgleichung herbeizuführen. Während der Ostgothe Theoderich bemüht war, eine gemeinsame Rechtsordnung für beide Volkselemente anzubahnen (S. 670) und die fränkischen und burgundischen Gesetzbücher nach Inhalt und Form den Einfluß des römischen Rechts verrathen, enthielt das langobardische Rechtsbuch in seiner ersten Zusammenstellung durch König Rotharis nur die alten Gewohnheitsgesetze des Volkes, die für die germanische Bevölkerung Italiens ebenso ausschließlich in Geltung waren, wie das römische Recht bei den Romanen. Erst bei der späteren Revision durch Grimoald und besonders in der erweiterten Ueberarbeitung durch die Könige Luitprand, Rachis und Aistulf in einer Zeit, wo die nationalen Gegensätze durch längeres Zusammenleben und durch die religiöse Vereinigung abgeschliffen waren, vermochte das römische Recht mit seiner überwältigenden Macht auch das Leben der Langobarden zu durchdringen, ohne jedoch die Eigenthümlichkeiten der germanischen Rechtsanschauungen, die namentlich hervortreten in den Bestimmungen des Wehrgelds für Mord in den mannichfachsten Abstufungen nach Stand und Stellung der Betreffenden, zu verwischen.

Die Städte.

Das langobardische Gesetzbuch, wie es schließlich von Adel und Volk bestätigt zur Anwendung kam, „die Frucht des Verstandes der Barbaren, welche den Bischöfen von Italien nie zu ihren gesetzgebenden Versammlungen Zutritt gönnten," faßt hauptsächlich die ländliche Bevölkerung ins Auge; die städtischen Angelegenheiten werden in demselben kaum berührt. Man ist daher zu dem Schluß berechtigt, daß die Langobarden in den ersten Zeiten ihrer Niederlassung sich als Gutsbesitzer über das offene Land verbreiteten, daß die thatenfrohen „Faren" (Barone), die sich der reichen Ländereien bemächtigt, ihr Leben nach altgermanischer Weise auf den „Gehöften" inmitten ihrer Zinsbauern verbrachten, mehr auf Waffenübung und Krieg, auf Jagd und Falknerei bedacht als auf die Künste des Friedens, auf Gewerbsamkeit und Handel, und daß aus diesem Grunde in den italischen Städten auch unter der Herrschaft der Langobarden die römische Stadtverfassung ungefährdet fortbestand, die inneren

Anliegen der Gemeinden lediglich den städtischen Municipalbehörden überlassen blieben. Die langobardischen „Gastalden“ oder Grafen und Schultheißen (Judices), welche im Namen des Königs, als obersten Schirmherrn, die Hoheitsrechte wahrten und die schutzherrlichen Pflichten und Befugnisse übten, mischten sich wohl selten in das innere Gemeindeleben. Sie vollzogen die höchste Gerichtsbarkeit, ordneten und leiteten die Wechselbeziehungen der Stadtgemeinden zu dem König und seinen Räthen und überwachten die Interessen derjenigen Langobarden, die ihren Aufenthalt in den Städten nahmen, aber lange Zeit eine Sonderstellung zur Gesammtheit der Bürgerschaft behaupteten.

Allmähliche Verschmelzung der Volkselemente.

So bildeten die Langobarden in den ersten Jahrzehnten ihrer Ansiedelung in Italien einen gesonderten Kriegerstaat, nicht unähnlich den Vandalen in Afrika. Der Volkskönig, gewählt oder bestätigt von der langobardischen Heergemeinde, war das Oberhaupt des Militärstaats, dem die übrigen freien Volksgenossen unter der Anführung der „Herzöge“ und „Grafen“ den Heerdienst zu leisten hatten. Bei der gewaltthätigen Weise, womit die Langobarden das Eroberungsrecht in aller Strenge ausübten, bei den unaufhörlichen Kriegen, die sie mit den Byzantinern und andern Feinden zu führen hatten und bei dem Streben ehrgeiziger Könige und Herzöge, ihre Gebiete zu erweitern, war die Herrschaft der Langobarden im Anfang ein schweres Joch für die Eingebornen; doch von minder nachtheiligen und eingreifenden Folgen für die italische Nationalität, als man vielfach geglaubt hat. Die Bevölkerung war durch Kriege und Auswanderung, durch Hungersnoth, Pest und andere Plagen in allen Gegenden der Halbinsel bedeutend zusammengeschwunden, blos die Städte, wo schützende Mauern einen Zufluchtsort gewährten, hatten noch eine namhafte Zahl von Bewohnern; die Dörfer und offenen Flecken waren von den wohlhabenderen Bürgern, welche die Sicherheit der Stadtgebiete den Gefahren des Landlebens vorzogen, verlassen worden; nur die Zinsbauern und Armen bewahrten ihre Hütten und Felder und ihnen war wenig daran gelegen, in wessen Diensten sie die Erde bebauten und wem sie den Bodenzins entrichteten, sie bereiteten den germanischen Siegern bei der Besitznahme der Güter keine Schwierigkeiten. Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Die langobardische Bevölkerung nahm eher ab als zu; die sächsischen Bundesgenossen waren, verstimmt über die abhängige Stellung, in die sie zu den Langobarden treten sollten, in ihre Heimath zurückgekehrt; die unaufhörlichen Feldzüge und Eroberungskriege stürzten manchen tapfern Mann ins Grab; die fast unabhängige Stellung, welche sich die Herzöge von Spoleto, Benevent, Friaul und Tuscien vielleicht mit Hülfe der Romanen erwarben, schwächte die Gesammtmacht der Nation und führte zu Abfall, Spaltungen und Parteikämpfen. Bald übten auch die Lüste und Genüsse des südlichen Landes, von jeher der mächtigste Bundesgenosse der reizenden Halbinsel gegen die Kraft und rohe Leidenschaft des Nordens, ihre erschlaffende Wirkung auf die Natursöhne

Germaniens, ein Moment, das in dem Verschmelzungsproceß der Volkselemente von nicht geringer Bedeutung war. So trat denn unter den späteren Geschlechtern eine heilsame Annäherung ein; die Güter und Gaben beider Volkstheile vermischten sich und aus ihrer Vereinigung erwuchs ein frisches kräftiges Nationalganzes. Durch die sorgfältige Bestellung der Felder und die umsichtige Landwirthschaft der germanischen Ansiedler erhoben sich die fruchtbaren Gefilde der „Lombardei" bald zu neuer schöner Cultur; in Venetiens reichen Grasebenen nahm unter der fleißigen Wartung der Langobarden die Zucht der Pferde und Ochsen frischen Aufschwung; die Uebung der Waffen, welche die alten Einwohner den Eroberern ablernten, seitdem auch den freien Romanen der Eintritt in den Heerbann gestattet oder geboten war, führte Muth, Freiheitssinn und Lebenslust in die Herzen zurück und bald ergötzten sich Alle an der fröhlichen Falkenjagd, welche die Einwanderer aus ihrer germanischen Heimath eingeführt hatten. Auch in den geistigen Gütern und Gaben trat ein Austausch ein; aber dabei waren die Germanen der verlierende Theil: die Sprache, Sitten und Volksdichtungen der Ahnen verschwanden; der arianische Glaube, unter dessen Fahne die Väter gestritten, verlor in ihnen seine letzten Bekenner. Dafür eigneten sich die Langobarden die Bildung und Wissenschaft der romanischen Bevölkerung an, sie lernten von ihr die Künste und Kenntnisse des Friedens und trugen, indem sie sich an dem Handel und Industrieleben der Städte mehr und mehr betheiligten, den alten Einwohnern das „schmachvolle Zeichen der Besiegten" abnahmen und durch ihre verständige Mitwirkung an dem Ausbau und den Reformen der Gemeindeverfassungen dem erstorbenen Municipalwesen einen neuen kräftigen Geist verliehen, zur späteren Blüthe der lombardischen Städte wesentlich bei. Die langen Bärte, denen der Stamm seinen Namen verdankte, und die kriegerische Tracht mit dem Schwerte zur Seite wichen allmählich einer zierlicheren Kleidung im Friedensgewand. Aber noch war die Ausgleichung der Lebensgewohnheiten beider Nationen nicht vollständig durchgeführt, als die Freiheit und Selbständigkeit des langobardischen Reichs nach einer Dauer von zweihundert Jahren durch die Franken vernichtet wurde. Doch hat ein günstiges Geschick die herrlichen Nationalsagen, die sich wie ein voller frischer Kranz um die ganze Geschichte der Langobarden schlingen, der Nachwelt erhalten, wenn auch nicht in der ursprünglichen Form und Sprache, so doch dem Inhalte nach in der lateinischen „Geschichte der Langobarden" von Paulus Diakonus. Einem edlen Langobardengeschlechte aus Friaul entsprossen hat der fromme Geistliche in einfachen schlichten Worten, mit lauterer Wahrheitsliebe und mit warmem Gefühle für sein Volk Alles aufgezeichnet, was er aus alten Quellen und mündlicher Ueberlieferung über die Herkunft und Geschichte der Langobarden bis zum Tode Luitprands (744) erfahren hatte, unberührt von fremder Gelehrsamkeit und ohne ruhmredige Verherrlichung die alten Sagen berichtend. „Rettungslos würde Alles dieses nach

dem Sturze des Reichs dem Untergange verfallen sein, wenn nicht des alten Mönchs Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte."

Paulus geb. ums J. 730 in der Stadt Forojuli, wurde nach alter deutscher Sitte am Hofe des Königs Ratchis zu Pavia erzogen. Er hatte dort zum Lehrer den Flavianus, dessen er noch im hohen Alter mit Liebe gedenkt. Auch den Königen Aistulf und Desiderius soll Paulus lieb und werth gewesen sein. Mit der Tochter des letztern, Adalberga und ihrem Gemahle, dem Herzog Arichis in Benevent, stand er fortwährend in freundlichem Verkehr. Er feierte sie in einem Gedichte und schrieb für sie eines seiner Hauptwerke, „die römische Geschichte," indem er den Eutropius erweiterte und fortsetzte. Für den Herzog dichtete er zwei geistliche Lobgesänge, die noch jetzt in Benevent und anderwärts in der katholischen Kirche gesungen werden. Am Hofe des Herzogs suchte er auch wohl eine Zuflucht nach dem Untergange des Reichs von Pavia; wenigstens scheint er längere Zeit zu Benevent gelebt zu haben. Vielleicht war es aus Schmerz über den Fall seines Volks, daß Paulus der Anfangs nicht für den geistlichen Stand bestimmt gewesen zu sein scheint, in das Benedictinerkloster zu Monte Casino eintrat. Diesem Aufenthalt wurde er einige Jahre nachher durch eine besondere Veranlassung entzogen. Um Ostern 776 entstand in Friaul eine Empörung gegen die Frankenherrschaft, in welche des Paulus Bruder Arichis verflochten war. Dieser wurde deshalb in Gefangenschaft abgeführt und sein Vermögen eingezogen, wodurch dessen Gattin mit vier Kindern in Noth und Elend gerieth. Im sechsten Jahre dieser Gefangenschaft richtete Paulus eine Elegie an den gerade in Rom anwesenden König, worin er ihn um die Freilassung seines Bruders und um Rückgabe des Vermögens bat. In Folge dieses Gedichtes kam Paulus an den Hof Karls des Gr., sei es, daß er nach Frankreich reiste, um es selbst zu überreichen, sei es, daß der König ihn seiner Gelehrsamkeit halber zu sich berief. Er nahm nun regen Antheil an dem literarischen Leben, welches sich an dem fränkischen Hofe entwickelte, ohne jedoch die Sehnsucht nach der stillen Klosterzelle in Montecasino aus seinem Herzen verbannen zu können. Karl ehrte den gelehrten Langobardenmönch sehr hoch, besonders wegen seiner Kenntniß der griechischen Sprache. „Auf seinen Befehl dichtete Paulus die Grabschriften für die Königin Hildegard, ihre Töchter Adelheid und Hildegard und Pipins Töchter Adelheid und Rotaid, womit der König ohne Zweifel im Sommer 783 deren Gräber in St. Arnulf zu Metz schmücken ließ." In seinem Auftrage verfaßte er auch um dieselbe Zeit die „Homiliensammlung," den Geistlichen ein willkommener Schatz, und die „Geschichte der Bischöfe von Metz," worin er mit besonderer Ausführlichkeit die Ahnen und die Familie Karls d. Gr. behandelte, mit der deutlichen Absicht, „die Thronbesteigung der Karolinger zu rechtfertigen und sie als ein durch Heilige gleichsam legitimes Herrscherhaus darzustellen." Nach einigen Jahren kehrte Paulus wieder über die Alpen zurück. Im Sommer 787 finden wir ihn bereits wieder in Montecasino. Vielleicht hatte er von Karl den Auftrag erhalten, den Herzog Arichis, der die Waffen gegen die Franken noch nicht aus der Hand gelegt hatte, zur Huldigung zu bringen. Aber schon am 25. Aug. desselben Jahres starb der Herzog und sein Freund ehrte sein Andenken in einer schönen Grabschrift. Den Abend seines Lebens verbrachte Paulus in Montecasino, wo der Ruhm seiner Gelehrsamkeit viele Schüler um ihn versammelte. Hier verfaßte er für den fränkischen König noch eine ausführliche Erläuterung der Ordensregel und widmete dann den Rest seiner Tage der Geschichte seines Volks, die er jedoch unvollendet hinterlassen hat. Die schöne Grabschrift eines seiner Schüler ist ein Denkmal der Liebe und Verehrung, die sich der fromme, friedfertige und liebenswürdige Diakone bei Allen, die ihm nahe kamen, zu erwerben wußte. „Als einen bedeutenden Historiker," sagt Wattenbach, „können

Paulus Diakonus 730—c. 800.

wir Paulus freilich nicht betrachten. Die Sprache weiß er in seinen Gedichten mit Leichtigkeit und Anmuth zu behandeln und in der Erzählung zieht uns ihre schmucklose Einfachheit an. Von der gesuchten Gelehrsamkeit und Ueberkünstelung, so wie von der barbarischen Rohheit des 7. Jahrhunderts ist er frei. Allein historische Kunst oder tiefere Auffassung dürfen wir bei ihm nicht suchen. — In der Geschichte der Langobarden finden wir nur einfache Erzählung, zusammengesetzt aus der mündlichen Ueberlieferung und schriftlichen Quellen, wie Gregor v. Tours, Beda, dem Leben der Päpste u. a. m. Aus diesen nimmt er ganze Stücke auf, ohne sie eigentlich zu einem Ganzen zu verarbeiten; in der Kritik, sogar in der Sorgfalt und Genauigkeit bei Benutzung seiner Gewährsmänner erscheint er schwach, und obwohl seine eigentliche Aufgabe die Volksgeschichte der Langobarden ist, nimmt er ohne rechtes Maaß und Princip doch auch ferner Liegendes auf."

Gregor der Große 590–604. In jenen schweren Jahren der Drangsale und Verwirrung, die im Gefolge der langobardischen Invasion über Italien hereinbrachen, saß auf dem Stuhle des heiligen Petrus ein Mann, welcher inmitten der von allen Seiten heranstürmenden Gefahren den kühnen Gedanken faßte, Rom zum Horte Italiens und das Papstthum zum Mittelpunkt der Christenheit zu erheben — Gregor der Große. Aus einem reichen senatorischen Geschlechte stammend und auf dem Wege zu den höchsten Staatsämtern entsagte er plötzlich der Welt und ihrer Herrlichkeit, verwandelte den väterlichen Palast in ein Kloster und sprach den Entschluß aus, sein künftiges Leben in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Aber das Schicksal hatte ihn zu höheren Dingen bestimmt. Schon als päpstlicher Botschafter in Constantinopel hatte er Gelegenheit, den römischen Primat über die abendländische Kirche bei dem Kaiser und Patriarchen geltend zu machen. Nach seiner Rückkehr wurde er abermals aus dem Kloster hervorgerufen, um nach der einstimmigen Wahl des Klerus, Senates und Volks
8. Febr. 590. die Regierung der Kirche zu übernehmen. Nur mit Widerstreben gehorchte er dem Rufe. Es waren schwere Zeiten und verwirrte Verhältnisse, als er den Stuhl des heiligen Petrus bestieg, aber durch Klugheit, Umsicht und Festigkeit wußte er die Umstände zum Sieg und die Gefahren und Drangsale in Triumphe der Kirche zu verwandeln. Gregor war der eigentliche Begründer des Papstthums in seiner mittelalterlichen Macht und Bedeutung. Er trat zunächst dem Hochmuthe des Patriarchen von Byzanz entgegen, indem er den Titel eines „allgemeinen (katholischen) Bischofs," den dieser sich beilegte, verdammte und, um durch den Gegensatz der äußersten Demuth denselben zu beschämen, sich selbst den „Knecht der Knechte Gottes" nannte. Ein Mann, der die asketische Strenge des Mönchs auch im bischöflichen Glanze festhielt, „hart gegen sich selbst und in kirchlichen Forderungen gegen Untergebene, freigebig bis zur Verschwendung gegen die Armen und Müßigen," der mit umfassender Bildung und mit genauer Kenntniß der Theologie und Rechtswissenschaft die ganze Schwärmerei seiner Zeit und eine ausschließliche Hingebung an die Zwecke der
† 12 März 604. Kirche verband, hat er vierzehn Jahre lang die ganze Kraft und Thätigkeit

einer energievollen Seele der Macht und Unabhängigkeit der Kirche und des Papstthums und dem Siege des christlich-katholischen Glaubens gewidmet. Sein Streben, mit Klarheit erfaßt und mit Folgerichtigkeit durchgeführt, galt 1. der Verwirklichung der Idee, daß der römische Bischof als der Nachfolger des heiligen Petrus eine oberrichterliche Gewalt über die gesammte Kirche besitze und unabhängig sei von jeder weltlichen Macht und Obrigkeit, 2. der Mehrung des Reiches Christi, der Begründung der religiösen Einheit und Rechtgläubigkeit und 3. der Ausbildung und Vollendung der Kirche in Cultus und Lehrbegriff. Und wenn er auch selbst dieses hohe Ziel nicht vollständig erreichte, wenn auch seine Nachfolger noch über ein Jahrhundert den oströmischen Kaiser, sofern dieser Gewalt über sie hatte, als Herrn von Rom anerkannten; so hat Gregor doch die kirchliche Oberherrschaft des Stuhles Petri vorbereitet und in den Grundprinzipien festgestellt. Ein Mann von gewaltiger Persönlichkeit, „dessen geistiges Auge das ungeheure Gebiet seiner Wirksamkeit vom Größten bis zum Kleinsten überschaute und dessen Wille stark genug war, eine ganze Welt vom Krankenbette aus zu regieren," förderte er mit allen Mitteln, durch Predigten und praktische Schriften, durch Missionen und Bekehrungen, durch Geldspenden und Unterstützungen das Reich Christi, „das ihm zusammenfiel mit dem päpstlichen Reiche."

1. In den Kämpfen der Langobarden und Oströmer beobachtete Gregor eine active Neutralität mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß er den päpstlichen Stuhl zu einer selbständigen vermittelnden Macht über den kriegführenden Völkern erhob. Indem er die Vertheidigung Roms gegen die wiederholten Angriffe der Langobarden größtentheils mit den Mitteln der Kirche leitete und durch seine praktisch klugen Sendschreiben an geistliche und weltliche Beamten alle Kräfte zum gemeinsamen Wirken nach einem klaren bestimmten Plane lenkte, erwarb er dem Papstthum eine Macht und Stellung, welche weder der Exarch von Ravenna, noch die kaiserlichen Militär- und Civilbeamten in den dem Reiche noch unterworfenen Provinzen und Städten zu beherrschen vermochten; bei Unterhandlungen führte er die vermittelnde, oft entscheidende Stimme, und seine Autorität wußte er in Constantinopel und Ravenna wie in Pavia geltend zu machen und zu wahren. Nicht minder erfolgreich war sein Streben, die Bischöfe Italiens, ja des gesammten Abendlandes an den Gedanken zu gewöhnen, in dem Nachfolger Petri das Oberhaupt der Kirche zu erkennen und zu verehren. Die Ohnmacht des byzantinischen Reiches, die Uebersiedelung des Mailänder Bisthums während der Herrschaft der arianischen Langobarden nach Genua, wodurch dessen Metropolitanrechte in den nördlichen Provinzen stillschweigend erloschen und auf Rom übergingen, verbunden mit der Kraft und dem stolzen Selbstgefühl, womit Gregor in allen kirchlichen Conflicten sein Richteramt anwandte, und mit der Bereitwilligkeit, die Noth der Kirche und des Volkes während der drangsalvollen Zeiten durch großartige Unterstützung aus dem eigenen Vermögen und den Einkünften der päpstlichen Patrimonien innerhalb und außerhalb Italiens zu lindern, kamen diesem Streben fördernd entgegen. Denn zu den übrigen Vorzügen dieses Kirchenfürsten gehörte auch die umsichtige Verwaltung und ökonomische Ordnung des Vermögens der Kirche, wodurch er bei einiger Sparsamkeit und Einfachheit die großartigste Mildthätigkeit üben und zugleich große Geldsummen zu höheren Zwecken verwenden konnte. Selbst gegen die Lan-

1. Seine politische Thätigkeit.

gobarden war das Gold der Kirche oft wirksamer als Eisen. Dieser Kampf gegen die nordischen Feinde hatte auch die Wirkung, daß das erstorbene Nationalgefühl der Römer durch die immerwährende Spannung eines überall gegenwärtigen Kampfes aufs Neue erweckt und die erschlaffte Kraft nach und nach geübt und gestärkt ward. „Das Volk erhob sich aus dem langen Schlaf der Knechtschaft und Italien sah nach langer Zeit wieder römische Bürgerheere entstehen."

2. Sein Missionseifer. 2. Ueber den politischen Sorgen eines römischen Bischofs verlor jedoch Gregor den apostolischen Beruf der Mehrung und Vollendung des Reiches Gottes auf Erden nicht aus dem Auge. Wir haben früher gesehen, mit welchem Eifer er die Bekehrung der Angelsachsen ins Werk setzte und durchführte (S. 725); er hatte den Triumph, den Westgothenkönig Reccared in den Schooß der katholischen Kirche eintreten zu sehen; und bei den Langobarden war durch die eifrigen Bemühungen Theodelindens und ihrer gleichgesinnten Tochter Gundeberge der Sieg der katholischen Kirche sicher vorbereitet. Gundeberge, die Gemahlin zweier langobardischer Könige, des Ariwald und des Rotharis, wirkte so erfolgreich im Geiste der Mutter, daß in Aribert, Theodelindens Brudersohn und Rotharis Nachfolger, die Langobarden einen katholischen König erhielten und duldeten. Und nicht nur gegen die Bekenner ketzerischer Lehren innerhalb des Christenthums war sein Bekehrungseifer gerichtet; er unterließ auch kein Mittel der Verführung, der Bedrückung, der Verfolgung, um Juden und Heiden die himmlische Seligkeit durch die Gnadenspenden der Kirche zu Theil werden zu lassen. Dem Bischof von Caralis auf Sardinien gebot er in einem Sendschreiben, die heidnischen Bauern auf den Kirchengütern der Insel so lange zu peinigen und zu pressen, bis sie durch die Züchtigung zum rechten Glauben bekehrt würden.

3. Sein Eifer für Gottesdienst und christliche Gläubigkeit. 3. Derselbe Eifer im Aufbauen und Zerstören offenbarte sich auch in Gregors Bestreben, den christlichen Gottesdienst zu heben und die Macht der heidnischen Kunst und Wissenschaft auf Christenherzen zu brechen. „Durch Vereinfachung des Stils wie durch seine Sängerschule erhob er den Kirchengesang, gab dem römischen Gottesdienste seine geheimnißvolle Pracht durch Festsetzung der liturgischen Gebräuche, der Feste und Processionen, der Priestergewänder in ihrem bunten Wechsel und insbesondere der Abendmahlsfeier in ihrer dermaligen Gestalt als Meßopfer und begründete das Fegfeuer in der Phantasie des Volks." — Der Vorwurf, daß Gregor zuerst sich an den heidnischen Tempeln vergriffen, die Statuen umgestürzt und die palatinische Bibliothek verbrannt habe, mag mit Unrecht dem eifrigen Kirchenfürsten zur Last gelegt werden; dagegen offenbaren seine Schriften seinen unversöhnlichen Abscheu gegen die Denkmäler des klassischen Alterthums und seine Verachtung gegen weltliche Wissenschaft; er hielt es eines Bischofs unwürdig, „das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen." Durch seine praktischen Schriften, in welchen er keinen Anstand nahm „die Wahrheiten der Religion durch das Zeugniß von Geistern, Wundern und Todtenerweckungen zu bekräftigen," hat er eben so sehr die kirchliche Leichtgläubigkeit wie die kirchliche Frömmigkeit im Abendlande gefördert.

4. Das byzantinische Reich bis zum Bilderstreit.

Charakter des Hofes u. Kaiserthums. Der Glanz, den Justinian dem oströmischen Reich verliehen, erlosch bald. Unter den nächsten Nachfolgern Justinus, Tiberius und Mauritius gingen die meisten Besitzungen in Italien verloren, bedrängten die Perser von Osten, die Bulgaren und Avaren von Norden das Reich, und im Innern

stachelten religiöse Streitigkeiten, Verfolgungen und Steuerdruck die Leidenschaften und führten Abfall und Verrath herbei. Die siegreichen Feldzüge des Heraklius gegen den Sassaniden Chosroes II. bildeten den einzigen Glanzpunkt in dem langen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und retteten die römische Waffenehre vor gänzlicher Verachtung. Die übrige Geschichte des byzantinischen Hofes und Reiches bietet ein Bild sittlicher Verworfenheit und Entartung dar, wie es kaum schrecklicher und häßlicher gedacht werden kann. Unter empörenden Gräueln bestiegen lasterhafte Fürsten den blutbefleckten Thron, um ihn nach kurzem angstvollen Besitze wieder ebenso an einen Glücklicheren zu verlieren; Blendungen, Verstümmelungen der Ohren, Nase und Zunge, Giftmischereien und andere unmenschliche Strafen gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen an diesem gottvergessenen Hofe. Die kalte Grausamkeit eines Phokas und Justinians II. überstieg alle Frevelthaten eines Nero und Domitian und die Raubgier eines Constans entführte den Städten Italiens und Siciliens noch die letzten Reste der Kunstdenkmale des Alterthums, welche Alarichs und Geiserichs Heerzüge übrig gelassen. Dieses grauenvolle Einerlei ward nur unterbrochen durch die Laster und Lüste einer überbildeten Hauptstadt, durch das boshafte Ränkespiel übermüthiger Weiber und Höflinge und durch heftige Religionskämpfe über unerforschliche Fragen. Indeß man sich mit leidenschaftlicher Hitze stritt, ob Christus vermöge seiner Doppelnatur einen oder zwei Willen besessen und zuletzt die doppelte Willenskraft als rechtgläubig erklärte (S. 595), eroberten wilde bulgarische und slavische Horden die Länder am Hämus, behaupteten sich in Mösien, Illyrien und Macedonien und zertraten in Hellas und im Peloponnes die letzten Spuren hellenischer Cultur. Selbst die Namen der Länder und Städte verschwanden und die Nacht der Barbarei lagerte sich über die Sitze alter Bildung und Humanität. Zugleich bedrohten von Norden die Avaren, von Osten die Perser und von Süden die durch Muhameds Lehre für Kampf und Eroberung begeisterten Araber die Landschaften des Reiches bis unter die Mauern der Hauptstadt.

Die Regierung des an Geistesschwäche und körperlichem Siechthum leidenden Kaisers Justinus II. war eine Zeit der Verwirrung und Ohnmacht nach Außen und der Ungerechtigkeit und Bedrückung nach Innen. Afrika ging der Verödung entgegen, in Italien war die Herrschaft des Exarchen von Ravenna auf die Ostküste und die Seestädte Venedig und Genua nebst der Stadt und Umgegend von Rom beschränkt; an der Ostgrenze tobte der Perser aufs Neue und bedrohte Mesopotamien und Syrien mit verheerenden Einfällen; in den Provinzen und Städten seufzte das Volk unter den Lasten der Besteuerung und den Gewaltthätigkeiten käuflicher Obrigkeiten und Richter. Im Gefühle seiner Ohnmacht beschloß endlich Justinus sich einen Mitherrscher und Nachfolger zu suchen. Seine Wahl wurde von der Kaiserin Sophia auf Tiberius, den treuen Befehlshaber der Leibwache gelenkt, einen Thracier von schöner Gestalt und rühmlichen Eigenschaften. Nachdem er den Erkornen in feierlicher Versammlung dem Senat und Volke vorgestellt und zu einer weisen und gerechten Regierung ermahnt, zog

Justinus II. 565–578.

574.

52*

er sich von den Geschäften zurück und verbrachte die vier letzten Lebensjahre in stiller Dunkelheit.

Tiberius 578—582. Sein Nachfolger, der dem verhaßten Namen Tiberius noch den volksthümlichen „Constantinus" beifügte, war ein edler Fürst von tugendhaftem Leben. Die ehrgeizige und herrschsüchtige Kaiserin Sophia, welche über den Ehren und Auszeichnungen, die der neue Herrscher der kaiserlichen „Mutter" erwies, die getäuschte Hoffnung auf Theilnahme an der Regierung nicht verschmerzen konnte, reizte einen Verwandten des vorigen Herrscherhauses, den tapfern Feldherrn Justinian zum Abfall. Aber Tiberius unterdrückte die Verschwörung mit Kraft und versöhnte die Schuldigen durch Milde. Nur die Urheberin des verrätherischen Unternehmens wurde unter strengere Aufsicht gestellt und ihre Handlungen überwacht. Diese Erfahrung hatte jedoch auf den edeln Charakter des Kaisers keine nachtheilige Wirkung; er fuhr fort durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit die Lage seines Volkes nach Kräften zu erleichtern, die Lasten zu mindern, den Mißbräuchen zu wehren. Aber seine Regierung dauerte nur vier Jahre.
Mauritius 582—603. † 605. Auf seinem Sterbebette ernannte er den tapfern Feldherrn **Mauritius**, dem er zum Sohne seiner Dienste in den Perserkriegen die Hand seiner Tochter gegeben, zu seinem Nachfolger, einen würdigen Fürsten, der sich seinen kaiserlichen Wohlthäter zum Vorbild nahm; und wenn er auch dasselbe nicht ganz erreichte, wenn auch sein kaltes und zurückhaltendes Wesen als Stolz gedeutet werden konnte, wenn seine Gerechtigkeit nicht immer von Grausamkeit, seine Milde nicht immer von Schwäche frei war und seine strenge Sparsamkeit ihm zuweilen den Vorwurf der Habsucht zuzog, so besaß er doch den Willen und die Einsicht, das Glück seiner Unterthanen nach Kräften zu fördern und die Grenzen des Reiches zu schützen. Aber die Gefahren und Mühen eines ununterbrochenen Kriegslebens erfüllten die Soldaten mit Mißmuth, und als ihnen die Regierung aus Noth oder Kargheit noch den Sold kürzte und Entbehrungen auflegte, entstand auf einem Feldzuge gegen die Avaren Abfall und Meuterei im Heer. Wie in den Tagen des Prätorianerübermuths riefen die Legionen einen bisher unbekannten
Oct. 602 Hauptmann, Namens **Phokas** zum Kaiser aus und schmückten ihn mit dem Purpur. Als Mauritius zum erstenmal den Namen seines Gegners vernahm, mit der Bemerkung, daß er wohl ein frecher Aufrührer sei aber furchtsam im Angesicht der Gefahr, rief er verzweifelnd aus: „Ach! wenn er ein Feigling ist, wird er sicher ein Mörder sein!"

Phokas 603—610. Mauritius hatte sich nicht getäuscht. Die leichtsinnige Bevölkerung der Hauptstadt, die der sparsame Kaiser in ihren Vergnügungen eingeschränkt hatte, gab bei der Kunde von dem Anrücken des aufrührerischen Heeres ihre Freude über den Wechsel zu erkennen. Die Partei der Grünen trat mit den Rebellen in Verbindung; die Volksmenge stieß Schmähungen und Drohworte gegen den Herrscher aus, als er bei einem religiösen Umzug in frommer Demuth barfuß durch die Straßen schritt. Bald ging die
Flucht und Tod des Mauritius. 605. Aufregung in Tumult mit Brand und Plünderung über. Da entfloh der unglückliche Monarch mit Frau und neun Kindern auf einer Barke nach der asiatischen Küste, von wo aus sein ältester Sohn Theodosius nach Persien eilte, um von der Freundschaft und Dankbarkeit Chosroes' Hülfe zu erflehen. Während Mauritius in einer Kirche bei Chalcedon unter Beten und Wachen den Ausgang in frommer Ergebung erwartete, hielt der Centurio Phokas unter den Freudenrufen des leichtsinnigen Volkes auf einem Triumphwagen mit weißem Viergespann seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und belohnte dann die verrätherischen Truppen mit reichen Geschenken. Der drohende Ruf der Blauen, als Phokas die Grünen begünstigte: „Bedenke, daß Mauritius noch am Leben ist!" beschleunigte das tragische Ende des bisherigen Herrschers. Die Diener des Todes eilten nach Chalcedon. Sie schleppten den Kaiser aus dem Heiligthum,

ermordeten vor seinen Augen nach einander seine fünf Söhne und gaben zuletzt dem von Schmerz gebrochenen Vater selbst den Todesstoß. Die Leichen wurden ins Meer geworfen, ihre Häupter dem Hohne oder Mitleid der Menge in Constantinopel öffentlich ausgestellt. Mit solchen Thaten begann die Regierung des Phokas, eines Unmenschen, dessen Laster und Frevelsinn durch keine einzige Tugend gemildert war, dessen Thronbesteigung aber dennoch Papst Gregor als ein glückliches Ereigniß mit schmeichelnden Glückwünschen begrüßte. (Grausamkeit u. Ende des Phokas.) Die abschreckende Häßlichkeit seiner Gestalt und seines Antlitzes war das Bild seiner Seele. Der Wissenschaften, der Gesetze, sogar der Waffen unkundig, betrachtete Phokas seine erhabene Stellung nur als Mittel seine Wollust, seine Leidenschaften und seine Rachsucht zu befriedigen. Als die Kaiserin Constantina, eingedenk ihres Vaters, ihres Gatten und ihrer Söhne, die Volksmenge gegen den Tyrannen aufzuregen suchte, wurde sie gefoltert und dann mit ihren drei schuldlosen Töchtern zu Chalcedon auf derselben Stelle enthauptet, die mit dem Blute ihres Gemahls und ihrer Söhne befleckt worden war. Diesen erlauchten Opfern folgten zahllose andere von jedem Rang und Stand, die meistens ohne gerichtliche Untersuchung und oft mit ausgewählter Grausamkeit zum Tode geführt wurden. „Man durchbohrte ihre Augen, riß ihnen die Zunge bei der Wurzel aus, schnitt ihnen Hände und Füße ab; Einige kamen unter der Geißel, Andere in den Flammen um, Andere wurden von Pfeilen durchschossen, ein einfacher, schneller Tod war eine Gnade, die sie nur selten erlangen konnten. Der Hippodrom wurde durch Häupter und Gliedmaßen und verstümmelte Leichen befleckt." Selbst Narses, von Geburt ein Perser, dessen Tapferkeit und Feldherrntalent Mauritius hauptsächlich seine Erfolge im Osten zu verdanken hatte, mußte, durch falsche Verheißungen nach Constantinopel gelockt, auf dem Markte der Hauptstadt den Feuertod erleiden. Als Phokas endlich seinen todbringenden Argwohn sogar gegen seinen eigenen Schwiegersohn Crispus kehrte, reizte dieser, um sein Leben besorgt, den Sohn des Statthalters von Afrika, Heraklius, zum Aufruhr. Sobald die Flotte des Befreiers durch den Hellespont und die Propontis segelte, strömten die nach Rache dürstenden Flüchtlinge und Verbannten unter seine Fahne. Phokas wurde durch Crispus über die Lage getäuscht, bis die feindlichen Schiffe in den Hafen von Constantinopel einfuhren. Da wurde der Tyrann in seinem Palaste gefangen genommen und in ein elendes Gewand gehüllt und mit Fesseln beladen in einer Barke auf das Schiff seines Gegners gebracht, wo er Marter und Schimpf erleiden mußte, bis sein Haupt von dem Körper getrennt und der verstümmelte Rumpf in die Flammen geworfen wurde. Von Klerus, Senat und Volk eingeladen bestieg hierauf Heraklius den byzantinischen Thron, der dann auf seine Nachkommen bis ins vierte Geschlecht forterbte. Crispus, zu mächtig und übermüthig um sich dem glücklichen Emporkömmling zu fügen, wurde gezwungen das Mönchsleben zu ergreifen.

Als Mauritius in Chalcedon durch die Mörder des Phokas sein Leben verloren und sein Erstgeborner Theodosius auf seiner Reise nach Persien in Nicäa umgekommen war, warf sich Chosroes zum Rächer seines Vaters und Wohlthäters auf (S. 803). (Die letzten Perserkriege.) Er ließ den Gesandten, der die Thronbesteigung des neuen Kaisers Phokas dem Hofe zu Madain anzeigte, in Kerker werfen und fiel mit Heeresmacht in Mesopotamien ein. Die griechischen Heere, durch die Grausamkeit des Kaisers des einzigen namhaften Feldherrn Narses beraubt, vermochten dem Ungestüm der östlichen Feinde nicht zu widerstehen. Sie wurden von der Reiterei durchbrochen, von den Elephanten zertreten, von den Pfeilen der Barbaren durchschossen, und eine große Anzahl Gefangener nach Urtheils-

spruch des Siegers auf dem Schlachtfelde enthauptet. Nachdem Chosroes die Festungen Merdin, Dara, Amida und Edessa bezwungen und geschleift hatte, ging er über den Euphrat, eroberte die syrischen Städte Hierapolis, Chalcis, Beröa (Aleppo) und bedrängte bereits die Mauern von Antiochia, als Phokas sein gewaltsames Ende fand.

Heraklius 610—641. Sein Nachfolger Heraklius war in den ersten Jahren seiner Herrschaft nicht im Stande, den Siegeslauf des Persers zu hemmen. Nach dem Falle Siegeslauf des Chosroes. von Antiochia rückte Chosroes, von seinen Magiern aufgereizt und von einer großen Schaar fanatischer Juden verstärkt in Palästina ein, bezwang Galiläa 614. und erstürmte Jerusalem. „Das Grab und die prachtvollen Kirchen der Helena und Constantins wurden von den Flammen verzehrt oder wenigstens beschädigt, die frommen Gaben von drei Jahrhunderten an einem einzigen Freveltage geraubt, der Patriarch Zacharias und das wahre Kreuz nach Persien abgeführt, und man schrieb die Niedermetzelung von 90,000 Christen den Juden und Arabern zu, welche die Unordnung des persischen Zuges vergrößern halfen." Schaaren flüchtiger Christen fanden bei dem Erzbischof von Alexandrien, Johannes dem „Almosengeber," Schutz und Unterhalt. Bald erlag jedoch 616. Aegypten selbst dem Sieger vom Osten. Das persische Reiterheer erstürmte Pelusium, den Schlüssel des schwerzugänglichen Landes, überschritt die Canäle und Flußarme des Delta und durchzog das lange Nilthal von den Pyramiden bei Memphis bis an die Grenzen von Aethiopien. Auch Alexandria fiel, nachdem der Erzbischof und der Präfect sich nach Cypern geflüchtet, in die Gewalt der Perser, die ihre Fahne bis in die alte Pentapolis trugen, die Reste der griechischen Töchterstädte von Cyrene unter den Hufen ihrer Rosse zertretend. Zugleich drang ein anderes Heer nach dem thracischen Bosporus vor, nahm Chalcedon ein und schlug im Angesicht der Hauptstadt ein Lager auf. Selbst die Insel Rhodos konnte unter den Eroberungen des Enkels Nuschirwans aufgezählt werden. Die Tage der Macht und Größe, wie sie einst Darius und Xerxes gesehen, schienen den Persern noch einmal aufgehen zu wollen; der neue Königssitz Artemita oder Dastadscherd, zwölf Meilen nördlich der Hauptstadt, umgeben von lachenden Triften, von herrlichen Parks und reichen Thiergärten, vereinigte, wie einst die Herrscherstädte Susa und Persepolis, in seinen Räumen die Schätze der Welt, den Raub der Nationen, die entführten Kunstwerke und Kostbarkeiten der Griechenstädte. Aber es war nur das letzte Aufleuchten einer Noth des Heraklius'. Fackel vor ihrem Erlöschen. Heraklius mußte den Kelch der Demüthigung bis auf die Hefen leeren. Bedrängt von den Avaren, die sogar die Vorstädte Constantinopels plünderten, seiner reichsten Länder in Asien und Afrika beraubt, in seiner Hauptstadt durch den Anblick des persischen Lagers geängstigt, in einer volkreichen Stadt eingeschlossen, wo Hungersnoth und Pest täglich eine reichliche Todesernte hielten, war er in der peinvollsten Lage, in welche ein Herrscher gerathen kann. In seiner Noth faßte er den Entschluß, seinen Sitz nach

Karthago zu verlegen. Schon lagen die Schiffe mit den Schätzen des Palastes beladen zum Absegeln bereit, als der Patriarch ihn durch die Macht der Religion von diesem verderblichen Vorsatze abbrachte und am Altare der Sophienkirche zu dem feierlichen Eide drängte, mit seinem Volke zu leben und zu sterben. Um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, erkaufte er den Abzug des Perserkönigs um ein hohes Lösegeld. Er versprach im Laufe der nächsten Jahre tausend Talente Goldes und Silbers, tausend seidene Gewänder, tausend Pferde und tausend Jungfrauen dem Gebieter des Osten zu senden.

Aber noch ehe dieser schmachvolle Tribut abgetragen war, raffte sich Heraklius aus der Trägheit und schlaffen Wollust empor, die ihn so lange mit ihren Netzen umstrickt hatte. Die Verzweiflung weckte seine schlummernden Kräfte und er stellte seine eigene und Roms Ehre durch die Heldenthaten und Siegeszeichen von sechs kühnen Feldzügen wieder her. Die Reichthümer der Kirche, die er mit dem feierlichen Versprechen der Rückerstattung allenthalben einzog, setzten ihn in Stand, Truppen zu werben, Kriegsvorräthe zu sammeln und Schiffe auszurüsten. Zwei Tage nach dem Osterfeste vertauschte Heraklius, nachdem er den Avarenfürst durch eine hohe Geldsumme zu dem Versprechen friedlichen Verhaltens gebracht, den kaiserlichen Purpur mit dem einfachen Soldatengewande und bestieg dann mit seiner Mannschaft die Flotte, die ihn durch den Hellespont in das Mittelmeer führte. An der Grenze von Cilicien und Syrien stiegen die Heere ans Land und bezogen in der Gegend von Issus, wo einst Alexander den glänzenden Sieg über Darius erfochten, ein festes und weites Lager. Wachsamkeit, Kriegszucht und fortwährende Waffenübungen erzeugten einen kriegerischen Sinn, und das Beispiel des Kaisers, der alle Arbeiten, Beschwerden und Entbehrungen des Lager- und Felddienstes theilte, weckte Vertrauen und Hingebung. Noch ehe der Sommer vorüber war, hatte Heraklius über das persische Reiterheer, das ihn in dem Gebirgslande aufgesucht, einen vollständigen Sieg erfochten. Muthig überstieg er das Taurusgebirge und überwinterte in Kappadokien unweit des Halys. Die Raubsucht, der Steuerdruck und der religiöse Fanatismus, womit Chosroes die unterworfenen Länder und die christlichen Unterthanen bedrängt und mißhandelt hatte, bewirkte, daß die Völker den Wechsel der Herrschaft als eine Erlösung von einem unwürdigen und schweren Joche begrüßten. Nach der Befreiung von Vorderasien rief Heraklius von Trapezunt aus seine Unterthanen und Bundesgenossen von der Mündung des Phasis bis zum kaspischen Meer unter seine Fahnen, rückte in Armenien und Medien ein und vergalt die Schändung der christlichen Heiligthümer in Palästina durch Zerstörung der persischen Tempel und Feueraltäre. Funfzigtausend Gefangene, die der Perserkönig nach den Städten der Meder geführt, wurden in Freiheit gesetzt und kehrten froh in die Heimath zurück. Chosroes hielt vor dem siegreichen Heere nicht Stand; erst als er seine Streitkräfte aus den fernen Lagern um sich gesammelt, stellte er sich

Erhebung u. Siege des Heraklius 622—628.

622.

623. 24.

dem byzantinischen Kaiser, der von den hyrkanischen Berghöhen niederstieg und das Herz des persischen Reiches bedrohte, mit einem dreifachen Heer entgegen. Aber das Glück war von den Söhnen Irans gewichen. Die Heere wurden zurückgeschlagen, mehrere Städte erobert und verbrannt. Mit unermeßlicher
625 Beute beladen zog Heraklius nach Amida zurück, wo er dem Senat von seinen Thaten und Siegen Nachricht gab und erreichte dann wieder die Küste des schwarzen Meeres, von wo er vor drei Jahren ausgezogen war.

Die Avaren vor Constantinopel. 626.

Von Rachsucht und Ehrgeiz getrieben, strengte Chosroes alle Kräfte an, das byzantinische Reich zu Fall zu bringen. Durch eine drückende Aushebung der persischen Jugend wurde er in Stand gesetzt, drei neue große Heere ins Feld rücken zu lassen. Während das eine, das den stolzen Namen „der goldenen Speere" führte, wider den Kaiser selbst zog, das zweite dessen Vereinigung mit den Truppen seines Bruders Theodorus verhindern sollte, bezog das dritte das alte Lager von Chalcedon und schreckte die Hauptstadt durch die Flammen und Rauchsäulen, welche die Städte, Dörfer und geheiligten Stätten Kleinasiens verzehrten. Und bald sollte noch eine größere Gefahr in der nächsten Nähe die Byzantiner bedrohen. Sarbar, der persische Feldherr, hatte mit dem Chagan der Avaren ein Bündniß zu einem gemeinsamen Angriff auf Constantinopel geschlossen. In Folge dieser Uebereinkunft rückte der Avarenfürst im Sommer des Jahres 626 mit einem durch Gepiden, Bulgaren und Slaven verstärkten Heer von 80,000 Mann vor die Thore der Stadt. Feuersäulen von brennenden Ortschaften und fliehende Volkshaufen verkündeten der zitternden Bürgerschaft die Ankunft des schrecklichen Feindes. Sie flehte um Gnade; der Avarenfürst verlangte Uebergabe der Stadt mit allen Gütern und Schätzen; den Einwohnern sollte freier Abzug mit leerer Hand und im dürftigen Unterkleid gewährt sein. Dieser Uebermuth eines Barbaren weckte den letzten Rest von Römersinn in den Senatoren und Bürgern und füllte sie mit dem Muthe der Verzweiflung. Verstärkt mit einer Abtheilung von 12,000 Panzerreitern, die ihnen Heraklius zugesandt, schlugen sie die Stürme der Avaren ab und bewachten mit ihren Schiffen den Bosporus, daß die Perser sich nicht mit denselben verbinden konnten. Und in der That war ihre Gegenwehr so wirksam, daß der Chagan, nachdem er zwölf Tage unter dem Schutze undurchdringlicher Schirmdächer, deren Verfertigung die Avaren ihren Feinden abgelernt, die Mauern zu erschüttern und zu ersteigen gesucht, von Hunger gedrängt seine Belagerungsmaschinen verbrannte und unverrichteter Dinge abzog.

Heraklius in Assyrien und Persien 627. 628.

Dieser Ausgang und der gleichzeitige Sieg des Theodorus hob den Muth des Kaisers, der mittlerweile vom Phasis aus einen Vertheidigungskrieg gegen die fünfzigtausend „goldenen Speere" der Perser geführt hatte. Und um desto nachdrücklicher und erfolgreicher den Kampf fortsetzen zu können, trat er mit den Türken in Bündniß. Er verpflanzte eine Horde der Chazaren von der

Ebene der Wolga nach dem Gebirgslande Georgien und erkaufte sich den Beistand des Khans durch Geschenke und Versprechungen. Verstärkt mit 40,000 Reitern, die der Chazarenfürst ihm in Tiflis zuführte und unterstützt von einer gleichzeitigen Bewegung der Türken, welche den Oxus überschreitend in das alte Stammland der Iranier mit ihren wilden Kriegsschaaren einfielen, drang Heraklius vom Araxes nach dem Tigris vor, unbesorgt über die zahllose Menge der Feinde, welche in diesen Tagen der Entscheidung Medien und Assyrien, den Mittelpunkt des Reiches, decken sollten. Die Kunde, daß Sarbar, der Befehlshaber des Lagers von Chalcedon von Chosroes abgefallen sei, entweder aus Furcht vor dem Argwohne und Haß des Königs oder verführt durch die List des Byzantiners, erhöhte sein Vertrauen und beschleunigte seinen Marsch. An der Stelle, wo einst die Weltstadt Ninive gestanden und ödes Mauerwerk an vergangene Größe erinnerte, erfocht Heraklius einen glorreichen Sieg über das zehnmal stärkere Heer der Perser. Niemand ahnete, daß unter den Erdhügeln, auf welchen damals die Heere des östlichen und westlichen Asiens in furchtbarer Anstrengung ihre Kräfte maßen, noch die bildergeschmückten Räume der alten Königspaläste verborgen lägen. Heraklius selbst übertraf an diesem denkwürdigen Tage durch persönliche Tapferkeit seine streitbarsten Krieger. Unter seiner Lanze bluteten mehrere feindliche Führer, darunter der Oberfeldherr Rhazates, dessen goldene Rüstung und Waffenschmuck bei dem Triumphe des Kaisers glänzten. Die Perser, die mit großer Tapferkeit den ganzen Tag über fochten, blieben zum großen Theil auf dem Schlachtfelde; die übrigen zerstreuten sich in die festen Städte. Nach diesem Siege stand dem oströmischen Heere der Weg nach Assyrien offen. Chosroes mußte die Schmach erleben, daß die geraubten Schätze und Reichthümer, die er in den Gemächern und Gewölben seines Lieblingssitzes Dastadscherd geborgen hatte, wieder entführt wurden, daß Heraklius außer den 28 Fahnen, die er auf dem Schlachtfelde von Ninive erbeutet, noch 300 römische, die einst der Perserkönig aus den bezwungenen Ländern und Städten fortgeschleppt hatte, zurückeroberte.

Schlacht auf den Ruinen von Ninive. 1. Dec. 627.

Der Großkönig der Perser hatte nicht gewagt in der Schlacht bei Ninive dem Tode ins Auge zu blicken und mit seinem glorreichen Gegner um die Herrschaft der Welt zu kämpfen: während sein Feldherr den feindlichen Lanzen erlag und seine tapferen Krieger die Wahlstatt mit ihren Leichen bedeckten, harrte Chosroes in sicherer Entfernung des Ausganges und floh dann, als sich die Römer seiner üppigen Residenz näherten, mit seiner Gattin Sira und einigen Nebenfrauen und getreuen Dienern auf geheimen Wegen nach Ktesiphon, sich in niedrigen Bauernhütten vor Nachstellungen bergend. Aber der Rest des armseligen Lebens, das er so sorglich vor den Feinden zu retten suchte, wurde ihm durch heimischen Verrath verbittert und verkürzt. Sein ältester Sohn Schiruch (Siroes), den ihm die schöne Sira geboren, bildete, erbittert, daß der Vater einen anderen geliebteren Sohn zum Mitregenten und Nachfolger

Chosroes' Ausgang. 628.

erkoren, mit einer Anzahl unzufriedener Satrapen und Edlen eine Verschwörung. Als er sich mit den Abzeichen der königlichen Würde im Lager zeigte, wurde er von den Truppen mit freudigem Zurufe begrüßt. Denn Heer und Volk grollte dem alten König, der in seinem Herrscherstolze jeden Frieden verschmähte, und während er selbst den Gefahren sorgfältig auswich, das Glück und Leben seiner Unterthanen dem siegreichen Feinde preisgab. Auf die Nachricht von der Empörung seines Sohnes und dem Abfall des Heeres versuchte Chosroes zu fliehen. Aber alle Wege der Flucht waren abgeschnitten. Er wurde ergriffen; achtzehn Söhne wurden vor seinen Augen ermordet; dann schloß
25. Febr. 628. man ihn in einen finstern Thurm ein, wo er am fünften Tage in Kummer und Elend starb.

Fall des Sassanidenreichs. Mit Chosroes' Leben endete der Glanz der Sassaniden. Sein unnatürlicher Sohn genoß nur achtzehn Monate die Früchte seiner Verbrechen. Dann folgten einige Jahre wilder Anarchie und Bürgerkriege, in welchen die letzten Kräfte des persischen Reiches gebrochen wurden, Städte und Provinzen sich trennten und unter den Thaten des Bluts und des Frevels Recht, Tugend und Sittlichkeit in Staub getreten wurden. Der Baum, der solche Früchte trug, war reif zum Fällen; und schon war die Axt erhoben, welche die Herrschaft der Sassaniden vom Erdboden vertilgen sollte. Als Chosroes auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, empfing er von Mekka ein Schreiben mit der Aufforderung, Muhamed als den Apostel Gottes anzuerkennen. Verächtlich zerriß er die Schrift des Mannes, dessen Namen er noch nicht gehört hatte. „So wird einst Gott das Reich des Chosroes zerreißen," rief der arabische Prophet aus, „und sein Flehen verwerfen." Unter Jezdegerd ging dieses prophetische Wort in Erfüllung.

Friede und Triumph. Dem Tode des Chosroes folgte ein Friede zwischen Byzanz und Persien. Heraklius begnügte sich mit der Herstellung der alten Grenzen und der Herausgabe des heiligen Kreuzes und der geraubten Tropäen und Gefangenen. Auf einem von vier Elephanten gezogenen Wagen kehrte darauf der Kaiser in seine gerettete Hauptstadt zurück, festlich empfangen von Senat, Geistlichkeit
629. und Volk. Im nächsten Jahre unternahm Heraklius im ärmlichen Pilgerkleide eine Wallfahrt nach Jerusalem, um dem neuen Fest der „Kreuzeserhöhung" beizuwohnen und durch Verfolgung der Juden seine christliche Frömmigkeit zu beweisen.

So endigte dieser letzte große Perserkrieg. Die Waffenehre des Reiches war glänzend hergestellt worden; aber dennoch hat dieser verheerende Krieg mehr als alle früheren Schicksale und Erlebnisse zu dem völligen Ruin beigetragen, in den die griechische Welt zusammenstürzte. Damit den Kirchen und Geistlichen die erborgten Summen zurückgestellt werden könnten, wurde das Volk mit neuen Abgaben erdrückt. Glück, Wohlstand und Lebensmuth sanken dahin, und Kunst, Wissenschaft und Industrie entbehrten jeglicher Pflege. Der Geist der Erfindungen stockte und die Hände verloren die alte Kunstfertigkeit.

Heraklius überlebte seinen Triumph noch zwölf Jahre. In den Armen seiner geliebten Nichte Martina, die er zu seiner zweiten Gemahlin erhoben, verbrachte er den Abend seines Lebens in derselben üppigen Ruhe wie das erste Jahrzehnt seiner Herrschaft. Zwei Jahre vor seinem Tode traf er nach dem Wunsche der Kaiserin die Bestimmung, daß seinem Sohne erster Ehe, dem kränklichen **Constantin**, der Sohn der Martina, **Herakleonas** als Reichsgehülfe zur Seite stehen sollte, und sein letzter Wille erklärte beide Söhne zu gleichen Erben des Reichs und empfahl ihnen die Kaiserin Martina als ihre Mutter und Fürstin zu ehren. Aber der Widerwille, womit die Geistlichkeit und das Volk von jeher die unerlaubte Ehe betrachtet, wurde durch den Regierungswechsel nicht gemindert. Das Murren der Senatoren und Bürger, als Martina sich zum erstenmal öffentlich auf dem Throne zeigte, nöthigte sie, die ehrgeizigen Ansprüche auf eine Mitregentschaft aufzugeben und ihren Einfluß auf ihre Frauengemächer zu beschränken, und als bald darauf der schwächliche Constantin starb, schrieb man den Tod einer Vergiftung zu. Die Soldaten, von einem treuen Diener des verstorbenen Monarchen aufgestiftet, erregten einen Aufstand, an dem Senat und Volk Theil nahmen, und der damit endigte, daß Martina und ihr Sohn Herakleonas an Nase und Zunge verstümmelt in die Verbannung gestoßen wurden, wo sie ihr Leben in Vergessenheit beschlossen, indeß Constantins Sohn **Constans**, ein Knabe von zwölf Jahren, den Thron des oströmischen Reiches bestieg. Die guten Vorsätze des jungen Monarchen, die er vor dem Senate aussprach, wurden unter der Entartung der Zeit und des Hofes bald vergessen. Aus Furcht und Mißtrauen zwang er seinen Bruder Theodosius zuerst in den geistlichen Stand einzutreten, und als ihm diese Erniedrigung des kaiserlichen Sprößlings noch nicht volle Sicherheit gewährte, ließ er ihn ermorden. Diese und andere Frevel reizten das Volk der Hauptstadt zum Haß, so daß sich Constans durch eine längere Entfernung, die zuletzt in eine freiwillige Verbannung überging, den Nachstellungen und Verwünschungen desselben entzog. Nachdem er einen Winter in Athen zugebracht, bekriegte er die Langobarden in Benevent und anderwärts, besuchte Rom, wo er die Kirchen ihres Schmucks beraubte, das eherne Dach des Pantheon abnehmen ließ und die Reste der Kunstschätze des Alterthums entführte, um die öffentlichen Gebäude in Constantinopel zu zieren, und schlug dann seinen Wohnsitz in Syrakus auf. Hier verbrachte er die letzten Jahre seines lastervollen Lebens unter den Qualen eines vorwurfsvollen Gewissens, bis ein fanatischer Diener dem Frevler im Purpur, dem Begünstiger der monotheletischen Ketzerei, im heißen Bade den Tod bereitete. Die Truppen von Sicilien riefen einen jungen Krieger von geringem Stande und großer Schönheit zum Kaiser aus. Aber die Zeit der Prätorianermacht war vorüber. Senat und Volk der Hauptstadt, empört über die Anmaßung des entfernten Heeres, bekleideten den ältesten Sohn des Constans, **Constantinus**, mit dem Purpur und gewährten ihm freudig die Mittel, die Schmach und Vermessenheit zu rächen. Der neue Kaiser setzte nach Sicilien über, schlug, durch die Legionen von Karthago und Rom verstärkt, die Empörung nieder und ließ das schöne Haupt des ermordeten Gegners im Hippodrom aufstellen. Unter der Zahl von Opfern, die seine Rache forderte, war auch ein junger Geistlicher, Germanus. Constantin ließ ihn entmannen; aber die Wunde heilte und der Verletzte stieg später zu dem Range eines Patriarchen und Heiligen empor. Während der Abwesenheit in Sicilien war des Kaisers Barthaar gewachsen, daher ihn seine Unterthanen mit dem Beinamen des „Bärtigen" (Pogonatus) belegten. Nach dem Tode des vierten Constantinus, der sich vor den Ansprüchen seiner Brüder durch ihre Verstümmelung sicher stellte und den Bulgaren und Arabern das Reich preisgab, um sich ungestört den theologischen Streitigkeiten zu widmen, folgte sein Sohn **Justinian II.**, ein ruchloser Jüngling von geringem Verstand und heftigen Leidenschaften,

Verwirrung des Reichs.

11. Febr. 641.

Constantinus III. 641.

Herakleonas 641.

22. Juni 641.

Constans II. 641–668.

660

668.

Constantinus IV. 668–685.

Justinian II (erste Periode) 685–695.

der den Namen seines berühmten Vorgängers durch Laster entweihte und ihm nur
nachahmte in verschwenderischer Baulust. Ein Eunuch und ein Mönch waren seine
Großbeamten: „dem Einen überließ er den Palast, dem Andern die Finanzen; jener züch-
tigte des Kaisers Mutter mit einer Geißel, dieser hing zahlungsunfähige Steuerpflichtige
mit dem Haupte niederwärts über ein langsam loderndes Feuer auf.“ Zehn Jahre
Leontius 695—698. ertrugen die Unterthanen die Grausamkeiten des Tyrannen. Da erregte Leontius,
ein Feldherr von Ruf, der drei Jahre lang mit mehreren der angesehensten Senatoren
im Kerker geschmachtet hatte, in dem kurzen Zwischenraum, der ihm zwischen seiner
Befreiung und Abführung nach Griechenland gestellt war, einen Aufstand. Justinian
wurde von dem zornigen Volke in den Hippodrom geschleppt; aber Leontius schenkte
ihm das Leben und begnügte sich mit seiner Verstümmelung und Verbannung. Der
695. entsetzte Tyrann, fortan mit dem Beinamen „Rhinotmetus“ belegt, verbrachte mehrere
Jahre in einer einsamen Ansiedelung zu Cherson. Nach dreijährigem Aufenthalte an
jenem Rande der skythischen Wüste erhielt Justinian die Nachricht, daß Leontius durch
den Rebellen Apsimar gestürzt und verstümmelt worden sei und dieser unter dem Na-
Tiberius III. 698—705. men Tiberius den Thron Constantins bestiegen habe. Erfüllt von der Hoffnung auf
Wiedereinsetzung entfloh Justinian den Nachstellungen des neuen Gebieters. Er begab
sich zu den Chazaren, die ihre Zelte zwischen Don und Dnepr aufgeschlagen hatten.
Der Khan nahm ihn wohlwollend auf, wies ihm die Stadt Phanagoria am asiatischen
Ufer der Mäotis zum Aufenthaltsort an und vermählte ihm seine Schwester Theodora.
Aber als Justinian einige Jahre nachher merkte, daß der Chazarenfürst, von seinen
Feinden in Byzanz durch Gold gewonnen, auf seinen Tod oder seine Auslieferung sinne,
entfloh er heimlich mit seinem Gefolge auf einem Schiffe nach den Donaumündungen,
erkaufte sich durch große Verheißungen den Beistand des Königs der Bulgaren und
rückte mit demselben an der Spitze von 15,000 Reitern vor die Mauern von Constan-
tinopel. Dort hatte man während seiner zehnjährigen Abwesenheit seine Frevelthaten
zum Theil vergessen, daher gelang es ihm mit Hülfe seiner Anhänger den Thron seiner
705. Väter wieder zu besteigen. Sein erstes Anliegen, nachdem er den Bulgarenfürsten mit
Justinian II. (zweite Periode) 705—711. Schätzen beladen entlassen und seine treue Gattin von Phanagoria herbeigerufen hatte,
war blutige Rache an seinen Widersachern. Leontius wurde aus dem Kerker, Apsimar
(Tiberius) aus dem Palaste in den Hippodrom vor den kaiserlichen Thron geschleppt.
Justinian setzte den Fuß auf ihre Nacken, während er dem Wagenrennen zusah und sich
an dem Jubelgeschrei des Volkes ergötzte. Ihre Hinrichtung bildete den Anfang einer
sechsjährigen Tyrannei, wie Rom und Byzanz noch keine erlebt. „Beil, Strick und
Folter betrachtete er als die einzigen Werkzeuge der kaiserlichen Würde.“ Auch die
Chersoniten wurden mit grausamer Verfolgung heimgesucht und nur durch die Flucht
nach dem Festlande entgingen sie der gänzlichen Vernichtung. Ein zweiter Zug sollte
das blutige Werk vollenden. Da gelang es aber den Verbannten, die sich unter dem
Schutze des Chazarenfürsten gesammelt hatten, die Schiffsmannschaft zum Abfall und
zur Anerkennung des von ihnen zum Kaiser erhobenen Armeniers Bardanes (Philip-
picus) zu bewegen. Als diese sich der Hauptstadt näherten, wurde Justinian, von
Freunden entblößt und selbst von seiner Leibwache verlassen, durch den Streich eines
711. Mörders getödtet. Sein junger Sohn Tiberius, der an dem Altare und dem Kreuz
einer Kirche Schutz gesucht, wurde von den Empörern weggerissen und an der Thüre
niedergemacht. In ihm erlosch der Stamm des Heraklius. Der neue Kaiser, der den
Philippicus 711—713. Namen Philippicus annahm, büßte den kurzen Rausch einer zweijährigen in Wollust
und Verschwendung verbrachten Herrschaft mit dem Verlust seiner Augen durch eine
Anastasius II. Palastverschwörung. Nachdem sein Nachfolger Anastasius II. durch einen Aufstand
713—716. der Schiffsmannschaft bei einem Seekriege gegen die Araber gestürzt worden war und

Theodosius II., der ungerne seine Stelle eingenommen, dem Feldherrn der Truppen des Ostens, Leo dem Isaurier hatte weichen müssen, bestieg ein neues Herrschergeschlecht den Thron, dessen bilderstürmender Eifer dem oströmischen Reiche frische Wunden schlug, während die Araber ihre siegreichen Waffen bis unter die Zinnen der Hauptstadt trugen. Anastasius und Theodosius vertauschten das Scepter mit dem geistlichen Gewande. Als aber der erstere in Verbindung mit dem Bischof von Thessalonich Versuche machte die verlorene Macht wieder zu erlangen, mußte er nebst seinem Gefährten eines gewaltsamen Todes sterben. Theodosius II. 716—718. Leo der Isaurier 718—741.

Wir sind an einem Zeitpunkte angelangt, wo die alte griechisch-römische Welt, welche im Westen unter den Stürmen der Völkerwanderung den Schlägen der Germanen erlegen war, welche dann in den osteuropäischen Landestheilen von den slavischen und bulgarischen Stämmen und von den Reiterschaaren der skythischen Avaren zertreten worden und welche endlich im fernen Morgenlande mit den Persern um die Herrschaft in Asien gerungen hatte, von Süden her durch ein neues Volk bedrängt wurde, dessen Name bisher noch kaum in der Weltgeschichte genannt worden ist, und wo die christliche Religion, die in ihrem Bildungs- und Entwicklungsgange allmählich die alten heidnischen Culturformen und geistigen Errungenschaften in sich aufgenommen, mit einem Glaubenssystem feindlich zusammentraf, in welchem die göttliche Einheit viel schärfer ausgeprägt war. Schluß u. Resultate.

Ehe wir diese neue Erscheinung ins Auge fassen, ehe wir das arabische Volk von dem Saume des rothen Meeres auf seinem Eroberungszug begleiten, und die Religion Muhameds, die sich durch das ganze Mittelalter als feindlicher Gegensatz dem Christenthum entgegenstellte und auf das geschichtliche Leben des Morgen- und Abendlandes den wichtigsten Impuls übte, in ihren Grundbildungen darstellen, möge es gestattet sein, einen Rückblick zu werfen auf die germanischen Völkerschaften, die seit dem 4. Jahrhundert in den Vorgrund des handelnden Lebens getreten sind, von denen in den nächsten Zeiträumen die Geschicke der Welt hauptsächlich bestimmt werden und die auf neuen Wegen und in verschlungeneren Lebensformen die Aufgabe der Menschheit zu lösen versuchten.

Der Vermischungsproceß der Völker und Nationen, der schon in dem römischen Weltreich vor sich gegangen, wurde unter dem Einflusse des Christenthums, das alle Verehrer des gekreuzigten Heilandes zu einer großen christlichen Gemeinschaft vereinigte, noch weiter geführt, bis die christliche Menschheit in drei großen Völkergruppen, Romanen, Germanen und Slaven gesammelt, der muhamedanischen Welt des Südens und Ostens entgegen trat. Jene drei Völkergruppen, die gleichsam als der Lehr-, Wehr- und Nährstand der europäischen Menschheit des Mittelalters dastehen, tauschten in den Ländern des gemeinsamen Besitzes ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und geistigen

Errungenschaften vielfach mit einander aus, wobei der gebildetere und fähigere Theil der gebende, der unreifere und schwächere der empfangende war, also daß die Germanen in die Mitte gestellt, den Romanen gegenüber die letztere, den Slaven gegenüber die erstere Aufgabe zu lösen hatten. Denn während die slavischen Völker an der Oder und Elbe, an der Donau und in den Ostalpen durch die Einwirkung der Deutschen zu den Anfängen eines umfassenden staatlichen Lebens gelangten, und ihre heimischen Sitten, Sprache und nationales Wesen mit der Zeit großentheils gegen das Germanische vertauschten, verloren die ausgewanderten deutschen Völkerschaften ihre vaterländischen Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten in den fremden Ländern, die sie sich durch ihr Schwert erworben, und nahmen die Sprache, Cultur und Gesetzgebung der besiegten Völker an. Gibt diese Erscheinung einerseits Zeugniß von der Macht der geistigen Bildung, die auch dem Schwachen und Unterdrückten ein Uebergewicht verleiht über den ungebildeten Starken und Rohen, so ist sie zugleich ein Beweis von der empfänglichen und nachgiebigen Natur der Germanen, die fremden Einflüssen nicht nachdrücklich genug zu widerstehen vermag. Die schönsten Provinzen des römischen Abendlandes waren germanischen Stämmen zugefallen; die Erinnerungen der alten Zusammengehörigkeit unter Roms Obmacht waren noch nicht ganz entschwunden; ein germanisches Westreich hätte sich wohl durch ein Bundesverhältniß erschaffen und dem byzantinischen Ostreich gegenüber stellen lassen. Aber weit entfernt, sich zu einem Ganzen zu vereinigen und den Bestrebungen des großen Theoderich fördernd entgegenzukommen, gingen die germanischen Staaten immer mehr auseinander, gestalteten ihr Leben selbstständig in eng begrenzten Kreisen und verschafften dadurch dem Fremden den Sieg. Die Langobarden in der Poebene wurden Italiener, die Westgothen und Sueven in der pyrenäischen Halbinsel wurden Spanier, die Franken nahmen gallische Sprache und Bildung an, wenn gleich Land und Volk seitdem von den neuen Einwanderern den Namen führte. Die Gothen sahen ruhig zu, wie die Vandalenherrschaft in Afrika gebrochen ward, und doch bildete diese Eroberung nur den Anfang zu anderen Unternehmungen, durch welche ihre eigene Existenz gefährdet oder bedroht war. Nach zwanzig Jahren theilten die Ostgothen das Loos ihrer südlichen Volksgenossen und die Westgothen hatten noch über ein halbes Jahrhundert schwere Kämpfe zu bestehen, ehe es ihnen gelang, die Südküste Spaniens von der byzantinischen Herrschaft zu befreien und den „Dorn des Schmerzes" auszureißen, der eine eiternde Wunde erzeugte, welche fortwährend den ganzen Reichskörper in fieberhafter Aufregung hielt. „Und welcher andere deutsche Stamm schien so sehr wie der gothische den Beruf zu haben, die auseinandergesprengten Germanenstämme zu einem machtvollen Reiche zu vereinen, die Ordnung und Gesittung der römischen Welt zu verschmelzen mit deutscher Kraft und Freiheit, und so was noch Lebenskräftiges in den alten Zuständen war, in sicherem Bette hinüberzuführen zu neuer Entwicke-

lung? Kein deutsches Volk zeigte neben heldenmüthiger Tapferkeit diese Empfänglichkeit für die aus dem Alterthum überkommene Bildung, bei keinem haben die Wissenschaften, hat das Christenthum so schnell und so tief Wurzel geschlagen."

Und nicht blos die Stämme vergaßen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs und ihrer Geschlechts- und Blutsverwandtschaft, und bildeten ihr Sonderleben unabhängig von den übrigen aus, die einzelnen Völker spalteten sich wieder in mehrere getrennte Staaten und Reiche und schwächten nicht selten ihre Kräfte durch Kriege, Stammfehden und Thaten der Blutrache. Die Angelsachsen, die in den britischen Inseln so sehr über die keltische Bevölkerung die Oberhand hatten, daß dort allein germanische Sprache und Lebensweise, Recht und Religion über die romanische Cultur den Sieg davon trugen, gingen in sieben Königreiche auseinander; die Franken theilten sich in vier Staaten; in Spanien wurde frühzeitig die nationale Scheidung geboren, die in der Folge mehrere Königreiche schuf; in Burgundien schwächte innere Zwietracht und Parteiung die Volkskraft. Nirgends steuerte ein Erbfolgegesetz der staatlichen Zersplitterung; wie Privatgüter wurden die Länder unter die Herrschersöhne vertheilt. Als Karl der Große im achten und neunten Jahrhundert die germanischen Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen suchte, waren schon die Vandalen und der edle Stamm der Ostgothen dem Schwerte der Byzantiner erlegen, und bei den übrigen hatte sich durch die Vermischung mit der römischen Bevölkerung bereits ein bestimmter eigenthümlicher Volkscharakter ausgebildet und befestigt. Zu dieser Trennung trug auch die religiöse Verschiedenheit das Ihrige bei, indem unter den germanischen Völkerschaften die zuerst zum Christenthum bekehrten dem Arianismus huldigten, die Franken und Angelsachsen dagegen den römischen Lehrbegriff und Cultus annahmen und mit Fanatismus zu verbreiten sich bestrebten. Und als im sechsten und siebenten Jahrhundert allmählich alle heidnischen und häretischen Lehrmeinungen verschwanden und das römisch-katholische Kirchenwesen durch Gregors Thätigkeit im ganzen Abendlande Eingang gewann, wurde wohl ein gemeinsames Band um alle Völker geschlungen, aber ein solches, das die nationale und volksthümliche Entwickelung mehr hemmte als förderte, das gerade dem Romanismus die vollständigste Herrschaft verschaffte und die germanische Volksnatur durch das allgemeine kirchliche Gepräge, das sie allen Völkern aufdrückte, zurückdrängte. — Zwar bewahrten die germanischen Völker noch lange ihr eigenthümliches Recht und ihre auf Herkommen und Ueberlieferung beruhenden Gesetze; an den Malstätten wurde noch in alter Weise das Recht gefunden, und die bedeutendsten germanischen Völker, die Langobarden, Burgunder, Franken und Westgothen suchten die überkommenen Rechtsinstitute durch Sammlungen und Aufzeichnungen vor dem Untergang und vor Fälschung zu retten und ihren Nachkommen zu erhalten; aber um dieselbe Zeit, ein merkwürdiges Zusammentreffen! wurde in Byzanz das Justinianeische Rechtsbuch aufgestellt, das berufen war, die germanischen Völker

in der Folge nicht minder unter das römische Joch zu beugen als die Kirche. Römische Cultur und Sprache, römisches Recht und römisches Kirchenthum waren zu mächtige Factoren der öffentlichen Lebensthätigkeit, als daß nicht einfache, ungebildete und ehrliche Volksstämme ihren Einflüssen hätten erliegen sollen. Nur die heimischen Sitten und der angeborne Kriegsmuth, die in der ureigenen Natur und Geistesrichtung der Germanen wurzelten, blieben ungebrochen und übten bald eine wohlthätige Rückwirkung auf die entartete romanische Welt aus. Die deutsche Treue, das gerade Manneswort, die Achtung vor dem Weibe und die persönliche Ehre blieben forthin anerkannte Tugenden und Güter und dienten zur Veredlung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens, die auch auf die unterworfenen Völker einen wohlthätigen Einfluß übte. „Ueberall brachten die Germanen in die sittlich tief gesunkene römische Welt einen jugendlich frischen Lebenshauch, an dem sich nun auch die alte Bevölkerung wieder aufrichtete und erquickte; und sehr bald trat auch in Betreff des Besitzstandes an Grund und Boden ein geregeltes Verhältniß ein.“

Aber wie viele edle Kräfte die deutsche Nation durch die Völkerwanderung eingebüßt hat, dennoch bleibt dieselbe der Stolz und Ruhm der deutschen Geschichte, und die Vernichtung des römischen Weltreichs die größte That der germanischen Völker. Dies erkannte auch der Volksinstinct, indem er seine ältesten und großartigsten Dichtungen an jene tiefbewegte thatenreiche Zeit anknüpfte. Das Heldenalter der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnißvollen segenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung haben, wo, wie in einem mächtigen Gebirgsstock, einzelne sonnenerleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren goldenen Spitzen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Volksstämme in sich tragen. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirge, wo sich die romanische und germanische Welt verbindet und trennt, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören. Es ist die letzte gemeinsame Heimath aller germanischen Völkerschaften, ehe sie nach den verschiedensten Richtungen auseinander gingen und in den neuen Wohnsitzen der alten Zusammengehörigkeit vergaßen. In den Heroengestalten der Volksdichtung erhielt sich die letzte Erinnerung der ehemaligen Verwandtschaft und nationalen Einheit.

Verbesserungen.

S. 283	Z.	1[illegible] v. o.	lies	Aurelius Victor st. Valerius Maximus.
„ 608	„	4 v. u.	„	verbrachte st. verbrachtete.
„ 678	„	10 v. o.	„	Aus st. Auch.
„ —	„	13 v. o.	„	Jornandes st. Jorandes.
„ 808	„	4 v. u.	„	672 st. 872.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

CASPAR LESS
BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Georg,

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 4

Leipzig 1863

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.135(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690497-7